Ger. Philol
A.

Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

Josef Nadler und August Sauer

4 3.85

Einundzwanzigster Band.

Jahrgang 1914

15 8838
5/2/21

Leipzig und Wien

Buchdruckerei und Verlags-Buchhandlung Carl Fromme, Ges. m. b. H.

1914

Alle Rechte vorbehalten

PN
4
E8
Bd.21

Verlags-Archiv-Nr. 1393.

Inhalt.

Untersuchungen und neue Mitteilungen.

Seite

Die Wissenschaftslehre der Literaturgeschichte. Versuche und Anfänge. Von Josef Nadler 1

Das Motiv vom kritischen Alter. Eine Studie zum „Mann von fünfzig Jahren" und ähnlichen Stoffen. Von Albert Ludwig 63

Neues Aktenmaterial über die englischen Komödianten in Deutschland. Mitgeteilt von Hanns Niedecken-Gebhart 72

Opitz und die stoische Philosophie. Von Kurt H. Wels 86

Johann Balthasar Schupp. Neue Beiträge zu seiner Würdigung von Carl Vogt (Nachträge zur Bibliographie) 103. 490

Bruchstück einer Wiener Faust-Komödie vom Jahre 1731. Von Johannes Bolte 129

Noch ein Gedicht aus Wielands Jünglingsalter. Von Wolfram Suchier 136

Die Briefe Klopstocks an den Freiherrn Achatz Ferdinand v. d. Asseburg. Von Max Trippenbach. (Schluß) 139

Die Ackermannsche Schauspielergesellschaft in Hannover im Jahre 1768. Von G. Kohfeldt 147

Die Struktur des Pantheismus: Die Kategorie der Totalität in Goethes naturwissenschaftlichen Schriften. Von Ferdinand Bulle 156

Das erste Faustparalipomenon und Fausts innere Entwicklung. Von Arthur Frederking 182

Zu Goethes Gedichten. Von Max Morris 209

Jeanpauliana. Von Eduard Berend:

I. Unbekannte Jugendaufsätze 219

II. Früheste Zeugnisse 226

III. Jean Pauls Anteil an Einsiedels „Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst" 227

Ungedruckte Briefe L. Tiecks. Mitgeteilt von H. Günther (Schluß) . . 230

Fichte und sein Verhältnis zu Preußen. Vortrag gehalten in der Gesellschaft für deutsche Literatur am 18. März 1914. Von Daniel Jacoby 237

Fichtes Einfluß auf die ältere Romantik. Von W. Schmidt (Schluß):

VI. Kapitel. A. W. Schlegel und L. Tieck 251

VII. Kapitel. Schleiermacher 255

Seite

Theodor Fontane und ſein franzöſiſches Erbe. Von Paul Amann 270. 623. 790
Anhang: I. Von der ſubjektiven Bedeutung der ‚Wanderungen‘ . . 805
II. Vom Hiſtoriker Fontane 809
Fiſchart-Studien. Von Adolf Hauffen:
VI. Fiſcharts Rechtsſtudien in Siena, Straßburg und Baſel . 463. 681
Procopius von Templin 1609—1680. Von A. H. Kober . . . 520. 702
Über J. G. Jung als Dichter und ein Bäuerlein als Schriftſteller. Von Wolfram Suchier 547
Die franzöſiſche Revolution von 1789 in den Gedichten Klopſtocks und der Göttinger. Von Eberhard Sauer 551
Manon Lescaut und Wilhelm Meiſter. Von Richard Meßlény . . . 564
Goethe und Leſage. Von Bettina Fries 568
Zur Stoffgeſchichte von Schillers Balladen. Von Joſef Troſtler:
1. Der Kampf mit dem Drachen 573
2. Der Handſchuh 580
Zwei Briefe Jean Pauls. Mitgeteilt von A. Funck 582
Briefe Friedrich Schleiermachers an Auguſt Wilhelm Schlegel. Nach der Handſchrift hg. von Joſefa Elſtner und mit Einleitung und Anmerkungen verſehen von Erich Klingner 584. 736
Die Quellen zu Platens Polenliedern. Von Wilhelm Hauk . . 598. 773
Zu Julius Moſens Trauerſpiel ‚Der Sohn des Fürſten‘. Von H. Schuller 611
Der Roman ‚Ourika‘ der Ducheſſe de Duras und Paul Heyſes gleichnamige Versnovelle. Eine Studie von Georg J. Plotke 654
Zur Quellengeſchichte des Simpliciſſimus. Von Joſef Troſtler . . . 695

Miszellen.

Ein überſehenes poſthumes Werk des Ägidius Albertinus: „Himmliſche Cammerherrn“. Von Nik. Scheid S. J. 287
Ein überſehenes Stück Goethetext. Von B. A. Müller 288
„Kein ſchellenlauter Tor“. Von Agnes Bartſcherer 289
Zwei Notizen zum „Fauſt“. I. Die Bedeutung des Hexeneinmaleins. II. Die Bedeutung des Namens „Mephiſtopheles“. Von M. Fiebig . . . 293
Zum Schlüſſel in der Mütterſzene. Von Georg Moritz Wahl . . . 294
Jakob M. R. Lenz und Fräulein von Albedyll. Von Rudolf Balloſ . 297
Zu Schillers Gedicht „Hektors Abſchied“. Von Rudolf Balloſ . . . 298
Georg Büchner in Zürich. Von Anton Büchner 299

Rezenſionen und Referate.

Altmann, Robert Hamerlings Weltanſchauung (Martha Kramer) . . 675
Arnim, ſ. Hartmann.
Borcherdt, Andreas Tſchernings (Otto Lerche) 667
Freiligrath-Briefe hg. von Wiens (Wolfgang Stammler) 674

Seit

Fueter, Geschichte der neueren Historiographie (Otto Lerche) . . . .
Goethe-Literatur (Max Morris):
1. Simmel, Goethe 327
2. Alt, Goethe und seine Zeit 329
3. Robertson, Goethe and the 20th century 329
4. Carlyle, Goethe .. hg. von Sänger 330
5. Castle, Goethes Bildungsideal 330
6. Maaß, Goethe und die Antike 331
7. Maaß, Goethes Medea 335
8. Trampe, Goethe und Spinoza 337
9. Schneege, Goethes Spinozismus 337
10. Hehn, Über Goethes Gedichte hg. von v. d. Hellen 337
11. Masing, Sprachliche Musik in Goethes Lyrik 33
12. Leitzmann, Goethes erste Weimarer Gedichtsammlung 340
13. Stammler, Anti-Xenien. In Auswahl hg. 340
14. Fries, Stilistische Beobachtungen zu Wilhelm Meister 341
15. Bötcher, Goethes Singspiele „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villa Bella" und die „opera buffa" 342
16. Steinweg, Goethes Seelendramen und ihre französischen Vorbilder 343
17. Fränkel, Wandlungen des Prometheus 345
18. Kettner, Goethes Nausikaa 346
19. Kettner, Goethes Drama „Die natürliche Tochter" 346
20. Von dem Hagen, Goethe als Herausgeber von „Kunst und Altertum" 348
21. Mentzel, Wolfgang und Cornelia Goethes Lehrer 349
22. Funck, Die schöne Seele. Bekenntnisse, Schriften und Briefe der Susanna Katharina v. Klettenberg 351
23. Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe hg. von Gräf und Leitzmann 352
24. Vogel, In der Stadt der Lagunen 352
25. Voigt, Goethe und Ilmenau 353
26. Geitel, Entlegene Spuren Goethes 353
27. Brandt, Goethe und die graphischen Künste 354
28. Klein, Longus Hirtengeschichten von Daphnis und Chloe im Urteile Goethes 354
29. Braun, Marg. Fuller and Goethe 355
30. Das Goethe-Nationalmuseum 355
31. Von der Hellen, Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe. Register 356

Goethe, s. auch Schillerliteratur Nr. 5.
Hamann, s. Unger.
Hamerling, s. Altmann.

Seite

Hartmann, Ludw. Achim von Arnim als Dramatiker (Josef Körner) 388
Hölderlin, Sämtliche Werke hg. von Seebaß und v. Hellingrath. 5. Bd. (Franz Zinkernagel) 356
Hoffmann E. T. A. im persönlichen und brieflichen Verkehr hg. von v. Müller (Max Pirker) 396
Humboldt Wilhelm und Karoline v. in ihren Briefen hg. von v. Sydow. 6. Bd. (Albert Leitzmann) 411
Humboldt, ſ. auch Schiller-Literatur Nr. 2.
Kalb Ch. v., ſ. ebenda Nr. 4.
Kant, ſ. ebenda Nr. 7.
Krieck, Leſſing und die ‚Erziehung des Menſchengeſchlechts‘ (G. Fittbogen) 320
Krüger, Albrecht Thaer und die Erziehung des Menſchengeſchlechts (G. Fittbogen) 314
Leſſings Fauſtdichtung hg. von Petſch (G. Fittbogen) 313
Leſſing, ſ. auch Krieck; Krüger; Motz.
Leutholb-Ausgabe, Die neue vollſtändige (Emil Sulger-Gebing) . . 444
Meßlényi, Aus J. J. Winckelmanns Briefen (Wolfg. Stammler) . . 310
Motz, Leſſings ‚Erziehung des Menſchengeſchlechts‘ (G. Fittbogen) . . 325
Schillerliteratur der Jahre 1911 und 1912 (Albert Leitzmann):
1. Stammler, Schillers Anthologiegedichte 816
2. Neue Briefe W. von Humboldts an Schiller 817
3. Peterſen, Schillers Geſpräche 822
4. Boy-Ed, Ch. v. Kalb 823
5. Schaafs, Goethes Hero und Leander und Schillers romantiſches Gedicht 825
6. Sadée, Vom deutſchen Plutarch 827
7. Roſalewski, Schillers Äſthetik im Verhältnis zur Kantiſchen . 829
Thaer, ſ. Krüger.
Tieck, ſ. Wüſtling.
Tſcherning, ſ. Borcherdt.
Unger, Hamann und die Aufklärung (Robert Petſch) 304
Wiener Haupt- und Staatsaktionen hg. von Payer v. Thurn (Hans Trutter) 830
Winckelmann, ſ. Meßlényi.
Wüſtling, Tiecks William Lovell (Fritz Brüggemann) 363

Ergänzungen und Berichtigungen 460
Mitteilungen 461. 675
Regiſter. Von Alfred Roſenbaum 836

Die Wissenschaftslehre der Literaturgeschichte.

Versuche und Anfänge.

Von Josef Nadler in Freiburg i. Ü.

barbarus huic ego sim, nec tali intellegar ullo.

Jede Wissenschaft, und wir treiben ja eine der jüngsten, ist erst dann für einen folgerichtigen und logischen Aufbau von unten herauf reif, wenn die Tatsachen, die ihren Gegenstand bilden, hinreichend feststehen. Dieser Augenblick scheint für uns nahe zu sein. Die Arbeit zweier Menschenalter hat durch Quellenverzeichnisse, Ausgaben, Einzeluntersuchungen jeder Art die Tatsachenmasse so vollständig und übersichtlich zusammengetragen, daß uns nennenswerte Überraschungen in stofflicher Hinsicht kaum mehr bevorstehen werden. Das war der Weg, den bisher noch jede Wissenschaft zu gehen hatte. Und wenn es auch selbstverständlich ist, daß die logischen Grundsätze und die erkenntnistheoretisch geprüften Grundbegriffe auf alles Erkennbare anzuwenden sind, so ist es doch auch ebenso selbstverständlich, daß diese logischen Grundsätze und die Erkenntnisbegriffe überhaupt erst durch Verbindung mit einem Wissenschaftsgegenstand gewissermaßen inhaltlich bestimmt werden. Und so scheiden sich notwendig in jeder Wissenschaft zwei Stufen scharf voneinander: die Zeit des Sammelns, des Lösens von Vorproblemen und Einzelfragen; die Zeit des erkenntniskritischen Aufbaues. Es wird schwer zu bestreiten sein, daß dem Wesen der Wissenschaft an sich nach erst diese zweite Stufe zu den eigentlichen strengen und höchsten Erkenntnissen führen kann. Und so sind auch wirklich die allgemeine Geschichte, die Naturwissenschaften, insbesondere die Pflanzenlehre, die Tierkunde und das ganz naturwissenschaftliche Wissensgebiet vom Menschen als Art und Gattung erst dann an ihre großen, einheitlichen, letzten Grundfragen herangetreten, als die tatsächlichen Einzelheiten wenigstens notdürftig beschreibend gesichert waren. Uns wird es nicht anders gehen, so sehr wir uns zuzeiten einbildeten, wir trieben eine Wissenschaft von ganz besonderer Art,

für die weder die Logik gelte noch all das, was sonst Wissenschaften begründet und zu Wissenschaften macht. Und wenn demnach auch bei uns jetzt erst, nach Erledigung der Vorarbeiten, der strenge wissenschaftliche Betrieb einsetzen kann, so liegt in dieser Tatsache ganz gewiß kein tadelndes Urteil über diese notwendige, grundlegende Vorarbeit, soweit sie wissenschaftlich geleistet wurde, bedeutet ja auch der wirtschaftliche Aufstieg eines Sohnes keinen Vorwurf gegen den Vater, durch den ja dieser Aufstieg erst möglich wurde. Aber anderseits kann die Jugend keine Pflicht anerkennen, als ob sie den Stein der Weisen bereits ererbt und ihn lediglich sorgsam zu hüten hätte. Im Gegenteil, die Pflicht liegt darin, über diese Arbeit hinauszukommen und je gewissenhafter, je größer und bedeutender diese Elternwerke sind, um so strenger drücken die Jugend Pflicht und Aufgabe.

Das Bewältigen dieser neuen, höheren Erkenntnisziele, das den nächsten Menschenaltern zufällt, fordert als Erstes erkenntniskritische Klarheit darüber, welchen Inhalts und welchen Umfangs der Gegenstand ist, auf den sich die zu erstrebende Wissenschaft bezieht; welches Erkenntnisziel sich die Wissenschaft in bezug auf diesen Gegenstand setzen kann; welche Erkenntnismittel der Wissenschaft zur Erreichung dieses Erkenntnisziels zu Gebote stehen. Daß dieses Erkenntnisziel nicht zu kurz genommen werden darf, weil sonst Stoffmengen des gewählten Gegenstandes ungenützt liegen blieben, weil sonst eine Fülle Schlußvoraussetzungen ohne Folgerungen wären; daß ferner dieses Erkenntnisziel nicht zu weit genommen werden darf, weil sonst Stoff und Kraft nutzlos vergeudet würden: das sollte keines Wortes bedürfen. Erwägungen dieser Art sind angestellt worden, seit Literaturgeschichte als Wissenschaft getrieben wird. Arbeiten dieser Art aus der jüngsten Zeit suchten ihrer Aufgabe überwiegend historisch gerecht zu werden. Erfolge in dieser Weise sind gewiß denkbar. Aber man müßte auch wirklich folgerichtig historisch vorgehen, dürfte sich nicht auf den wissenschaftlichen Betrieb der letzten Vergangenheit beschränken, sondern müßte die ganze literarhistorische Entwicklung seit den Anfängen — und die liegen weiter zurück, als man sich selbst in Fachkreisen vielfach bewußt ist — auf ihre Erkenntniswerte prüfen. Und dann müßte man sich vor Augen halten, daß möglicherweise innerhalb der historischen Entwicklung unserer Wissenschaft das, was wir von jetzt ab brauchen, gar nicht zu finden ist. Die kritische Hilfstätigkeit, die diesem historischen Suchen nach grundsätzlichen Erkenntnismitteln unerläßlich ist, wurde ohnedies mehr als genügend geübt. Wenn also auch ein historisch-kritisches Verfahren sehr wohl denkbar ist und Erfolg verspricht, so bleibt doch ein logisches Vorgehen, das von den denkbar einfachsten, von den grundlegenden Tatsachen und Begriffen ausgeht

und zu den letzten Forderungen fortschreitet, das erste, notwendigste, sicherste.

Mit jener Leichtfertigkeit und Unbedenklichkeit, die auf diesem Gebiete längst nichts außergewöhnliches mehr ist, hat man es versucht, einer gewissen Schule zweifellos vorhandene Verfallserscheinungen in unserem Betriebe zuzuschreiben. Diese einzelnen Verfallserscheinungen haben fast ausnahmslos nur eine Quelle: Mangel an den einfachsten logischen Kenntnissen, mit dem behaftet ein großer Teil des Nachwuchses ohne entsprechende philosophische Vorbildung an die historischen Wissenschaften herangeht. Das Doktorat in der philosophischen Fakultät ist in vielen Fällen lucus a non lucendo. Es genügt nicht, daß man dem Selbstfleiß des Nachwuchses das Aneignen der unerläßlichen logischen Vorbildung hingibt. Hier hilft nur die österreichische Prüfungsvorschrift, die von jedem Kandidaten für das Doktorat in der philosophischen Fakultät eine strenge, einstündige Prüfung aus dem gesamten Gebiet der Philosophie verlangt: Logik, Psychologie und Geschichte der Philosophie. Der vielfach klägliche Eindruck, den die Masse der jüngeren Durchschnittsarbeiten macht, hat wieder eine besondere Quelle, soweit es sich um das Offenbarwerden von Mängeln handelt: den Druckzwang der Doktorarbeiten. Der österreichische Betrieb bringt nur die wissenschaftlich wertvollen Arbeiten der Öffentlichkeit durch Druck zur Kenntnis. Der Druckzwang ist für die Seelenlage des Unterdurchschnitts verantwortlich zu machen, jenen Urheberdünkel, der daraus, daß er die Treibhaussprossen seiner Prüfungsmonate gedruckt, rezensiert und bibliographisch verzeichnet sieht, den Schluß folgert, er sei nicht berechtigt, er sei verpflichtet, sich in der bisherigen Weise seiner mühsamen Erstlingsarbeit weiter zu betätigen. Und da dieses immer urteilfertige Oberflächentum die Zahl für sich hat, wird es für die wirkliche Wissenschaft gehalten. In diesem Kreise wurzeln die wenigen wirklichen Verfallserscheinungen der Literaturgeschichte. Schuld daran ist nicht die Wissenschaft, sondern der durch Lehrvorschriften befohlene Unterrichtsbetrieb. Diese Lehrvorschriften gelten aber gerade in dem Lande nicht, aus dem die angeblichen Urheber dieser Verfallserscheinungen gekommen sind.

Es handelt sich hier darum, aus dem Gegenstand der Literaturgeschichte heraus das Erkenntnisziel dieser Wissenschaft zu suchen und die Erkenntnismittel kritisch zu prüfen. Es gibt dafür nur einen Weg. Es ist vor allem der Erkennende dem Gegenstand des Erkennens, losgelöst von allem andern, gegenüberzustellen. Es ist zu prüfen, was der Verstand am reinen Gegenstand gerade noch erkennen kann, was der Verstand ohne besondere Erkenntnismittel aus dem Gegenstand an sich nicht mehr erfassen kann. Es ist zu ver-

suchen, das Erkenntnisziel schrittweise immer weiter nach vorwärts zu verschieben. So werden sich auch eine Reihe von Hilfswissenschaften bieten. Es wird möglich sein, die Literaturgeschichte gegen eben diese Hilfswissenschaften und gegen scheinbar oder wirklich verwandte abzugrenzen.

Ich bin mir bewußt, daß ich vorwiegend logisch vorgehe und daß die Überschrift dem Inhalt nach insofern etwas weiter ist, als nur die wichtigsten Grundbegriffe geprüft werden. Aber ich wollte den ganzen Rahmen geben, der auszufüllen ist und was Versuche und Anfänge sein sollen, das darf nicht sofort alles zu vollenden sich vermessen. Arbeiten wie die vorliegende können nicht auf Grund der „einschlägigen Literatur" gemacht werden. Das folgende kurze Verzeichnis soll nur andeuten, wo all das zu finden ist, was ich voraussetzen muß.

Die umfangreiche Literatur zum Streit um Karl Lamprecht ist im 1. Band seiner „Deutschen Geschichte" zusammengestellt. Zum Gegenstand selber genügt es auf August Sauers Rektoratsrede „Literaturgeschichte und Volkskunde" Prag 1907 hinzuweisen. Das grundlegende logische Werk zur Frage ist und bleibt wohl noch auf lange: H. Rickert „Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung", Tübingen und Leipzig 1902. Was mich hindert, mit diesem Buche bis zum Schlußsatz zu gehen, sage ich an anderer Stelle. Aber ich könnte mich an fast allen entscheidenden Punkten meiner Ergebnisse auf Rickert berufen. Bis auf Rickert war es ein allgemein vertrauter Kunstgriff, jeden Versuch über das geschichtlich Einzelne hinauszukommen einfach „naturwissenschaftlich" zu nennen und damit natürlich beim damaligen Stande der Dinge von vornherein als äußerst verdächtig zu brandmarken. Mit diesem Kunstgriff hat Rickert gründlich aufgeräumt. Aber es ist mir unverständlich, daß man Rickert so oft als Kronzeugen für das Dogma einer starr „individualistischen" Geschichte aufrufen kann. Für längere Strecken hat mir gute Dienste geleistet: O. Ritschl „Die Kausalbetrachtung in den Geisteswissenschaften". Festschrift. Bonn 1901; H. Grünbaum „Zur Kritik der modernen Kausalanschauungen". Archiv für systematische Philosophie. Neue Folge, 5, 324 ff., 379 ff.; B. Tschitscherin „Raum und Zeit", ebenda 5, 137 ff., 253 ff. Von den geschichtlichen Aufsätzen schneidet sich der Beitrag von Gustav Schnürer nur zum Teil mit meinem Gegenstande: „Das Verhältnis zwischen sozialpsychischen und individualpsychischen Kräften in der Geschichte". Die Kultur 2, 122 ff. Das schöne und kundige Buch von J. Goldfriedrich „Die historische Ideenlehre in Deutschland", Berlin 1902, wird erst für eine spätere Arbeit entwicklungsgeschichtlichen Charakters dankbare Anregungen bieten. Herder wie Wilhelm von Humboldt stehen in so starken Beziehungen zu unsern neuen Aufgaben, daß man ihre geschichtlichen Schriften wird fleißiger lesen müssen, wenn man Dinge zu bekämpfen suchen sollte, die nicht „neu" sind, sondern schon in dem Augenblick, als Herder sie seiner tauben Zeit aussprach, durch Jahrhunderte im Stillen gekeimt hatten. Ich nenne in diesem Zusammenhange: K. Lamprecht „Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft vornehmlich seit Herder". Vortrag. München 1898; K. Lamprecht „Herder und Kant als Theoretiker der Geschichtswissenschaft". Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. 3. Folge, 14, 161 ff.; J. Grundmann „Die geographischen und völkerkundlichen Quellen und Anschauungen in Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit". Berlin 1900.

I. Die schriftlichen Denkmäler als Inhalt meines Bewußtseins.

Die Denkmäler, so wie sie mir unmittelbar gegeben sind. Logische und erkenntnistheoretische Folgerungen. Was kann ich auf dieser Stufe erkennen und was nicht? Anwendung auf wissenschaftliche Möglichkeiten. Wäre ein verschiedenes „philologisches" oder „literarhistorisches" Verhalten möglich? Ist eine psychologische Methode denkbar? In welcher Richtung sind die Erkenntnismittel zu erweitern?

Es gilt folgende Voraussetzung: alle erhaltenen schriftlichen Denkmäler in deutscher Sprache und alle Schriftmäler, die von Deutschen herrühren, sind mir als Inhalt meines Bewußtseinsvorganges gegeben. Lediglich diesen Denkmälern als Form trete ich lediglich vorstellend und urteilend gegenüber. Ich denke mir alle Titel und Verfassernamen fort und habe keinerlei andere Kenntnis. Diese Annahme selbst verlangt also völlige Voraussetzungslosigkeit. Nur ich und die künftigen Gegenstände einer künftigen Wissenschaft stehen einander gegenüber. Welche Urteile sind möglich? Welche Erkenntnisse und welche Mittel dazu sind denkbar?

1. Als unmittelbar sicher ist mir zunächst nichts gegeben als gewisse Schriftzeichen. Erfahrungsgemäß und gewohnheitsgemäß verbinde ich mit den gleichen wiederkehrenden Zeichen gleiche wiederkehrende Lautverbindungen und ebenso erfahrungsgemäß und gewohnheitsgemäß verbinde ich gewisse Vorstellungen, sei es unmittelbar mit diesen Schriftzeichen, sei es mittelbar durch die mit diesen Schriftzeichen verbundenen Lautfolgen. Gewiß ist also nur, daß sie in mir, indem ich diese Schriftzeichen lese, Vorstellungsreihen erwecken und verknüpfen. Die Denkmäler sind also vorerst für mich lediglich ein Mittel der Apperzeption und Assoziation.

2. Überblicke ich die Massen dieser Schriftzeichen, so fälle ich die ersten Urteile: diese lautverbindenden Zeichen haben wechselnde Sprachgeltung. Wenn ich nämlich streng folgerichtig mit all diesen Schriftbildern immer die gleichen Lautwerte verbinde, mit jedem Buchstaben den ihm zukommenden Laut, und wenn ich so alle Denkmäler durchgehe, so finde ich: die Sprachform der einen entspricht völlig der mir vertrauten Sprachform; die Sprachform der andern weicht wechselnd stark von der meinen ab. Und doch sagt mir ein weiteres Urteil, daß auch die am meisten abweichende Sprachform Ähnlichkeit mit der mir am stärksten vertrauten hat. Nach diesen Abweichungen kann ich diese Denkmäler nun so ordnen, daß die mir ganz vertrauten auch mir am nächsten stehen, während ich die wachsend fremden und fremderen in entsprechend wachsender Entfernung von mir anordne. Ich erhalte damit eine

lange Reihe von Denkmälern, die in zahllosen Übergängen von mir völlig Vertrautem bis zu dem mir fast völlig Fremden hinüberspielt. Innerhalb dieser Denkmälerreihe stehen aber auch diejenigen räumlich beisammen, die untereinander die meisten Übereinstimmungen haben. Was kann ich von dieser Reihe, in die sämtliche mir gegebenen Denkmäler eingeordnet sind, erkennen und aussagen?

3. Ich habe einen Raumbegriff, ich habe einen Zeitbegriff. Es ist in diesem Falle ganz gleichgiltig, ob ich ihn durch Erfahrung oder a priori habe. Gemäß diesen Begriffen ist es mir ganz sicher, daß nicht zwei Dinge zur selben Zeit an demselben Orte sein können.

4. Ich weiß ganz sicher, daß alles, was ist, daß alle Veränderungen aus einem zureichenden Grunde sein müssen. Daß ich nicht der zureichende Grund bin, sei es für die kleinste Einzelheit dieser Denkmäler, sei es für die geringste Veränderung, das ist mir ebenso sicher. Der zureichende Grund für das Dasein dieser Denkmäler muß also notwendig außerhalb meines Ich liegen. Ich weiß also auch ganz sicher, daß diese von mir durch Urteile geordnete Reihe von Schrifttümern im Raum oder in der Zeit oder in beiden zugleich gewesen sein muß. Denn da sie wegen ihrer Verschiedenheit zahlreiche hinreichende Gründe gehabt haben müssen, so müssen sie also innerhalb einer Zeitreihe entstanden sein, falls sie am selben Ort entstanden wären, oder sie müssen an verschiedenen Orten entstanden sein, falls dies gleichzeitig geschehen wäre. Ich kann also mit Gewißheit von dieser Denkmälerreihe aussagen, daß sie entweder einer Zeitreihe oder einer räumlichen Ausdehnung oder beiden zugleich entspricht. Aber ich kann noch nicht aussagen, ob diese Denkmälerreihe nur einer Zeitreihe entspricht, ob nur einem räumlichen Ganzen, ob beiden zugleich. Und ferner. Ich kann zwar diese drei Möglichkeiten mit voller Gewißheit als gleich möglich aussagen, aber mir fehlt vorläufig jedes Mittel um zu erkennen, wie diese Denkmälerreihe in die Zeit, in den Raum oder in beide zugleich einzuordnen sei. Es ist eine völlig unbewiesene und vorläufig unbeweisbare Annahme von mir, wenn ich sage: das sprachlich mir am wenigsten vertraute Denkmal steht am Anfang dieser Zeitreihe und je vertrauter die einzelnen Schriftmäler mir werden, desto näher rücken sie auch zeitlich zu mir herab. Und es ist ferner eine unbewiesene und vorläufig unbeweisbare Annahme von mir, wenn ich sage: die Denkmäler, die sich an den gleichen Stellen der Denkmälerreihe sprachlich am nächsten stehen, gehören auch räumlich zusammen. So sicher es also ist, daß die Schrifttümer entweder einer Zeitreihe oder einer räumlichen Ausdehnung oder beiden zugleich entsprechen, so wenig kann ich erkennen und aussagen über die gegenseitige Lage der Glieder dieser Denkmälerreihe im Raum, in der Zeit oder in beiden zugleich.

5. Das Denkverfahren, das bisher die wenigen überhaupt möglichen Erkenntnisse aus den Denkmälern bot, war das allereinfachste. Es bestand in einem kurzen Schluß von allgemeinen Sätzen auf den besonderen Fall: was ist, das ist im Raum und in der Zeit; also sind und waren diese Denkmäler im Raum und in der Zeit; was ist, das ist aus einem zureichenden Grunde; also sind alle Einzelheiten dieser Denkmäler aus zureichenden Gründen. In bezug auf den besonderen Gegenstand sind diese Folgerungen kaum Erkenntnisse zu nennen. Diese Denkmälerreihe war aber bisher nur geordnet durch ihre Sprachform. Diese Ordnung und Gliederung läßt sich, unbeschadet der bereits durch die Sprachform gewonnenen Reihe, erweitern und zwar durch ein Denkverfahren, das von jenem ersten bloßen Schließen aus allgemeinen Sätzen wesentlich abweicht und die ersten tatsächlichen Erkenntnisse bieten kann: Das Verfahren fortschreitender Begriffsbildung. Auch die Masse der mir gegebenen schriftlichen Denkmäler stellt eine so schwer übersehbare äußere und eine wirklich unübersehbare innere Mannigfaltigkeit dar, daß ich ihrer nur Herr werden kann, indem ich sie fortschreitend vereinfache. Ich hebe aus einer Reihe von Einzelheiten das allen diesen Einzelheiten Gemeinsame und Charakteristische heraus, erfasse dieses Gemeinsame und Charakteristische durch ein Urteil und erkenne so durch einen Begriff die unübersehbare innere Mannigfaltigkeit der Einzelheiten, von denen ich ausging. Wenn auch Rickert meint, mit Begriffen, die eine bloße Zusammenstellung von Merkmalsganzen sind, könne nur ein eng begrenzter Teil der Wirklichkeit übersehen werden, so kann mich das nicht irre machen. Je niedriger der Begriff ist, je näher er also der Mannigfaltigkeit steht, die er helfen soll übersehbar zu machen, desto begrenzter wird der Teil der Wirklichkeit sein, den ein solcher Begriff übersehen läßt. Das liegt aber doch wohl nicht daran, daß der Begriff ein bloßes Merkmalsganzes enthält, sondern das liegt daran, daß der niedere Begriff, so nahe den Einzelheiten, noch überreich an anschaulichen Elementen ist. So verfuhr ich bereits, als ich die Schrifttümer sprachlich zu einer übergangsreichen Reihe ordnete. Die Denkmäler a_1, a_2, a_3 . . . enthielten gemeinsame charakteristische sprachliche Züge. Diese hob ich heraus zum Begriff „Sprachform A". Die Denkmäler b_1, b_2, b_3 . . . enthielten andere gemeinsame sprachliche Züge, die ich zum Begriff „Sprachform B" erhob. Desgleichen ergab mir das Gemeinsame der Denkmäler c_1, c_2, c_3 . . . den Begriff „Sprachform C". Und erst diese aus den Einzelheiten gewonnenen Begriffe „Sprachform A, B, C . . ." ergaben mir die nach dem Sprachcharakter geordnete Denkmälerreihe. Dieses Verfahren fortschreitender Begriffsbildung läßt mich nun die unübersehbare innere Mannigfaltigkeit der Schriftmäler durch eine Fülle steigend allgemeiner Be-

griffe überblicken[1]). Nach diesem Verfahren schließen sich mir die unübersehbaren inneren Mannigfaltigkeiten der Sprach-, Vers- und Vorstellungsverbindung zu einem höheren Begriff zusammen, dem ich den Namen „Wallenstein" geben kann; ferner zu dem allgemeinen Begriff, den ich „Maria Stuart" nennen kann, zu weiteren Begriffen „Jungfrau von Orleans", „Braut von Messina", „Wilhelm Tell", „Demetrius". Setze ich dieses Verfahren fort, so wird sich mir aus der Begriffsreihe von „Wallenstein" bis „Demetrius" ein neuer, höherer, allgemeiner Begriff ergeben, dem ich den Namen „Schiller" geben kann. Ganz auf gleiche Weise käme ich zu gleichen Begriffen, denen ich die Namen „Hartmann von Aue", „Frischlin", „Bidermann", „Uhland" geben kann, und die alle in bezug auf Allgemeinheit und Unanschaulichkeit gegenüber den Einzelheiten dem Begriff „Schiller" gleichgeordnet wären. Und so besteht weiterhin die logische Möglichkeit aus den allgemeinen Begriffen von „Hartmann" bis „Uhland" zu einem wiederum höheren und allgemeineren Begriff zu kommen, den ich „Schwäbisch schrifttümlich" nennen kann. Das bloße beurteilende Verhalten den Denkmälern gegenüber gestattet also ein lückenloses logisches Vorwärtsschreiten aus der unübersehbaren Masse der Einzelheiten zu immer höheren und allgemeineren Begriffen. Der Erkenntnis durch reine Begriffe ist also durch die Denkmäler an sich keinerlei Grenze gesetzt. Denn es gibt kein logisches Hindernis, das mir wehren würde, auf diesem Wege fortschreitender Begriffsbildung zu einem letzten, allgemeinsten Begriffe vorzudringen, mit dem ich die ganze Fülle der Schrifttümer erfassen könnte.

6. Mittels dieser Begriffsbildung habe ich also die Denkmälerreihe in scharf unterschiedene Teile zerlegt, die mit Begriffen wie „Wolfram von Eschenbach", „Schiller", „Hebbel" bezeichnet sind. Ein allgemeiner Schluß sagt mir, daß ich für diese Denkmäler zahlreiche hinreichende Gründe setzen muß. Aber weiter: durch diese Begriffsbildung sind mir zahlreiche, immer wiederkehrende Veränderungen innerhalb der Schrifttümer bewußt und erfaßbar geworden. Diese immer wiederkehrenden Veränderungen, für die ein zureichender Grund da sein muß, lassen sich nun allerdings am besten erklären durch ein Verhältnis der ursächlichen Abfolge, nachdem jedesmal, wenn derselbe zureichende Grund wirksam wird, sich auch dieselben Wirkungen äußern. Besteht nun ein ursächlicher Zusammenhang zwischen jenen durch logisches Verfahren gewonnenen Begriffen wie „Schiller", „Frischlin" insofern sie mir literarisch Bewirktes zusammenfassen und den zureichenden Gründen, die ich für eben dieses literarisch Bewirkte

[1]) Vgl. S. 35 und S. 51.

setzen muß? Das heißt: Steht den Wirkungen, die ich begrifflich unter „Schiller" zusammenfasse, etwa ein Urheber gegenüber, in dem alle zureichenden Gründe zusammengefaßt sind für die Denkmäler, die mir unter dem Begriff „Schiller" übersehbar sind? Nein!

Der Begriff „Schiller", den ich logisch aus einer Reihe von Denkmälern gewann, hat an sich gar nichts zu tun mit dem Urheber, in dem ich alle zureichenden Gründe für das Vorhandensein all dieser mit „Schiller" begriffenen Denkmäler zusammenfassen kann. Denn „Schiller ist einfach der Name, die sprachliche Bezeichnung eines Begriffs, den ich ebensogut „Hebbel" oder „Herder" nennen könnte. „Schiller" bezeichnet hier einfach als höherer Begriff eine Menge von sprachlichen, versformalen und anderen Eigenschaften, die einer Reihe von einzelnen Denkmälern gemeinsam sind. Der Zweck der Begriffsbildung, die als höheren Begriff „Schiller" ergab, war lediglich der, eine sonst nicht übersehbare innere Mannigfaltigkeit übersehbar und denkgemäß erfaßbar zu machen. Mit diesen Erkenntnismitteln ist es mir also nicht möglich eine Antwort zu geben auf die Frage nach den hinreichenden Gründen für das Dasein dieser Denkmäler und ebenso wenig auf die allfällige Frage nach einem ursächlichen Abfolgeverhältnis, das mir stets wiederkehrende Merkmale erklären würde.

7. Der einzige Zusammenhang dieser Schrifttümer untereinander, den ich hier feststellen kann, ist also lediglich ein logischer: Beiordnung in bezug auf die Einzelheiten, Unterordnung unter steigend höhere und allgemeinere Begriffe. So wenig ich mit diesen Erkenntnismitteln ein zeitliches und räumliches Verhältnis der Schrifttümer zueinander erkennen und aussagen kann, so wenig ergibt sich mir auch ein ursächliches Abfolgeverhältnis unter den einzelnen Denkmälern. Und mögen zwei oder mehrere Schrifttümer noch so viele und auffallende gemeinsame Züge aufweisen, ich kann daraus lediglich einen gemeinsamen übergeordneten Begriff ableiten, aber ich kann daraus in keiner Weise den Schluß ziehen, daß das Denkmal A ein zureichender Grund für das Vorhandensein des Denkmals B ist oder, daß zwischen übereinstimmenden Einzelheiten des Denkmals A und des Denkmals B das Verhältnis der ursächlichen Abfolge besteht. Entscheidend für diese Unmöglichkeit ist nicht einmal der Umstand, daß ich das zeitliche Verhältnis der Denkmäler A und B gar nicht erkennen kann, sondern entscheidend ist es, daß ich keinerlei Einsicht haben kann, ob irgendein Denkmal für das Dasein irgendeines anderen Denkmals notwendig ist oder hinreicht. Also die für jede Wissenschaft grundsätzlichen Fragen entziehen sich hier noch jeglicher Antwort.

Ich fasse zusammen: So wie die Schrifttümer als Inhalt

meines Bewußtseins gegeben sind, kann ich unmittelbar aus ihnen nur folgendes erkennen: 1. Durch Schlüsse aus allgemeinen Sätzen auf das Besondere dieser Denkmäler einige wenige allgemeine Wahrheiten, die mir aber vom Besonderen des Gegenstandes nichts aussagen. 2. Durch fortschreitende Begriffsbildung kann ich diese schrifttümliche Mannigfaltigkeit für meinen Verstand bewältigen. Es ist sogar logisch möglich, daß es mir auf diesem Wege gelingt, zu einem obersten, allgemeinsten Begriff in bezug auf diese Denkmäler vorzudringen. Unter diesen Voraussetzungen kann ich aber gar nichts erkennen: 1. weder bezüglich der Stellung dieser einzelnen Schrifttümer in der Zeit, 2. noch im Raum, 3. noch bezüglich der zureichenden Gründe ihres Vorhandenseins, 4. noch bezüglich allfälliger[1]) ursächlicher Abfolgeverhältnisse der Schrifttümer untereinander. Damit ist alles gefolgert, was sich an Urteilen und Schlüssen aus dem Gegenüberstehen des erkennenden Ich und des Gegenstandes dieses Erkennens abziehen läßt.

Es ist nun zunächst unter Anwendung auf den besonderen Fall die Frage aufzuwerfen: welche Möglichkeiten wissenschaftlicher Betätigung lassen sich bei solcher Beschränkung auf die Denkmäler an sich annehmen? Wenn es eine Wissenschaft geben soll, deren Gegenstand die literarischen Denkmäler wären, so wäre schon jetzt eine doppelte Behandlung möglich: 1. Ich beschränke mich auf die Erkenntnismittel, die nur aus dem Gegenstande selber zu holen sind und beruhige mich bei den Erkenntnissen, die mir auf diese Weise erreichbar sind. Dann darf ich aber auch wirklich nicht über das hinausgehen, was bis zu diesem Augenblicke behandelt wurde. Denn jeder Schritt darüber hinaus verwickelt in so entscheidende logische Folgerungen, daß von einer tatsächlichen Beschränkung auf die Denkmäler keine Rede mehr sein könnte. 2. Diese Erkenntnisse beruhigen mich nicht und ich muß daher nach anderen neuen Mitteln suchen, die mir jene Fragen beantworten helfen, auf deren Lösung ich sonst verzichten müßte.

1. Ich beschränke mich auf die Erkenntnisse, die ich nur aus den Denkmälern an sich schöpfen kann. Die Schriftzeichen, von denen ich ausging, sprechen mir nun an ganz bestimmten Stellen des Denkmals von einer Gesamtbezeichnung des betreffenden Schrifttums: „Die Leiden des jungen Werthers"; sie enthalten ferner einen Namen und meinen damit den Urheber des Denkmals: „Wolfgang Goethe"; sie nennen einen Ort, wo das Denkmal angeblich entstand: „Frankfurt"; und eine Zeit, in der es angeblich bewirkt wurde: „1774". Trotzdem die Voraussetzung betonte, daß die Denkmäler als Form zugrunde

[1]) Vgl. S. 42.

liegen und ausschließlich als Inhalt meines Bewußtseins, daß man sich also die Angaben über Verfasser, Ort und Zeit wegdenken müsse, so könnte es gerade mit Hinblick auf Verfassernamen, auf die Angaben über Ort und Zeit scheinen, als böten die Schriftmäler tatsächlich Anhaltspunkte, um sie in die Zeitreihe und in das Raumganze einordnen zu können. Doch dem ist nicht so. Denn einmal sind Bezeichnungen wie „Werthers Leiden" und „Goethe" logisch eben nichts anderes, als die Namen für jene Begriffe, unter denen mir die unendliche innere Mannigfaltigkeit dieser Denkmäler erfaßbar wird. Ferner gehören diese Worte als überlieferte Bezeichnungen gar nicht innerlich und notwendig zum Denkmal, so wie es mir unmittelbar ins Bewußtsein tritt. Denn bei vielen Denkmälern fehlen ja diese überlieferten Bezeichnungen überhaupt und ich habe sie trotzdem genau so im Bewußtsein. Das Entscheidende ist aber dieses: wenn ich den Inhalt der Aussage „Goethe", „Frankfurt", „1774" bejahe in bezug auf das Schrifttum „Werthers Leiden", so beschränke ich mich gar nicht mehr auf diese Denkmäler als Inhalt meines Bewußtseins, sondern ich nehme jetzt an, daß in einer Wirklichkeit außer mir, in gewisser zeitlicher und räumlicher Entfernung von mir ein Urheber „Wolfgang Goethe" das Denkmal „Werthers Leiden" verursacht hat. Das alles liegt aber außerhalb meiner Wahrnehmung und mein Verhältnis dazu wäre grundverschieden von der Stellung zu dem Text „Werthers Leiden", den ich unmittelbar im Bewußtsein habe. Damit wäre ich aber auch tatsächlich aus meiner Beschränkung auf die Denkmäler als Inhalt meines Bewußtseins herausgetreten und ich wollte mich ja eben noch tatsächlich und folgerichtig auf die Schrifttümer beschränken[1]). Bliebe aber eine solche Wissenschaft von den literarischen Denkmälern ehrlich bei den Texten stehen, wie sie ihr durch unmittelbare Wahrnehmungen gegeben sind, so bliebe ihr als einziges wissenschaftliches Verfahren fortschreitende Begriffsbildung und nach dieser würde sich auch das höchste, einer solchen Wissenschaft erreichbare, Erkenntnisziel bestimmen. Ich hätte dieses Ziel logisch dann erreicht, wenn es mir gelänge, durch dieses Denkverfahren einen letzten, höchsten, allgemeinen Begriff zu bilden, unter dem die ganze Masse der Denkmäler zu erfassen wäre. Vom logischen Standpunkte gibt es, das muß wiederholt betont werden, kein Hindernis, das mir dieses höchste Ziel versperren würde. Dieses logische Verfahren umfaßt all die längst geübten Teilbetriebe, die Stil, Vers, Technik, Reim, Mundart begriffsbildend übersehen. Ja gerade auf diesem Gebiete ist dieses „naturwissenschaftliche"[2]) Denken am schärfsten und erfolgreichsten

[1]) Über den Quellencharakter solcher Angaben im Denkmal selber vgl. S. 19.
[2]) Über die Berechtigung dieser Bezeichnung vgl. S. 51.

ausgebildet worden. Denn wenn man lediglich auf Grund der Reime etwa es wagen konnte, dieses Denkmal einem bestimmten Urheber abzusprechen und einem andern zuzuweisen, so bedeutete das doch nichts anderes als folgendes: Weil in den Denkmälern A, B, C nach dem Gesetz der ursächlichen Abfolge durch die stets wiederkehrende gleiche Ursache immer auch dieselben Merkmale literarisch erscheinen und weil im Denkmal D die gleichen Merkmale im Reim, im Stil, in der Technik bewirkt erscheinen, so nehme ich auch für das Denkmal D das gleiche Gesetz der ursächlichen Abfolge aus dem gleichen zureichenden Grunde als wirksam an, wie in den Denkmälern A, B, C. Historisch drückt man das so aus, daß man für A, B, C, D denselben persönlichen Urheber setzt. Das heißt aber ohne jeden Zweifel, daß ich hier ein Gesetz annehme, genau so wie es die Naturwissenschaften tun. Zu der Zuweisung des Denkmals D an den Urheber der Denkmäler A, B, C berechtigt mich nicht folgender Schluß: weil der Urheber in den Denkmälern A, B, C sich hundertmal so und so verhalten hat; und weil sich im Denkmal D zwanzigmal das gleiche Verhalten zeigt, so wird sich der Urheber hundertzwanzigmal so und so verhalten haben. Sondern zu dieser Zuweisung berechtigt mich einzig und allein folgender Schluß: Weil sich der Urheber in den Denkmälern A, B, C hundertmal so und so verhalten hat, so hat er sich immer so und so verhalten und wird und würde sich immer so und so verhalten; daher ist das zwanzigfache gleiche Verhalten in D auf den Urheber von A, B, C zurückzuführen. Lediglich auf Grund der Texte Denkmäler zu erkennen und dabei die „naturwissenschaftliche" Begriffsbildung für eine Wissenschaft von den Denkmälern leugnen, ist ein unglaublich oberflächlicher Widerspruch. Entweder gilt diese „naturwissenschaftliche" Begriffsbildung auch für eine Wissenschaft von literarischen Denkmälern, oder ihr habt nicht die leiseste Berechtigung aus den Texten heraus eben diese Texte in das gleiche ursächliche Abfolgeverhältnis einzuordnen, daß heißt historisch: sie diesem Urheber abzuerkennen und einem andern zuzuweisen. Zusammengefaßt: wenn eine Wissenschaft von den Denkmälern vorgibt, sie wolle sich auf die Denkmäler selber beschränken, so muß sie das ehrlich und folgerichtig halten; dann kann das aber unmöglich eine historische Wissenschaft sein; denn sie kann auf Grund der Texte, wie sie der Wahrnehmung gegeben sind, diese Texte weder an einer bestimmten zeitlichen noch räumlichen Stelle einordnen, noch kann sie die zureichenden Gründe für das Vorhandensein dieser Texte nennen. Auf dieser Grundlage allein ist also keine historische Wissenschaft von den literarischen Denkmälern möglich.

2. Wenn es eine solche Wissenschaft geben soll, dann kann sie sich unmöglich auf die Texte als solche beschränken. Dann kann es

aber auch unmöglich zwei Wissenschaften von den literarischen Denkmälern geben: eine, die sich etwa rühmen würde, sie hielte sich nur an die Texte und eine andere, der die erste vorwerfen könnte, daß diese zweite sich von den Texten entferne, weil sie darüber hinaus strebe; der die erste weiter vorwerfen könnte, diese zweite sei eigentlich gar keine Wissenschaft von den literarischen Denkmälern. Dann gibt es eben nur eine historische Wissenschaft von den literarischen Denkmälern und diese muß, wenn sie historisch sein will, wenn sie die Denkmäler zeitlich und räumlich festlegen und die hinreichenden Gründe erkennen will über die Texte hinausstreben.

3. Es ist immer wieder betont worden, daß die Schrifttümer zunächst nur Inhalt meines Bewußtseins sind. Darum und weil sie ein Bewirktes des Geisteslebens sind, könnte die Forderung erhoben werden, daß eine Wissenschaft von den literarischen Denkmälern ihre Erkenntnismittel von der Wissenschaft des Seelenlebens nehmen müsse. Doch die entscheidende Form dieser Denkmäler, durch die sie mir überhaupt wahrnehmbar sind, ist ja die Sprache und so könnte mit gleichem Recht gefordert werden, eine Wissenschaft von den literarischen Denkmälern müßte ihre Erkenntnismittel der Wissenschaft von der Sprache entnehmen. Ja weiter: das, wodurch mir die Sprache dieser Denkmäler wahrnehmbar wird, sind die Schriftzeichen und so müßte auch die Forderung gehört werden, eine Wissenschaft von den literarischen Denkmälern müsse ihre Erkenntnismittel einer Wissenschaft von den Schriftzeichen entnehmen und der Handschriftendeuter oder der Druckverständige habe den besten Beruf für eine solche Wissenschaft von den literarischen Denkmälern. Der Bildhauer arbeitet in Stein und der Maler in Leinwand, Holz, Papier und Farben. Möchte man darum behaupten, eine Wissenschaft von Bildwerken und Gemälden müsse ihre Erkenntnismittel der Gesteinkunde, der Pflanzenlehre und der Wissenschaft vom Licht und vom Sehen entnehmen? Beide Forderungen, eine Wissenschaft von literarischen Denkmälern müsse ihre Erkenntnismittel der Seelenkunde entnehmen und sie müsse diese Erkenntnismittel der Sprachwissenschaft entnehmen sind berechtigt und sind nicht berechtigt. Sie sind nicht berechtigt a) weil das Seelische und das Sprachliche nicht das einzige an den Denkmälern sind und b) weil sich die Erkenntnismittel stets nach dem Erkenntnisziel zu richten haben und nicht ausschließlich nach dem Erkenntnisgegenstand. Will ich die körperlichen Bedingungen des Sehens kennen lernen, so hilft mir alle Seelenkunde nichts, sondern nur die Wissenschaft vom Körper und vom Licht, weil das mein augenblickliches Erkenntnisziel fordert. Und wenn ich die Einflüsse des Bodens auf das Gedeihen oder Hemmen des Pflanzen-

wuchses kennen lernen will, dann muß ich Gesteinskunde treiben und das Wissen von Wind und Wetter heranziehen und vor allem Chemie. Beide Forderungen nach der seelischen und nach der sprachlichen Seite sind aber insofern berechtigt, als ich die Art des Gegenstandes kennen muß, auf den sich meine Wissenschaft beziehen soll. Wenn ich aber die Art meines Gegenstandes kenne, dann bin ich mit meiner Wissenschaft nicht am Ziele, sondern dann fängt sie erst an. Die Kenntnis der Seele, der meine Denkmäler entwuchsen, und die Kenntnis ihrer Sprache ist nicht mein Wissensziel, ist nicht Zweck einer Wissenschaft von den literarischen Denkmälern, sondern die Voraussetzung; wie man natürlich ohne Fertigkeit im Zählen und im Einmaleins sowie im Wurzelziehen weder Mathematik noch Physik treiben kann. Aber trotzdem die Baukunst Raum und Schwere zu bewältigen hat und trotzdem der Baumeister ohne Rechenkunde nicht bauen kann, trotzdem bedient sich eine geschichtliche Wissenschaft von den Bauwerken nicht mathematischer und physikalischer Erkenntnismittel. Und ferner, kein Wissensziel ist durch ein einziges Erkenntnismittel zu erreichen, weil zwischen dem Gegenstand jeder Wissenschaft und zwischen dem zu erstrebenden Erkenntnisziel eine Fülle von Vorfragen, Zwischenfragen, Nebenfragen wechselnder und verschiedenster Art zu lösen sind. Aus all diesen Gründen werden Seelenkunde und Sprachwissenschaft von Fall zu Fall eine Reihe von Erkenntnismitteln bieten, ganz abgesehen davon, daß sie ohnedies zu den Voraussetzungen einer Wissenschaft von den literarischen Denkmälern gehören. Aber sie sind mir nicht Erkenntnismittel schlechthin, a) weil mein Gegenstand weder nur seelisch noch nur sprachlich ist, b) weil der Gegenstand die Erkenntnismittel nicht bestimmt, sondern c) das Erkenntnisziel, und weil dieses d) gleichfalls weder nur seelisch noch nur sprachlich ist. Jede Wissenschaft hat ihre Erkenntnismittel zu suchen und weil eine Wissenschaft von den literarischen Denkmälern weder Seelenkunde noch Sprachkunde zu sein hat, sonst wäre sie eben einfach Seelenkunde oder Sprachwissenschaft aber nicht Denkmälergeschichte, so können ihre Erkenntnismittel auch nicht schlechthin der Seelenkunde oder der Sprachwissenschaft entnommen werden.

So hat sich schon auf dieser Stufe ergeben, daß es nicht zweierlei Wissenschaften von den literarischen Denkmälern geben kann, sondern wenn eine solche Wissenschaft sein soll, dann kann das logisch und erkenntnistheoretisch nur eine und dieselbe Wissenschaft sein, falls diese nicht bei den letzten stehen bleiben will, sondern wie es Logik und Wissenschaftslehre fordern, über diese Denkmäler hinausstreben muß.

Die vorläufige Erkenntnisgrenze, die ich mir durch folgerichtige Beschränkung auf die Schrifttümer zog, ist demnach in jeder Be-

ziehung zu eng. Es hat sich gezeigt, daß diese Grenze nicht bloß überschritten werden kann, sondern Forderungen wie Zeit, Raum, zureichender Grund und ursächliche Abfolge zwingen mich geradezu, diese selbstgezogene Grenze zu überschreiten und das nächste Wissensziel in weiterer Entfernung aufzustecken. Aber eines ist sicher. Schon aus den Texten allein hat sich die Bedeutung jenes logischen Denkverfahrens geoffenbart, auf dem aller Wahrscheinlichkeit nach weiterzubauen sein wird: fortschreitende Begriffsbildung. Es werden erst im weiteren Verlauf die tieferen Probleme zu prüfen sein, die sich an dieses Verfahren knüpfen, vor allem auch die Berechtigung, es ausschließlich „naturwissenschaftlich" zu nennen.

II. Die schriftlichen Denkmäler als Gegenstand und Quelle.

Neue inhaltliche Beziehungen der Denkmäler zueinander. Das Quellenverhältnis. Läßt es sich als unmittelbar sicher erweisen? Der Urheber als Gesamtbezeichnung für alle zureichenden Gründe. Quellencharakter der Titelangaben. Verschiedene Art der Quellendenkmäler. Abgrenzung der Sprachwissenschaft, der Literaturgeschichte, der Geschichtswissenschaft auf Grund ihres Verhältnisses zu den Denkmälern. Bestimmung des Gegenstandes der Literaturgeschichte nach Inhalt und Umfang. Sind Umfangsbeschränkungen dieses Gegenstandes möglich? Das Gemeinsame der Sprachwissenschaft, der Literaturgeschichte und der Geschichtswissenschaft.

Bisher wurden die Denkmäler als Form betrachtet. Weitere Erkenntnismittel werden sich darbieten, wenn ich mich einerseits dem Inhalt der Texte zuwende und zugleich prüfe, in welch verschiedener Weise sie Gegenstand wissenschaftlicher Tätigkeit werden können. Lassen sich die mir in der Wahrnehmung gegebenen Schrifttümer dem Inhalt nach scheiden?

1. Ich nehme ein Denkmal vor, das ich inhaltlich und begrifflich zusammenfasse mit der Gesamtbezeichnung „Elixiere des Teufels". Und ich nehme ein anderes Denkmal vor, des vollständigen Wortlautes: „Am 28. August 1749 wurde zu Frankfurt am Main Johann Wolfgang Goethe geboren; Vater war der kaiserliche Rat Kaspar Goethe; Mutter war die Tochter des Stadtschultheißen Katharina Elisabeth Textor." Ich vergleiche den Inhalt beider Denkmäler und finde keinerlei Artunterschied. Die Verschiedenheiten hier wie dort sind bloße Verschiedenheiten des Inhalts. Beide Denkmäler sind in ganz gleicher Weise Inhalt meines Bewußtseins; von beiden weiß ich in gleicher Weise, daß ich nicht der zureichende Grund für ihr Dasein bin; beide enthalten Namen, aber weder zwischen den Bezeichnungen Medardus und Euphemie hier noch zwischen den Bezeichnungen Goethe und Textor dort kann ich irgendwelchen wesenhaften Unterschied er-

kennen; auch die Aussagen hier von den Wirkungen des Weines auf Medardus und dort vom Geborenwerden Goethes zu Frankfurt sind mir in keiner Weise wesenhaft verschieden gegenwärtig. Sämtliche Denkmäler, so wie sie mir gegeben sind, können dem Inhalte nach nicht in verschiedene Gruppen geteilt werden auf Grund dieses Inhaltes an sich.

2. Ich nehme ein Denkmal vor, das ich begrifflich und inhaltlich zusammenfasse mit der Gesamtbezeichnung „Torquato Tasso". Zu Beginn des Textes will offenbar der Name „Wolfgang Goethe" den Urheber des Denkmals bezeichnen. Und ich nehme ein anderes Denkmal vor des vollständigen Wortlautes: „Im Jahre 1780 begann ich zu Weimar an dem Drama Torquato Tasso zu arbeiten; in Italien setzte ich diese Arbeit fort; in Weimar vollendete ich sie 1789: Johann Wolfgang Goethe." Auch zwischen diesen beiden Texten an sich kann ich keinen wesenhaften Unterschied finden. Dieser Unterschied ergäbe sich erst, wenn zwischen beiden Denkmälern eine innere Beziehung bestünde, das heißt, wenn das erste Denkmal „Torquato Tasso" identisch wäre mit dem, was „Torquato Tasso" in der Aussage des zweiten Denkmals benennen soll. Habe ich eine Möglichkeit diese Identität festzustellen? Genügt zum Erweis dieser Identität, daß in beiden Texten Bezeichnungen wiederkehren wie: „Wolfgang Goethe"; „Torquato Tasso"? Nein, diese Übereinstimmung genügt logisch noch nicht. Aber wenn ich zunächst nur die Annahme mache, der Text „Torquato Tasso" dort sei wirklich identisch mit dem, was hier im zweiten Denkmal gemeint ist, was würde aus dieser Annahme folgen? Ich mache also diese Annahme. Dann bildet das Vorhandensein des Textes „Torquato Tasso" den Inhalt der Aussage, die im zweiten Denkmal gegeben wird. Dann sagt das Denkmal a über das Vorhandensein überhaupt und über die Art des Vorhandenseins des Denkmals A etwas aus; dann stehen die beiden Denkmäler in einem innern, in einem logischen Verhältnis; dann ist der Text A als bloße Reihe von Vorstellungen Gegenstand eines Urteils des Denkmals a. Dann wäre ein tatsächlicher logischer Unterschied zwischen zwei Denkmälern erwiesen. Aber das alles ist vorläufig nur Annahme. Prüfe ich nun eine möglichst große Anzahl der mir gegebenen Denkmäler auf dieses in diesem einzelnen Falle angenommene Verhältnis von Urteil zu Beurteiltem, so finde ich folgendes: Vom Denkmal B sagen die Texte b_1, b_2, b_3 etwas aus; vom Denkmal C gar die Texte c_1, c_2, c_3, c_4 usf.; immer noch unter der Annahme, daß tatsächlich die jeweils gleichbenannten Denkmäler auch identisch sind. So viele Fälle ermöglichen mir die Anwendung eines Induktionsschlusses. Da sich in all den Fällen A, B, C . . . jedesmal zu den betreffenden Denkmälern Texte finden, die in der Form des Urteils über eben diese

Denkmäler etwas aussagen, so folgere ich: a) die betreffenden Denkmäler sind wirklich identisch mit dem, worauf sich der Inhalt der beurteilenden Texte bezieht. b) in all diesen Fällen besteht ein wesentlicher, logischer Unterschied zwischen dem Denkmal A — Vorstellungsreihe — und den Denkmälern a_1, a_2, a_3 . . . — Urteile über A. Damit habe ich den ersten großen Fortschritt gewonnen, der es mir ermöglicht, erkennend über die Form der Texte hinauszukommen. Nunmehr zerfallen alle mir gegebenen Denkmäler in zwei große Gruppen: Denkmäler der einen Art wie „Parzival", „Gargantua", „Faust", die meinem Bewußtsein unmittelbar gegeben sind; Denkmäler der andern Art wie „an diesem Ort und zu dieser Zeit verursachte ich unter diesen und jenen Umständen dieses und jenes Denkmal", die Urteile sind und sich auf die verschiedenen Texte der ersten Art beziehen. Und wenn ich sämtliche Denkmäler bereits auf der ersten Erkenntnisstufe durch fortschreitende Begriffsbildung in ein einheitliches, durchgehendes, umfassendes, logisches System brachte, jetzt auf dieser Stufe habe ich dieselben Denkmäler in ein anderes logisches System von Urteilen gebracht, in dem die Texte im gegenseitigen Verhältnis von Urteilsinhalt und Urteilsform stehen. Über ein drittes logisches System wird später unter anderer Voraussetzung zu handeln sein[1]).

3. Aber eben die Tatsache, daß ich bisher unter den Denkmälern bloß Urteile der Form nach feststellen konnte, zwingt mich, den Erkenntniswert dieser Urteile zu prüfen, vor allem zu fragen, ob denn diese Urteile richtig sind. Nicht die logische Form an sich ist mir wichtig, sondern die Richtigkeit, wenn das Urteil: „Den Tasso begann ich 1780" den Tatsachen entspricht. Wenn diese Urteile richtig sind, so zwingen sie mich zu einem ganz neuen Verhalten. Sie würden mir dann sagen: a) daß die vielen hinreichenden Gründe, die ich bezüglich des Vorhandenseins dieser Denkmäler setzen muß, in einzelnen Urhebern persönlich vereinigt wären; b) daß diese Urheber in ganz bestimmter zeitlicher und räumlicher Entfernung von mir diese Denkmäler verursacht haben. All das würde aber von mir ein ganz neues Verhalten fordern. Die Denkmäler selber habe ich in unmittelbarer Wahrnehmung und ich kann mich ihrer beliebig oft und zu beliebiger Zeit bewußt machen. Auch gewisse Urteile, die ich über dieses mir Bewußte fälle, sind unbedingt richtig. Daß „Faust" so und so ist; daß das Denkmal „Faust" zureichende Gründe haben muß und zu Raum und Zeit in irgendwelchem Verhältnis steht, das ist mir unbedingt sicher, denn teils folgt es aus unmittelbarer Wahrnehmung, teils aus gewissen Wahrheitssätzen. Aber daß Goethe der

[1]) Vgl. S. 48.

Urheber des „Faust" ist, mithin tatsächlich einmal lebte und wann und wo das war, das ist nicht sicher und kann mir nie unbedingt sicher gemacht werden. Denn das Gewesensein Goethes ist mir weder in der unmittelbaren Wahrnehmung gegeben gewesen oder gegeben, noch folgt es aus völlig sicheren Wahrheitssätzen. Eine bloße Annahme ist hier alles, eine Annahme, die mir allerdings sehr wahrscheinlich gemacht werden kann. Einmal wird diese Annahme, daß Goethe war und daß Goethe der Urheber des Denkmals „Faust" ist, um so wahrscheinlicher, je besser sie mir das Vorhandensein des „Faust" erklärt und zwar das Vorhandensein gerade so, wie er ist. Und dann wird diese Annahme, daß ein Goethe als Urheber des „Faust" gewesen ist, um so wahrscheinlicher, je zahlreicher die darüber aussagenden Denkmäler sind. Dieses letztere Wahrscheinlicherwerden durch möglichst viele Denkmäler, die darüber aussagen, ist kein logisches Erkenntnismittel, sondern das hinge mit der besondern geschichtlichen Art einer Wissenschaft von den literarischen Denkmälern zusammen. Denn es ist selbstverständlich, daß ein unrichtiges Urteil gar kein Urteil ist, sondern eine bloße Annahme in Form eines Urteils. Und es ist ferner selbstverständlich, daß ein Urteil nur einmal gefällt zu werden braucht um richtig zu sein und daß ein unrichtiges „Urteil" auch durch tausendmaliges Gefälltwerden nicht richtig wird. Wenn ich also sage: Das Gewesensein Goethes als Urheber des „Faust" wird mir um so wahrscheinlicher, je mehr Denkmäler dieses Urteil fällen, so ist das nicht in logischem Sinne zu verstehen, sondern im historischen, nämlich in bezug auf die Überlieferung der Denkmäler, die solche Urteile über Goethe enthalten. Wenn Goethe war, so kann mir das nur unmittelbare Wahrnehmung aussagen. Diesen Charakter der unmittelbaren Wahrnehmung können aber nur Aussagen haben a) von Goethe selber, b) von andern, die zeitlich von mir genau so weit abstehen als Goethe, auf den sich ihre Aussagen beziehen. Je mehr darüber aussagen, desto wahrscheinlicher kann ich Irrtümer in diesen Aussagen kritisch ausscheiden. Es ist hier nicht nötig, über die an die Quellen zu richtenden historischen Anforderungen näher zu handeln. Es genügt der abermalige Hinweis, daß einer Wissenschaft von den literarischen Denkmälern zweierlei Arten von Kenntnissen möglich sind: a) solche, die durch logische Mittel aus der Form der Denkmäler selbst gewonnen werden; da diese Denkmäler der unmittelbaren Wahrnehmung gegeben sind, so sind diese Kenntnisse unbedingt und unmittelbar sicher; b) solche, die durch historische Mittel aus den Aussagen der einen Denkmäler über die andern Denkmäler gewonnen werden; da der Inhalt dieser Aussagen, wie „Goethe war", der unmittelbaren Wahrnehmung nicht gegeben ist, so sind diese Kenntnisse nur bedingt und mittelbar sicher. Kenntnisse der ersten

Art sind nicht historisch, Kenntnisse der letzten Art sind historisch. Das heißt, eine Wissenschaft von den literarischen Denkmälern würde zu einer historischen Wissenschaft erst dann werden, wenn sie über die Denkmäler hinausstreben, nämlich sich dem Inhalt derjenigen Denkmäler zuwenden würde, die über die andern Texte etwas aussagen.

4. Demnach scheiden sich sämtliche Denkmäler in zwei große Gruppen: solche die Gegenstand einer Wissenschaft von den literarischen Denkmälern wären und solche, die über diesen Gegenstand aussagen. Und dieses sind Quellendenkmäler. Den Charakter von Quellen im höchsten Sinne haben auch die Angaben von Urheber, Ort und Zeit innerhalb der Texte[1]). Sie besagen mir, als reine Form betrachtet, gar nichts; sie unterscheiden sich weder im Inhalt noch in der Form von den übrigen Teilen des Textes. Erkenntniswert erhalten sie erst, wenn ich ihnen die Form eines Urteils zugestehe in bezug auf das Denkmal, vor dem sie stehen. Keinen Quellencharakter haben dagegen die Angaben zu Beginn der Texte wie „Faust", „König Ottokars Glück und Ende". Solche Angaben haben nicht das geringste mit Urteilen zu tun. Es sind logisch betrachtet einfach Namen für das Denkmal, mit denen man den letzten zusammenfassenden Begriff aus eben diesem Denkmal bezeichnen kann. Sie geben also den Umfang und Inhalt des Begriffes nicht schon durch ihre Lautfolge an sich an, sondern erst, wenn ausdrückliches Übereinkommen Umfang und Inhalt dieses Begriffes mit einem solchen Namen wie „Ottokars Glück und Ende" verbindet. Ich fasse zusammen: Angaben wie „Franz Grillparzer, Wien, 1822" sind logisch Urteile und haben wichtigen Quellencharakter; Angaben wie „Das goldene Vlies" sind Begriffsnamen und haben keinen Quellencharakter.

5. Die Verhältnisse sind nun aber nicht so, als ob die eine Gruppe der Denkmäler nur Gegenstand wäre und die andere Gruppe der Denkmäler nur Quellen zu diesem Gegenstande. Zwar sind nicht alle Denkmäler Quellen, aber alle Texte, die Quellen sind, die sind zugleich auch Gegenstand. Das Verhältnis von Urteil und Beurteiltem zwischen den einzelnen Texten berührt nicht die Abgrenzung des Wissenschaftsgegenstandes. Denn auch in denjenigen Schrifttümern, die als Ganzes reiner Gegenstand sind, finden sich Stellen, die den Charakter von Quellen haben. So sind solche Teile innerhalb des Denkmals „Parzival" fast die einzigen Quellen, die Angaben machen über den Urheber Wolfram, über Ort und Zeit dieses Textes. Wenn also ein Denkmal, das Quelle ist, aus dem Umfang

[1]) Vgl. S. 11.

des wissenschaftlichen Gegenstandes ausscheiden müßte, so könnten auch jene Teile des Denkmals, die Quellen sind, obschon das Ganze reiner Gegenstand ist, nicht als zum Umfang des Wissenschaftsgegenstandes gehörend behandelt werden. Also kann das Quellenverhältnis nicht hindern, daß die Quelle auch zugleich Gegenstand einer Wissenschaft von den literarischen Denkmälern ist.

6. Es gibt nun auch Denkmäler, die zweifellos etwas aussagen über ein wirkliches Gewesensein, deren Aussage sich aber auf keines der Denkmäler bezieht in dem Sinne, daß sie den Urheber eines Textes, Ort, Zeit und Art des Entstehens beurteilten. Das sind Schrifttümer der Art: „1634 wurde zu Eger der ehemalige Generalissimus des Kaisers Wallenstein mit einigen seiner Generäle von den eigenen Offizieren und Soldaten ermordet." Denkmäler dieser Art können mir gewiß auch Quelle sein für den teilweisen oder ganzen Inhalt eines Denkmals. Aber ihre eigentliche Bedeutung, ihr besonderer Erkenntniswert beruht auf etwas anderem. Solche Texte sagen aus, daß irgendetwas in ganz bestimmter zeitlicher und räumlicher Entfernung von mir gewesen ist. Sie sagen aus, daß dem Inhalt des betreffenden Denkmals einmal und irgendwo wirklich etwas entsprochen hat, das den Inhalt dieses Textes ausfüllt und auf das sich dessen Urteile beziehen. Diese einst gewesene Tatsache ist nicht der Urheber dieses Schrifttums, sondern macht lediglich seinen Inhalt aus. Aus dieser neuen Erkenntnis ergibt sich also, daß der Inhalt der einen Texte in bezug auf mich bloße Vorstellungen sind, denen außerhalb der Denkmäler nichts entsprochen zu haben braucht; wenn ihnen aber jemals etwas entsprochen hat, so ist es nicht ihr Zweck darüber auszusagen, daß ihnen wirklich einmal etwas entsprach: „Die Elixiere des Teufels"; „Maria Stuart", „Ottokars Glück und Ende". Und es ergibt sich ferner, daß der Inhalt der andern Denkmäler in bezug auf mich keine bloßen Vorstellungen sind, sondern daß ihm außerhalb dieser Denkmäler etwas Tatsächliches entspricht oder entsprochen hat und daß es ihr Zweck ist darüber auszusagen. So scheiden sich die Texte nunmehr a) in solche, die Gegenstand sind und solche, die Quellen für eben diesen Gegenstand sind; b) in Denkmäler, deren Zweck es ist von dem, was ihrem Inhalt in der Außenwelt entsprach, auszusagen und Denkmäler, deren Inhalte solche Tatsachen nicht entsprachen, die jedenfalls nicht den Zweck haben, darüber auszusagen. Es wird sofort zu fragen sein, inwiefern Quellendenkmäler dieser Art zu einer eigenen Wissenschaft führen können.

7. Quellentexte von der Art: „Wallenstein wurde in Eger 1634 ermordet" sind allerdings nicht Quellen für das Vorhandensein eines Denkmals. Aber sie können Quellen sein für den ganzen Inhalt eines

vorhandenen Denkmals oder für Teile desselben, etwa für den Text „Wallenstein". Diese Dinge werden im folgenden Abschnitt ausführlicher zur Sprache kommen.

8. Damit sind zwei wichtige logische und erkenntnistheoretische Beziehungen der Denkmäler untereinander behandelt worden und es wird nun möglich die bisherigen neuen Ergebnisse in großen Umrissen zusammenzufassen. 1. Schließe ich auf eine neue reale Welt jenseits der Denkmäler, mit der diese Texte in doppelter Beziehung stehen: a) in einer ursächlichen, b) in einer inhaltlichen; denn der Inhalt vieler Denkmäler bezieht sich auf solche reale Tatsachen, die wirklich sind oder einmal und irgendwo waren. 2. Auf dieser höheren Stufe der Erkenntnis kann ich die im ersten Abschnitt notwendig gestellten Fragen beantworten: a) die Fragen nach den zureichenden Gründen vielleicht sogar in der Form des ursächlichen Abfolgeverhältnisses, b) nach der genauen Stellung der Denkmäler in der Zeit und c) im Raum. 3. Jetzt ist es möglich zu erkennen, ob die bisher nur aus den Denkmälern logisch gewonnenen Begriffe „Hartmann von Aue", „Frischlin", „Bidermann", „Schiller", „Uhland" sich auch auf die zureichenden Gründe eben dieser Denkmäler in jener Körperwelt anwenden lassen. 4. Ob auch der aus den Begriffen „Hartmann" bis „Uhland" gebildete höhere Begriff „Schwäbisch schrifttümlich" sich auf irgendetwas in dieser Körperwelt anwenden läßt.

Nach diesen Ergebnissen ist die Untersuchung so weit gediehen, daß man drei Fragen endgiltig beantworten kann. 1. Ein wievielfaches wissenschaftliches Verhalten ist auf Grund dieser Denkmäler möglich? 2. Wenn mehrere Wissenschaften möglich sind, wie sind sie auf Grund ihres Verhaltens diesen Denkmälern gegenüber abzugrenzen? 3. Wenn eine besondere Wissenschaft von den literarischen Denkmälern sein kann und sein soll, wie ist der Gegenstand dieser Wissenschaft zu bestimmen?

1. Das Denkmal ist zunächst reine Form. Was ihm seine einzigartige Stellung gibt unter allem was da ist, das ist seine Form, eine Doppelform: Sprache und Schrift. Der unsinnliche, nur durch Zeichen mitteilbare Gedanke hat erste Form gewonnen durch die sinnlichen mitteilbaren aber immer nur an die Geltung des Augenblicks gebundenen Lautfolgen. Und die Sprache hat neuerdings Form gewonnen durch die ebenso sinnlichen, noch besser mitteilbaren und unendlich schwerer zu verwehenden, von keiner Zeitdauer abhängigen Schriftzeichen. Sprache und Schrift machen das literarische Denkmal zu dem, was es ist und dieses, den Charakter des Schriftmals ausmachende kann ich zum Gegenstand einer Wissenschaft machen. Die Wissenschaft von der Sprache bezieht sich auf die reine Form

des Denkmals und selbst da, wo sie sich für den Inhalt, für Bedeutung und Gedanken interessiert, da sind es in Wirklichkeit wieder ausgesprochen formale Dinge: Bedeutungsausdruck, Gedankenausdruck. Gegenstand der Sprachwissenschaft ist das an den Denkmälern, worauf ihre Möglichkeit mitzuteilen beruht. Die Erkenntnismittel der Sprachwissenschaft sind die gleichen, die überhaupt für jede Bewältigung einer innern und äußern Mannigfaltigkeit in Betracht kommen: fortschreitende Begriffsbildung. Auf diesem logischen Wege allein brachte ich ja bereits jene Ordnung in die Masse der Denkmäler, die sich auf den wechselnden Übergängen der Sprachformen der einzelnen Schrifttümer aufbaute. Und so hat bisher wirklich noch keine Wissenschaft von allen denen, die sich mittelbar oder unmittelbar auf die Texte gründen, ihren Aufbau so folgerichtig logisch vollzogen, als ein großes System von Begriffen und Gesetzen, wie die Sprachwissenschaft. Sie hat am vollständigsten den Einzelfall ausgeschieden, weil sie ja die Zehntausende von Worten und die Hunderttausende von Wortformen überhaupt nicht hätte bewältigen können, wenn sie sich auf das Einzelne, Besondere, Individuelle festgelegt hätte. Keine Wissenschaft von denen, die sich auf Texte beziehen, ist infolgedessen so weit vorgeschritten zu obersten und letzten Gesetzen wie die Sprachwissenschaft. Das kommt schon in der einfachen Einteilung zum Ausdruck, mit der sie etwa zwischen flektierenden und agglutinierenden Sprachen unterscheidet. Beide Bezeichnungen sind nichts anderes als Namen für oberste Begriffe, in denen die unübersehbaren Mannigfaltigkeiten zweier Sprachgruppen zusammengefaßt sind, allerdings nur unter einem „Gesichtspunkt", aber keinerlei Begriffsbildung ist ja ohne solche „Gesichtspunkte" möglich. Da sich also die Sprachwissenschaft das zum Gegenstande nimmt, was die Denkmäler zu Denkmälern macht: die äußere Form, die Sprachform, so können für sie die Denkmäler nicht Gegenstand sein. Sie sind für die Sprachwissenschaft Quelle, Erkenntnismittel für die Sprachform. Und da es für die Sprachform der Denkmäler bereits eine Wissenschaft, nämlich die Sprachwissenschaft gibt, und da hierin der gegenständliche Unterschied von jeder verwandten Wissenschaft liegt, so kann die ausschließliche Sprachform der Denkmäler nicht Gegenstand einer zweiten Wissenschaft sein. Denn diese zweite Wissenschaft wäre dann eben auch wieder nichts anderes als Sprachwissenschaft. Wenn daher jemand meinte, er betriebe eine Wissenschaft von den literarischen Denkmälern, indem er sich die Sprachform zum Gegenstande nähme, so betriebe er einmal gar keine Wissenschaft von den Denkmälern, sondern er triebe eine Wissenschaft von der Sprachform der Denkmäler, also: Sprachwissenschaft.

2. So stellt die Sprachwissenschaft, indem sie die Sprachform der Texte zum Gegenstand hat und indem die Texte so für sie Quelle, nicht Gegenstand sind, nach der einen Seite die äußerste Möglichkeit aller Wissenschaften dar, die sich in bezug auf die Schrifttümer denken lassen. Es ist nun nach einer Wissenschaft zu suchen, die der Sprachwissenschaft entgegengesetzt auf der andern Seite die äußerste Möglichkeit aller Wissenschaften darstellen würde, die sich in bezug auf die Schrifttümer denken lassen. Unter den Texten sind solche erkannt worden, die sich durch eine besondere Eigenheit von allen andern unterschieden, nämlich diejenigen, deren Inhalt den Zweck hat über wirklich geschehene Tatsachen der Außenwelt auszusagen. Würde man so, wie die Sprachwissenschaft die reine, äußere Sprachform zum Gegenstande nahm, das in diesen Quellentexten vom Inhalt Ausgesagte zum Gegenstand nehmen, so wäre das die Wissenschaft, die der Sprachwissenschaft entgegengesetzt an der andern Grenze aller Wissenschaften in bezug auf die Denkmäler stünde. Wie dort die Form alles war und der Inhalt nur in Betracht kam, soweit er in die Form einging, so wäre hier der Inhalt alles und die Form käme nur in Betracht, soweit sie den Inhalt vermittelt. Und wie dort die Denkmäler nur Quelle, Erkenntnismittel, nicht aber Gegenstand waren, genau so wären sie auch hier nur Quelle und Erkenntnismittel, um die vergangenen Tatsachen zu erkennen. Diese Wissenschaft wäre die Geschichtswissenschaft. Sprachwissenschaft und Geschichtswissenschaft bedeuten also die entgegengesetzten Endmöglichkeiten aller in bezug auf die Schrifttümer denkbaren Erkenntnisse. Während aber für die Sprachwissenschaft alle Texte in Betracht kommen, interessiert sich die Geschichtswissenschaft vor allem für Denkmäler der Art, die über Tatsachen etwas aussagen und deren Zweck diese Aussagen sind. Ja weiter, für die Sprachwissenschaft ebensowohl wie für die Geschichtswissenschaft sind die Denkmäler nicht bloß nur Quelle, sondern fast nur ein Aushilfsmittel, ein Notmittel. Denn die Sprachwissenschaft hat ja die Sprache an sich, die Lautfolgen, die gesprochene Sprache zum Gegenstand. Die idealsten Bedingungen für ihre wissenschaftliche Tätigkeit böte es, wenn sie etwa einer langen Reihe von Hellenen seit den ältesten Zeiten die gesprochene Sprache wirklich und lebendig abhorchen und für weitere Arbeit ebenso lebensgetreu festhalten könnte. Wo ihr die gesprochene Sprache zugänglich ist, da hält sie sich ja auch an diese. Wo ihr das nicht möglich ist, da muß sie es versuchen, sich aus den lautbedeutenden Schriftzeichen diese gesprochene Sprache wieder herzustellen. Für sie sind also die Denkmäler nur ein Notbehelf. Ähnlich geht es der Geschichtswissenschaft. Ihr Gegenstand sind die Tatsachen, von denen der Inhalt gewisser Denkmäler aussagt. Die idealsten Bedingungen für ihre wissenschaft-

liche Tätigkeit böte es, wenn sie etwa die gesamte Fülle der Tatsachen und Ereignisse, die ihr Gegenstand sind, lebensgetreu erneuern könnte und zwar so, daß sie gewissermaßen versuchsweise dieses Räderwerk beliebig anhalten und weiter bewegen könnte, um die Abfolgeverhältnisse, die Ursachen und Zusammenhänge, vor allem den tatsächlichen Verlauf genau zu prüfen und ebenso genau festzuhalten. Da ihr das nicht möglich ist, muß sie sich an die Vorstellungen von Tatsachen und an die Urteile über Tatsachen halten, wie sie ihr zufällig von den Denkmälern geboten werden. Und wie die Sprachwissenschaft über das geschriebene Sprachdenkmal hinausgreift, so auch die Geschichtswissenschaft. Sie liebt vor allem auch Quellen anderer Art, die nicht den Charakter des Schrifttums haben: Bauwerke, Kunstgegenstände, Münzen auch ohne Inschrift, Waffen und andere Überreste. Man muß also die Sprachwissenschaft und die Geschichtswissenschaft in bezug auf die Denkmäler so kennzeichnen: a) Die Texte sind für beide zwar die vornehmsten und grundlegenden Quellen, aber eben doch nur Quellen. b) Die Texte sind für beide nicht Wissenschaftsgegenstand, sondern Erkenntnismittel. c) Sprachwissenschaft und Geschichtswissenschaft stellen gewissermaßen das entgegengesetzte wissenschaftliche Verhalten dar, das in bezug auf die Denkmäler möglich ist, indem sich die Sprachwissenschaft gewissermaßen auf die Form der Form bezieht, die Geschichtswissenschaft aber auf den Inhalt des Inhalts.

3. Da also weder die Sprachwissenschaft noch die Geschichtswissenschaft die Denkmäler als solche zum Gegenstand ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit haben, so muß ich, wenn anders weder logische noch erkenntnistheoretische Hindernisse entgegenstehen, auf die Denkmäler als solche eine Wissenschaft gründen können, die diese Denkmäler dem Inhalte und der Form nach zum Gegenstand hat, also eine Wissenschaft von den literarischen Denkmälern schlechthin. Andere Möglichkeiten des wissenschaftlichen Verhaltens den Texten gegenüber sind bereits durch die Sprachwissenschaft und durch die Geschichtswissenschaft weggenommen worden. Aber weder die eine noch die andere hat die literarischen Denkmäler als möglichen Wissenschaftsgegenstand dem Inhalt oder dem Umfange nach gemindert. Aus all dem muß ich für eine mögliche Wissenschaft von den literarischen Denkmälern folgern: a) Sie kann sich die Denkmäler in ihrem ganzen Umfange als Wissenschaftsgegenstand aneignen; b) Sie kann das, was jene zwei Wissenschaften aus den Denkmälern als Gegenstand in Anspruch nehmen, noch immer als Erkenntnismittel für ihren Gegenstand benützen. Das heißt, die wirklichen Tatsachen, auf die sich der Inhalt vieler Denkmäler bezieht und die Sprachform aller Denkmäler, da jene der Geschichtswissenschaft und diese der Sprachwissenschaft zufallen, kommen für eine Wissenschaft von den

literarischen Denkmälern nur noch als Erkenntnismittel, nicht als Gegenstand in Betracht und in allen diesen Fällen treten Sprachwissenschaft und Geschichtswissenschaft als Hilfswissenschaften für die Erkenntnis der literarischen Denkmäler ein.

Aber es bleibt die Frage offen, ob eine Wissenschaft von den literarischen Denkmälern sich nicht auf einen Teil dieser Texte beschränke, und zwar 1. beschränken könne, 2. beschränken müsse. Eine freiwillige Beschränkung kann unmöglich statthaben, denn sie könnte nur willkürlich sein und ein willkürlich abgegrenzter Gegenstand kann doch offenbar keine Wissenschaft begründen. Denn der Betrieb einer Wissenschaft setzt Betrieb durch viele voraus. Es müßte demnach jedem einzelnen wissenschaftlichen Arbeiter gestattet sein, den Umfang des wissenschaftlichen Gegenstandes willkürlich zu begrenzen. Wenn aber jeder ihn willkürlich begrenzte, wie könnten dann diese vielen eine Wissenschaft treiben? Schon diese Erwägung macht es überflüssig, aus den logischen und erkenntnistheoretischen Folgerungen, die aus der willkürlichen Begrenzung eines Wissenschaftsgegenstandes fließen würden, noch besonders nachzuweisen, wie unmöglich es sei, ein solch willkürliches Einschränken auf einen bestimmten Teil zuzulassen. Wenn es also denkbar sein soll, daß eine Wissenschaft von den literarischen Denkmälern sich nur auf einen Teil dieser Denkmäler beschränke, so könnte diese Beschränkung nur erzwungen sein. Dieser Zwang könnte aber wieder der ganzen Sachlage nach herbeigeführt sein a) durch zwingende Gründe, die sich aus den Denkmälern selbst ergeben; b) die dem allgemeinen Wesen der Wissenschaft an sich entspringen. Denn daß die verwandte Sprachwissenschaft und Geschichtswissenschaft mich zu einer solchen Einschränkung im Gegenstand und seines Umfanges nicht zwingen, wurde ja eben[1]) behandelt. Und ein äußerer Zwang kommt für keine Wissenschaft in Betracht. Liegt aber weder ein zwingender Grund aus den Denkmälern selber noch aus dem Wesen der Wissenschaft überhaupt vor, so muß, wenn eine Wissenschaft von den literarischen Denkmälern sein soll, diese alle vorhandenen literarischen Denkmäler zum Wissenschaftsgegenstande nehmen. Es ist also zunächst zu untersuchen, ob solche zwingende Gründe vorliegen.

1. Bin ich durch die Denkmäler selber gezwungen, meine Wissenschaft nur auf einen Teil der Texte zu begründen? Es ist überhaupt nur ein solcher Grund in den Denkmälern denkbar, nämlich ein so großer Unterschied zwischen zwei oder drei Gruppen von Texten, daß diese zwei oder drei Gruppen von Texten weder unter einem Erkenntnisziel noch mit der gleichen Art von Erkenntnismitteln

[1]) Vgl. S. 24.

erfaßt werden könnte. Die völlige innerliche Gleichheit der Texte untereinander iſt aber bereits an früherer Stelle[1]) entſchieden bejaht worden. Der einzige Unterſchied zwiſchen der Gruppe von Denkmälern, die Gegenſtand ſind und derjenigen, die Quellen für dieſen Gegenſtand ſind, kann dieſen zwingenden Grund nicht bilden. Denn dieſer Unterſchied zwiſchen den beiden Gruppen iſt lediglich ein Unterſchied in der Beziehung aufeinander. Auch die Tatſache, daß ſich die Texte als Einzeldinge voneinander unterſcheiden, oder durch verſchiedene zureichende Gründe oder durch die verſchiedene Lage im Raum und in der Zeit, kann nicht als dieſer zwingende Grund dafür gelten, daß ich mich auf einen Teil der Denkmäler als Gegenſtand beſchränken müßte. Denn ſonſt wäre ja überhaupt keine Zuſammenfaſſung dieſer Texte zu einem oder mehreren Wiſſenſchaftsgegenſtänden möglich, ſondern es könnte dann nur ebenſoviele Wiſſenſchaften geben, als die Denkmäler Unterſchiede dieſer Art aufwieſen. Denkbar wäre lediglich, daß eine Wiſſenſchaft von den literariſchen Denkmälern jene Quellentexte aus ihrem Gegenſtande ausſcheiden müßte, auf die ſich die Geſchichtswiſſenſchaft ſtützt, alſo diejenigen Texte, deren Inhalt Tatſachen in der Außenwelt entſprechen. Aber auch das iſt nicht möglich. Denn viele dieſer Quellentexte beziehen ſich auch auf Denkmäler. *So kann in den Schrifttümern ſelber unmöglich der Grund liegen, der eine Wiſſenſchaft von den literariſchen Denkmälern zwingen könnte, ſich gegenſtändlich auf eine Auswahl aus den Texten zu beſchränken.*

2. Liegt ein ſolcher *Grund* im *Weſen der Wiſſenſchaft* überhaupt? Daß dieſe geſamten Denkmäler durch das logiſche Verfahren fortſchreitender Begriffsbildung in ein großes geſchloſſenes Ganzes von anſteigend allgemeinen Begriffen gebracht werden können, daß ſie in gleicher Weiſe alle eine Zeitreihe und einen Raum ausfüllen, daß ſie alle in gleicher Richtung die Erfüllung des Satzes vom Grunde fordern, beweiſt ja, daß ſie mit den gleichen Erkenntnismitteln durch dasſelbe Erkenntnisziel erfaßt werden können. Da alſo weder in den Texten noch im Weſen der Wiſſenſchaft ein ſolch zwingender Grund liegt, ſo folgt daraus: *wenn es eine Wiſſenſchaft von den literariſchen Denkmälern geben ſoll, ſo muß ſich dieſe Wiſſenſchaft ſämtliche Denkmäler ohne Auswahl, ohne Beſchränkung, ohne Ausnahme zum Gegenſtande nehmen. Und da dieſe Denkmäler in die Sprachwiſſenſchaft nur der Form nach eingehen, in die Geſchichtswiſſenſchaft nur ein Teil von ihnen und der nur dem Inhalt nach, ſo muß eine Wiſſenſchaft von den literariſchen Denkmälern all dieſe*

[1]) Vgl. S. 16

Texte sowohl der Form als dem Inhalt nach zum Gegenstande nehmen.

Dieses logische Erfordernis, daß alle Denkmäler den Gegenstand bilden müssen, berührt es nicht, wenn der wissenschaftliche Arbeiter, ohne das Erkenntnisziel zu gefährden, bei bestimmten, ausnahmsweisen Zwecken nur einen bestimmten großen Teil der Denkmäler unter bestimmten Gesichtspunkten ins Auge faßt. Da können praktische Erwägungen maßgebend werden, die man nicht ohneweiters von der Hand weisen kann. Aber grundsätzlich ist es unmöglich, den Gegenstand einer Wissenschaft von den literarischen Denkmälern unter irgendwelchen Gesichtspunkten durch eine Auswahl aus den Texten zu bestimmen. Tatsächlich ist auch für die älteste Zeit, wo die Denkmäler sehr spärlich sind, der kleinste beschriebene Papierfetzen in den Wissenschaftsgegenstand einbezogen worden, und wenn dafür auch in erster Linie sprachliche Interessen maßgebend waren, so berührt das doch nicht im mindesten die Tatsache, daß dieses Verfahren, jedes beschriebene Blatt heranzuziehen, nicht bloß logisch gerechtfertigt, sondern sogar logisch gefordert war. Für die neuere Zeit gelten keine anderen logischen Gesetze. Sie sind allerdings unschuldig daran, daß dieses Auswahlverfahren eine ganze Wissenschaft beherrschen konnte. Und so wäre es gar nicht notwendig, den Beweis von der Unteilbarkeit des Wissenschaftsgegenstandes noch durch ausdrückliche Verneinung des Gegenteils zu führen, wenn es nicht besondere Verhältnisse und das Gesetz der Trägheit auch in geistigen Dingen rätlich erscheinen ließen. Welche Gesichtspunkte kämen also in Betracht, nach denen man aus der Gesamtheit der Denkmäler eine gewisse Anzahl auswählen und zum Gegenstand einer solchen Wissenschaft machen könnte?

1. Man könnte in Versuchung kommen, die in die Zeitreihe eingeordneten Texte so zu teilen, daß auf der einen Seite die vom Anfang der Zeitreihe an stehenden Denkmäler wären und auf der andern Seite die gegen Schluß der Zeitreihe stehenden und so auf den zwei Textgruppen, die lediglich zeitlich geschieden wären, zwei Wissenschaften aufbauen. Da wären nun wieder zwei Möglichkeiten denkbar. Setzt man für beide derartige Wissenschaften den gleichen Gegenstand, das heißt wären für beide Wissenschaften die zeitlich geschiedenen Denkmälergruppen in gleicher Weise Gegenstand, so hätte man also zwei Wissenschaften, die das gleiche Erkenntnisziel und die gleichen Erkenntnismittel in bezug auf denselben Gegenstand hätten, von denen lediglich die Wissenschaft A die Denkmälerreihe a bis g und die Wissenschaft B die Denkmälerreihe h bis z zum Gegenstande hätte. Das wären doch offensichtlich nicht zwei verschiedene Wissenschaften, als ob man von zwei verschiedenen Tierkunden sprechen

wollte, von denen die eine die Säugetiere und Vögel und die andere die Fische und Kriechtiere zum Gegenstande hätte. Oder es wäre die andere Möglichkeit denkbar, daß die Wissenschaft A — Denkmäler a bis g — „sprachlich" betrieben würde; daraus würde dann folgen, damit nur überhaupt ein Unterschied zustandekäme, daß die Wissenschaft B — Denkmäler h bis z — „nicht sprachlich" betrieben würde. Also der Wissenschaft A wären die Denkmäler a bis g zugleich Gegenstand und Quelle und zwar jedes Denkmal beides. Der Wissenschaft B wäre verboten, nur um des leidigen Unterschiedes halber, die Sprachform ihres Gegenstandes zu beurteilen, ohne die sie diesen Gegenstand gar nicht erfassen könnte. Beides ist absurd. *Also eine zeitliche Teilung der Denkmäler kann unmöglich logisch zwei verschiedene Wissenschaften begründen, von denen jede nur einen Teil der Denkmäler zum Gegenstande hätte.*

2. Die Denkmäler erwecken Vorstellungen in mir. Ich könnte nun auf den *Gedanken* kommen, aus der Gesamtheit der Texte eine Auswahl insofern zu treffen, daß ich nur jene Denkmäler zum Gegenstand einer Wissenschaft von den literarischen Denkmälern mache, die *Vorstellungen von ganz bestimmter Art* in mir erwecken. Diese Auswahl könnte nun vorgenommen werden a) nach dem Inhalt der Vorstellungen. Man könnte auswählen Phantasievorstellungen oder solche, denen in der Außenwelt irgendetwas Tatsächliches entspricht oder entsprach. Welche der beiden Arten wollte man dann zum Gegenstande machen? In den meisten Fällen wäre es dieser Wissenschaft überhaupt unmöglich, genau nachzuweisen, ob diesen oder jenen Vorstellungen etwas in der Außenwelt entsprochen hat. Es müßte also überhaupt zuerst eine andere Wissenschaft das alles festgestellt haben, bis eine solche Wissenschaft von den literarischen Denkmälern auch nur ihren Gegenstand abgegrenzt hätte. Das ist gar nicht ernst zu nehmen. b) Eine solche Auswahl könnte vorgenommen werden, nach der Wertung, die ich diesen Vorstellungen zukommen lasse. Solche Wertungen wären: ob diese Vorstellungen, mithin diese Denkmäler, *sittlich gut* sind und jene Vorstellungen, mithin jene Denkmäler, sittlich schlecht; ferner ob die einen Denkmäler mir *gefallen* und die anderen nicht. Und jetzt käme erst die Frage, ob ich nur die sittlich guten und sittlich schlechten oder die schönen und die nicht schönen zum Gegenstande mache, diejenigen aber, die weder gut noch schlecht oder die weder schön noch nicht schön sind, ausscheide. Ganz abgesehen davon, daß eine Entscheidung darüber einmal der Willkür des Einzelnen preisgegeben wäre[1]) und dann daß das wieder mehrere Wissenschaften von den literarischen Denkmälern ergäbe; also ganz abgesehen

[1]) Vgl. S. 25.

davon wäre überhaupt eine solche Auswahl, sei es unter dem Gesichtspunkte des sittlich Guten oder Schlechten, sei es unter dem Gesichtspunkte des Schönen oder nicht Schönen eine μετάβασις εἰς ἄλλο γένος. Diese eine Erwägung genügt, um jede Wertung des Wissenschaftsgegenstandes von einem nichtwissenschaftlichen Standpunkte aus als wissenschaftswidrig abzulehnen. Eine Auswahl der literarischen Denkmäler unter dem Gesichtspunkte des Sittlichen wie des Schönen ist unwissenschaftlich, unlogisch und würde mich zu all dem zwingen, auf Denkmäler zu verzichten, die mir erkenntnistheoretisch von höchster Bedeutung wären. Denn der Induktionsschluß, der mir auf Schritt und Tritt notwendig, unentbehrlich ist, kann unmöglich angewendet werden, wenn ich aus den möglichst vielen Fällen, die er ja verlangt, willkürlich unter irgendwelchen Gesichtspunkten eine Menge von Fällen ausscheide. Eine Wissenschaft von den sittlich guten oder von den schönen Denkmälern wäre keine Wissenschaft von den literarischen Denkmälern und würde, wenn logisch überhaupt möglich, erst recht eine Wissenschaft von den literarischen Denkmälern schlechthin fordern.

3. Denkbar wäre nur noch eine Beschränkung auf die Form der Texte. Was heißt aber Form? Würde sich eine solche Wissenschaft auf die Sprachform beschränken, so wäre sie Sprachwissenschaft, und die wurde ja schon abgegrenzt. Legte aber eine solche Wissenschaft die Form zugrunde, in der die Vorstellungen, der Inhalt erscheinen, so könnte sie ja diese Form als Beziehungsbegriff zum Inhalt ohne den Inhalt gar nicht erfassen. Beides ist also aus innern Gründen unmöglich. Eine Auswahl der Formen gar vom Standpunkte des Schönen ist ja eben als unmöglich dargetan worden.

So ist bejahend und das Gegenteil ausdrücklich verneinend der Beweis geführt worden, daß, wenn es eine Wissenschaft von den literarischen Denkmälern geben soll, diese Wissenschaft die Gesamtheit der Denkmäler als Form und als Inhalt zum Gegenstande nehmen muß. Damit ist die eine große Stufe der Untersuchung erreicht, der Wissenschaftsgegenstand ist abgegrenzt. Die Grundlagen für eine Begriffsbestimmung der Erkenntnismittel und des Erkenntniszieles dieser Wissenschaft werden sich im weitern Verlaufe ergeben.

Es bleibt nur noch das Verhältnis dieser Wissenschaft von den literarischen Denkmälern zu den zwei andern Wissenschaften zu bestimmen, die gleichfalls notwendig von den Texten ausgehen müssen; die ohne Denkmäler überhaupt unmöglich sind: Sprachwissenschaft und Geschichtswissenschaft. Der Unterschied beider von einer Wissenschaft der literarischen Denkmäler interessiert hier nur, soweit er sich

aus dem Gemeinsamen, aus ihrer Stellung zu den Denkmälern ergibt. Während für eine Wissenschaft der Denkmäler alle Texte der Form und dem Inhalt nach Gegenstand sind, sind sie für die Sprachwissenschaft nur Mittel, und zwar in Hinsicht der Sprachform und für die Geschichtswissenschaft nur Mittel, und zwar in Hinsicht auf den Inhalt, soweit er sich auf Tatsachen bezieht. Wichtiger als diese Unterschiede ist das Gemeinsame, das diese drei Wissenschaften zu einer logischen und erkenntnistheoretischen Einheit macht.

1. Das grundlegend Gemeinsame für alle drei Wissenschaften sind die Texte. Ohne Denkmäler wäre keine der drei Wissenschaften möglich. Wo aber die Möglichkeit meines Daseins liegt, da muß ich wurzeln, von da muß ich ausgehen, dahin immer wieder zurückkehren. Daher leugnet ein Grundsatz, wie er erst jüngst[1]) wieder mit großer Handbewegung ausgesprochen wurde, nämlich daß der Historiker keine Urkunden zu sammeln und zu deuten habe, sondern daß das Erleben der Gegenwart der Ausgangspunkt der historischen Betrachtung sei, jede Möglichkeit einer Geschichtswissenschaft. Es täte not, solch krankhaftem Subjektivismus einmal alles Geschriebene aus den Händen zu nehmen, um zu sehen, wie er nun ohne „Urkunden" und „Quellen" auf den Krücken seines Ich durch die Geschichte stelze. Da den Denkmälern diese grundlegende erkenntnistheoretische Bedeutung für jede geschichtliche Wissenschaft zukommt, so ist die Wissenschaft von den literarischen Denkmälern die Wissenschaft im Mittelpunkt alles geschichtlichen Forschens, in verwandtem Sinne, wie die Sprachwissenschaft am Anfang aller geschichtlichen Arbeit steht. Um dieser Bedeutung willen, die den Denkmälern zukommt und wegen des besonderen Verhältnisses der Wissenschaft von den Denkmälern zu den Texten, ist diese kein Teilbetrieb der Geschichtswissenschaft, wie Wirtschaftsgeschichte, Rechtsgeschichte, Staatengeschichte, Kriegsgeschichte und andere, sondern vermöge ihres Gegenstandes ist die Wissenschaft von den Denkmälern die zweite Stufe — wenn die Sprachwissenschaft die erste ist — zu jeder geschichtlichen Forschung. Daß ihre Geltung im Ganzen des geschichtlichen Betriebes heute so völlig verkannt wird, das liegt in den unfaßbar unwissenschaftlichen Gegenstandsbestimmungen, die ihr angetan wurden. Durch ihr eigentümlich glückliches Verhältnis zu ihrem Gegenstande ist diese Wissenschaft berufen allen andern geschichtlichen Betrieben mit den weitesten und höchsten Erkenntnissen voranzugehen. Die Sprachwissenschaft muß sich ihren Gegenstand aus den Denkmälern unvollkommen wiederherstellen, da keine Schrift die gesprochene Sprache ersetzen kann; die Geschichts-

[1]) L. Rieß, Historik I. Ein Organon geschichtlichen Denkens und Forschens. Berlin und Leipzig 1913.

wissenschaft besitzt in den Texten und ihren sonstigen Quellen nur einen kleinen Teil dessen, was eigentlich ihr Gegenstand wäre; die Kunstgeschichte hat nicht jederzeit und nach Belieben das Parthenon, den Apoll von Belvedere, Lionardos Abendmahl zur Hand. Im Gegensatz zu ihnen allen kann die Wissenschaft von den literarischen Denkmälern ihrem Gegenstande jederzeit gegenübertreten, ihn so unmittelbar und leicht und zuverlässig jeglicher Prüfung und jedem Vergleiche unterwerfen wie keine andere, die Naturwissenschaften ausgenommen.

2. Das andere Gemeinsame der Sprachwissenschaft, der Wissenschaft von den Denkmälern und der Geschichtswissenschaft ist das Verhältnis ihrer Gegenstände zum Raum und zur Zeit. Im ersten Abschnitt wurde gezeigt, daß sich die zahllosen Verschiedenheitsübergänge im Gegenstande begrifflich erfassen lassen, daß sich daraus durch ein logisches Verfahren eine ganze Reihe herstellen läßt. Am Anfang des zweiten Abschnittes wurde gezeigt, daß sich durch die Quellen unter den Denkmälern feststellen läßt: diese logische Reihe entspricht einer Zeitreihe und einem Raumganzen und diese Veränderungen lassen sich ursächlich erfassen und zwar im Raum und in der Zeit. Mag man nun diese Einzelheiten der Gegenstände, wie sie im Raum und in der Zeit ursächlich bewirkt werden, allgemeiner „Veränderungen", im besonderen Sinne „Entwicklungen" nennen, hierin liegt das Gemeinsame am Gegenstand aller historischen Wissenschaften. Schon im Wurzelsinn des Wortes „Geschichte" ist es ausgedrückt. Diese Wissenschaft von den literarischen Denkmälern ist eine geschichtliche Wissenschaft: Literaturgeschichte.

So läßt sich das Verhältnis der drei historischen Grundwissenschaften in bezug auf die Denkmäler folgendermaßen darstellen:

1. Die Denkmäler als Gegenstand.

Sprachform aller Denkmäler	Alle Denkmäler nach Inhalt und Form	Das dem Inhalt einiger Denkmäler Entsprechende
Sprachwissenschaft	Literaturgeschichte	Geschichtswissenschaft

2. Die Denkmäler als Quelle.

Für die Sprachform aller Denkmäler	Für einen Teil der andere Teil	Für den Inhalt einiger Denkmäler
Sprachwissenschaft	Literaturgeschichte	Geschichtswissenschaft

Den bisherigen Ergebnissen widerspricht es nicht, da die Sprache und die Denkmäler als solche ja auch geschichtliche Tatsachen sind, daß eine Geschichtswissenschaft denkbar ist, für die auch die Gegen-

stände der Sprachwissenschaft und der Literaturgeschichte Gegenstand werden. Aber das erweist nicht, daß die Sprachwissenschaft und die Literaturgeschichte einfach Gegenstandsteile der Geschichtswissenschaft behandeln, sondern das würde erweisen, daß sich die Geschichtswissenschaft dem Sprachgegenstand gegenüber als Sprachgeschichte und den Denkmälern gegenüber als Literaturgeschichte verhalten müßte. Mit anderen Worten: eine solch allgemeine Geschichte ist nur möglich, indem sie die höchsten Begriffe, die für die einzelnen geschichtlichen Wissenschaften erreichbar sind, zusammenfaßt zu letzten, allgemeinsten geschichtlichen Begriffen.

Ermöglichte Einsicht in die ursächliche Abfolge der Denkmäler, die Möglichkeit, sie in den Raum und in die Zeit einzuordnen, das floß als grundsätzliches Ergebnis aus der Untersuchung dieses Abschnittes. Diese Erkenntnisse bieten die Quellendenkmäler aber nicht ohneweiters aus sich selber dar, sondern da ist vorerst ein Prüfen weiterer Mittel notwendig. Ich kann nicht nur das Erkenntnisziel abermals nach vorwärts schieben, sondern ich muß das aus logischen und erkenntnistheoretischen Gründen.

III. Der Urheber als Bewirkendes.

Der Denkmälerbegriff „Schiller", die Ursacheneinheit „Schiller" und der Persönlichkeitsbegriff „Schiller" sind verschiedene Dinge. Wie komme ich aus den Quellen zum Persönlichkeitsbegriff? Wissenschaftsgegenstand der Literaturgeschichte sind Denkmäler, nicht „Persönlichkeiten". Persönlichkeiten gehen nur als die Ursacheneinheiten bestimmter Denkmäler in die Literaturgeschichte ein. Giltigkeit der Begriffsbildung auch für die Persönlichkeiten. Das ursächliche Abfolgeverhältnis und die Persönlichkeit. Die logischen und erkenntnistheoretischen Gründe, die über die Persönlichkeit hinausführen.

Was mir die Möglichkeit einer Literaturgeschichte gab, wovon ich in allem ausging, das waren die Denkmäler. Sie forderten von mir nach dem Satze vom zureichenden Grunde nach den Ursachen ihres Vorhandenseins zu suchen. Von den Denkmälern aus komme ich zu den Ursachen und ich komme nur darum zu ihnen, weil ich es unter einem logischen und erkenntnistheoretischen Zwange muß. Der notwendige Schluß daraus ist, daß Menschen nur insofern in meine Wissenschaft eingehen, als in ihnen die zureichenden Gründe von Teilen meines Wissenschaftsgegenstandes zu suchen sind. Sie gehen lediglich als Bewirkendes in die Literaturgeschichte ein. Die Literaturgeschichte ist die Wissenschaft von den literarischen Denkmälern, nicht die Wissenschaft von den Ursachen literarischer Denkmäler. Wissenschaftsgegenstand sind die Texte. Diese einfache, unbestreitbare logische Forderung macht es ganz zwecklos und

überflüssig nach besonderen Verteidigungsgründen zu suchen gegen den abweichenden fast allgemeinen Gebrauch.

1. Es ist unmöglich, irgend einen Begriff oder irgend ein Erkenntnismittel von außen her in die Literaturgeschichte hineinzutragen. Man muß von den denkbar einfachsten Voraussetzungen ausgehen, nämlich von dem, was mir unmittelbar im Bewußtsein gegeben ist. Das sind aber nur Denkmäler wie „Parzival", „Das Narrenschiff", nicht aber Persönlichkeiten wie Wolfram von Eschenbach oder Sebastian Brant. Und aus diesem mir unmittelbar Gegebenen muß man die ganze Wissenschaft ableiten. Im ersten und zweiten Abschnitt war die Rede davon, daß ich durch Begriffsbildung aus den niederen Denkmälerbegriffen „Räuber" bis „Demetrius" den höheren Begriff „Schiller" gewinne. Keinerlei logische Forderung zwingt mich, den Begriff und Namen „Schiller" aus den Denkmälern mit dem Menschen „Schiller" aus den Quellen in ein logisches Verhältnis zu bringen. Es ist ja lediglich durch ausgedehnte Induktion sehr, ja höchst wahrscheinlich zu machen, daß sich der Begriffsname „Schiller" aus den Denkmälern für ein Bewirktes und der Personenbegriff „Schiller" aus den Quellen für ein Bewirkendes auf die gleichen Denkmäler beziehen. Noch weiter verstärkt würde diese Wahrscheinlichkeit, wenn zwischen dem, woraus beide Begriffe gewonnen sind, das Verhältnis der ursächlichen Abfolge Geltung hätte. Und so stelle ich mir die Frage: fordern die Denkmalsteile, die so verwandt sind, daß ich aus ihnen den höheren Begriff „Schiller" gewinnen kann, auch eine gemeinsame einheitliche Ursache „Schiller"? Die Antwort darauf kann wieder nicht mit unbedingter Gewißheit, sondern nur mit großer Wahrscheinlichkeit gegeben werden. Es steht an sich gar nichts im Wege, die in den Denkmälern erscheinenden verwandten, ja gleichen Wirkungen, wie ich sie begrifflich als verwandt oder gleich erfasse, auf verschiedene verwandte, ja gleiche Ursachen zurückzuführen. Es ist lediglich notwendig, verwandte oder gleiche Ursachen anzunehmen, da auch in gewissen Gruppen von Denkmälern verwandtes oder gleiches Bewirktes erscheint. Wenn ich aber weiter gehe und für dieses verwandte oder gleiche Bewirkte, das ich begrifflich zu einer Einheit zusammenfasse und „Schiller" nenne, auch eine persönliche Einheit von verwandten oder gleichen Ursachen setze, die ich gleichfalls „Schiller" nenne, so ist das nur eine Annahme. Diese Annahme wird um so wahrscheinlicher, je besser sie mir die tausend Ähnlichkeiten, ja Gleichheiten in den begrifflich zusammengestellten Denkmälern „Räuber" bis „Demetrius" erklärt. Sie wird vor allem wahrscheinlich, falls ich in diesen ursächlichen Beziehungen das Verhältnis der ursächlichen Abfolge sehen dürfte.

2. So habe ich logisch aus den Denkmälern den Textbegriff

„Schiller"; ich setze durch eine Annahme eine Ursacheneinheit „Schiller" und es fragt sich jetzt, ob ich aus den Quellendenkmälern eine Tatsacheneinheit „Schiller" erkennen kann. Zunächst stelle ich alle Quellentexte zusammen, die den Namen „Schiller" irgendwie enthalten. Wenn ich von den wechselnden sprachlichen Formen dieses Namens absehe — „Schiller", „Schüler", „Schilher", „Schuler", — so finden sich solche Quellendenkmäler, die durch bestimmte inhaltliche Aussagen in eben diesen oder in andern Texten in die Zeitreihe von 1400 bis 1900 zeitlich eingeordnet sind und die durch ähnliche Aussagen in ein Raumganzes eingeordnet sind. Kommen alle diese Denkmäler in Betracht? Diese Frage ist aus doppelter Richtung her zu beantworten. a) Gewisse Aussagen in Quellendenkmälern bestimmen, daß diejenigen Texte, aus denen ich den Denkmälerbegriff „Schiller" gewann, in die Zeitreihe 1777—1805 einzugliedern sind. Wenn sich also jene andern Quellendenkmäler auf das Ursachenganze dieser Texte von „Räuber" bis „Demetrius" beziehen sollen, so können nur diejenigen Quellendenkmäler in Betracht kommen, die nicht nennenswert über die Zeitgrenze 1777—1805 hinausfallen. Das Verfahren ist hier aus praktischen Gründen abgekürzt, es sind nur die Hauptpunkte herausgehoben. b) Eine andere Antwort auf obige Frage, ob alle Quellendenkmäler in Betracht kommen, die den Namen „Schiller" in irgend einer sprachlichen Form enthalten, ergibt sich aus folgender Erwägung: eine geschlossene Reihe von Quellendenkmälern zwischen den zeitlichen Grenzen 1759 und 1805 beziehen sich auf eine Menge gemeinsamer Tatsachen; das Quellendenkmal A sagt über die Tatsachen a b c d aus; das Quellendenkmal B über die Tatsachen a c d e f; das Quellendenkmal C über die Tatsachen a b f g h; durch diese gemeinsamen Tatsachen in den Quellendenkmälern der Zeitreihe 1759 bis 1805 werden eben diese Quellendenkmäler zu einer inhaltlichen Einheit zusammengefaßt und heben sich so unterschieden von den andern Quellentexten vor 1759 und nach 1805 ab, die gleichfalls einen Namen „Schiller" enthalten. Da die Quellendenkmäler und die Gegenstandsdenkmäler „Räuber" bis „Demetrius" annähernd in die gleiche Zeitreihe fallen, so kann ich mit gutem Recht annehmen, daß die Ursachen der Denkmäler „Räuber" bis „Demetrius" in den Tatsachen zu suchen sind, über die jene Quellendenkmäler der Zeitreihe 1759 bis 1805 aussagen.

3. Ehe aber gefolgert werden kann, daß in der Tatsachengruppe „Schiller", die sich aus den Quellen ergab, alle für das Vorhandensein der Denkmäler „Räuber" bis „Demetrius" notwendigen Ursachen liegen, muß zunächst ein neues Begriffsverfahren Platz greifen. Es muß zunächst logisch nachgewiesen werden, daß diese Tatsachengruppe „Schiller" wirklich eine Einheit bildet. Dieses Charakterisieren

der vielen Einzelzüge, die mir die Quellen unter „Schiller" bieten, ist wieder nur möglich durch fortschreitende Begriffsbildung. Ich finde in einzelnen Gruppen dieser Züge Gemeinsames. Dieses bringe ich auf gleichwertig nebengeordnete Begriffe und aus diesen bilde ich wieder höhere Charakterbegriffe, bis ich zu einem solchen komme, unter dem ich die Tatsachengruppe „Schiller" als Einheit und logisch zusammengehörend begreife. *Nur durch fortschreitende Begriffsbildung komme ich aus den Tatsachen der Quellen heraus zur „Persönlichkeit" Schiller.*

4. Jetzt, nachdem ich die unter dem Namen „Schiller" überlieferten Tatsachen logisch bearbeitet und daraus den Begriff einer persönlichen Einheit „Schiller" gewonnen habe, innerhalb der ich mit großer Wahrscheinlichkeit die zureichenden Gründe für die Denkmälereinzelheiten „Räuber" bis „Demetrius" zu suchen habe, kann ich der Frage näher treten nach einem allfälligen ursächlichen Abfolgeverhältnis zwischen den Denkmälereinzelheiten und der Persönlichkeit Schiller. Der Erkenntniswert dieses Abfolgeverhältnisses richtet sich wieder nach der Leichtigkeit, mit der es mir die begrifflich erfaßten Gleichheiten in den Denkmälern erklärt. Dieses Abfolgeverhältnis wird wieder höchst wahrscheinlich gemacht durch einen Induktionsschluß aus möglichst vielen Fällen, in denen einerseits einem bestimmten Verhalten der Persönlichkeit Schiller auf der anderen Seite in den Denkmälern von „Räuber" bis „Demetrius" gewisse wiederkehrende Eigenheiten entsprechen. *Und so habe ich erst jetzt zwischen dem Denkmälerbegriff „Schiller", der Ursacheneinheit „Schiller" und der Tatsacheneinheit „Schiller" ein inneres logisches Verhältnis hergestellt und erst so und nur so geht die Persönlichkeit Schiller in die Wissenschaft von den literarischen Denkmälern ein.*

5. Indem ich die Persönlichkeit Schiller als Urheber jener Denkmäler erkenne, läßt sich diese Persönlichkeit ihrerseits wieder aus den Denkmälern „Räuber" bis „Demetrius" schärfer begrifflich erfassen. In diesem Sinne werden diese Texte gewissermaßen auch Quelle für die Persönlichkeit Schiller. *Dieses wechselweise Aufhellen zwischen Ursache und Verursachtem, zwischen Denkmal und Urheber, erweist ja eben am besten, daß es sich um eine Annahme handelt.* Denn es wurde ja gesagt, daß ein Ursachenganzes „Schiller" umso wahrscheinlicher wird, je besser es das auf ganz bestimmte Art bewirkte Vorhandensein gewisser Denkmäler erklärt. Zu dieser Erklärung ist ein wechselweiser Vergleich notwendig. Und gerade so und nicht anders verfuhr ja auch die Literaturgeschichte bisher immer, wenn sie einerseits aus zahlreichen Quellen über eine Persönlichkeit Sicherheit hatte, anderseits eine Reihe von Denkmälern kannte, deren Urheber

unbekannt war. Wenn sie diese Persönlichkeit als Urheber dieser Denkmäler zu erweisen suchte, so ging sie immer so vor, wie der logische Verlauf eben dargelegt wurde[1]). Wenn man nun auch ganz genau über Schiller als Urheber der Denkmäler „Räuber" bis „Demetrius" historisch unterrichtet ist, so enthebt das keineswegs der Pflicht, sich Rechenschaft darüber zu geben, wie diese Kenntnisse logisch zustande kamen.

6. Dagegen ist es unmöglich von der Persönlichkeit Schiller überhaupt auszugehen. Daß man in Wirklichkeit allgemein und unter lächelnd angehörtem Widerspruch von den Urhebern ausgehen konnte, das läßt sich nur psychologisch begreifen, nicht aber logisch rechtfertigen. Das ist ein dogmatischer, kein voraussetzungsloser Standpunkt. Man ließ sich durch die unendlich zahlreichen Quellen über Schiller bezüglich des logischen Wertes dieser Kenntnis von Schiller täuschen. Man hielt die Persönlichkeit Schiller für etwas, dessen Dasein ebenso gewiß sei wie das Dasein seiner Schriftwerke. Das ist aber logisch unzutreffend. Seine Werke sind mir im Bewußtsein gegeben, sind mir unmittelbar sicher; seine Persönlichkeit ist nur eine Annahme, zwar eine außerordentlich gut begründete, höchst wahrscheinliche, aber eben doch nur eine Annahme und zwischen dem was mir unmittelbar gewiß ist und zwischen der denkbar höchst wahrscheinlichsten Annahme gähnt logisch eine Kluft, die nicht zu überbrücken ist, ähnlich wie zwischen der Zahl 4 und dem Bruch 3·999 ... der sich dem Zahlenwert 4 zwar unendlich nähert, ihn aber niemals erreicht. Das sind aber, wo es sich um die Begründung einer Wissenschaft handelt, keine logischen Haarspaltereien. Im Gegenteil, ohne Klarheit darüber was diesen Grundlagen an Erkenntniswerten zukommt, wird die Literaturgeschichte niemals eine Wissenschaft sein können. Das nur unmittelbar Gegebene sind und bleiben die Denkmäler und es scheint unfaßbar, daß das eine Wissenschaft vergessen konnte, die sich „philologischer" Herkunft rühmt. Ohne Denkmäler wüßte ich gar nichts von einer Persönlichkeit Schiller und ich kann das Vorhandengewesensein dieser Persönlichkeit Schiller nur durch ein sehr mühsames Verfahren aus den Denkmälern höchst wahrscheinlich machen. Nun ist es ja ebenso sicher, daß ohne den Urheber Schiller eine Reihe von Denkmälern gar nicht wären. Aber wer nun daraus folgern wollte, daß man vom Urheber ausgehen müsse, weil die Denkmäler ohne Urheber gar nicht da wären, der beginge einen üblen Fehlschluß und träfe jede Wissenschaftlichkeit an der Wurzel. Es handelt sich hier gar nicht um die Frage, was zuerst da war, sondern um die Frage, was ich zuerst

[1]) Z. B. Graviseth als Verfasser der „Heutelia"; Wetzel als Verfasser der „Nachtwachen".

erkennen kann. Eine Wissenschaft, die die Urheber als selbstverständlich voraussetzt und von den Urhebern auf das Dasein von Denkmälern schließt, treibt ausgesprochen Dogmatik, nicht anders, als setzte sie zuerst einen Urheber der Welt als unmittelbar gegeben und schlösse dann vom Urheber auf das notwendige Dasein dieser Welt. Und was wäre dann mit den zahlreichen Denkmälern, deren Urheber wir quellengemäß nicht kennen, sondern für deren, aus dem Dasein ihrer Denkmäler, erschlossenes Gewesensein wir die unbekannte Größe x setzen müssen? Doch diese Erwägung ist ganz überflüssig. Wie sich bejahend aus der Gegenstandsbestimmung der Literaturgeschichte ergab, daß die Denkmäler, nicht die Urheber Gegenstand sind und daß die Urheber nur als solche in die Wissenschaft eingehen, so ergab es sich auch verneinend aus der Verneinung des Gegenteils.

Aus den bisherigen Ergebnissen müssen einige Folgerungen gezogen werden, die weniger für den tatsächlichen Betrieb der Wissenschaft von Bedeutung sind, als für das unbedingt notwendige Bewußtsein, aus welchen logischen und erkenntnistheoretischen Gründen und in welchem Zusammenhange, an welcher logischen Stelle des Erkenntnisganzen man eine bestimmte Art von Untersuchung macht.

1. Jede „Charakterisierung", sei es eines Einzelwerkes, sei es einer Reihe von Werken, sei es einer Persönlichkeit ist nur möglich durch das logische Verfahren fortschreitender Begriffsbildung. Und dieses Verfahren ist „naturwissenschaftlich". So macht es einen seltsamen Eindruck, wenn Arbeiter dieser Wissenschaft „naturwissenschaftliches" Denken entrüstet ablehnen und mit hohen Worten von der Persönlichkeit schwärmen, die sich keiner „Regel", keinem „Gesetz", keinem „Begriff" füge; dabei erweisen sie aber flott und fleißig lediglich aus den Denkmälern „Echtheit" und „Unechtheit" dieser oder jener Texte, ja Textstelle. „So kann A nicht geschrieben haben; das kann B nicht gemeint haben." Wie könnten sie so urteilen und über Echtheit und Unechtheit entscheiden, wenn A und B nicht doch die Güte gehabt hätten, sich immer gleich zu verhalten und wenn die betreffenden wissenschaftlichen Arbeiter nicht dennoch klug genug wären, daraus die Folge, eben den verhaßten „Begriff" zu ziehen. Sie handeln eben in Wirklichkeit doch weit wissenschaftlicher, als sie vor den hinreichend bekannten „weitesten Kreisen" eingestehen wollen.

2. Diese „Charakterisierung" der Denkmäler erfolgt nicht erst unter dem Gesichtspunkte der Urheberpersönlichkeit oder gar zum Zwecke diese „zu zeichnen", sondern sie ist, wie im ersten Abschnitte dargetan wurde, als logisches Verfahren vom Anfang an notwendig und sie erfolgt aus den Denkmälern heraus.

3. Das Verfahren, dem zufolge aus den Quellendenkmälern die Einheit einer Persönlichkeit gewonnen wird, muß unter dem ausschließlichen

Zweck zustande kommen, das ursächliche Abfolgeverhältnis der Schrifttümer gegenüber dem Urheber festzustellen. Irgend ein Interesse an der Persönlichkeit schlechthin kann die Literaturgeschichte nicht haben. Die Erlebnisse Goethes in Wetzlar und Frankfurt sind ihr nur wichtig, soweit sie in das literarische Denkmal „Werthers Leiden" eingegangen sind. Daraus folgt nun aber allerdings nicht, daß die Literaturgeschichte an den Persönlichkeiten alles ausscheiden müßte, was nicht unmittelbar in Denkmäler eingegangen ist. Denn da der Wirkungseinheit in den Denkmälern eine Ursacheneinheit gegenüberstehen soll und zwar eine im Urheber gegebene Ursacheneinheit, so wird es für die Erkenntnis dieser Ursacheneinheit wichtig sein, auch das „Nichtliterarische" um der Erkenntnis willen heranzuziehen. Aber das Literarische muß höchster Zweck sein, der Gesichtspunkt, unter dem alles gewertet wird.

4. Für die zahlreichen „Veränderungen" der einzelnen Züge, aus denen ich den obersten Begriff der Persönlichkeit gewinne, gilt, da sie Veränderungen oder Entwicklungen im Raum und in der Zeit sind, das, was im zweiten Abschnitt[1]) allgemein gesagt wurde. In bezug auf die Persönlichkeiten und die Veränderungen derselben zwischen den beiden Zeitgrenzen Geburt und Tod setzt sich der geschichtliche Charakter der Literaturgeschichte fort.

Noch bleibt die Frage nach der besonderen Stellung des Inhalts der Denkmäler zum Urheber. Der Inhalt der Denkmäler sind Vorstellungen, Urteile, Begehrungen, Empfindungen des ursächlichen Ich. Diese seelischen Bewegungen des ursächlichen Ich stehen natürlich mit der das ursächliche Ich umgebenden Außenwelt in mannigfacher Beziehung. Und diese Beziehungen zu kennen ist der Literaturgeschichte sehr wichtig, nicht weil dadurch das ursächliche Abfolgeverhältnis zwischen Denkmal und Urheber wesentlich berührt würde, sondern 1. weil das entscheidend werden kann für die Einreihung des betreffenden Denkmals in die Zeitreihe schlechthin oder in die durch den Urheber umspannte Zeitreihe. 2. Es kann wichtig werden für die Begriffsbildung sowohl in bezug auf das Denkmal, als auch in bezug auf den Urheber. 3. Es kann wichtig werden für das Verhältnis zwischen Form und Stoff des Denkmals. 4. Es wird wichtig werden bei Erwägung der Frage, in welcher Richtung die weiteren Ursachen bezüglich des Urhebers zu suchen sind. Die stofflichen Voraussetzungen und Beziehungen derjenigen Denkmäler, die Gegenstand sind, lassen sich aus eben diesen Denkmälern nicht erschließen, sondern lediglich aus den Quellendenkmälern, insoweit sie über die gewohnte Seelenlage des Urhebers aussagen. Weder der Fall, wo sich der Vorstellungsinhalt des Denkmals auf das Seelische

[1]) Vgl. S. 31.

des Urhebers bezieht, noch der andere Fall, wo sich dieser Vorstellungsinhalt auf eine Tatsache außerhalb des Urhebers bezieht, bietet irgendwelche logische Schwierigkeiten. Ein ganz besonderes Interesse bieten aber die Verhältnisse, wo sich der Vorstellungsinhalt eines Denkmals auf das Seelische eines anderen Ich als des Urhebers bezieht, oder wo gar so viele Inhaltsähnlichkeiten zwischen zwei zeitlich verschiedenen Denkmälern bestehen, daß es den Anschein hat, als bezöge sich der Vorstellungsinhalt des Denkmals b — Urheber B — auf den Vorstellungsinhalt des Denkmals a — Urheber A —. Diese Ähnlichkeit im Inhalt zweier Denkmäler könnte dazu verführen, ein Verhältnis von Ursache und Wirkung zwischen Urheber A und B in bezug auf deren Denkmäler a und b zu setzen. Ob ein Ursache-Wirkungsverhältnis statthaben kann, das ist im folgenden Abschnitt zu behandeln.

Damit ist im Urheber sowohl die fortschreitende Begriffsbildung als auch das Verhältnis zwischen Bewirktem und Bewirkendem an eine Grenze gekommen. Längs dieser Grenze liegen die sämtlichen Urheber sämtlicher Denkmäler, die Urheber, in denen sowohl die höchsten Wirkungsbegriffe aus den Denkmälern als auch die höchsten Ursachenbegriffe aus den Quellen in logische Beziehung gesetzt sind. Soweit ist auch tatsächlich die Literaturgeschichte vorgedrungen und hat grundlegende Erkenntnisse gewonnen. Aber steht an dieser Grenze auch das letzte und höchste Erkenntnisziel, das einer Wissenschaft von den literarischen Denkmälern erreichbar ist? An dieser Grenze müßte sich die Wissenschaft nur in dem einen Fall beruhigen, wenn sie logische oder erkenntnistheoretische Gründe dazu zwingen würden. Aber selbst wenn das zuträfe, so hätten noch immer nicht diejenigen recht behalten, die an dieser Grenze aus ganz anderen Absichten stille zu stehen gesonnen sind. Es wird also jetzt zu erwägen sein: 1. ob logische oder erkenntnistheoretische Gründe mich veranlassen können, bei den Urhebern stehen zu bleiben; 2. ob die Gründe, die man dafür sonst angab, stichhaltig sind; 3. ob nicht logische und erkenntnistheoretische Forderungen zwingen, dieses höchste Erkenntnisziel der Literaturgeschichte abermals weiter nach vorn aufzustecken. Es ist für die Beantwortung dieser Fragen ganz nebensächlich, ob ich, falls ich nur das Erkenntnisziel abermals weiter nach vorn schiebe, dieses Erkenntnisziel mit den vorliegenden Erkenntnismitteln erreichen kann. Was eine logische Erwägung fordert, daß es angestrebt werden muß, das darf Kleinmut und Bequemlichkeit nicht mit Scheingründen als unmöglich erreichbar hinstellen. Die Literaturgeschichte nimmt auch darin eine Ausnahmsstellung unter allen anderen Wissenschaften ein, daß sie sich mit Steinen statt Brot bedienen läßt und sich bei Scheinerkenntnissen beruhigt.

IV. Der Urheber als Bewirktes.

Logischer Zwang über den einzelnen Urheber hinaus zu streben. Fordert oder gestattet „Beeinflussung" den Satz vom Grunde oder ursächliche Abfolge? Verneinung dieses Charakters der „Beeinflussung". Ihre wirklichen Erkenntniswerte. Seelenkunde ohne Körperkunde? Der Urheber als Bewirktes. Familiengeschichte als Hilfswissenschaft. Der Urheberbegriff als Anfangsglied höherer Begriffsbildung. Die dem Urheber gleich oder verwandt Organisierten: der Stamm. Der Einzelne, der Stamm und das Gesetz der ursächlichen Abfolge. Völkerkunde und Geographie und Volkskunde als Hilfswissenschaften. Abschließende Begriffsbestimmung der Literaturgeschichte nach Gegenstand, Erkenntnisziel und Erkenntnismittel. Verhältnis der Literaturgeschichte zu den Naturwissenschaften.

Wenn es ein logisches Hindernis geben sollte, das mich zwänge, mit meiner Sehnsucht nach Erkenntnis bei den Urhebern stehen zu bleiben, so könnte es nur darin liegen, daß über den Einzelnen hinaus weder Urteile, noch Begriffe, noch Schlüsse möglich wären und daß der Einzelne dem Satz vom zureichenden Grunde nicht unterworfen ist und daß sich sohin in bezug auf den Einzelnen auch kein ursächliches Abfolgeverhältnis annehmen läßt. Das alles hat aber nicht statt. Denn ich kann tatsächlich mehrere Urheber zum Gegenstand von Urteilen machen, die über den Einzelnen hinaus gehen. So kann ich gleich die verschiedene oder gleiche zeitliche und räumliche Stellung der einen Gruppe von Urhebern in bezug auf eine andere Gruppe von Urhebern beurteilen. Und auf diesen Urteilen kann ich Schlüsse aufbauen. Auch durch Begriffsbildung kann ich über die einzelnen Urheber hinaus kommen. Denn zum mindesten kann ich etwa ihre gleiche oder verschiedene Lage in Raum und Zeit zum Gegenstand höherer über den Einzelnen stehenden Begriffen machen. Ein logisches Hindernis, den Erkenntnisweg über den einzelnen Urheber hinaus fortzusetzen, besteht also nicht. Tatsächlich hat auch die Literaturgeschichte in einzelnen Fällen von jeher Urteile und Schlüsse über die Einzelnen hinaus gebildet. Ja sie hat sogar über den Einzelnen hinaus höhere Begriffe von „naturwissenschaftlicher" Geltung entwickelt. Denn sie hat wiederholt für Denkmäler, die sie einem bestimmten einzelnen Urheber nicht zuweisen konnte, den Kreis der in Betracht kommenden Urheber so eingeschränkt, daß sie sagte: unter den Urhebern A, B, C, D muß sich der Urheber des Denkmals b befinden. Sie könnte das nicht, wenn sie nicht durch Begriffsbildung, die über den Einzelnen hinausgeht, festgestellt hätte: die Urheber A, B, C, D haben untereinander und mit dem fraglichen Denkmal b, dessen Urheber nicht zu benennen ist, so viel Züge gemeinsam, daß ich mich nicht entscheiden kann, welchem der vier in Betracht kommenden der Text zuzuweisen ist.

Ich habe aber gar keine Wahl, ob ich mich bei den Einzelnen bescheiden will oder nicht, sondern logische und erkenntnistheoretische Gründe zwingen mich, Erkenntnissen nachzustreben, für die die einzelnen Urheber nur die Voraussetzungen sind. Nach Rickert ist eine Wissenschaft ihrem Ziele umsoferner, je mehr Dingbegriffe sie hat. Das wertvollste sind die Beziehungsbegriffe und jede Wissenschaft muß sich bemühen, möglichst viele Dingbegriffe in Beziehungsbegriffe aufzulösen. Und so treibt mich denn vor allem die Frage nach dem zureichenden Grunde weiter und die Sehnsucht nach einer weiteren Geltung des ursächlichen Abfolgeverhältnisses. Den zureichenden Grund für das ganz bestimmte Vorhandensein der Denkmäler habe ich in den betreffenden Urhebern gefunden. Aber diese fordern doch auch Gründe für ihr Vorhandensein und es ist doch Pflicht jeder wissenschaftlichen Tätigkeit, dem Bewirkenden, der Ursache solange nachzuforschen, als ich irgend etwas als bewirkt, verursacht erkenne. Es muß abermals betont werden, daß all das, was auf dem Wege weiteren Suchens nach höheren Ursachen in meine Wissenschaft eingeht, nur der Urheber wegen, das heißt immer wieder lediglich nur der Denkmäler wegen eingeht. Allerdings hat sich die Literaturgeschichte bemüht, nach einer ursächlichen Verknüpfung der Urheber untereinander zu suchen. Das war aber kein Suchen, über die Urheber hinauszukommen. Es lag nämlich nahe, in den stofflichen Beziehungen der Denkmäler und der Urheber untereinander Andeutungen ursächlicher Abfolgeverhältnisse zu erblicken. In solchen Fällen, wo sich der Vorstellungsinhalt des Denkmals b — Urheber B — auf den Vorstellungsinhalt des Denkmals a — Urheber A — bezog, sah man „Beeinflussung", „Anregung", „Quelle" von A in der Richtung auf B. Dasselbe galt auch für gewisse Übereinstimmungen in der Form. Voraussetzung war dabei 1. daß A dem B zeitlich voranging, 2. daß B von A Kenntnis hatte. Man baute darauf Entwicklungsreihen auf und sah in diesen „Beeinflussungen" etwas wie ein ursächliches Abfolgeverhältnis gegeben. Es fragt sich nun: 1. Ist diese Beziehung stofflicher oder formaler Art des B zu A nach dem Satz vom Grunde oder nach dem Gesetz der ursächlichen Abfolge zu verstehen? 2. Wenn nicht, sind solche Erkenntnisse wertlos oder sind sie vielleicht in anderer logischer oder erkenntnistheoretischer Richtung bedeutungsvoll und fördernd?

1. Es ist für diesen Fall belanglos, daß mir die „Seele" überhaupt nicht erfahrungsgemäß gegeben ist, sondern nur seelische Vorgänge; es ist ferner für diesmal gleichgültig, wie man das Verhältnis zwischen Körper und Seelenvorgängen deuten mag, ob man sie gleichsetzt, ob man zwischen beiden ursächliche Abfolge annimmt oder sie einfach

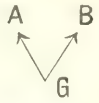
parallel denkt. Aber das ist sicher, daß mir in der Erfahrung kein Seelisches ohne ein Körperliches begegnet. Wenn aber das Seelische des Urhebers A das ursächlich Bewirkende für einen Teil des Seelischen von B sein soll, so fehlt von A zu B das sonst immer in der Erfahrung gegebene Körperliche. Und wie sollte das Seelische von A ursächlich auf das Seelische von B wirken? Die einzige Vermittlung zwischen beiden ist ja nur durch stellvertretende Zeichen möglich — Schrift und Worte — und diese Zeichen werden ja überhaupt erst dann wirksam, wenn ich mit ihnen erfahrungsgemäß und gewohnheitsgemäß bestimmte Vorstellungen verbinde. Da es aber einerseits von meinem Willen abhängt, ob ich diese Zeichen überhaupt „lese", also wirkend mache und da ich dann, wenn ich sie „lese", meine Vorstellungen damit verbinde, nicht die des andern, wie kann das Seelenleben des anderen zureichender Grund sein auch nur für den kleinsten Teil meines Seelenlebens! Dazu kommt nun auch, daß die logischen Mittel unzureichend sind, mit denen man in solchen „Beeinflussungen" ein Verhältnis von Ursache und Wirkung zu erweisen sucht. Da ist zunächst das Selbstzeugnis des Urhebers B über seine Stellung zum Urheber A. Dieses Selbstzeugnis hat keinerlei Beweiskraft in dem Sinne, daß es etwa dartun würde: ein Teil des Seelenlebens von A ist zureichender Grund für einen Teil des Seelenlebens von B. Das andere Mittel, das man für die Darlegung solcher „Einflüsse" einzig zur Hand hat, ist der Analogieschluß. Dieser kann aber selbst in Verbindung mit dem Selbstzeugnis nicht die Kraft wirklicher logischer Erkenntnismittel gewinnen. Also schon aus den körperlich-seelischen Verhältnissen und aus gewissen angewandten Beweismitteln geht hervor, daß solche „Beeinflussungen" kein ersichtliches Abfolgeverhältnis darstellen oder auch nur den Satz vom Grunde erfüllen können. Das wird noch klarer, wenn man sich den wesentlichen Bedingungen des Satzes vom Grunde und des ursächlichen Abfolge verhältnisses zuwendet. Das Vorhandensein des Volksliedes von der Mühle kann unmöglich ein zureichender Grund etwa für das Vorhandensein von Eichendorffs Mühlenlied sein, auch nicht einzelne Elemente jenes Volksliedes für einzelne Elemente beim Denkmal Eichendorffs. Auch ist Eichendorffs Mühlenlied nicht undenkbar ohne das Vorhandensein jenes Volksliedes. Der zureichende Grund für das Dasein des Mühlenliedes überhaupt und insbesondere für das Dasein auf ganz bestimmte Art, kann nur in Eichendorff selber gesucht werden: Wenn Eichendorff nicht wäre, so wäre auch sein Mühlenlied nicht. Das ist sicher. Allerdings ob auch der Satz gilt: Wenn Eichendorff nicht so und so wäre, so wäre auch sein Mühlenlied nicht, das läßt sich an sich nicht entscheiden, das ist Sache der Einzeluntersuchung. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem ursächlichen Abfolgeverhältnis.

Dieses setzt Veränderungen voraus. Daraus, daß die gleiche Veränderung (gleiche Züge eines Denkmals) hier auftritt, wenn und so oft die gleiche Veränderung dort auftritt, folgert man: zwischen diesen Veränderungen besteht das Verhältnis der ursächlichen Abfolge. Man denke etwa an die Beziehung Stifters zu Jean Paul. Es trat nicht, so oft Jean Paul ein Motiv gestaltete, ein gleiches bei Stifter auf. Das gehört aber zum Wesen des ursächlichen Abfolgeverhältnisses. Also solche „Beeinflussungen" erfüllen weder den Satz vom Grunde, noch stellen sie ein ursächliches Abfolgeverhältnis dar. Es ist überhaupt sehr fraglich, ob ein solches personalistisches Abfolgeverhältnis für die Wissenschaft möglich ist. Übrigens ist es auch sonst die Ansicht[1]), daß alle fremden Willen, die ich anerkenne oder bestreite, nachahme oder überwinde, historisch nicht Ursachen oder Teilursachen für meinen Willen sind. Sie kommen nicht in dem Sinne in Betracht, daß sie im Interesse eines ursächlichen Abfolgeverhältnisses aufgesucht werden müssen. Sie sind vielmehr Bedingungen, die ich als Stellungnehmender und Handelnder für meinen Willen selbst voraussetze und die in ihm logisch enthalten sind, so daß aus ihrer Verbindung mit meinem Willen eine teleologische Identität und eben dadurch Zusammenhang entsteht.

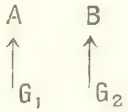
2. Damit ist aber nicht das Geringste gegen den Erkenntniswert an sich all dieser tatsächlichen „Beeinflussungen" im Stoff, im Stil, im Vers, in der Sprache behauptet worden. Sie bieten unter anderen logischen Gesichtspunkten die wertvollsten Erkenntnismittel. Zunächst arbeiten alle Untersuchungen dieser Art, die ja in Wirklichkeit nichts anderes sind, als ein fortgesetztes Ansteigen zu höheren Begriffen, jeglicher Begriffsbildung über den Urheber hinaus vor. Insbesondere wird der Wert dieser Untersuchungen und also Erkenntnisse unschätzbar bei Gewinnung etwa des Begriffes „Schwäbisch schrifttümlich" aus den Urheberbegriffen „Hartmann" bis „Uhland". Nach dem Satz vom Grunde und nach dem Verhältnis der ursächlichen Abfolge sind solche Beeinflussungen anders zu beurteilen, als das üblich geworden ist. Es ergab sich, daß der Satz vom Grunde zwischen einem Beeinflussenden und einem Beeinflußten unmöglich in dieser Richtung gesucht werden kann: A → B. Es bleibt nur die andere Möglichkeit, den zureichenden Grund für beide Erscheinungen A und B rückwärts zu suchen und zwar entweder einen gemeinsamen zureichenden Grund für beide:

---

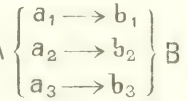
[1]) Münsterberg bei C. Ritschl, Die Kausalbetrachtung in den Geisteswissenschaften. Festschrift, Bonn 1901.



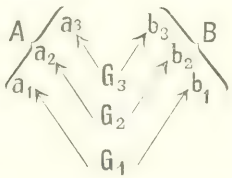
oder, da A und B als Bewirktes ähnlich sind, ähnliche, parallel gerichtete Gründe:



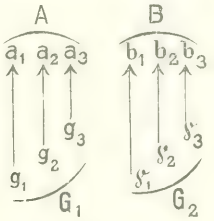
Ganz gleich liegen die Dinge bezüglich des ursächlichen Abfolgeverhältnisses. Auch hier kann unmöglich die folgende Formel gelten:



sondern entweder die Formel:



oder entsprechend der zweiten Formel für die Möglichkeit verschiedener doch gleichgerichteter und innerlich ähnlicher Gründe folgende Formel:



Also ursächliche Beziehungen zweier Urheber können nicht an der Oberfläche gesucht werden, sondern man muß sie gegen die Tiefe hin suchen, wo entweder die verwandten Ursachen für verwandte Wirkungen liegen oder für die gleichen Wirkungen eine gleiche Ursache. Ehe sich daraus end-

gültige Folgerungen ableiten lassen, wird noch eine Frage zu erledigen sein, die, rein psychologischer Art, an sich mit dem vorliegenden logischen und erkenntnistheoretischen Problem nichts zu tun hat, die aber geeignet ist, die logischen Ergebnisse leichter verständlich zu machen.

Bereits im ersten Abschnitt wurde eine scharfe Grenze gezogen gegen eine angeblich grundlegende psychologische Methode der Literaturgeschichte. Zu Anfang des vierten Abschnittes wurde dann auf das durch die Erfahrung gegebene gleichzeitige Auftreten von Seelischem und Körperlichem hingewiesen. Da man Psychologie fordert, da der Gegenstand der Literaturgeschichte zum großen Teil ein Seelisches ist, da in den Urhebern der Denkmäler stets ein Seelisches und Körperliches gegeben ist, so kann Seelenkunde ohne Körperkunde unmöglich bestehen. Und tatsächlich versucht es kaum ein Psychologe Erkenntnisse zu gewinnen, ohne zuvor oder ohne gleichzeitig sich eingehend über die entsprechenden körperlichen Tatsachen und Vorgänge unterrichtet zu haben. Zumal das ganze Empfindungsleben fordert besonders genaue Kenntnis der Sinneswerkzeuge. Und doch hat man den Mut, indem man mit starker Stimme die beherrschende Geltung der Seelenkunde für die Literaturgeschichte fordert, entweder die Körperkunde überhaupt als überflüssig abzuweisen, oder wenn man sie gelten läßt, sich beim Vorhandensein des betreffenden Körpers zu beruhigen. Als ob die Eltern nur für den Standesbeamten und für den Erbschaftsrichter von Interesse wären. Und so vergeht man sich, indem man vorgibt, Wissenschaft im denkbar höchsten Sinne zu treiben, zugleich gegen die Lebensbedingungen der Seelenkunde und gegen die wissenschaftbegründenden Forderungen der Logik. Daß man nur ganz gelegentlich bei Urhebern, wo der Einfluß besonderer Körperzustände auf die verursachten Denkmäler mit beiden Händen zu greifen ist, sich mit den Beziehungen zwischen Körper, Seele und Denkmal beschäftigte, bewies nur die Wahllosigkeit in den Erkenntnismitteln, mit der man eine Wissenschaft zu treiben wagte. Diese Abneigung gegen das Körperliche, die doch die einfachste logische oder psychologische Erwägung als ganz unwissenschaftlich dartun mußte, war umsomehr erstaunlich, als man geradezu von den Urhebern, nicht von den Denkmälern ausging. Jener Art des wissenschaftlichen Betriebes, der sich streng an die Denkmäler hielt, war ein solches Übersehen des Körperlichen nicht allzu hoch anzurechnen. Denn aus den Denkmälern selber, wenn ich ehrlich bei ihnen bleibe, zwingt mich nichts, unmittelbar Erkenntnisquellen auch im Körperlichen zu suchen. Diese werden erst notwendig von dem Augenblick an, da ich mir die Urheberfrage stelle nach dem Satz vom zureichenden Grunde. Aber Urhebergeschichte treiben wollen — so wenig das logisch überhaupt möglich ist — ohne folgerichtig Erkenntnismittel im Körperlichen zu suchen, das war, um in den

Ausdrücken Friedrichs von Hardenberg zu reden, Widerspruch in der zweiten Potenz. Daß man in ganz wenigen Fällen den körperlichen Urhebern der literarischen Urheber nachging, das kann nicht einmal als Abschlagszahlung gelten. Denn man tat es nicht, um Folgerungen daraus zu ziehen, sondern man tat es aus jenem Drange der „Vollständigkeit", aus dem heraus man sich auch für die Leibdiener und Waschfrauen des betreffenden „Großen" interessieren zu müssen glaubte. Und so entstanden Werke über solche Urheber, die mit dem ungeheuerlichen, nur einem verbohrten Deutschen möglichen Satze begannen: hier sei die „Persönlichkeit" und das „Werk" Gegenstand und es sei ganz belanglos, welcher Abkunft der Urheber sei. Es handelt sich hier freilich nicht darum, aus der Notwendigkeit der Körperkunde für die Seelenkunde Folgerungen für die Literaturgeschichte zu ziehen, sondern nur darum, zu zeigen, daß der begeistertste Anhänger einer „psychologischen Methode" an denselben Punkt kommen müßte, wohin logische Schlüsse führen.

1. Der Urheber als Ursache von Teilen meines Wissenschaftsgegenstandes folgt notwendig gleichfalls dem Satz vom zureichenden Grunde. Der weitere Weg in dieser Richtung führt nun fast ausschließlich über das Gebiet des Körperlichen. Denn so gut erfaßbar mir das körperliche Entstehen des Urhebers ist, so wenig kann ich über das Entstehen des Seelenlebens sagen von dem Augenblick an, wo er körperlich zu sein beginnt. Ferner, die dem Menschen verwandt organisierten Lebewesen gestatten mir durch Vergleiche außerordentlich viele und tiefe Erkenntnisse über das Entstehen und Fortpflanzen des körperlichen Lebens überhaupt und gerade für die Entstehung der Seelenvorgänge habe ich aus dieser Richtung keinen Aufschluß zu erwarten. An dieser Stelle schließt für mich logisch jene Wissenschaft oder jene Wissenschaften an, deren Gegenstand der Körper und das Entstehen der Körper ist. Solche Wissenschaften sind neue Hilfswissenschaften und es fragt sich zunächst: habe ich dort, wo ich mit meinen Erkenntnismitteln nicht mehr ausreiche, nur darum abzubrechen, weil mir die Inanspruchnahme von Hilfswissenschaften verboten ist? Das ist gleichbedeutend mit der Frage, ob über die Grenzen einer Wissenschaft die Erkenntnismittel oder das Erkenntnisziel entscheidet. Doch offenbar das letztere. Es gibt keine Wissenschaft, die sich ihr Erkenntnisziel niedriger steckte, um nur mit den im voraus festgesetzten oder geläufigen Erkenntnismitteln auszukommen. Ich habe alles daranzusetzen, um in bezug auf den Wissensgegenstand das denkbar höchste Wissensziel zu erreichen. Reichen meine Mittel nicht aus, dann muß ich neue, weitertragende suchen, dann muß ich selbst Mithelfer in Anspruch nehmen. Und das ist der Augenblick, wo sich die goldenen Glieder aller Wissenszweige zu jener Kette zusammenschließen, die

alles Wissenbare umfängt. Es liegt im Wesen jedes Wissensgegenstandes, da er nur ein Teil alles erfaßbaren Seienden ist, daß eine Beschränkung auf ihn allein nie zum höchsten Wissen führen kann, nicht einmal zu höchsten Erkenntnissen in bezug auf eben diesen Gegenstand. Ohne nun diesen Wissenschaftsgegenstand zu erweitern, denn das ist logisch und erkenntnistheoretisch unzulässig, muß ich Hilfswissenschaften heranziehen, denn das ist eine logische und erkenntnistheoretische Pflicht. Was ich also in diesem Augenblicke wissen muß, da ich nach den Gründen des Vorhandenseins der Urheber frage, das vermittelt mir diejenige Wissenschaft, die den Einzelnen in seiner besonderen Stellung als Bewirktes zugleich und als Bewirkendes betrachtet, die Familiengeschichte, die Wissenschaft vom körperlichen Sein und Werden, die Wissenschaft vom Quell des körperlichen und vielleicht auch seelischen Lebens. Es interessiert mich hier nicht eigentlich, welche Mittel die Familiengeschichte wiederum braucht, um letzte Erkenntnisse über die Zeugungsabfolge der Menschen einer ganz bestimmten Reihe zu sammeln. Ich verhalte mich der Familiengeschichte gegenüber als Empfangender, auch wenn ich ihr durch meine literarhistorischen Erkenntnisse, die ich mit ihrer Hilfe gesammelt habe, eben so viel zurückerstatte. Da aber die Familiengeschichte die Zeugungsabfolge ganzer Geschlechterreihen zum Gegenstande hat, ist sie in der Lage, mir auch die ursächlichen Abfolgeverhältnisse anzugeben, in die die Urheber literarischer Denkmäler gehören. Und dieses ursächliche Abfolgeverhältnis hat einen wesentlich anderen Charakter als das rein personalistische, von dem am Anfang dieses Abschnittes gesprochen wurde. Die Familiengeschichte ist imstande, ein Dynamisches, vom Einzelwillen unabhängiges ursächliches Abfolgeverhältnis zu erkennen. Denn der Einzelwille ist ja doch für die der Familiengeschichte so entscheidende Zeit von der Zeugung bis zur Geburt ausgeschaltet. Dieser dynamische Charakter kommt schon durch den ganzen Aufbau der Ahnenreihe jedes Einzelnen zum Ausdruck. Denn dieser Aufbau stellt sich streng zahlenmäßig dar nach der Formel 2^x, wobei 2 das Elternpaar des Urhebers bedeutet und x die Zahl der Generationen vom Elternpaar des Urhebers gezählt. All die weiteren Fragen, ob und wie gewisse Merkmale von den Ahnen bis herab zu dem mir wichtigen Urheber wiederkehren, welche Merkmale sich ändern, ob Ererbtes und Erworbenes in gleicher Weise weitergegeben wird, ob zugleich mit wiederkehrenden körperlichen Merkmalen auch geistige Merkmale wiederkehren, ob also die geistigen wiederum zu den körperlichen im Verhältnis der ursächlichen Abfolge stehen, all diese Fragen müssen der Literaturgeschichte von der Familiengeschichte beantwortet werden. Und es ist für die Familiengeschichte von größter Bedeutung,

daß ihr eine andere Wissenschaft in der Haltung eines dankbaren Empfängers naht, die Literaturgeschichte, und daß beide jungen Wissenschaften, die sich beide in gleicher Weise aus den Händen der Liebhaber emporarbeiten mußten, daß beide Hand in Hand nach den letzten Gründen des geheimnisvollen Zusammenwirkens zwischen Körperlichem und Seelischem suchen. Erst auf Grund dieser Antworten ergibt es sich mir, daß innerhalb der zeitlich und räumlich geordneten Denkmäler mehrere Denkmäler verschiedener Urheber, die wieder zeitlich an verschiedener Stelle stehen, untereinander durch ursächliche Abfolge verknüpft sind. So wird es mir möglich sein zum erstenmal innerhalb der Denkmäler zwischen Denkmälern untereinander[1]) ein ursächliches Abfolgeverhältnis anzunehmen, sowenig natürlich irgend ein älteres Denkmal hinreichender Grund für ein neueres ist, sondern diese oder jene wären eben in gleicher Weise aus gemeinsamen Gründen ursächlich gefolgt.

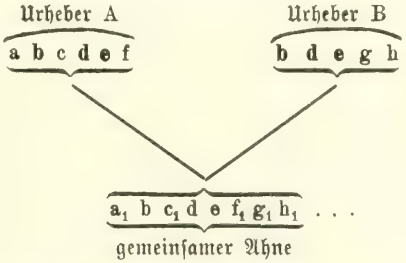
2. Die über die einzelnen Urheber hinaus fortschreitende Begriffsbildung ergab mir, daß aus den Urheberbegriffen „Frischlin" bis „Uhland" sich ein höherer Begriff gewinnen läßt, dessen Wortbezeichnung an sich gleichgültig ist, den man aber „schwäbisch schrifttümlich" nennen kann. Dieses Verhältnis ist an sich ein ausgesprochen logisches. Es kann aber insofern erkenntnistheoretische Bedeutung gewinnen, als ihm etwa ein gleichartiges ursächliches Abfolgeverhältnis entspräche. Dann würde aus dem bloßen Dingbegriff „Schwäbisch schrifttümlich" ein Beziehungsbegriff „Schwäbisch schrifttümlich". Das heißt: wenn und so oft sich die „schwäbisch" genannte Ursache literarisch betätigt, treten „schwäbisch schrifttümliche" Wirkungen auf. So würde hier ganz genau so aus einem bloßen Dingbegriff ein Beziehungsbegriff, wie in dem Augenblick, da ich erkannte, daß der Tatsachenbegriff „Schiller" die Gesamtheit der zureichenden Gründe bezeichnet, aus denen die logisch und begrifflich als „Schiller" erfaßten Denkmäler entsprangen. Dann hätten die gemeinsamen literarischen Merkmale der Denkmäler und Urheber von „Frischlin" bis „Uhland" den gemeinsamen zureichenden Grund in der Tatsache „Schwäbisch". Es muß stark betont werden, daß es sich hier nicht um den zureichenden Grund dafür handelt, daß die Denkmäler von „Frischlin" bis „Uhland" überhaupt da sind. Denn der ist im Urheber und in dessen Ahnen zu suchen. Sondern es handelt sich um den zureichenden Grund dessen, was von „Frischlin" bis „Uhland" als gleich Bewirktes erscheint und was als gleich Bewirktes in den Begriff „Schwäbisch schrifttümlich" zusammengefaßt wurde. Dieser gleiche zureichende Grund, der diesem gleich Bewirkten entsprechen muß, kann in diesem Falle nicht in den

[1]) Vgl. S. 43.

Urhebern dieſer Denkmäler an ſich liegen, denn ſie ſind ja als Einzelweſen verſchieden, ſondern er muß in etwas liegen, was ihnen gemeinſam iſt. Um dieſe Frage zu klären iſt doppelte Arbeit zu leiſten. a) Auf dem Wege fortſchreitender Begriffsbildung iſt aus den Denkmälern „Friſchlin“ bis „Uhland“ zunächſt dieſes gleich Bewirkte begrifflich zu erfaſſen etwa unter dem höheren Begriff „Schwäbiſch ſchrifttümlich“. b) Es iſt zu ſuchen, welches das den Urhebern Friſchlin bis Uhland körperlich und ſeeliſch Gemeinſame iſt, das dann den zureichenden Grund für jenes begrifflich als gleich Erfaßte bilden würde und zwiſchen denen das Verhältnis der urſächlichen Abfolge beſtünde. Das unter a) Geforderte fällt der Literaturgeſchichte zu, das unter b) Geforderte iſt mit den Erkenntnismitteln der Literaturgeſchichte nicht mehr zu erreichen und würde bei einer oder bei mehreren Hilfswiſſenſchaften zu ſuchen ſein.

Dieſes vielen Urhebern körperlich und ſeeliſch Gemeinſame kann, wenn es iſt, nur auf zweierlei Gründe zurückgeführt werden.

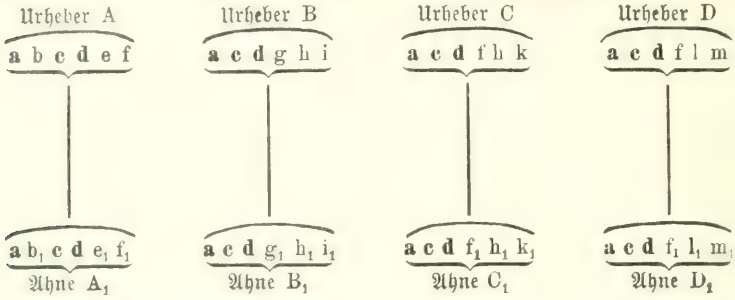
1. Dieſes körperlich und ſeeliſch Gemeinſame mehrerer Urheber kann auf gemeinſame gleiche Urſachen zurückgehen. Das wäre der Fall, wenn die Ahnenreihe der Urheber auf gemeinſame Ahnen zurückginge. Das wäre nach der Formel:



In dieſem Falle träte die Familiengeſchichte abermals als Hilfswiſſenſchaft ein und es gälte jetzt dasſelbe, was früher geſagt wurde. Es ſind hier immer der Beweiskraft halber ideale Annahmen geſtellt und es muß auf die Kenntnis der familiengeſchichtlichen und völkerkundlichen Begriffe und Tatſachen verwieſen werden.

2. Dieſes körperlich und ſeeliſch Gemeinſame vieler Urheber kann auf verſchiedene, doch gleichartige Urſachen zurückgehen. Das wäre der Fall, wenn all dieſe Urheber körperlich und ſeeliſch verwandt organiſiert wären, das heißt, wenn ihre Ahnenreihen zwar auf keinen gemeinſamen Ahnen zurückführten, wohl aber auf Ahnen, die entweder körperlich und ſeeliſch verwandt organiſiert waren oder durch beſtimmte Verhältniſſe im Laufe der Zeit verwandt wurden

und deren Verwandtes oder Gemeinsames den zureichenden Grund böte für das den Urhebern Verwandte oder Gemeinsame. Also nach der Formel:



Die körperlichen und geistigen Merkmale **a c d** wären also in den verschiedenen Persönlichkeiten der Ahnen wie der Urheber gemeinsam und würden daher den zu suchenden hinreichenden Grund enthalten für das den Urhebern literarisch Gemeinsame. Da sich mit dem Auftreten von **a c d** auch immer die gleichen literarischen Merkmale zeigen würden, so läge hier gleichfalls das Verhältnis der ursächlichen Abfolge vor. Dieses **a c d** wäre das „Schwäbische" schlechthin und die jedesmal zugleich auftretenden literarischen Merkmale das „Schwäbisch Schrifttümliche". Wie nur im Körperlichen und Geistigen des Urhebers der zureichende Grund für alles Bewirkte der Denkmäler zu suchen ist, so kann auch der zureichende Grund für das verschiedenen Urhebern literarisch Gemeinsame nur im Körperlichen und Geistigen sei es ihrer gemeinsamen Ahnen, sei es ihrer verschiedenen, doch verwandtorganisierten Ahnen zu suchen sein. Diese Erkenntnisse müssen mir diejenigen Wissenschaften bieten, deren Gegenstand der Aufbau von menschlichen Gattungen und Arten ist und der Einfluß der Erde auf diesen Aufbau: Stammeskunde, Völkerkunde, Rassenkunde; ferner Geographie und eine gleichfalls junge Wissenschaft, die von diesem Punkte an der Literaturgeschichte in die Hände arbeitet, die Volkskunde. Die weiteren zureichenden Gründe für das den Stämmen und Völkern Gemeinsame, für die zeitlichen Veränderungen dieses Gemeinsamen nachzuweisen, fällt diesen Wissenschaften zu.

Zu bemerken ist noch, daß Fälle denkbar sind, wo vereinzelte Urheber verschiedener Volksganzen einzelne Merkmale mit den geschlossenen Urhebergruppen anderer Volksganzen gemeinsam haben. Ein Problem ist dies nur, wenn diese gemeinsamen Züge überzeugend zahlreich sind. Dann ist vor allem die Frage zu lösen, ob diese scheinbar vereinzelten, scheinbar außerhalb dieses Abfolgeverhältnisses stehenden Urheber nicht doch in höheren Teilen ihrer Ahnenreihen mit jenem Volksganzen zu-

sammenhängen, mit dessen Schrifttum sie viele Merkmale gemeinsam haben. Ist dies nicht erweisbar, so reicht zur Erklärung die Annahme aus, daß die Ahnen dieses scheinbar vereinzelten Urhebers durch besondere Bedingungen verwandt oder gleich organisiert waren wie die Einzelwesen jenes Volksganzen, mit dessen Schrifttum dieser Vereinzelte Merkmale gemeinsam hat.

Die letzte logische Folge ist es nun, nur noch durch weiterschreitende Begriffsbildung aus den hohen Begriffen wie „schwäbisch schrifttümlich", „bairisch schrifttümlich", „fränkisch schrifttümlich", „sächsisch schrifttümlich", „thüringisch schrifttümlich" zu dem für die deutsche Literaturgeschichte höchsten Begriff „deutsch schrifttümlich" zu kommen. Das ist das letzte für die deutsche Literaturgeschichte erreichbare Ziel. Diese Erkenntnisgrenze ist aber weder durch die Logik noch durch die Wissenschaftslehre gesetzt, sondern durch den Wissenschaftsgegenstand: Denkmäler in deutscher Sprache und Denkmäler von Deutschen. Erst durch eine allgemeine Literaturgeschichte, die von den Völkerliteraturen logisch so weiterschreiten würde, wie die Deutsche von den Stämmen, würde man zu letzten und allgemeinsten Begriffen, die nicht Ding-, sondern Beziehungsbegriffe wären, vordringen können.

Das ist der Abschluß. Gegenstand, Erkenntnisziel und Erkenntnismittel der deutschen Literaturgeschichte lassen sich nun zusammengefaßt geben. *Deutsche Literaturgeschichte ist die Wissenschaft von allen literarischen Denkmälern der Form und dem Inhalt nach, die deutsche Sprachform haben und von Deutschen stammen. Ihr Erkenntnisziel ist der für sie höchste Begriff „deutsch schrifttümlich". Ihre Erkenntnismittel sind, ausgehend von den Denkmälern, fortschreitende Begriffsbildung, Quellendenkmäler, der Induktionsschluß und der Begriff der ursächlichen Abfolge. Ihre wesentlichen Hilfswissenschaften sind Sprachwissenschaft, Familiengeschichte, Ethnographie, Geographie, Volkskunde.*

Eine weitere Rechtfertigung dieser Ergebnisse brauchte es nicht. Aber es ist auch gar kein Grund vorhanden, die Frage zu scheuen, die einem an allen Zäunen gestellt wird: *wie es denn mit dem Verhältnis zu den Naturwissenschaften sei.* Die Antwort auf diese Frage ist viel einfacher, als es so gemeinhin den Anschein hat. Zieht man die Punkte ab, die man ganz mit Unrecht den Naturwissenschaften so bereitwillig vorgibt und zählt man die Punkte hinzu, die man ganz mit Unrecht den anderen Wissenschaften abzieht, so haben die Naturwissenschaften, was die vielbeschrienen „Gesetze" angeht, nichts voraus. Es gibt kein logisches Mittel, das mich zu der Voraussicht zwingen würde: das Gesetz des freien Falles gilt auch übers Jahr. Und es gibt kein logisches Hindernis, das mir entgegen-

stünde, genau solche, auf ihr richtiges Maß zurückgeführte Gesetze auch in anderen Wissenschaften zu finden. Und wenn die Naturwissenschaften tausend Versuche über die gleiche Tatsache machen können, eine andere Wissenschaft aber ein ursächliches Abfolgeverhältnis nur 990mal beobachten kann, so ist das nichts weiter als ein für die Erkenntnis belangloser Zahlenunterschied. Irgend ein logischer Gegensatz besteht hier auf keine Weise. Die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse sind genau so wie die historischen wesensverschieden von dem, was mir in der inneren Wahrnehmung gegeben und mithin unbedingt sicher ist. Wenn etwas aber nur unendlich wahrscheinlich ist, so steigt diese Wahrscheinlichkeit nicht mehr, wenn ich über ein gewisses Maß hinaus zehn Versuche oder zehn Beobachtungen mehr oder weniger mache. Dieser abgöttische Aberglaube vor den Erkenntniswundern der Naturwissenschaften hat wie ein Gespensterdruck jede Regung zu tieferen Erkenntnissen in anderen Wissenschaften gelähmt. Rickerts Buch war da wie eine befreiende Morgensonne. Der Wendepunkt dieses Werkes liegt in dem Satze, daß kein logischer Unterschied gemacht werden kann zwischen angeblich besonderen „naturwissenschaftlichen" Erkenntnismitteln und den Erkenntnismitteln anderer Wissensgebiete. Nun ist Rickerts Buch allerdings zu dem Zwecke geschrieben, der naturwissenschaftlichen Betrachtung eine historische entgegenzusetzen. Aber er betont es ausdrücklich, daß die Möglichkeit oder Unmöglichkeit allgemeinste Gesetze zu finden logisch niemals diesen Unterschied begründen können. Seine Beweisführung, mit der er zur Forderung zweier wesensverschiedener Wissenschaftsbetriebe zu kommen glaubt, ist kurz folgende: 1. Es liegt im Wesen der Begriffsbildung, daß sie alles Anschauliche, Individuelle ausscheidet und je höher der Begriff, desto geringer die anschaulichen und individuellen Elemente in ihm. 2. Durch fortschreitende Begriffsbildung geht also das Individuelle verloren. 3. Wir haben aber ein Interesse am Individuellen, und dieses muß durch eine Wissenschaft befriedigt werden. 4. Diese Wissenschaft ist die Geschichte. 5. Für eine Geschichte, die nach Begriffen, also nach allgemeinen Gesetzen strebt, also alles Individuelle, je höher die Begriffe sind, desto vollständiger ausscheidet, würde kein Mensch Interesse haben. Bei aller Bedeutung, die Rickerts Buch zukommt, bei aller Verehrung, die diesem Werke gebührt, muß man auf den Mangel an Überzeugungskraft hinweisen, der diese letzten entscheidenden Sätze kennzeichnet. 1. Die irrtümliche Gleichsetzung, die Rickert mit dem „Individuellen" und dem „Besonderen" vornimmt, ist wiederholt bemerkt worden, so auch von Ritschl[1]): „Der Begriff des Individuellen deckt sich nicht mit

[1]) Die Kausalbetrachtung in den Geisteswissenschaften. S. 130.

dem des Besonderen und der des Allgemeinen ist ebenso relativ wie der korrelate des Besonderen". 2. Richtig ist es, daß wir ein berechtigtes Interesse am Individuellen haben, aber völlig unzutreffend ist es, daß dieses Interesse am Individuellen gerade durch eine Wissenschaft befriedigt werden müsse. Dieses Interesse wird durch die Kunst befriedigt[1]). 3. Völlig willkürlich ist aber Rickerts Behauptung, daß für eine nach Gesetzen suchende Geschichtswissenschaft kein Mensch Interesse habe. Das allgemeinere oder geringere Interesse entscheidet doch wahrhaftig nicht darüber, wie eine Wissenschaft betrieben werden muß. Ein warnendes Beispiel für das Gefährliche an diesem Satze Rickerts bot gerade die deutsche Literaturgeschichte zu gewissen Zeiten und gerade auch der Berliner Geschichtsbetrieb unmittelbar nach 1870 bewies desgleichen, was aus einer Wissenschaft wird, wenn „Interessen" hereinspielen. Welche Folgerung ist daraus zu ziehen, da man Rickert so gern als Kronzeugen anruft für den Abscheu vor historischen „Gesetzen", wenn Rickert 1. nachweist, daß es keinen logischen Unterschied bezüglich jener „Gesetze" zwischen den Naturwissenschaften und den anderen gibt und wenn Rickert 2. diesen Unterschied einfach im berechtigten Interesse am Individuellen findet? Es gibt keine ausschließlich „naturwissenschaftlichen" Erkenntnismittel in dem Sinne, daß das Verfahren fortschreitender Begriffsbildung und oberster Gesetze ein Vorrecht der Naturwissenschaften und den anderen logisch verwehrt ist. Und es ist an verschiedenen Stellen dieser Untersuchung betont worden, daß gerade die Literaturgeschichte seit Beginn ihres wissenschaftlichen Betriebes solch angeblich „naturwissenschaftliche" Begriffsbildung in schärfster Ausbildung angewendet hat. Es macht gar nichts aus, daß sich etwa Wilhelm Scherer, wenn er für irgend ein älteres Denkmal so und so viel Urheber aus dem Denkmal heraus erschloß, in der Zahl dieser Urheber irrte. Seine Widerleger konnten ihn nur widerlegen, indem sie dasselbe Mittel der Begriffsbildung anwandten. Und wie kann man Goethes und Lenzens Gedichte lediglich auf Grund der Reime scheiden und den beiden Urhebern säuberlich zuweisen, wenn beide eben *nicht* reimten, wie sie wollten, sondern wie sie es immer taten, eben mußten. Und dieses „muß" hat keinen anderen Sinn in der Chemie und keinen anderen in der Geschichte. Wenn nun Rickert gegen Ende seines Buches[2]) ein Verbinden von historischen Gesetzen und dem Individuellen als logisch widerspruchslos und ergebnisreich anwendbar zugibt, so kann ihm aufrichtig zugestimmt werden.

---

[1]) Vgl. K. Lamprecht, Die Kernpunkte der geschichtswissenschaftlichen Erörterungen der Gegenwart. Zeitschrift für Sozialwissenschaft. 2.

[2]) S. 521 f.

V. Logische Übersicht der Arbeitsweisen.

Weil es dem Wesen aller Wissenschaft entspricht, so braucht es keines besonderen Beweises, daß jede Erkenntnis unmittelbar oder mittelbar auf das höchste Wissensziel gerichtet sein muß und daß sich der wissenschaftliche Arbeiter bewußt ist, an welcher Stelle im logischen Grundriß seiner Wissenschaft er diese oder jene Erkenntnis einfügt. Alle Ergebnisse aller Untersuchungen haben Verhältniswert und dieser richtet sich darnach, um wieviel diese Erkenntnis mittelbar oder unmittelbar an das höchste Ziel heranführt. Nur wenn man vergißt, daß es auch für die Literaturgeschichte ein höchstes Erkenntnisziel gibt und daß man jedes höhere Wissen nur auf ansteigenden logischen Stufen erreicht, kann man behaupten, daß jedwelche Untersuchung erkenntnis-kritisch gleich wertvoll ist. Es wird darüber noch zum Schluß besonders zu handeln sein. Es braucht wohl kaum eines besonderen Hinweises, daß Untersuchungen der gleichen Art auf verschiedenen Erkenntnisstufen notwendig sind. Nur steigt ihr Erkenntniswert von Stufe zu Stufe, je reicher die logischen Hilfsmittel zuströmen.

I. Die Denkmäler als Bewußtseinsinhalt. Schon hier, wo von einem historischen Verfahren noch unmöglich gesprochen werden kann, müssen Untersuchungen vorgenommen werden, die mir zunächst überhaupt einen Überblick über die Denkmäler verschaffen. 1. Textgestaltung. 2. Textdeutung. Beide sind das Erste und Wichtigste, denn sie vermitteln mir ja die Kenntnis der Denkmäler schlechthin. Völlig ergebnisreich können sie aber erst auf geschichtlicher Grundlage werden, das heißt dann, wenn ich die Denkmäler in Gegenstandstexte und in Quellentexte scheide. 3. Theoretische Arbeiten über Sprache, Stil, Metrik, Vorstellungsverbindungen und alle Arbeiten rein psychologischer Art, die sich auf das Verhältnis des Erkennenden zu den Denkmälern beziehen. 4. Sprach-, Stil-, Versuntersuchungen auf besondere Denkmäler angewendet a) um die einzelnen Denkmäler als Einheiten begrifflich zu erfassen; b) um die einem Urheber vermutlich gemeinsamen Denkmäler als Einheit zu erkennen; c) um die Schrifttümer ganzer Urhebergruppen als Einheit festzustellen. Der gemeinsame Charakter all dieser Arbeiten ist gemäß der logischen Stufe ungeschichtlich. Die Arbeitsweise kann nur kritisch auflösend, beschreibend, begriffsbildend sein.

II. Die Denkmäler als Gegenstand und Quelle. Hier sind die ersten und grundlegenden geschichtlichen Erkenntnisse möglich. Hauptaufgaben aller Arbeiten dieser Stufe sind: 1. Genaues Ausscheiden aller Denkmäler mit Quellencharakter und Aufsuchen derjenigen Texte, auf die sich die Quellen beziehen. 2. Einordnen der Denkmäler in die Zeitreihe und in das Raumganze. 3. Stoffgeschichtliche Untersuchungen

aller Art. 4. Geschichtliches Vertiefen der auf der ersten Stufe gewonnenen begrifflichen Erkenntnisse. In diesem logischen Zusammenhange stehen alle bibliographischen Werke, alle Arbeiten, die Quellenmaterial zusammentragen, die den biographischen Gehalt der einzelnen Gegenstandsdenkmäler zu erkennen suchen, alle Arbeiten, die die Herkunft des Inhaltes einzelner Denkmäler erwägen; alle sprachlichen, stilistischen, verstechnischen Elemente der vorigen Stufe werden für diese Stufe hervorragende Erkenntnismittel und schon jetzt kann alles getan werden, um die Denkmäler Urhebern zuzuweisen oder abzuerkennen, wobei rein begriffliche und ausgesprochen historische Erkenntnismittel zusammenwirken. Insbesondere ist bereits jetzt die Zeit, alle wertvollen Ergebnisse der Geschichtswissenschaft als Hilfsmittel heranzuziehen.

III. Der Urheber als Bewirkendes. Hier drängt nur eine Hauptaufgabe, aus den Quellen den Tatsachenbegriff des Urhebers zu gewinnen und mit dem begrifflich erfaßten Bewirkten in den Denkmälern in ursächliche Beziehung zu setzen. Das Arbeitsziel dieser logischen Stufe ist die Monographie. Alle Untersuchungen der vorangehenden Stufen, seien sie begrifflicher, seien sie geschichtlicher Art, finden in der Monographie ihre erste Zusammenfassung zu einem einheitlichen Erkenntniszweck. Die Arbeitsaufgaben unter diesem Gesichtspunkt sind so zahlreich als alle denkbaren Einzelfälle. Es gibt hier keine einheitliche Richtung. Die Probleme werden von der Wirklichkeit, von der besonderen wechselnden Art der geschichtlichen Überlieferung sowohl der Gegenstandsdenkmäler als der Quellentexte bestimmt. Die erste und vornehmste Pflicht jedes wissenschaftlichen Arbeiters ist es, alle Erkenntnismöglichkeiten, die der einzelne Urheber bietet, zu erschöpfen und zugleich alle Möglichkeiten vorauszusehen, für die der höher schreitenden Forschung dieser einzelne Urheber in Betracht kommen kann. Der Leitgedanke für jede Monographie ist nicht der einzelne Urheber, sondern die höchsten Erkenntnisse, denen die Literaturgeschichte zustrebt. Die Monographie ist die schlechteste, in der der Urheber so sauber als möglich für sich gestellt ist; die Monographie ist wissenschaftlich die beste, in der die Ansätze für alle in Betracht kommenden höheren Erkenntnisse scharf angedeutet sind. Das heißt, derjenige, der die letzten Schlüsse für die höchsten Erkenntnisse ziehen will, darf nicht beengt sein, darf nicht Rücksicht nehmen müssen auf das, was ihm die Monographien zufällig bereitstellen, sondern der Arbeiter der Monographie muß Rücksicht nehmen auf einen, der einmal diese höchsten Erkenntnisse über den einzelnen Urheber hinaus ziehen will. In Betracht kommt natürlich hier alles, Begriffsbildung und Urkunden, Stoff und Sprache, Stil und Vers, Sinnesleben, Beeinflussungen.

IV. Der Urheber als Bewirktes. Schon der Arbeiter einer Monographie hat die Pflicht, den Urheber als Bewirktes darzustellen. Aber

ihm handelt es sich um den Einzelfall und hier kommen die ursächlichen Abfolgeverhältnisse in Betracht. Hier geht es immer auf eine Gruppe von Urhebern. Landschaftliche Darstellungen bereiten die abschließenden Erkenntnisse vor und für landschaftliche Darstellungen gilt dasselbe, was für die Monographie galt. Die Gesamtdarstellung, die auf das höchste Erkenntnisziel gerichtet ist und die doch wieder ihrerseits auf die Gesamterfassung anderer Völkerliteraturen Rücksicht zu nehmen hat, schließt den logischen Verlauf für diesen Wissenschaftsgegenstand „Deutsches Schrifttum" ab.

Bei den Schwierigkeiten, unter denen die Menschen sich verständigen, wird es nicht überflüssig sein, besondere Hinweise anzufügen. Wenn die Logik schlechthin die Entwicklung behandelt von den einfachsten Tatsachen des Bewußtseins bis zu den feinsten und schwierigsten Schlüssen, die dem Menschen das vermitteln, was er überhaupt erkennen kann, so will sie damit nicht, daß jeder Erkennende bei jeder einzelnen Gelegenheit diesen ganzen logischen Verlauf bewußt durchmacht. Aber jeder wissenschaftliche Arbeiter muß sich jederzeit klar machen können, wie seine Erkenntnisse zustande kommen. Und so werden auch dem Literarhistoriker, er treibe was er wolle, auch beim einfachsten Falle all diese genannten Erkenntnismittel durcheinanderwirken und bei jeder Erkenntnis fast spielt sich dieser bisher gezeichnete Erkenntnisverlauf im kleinen ab. Auch hier steht der Erkenntniswelt des Großen, dem Makrokosmus, in jedem Einzelfalle ein Abbild dieser großen Welt in kleinen Verhältnissen gegenüber, ein Mikrokosmus. Aber ich muß mir jederzeit die logische Ordnung, durch die meine Wissenschaft erst Wissenschaft ist, ins Bewußtsein rufen können. Auch wenn ich den einfachsten Baustein zurichte, muß ich wissen, warum ich ihn richte und an welche Stelle des wachsenden Gebäudes er hingehört. Sonst gleiche ich dem Steinträger, der Leiter auf und ab klimmt, der nicht weiß und dem es gleichgültig ist, was da aus tausend Handleistungen emporstrebt und warum und zu welchem Zwecke es wächst.

„Was dem Fachmann als voreilige Hypothese, ja vielleicht als Phantasma erscheint, kann unter logischen Gesichtspunkten deshalb interessant werden, weil aus dem Studium solcher auf einen theoretischen Abschluß der Wissenschaft hinstrebenden Gedanken oft besser als aus gesicherten Einzelergebnissen Klarheit über die allgemeinen Tendenzen und letzten Zwecke der Wissenschaft zu gewinnen ist"[1]. Und so ist zum Schluß noch eine Auseinandersetzung notwendig mit zwei vielgebrauchten Schlagworten, die gerade in letzter Zeit immer häufiger gehört werden. Bei ihrem bestechenden Charakter und bei der Seelen-

[1]) Rickert, S. 103.

lage vieler, die an unserer Wissenschaft interessiert sind, liegt gerade in diesen zwei Schlagworten eine große Gefahr, daß die Wirkungskraft logischer Forderungen sich stumpf bohrt. Den einen erscheinen die Lebensfragen der Literaturgeschichte als bloße „Darstellungsmöglichkeiten", den andern als „Richtungen, die alle ihr Gutes haben und gleichberechtigt sind". Es soll hier nicht ausgeführt werden, daß beide Schlagworte nicht möglich wären, wenn nicht in der Literaturgeschichte noch immer ganz besondere Verhältnisse Geltung hätten. Aber das haben beide Schlagworte gemeinsam, daß sie jeder grundsätzlichen, hart auf „ja" oder „nein" gerichteten Fragestellung auszuweichen suchen, indem sie diese Fragestellung auf ein Äußerliches ablenken wollen — „Darstellungsmöglichkeiten" — oder indem sie — „alles ist gleich" — sich dem „ja" oder „nein" entziehen möchten.

1. Selbstverständlich sind „Darstellungsmöglichkeiten", wenn es solche gäbe, überhaupt kein Wissenschaftsproblem. Der Wissenschaft handelt es sich um Erkenntnisse und Erkenntnismittel. Aber ich mache die Annahme, daß man über „Darstellungsmöglichkeiten" wissenschaftlich erwägen könnte, obschon „Darstellung" nichts Selbständiges ist so wenig wie Form, sondern wie diese sich nur auf einen Inhalt beziehen kann, nämlich auf darzustellende Erkenntnisse. Zu welchen Ergebnissen käme man mit dem Problem der Darstellung als Ausgangspunkt? Gilt wenigstens für die Darstellung völlige Willkür etwa so wie Seelenkraftmenschen täglich eine neue Weltanschauung und eine neue Kunstrichtung erfinden? Darstellen hat doch wohl den Zweck, zu ordnen und anschaulich zu machen. Darstellen fordert also zu mindestens einen einheitlichen, durchgehenden Gesichtspunkt, unter dem das Darzustellende angeordnet werden soll. Denn ordnen heißt teilen und zum teilen ist logisch erforderlich, daß der Einteilungsgrund festgehalten werden muß. Man kann die Bäume nicht einteilen in Kirschbäume, Stammbäume, Schlagbäume, schöne Bäume und große Bäume. So scheint die Darstellung zwar zunächst völlig frei zu sein in bezug auf die Wahl des Einteilungsgrundes, aber sie ist logisch nicht frei insofern, als ob sie den Einteilungsgrund innerhalb der Darstellung beliebig wechseln könnte. So scheinen allerdings viele Darstellungsmöglichkeiten gegeben. Denn man kann die „Dichter" einteilen in gute und böse, sittliche und unsittliche, schöne und nichtschöne, blauäugige, schwarzäugige, braunäugige. Man kann sie einteilen in solche, die lange Verse, kurze Verse und gar keine Verse gemacht haben. Aber wenn man sich für einen Einteilungsgrund entschieden hat, so muß man diesen durchhalten. Dieses kleine Zugeständnis kann man der Logik doch machen. Denn wer so einteilt: Volksepos, Kunstepos, Lyrik, Meistergesang, Luther, das Volkslied . . . Weimar und Jena, die Romantik, Hebbel, der Naturalismus, der teilt die deutsche Literatur in blaue Strümpfe,

in zerrissene Strümpfe, in Damenstrümpfe und in seidene Strümpfe ein. Nun fragt es sich aber doch, ob ein Darsteller wirklich so willkürlich frei ist in der Wahl seines Einteilungsgrundes. Es handelt sich um Darstellung geschichtlicher Tatsachen, d. h. um Veränderungen oder Entwicklungen im Raum und in der Zeit. Raum und Zeit gehören also zum Wesen der Geschichte. Also müssen Raum und Zeit doch wohl auch zum Wesen jeder Darstellung gehören. Denn eine Darstellung, die das wesentlich Historische, nämlich Raum und Zeit nicht wiedergibt, wäre doch keine historische Darstellung. Wenn also gewiß Raum und Zeit das wesentliche an der historischen Darstellung ausmachen, so muß aus dem Raum und aus der Zeit der Einteilungsgrund für die Darstellung genommen werden. Raum und Zeit bestimmen aber meine Darstellung nicht, wenn ich „Dichter" nach irgendwelchen Einteilungsgründen aneinander reihe. Denn wie können ein paar willkürlich aneinander gereihte Einzelne in mir den Eindruck einer Zeitreihe oder eines Raumganzen erwecken? Feststeht: Raum und Zeit, und zwar beide zugleich, müssen den Einteilungsgrund ergeben. Nun sind aber Raum und Zeit als Ganzes nicht zu übersehen, also auch nicht darzustellen. Daher und weil sie teilbar sind, muß ich aus der Zeitreihe und dem Raumganzen Teile machen. Welche Eigenschaften müßten diese Raumteile und Zeitteile haben? Offenbar dürften sie nach obigem a) nicht wechseln; b) diese Teile müßten im ganzen selber begründet sein, d. h. die Zeitteile in der Zeit und die Raumteile im Raum. Wie erscheinen mir nun geschichtlich Raum und Zeit? Der Raum erscheint mir geschichtlich als menschengefüllte Erde und die Zeit erscheint mir geschichtlich als mit Menschenfolgen und Ereignisfolgen angefüllt. Da ich aber beides ungeteilt nicht darstellen kann und da die erforderlichen Teile nicht wechseln dürfen und im Wesen des Raumes und der Zeit, so wie sie mir geschichtlich erscheinen, begründet sein müssen, so folgt: a) Der Raum muß so in Teile zerlegt werden, wie sich das natürlich aus den Menschen und der Erde ergibt. Die natürlichen Teileinheiten der Erde sind aber die Landschaften im geographischen Sinne und diese Teileinheiten wandeln sich zwar durch Wetter, Wasser und ähnliches, aber sie wechseln nicht. Die natürlichen Teileinheiten der Menschen sind die Völker und Stämme im ethnographischen Sinne und diese Teileinheiten wandeln sich zwar wie alles Seiende, aber sie wechseln nicht. Landschaft und Stamm sind die natürlichen Teileinheiten des Raumes. b) Die Zeit muß so in Teile zerlegt werden, wie sich das natürlich aus der Menschenfolge und der Ereignisfolge ergibt. Die natürlichen Teileinheiten der Menschenfolge sind die Generationen im genealogischen Sinne. Die natürlichen Teileinheiten der Ereignisfolgen sind die „Bewegungen" im entwicklungsgeschichtlichen Sinne. Zusammengefaßt: die Teileinheit für

die darstellerische Bewältigung des Raumes ist der Stamm in seiner Landschaft; die Teileinheit für die darstellerische Bewältigung der Zeit sind drei in einer Bewegung zusammentreffende Generationen, Großvater, Vater, Sohn, ein Jahrhundert. So ergibt sich: a) Die Logik fordert, daß der Einteilungsgrund festgehalten werden muß. b) Die Geschichte fordert, daß dieser Einteilungsgrund dem Raum und der Zeit entnommen werden muß. Diese Einteilungsgründe können dem Wesen des Raumes und der Zeit nach, wie sie uns geschichtlich erscheinen, nur der Stamm in der Landschaft und die drei Generationen in der Bewegung sein. Es gibt also gar keine Darstellungsmöglichkeiten der Literaturgeschichte in dem Sinne, als ob es der Willkür überlassen wäre, sich irgend einen Einteilungsgrund zu suchen und diesen beliebig oft zu wechseln, sondern es gibt nur eine Darstellungsnotwendigkeit, nämlich diejenige, die Raum und Zeit bewältigt. Das kann sie nur durch Teile des Raumes und der Zeit und diese Teile müssen im Raum und in der Zeit liegen, wie uns beide geschichtlich erscheinen: der Stamm in der Landschaft und die drei Generationen in der Bewegung. Obschon also „Darstellung" an sich gar kein Problem der Wissenschaft ist, weil „Darstellung" einfach die logische Folge der Erkenntnisse wiederzugeben und zu vermitteln hat, so kommt man doch aus den logischen Forderungen, die an jede geschichtliche Darstellung zu erheben sind, zu denselben Ergebnissen wie durch den logischen Aufbau der literaturhistorischen Erkenntnisse überhaupt. Nun kann man allerdings aus unwissenschaftlichen, d. h. nichtwissenschaftlichen Gründen Darstellungen der Literaturgeschichte machen, sei es für die Schule, sei es für die „weiten Kreise", sei es zur Ehre eines bestimmten Staatswesens oder einer bestimmten Konfession oder aus sogenannten „künstlerischen" Anschauungen oder aus irgendwelchen anderen Tendenzen heraus. Das sind aber keine wissenschaftlichen „Darstellungsmöglichkeiten", sondern es kann nur eine wissenschaftliche Darstellungsnotwendigkeit geben und von dieser wissenschaftlichen Darstellungsnotwendigkeit unterscheiden sich diese nichtwissenschaftlichen, außerwissenschaftlich zweckbestimmten „Darstellungsmöglichkeiten", wie das Regestenwerk irgend eines rheinischen Bistums von einer modernen, streng pragmatischen Geschichte. Es ist noch niemandem eingefallen, einem klassischen Philologen zu sagen, der Donatus, an dem die Buben des Mittelalters Latein lernten, die schönen lateinischen Genusregeln in Versen und die Sprachgeschichte eines ernsten Forschers seien „Darstellungsmöglichkeiten" der klassischen Sprachwissenschaft. Doch uns sind schon ärgere Dinge zugemutet worden. Und es ist noch keinem Historiker eingefallen zu sagen, er wolle deutsche Geschichte schreiben, indem er a) die Biographien der glücklichen Feldherren, b) die Bio-

graphien unglücklicher Feldherren, c) die Biographien derjenigen Staatsmänner schriebe, die sich bestechen ließen und d) derjenigen, die geköpft wurden.

Die Gründe für diese Art von Auffassung unserer Wissenschaft liegen freilich nur zum geringsten Teil in der Wissenschaft selber. Sie liegen vor allem und fast ausschließlich in jener Zeitstimmung, die ärger als eine zuvor jenen Persönlichkeitskult treibt. Von Ahnen bestimmt, von Vätern gezeugt, von Müttern geboren; von Land und Volk und Familie beeinflußt; von Gesellschaft, Sitte und Aberwitz gehemmt; von Staat, Gesetz und Recht gebändigt; von Hunger und Liebe blind getrieben; so von tausend fremden Mächten geformt und geknetet: das heißen sie und feiern sie als Individualität. Und bilden sich ein, es gäbe eine Wissenschaft, die ihnen diesen Knabendünkel auch noch begründe und rechtfertige. Große Zeiten, die Menschenkraft zu unzerbrechlichen Bünden schnüren und so zum höchsten spannen können, lehren freilich ihr Geschlecht, daß die schönste „Individualität" nicht das kleinste Rädchen zu hemmen vermag. Und da die Literaturgeschichte das Werk von Nachgeborenen großer Zeiten ist, so wurde sie zum Tummelplatze unbelehrbaren Götzendienstes.

2. Gibt es nun „Richtungen", die gleichberechtigt sind, Arbeitsweisen, von denen eine so gut wie die andere ist und jede imstande, das höchste Ziel der Literaturgeschichte zu erreichen? Die Frage läßt sich, so gestellt, gar nicht beantworten. Sie muß in Teilfragen zerlegt werden. **a)** Wenn mehrere wissenschaftliche Arbeiter in bezug auf die Auffassung oder Abgrenzung des Wissenschaftsgegenstandes, in bezug auf die Erkenntnismittel und das Erkenntnisziel wesentlich voneinander abweichen, so kann von verschiedenen Richtungen in bezug auf Gegenstand, Mittel und Ziel gar nicht die Rede sein. Denn dann haben sie nicht *eine* Wissenschaft im Auge, sondern ebensoviele Wissenschaften als abweichende Meinungen vorhanden sind. Dann gibt es aber keinen Ausgleich oder Vermittlung zwischen diesen verschiedenen Meinungen. Dann sind entweder mehrere Wissenschaften logisch und erkenntnistheoretisch möglich oder es ist nur eine möglich. Im ersteren Falle heißt es eben auseinandergehen und jeder an seine Wissenschaft; im letzteren Falle, wenn nur eine logisch und erkenntnistheoretisch möglich ist, hat eben wirklich nur der eine recht und die andern unrecht. Von „Richtungen" also in diesem Falle keine Rede. **b)** In bezug auf den von allen wissenschaftlichen Arbeitern angenommenen Gegenstand sind mehrere Arbeitsweisen denkbar und wirklich strittig. Strittig kann hier nur heißen, diese verschiedenen wissenschaftlichen Arbeiter schätzen den Erkenntniswert ihrer Arbeitsweisen verschieden ein. Da sind eben die verschiedenen Erkenntniswerte dieser Arbeitsweisen darauf hin zu prüfen. Ist dieser Erkenntniswert wirklich ver-

schieden, so gibt es wiederum nicht verschiedene „gleichberechtigte Richtungen". c) Wäre aber der Erkenntniswert dieser verschiedenen Arbeitsweisen wirklich gleich, so muß man fragen, unter welchen Bedingungen das denkbar wäre. Ganz gleich könnte der Erkenntniswert verschiedener Arbeitsweisen nur dann sein, wenn sie in bezug auf ganz den gleichen Gegenstand mit ganz denselben Mitteln ganz das gleiche Erkenntnisziel erreichten. Unter diesen Umständen wären das aber nur scheinbar verschiedene Arbeitsweisen, in Wirklichkeit wäre es dieselbe und eine Arbeitsweise und was man Unterschiede hieße, die beträfen nicht das Wesen. Ändert man aber nur das eine, sei es den Gegenstand, sei es die Mittel, sei es das Ziel, dann können diese Arbeitsweisen unmöglich gleichberechtigt sein. Denn wenn der Umfang des Gegenstandes bei der Arbeitsweise A kleiner ist als bei der Arbeitsweise B, dann kann A ja über das, was B mehr hat, nichts aussagen. Sind beide dann gleichberechtigt? Wenn die Erkenntnismittel der Arbeitsweise A eingeschränkter sind als bei B, dann ist das Erkenntnisziel bei A niedriger als bei B. Sind sie dann beide gleichberechtigt? Dasselbe folgt, wenn A sich das Erkenntnisziel anders oder niedriger steckt als B. d) Und das letztere sind die tatsächlichen Verhältnisse im Betriebe der Literaturgeschichte. Es gibt keine völlige Gleichheit bei einer „philologischen" oder „psychologischen" oder sonst einer Arbeitsweise. Eine „ästhetische" gibt es für uns überhaupt nicht[1]). Denn die philologische kann nur an der Sprachform erkennen, aber nicht bezüglich des Stoffes oder gar der Herkunft der Urheber. Die psychologische kann nur etwas erkennen, wo ihr Seelenleben gegeben ist, die Herkunft der Urheber ist aber ein physiologisches Problem. Und so bei allen, die sonst in Betracht kämen. e) Die Tatsachen liegen also so, daß verschiedene Arbeitsweisen notwendig sind, daß sie innerhalb der Wissenschaft auf bestimmte Gebiete beschränkt sind, daß sie nicht gleichberechtigt in dem Sinne sind, als käme ich mit jeder an dasselbe Ziel, daß es nicht willkürlich ist, diese oder jene zu wählen, sondern daß ich jede wählen muß, je nach dem augenblicklichen Gegenstand oder dem augenblicklichen Ziel.

Vollends ist es unmöglich, eine „genealogische" oder „ethnographische" Arbeitsweise wohlwollend unter die „gleichberechtigten Richtungen" aufzunehmen. Denn über den einzelnen Urheber hinauszustreben, ist eine logische und erkenntnistheoretische Pflicht, bedeutet erst die Möglichkeit, daß man überhaupt in der Literaturgeschichte ein höchstes Erkennungsziel erreichen kann. Eine solche angebliche „genealogische" oder „ethnographische" Arbeitsweise steht am Abschluß des logischen Aufbaues unserer Wissenschaft. Sie wird von einer „philo-

[1]) Vgl. S. 29.

logiſchen" oder „pſychologiſchen" weder ausgeſchloſſen noch berührt und es gilt auch nicht das Umgekehrte. Es iſt nicht ſo, daß derjenige, der ſich „freiwillig" für eine „pſychologiſche" Arbeitsweiſe entſchloſſen hätte, nunmehr der „genealogiſchen" enthoben wäre, aber dieſe immerhin ganz gern als ſozuſagen auch zuläſſig gelten laſſen wolle. Und es gilt auch das nicht, daß ein ſolcher „genealogiſch" gerichteter nicht mehr deutſch leſen und ſchreiben zu können brauchte, weil dasſelbe jetzt ſo ſeine Arbeitsweiſe iſt, ſeine „Richtung". Alles an ſeinem Ort und zu ſeiner Zeit, aber die Frage nach dem Urſprung der Urheber und den verwandt Organiſierten des Urhebers gehört dazu und wer Literaturgeſchichte als Wiſſenſchaft treiben will, darf nicht bloß eine Arbeitsweiſe verſtehen, ſondern muß alle beherrſchen, weil er ſie alle braucht.

Es kann gar keine gleichberechtigten „Richtungen" in einer Wiſſenſchaft geben, ſondern nur eine Richtung und dieſe wird beſtimmt durch den logiſchen Gang der Erkenntniſſe und der logiſche Gang der Erkenntniſſe wird beſtimmt durch die letzte, oberſte und heiligſte Frage nach dem Grunde des Seins, durch den die Denkmäler überhaupt und gerade ſo ſind. Die gebotene und notwendige Arbeitsteilung, vermöge ſich der und jener auf ein beſtimmtes Teilgebiet oder eine beſtimmte Teilfrage ſeiner Wiſſenſchaft beſchränkt, darf nicht mit „Richtung" verwechſelt werden, als beſtünde in dieſer Arbeitsteilung das Weſen der Wiſſenſchaft und als wäre dieſes Teilgebiet nun meine Wiſſenſchaft.

Das Ergebnis, zu dem dieſe Arbeit kam, iſt nichts „Neues". Denn was der alte Hippokrates[1]) bereits betrieb, indem er — *περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων* — zur Erklärung des Unterſchiedes im Volkscharakter zwiſchen Morgenländern und Abendländern phyſikaliſche Tatſachen heranzog, ebenſo wie Polybios, das kann man nicht neu nennen. Es iſt ja im Gegenteil das erfreulichſte Merkmal jeder Wahrheit, daß ſie ſo alt iſt wie Sonne und Mond. Und ſo würde es Gegenſtand einer zweiten Arbeit ſein, eines geſchichtlichen Gegenſtückes zu dieſer logiſchen und erkenntnistheoretiſchen, nachzuweiſen, daß die literarhiſtoriſchen Anfänge, vorgedeutet durch des Celtis Germania illuſtrata im ſiebzehnten und frühen achtzehnten Jahrhundert der familiengeſchichtlichen und ſtammeskundlichen Erfaſſung des deutſchen Schrifttums zuſtrebten. Gerade Wilhelm Scherer hat die Wiſſenſchaft von dieſem hiſtoriſchen Wege abgedrängt.

„Die gebildete Einzelperſönlichkeit iſt ſelbſt nur ein Reſultat des Angeborenen und des in der Gemeinſchaft der Generation Erwor-

[1]) R. Pöhlmann, Helleniſche Anſchauungen über den Zuſammenhang zwiſchen Natur und Geſchichte. Leipzig 1879.

benen und Gewordenen. Es iſt eine unhiſtoriſche, eine abſtrakt ideologiſche, die unvermeidlichen Vermittlungen überſehende Auffaſſung, daß das Ich das, was es iſt, durch ſeine Beziehung zu dem Univerſum, durch ſeine Selbſtſchöpfung aus dem Schoß des Alls ſei." Warum findet man dieſe Worte Rudolf Haymſ[1]) — er iſt nicht mein Prophet — ſo überaus ſelten zitiert, während ſonſt ſeine Sätze ſehr geläufig ſind? Das Werk Diltheys[2]), vor dem ſich alles neigt, beginnt mit dem Satze: „Einem unbeſtreitbaren, tatſächlichen Verhältnis gemäß, das freilich bis jetzt nicht erklärt, ja nicht einmal in ſeinen wahren Grenzen als empiriſches Geſetz feſtgeſtellt werden kann, ſteigert ſich in einer großen Anzahl von Fällen ein beſtimmter Familiengeiſt mehrere Generationen hindurch, bis er ſich dann in einem einzelnen Individuum zu ſeiner klaſſiſchen Geſtalt zuſammenfaßt".

Das Motiv vom kritiſchen Alter.

Eine Studie zum „Mann von fünfzig Jahren" und ähnlichen Stoffen.

Von Albert Ludwig in Berlin-Lichtenberg.

Vom „Manne von vierzig Jahren" hat Jakob Waſſermann kürzlich in ſeinem „kleinen Roman" erzählt und damit ein neues Thema anſchlagen wollen. Nun iſt ſicherlich der Vierziger nicht erſt von Waſſermann für die Literatur entdeckt worden; paarte doch ſchon die ſelige Marlitt ihre blutjungen Heldinnen gar zu gern mit reifen, ihnen im Alter um zwanzig Jahre überlegenen Männern, hat doch auch früher Heine als hoher Dreißiger in berühmten Verſen gar wehmütig erzählt von weltmänniſchen Triumphen und verlorener, blöder Jugendeſelei — immerhin iſt Waſſermann zuzugeben, daß er das Problem von einer beſonderen Seite auffaßt. Sein Herr von Erfft und Dudsloch ſtrebt fort aus dem ſichern Hafen der Ehe, weil er nie jung geweſen iſt; er iſt mehr geheiratet worden, als daß er heiratete, hat lange Jahre wunſchlos ſich eines ruhigen Glückes erfreut — da aber, nahe der Wende des vierten Lebensjahrzehnts, erwacht in ihm ein romantiſcher Drang. „Sein Herz verſchmachtete nach Zärtlichkeit, denn es war ihm klar geworden, daß er die Leidenſchaft

---

[1]) Romantiſche Schule. S. 546 f.
[2]) Leben Schleiermachers. Berlin 1867. S. 3.

nicht kannte ..." und ſo zieht er denn aus, im Strom der Welt zu ſuchen, was ihm die Enge des Hauſes verſagte.

Iſt's nun ein typiſches Schickſal, was Waſſermann hier geſtaltete? „Jugend iſt Trunkenheit ohne Wein", ſagt Goethe, und gewiß mag ihr letzter Reſt am berauſchendſten dem zu Kopfe ſteigen, der in Fülle zu genießen verſchmäht. Aber anderſeits wollen wir nicht vergeſſen, daß die Vierzigerjahre ſo und ſo vielen Männern als die reife Höhe ihres Lebens gelten; mögen ſie die Zeit des unwiderruflichen Übergangs von Jugend zum Alter ſein, ſo beſteht doch keine ſtreng gezogene Grenze, unmerklich trägt der Strom des Lebens die meiſten hinüber. Die holden, törichten Jugendträume ſind dahin; aber wer ſehnt ſich in bitteren Ernſt nach ihnen, der ſich tätigen Wirkens erfreut? In ihm fühlt ſich der reife Mann jung mit dem jüngſten, ſpottet vielleicht der Grünſchnäbel, die ſich an Wert und Lebenserfahrung doch nimmer mit ihm meſſen können!

So hat denn ein früheres Geſchlecht von einem ſpäteren Alter des Mannes als dem „kritiſchen" geſprochen; ob der „Mann von vierzig Jahren" in Waſſermanns Auffaſſung ſich dem Gedächtnis der Leſer als feſtausgeprägte Geſtalt aufzwingen wird, ſteht dahin, bis jetzt iſt eigentlich typiſch nur der „Mann von fünfzig Jahren". Denn das iſt doch wohl das Alter, in dem gar manchem trotz ungebrochener Kraft die Erkenntnis aufgeht, daß ein jüngeres Geſchlecht ihm gefährlich wird. Der Fünfziger mag ſchelten auf die „Neuſten", die ſich ſo „grenzenlos erdreuſten" — ſie ſind da, und was ihnen anſteht, ſcheint nicht mehr ſeine Sache zu ſein; wo er mit ihnen um ſchöner Frauen Gunſt in Wettbewerb tritt, da hält Jugend zur Jugend.

Gewiß, es gibt Ausnahmen:

> Ein junger Mann liebt dich wohl beſſer und mehr,
> Des alten Mannes Liebe vertraue du ſehr,

ſo ſagt ein ſchottiſches Volkslied aus Scotts „Waverley" (Kap. 13), und ein ganz Großer hätte mit den ſchönſten Gründen der Vernunft die vielleicht nicht ganz uneigennützige, auf die gute Verſorgung hinweiſende Meinung des Volkes gar zu gern geſtützt: in der „Ecole des Maris" zieht Molières Leonore die Liebe des Greiſes der Schwärmerei des Jünglings vor. — Armande Bejards Gatten war ein ſchlimmes Erwachen aus dem Traume beſchieden: ein Jahr ſpäter wußte er in der „École des Femmes" mit den Frauen beſſer Beſcheid.

Er entlehnte den Rohſtoff einer Novelle Scarrons; aber wo der nur den Poſſen ſah, der dem älteren Mann von der jüngeren Frau mit dem vollen Rechte der Jugend geſpielt wird, da ging ihm,

der ſelbſt ein alter Freier war, die Erkenntnis auf, daß dem Mann ſolche lockere Streiche eine Tragödie bedeuten mußten. Arnolphe, der Held der „École des Femmes", iſt ſicher kein Idealmenſch, und ſein Gedanke, ein in klöſterlicher Abgeſchiedenheit erzogenes, auch nachher ſtreng bewachtes Mädchen müſſe die beſte Frau werden, iſt falſch und in ſeiner praktiſchen Anwendung eigennützig. Aber was ihm erſt ſehr kühle Berechnung war, iſt Leidenſchaft geworden: er liebt ſein junges Mündel mit aller Kraft der Seele, und als der junge Geck erſcheint, dem Agnes wie ſelbſtverſtändlich an den Hals fliegt, da fühlen wir mit dem Mann, dem ſein Lebenstraum zuſammenbricht, der nicht begreifen kann, daß alle Reife, alle Lebenskenntnis nichts gelten ſollen vor biegſamerem Knie, faltenloſer Stirn.

Seit Molière iſt das Thema der Liebe des älteren Mannes zum jungen Mädchen vielfach in allen Sprachen behandelt worden, und dabei verſchwanden bald die letzten Reſte mittelalterlichen Denkens, die in der „École des Femmes" noch in Arnolphes verfehlter Erziehungsmethode, ſeiner geringen Einſchätzung der Frauenehre hervorlugen. Arnolphes Mündel hat für ihn nie Liebe gefühlt. — Shakeſpeare riet (in „Was ihr wollt") geradezu:

Wähle doch das Weib
Sich einen ältern ſtets! So fügt ſie ſich ihm an,
So herrſcht ſie dauernd in des Gatten Bruſt!

Der eigentlich gemeinte Altersabſtand bleibt dabei allerdings im unklaren; doch wenn die erſte Liebe des jungen Mannes oft genug einer reifen Frau gilt, kann ſicherlich auch umgekehrt das eben den Gefühlen erwachte Mädchen leidenſchaftlich für einen Mann empfinden, der ihr Vater ſein könnte.

Und der Mann glaubt es nur allzu willig! Scheinbar längſt vergeſſene Wünſche werden wach in dem „Mann von fünfzig Jahren", deſſen Geſchichte uns Goethe erzählt hat; wenn einer, ſo ſchöpfte er, dem Frauengunſt bis ins Alter treu blieb, aus eigenem Erleben, mochte ihm auch ein nach franzöſiſcher Quelle bearbeitetes Kotzebueſches Luſtſpiel „Der Mann von vierzig Jahren" den Stoff von außen nahegebracht haben. Molière ließ den Ausgang ſeines Luſtſpiels an die Tragik ſtreifen, Kotzebue fand ſich oberflächlich genug damit ab, daß die Liebe des Mädchens zum wohlkonſervierten Vormund, der „ſchon die vierzig paſſiert iſt", eben als Ausnahme hinzunehmen ſei: Goethe ſtellte zwiſchen dieſe beiden Extreme ſeine freie Geſchichte, in der ein Major plötzlich vor der Tatſache ſteht, daß die ſeinem Sohn beſtimmte Nichte ihn ſelbſt liebt. Geſchmeichelte Eitelkeit macht aus dem väterlichen Freunde einen kühnen Werber, und der Sohn räumt

ihm ganz gern das Feld, denn die Reize einer jungen Witwe laſſen ihm das junge Mädchen gar nicht beachtenswert erſcheinen. Aber die Natur ſchafft Ordnung in der Verwirrung, die ihre Geſchöpfe wieder einmal anſtiften wollen. Wohl geht es nicht ohne bittere Kämpfe ab, und „entſagen" ſcheint wie für die „Wanderjahre" ſo auch für die in ſie eingeſchaltete Novelle das Loſungswort ſein zu ſollen; aber Goethe führt uns zum Schluß doch die Paare vor, wie ſie ſich trotzdem zuſammengefunden haben: den Major und die Witwe, Flavio, den Sohn, und Hilaria, die Nichte.

Scheute auch hier Goethe die Tragik, weil ſie ihm den eigenen Sinn zu ſehr erſchütterte? Ließ er darum den Major doch nicht im Lebensnerv von der ſpäten Leidenſchaft ergriffen ſein und bereitete ihm noch dazu für die Niederlage, die ihm der jugendliche Sohn in Hilariens Herz zufügt, den Balſam des Sieges über den Nebenbuhler im Sinne der reifen Frau? Das Leben freilich wird es nur ſelten ſo gut meinen, und ſo haben denn auch ſpätere Bearbeitungen des Motivs den novelliſtiſchen Reiz der „unerhörten Begebenheit", in der ſich alles ſo hübſch fügt, darangegeben für die typiſche Wahrheit, die in Natur und Menſchenleben die Jugend genießen, das Alter verzichten läßt.

Aus Stifters Nachlaß erſchien 1869 die Novelle „Der fromme Spruch", die zunächſt ganz ähnliche Vorausſetzungen hat wie Goethes Erzählung. Ein adeliges Geſchwiſterpaar, beide ledig, er fünfzig, ſie fünfundvierzig Jahre alt, will Neffen und Nichte, Sohn und Tochter verſtorbener Geſchwiſter miteinander verbinden. Aber der ſo naheliegende Plan ſcheint ſich nicht verwirklichen zu ſollen: die jungen Leute machen ſich gar nichts auseinander. Was ſteht nur zwiſchen ihnen? Bruder und Schweſter fragen einander, und jeder weiß für den andern die Antwort: die Nichte liebt den Oheim, den bedeutenden immer noch jugendlichen Mann, der Neffe betet die ſchöne Tante an. Sie hören es beide nicht ungern und fühlen doch, daß die Leidenſchaft nicht ihren Lauf haben darf: auf den beiden jungen Leuten ruht ja die ganze Hoffnung des alten Geſchlechts, das nicht ausſterben ſoll. So wollen denn die Alten ſchweigend beiſeite treten, verreiſen: dann wird ihr Bild in den Herzen der Jungen allmählich erblaſſen und die Natur zu ihrem Rechte kommen. Ihr bevorſtehendes Scheiden bedingt nun ganz ſelbſtverſtändlich, daß Neffe und Nichte ſich nicht mehr täglich zwanglos ſehen können, und darüber kommt es zwiſchen ihnen zur Ausſprache: ſie lieben ſich, haben ſich immer geliebt, die Alten aber hat ein Johannistrieb die eigene, uneingeſtandene Neigung bei den Kindern ſuchen und finden laſſen. Mit wehmütigem Lächeln verzichten ſie auf den Traum; kein Scheinopfer darf ſie mehr tröſten, es heißt wahrhaftig und wirklich entſagen. Nun, ſie vermögens; das

Glück der Kinder, die Blüte des Stammes ſoll ſie verſöhnen mit der eigenen Enttäuſchung, und ein feiner Humor hilft ihnen tragen, was getragen werden muß. Einſt hatte eins der Geſchwiſter geſagt: „Das Leben unſeres Stammes hat drei Abteilungen. In der erſten herrſcht die Heftigkeit; dann kommen allerhand Einbildungen, und dann erſcheint eine große Sanftmut und Gutmütigkeit, die bis ins hohe Alter andauert"; jetzt ſeufzt der Bruder und lächelt dabei: „und wir, meine liebe Schweſter, werden nun auch doch in die dritte Abteilung unſeres Stammes einrücken".

Ein wehmütig zarter Reiz liegt über der Novelle, ſicherlich einer der beſten Stifters; dem Allegro Goethes läßt ſie ein Andante folgen. Noch ernſter und feierlicher erklingt dieſelbe Melodie im Werke eines der treueſten Goetheverehrer, bei Friedrich Spielhagen. Auch er ſchrieb einen „Mann von fünfzig Jahren", und er bedeutete ſeinen letzten großen Erfolg. „Quiſiſana" (1880) knüpft unmittelbar an Goethe an, um deſſen Novelle ſich ein geiſtvolles Tiſchgeſpräch dreht, an deſſen Perſonen ſich die Helden wieder und wieder erinnern. Aber Spielhagens Fünfzigjähriger iſt nicht mit einer mehr oder weniger ſchönen Witwe oder ſpäten Jungfrau zu tröſten: alle Leidenſchaft, die ein reiches Herz, ein hoher Geiſt fühlen können, gilt dem jungen Mädchen, und das junge Mädchen ſcheint ſie zu erwidern. Nur zu ſprechen brauchte der Held; er ſchweigt, weil er keine unlösbare Lage ſchaffen will, und als er hört, daß in Ernas Leidenſchaft für ihn ſich doch ein gut Teil Trotz wegen einer erlebten Enttäuſchung miſcht, da bringt er das höchſte Opfer — er ſpielt die Vorſehung, die Jugend zur Jugend führt, und tritt ſtill zurück. Was von ſeinem Leben übrig bleibt, ſoll der Politik gelten; viel wird es ja nicht ſein und iſt es auch nicht.

Es darf nicht ſcheinen, als ob die Dichter in männlichem Egoismus vergeſſen hätten, daß derſelbe Konflikt auch im Frauenleben ſchmerzlichſte Verwirrung erregen muß. Freilich, wenn Balzac die Frau von dreißig Jahren für den Roman erſt entdecken mußte, ſo wird man ſich nicht wundern, wenn die an der Schwelle des Alters ſtehende Frau noch länger warten mußte, ehe ihr Geſchick auf Anteilnahme bei Dichtern und Publikum rechnen konnte. Und etwas männlicher Egoismus war doch auch wohl im Spiele, wenn dem alternden Manne vieles noch erlaubt ſchien, was der Frau, nach althergebrachter Sitte wenigſtens, ſo gar nicht anſtehen wollte.

Darum dürfen wir zunächſt nicht erwarten, daß jenes Alter der Frau, in dem ſie zu alt iſt, um zu ſpielen, zu jung, um ohne Wunſch zu ſein, den Dichtern ſonderlich beachtenswert erſchien. Freilich, Penelope und Kriemhild müſſen ja wohl, wenn man nachrechnet, Vierzigerinnen ſein; ihre Schöpfer haben aber ganz einfach für dieſe ſtolzen

Frauen die Zeit ſtillſtehen laſſen. In beſcheidenerem Kreiſe dürfte man ſchon eher der Wirklichkeit ihr Recht laſſen: das zeigt eine der älteſten weiblichen Geſtalten dieſer Art, Chaucers berühmte Frau von Bath. Sie läßt ſich denn auch gleich mit all der Zungenfertigkeit, die ihr der Herrgott in einer unheilvollen Stunde gegeben hat, über die berührte Benachteiligung ihres Geſchlechts aus: von böſen Frauen wird genug gefabelt, aber all dieſe Geſchichten haben eben die Männer geſchrieben; wäre das Schreiben Weiberhandwerk, da würde es ſchon anders klingen! Und von ſolchen künftigen Zeiten erhalten wir auch ſofort einen kleinen Vorgeſchmack, als ſie die Geſchichte ihrer fünften Ehe erzählt, in der ſie, die Vierzigjährige, einen halb ſo alten Schreiber heimführte. Der Unbeſonnene hat ſie reichlich geärgert, als er ihr, zu ihrer geiſtigen Bildung jedenfalls, die ſchönen Geſchichten von Xanthippe, Klytämneſtra, Delila, und wie ſie ſonſt noch hießen, vorlas — aber ſie hat's ihm beigebracht; ganz klein iſt er geworden! Dafür iſt ſie ihm dann auch bis an ſein ſeliges Ende ein ſo treues Weib geweſen, wie ſich nur eins finden mag zwiſchen Dänemark und Indien.

Natürlich fehlt hier alles Tragiſche: ein Dichter mit gutem Sinn für das Derb-komiſche erzählt, wie es wohl manchem Geſellen erging, der ſeines Meiſters Witwe heiratete und ſich dann eben abfinden mußte. Nahm die Muſe einen höheren Flug, ſo erſchienen ſolche Verhältniſſe als undarſtellbar, ſchon weil frühere Jahrhunderte den Sinn für die Übergänge noch nicht hatten, folglich der Jugend ſchlechthin das Alter gegenüberſtellten. Wo aber der verliebte Alte nur komiſch wirkte, konnte die verliebte Alte leicht widerwärtig erſcheinen.

Ganz bezeichnend iſt es darum, daß nach dem eben ſkizzierten Prologe die eigentliche Erzählung der Frau von Bath, die ſie zur Unterhaltung der nach Canterbury wallfahrenden Geſellſchaft vorträgt, dasſelbe Problem zwar aufſtellt, ſeiner Löſung aber klüglich ausweicht. Da hat einen Ritter vom Hofe des Königs Artus ein altes, häßliches Weib aus höchſter Not Leibes und Lebens gerettet, und dafür verlangt ſie nun als Einlöſung eines gegebenen Verſprechens, daß er ſie heirate. Gewiß, er tut's, aber mit bitterem Widerwillen. Jedoch am Abend des Hochzeitstages redet die Alte gar kluge Worte zu ihm von innerer Jugend und äußerem Glanz, vom Wert des Charakters und der Vergänglichkeit irdiſcher Schönheit — im Innerſten ergriffen küßt er die eben noch faſt Gehaßte und ſiehe da: die Elfenkönigin ſteht vor ihm.

Das iſt das Märchen (das ſich übrigens in mancherlei Form in verſchiedenen Sprachen findet). Die Wirklichkeit hätte den Ritter auf die viel härtere Probe geſtellt, ob die edle Aufwallung eines Augenblicks auch im Einerlei des Alltags ſtandhalten würde — was

der Prolog realiſtiſch genug angedeutet hatte, erſchien aber in der poetiſchen Erzählung nicht darſtellungsmöglich, und ſelbſt die Novelle ſcheute davor noch lange zurück. Ihre alten Frauen waren Kupplerinnen, wie die weltberühmte ſpaniſche Celeſtina, und wenn ſie ſich nicht mit der Fürſorge für fremdes Glück begnügen wollten, dann erſchienen ſie wohl gar als Hexen, womit natürlich das ganze Problem ausgeſchaltet wurde. Dann zeigte freilich Ninon de l'Enclos ihren Zeitgenoſſen, daß eine Frau bis ins Alter hinein ihre Macht über die Herzen bewahren kann; aber wenn Leſage im „Gil Blas" die tragiſche Geſchichte ihres Sohnes erzählt, ſo drehte es ſich für ihn um die Liebe des Sohnes zur Mutter, nicht um die des Jünglings zur alternden Frau.

Und doch iſt es gerade Leſage, der unſerem Problem eine neue Wendung gab. Eine Epiſode der Geſchichte Scipios (ebenfalls im „Gil Blas") berichtet von der merkwürdigen Ehe Don Manriques de Medrano mit der Marquiſe von Almenara, einer ſiebzigjährigen Witwe. Die reiche Frau hat dem mittelloſen jungen Mann ſelbſt ihre Hand angeboten, trotz des Spottes von ganz Cordova die Hochzeit beſchleunigt und durch ein rauſchendes Feſt verherrlicht. Aber nicht verſpätete Leidenſchaft, ſondern mütterliche Zuneigung iſt der Grund des gewagten Schrittes. Don Manrique hat es nicht glauben wollen, daß ſie nur deshalb ſeine Frau werden will, weil ſie ehrenhafterweiſe ihn nicht anders an ihrem Reichtum teilhaben laſſen kann; der Abend des Hochzeitstages überzeugt ihn, daß es der Marquiſe Ernſt iſt mit ihrer Uneigennützigkeit. Er iſt's zufrieden, der Sohn der Greiſin zu ſein, ihr Gatte zu heißen, und Leſage ſcheint nicht an der Dauer des ſeltſamen Verhältniſſes zu zweifeln.

Käme es auf Vollſtändigkeit an, ſo würden ſich wohl noch mehr Beiſpiele für dies Motiv ausfindig machen laſſen; ſicherlich werden es aber gegenüber den unzähligen, die den alten Mann und die junge Frau paaren, nur wenig ſein; weſentliche Züge in der Behandlung dürften ſich auch bei der Zurückhaltung, die man dem weiblichen Gefühlsleben gegenüber nicht leicht vergaß, kaum geändert haben. Noch eine verhältnismäßig ſo ſpäte Faſſung wie die in E. T. A. Hoffmanns Novelle „Datura fastuosa" (1821) knüpft (kaum unmittelbar, wohl aber in der Geſtaltung des Motivs) an Leſage an. Da heiratet die vierundſechzigjährige Profeſſorin Helms den jungen Studenten Eugenius, aus Mitleid mit dem weltfremden, „tumben" Jüngling, dem ſie ſo die Möglichkeit ſchafft, ganz ſeiner Wiſſenſchaft zu leben. Der Beweggrund zur Ehe, das Zuſammenleben der beiden, das alles ſtimmt ganz zur Darſtellung des Franzoſen; echt hoffmanniſch iſt dann freilich, wie der Jüngling, der auch die Kleidung des verſtorbenen Profeſſors trägt, dem Banne des Alters verfällt, wie er geiſtig verkränkelt, mit der matten Sprache der Engbrüſtigen ſpricht,

als wolle der Alte den Jungen aus ſeinem Rock austreiben und ſelbſt wieder hineinwachſen. Damit hängt zuſammen, daß Hoffmann ſich nicht ſo gemütsruhig mit der Tatſache der ſeltſamen Ehe abfindet. Für ihn kann das unſchuldige und doch im tiefſten Grunde unnatürliche Verhältnis nicht andauern: eine fremde Macht dringt in Eugenius' Leben, in unheiliger Leidenſchaft will er frei ſein, und nur ein glücklicher Zufall rettet ihn vor dem Verbrechen. So darf er ſchließlich dem natürlichen Tode ſeiner mütterlichen Gattin die Löſung des Knotens danken; in den Armen eines ſchlichten, ihm in treuer Liebe ſeit langem ergebenen Mädchens wird er noch glücklich werden.

Wie man ſieht, iſt hier noch alles Sinnliche im Verhältniſſe der älteren Gattin zum jugendlichen Gemahl ausgeſchaltet, obwohl die Gegenſatzfigur des jungen, im Alter zum Helden paſſenden Mädchens ſchon eingeführt iſt. Empfinden beide Frauen leidenſchaftlich, ſo entſteht die typiſche Stellung des Mannes zwiſchen der älteren und der jüngeren Geliebten, die an ſich ſo alt iſt wie die Welt und natürlich wieder und wieder behandelt worden iſt, ſo jedoch, daß man lange an den Gefühlen der Frau, wie ſie von ihrem der kritiſchen Grenze naheſtehenden Lebensalter beſtimmt werden, vorbeiging.

In Deutſchland iſt da wohl Wieland ein Pfadfinder geweſen: ſein Agathon ſteht zwiſchen der alternden Pythia und der jugendfriſchen Pſyche; im „Ariſtipp" hat er dann den Charakter der Lais geſchaffen, der ſtolzen, vielgefeierten Schönen, die ſich an den jungen Taugenichts wegwirft und elend betrogen wird. Hier hat dann Grillparzer Anregungen geſchöpft zur Tragödie ſeiner Sappho: die reife Frau muß es mit anſehen, wie der Geliebte ſich ihr entfremdet, was iſt all ihre vollerblühte Schönheit, ihr Reichtum, ihre Geiſtesgröße gegen den Reiz der Mädchenknoſpe!

Immerhin trägt die lesbiſche Sängerin nicht nur den Fluch ihrer Jahre, ſie geht vor allem zugrunde am Fluch des Genies. Ihre Geiſtesgröße hält Phaon in ſcheuer Ehrfurcht, ſcheucht ihn zur gar nicht bedeutenden Melitta, zu der er ſich herabbeugen kann. So iſt Grillparzers Werk denn zunächſt die Tragödie des zur Einſamkeit verdammten Genies, und auch Wielands Lais iſt nicht nur die liebende Frau von vierzig Jahren, ſondern vor allem die Hetäre, die im Genuß der Macht ihrer Schönheit vergeſſen hat, an die Zeit zu denken, da ein ſtilles Glück mehr gilt als Triumphe der Eitelkeit. Das weibliche Sinnenleben konnte erſt dann für ſich allein zum dichteriſchen Motiv werden, als die Luſt an der Zergliederung und Ergründung menſchlicher Gefühle alle Bedenken beiſeite geſchoben hatte, als man überdies durch die naturaliſtiſche Strömung ſehr gründlich daran gewöhnt worden war, die Dinge ohne Umſchweif beim rechten Namen nennen zu hören.

So finden wir denn ſeit Anfang der Neunzigerjahre Werke, die ganz auf dies Problem geſtellt worden ſind. Das früheſte mir bekannte iſt Prévoſts Roman „L'automne d'une femme", die Leidensgeſchichte einer in ihrer Ehe mit einem kranken Gatten tief unbefriedigten ſchönen Frau, die ſich dem Werben eines Mannes, der ihr Sohn ſein könnte, ergibt. Das Verhältnis dauert eine Reihe von Jahren und knüpft die beiden ſchier unauflöslich zuſammen, ſo bitter mit der Zeit auch dem recht unſympathiſchen Mann die Ausſicht wird, der ſo viel älteren Geliebten das ganze Leben, die Möglichkeit, eine Familie zu gründen, opfern zu müſſen. Er ſteht überdies von vornherein zwiſchen zwei Frauen, weiß, daß das Herz der jüngeren, der Stieftochter ſeiner Geliebten, ihm längſt gehört, und quält ſo beide mit ſeiner Haltloſigkeit. Das junge Mädchen verzehrt ſich in hoffnungsloſem Gram, eine nervöſe Erkrankung bringt ſie dem Tode nahe: da endlich findet die ältere, jetzt der Mitte der Vierzig ſich nahende Frau den Opfermut des Verzichtens, wofür ſie dann etwas überſchwenglich mit dem Namen „une sainte" geehrt wird.

Uns erſcheint der Roman gar zu franzöſiſch — da iſt Heyſes „Meluſina" (1894) doch eine andere Frau. Sie täuſcht ſich freilich von vornherein in dem Glauben, daß der junge Student ſie liebe; ſie denkt nie daran, ihren Gatten zu hintergehen; aber ſie ſchreckt vor dem entſcheidenden Schritt der Trennung von Mann und Kind nicht zurück, obwohl die Ehrenhaftigkeit ihres jungen Freundes ſie tatſächlich davor bewahren würde. Aber genau wie die Franzöſin trifft, als die Wahrheit ihr aufgeht, der Schlag ſie im Innerſten, doch ſie verſteht zu überwinden und zu verzichten. — Uns aber erſcheint Meluſinens herber deutſcher Pflichtbegriff weit ſittlicher als die ſehr äußerliche Religioſität der Heldin Prévoſts.

Allerdings haben wir keinen Grund zu Phariſäerdünkel. Der Senſationserfolg des gut genug bekannten Buches der Karin Michaelis „Das gefährliche Alter" zeigt, wie unbedenklich heutzutage auch weibliche Schriftſteller von Dingen reden, denen man früher auswich, und wie eifrige Leſer ſie finden: hier wird als Recht der alternden Frau hingeſtellt, was man in umnachteten Zeiten damit abgefertigt hätte, daß alle Dinge ihre Zeit haben, das Liebesſpiel aber Sache von beträchtlich jüngeren Leuten ſei. Und mit dem „Roſenkavalier" hat ſich das Problem dann gar die Opernbühnen der Welt erobert. Maria Thereſe, die alt werdende Geliebte des Helden, iſt freilich auch ſeine anmutigſte Verkörperung. Gewiſſensbiſſe hat ſie freilich gar nicht, wenn ſie ihren Gemahl hintergeht; aber ſie hat ein echt mütterliches Empfinden für den jungen Schlingel. Lächelnd hört ſie ſeine Schwüre und weiß dabei, daß er ſie brechen muß; faſt rührend iſt's, wie ſie ſtill zurücktritt, da die Stunde ſchlägt und der

Jugend ihr Glück läßt. Eine Sünderin, gewiß; aber doch eine, der viel vergeben wird, weil sie viel geliebt hat.

Karin Michaelis und Hofmannsthal haben Nachfolger gefunden: Sil Varas mehrfach aufgeführtes Drama nennt sich mit typischem Titel „Die Frau von vierzig Jahren"; Schnitzlers letzte Novelle „Frau Beate und ihr Sohn" spitzt das Problem zu einem absonderlichen Einzelfall zu: es ist, als ob die Stimmung der Zeit jetzt viel mehr Sinn hat für die Frau auf der Grenze zwischen Jugend und Alter, als für den Mann, dem frühere Geschlechter in erster Linie stürmisches Empfinden bei ergrauendem Haar zutrauten. Jakob Wassermann, von dem wir ausgingen, sei als Kronzeuge zitiert: nicht nur, daß er den Mann von vierzig Jahren als einen neuen Typus aufstellt, ist charakteristisch, sondern vor allem, was er uns von der weiteren Lebensführung seines Helden ahnen läßt. So schließt nämlich der Roman, nachdem Sylvester aus des Lebens und der Liebe Wellen heimgefunden hat: „es war schön zu sein, noch schöner zu wirken, und was an unfrohen Trieben keimte und wucherte, wurde durch die vielfältige Mühe des Tages umso leichter beschwichtigt, als ja ein Mann von vierzig Jahren, wenn die Lebensuhr nicht stillesteht, mit der Zeit ein Mann von fünfzig Jahren wird". Leben wir wirklich so viel schneller als unsere Vorfahren, daß jetzt der Fünfziger schon als Vertreter abgeklärter Ruhe scheinen kann? Ich glaube es nicht: eine literarische Mode hat augenblicklich weibliche Gestalten im kritischen Alter in den Vordergrund gestellt; ist die vorüber, so wird man sich auch wieder dem Mann in jenen Jahren zuwenden, dann aber zweifellos mit Goethe vom Fünfziger sprechen. Sein zehn Jahre jüngerer Bruder wird sich (genau so wie die „femme de trente ans") wohl damit zu begnügen haben, einen wirksamen Romantitel hergegeben zu haben, auf die Ehre, zur festausgeprägten literarischen Gestalt zu werden, aber verzichten müssen.

Neues Aktenmaterial über die Englischen Komödianten in Deutschland.

Mitgeteilt von Hanns Niedecken-Gebhart in Halle a. S.

In seinem 1865 in London erschienenen Werk Shakespeare in Germany bringt Albert Cohn in englischer Übersetzung Notizen über die englischen Komödianten in Deutschland, die C. W. Sack in Braunschweig aus Rechnungsbüchern der Wolfenbütteler fürstlichen Kammer für ihn ausgezogen hatte. Paul Zimmermann, der

in Bd. VIII der Zeitschrift „Braunschweigisches Magazin" eingehend sich mit den Englischen Komödianten beschäftigt, hat in dankenswerter Weise in den „Germanistischen Abhandlungen" (Hermann Paul zum 17. März 1902 dargebracht. Straßburg 1902) die Sackschen Auszüge in ihrer ursprünglichen Form publiziert, ohne jedoch das Original für diese Exzerpte aufdecken zu können. Beim Aktenstudium für seine Arbeit über den Wolfenbütteler Hofkapellmeister Michael Praetorius (1571—1621) fand Wilibald Gurlitt auf dem Königl. Staatsarchiv in Hannover die lange vermißten Cammerrechnungen des Wolfenbütteler Hofes[1]). Diese Rechnungsbücher umfassen — abgesehen von einigen Lücken — die Jahre 1585 bis 1625. Es sind 33 Foliobände [Signatur: Hannover 26 c Ab 1585—1625] in Pergament, die mit Ausnahme der frühen Jahrgänge, die durch Feuchtigkeit gelitten haben, sehr gut erhalten sind. Jeder Band enthält die Einnahmen und Ausgaben je eines Jahres. Im folgenden seien die unter den Ausgaben angeführten Notizen über die Englischen Komödianten der Wichtigkeit des Stoffes entsprechend vollständig — zunächst als Exzerpte mitgeteilt, indem ich mir die Verarbeitung des Materials für später vorbehalte.

1. [Trinitatis anno 1585—86 enthält keine Notizen]
2. [Trinitatis anno 1586—87 enthält keine Notizen]
3. [Trinitatis anno 1587—88 fehlt]
4. [Trinitatis anno 1588—89 enthält keine Notizen]
5. [Trinitatis anno 1589—90 ist unbenutzbar, da stark durch Feuchtigkeit gelitten]
6. [Trinitatis anno 1590—91 fehlt]
7. [Trinitatis anno 1591—92 fehlt]
8. [Trinitatis anno 1592—93]
   Ausgabe extraordinarie
   anno 1592 20. Junij meines gnädigen Fürsten und Herrn Sprengern geben 40 Taler, welche Sie zu der Herbergen verzehrt haben. Alles thun Gulden / Mgl / ß
   72 / — / —
9. — desgleichen etzlichen andern aus Engeland so musiziert und eine comoediam agiret 30 Taler / 54 / — / —
10. [Trinitatis anno 1593—94 enthält keine Notizen]
11. [Trinitatis anno 1594—95]
    Gnadengelt und Verehrung
    anno 1595 7. hujus [Januar] Item dreien Engelendern, alß einem mit einem Auge 40 thlr und zwey andern auch 40 thlr, thuet zusammen 80 thlr, die m. g. f. und Herr Ihnen zur abfertigung aus gnaden verehret, thun 144 / — / —

[1]) Herrn Geh. Archivrat Dr. Krusch, Hannover, bin ich für sein gütiges Entgegenkommen zu verbindlichem Dank verpflichtet. Meinem Freunde Wilibald Gurlitt sage ich für seine fleißige Mithilfe bei der Durchsicht und Entzifferung der Akten meinen herzlichsten Dank.

12. [Trinitatis anno 1595—96]
Ausgab Extraordinarie
anno 1595 18. [augusti] Umphoniussen (?) Jaffes einem Engelischen Jungen, welchen Meister Brown alhier gelaßen, geben 12 Taler zun Leinemner (?) Zeug, thun 21 / — / —

13. Trinitatis anno 1596—97]
Ausgab auff die Hofbesoldung.
anno 1596 20 hujus [Decembris] Demnach mein gnädiger Fürst und Herr fünff Engelendische Comoedianten neben einem Jungen bestalt und Jedem vermüge Ihrer Bestallung 250 Taler, und dem Jungen 50 Taler vermacht [?] von Trinitatis anno 95 bis Trinitatis 96.
In Summa 1300 Taler, und aber desselben bei Abraham Simons Factorn des Bleyhandels 1180 Taler zu Hamburg angewiesen, welche Sie auch bekommen, alß haben Sie den nachstand, nemblich 120 Taler heut aus der frl. Cammer empfangen, thun 216 / — / —

14. Ausgabe auff die Hoffcleidung.
anno 1596. 10. [augusti] Hansen Veit zu Futtertuch zu behuf der Engelender 3 / — / —

15. Ausgab Zerung und Ausquittung.
anno 1596 30. Decembris. Johan Bredestrassen 10 Taler 4 Gl so des Königs zu Denemark Trummitter und Pürkenschlager bei Ihnen verzehrt. 18 / 4 / —

16. [Trinitatis anno 1597—98]
Kostgeld
27. Juny anno 1597 Demnach m. gn. F. u. Herr verordnet, das Franzen Riebet bey den Englischen finden (?) jharlich 19 Thaler von anno 1494 zuzurechnen, und so weiter die hiesigen (?) Knechten gleich, Morgenbrots geltt soll gegeben werden, als wie Ihnen in Abkürtzung 20 thlr entrichtet thun 36 / — / —

17. [Trinitatis anno 1598—99]
4. Dezemb. 1598 Johann Breidtstrassen vor 3 paar Strumpe vor Herzog Friedrich Ulrich 5 Thaler thun 9 / — / —

18. 2. Jannuary 1599. Herzogen Julio Augusto abermahl zu Strümpe und Hemden, die von Johan Bredenstrass Engeländer gekauft 14 thaler thun 25 / 4 / —

19. 12. May Thomas Sachevils, sonsten Johan Bosuet genannt 200 Thaler Besoldung Trinitatis 97 und Trinitatis anno 98[1]) bringt thun 360 / — / —

20. 12. May. Thomas Sacheviel vor Seiden Strumpe u. Hosen ob. Kniebender und Hensche, die m. gn. F. und Herr von Ihme gekaufft 30 thaler thun 54 / — / —

21. Ausgabe für M. g. F. u. Herrn
1599 Meinem gn. F. u. Herrn[2]) hinaufgesandt 50 thaler, die S. f. g. dreien Engeländern, wegen der S. f. G. geoffenbarten Kunststücke aus Gnaden verehret haben sollen thun 90 / — / —
[Dieser Eintrag ist durchgestrichen, kehrt im Folgenden wieder]
Gnadeng[elt]

[1]) und also von zwey Jahren [Notiz am Rande]
[2]) am 16. April [Notiz am Rande]

22. 16. Aprilis [1599] dreien Engeländern für mein Gn. F. und Herr aus Gnaden verehren[1]) lassen 50 thaler, thun 90 / — / —

23. [Trinitatis 1599—1600]
Uff Jahr Besoldung bey Hofe von anno 1599 bis 1600
7. Novembris Thomas Sacheviel sonsten Johan Bosuet 100 thaler Besoldung von Trinitatis anno 98 bis itzo verschriebenes thun 80 / — / —

24. zu behuff der Hoffkleidung von Anno 1599—1600.
18. Septembris Thomas Sacksviel vor allerhand Strümpe, die er in die Gewand Cammer geliefert 722 / 8 / —

25. Gnadengelt und Verehrung
13. Novembris Thomas Sachviel 30 Thaler den Englischen Comödianten für Verehrung, thun 54 / — / —

26. Ausgaben extraordinarie
7. Novembris Thomas Sachsviel 87 Thaler, davor mein G. F. und Herr von Ihme Henische Zinke(?) u. Anderes empfang. thun 156 / 12 / —

27. [Trinitatis anno 1600—1601 fehlt]

28. [Trinitatis anno 1601—1602 fehlt]

29. [Trinitatis anno 1602—1603]
Ausgabe der Jahrbesoldungen bey hoffe 1602—03
[unter: distillatores]
No. 6. Johann Breidestrassen Sprenger 180 / — / —

30. Hoffkleidung
No. 8. 29. Septembris Thomasius Sacksviell 177 Thaler 18 Gl davor der Hofschneider bey Ihme allerhandt wahrn außgenohmen vermöge der Rechnung thun 329 / — / —

31. No. 12. 20. octobris anno 1602. Michael Wolframb u. Thomas Sachsviell 5000 Thaler zu Einkauffung Schwarz Englisch und anderer Ladung zu Behuff fürstl. Wittwen Christmilter hochseliger gedächtnus Begrabniß, davon nun gedachter Sackeviell für wahre von Leipzig behalten 500 Thaler und ihm davon gekürzt werden mußte. Auch für Gewürtz zur fürstl. Hofhaltung 673 Thaler 16 Gl 3 ₰. Was diese beiden Posten nun von den 5000 Thalern alhier zu berechnung 3826 Thaler 19 Gl 3 ₰ machen 6887 / 15 / 3

32. No. 24. 10. Septembris Thomasius Sacheviell zu Einkauffungen etzlicher Wahren so Ihme von S. fürstl. Gn. anbevohlen in Abkürzungen 600 Thaler thun 1080 / — / —

33. No. 29 18 aprilis anno 1603 Thomasius Sacheviell Laut eines fürgezeigten fürstl. Bevehligs für allerhandt ausgenohmenen Wahren 2262 Thaler so ihm zu Frankfurt in der Pfasten Messe vorlegt thun 4071 / 12 / —
Na. hier unter sein die 500 Thaler so er zu Hamburg von 5000 Taler einbehalten mitgerechnet.

---

[1]) und zu dero Behuf (?) fürder [Notiz am Rande]

34. No. 30 Thomasius Sachevill die negſt verſchiedenen Herbſt Meß zu behuff des Kriegsvolkes und ſonſtens Vermögen der Auszüge nachgeſetzten dreyen Kaufläuten an Wahren entnommen, die in der Pfaffen-Meſſe anno 1603 laut quitanz bezahlt wie folget als:

Daniell von Auspurg	413 thlr	23	gl
Peter von Cöln	166 thlr	31½	gl
Hansen Werdtmann	437 Taler	5	gl
Summa . .	1067 thaler	38¼	gl

thun 1922 / — / 13

Na. Weill auch gedachter Sachsvill von einem Nürnberger Feddernmacher etliche außgenohmen, alß ſollen ſeinem Berichte nach an den Feddern wie auch an dieſen dreyen Poſten die hiebevor empfangene und berechnete 600 Thaler bereits abgezogen und gekürzt ſein.

35. Ausgabe für Gewürtz etc.
No. 2 9. July Thomassen Sacheviell vor eingekaufft Gewürtz zu Hamburg und fuhrlohn zuſammen 620 Thaler geben thun 1116 / — / —

36. No. 14 10. July Michael Wolfram Hofſchneider und Thomas Sacheviell für Gewürtz zur fürſtl. Begräbnußen von Hamburgk anhero verſchafft und daſelbſt eingekauft 673 Thaler 16 gl 3 ₰ geben thun 1212 / 4 / 3

37. Hofküche.
No. 4. 24 July Johansen Hasenbein zu einkauffungen etzliches Gewürtzes von Thomasen Sacheviell 81 Thaler 9 gl 3 ₰ thun 146 / 5 / 3

38. No. 28 11. Juny Mehr demſelben [Küchenmeiſter Heinrichus Hardtmann] von Thomas Sachviell für etzliche Küchen Victualien 21 Thaler 12 gl am 30. July anno 1602 thun 38 / 8 / —

39. Gnadengeld
No. 9 30. Augusti. Uff meiner gnädigen Fürſtin und Frawen mündtlichen Befehlig den Engliſchen Komödianten ſo Thomas Sacheviell bekommen auß Gnaden 200 Thaler thun 360 / — / —

40. Uff alte Beſoldung
Distillatores
No. 2 Johan Breidestrassen Sprenger an nachſtendiger Beſoldung bis Trinitatis anno 1602 vermögen Johannes Wolters Abrechnungen 480 Taler Gehalt tun 864 / — / —

41. [Trinitatis anno 1603—04]
Hofkleidung
No. 11 12. Octobris anno 1603 Thomas Sacheviell eine Rechnung uff 286 Taler 33 mgl 4 ₰ übergeben wegen abgekaufften Wahren. darauf ihme nun auß fürſtl. Cammer 220 Taler bezahlt worden. thun 396 / — / —

42. Zehrung und Ausquittung
No. 18 1. Septembris anno 1603. Adamen Crausen zu denen bereits auß fürſtlicher Cammer zu behuff der Zehrungen zu Engelland 500 Thaler empfangen ſo in voriger Rechnung berechnet u. itzo abermall Thomas Sacheviell auff Wechſel genohmen, als 1361 Taler 2 mgl 4 ₰ hie wieder bezahlt tun 2449 / 18 / 4

43. No. 24 21. Octobris anno 1603 Johann Breidestrassen uff Illustrissimae bevehlig wegen des Engliſchen Kochs ſo ehr bei Jhme verzert in 10 Wochen 18 Taler geben thun 32 / 8 / —

44. No. 35 13. Decembris. Johann Breidenstrassen wegen des Engliſchen Koches ſo derſelbe bey Jhme verzert abermall 6 Taler geben thun 10 / 16 / —

45. No. 41 23. Decembris anno 1603 Johann Breidenstrassen an Außquittung ſo der Churfürſtin zu Sachſen Diener bei ihm verzert 4 Taler geben thun 7 / 4 / —

46. Ausgabe Gnadengelt undt Verehrung:
No. 27. 17 Novembris Adamen Crausen in Abekürtzungen 2000. Taler Gnadengelder Thomassen Sacheviell in der Frankfurter Herbſtmeſſe anno 1603 bezahlt 500 Taler thun 900 / — / —

47. Hochzeit
25. 10 Novembris 1603 Hertzogen Julio Augusto 6 Taler zu behuff Thomassen Sacheviel Kindsgefatterſchaft geben thun 10 / 16 / —

48. Uff Jahrbeſoldung
Gemeine Hoffgeſinde
No. 15 Johan Breitstrassen Sprengerr von Trinitatis bis Weihnachten anno 1603 halbjährig 50 Taler thun 90 / — / —

49. No. 16 Mehr demſelben vermögen ſeiner Newen Beſtallung halbjährig Beſoldung. Trinitatis anno 1604 100 Taler thun 180 / — / —

50. Thomas Sacheviell / — / — / —
[Ohne Nummer unter den Hoffgeſinde aufgeführt]

51. [Trinitatis 1604—05]
[Ausgaben für] Herzog Julius August
No. 1 den 16 Juny Hertzogen Julio Augusto zu einkauffung einer zither von Johann Breitstrassen 5 Taler geben 9 / — / —

52. Hofkleidung.
No. 10 Thomasus Sachviel in Abekürtzung ſeiner habenden Forderung für allerhandt wahren 100 Taler 100 / — / —

53. Gnadengelt und Verehrung.
No. 29 Den 5 February 1605 auff Illustrissimi bevehlig den ſembtlich Engliſch Commedianten aus gnaden verehrt. 400 Taler thun 720 / — / —

54. No. 38 Den 24 aprilis uff Illustrissimi befehlig Reichart Banekes Engelender das ehr mit dem Pferd geſchielet 40 Taler, wie dann auch einem frembden Muſikanten 10 Taler und zuſammen 50 Taler aus gnad verehret 90 / — / —

55. Uff Jahr Beſoldung
Gemeine Hoffgeſinde
13. Johan Breitestrass 216 / — / —

56. 14. Thomas Sachviel 54 / — / —

57. [Trinitatis 1505—06]
Außgabe uff die Hoffkleidung.
No. 6. Thomassen Sachvielen für Kramwahren, ſo der Hofſchneider Michael Wolframb ausgenommen, zalt 209 taler 17 g 2 ₰ / 377 / 1 / 2

58. No. 22. Thomassen Sachviel vermuege einer vbergebenen Rechnunge 1914 Taler 15 g 2 ₰ darauff sein un ihme in abekürtzungen bahr bezalt 180 taler thun 324 / — / —

59. Ausgabe gnadengeld und verehrung
No. 38 Den 31. [März] vff Illmae befehlig den Englischen Musikanten aus gnaden verehret 10 vngarische Ducaten, thun . . 17½ taler machen 31 / 10 / —

60. Gemeine Hoffgesinde
No. 8 Thomas Sachviel — / — / —

61. [Trinitatis anno 1606—07]
Hoffkleidung.
No. 9 Den 29. augusti anno 1606 uff fürstlich ernstlichen befehl Thomassen Sachvielen in Abekürtzung 2000 Taler für kostbahren Sachen so sr. fürstl. Gnaden zu selbshanden nach Leipzig 1000 Taler 1800 / — / —

62. No. 15 Daselbst [Herbstmesse anno 1606] Thomas Sachviel in Abkürtzung für die von ihm ausgethanen Cramwahren 99 Rtaler 11 g gr. 186 / 9 / —

63. No. 37 Thomas Sachviel die Frankfurter Herbstmesse anno 1606 uff Rechnungen 240 Rtaler 450 / — / —

64. No. 38 mehr demselben in dem Leiptsischen Michaelismarkte anno 1606 Gegen 1050 Taler 1890 / — / —

65. No. 39 Nochmals in der Frankfurter Vastenmesse anno 1607 uff Rechnung für seiden wahren 2510 Taler 4668 / 15 / —

66. No. 40 den 24 aprilis abermal demselben 2000 Taler zu Gruningen 3600 / — / —

67. No. 41 den 8. may mehr 126 taler 226 / 16 / —

68. No. 42 den 15. desselben noch 200 taler 180 / — / —

69. No. 43 den 24. Juny mehr demselben 126 taler 18 gl 4 ₰ thun 227 / 4 / 4

70. Uff Jahr Besoldung.
m. gnäd. Fürs. u. Herrn hertzogen Friedrichen Ulrichen Diener.
2. Johan Breitnstraßn Sprenger 198 / — / —

71. Gemeine Hofgesinde.
Thomas Sachviel / — / — / —

72. [Trinitatis 1607—08]
Ausgabe vff Hoffkleidung.
No. 2 Tomassen Sacheviel vermuege 5 unterschiedlicher Quitantzen vff Rechnung seiner furderung bezahlt 4445 / 7 / 3

73. No. 17 Tomassen Sacheviel für ausgenommene Kramwahren pro Illmo 146 Thlr. 23 mg. bezahlt thun 263 / 19 / —

74. No. 32. 4. Augusti. Tomassen Sacheviel für Kramwahren 20 Thl geben thun 36 / — / —

75. Ausgabe vff die Druckerey
No. 16 Thomassen Sachevіel für Seide vnd Bende zu Illmi bucherei gen Helmstedt dem buchbinder Abraham Lucio zugeschickt geben 11 Thlr 19 / 16 / — /

76. No. 22 28. July Thomae Sachevielen für ausgenommene seiden band, so ebenmeßig zu den büchern kommen 19 Thlr 12 g geben 35 / 8 / —

77. Ausgabe Gnadengeldt und verehrung
No. 3 2 Septembr. Vff Illae befehlig den Engelischen Musikanten verehrung 15 Thlr. 27 / — / —

78. No. 4 Johan Bonte Engelischen Trombter zu gnediger Verehrung vermuege frl. befehls 30 Thl. thun 54 / — / —

79. No. 18 [5. Januar] Den Engelischen Musikanten vff Illae befehlig zum newen Jahre 50 Thlr. geben 90 / — / —

80. No. 22 2. February vff Illmi befehlig den Engelischen Comoedianten zur abfertigung und verehrung 100 thlr geben thun 180 / — / —

81. No. 23. Vff Illmi befehlig den Engelischen Comoedianten zu gnediger Verehrunge 30 Thlr. geben, thun 54 / — / —

82. No. 24 15. [Februar] den Engelischen Musicanten zu gnediger verehrung 100 Thlr. thun 180 / — / —

83. No. 62 Thomassen Sachevielen für 5 vaß Goßlarisch bier zu seiner Hochzeit verehret. 60 / 10 / —

84. Ausgabe vff Jhar Besoldung.
meines G. F. vndt H. Hertzogen
Friedrich Virichs Diener
No. 2 Johan Breitstraßen Sprenger 371 / 18 / —

85. Gemeine Hoffgesinde
No. 11 Thomas Sacheviell / — / — / —

86. [Trinitatis anno 1608—09]
Ausgabe auf den Herrn.
No. 27 den 8. August 1608 Thomasen Sachfielen für Cramerwahren zubehuf eines Frawen Kleides für s. fürstl. Gn. 120 taler 26 g 4 ß 217 / 6 / 24

87. No. 32 den 18. eiusdem Thomas Sacheviell für wahren 16 taler 18 gl 29 / 14 / —

88. No. 62 Thomas Sacheviell für Seidenbant
Zu behuff s. fürstl. Gn. Bücher 22 Thr 10 Groschen

89. Hofbekleidung.
No. 85. Thomasin Sacheviell in Abkürtzung seiner habenden Forderung wegen allerhandt von ihm ausgenohmenen Seiten undtt anderen Wahren nach Zeiten zahlt als

Im 7bris 1608	1000 Taler	2000 / — / —
Interreße	100 Taler	200 / — / —
Item mehr	1000 Taler	2000 / — / —
Interreße 4 pro cento	40 Taler	80 / — / —
mehr	820 Taler	1640 / — / —
In der Frankfurter Fastenmesse anno 1609	2000 Taler	4050 / — / —
Item in der Herbstmesse	1000 Taler	210 / — / —
	Summa . . .	10180 L

90. Ausgabe auf die Druckerey
No. 14 den 2. February anno 1609 Thomass Sacheviel für Seidenband zu Illustrissimi Bücher 49 taler 12 Gl / 89 / 16 / —

91. Ausgabe auf Hochzeit und Kindtauf.
No. 20 den 30 9.bris Anno 1608. Frewlein Dorotheen zu Tomass Sacheviels Kindtsgevatterschaft 5 Taler 10 / 2 / 6

92. Ausgabe auf Jahrbesoldung
Hertzog Friedr. Ulrichs Diener.
1. Johann Breidtstrassen Springer 345 / — / —

93. Die Newe Besoldung
allerhandt Hoffgesinde
1. Johann Breitstrass 180 / — / —

94. [Trinitatis anno 1609—10 fehlt]

95. [Trinitatis anno 1610—11]
Ausgabe auf Hertzog Friderich Vlrich
No. 41 Mehr s. f. g. zu verehrung d. Engelischen Comoedianten 20 Taler 36 / — / —

96. Ausgabe auf die Jungen Hern vnd Frewlein.
No. 9 Vff Illae Bevelig Thomassen Sacheviell für Seidenwahren, zu behuff d. Frevlein 365 / 12 / —
Ausgabe auf die Hoffkleidung
No. 7 Thomassen Sacheviell ebenmeßig in abekürtzunge seiner habenden Forderungen lauth 3 Quitantzen erlegt. 3744 / 6 / —

97. Gemeine außgabe
Illi v. g. f. vnd Herrn, Herzog Friedrich Ulrichs Täntzer zu Hausewirthgelde [?] 14 / 8 / —

98. Ausgabe Gnadengelt vnd Verehruug
No. 2 12 Junij vff Illmae gnedigen Bevelig dem Frantzosischen Dentzer Anthonio zur verehrung 30 Reichsthaler von Br. zinßgeldern geben. Thun 63 / — / —

99. Ausgabe Extraordinarie
No. 23 Vff Illae v. g. f. vnd frawe dem Cammermeister gethanen mündlichen bevelig den Engelischen Commedianten so eine Zeitlang alhie vfgewartett zu verehrung 100 Thl. 180 / — / —
mehr wegen deroselben, so sie bei Heinz [?] verzehret[1]).

100. Ausgabe auff Jahrbesoldung
mahler vnd andere Hoffdiener
No. 2 Johann Breitstrasse 194 / 10 / —

101. [Trinitatis anno 1611—12]
Hoffkleidung
No. 11 Thomassen Sacheviell In Abkürtzung seiner Forderung an 4 Schweine 36 / — / —

102. No. 14 Thomas Sacheviell In Abkürtzungen seiner Forderung für außgethanen Crammwahren 1000 / — / —

103. No. 15 mehr demselben für Wahren so Herrn Wilhelm von Arnsted, welcher auf die Begrabniß gehn Werberg, verordnet, bekommen nebst Zehrung 22 / 13 / —

[1]) sehr undeutlich geschriebene Notiz am linken Rande

104. No. 33 Thomassen Sacheviellen In Abekürzung seiner Forderung 4600 / — / —

105. No. 34 mehr demſelben noch 503 / 7 / —

106. Ausgabe auff Ausquittunge.
40 Johann Breidtstrassen für Anhaltiſche Ausquittung 6 / 11 / —

107. 63 Johann Breidtstrassen Gundlieburgiſche Ausquittung 3 taler 5 / 8 / —

108. 73 Johann Breidtstrassen zur Ausquittung wegen frembder 6 / 6 / —

109. Ausgabe auff Jahr Beſoldung.
Oberförſter, Mahler, Lackeien und andere.
2. Johann Breidestrassen 274 / 2 / —

110. Ausgabe auff alte Beſoldung.
Thomas Sacheviell — / — / —

111. [Trinitatis 1612—13]
Ausgabe uff Hoffleidungen.
54 Thomas Sacheviel uff ſeine Forderung für Kramwahren 1080 / — / —

112. 55 demſelben 2385 / — / —

113. 56 Noch demſelben 500 Rtlr 1075 / — / —

114. 57 Item demſelben 1090 Rtlr 2343 / 30 / —

115. 58 Und dazu wegen Abraham Sinten [?] 30 Rtlr 64 / 30 / —

116. Außgabe uff Ausquittungen bei Hofe.
32 Johann Breitstrassen 17 18 —

117. uff Jahrbeſoldung
den Oberförſtern, Malern, Lackeien und Allerley.
2 Johann Breitstrassen 108 / — / —

118. [Trinitatis 1613—14]
Kleidung
18 Thomassen Sacheviel in abſchlag ſeiner Forderung zahlt 1000 Rthaler 2150 / — / —

119. 27 Thomassen Sacheviel uff Rechnung 180 / — / —

120. 56 Thomae Sachvielen uff abkürtzung ſeiner Forderung 220 R. 473 / — / —

121. Zu Leiptzig uf Illmi befehlich zu behuff ſ. frſtl. Gnaden eingekaufft
24 Ellen ſchwartz geb[l]ümbt Dammaſt zu 3 gf. guet Geld Thun 113 / 8 / —

122. Item 24 Ellen Peltz Sammet zu 4 gf 151 / 11 / —

123. Noch 4½ lt grüner Seidenſchnüren zu 10 gt 63 / 15 / —

124. Für ein Kramfaß zu dieſen Wahren 1 / 10 / —

125. Item für Bindfaden — / 3 / —

126. Für Papier — / 9 / —

127. Item für 15 Ellen Genueſer glatten Sammet zu 3½ 94 / 10 / —

128. Ausquittung bei Hofe.
11. Johann Breitstrassen Günterodets Ausquittung 37 / 4 / —

129. 82 Johann Breitstrassen Lüneburgiſche Ausquittung
15 / 5 / —

130. fürſtliche Hofhaltung.
2 Thomas Sachevielen wiederzahlt, ſo ehr zu Frankfurt für Weineßig und anderes wegen der fürſtl. Cammer erlegt alß 89 thall 8 gl 6 ₰ 160 / 12 / 6

131. Ausgabe auff Jahrbeſoldung.
Oberförſter, Mahler, Latkeyen undt Andere.
2 Johan Breitstrassen 112 / — / —

132. Alte Beſoldung 1611—12
[Ohne Titel]
28. Thomas Sacheviel / — / — / —

133. [Trinitatis 1614—15]
Außgabe auf Hoffkleidung.
No. 6 Am 6. 7bris Thomassen Sachfielen in abkürtzung ſeiner Rechnung 1000 Thl 2150 / — / —

134. No. 11 Thomassen Sachfielen in abſchlag ſeiner Förderung 1428 Taler Müntzen 2750 / 8 / —

135. No. 34 Am 11. January Thomassen Sachefiel in Abſchlag ſeiner Forderung 1000 Thlr 2150 / — / —

136. No. 42 Am 19. Aprilis Thomassen Sachevieln vff ſeine Forderung 600 Thlr 1080 / — / —

137. No. 47 In der Leiptziger Oſtermeß Thomae Sachevieln 51 gf 12 ggr zu 20 ggr 76 / 10 / —

138. Ausgabe auf außquittung
No. 15 Johan Breitſtraßen Engliſche außquittung 47 Taler 28 gr 86 / — / —

139. No. 22 Johan Breitſtraßen Brandenburgiſche außquittung 46 Tal. 6 gr. 83 / 2 / —

140. No. 35 Johan Breitſtraßen Brandenburgiſche außquittung 18 Taler 24 gr 33 / 12 / —

141. No. 59 Am 19. January Johan Breitſtraßen Außquittung 8 Taler 12 gr 15 / — / —

142. No. 146 Den Engliſchen Commedianten außquittung 18 Rthl 9 ggr 6 ₰ 39 / 3 / 6

143. No. 150 Johan Breitſtraßen Außquittung 5 / 8 / —

144. Ausgabe Gnadengelt und Verehrung.
No. 42 Auf Illmi bevehlich den Churfürſtlichen Brandenburgiſchen Engliſchen Muſitanten 30 Rthl. zahlt 64 / 10 / —

145. No. 43 vff ebenmeßigen bevehlich den brandenborg. Commedianten 10 Taler. 18 / — / —

148. No. 88 Den Engeliſchen Commetianten vf des Herrn Stadthalters bevehlich vnd des Hoffſchenken Quitantz 30 Rthl 65 / 5 / —

147. Ausgabe auf gemeine Schulden
No. 18 Noch daſelbß [11. Jan.] Peter von Querbecken zahlt 2000 Rthaler, ſo Thomas Sacheviel am 10. Xbris ao 1614 in Fürſtl. Cammer geliehen, vnd zu Hamburgt von Peter von Querbecken vf wechſel hie wieder bezahlt genommen, daruff intereſſe 20 Rthl. thuet 2020 Rtaler 4343 / — / —

148. Ausgabe auf Jahr Besoldung.
Mehr andere Dienern und Handtwergkern.
No. 2 Johan Breitstraßen 110 / 14 / —

149. [Trinitatis anno 1615—16]
Außgabe auf die fürstliche Cantzley
anno 1616
No. 1. Den 2. February Thomassen Sachviell wiederzahlt, so derselbe zu Briefen gegen Hansen Bathnern für Schreib Pergamen, bindtfaden undt sonsten vorlegt gehabt 33. 8 pl Jeder zu 20 ggl 49 / 10 / —

150. Gemeine Außgabe
No. 5. Thomassen Sachviel für eingekaufften Sachen, zu behueff des Fürstl. Lustgartens allhie so [?] Johan der Gertner empfangen, 3 Thaler 3 gl 3 ₰ 5 / 11 / 3

151. Ausgabe auf Jahrbesoldung
Mehr andere Dienern undt Handtwerkern
No. 2 Johan Breitstrassen.

152. Hof und andere Schneidern.
16. Thomas Sacheviell

153. [Trinitatis 1616—17]
Ausgabe auf Hoffkleidung.
5. In der Frankfurter Fastenmeß 1617 Thomas Sachviell auff seine Forderung zahlt 558 Thl. 5 gl 4 ₰ 1004 / 13 / 4

154. 14. Thomas Sachsviel in abschlag seiner Forderung 1500 Thl 2700 / — / —

155. 19. Thomas Sachsviel in abkürtzung seiner Forderung 500 Thl 900 / — / —

156. Ausgabe auf Korn zur Hofhaltung.
8. Thomassen Sachviel für allerhandt sahmen, so derselbe auff befehl des Herrn Hofmarschalks in fstl. Lustgarten von Hamburgk verschrieben, zahlet 3 / 9 / —

157. Gnadengelt und Verehrung.
48. Den Commoedianten auffm Schloß für die actiones 90 T. 162 / — / —

158. [49] Den Commoedianten zu Schlandern geben 9 / — / —

159. Jahrbesoldung
auff Bawmeister: Konschreiber: Hofschneiderey undt Andterer.
10. Johann Breitstrassen 740 / 16 / —

160. [Trinitatis 1617—18]
Hoffkleidung
5. In den Leipziger Michaelismarkt anno 1617 Thomas Sachfielen uf seine Forderuug 500 Thler 900 / — / —

161. Gemeine Außgabe.
15. Thomas Sachfielen wiedergeben so er für allerhandt Sahmen, so behuf des Lustgartens von Hamburg verschrieben. außgelegt 4 Thal. 5 gl. 5 ₰ / 7 / 9 / 5 /

162. Jahrbesoldung
Kutscher u. ander gemeingesinde.
1. Peter Picater 1080 / — / —

163. [Trinitatis 1618—19]
ausgabe vff Hoffkleidung.
No. 3 Thomassen Sacheviel ebenmäßig in Abschlag seiner Forderung bei Johan Ereton [?] angewiesen 500 gute hl
750 / — / —

164. No. 17 Ingleichen Thomassen Sacheviel in Abkürtzung seiner Forderung zalet 1500 Rtaler 3600 / — / —

165. No. 20 Thomaßen Sacheviel vf seine Forderung 100 Taler
180 / — / —

166. No. 22 Noch Thomassen Sacheviel in Abschlag seiner Forderung 200 Taler 360 / — / —

167. No. 23 Tomassen Sacheviel in Abschlag seiner zum Pommerschen Beylager außgethanen Wahren mit einem wechselbriefe an Herrn Johan Ereton vf 1000 Taler 1800 / — / —

168. No. 29 Thomassen Sachefielen in Abschlag seiner Forderung 108 taler 194 / 8 / —

169. No. 34 Thomass Sachevielen in Abkürtzung seiner Förderung 1500 Rthlr 3600 / — / —

170. No. 42 Thomassen Sachevielen in abkürzung seiner forderung 500 Rtaler thuen 1200 / — / —

171. Ausgabe auf Jahrbesoldung
Kammerdiener, Einhitzer und andere.
No. 13 Peter Picaten, Dentzer 900 / — / —

172. [Trinitatis 1619—20]
Außgabe auff Hoffkleidung
No. 9. Jungleichen Thomassen Sachevielen auf seine Forderung 500 Thl 900 / — / —

173. [Trinitatis 1620—21 fehlt]

174. [Trinitatis 1621—22 fehlt]

175. [Trinitatis 1622—23 enthält keine Notizen]

176. [Trinitatis 1623—24]
vff Hoffkleidung
No. 38. Am 30. January anno 1624 Thomassen Sachfielen in Abschlag seiner Forderung 200 thlr / 360 / — / —

177. [Trinitatis 1624—25]
Ausgabe auff unsern gnedigen Fürsten und Herrn.
31. Am 25. July Thomassen Sachevielen vor 8 Ellen aschfarbenen Sammit 20 taler / 46 / — / 6 / —

Außer diesen Rechnungsbüchern finden sich unter den Wolfenbütteler Akten auf dem kgl. Staatsarchiv in Hannover noch folgende zwei Stücke, die Mitteilungen über die Englischen Komödianten enthalten: Cal Br. Arch. Des. 21. CIII, 1 Nr. 29:

Rechnungen über Einnahme und Ausgabe der herzogl. Cammer zu Wolfenbüttel an Geld, Michaelis 1614/15.

178. 25. 7bris: Johan Breidtstraße so der Englische Gesandter bei Ihme verzehret 47 Thlr 28 gl 85

179. 30. 7bris. vf des Herrn Obriſten Michel Victor von Wüstraw befehlig Thomae Sachevielen für eine güldene Kette, ſo den Engliſchen geſandten verehret worden 200 Thlr 18 gl
360 / 18 / —

180. 5. 10bris Johan Breitſtraß ausquittung ſo die churfl. commoedianten bei Ihn verzehrt zahlet 18 Thlr 24 mgl 33 / 12 / —

181. [Mai] Vf Illmi befehl vermuge des Cammerb. den Engliſchen Comedianten 600 Thlr.

182. [Mai] Vff Illmae befehlig Georg Vieciet alias pickelhering 100 Thlr

183. 19 7bris Johan Breitſtraßen ſeine nachſtehende beſoldung, als
140 / 16 / —

184. [Oktober] Thomas Sachfielen vf ſeine Forderung 1000 Thlr

---

Cal. Br. Arch. Des. 21 CIII, 1 Nr. 21 Regiſter vber die Newe Hoffbeſoldung von zweien Jahren alß von weinachten Anno 1608 biß weinachten Anno 1610.

175. Nr. 175 Johan Breiteſtraße Spren.

bekümptt von anno 1609	360 . — . — .
Item von anno 1610	360 . — . — .
Sa: von ao 1609 vnd 1610	720 . — . — .
daruff zahlt	
vermuege quitantz zahlt	180 . — . — .
Sa: bis Michaelis anno 1609 zahlt	180 . — . — .
reſtiret bis weinachten anno 1610	540 . — . — .
Daruff weiter zahlt:	
vor 7 Ochſen 100 Thlr.	210 . — . — .
vor 4 ſchweine 20 Thlr.	36 . — . — .
4. marty anno 1610 von Cunrado Flor [?]	114 . — . — .
21. Aprilis anno 1610 . 30 Thlr 3 g 6 ₰	54 . 3 . 6 .
Vom Ambt Spring an Butter und Keſe 34 Thlr 10 g	61 . 14 . — .
30. Augusti bahr 35 Thlr 22 g 6 ₰	64 . 2 . 6 .
bis Weihnachten 1610 richtig Sa: zahlt	540 . — . — .
Von Weihnachten 1610 bis Weihnachten 1611 Jerlich 300 fl.	
daruff an 8. 9bris zahlt	140 . — . — .
Sa: Michaelis anno 1610 zahlt vnd berechnet	680 . — . — .
Reſtirt bis Weihnachten ao 1611	220 . — . — .

Opitz und die ſtoiſche Philoſophie[1]).

Von Kurt H. Wels in Berlin.

Opitzens literariſche Tätigkeit läßt mit ziemlicher Deutlichkeit drei Perioden erkennen, die ſich durch die Verſchiedenheit ihres Charakters ſcharf gegeneinander abgrenzen. Der erſte Abſchnitt läßt ſich vielleicht am beſten mit dem freilich erſt ein Jahrhundert ſpäter auftauchenden Namen als Sturm- und Drangperiode bezeichnen. Es iſt eine Zeit freien Auslebens der Jugendkraft, eine Zeit, die, durch augenblickliche Empfindungen beſtimmt, auch Empfindungen zum Ausdruck zu bringen weiß, wenn auch in traditionellen oder entlehnten Formen. Sie umfaßt die Studentenjahre unſeres Dichters, beſonders den Heidelberger Aufenthalt, wo Opitz, in einer dem freieren franzöſiſchen Weſen naheſtehenden Stadt, den Aufſchwung der Renaiſſance kennen lernte und ſelbſt mitmachte, wo er ſogar, der ſpäter mit ſeiner perſönlichen Meinung ſo ängſtlich zurückhielt und im Konventionellen völlig unterging, durch den friſchen Strudel politiſchen Lebens mitgeriſſen wurde[2]). Die Früchte dieſer Zeit ſind zum großen Teil ſangbare, frohe Lieder, Dichtungen, die einer gewiſſen Lebenswahrheit und inneren Empfindung nicht entbehren, ſoweit Opitzens Geiſt ſich überhaupt ſo hoch emporſchwingen konnte. Opitz betätigte ſich damals, um Scherers treffendes Urteil zu wiederholen[3]), auf dem Gebiet, auf das ihn ſeine natürliche Veranlagung wies, auf dem des leichten Geſanges des Geſellſchaftsliedes „mit fließenden Verſen von Lenz und Liebe, von Mondenſchein und Vogelſang". Das literariſche Denkmal dieſer für uns nach modernem Geſchmack genießbarſten Zeit iſt etwa die erſte Ausgabe ſeiner Dichtungen, die 1624 ſein Freund Zinkgref beſorgte.

Mit dem Abſchied von Heidelberg jedoch ſetzt eine Periode allmählicher Ernüchterung ein, die in der Hauptſache nur noch Didaktik hervorzubringen vermochte, Didaktik, die meiſt wenig poetiſch, öfter ſogar ſich bis zur Proſa verflacht. Opitz ſelbſt iſt der Wechſel, der in ſeinem literariſchen Schaffen eintrat, offenbar bewußt geweſen, wenn auch das Werturteil, das er über die Wandlung fällt, nicht mit dem ſeiner neueren Kritiker zuſammenfällt. Er ſpricht im Zlatna V. 521 von unſerm „Teutſchen",

[1]) Vgl. den Aufſatz von E. Stemplinger: Martin Opitz und der Philoſoph Seneca (Neue Jahrbücher für klaſſiſches Altertum, Geſchichte und deutſche Literatur. 1905. XV. S. 334 ff.), der allgemein die Abhängigkeit Opitzens von Seneka behandelt, aber auch den Einfluß der ſtoiſchen Lehre mehrfach ſtreift.

[2]) Vgl. darüber meinen Aufſatz in der Zeitſchrift für deutſche Philologie, Bd. 46, S. 87 ff. (1914).

[3]) Literaturgeſchichte S. 320. XII. Aufl.

darinnen ich vorweilen
Von Venus, ihrem Sohn' und seinen süßen Pfeilen
Nicht sonder Fortgang schrieb, jetzt aber, nun mein Sinn
Umb etwas reiffer ist, auch höher kommen bin.

Er stellt also deutlich genug seiner früheren Liebeslyrik — darum handelte es sich ja vorwiegend — seine neue Dichtung gegenüber, die mit reiferem Sinn oder, wie wir jetzt sagen würden, nüchternerem Verstande geschrieben ist. Denn reine Verstandesdichtung ist es, was jetzt die Hauptzeit seiner literarischen Betätigung ausfüllt, Dichtung reflektierenden, ethisch-didaktischen Inhalts. Diese Wandlung vollzog sich unter dem Einfluß der Anschauungen, die in Holland aufgeblüht waren und ihren Hauptstützpunkt in Leyden hatten, der zu neuem Leben erweckten Stoa. Eine neue, Opitz von außen vermittelte Lebensanschauung ist es, die hier ihren Ausdruck findet, freilich keinen sehr poetischen. Stand also der Dichter in seiner ersten Periode noch zum großen Teile unter der Einwirkung der Renaissancekunst der französischen Plejade, vor allem Ronsards, so wird jetzt Holland sein fast ausschließlicher Leitstern. Dieser Zeit, die etwa mit der Herausgabe des Vesuvius abschließt und mithin die zwölf Jahre von 1621—1633 umfaßt, entstammen sämtliche größere Dichtungen Opitzens. Die dritte Periode, um dies ebenfalls zu erwähnen, wird fast ganz von der Wissenschaft beherrscht. Soweit sie noch eine gewisse dichterische Produktion erkennen läßt, darf man sie vielleicht als die Zeit des dramatischen Schaffens (Dafne, allerdings schon 1627, Judith 1635) unter italienischem Einfluß nennen. Das Werk, das die Hauptaufgabe dieser Zeit war, ist in den ersten Anfängen stecken geblieben (Dacia antiqua). Sonst hat sie außer Übersetzungen und besonders der Veröffentlichung des „Rhythmus de Sancto Annone Coloniensi Archiepiscopo" nur wertlose Gelegenheitsreimereien gebracht.

Erklärt sich der Übergang von der zweiten zur dritten Periode, — die übrigens beide stark ineinander greifen — aus einem Erlahmen der Schaffenskraft des Dichters, über das Opitz selbst einmal klagt, so handelt es sich bei der ersten Wandlung um äußere Einflüsse, auf die wir bereits hindeuteten. Schon die Anregung zu seinen ersten deutschen Dichtungen hatten holländische Sammlungen gegeben. Jetzt geriet Opitz in das Kielwasser der holländischen akademischen Dichtung, die ihm besonders von Daniel Heins (Heinsius) vermittelt wurde, dem damals berühmten Leydener Philosophen und Dichter. Heins verkörperte nicht nur die neue landessprachliche Renaissancekunst, er vertrat auch den stoischen Eklektizismus, der durch die Beschäftigung der Humanisten mit den lateinischen und griechischen Klassikern und dadurch mit der spätrömischen Philosophie von neuem lebendig geworden war. Schon in Heidelberg hatte Opitz Heins schätzen gelernt und

dessen Lobgesang Christi und Lobgesang Bacchi neben manchen kleineren Dichtungen übersetzt. In Leyden konnte er ihn darauf persönlich sprechen und sich so mit dessen Denk- und Anschauungsweise vertraut machen.

Mehr als die Rolle eines Vermittlers hat allerdings Heins in dieser Hinsicht kaum gespielt. Soweit Opitz nicht auf die ihm größtenteils selbst bekannten Philosophen zurückgriff, wurde sein Leiter der Gründer der neuen Stoa, Joest Lips (Justus Lipsius), ebenfalls eine der Autoritäten der Universität Leyden[1]). Lips war ein bedeutender Philologe, ein Mann von gründlichem Wissen, von dem der nicht minder bekannte Hugo de Groot (Grotius) aussagte, das Studium der römischen Sitten und der alten Zeiten mache seine Berühmtheit aus. Sein Hauptwerk ist, bezeichnend genug, ein Kommentar zu Seneka. Seine stoizistischen Anschauungen legte er in drei Werken nieder: De Constantia libri II, Manuductio ad Stoicam philosophiam und Physiologiae Stoicae libri III, letztere mehr historische Werke über die Philosophie, ersteres eine systematische Darstellung, sämtlich in Gesprächsform[2]). Neben Lips sind Gataker und Salmasius die bedeutendsten Vertreter des stoischen Eklektizismus[3]).

War die Erneuerung dieser spätrömischen Philosophie nur durch die Beschäftigung mit ihren klassischen Vertretern bedingt, also eine rein philologisch-historische, oder ist sie als wirklich lebendige Weltanschauung aufzufassen? Die Frage ist bedeutsam genug, da sie auch Opitz betrifft. In erster Linie ist das Interesse allerdings wohl ein wissenschaftliches. In zweiter Hinsicht ist in Betracht zu ziehen, wie nahe sich vielfach stoische und christliche Anschauungen berührten, wie verblüffend ähnlich sich zum Teil stoische Entsagung und christliche Askese sahen, daß man im Mittelalter gar einen Seneka für einen heimlichen Christen halten konnte. Diese nahe Verwandtschaft zum Christentum empfahl die Stoa den Humanisten, die als Renaissancemenschen die verbrauchte Scholastik ablehnen mußten, ohne etwas anderes dafür einsetzen zu können. Joest Lips wagte es gar, Christentum und Stoizismus zu einem Pantheismus zu verschmelzen, in dem ihm Gott nichts anderes als die Natur war und die Kleanthische Forderung eines Lebens gemäß den Göttern eine Anpassung an die Naturgesetze bedeutete. Zu diesen äußeren Gründen kommt aber, wie mir scheint, noch ein weit wichtigerer innerer: die Gleichartigkeit der Lebens-

---

[1]) Über ihn vgl. zur Orientierung: E. Amiel, Juste-Lipse, un publiciste du XVIme siècle. Paris 1884.

[2]) De Constantia, Antverpiae 1599; Manuductio, Antverpiae 1604; Physiologia, Antverpiae 1604.

[3]) Vgl. Lucian Müller, Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden, Leipzig 1869, S. 21.

bedingungen und Zeitverhältnisse, aus denen die Wiedererweckung der Stoa in der römischen Kaiserzeit wie in der Renaissancezeit hervorgeht. Eine Periode staatlicher Unruhe, politischer Bedrückung, rechtlicher Unsicherheit, sozialer Not hat hier wie dort die Wertlosigkeit äußerer Güter gezeigt und den Blick auf das innere Gut gelenkt, eine Auffassung, der sicherlich der Begriff und die Wertschätzung des Individuums, wie sie die Renaissance schuf, zugute kam. Es ist beachtenswert, daß die Stoa gerade in dem damals durch Spanien hart bedrängten Holland eine Pflegstätte fand, daß sie anderseits gerade in der Zeit des dreißigjährigen Krieges nach Deutschland übergriff. Daß diese Philosophie wirklich in diesen Zeitverhältnissen wurzelt, mag man aus Lipsens Constantia ersehen, worauf wir noch im Zusammenhange mit Opitzens Trostgedichten zu sprechen kommen. Die Erscheinung der Erneuerung des Stoizismus ist also tatsächlich psychologisch begründet. Aus der Welt der Wirklichkeit mit ihren Bedrängnissen flieht man in das Reich des Ideals, und dieses bietet eben jene Philosophie. Damit darf man freilich noch nicht erwarten, daß ihre Anhänger ihre Ethik restlos in die Tat umsetzten oder sie umzusetzen versuchten. Sie bleibt meist nur ein Ideal. Die Zeit, die einen Seneka schuf, kehrte dadurch nicht wieder, daß man dessen Anschauungen zurückrief.

Der Gewährsmann der Renaissancestoiker ist in der Hauptsache Lucius Annaeus Seneka, der auch in der äußeren Form der Darstellung nachgeahmt wird. Seinen Gesprächen sind die des Joest Lips nachgebildet, nach seinen Trostschriften verfaßt Opitz die seine an seinen Verleger Müller. Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß fast alle Werke Opitzens aus dieser Epoche sich im Titel an Schriften Senekas anlehnen. Die „Trostgedichte in Widerwertigkeit des Krieges" hießen ursprünglich „Über die Beständigkeit" nach Senekas De Constantia. Zlatna hat nach dem Traktat De tranquillitate animi den Untertitel „Von der Ruhe des Gemüthes". „Vielgut" entspricht etwa Senekas de vita beata und behandelt die auch von jenem Römer viel diskutierte Frage des summum bonum. Der „Vesuvius" beruht zum großen Teile auf Senekas Naturales Quaestiones und auf einem in dessen Geiste geschriebenen Lehrgedicht „Aetna" des Lucilius Junior, eines seiner Schüler. Dazu kommen endlich noch die schon erwähnte „Trostschrifft an Herrn David Müllern", in der Opitz selbst auf die Schriften der Alten verweist[1]), und die „Lust deß Feldbawes".

Man muß sich aber hüten, aus diesen Parallelen den Schluß zu ziehen, daß jene Werke Senekas den gleichnamigen des Opitz als Quelle gedient haben. Ist im einzelnen mancher Gedanke von dem

[1]) (Ausgabe) 1690. II. S 294: „dann mit ihnen wil ich mehrmahls reden".

Römer zu unserm Renaissancedichter hinübergewandert, so sind die Dialoge als Ganzes nicht Quelle gewesen. Nur die Gesamtheit der Senekaischen Anschauungen, wie sie unserm Dichter in der Erinnerung lagen, kann als solche angesehen werden. Dafür aber benutzte Opitz allem Anscheine nach eben Joest Lips, dessen Werke als Handbücher der stoischen Philosophie sich gerade durch ihre zusammenfassende Übersicht zu derartigem Gebrauch empfahlen. Mindestens bei einer Dichtung Opitzens ist Lips als Hauptquelle sicher, obwohl es mir auch bei den übrigen nicht zweifelhaft erscheinen will. Die Trostgedichte gehen nicht auf Senekas Constantia, sondern auf die Constantia des Lips zurück. Seneca spricht vom Ertragen der iniuria und der contumelia und faßt den Inhalt seines Dialoges etwa in den Worten zusammen: Nec iniuriam nec contumeliam accipere sapientem. Davon findet sich in den Trostgedichten nichts. Anders Lips' Schrift, deren Ziel der Verfasser in dem ersten Kapitel des ersten Buches deutlich ausspricht: Non patria fugienda, sed adfectus sunt; et firmandus ita formandusque hic animus, ut quies nobis in turbis sit et pax inter media arma. Derselbe Plan, wenn auch mit anderen Worten ausgedrückt, liegt den Trostgedichten zugrunde: „Hier hebet der Poet an zu erzehlen, wie ihm ein Mensch in dieser langwierigen Verfolgung deß Vatterlandes die Traurigkeit auß dem Gemüth solle schlagen". (Überschrift zu Buch II.) „Mannheit, welche steht", so umschreibt Opitz das lat. constantia (Trostged. II, 34 ff.) Constantia und Apathie, diese stoischen Grundideale, sind also für Lips wie für Opitz der Gegenstand ihrer Abhandlung. Nach ihnen muß der Weise streben, um Ruhe und Trost in den trüben Zeiten — dort des holländischen Unabhängigkeitskrieges gegen Spanien, hier des großen Religionskrieges — zu finden.

Verfolgen wir im Zusammenhange die stoischen Anschauungen in Opitzens genannten Werken! Wo wir ihnen Zitate aus Seneka und anderen gegenüberstellen, sollen diese nicht als direkte Quelle jener Gedanken, sondern nur als Beleg gleicher Denkweise bei den Stoikern angesehen werden.

Die stoische Logik hat kaum einen Ausdruck in Opitzens Werken gefunden und ist wenigstens als solche nicht deutlich zu erkennen. Auch in der Physik fließen christliche, stoische und aristotelische Gedanken ineinander. Auf Aristoteles, der im Vesuvius selbst mehrmals als Quelle angegeben wird, ist vielleicht die Ansicht von der über alle Größe hinausgehenden Größe des Himmels, „daran kein Winckelmaß noch Größe wird gespüret" (Vesuvius 52), seiner Vollkommenheit, weil frei von aller Vermischung von Elementen (Vesuv. 50, 53) und der dieser Vollkommenheit entsprechenden Form des „Zirckelrunden" (Vesuv. 54) zurückzuführen, jener unaufhörlichen, in sich selbst abge-

schlossenen und gleichmäßigen Kreisbewegung, von der wieder die Sphäre die bessere ist, die sich in der Peripherie befindet. Im allgemeinen fallen Opitzens Ansichten mit der Physik der Stoa zusammen, ohne daß man sie deshalb geradezu als stoisch bezeichnen kann. Die höchste Kraft ist auch hier das Feuer (Vesuv. 335), die Weltursache, obgleich nicht identifiziert mit Gott, dem über den Sphären thronenden Beweger (Vesuv. 55 f.). Wenn die menschliche Seele „vom Himmel ist und zum Himmel steiget" (Trostschrift an Herrn D. Müller, 1690, II, 309), wenn der Mensch durch seine seelische Vernunft als einen Teil der Göttlichkeit bezeichnet wird (Vesuv. 49), so entspricht das christlicher Anschauung. Als stoisch bemerkenswert ist aber der Begriff der Weltseele, die, mit Gott gleichzusetzen, als ein Teil auch die Erde durchdringt und der unbelebten Materie Spannkraft und Leben verleiht (Vesuv. 310/15). Auch an den Grundelementen hält Opitz noch nach alter Weise fest (Lob des Kriegsgottes 459, Vesuv. 59/60, Trostged. II, 70; III, 115). Aus ihnen läßt er gar, wenn der etwas dunkle Ausdruck recht verstanden worden ist, durch Mischung die Sinnesqualitäten (als körperlich?) entstehen (Vesuv. 62). Der Mensch, die kleine Welt, steht als Mikrokosmos (Vesuv. 39) der Welt als Makrokosmos (Vesuv. 314: das große Tier) gegenüber. Anderseits ist der Mensch im Gegensatz zum Tier „das edle Tier", auch „das kluge Tier", wie er auch von Seneca Ep. 41,8 bezeichnet wird: Rationale enim animal est homo. (Trostged. II, 231; Vesuv. 35). Zufall gibt es in der Welt nicht. Alles ist in ihr zweckgesetzt und notwendig, alles steht unter dem Walten der εἱμαρμένη, der ordnenden Vernunft im All und der unentrinnbaren Vorsehung. Wenn wir auch manchmal nicht die Ursache eines Ereignisses erkennen, so liegt der Grund in der mangelnden Einsicht des Menschen oder in der durch Affekte gestörten Ruhe der Betrachtung (Vesuv. 483 ff.); denn wir sind sogar

> Geblendet und verstockt, daß wir in allen Wercken
> Deß weisen Schöpffers Macht unnd Ordnung nimmer mercken,
> Als wann was neues sich, wie schlecht es auch mag seyn,
> Für unsern Augen zeigt.
>
> (Vesuv. 522 ff. Vgl. Seneca, Natur. quaest. VII. 1.)

Die εἱμαρμένη, die allerdings nicht wie bei den Alten konsequent als ein welt- und gottbeherrschendes Fatum erscheint, sondern sowohl bei Lips als auch bei Opitz offenbar der Prädestination des Augustin gleicht, ist auch bei diesen nicht nur als notwendig, sondern auch als zweckmäßig wirkend gedacht. Dem entspricht die ganze Zweckmäßigkeitsvorstellung Opitzens, die den rein ästhetischen Gesichtspunkt überhaupt ausschließt und daher alles von der nüchternen Seite der Nutzbarkeit, höchstens auch der Ergötzung betrachtet (prodesse et delectare). Letzterer dient z. B. der Gesang der Vögel oder das

Plätſchern des Brunnens. Dagegen haben die Flüſſe für Opitz nur den Zweck, Fiſche zu liefern; die Berge preiſt er ihres Erzreichtums oder des Weines wegen, den ſie tragen. Der Wald hat für ihn nur durch ſein Wild und als Feuerungsmaterial Wert. Die Bäume ſpenden ihm ihren Schatten oder geben „mit jhren Schatten vnnd anmutigem Rauſchen der Bletter Anlaß zum Studieren" (Zlatna, Einleitung). Die Beiſpiele ließen ſich noch beliebig vermehren. Zu welchen Grundſätzen unter dieſen Umſtänden die Poeſie oder die Kunſt überhaupt kommen mußte, iſt leicht erſichtlich. Wahre Kunſt konnte in dieſer Atmoſphäre nicht aufblühen[1]).

Die bei Opitz ausgeſprochenen Anſichten über die Phyſik laſſen kein geſchloſſenes Syſtem erkennen und beim Dichter ſelbſt ein ſolches wohl nicht vorausſetzen. Anders in den ethiſchen Anſchauungen, die in den didaktiſchen Dichtungen den größten Raum einnehmen und daher auch für die Beurteilung dieſer Frage genügend Material liefern. Hier tritt die Anlehnung an die Stoa ganz deutlich und zweifelsfrei hervor. Da die Natur zweckgeſetzt iſt, ſo muß die höchſte Glückſeligkeit des Menſchen eben in der Erkenntnis der Natur und in einem ihr gemäßen Leben beruhen. Damit wird nicht nur ein Leben gemäß unſerer vernünftigen, urſprünglichen und unverkünſtelten Natur verlangt, ſondern auch ein williges ſich Beugen unter die Geſetze, die in ihr mit Notwendigkeit herrſchen. Die Erkenntnis der Natur iſt die Erkenntnis des Wahren, Bleibenden und des Scheins, des Vergehenden und darum Wertloſen.

Die alſo auff den Lauff der Welt recht Achtung geben,
Erlernen der Natur hierauß gemeſſe leben,
Die bauen auff den Schein deß ſchnöden Weſens nicht,
Das beydes nur die Zeit gebiehret und zerbricht. (Zlatna 501 ff.)

rerum naturae adsentior, heißt es entſprechend bei Seneka, de vita beata III; ab illa non decrrare et ad illius legem exemplumque formari sapientia est. beata est ergo vita conveniens naturae suae. (Vgl. auch cap. VIII: idem est ergo beata vivere et secundum naturam.) So verlangt Opitz auch vor allem Erkennung der eigenen Natur, denn

Im Hertzen ligt verborgen,
Was nicht genommen wird, was frey iſt aller Sorgen;
Diß, was hierauſſen iſt, was niemand halten kan,
Mag fliehen, wann es wil, es geht uns gar nicht an.
(Troſtged. II, 609.)

(Seneka, Vita beata XXVI: sapientis quisquis abstulerit divitias, omnia illi sua relinquet). Iſt doch die Urſache unſeres unharmoni-

[1] Vgl. beſonders P. Neuenheuſer, Unterſuchungen über Martin Opitz im Hinblick auf ſeine Behandlung der Natur. Diſſ. Bonn 1904.

schen und wankelmütigen Lebens eben die falsche Bewertung unserer Natur und die Überschätzung der eigenen Veranlagung (Zlatna, Einleitung). Darum preist er den selig, der niemand anderen besser kennt als sich selbst (Vielguet, 391 ff.).

Aus der Naturerkenntnis, d. h. der Erkenntnis des Unvergänglichen in dem in uns und um uns Gegebenen, folgen für den Stoiker mit Konsequenz die so wichtigen Lehren von den Affekten und den Gütern. Wer die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit der εἱμαρμένη erkennt und sich ihr fügt, wird jede Gemütsbewegung, Wunsch, wie Furcht, Freude, wie Trauer, ausschalten, weil er das, was geschieht, nicht abwenden kann und es anderseits so, wie es geschieht, gut ist. Die Affekte sind also Torheit, Ataraxie und Apathie die Ideale des Weisen. Ebenso ist alles das, woran des Menschen Wunsch und Furcht, Freude und Trauer hängt, sind alle dem Wandel unterworfenen äußeren Güter wertlos. Diese Grundgedanken der stoischen Ethik kehren auch bei Opitz wieder.

Vor allem verwirft Opitz den Zufall. Alles, was geschieht, muß geschehen. Ein Weiser bedenkt alles vorher und ist daher auf alles vorbereitet.

> Ein weiser Mann sagt nicht: Ich hätt' es nie vermeynet,
> Es kömpt mir frembde für; was andern Leuten scheinet
> Gar wunderseltzam seyn, das sieht er an und lacht,
> Dieweil er zuvorhin schon längst darauff gedacht. (Trostged. IV, 57.)

Ähnlich Lips, Constantia II. 24: Doctum non mira aut nova esse haec mala. hominibus gentibusque omnibus semper communa. Auch Seneka führt diesen Gedanken oft aus (vgl. Tranquill. animi. XI., Natur. quaest. VI. 3). In seiner Trostschrift an Marcia IX. heißt es: cuivis potest accidere quod cuiquam potest. aufert vim praesentibus malis qui futura prospexit. Der Weise weiß vorher, daß ihn treffen kann, was andere bereits getroffen (Trostged. IV, 49), daß es töricht ist, vor Menschlichem zu grauen, das doch keiner vermeiden kann (Trostged. II, 245. Vgl. Seneka, Vita beata XV). Wer nicht allen Lehren widerstrebt, muß sich nach Opitz der Natur gefangen geben (Trostged. II, 53), muß Gottes unabänderlichen, aber weisen Rat erkennen (Trostged. II, 41 ff.). Est igitur in deo, sagt Lips, Constantia I. 13, fuit, erit, pervigil illa et perpes cura (sed cura tamen secura) qua res omnes inspicit, adit, cognoscit: et cognitas immota quadam et ignota, nobis serie dirigit ac gubernat. Id autem est, quod Providentiam hic voco. de qua queri non nemo per imbecillitatem, possit, nemo quaerere, nisi obsurduit et obbrutuit contra Naturae vocem omnem et sensum. Ähnlich wie Heraklit faßt auch Opitz das Wesen alles Seins als Bewegung, als Wechsel, wie er sagt (Trostged. II, 102.

Vgl. Seneka, Tranquill. animi XI, 9). Was dieſer auch bringt, es iſt gut. „Die Tugend liegt in keinem Bette: ſie wil herfür geſucht, gefodert und auff die Probe geleget werden" (Troſtſchrifft an D. Müller, 1690, I, 306. Vgl. ferner Troſtged. II, 377, 365). Bei Luſt und Ruhe verdirbt der „Ehren Lob" (Troſtged. I, 307/8), während die Schickſalsſchläge ein Prüfſtein ſind (Troſtged. I, 296). Mit einem ſchönen Bild drückt Opitz dieſen Gedanken, der an Goethes Auffaſſung von der Bedeutung des Böſen im Fauſt erinnert, in ſeinem Gedichte Vielguet 439 aus:

Ein Leben, das von Noth, von Creutze nicht kan ſagen,
Dem alles auff der Welt ergehet mit Behagen,
Iſt wie ein todtes Meer, das gantz ſteht unbewegt
Und niemals an das Landt mit ſeinen Wellen ſchlägt.

Dieſe Auffaſſung jener „Kraft, die ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft", hat Opitz offenbar Joeſt Lips entlehnt, der im zweiten Teil ſeiner Conſtantia eingehend darüber handelt. „Finem item cladium semper dirigi in bonum" heißt es cap. VII. und weiterhin: „Origine igitur clades bonae (quia „a deo" cap. VI.): aio etiam fine, quia ad bonum directae semper et salutem." Im cap. VIII. werden dann die drei Zwecke des Übels dargelegt: Die Erprobung des Guten, die Zurechtweiſung des Nachläſſigen, die Beſtrafung des Schlechten. Mit einem griechiſchen Gymnaſium wird die Welt und das Leben verglichen. „Athletas per multa aspera exercendi videmus, ut vincant: idem de nobis cense in hac cladium palaestra". Die gleichen Gedanken finden wir bei Opitz. Die Leiden ſind auch ihm nur eine Erprobung und Befeſtigung der Tugend; ohne ſie würde durch böſe Sitten unſer Untergang einſchleichen (Troſtged. I, 322). „Das Gute wächſt durch Noth" (Troſtged. I, 317). „Je mehr man Tugend treibet, je höher ſchlägt ſie auß" (Troſtged. I, 421). Ja ſogar der Vergleich mit dem Gymnaſium kehrt hier wieder und deutet in dieſem Zuſammenhange unverkennbar auf Lips als Vorbild. Als einen „Fechtplan" bezeichnet Opitz die Widerwärtigkeit. Daß bei derartiger Auffaſſung die menſchlichen Leiden nicht als eigentliche Übel gelten, iſt nur eine logiſche Konſequenz, welche die Stoiker wie ihre ſpäten Anfänger zogen (Troſtged. II, 409). Lips nennt ſie ſogar nicht nur falsa mala, ſondern bona verius (Const. II. 6).

Das Ideal des Weiſen iſt alſo die Ataraxie, die Constantia. Auch für Opitz iſt der ein weiſer Mann, der, ohne zu wanken, feſtſteht „als eine Wand" (Troſtged. II, 385). Bleibt doch die Tugend unbeweglich, unverletzlich und frei, wie ſehr man ſie auch bedrängt (Troſtged. II, 600. Vgl. Seneka, Const. V.).

Stoß einen edlen Sinn in Kummer und Gefahr,
Thu mit ihm, was du wilt, er bleibt doch, wie er war,
Treib einen weisen Mann von allen seinen Sachen,
Heiß ihn in's Elend ziehn, er wird dich nur verlachen.
Schleuß Ketten umb ihn her, verbirg ihn in ein Schloß,
Da niemand zu ihm kan, sein Geist geht allzeit loß.
(Trostged. II, 343.)

Als Mittel zur Erlangung dieser „Beständigkeit" empfiehlt Opitz nach dem Vorbilde Senekas (Tranquill. animi X.) die Gewohnheit (Trostged. IV, 37). Besser aber noch verhilft die Befreiung von den Begierden dazu. Das Bild eines solchen Weisen schildert Opitz in seinem Zlatna anschaulich: ohne Neid und Schadenfreude, ohne Wunsch und Furcht, entsprechend der Charakterisierung bei Seneka, dessen Weiser „nec cupit nec timet beneficio rationis" (Seneka, Vita beata I; Zlatna 365). An anderer Stelle desselben Gedichtes zitiert Opitz selbst Senekas Vita beata als eine Quelle (Zlatna 461; Seneca, Vita beata XVII.). Völlige Unterwerfung unter das Fatum verbürgt die größte Zufriedenheit mit sich selbst. Wie Seneka (Vita beata XV.), so sagt auch Opitz, es sei „am besten, gerne thun, dann wer nicht wil, der muß" (Trostged. II, 100).

Betrachten wir weiterhein Opitzens Stellung zur stoischen Güterlehre. Auch hier zeigt er sich ganz als Anhänger Senekas, in Einzelheiten zwar abweichend, in der Hauptsache aber mit ihm übereinstimmend. Auch er erkennt das, was wir ein Gut nennen und so heiß erstreben, nicht als solches an (Trostged. II, 317; IV, 73). Was außer uns ist, sind ἀδιάφορα; nur in uns liegt das wahre Gut, nur dies soll der Mensch zu beherrschen trachten (Vielguet 91 ff. Vgl. Lips, Constantia I, 7: Falsa bona et falsa mala — — appello, quae non in nobis sed circa nos, quaeque interiorem hunc hominem, id est animum, proprie non iuvant aut laedunt). Daher sieht der Weise das, was ihm heute genommen und morgen wiedergegeben wird, ruhig und sicher an (Vesuv. 95), weil er das wahre Gut in sich trägt, während alles Geld und Gut ein „Hertze voller Pein" nicht gut zu machen vermögen (Trostged. II, 276; III, 159). Unabhängigkeit von äußeren Gütern ist Freiheit der Seele. Den Reichtum nennt Opitz daher eine Bürde und vergleicht ihn mit einem zu langen Kleid, das den Leib beschwert (Lob d. Kriegsgottes 689; vgl. Seneka, Vita beata IV, XXI). „Da noch kein Goldt nicht war, da war die güldne Zeit" (Vielguet 58).

Wie hier den Reichtum, so betrachtet Opitz im Vielguet auch die übrigen Güter, äußere Ehre, Stand, Macht, Adel, Schönheit, Ruhm, Überfluß, Jugend, um endlich diese Güter als „böses Gut" zu bezeichnen (vgl. Trostged. II, 249). Selbst das Leben rechnet er nach stoisch-christlicher Anschauung zu den sittlich gleichgültigen Dingen. Der

Tod ist ihm darum kein Übel, da er wohl den Leib bezwingt, nicht aber den Geist (Trostged. III, 225). Nur der Tor wird also über den Verlust des Lebens klagen. Der Weise ist sich bewußt, daß er nur ein Pilgrim (Trostged. II, 572) und sein ganzes Leben eine Reise zum Tode ist (Trostschrifft a. D. Müller. 1690. I, 301. Vgl. Seneka, Rem. II, 6, Vitae limen initium mortis est; dial. X. 7, 3: Tota vita discendum est mori), daß er nur unter dieser Bedingung das Leben angetreten hat (Trostschrifft. 1690, I, 297. Vgl. Seneka, Ad Marciam X.). „Je weiser einer ist, je williger er gehet den Steg, den alle gehn" (Trostged. IV, 313. Vgl. Seneka, Epist. LXX.). Er wird Spott und Schande ärger fürchten als den Tod; denn, wie Lips (Constantia II, 19) sagt, „non illa aut ulla mors infamis, nisi vita tua sit" (Lob d. Kriegsgottes, 701). Ja, Opitz preist gar diesen als die Befreiung der Seele (Trostschrifft a. D. Müller 1690, I, 304; Trostged. IV, 250), preist ihn doppelt als Tod im Kriege (Trostged. IV, 272), vielleicht in Anlehnung an das kurz vorher entstandene und damals sicher weitbekannte Volkslied: Kein schönrer Tod ist in der Welt.

Auch darin zeigt sich Opitz unmittelbar als Schüler Senekas, daß er die Adiaphora nicht ohne weiteres verwirft, sondern daß er anerkennt, daß ihr Besitz, wenn auch nicht erstrebenswert, so doch besser als ihr Verlust ist. Der Weise wird nicht nach ihnen trachten, aber, wenn sich ihm die Wahl bietet, das Angenehmere vorziehen. Das, was Gott ihm gibt, wird er „mit Vernunft" benützen. Das Leben wird er wie einen lieben Gastfreund behandeln, dessen Wünsche er erfüllt, solange es ihm zu bleiben beliebt, dem er es aber freistellt, hinwegzureisen, sobald dieser es beabsichtigt (Trostged. IV, 259). Der Weise soll also sein Leben nicht beklagen, wenn es dem Ende zuneigt, aber er soll es auch nützen (Vielguet 210). Opitz erhebt hier besonders die Wissenschaft, weil sie im Glück schmückt und im Unglück Kraft gibt, weil sie den rechten Weg zeigt und zur Beständigkeit führt (Trostged. IV, 63. Vgl. ferner Vesuv. 74 ff. Seneka, Dial. XI, 18).

Die Frage nach dem höchsten Glück, dem summum bonum, wird von Opitz wie von seinen philosophischen Vorbildern verschieden beantwortet. Allgemein ausgedrückt ist es die Tugend (Trostged. II, 471), von der auch Seneka (Vita beata XVI.) aussagt: „In virtute posita est vera felicitas".

> Wil aber jemand Gut, das immer währet, finden.
> Das weder durch Gewalt noch Waffen sol verschwinden,
> Der binde nur sein Schiff der Tugend Ancker an.
>
> (Trostged. II, 325.)

Im Zlatna (316) nennt er des „Lebens wahre Ruh" als das höchste Gut, und wenn er sich dort auf die gelehrten Alten beruft,

so mag ihm Senekas Vita beata (VIII). vorgelegen haben, wo die Harmonie der Seele (animi concordia) als summum bonum gepriesen wird. Wenn endlich Gott als Quelle aller wahren Glückseligkeit selbst als höchstes Gut bezeichnet wird, so entspricht auch dies stoischer Anschauungsweise (Trostged. II, 95, und Überschrift. Vgl. Lips, Constantia II, 6: deus, non summum bonum solum, sed bonorum omnium auctor, caput, fons). Der Begriff des summum bonum fällt also zusammen mit der Kleanthischen Forderung der Harmonie mit der Natur in uns und außer uns.

Die Bedingungen solcher Harmonie schienen schon den Stoikern der römischen Kaiserzeit nirgends besser gegeben, als in der schlichten, mäßigen Einfachheit der ländlichen Einsamkeit, wo die Ruhe der Natur auch die Ruhe des Gemütes ermöglichte. So führt das Postulat λάθε βιώσας zur Verherrlichung des bekannten Horazischen beatus ille. Ganz im Sinne dieses Dichters schildert Opitz dieses Ideal, ein Ideal, das schon vor ihm einen Fischart gereizt hat. „Die Lust des Feldbawes" und „Zlatna" sind die Werke, die diese Gedanken ausmalen. Auch in diesen Anschauungen begegnet sich Opitz wieder mit Seneka, der ebenfalls den stillen Frieden dem geräuschvollen Marktplatz vorzieht. Vor allem fordern beide Trennung von der Menge, von „deß Pöfels Hauffen"; denn „sanabimus, separemur modo a coetu" (Seneka, Vita beata I; Trostged. II, 393). Drei- und viermal aber selig,

der, was sein Standt und Zeit
Nur immer leyden will, mit stiller Einsamkeit
In dem, was sein ist, lebt, und bey sich kan vernichten,
Wo Ruh und Einfalt wohnt, worauff die Leute tichten,
Das nichts als eytel ist.

(Vielguet 391 ff.)

Dieser Hang zur Weltflucht hat sein Gegenstück in dem Weltbürgertum, das ebenfalls stoisch ist, wie es überhaupt der ganzen Renaissance gemein ist, ohne daß es mit dem Vaterlandsgefühl in Widerstreit gerät. „Dante findet eine neue Heimat in der Sprache und Bildung Italiens, geht aber doch auch darüber hinaus mit den Worten: „Meine Heimat ist die Welt überhaupt" (Burckhardt, S. 108). Auch Seneka will sich bewußt bleiben, daß sein Vaterland die Welt sei (Vita beata XX.; Dial. XII, 9, 7), um für seine Tugend einen weiteren Spielraum zu gewinnen (Tranquill animi III.). In diesem Sinne spricht sich auch Opitz aus (Trostged. II, 543), indem er die logische Konsequenz aus seiner Güterlehre zieht. „Adfectum tuum si mutas, mutas patriam" (Lips, Constantia II, 19).

Martin Opitz stand in seiner Zeit und unter seinen Zeitgenossen keineswegs vereinzelt mit seinen stoischen Anschauungen da. Sehen

wir von mehr unbewußten oder aus der christlichen Lehre entlehnten Äußerungen ab, die auf die Stoa hindeuten, so darf man diese Ansichten fast als eine Zeitstimmung ansehen, die wir bei den meisten gelehrten Dichtern jenes Jahrhunderts antreffen. Ich habe an anderer Stelle bereits eine Skizze dieser Geistesströmung gegeben[1]) und will hier nur noch einmal darauf hinweisen, daß unter anderem gerade der Gedanke der Weltflucht vielfach Bearbeitung gefunden hat. Als wirklich bewußter Stoiker ist vor allem Jakob Balde, der edle Jesuit und begabte lateinische Dichter, zu nennen. Balde schöpfte seine ersten Anregungen ebenfalls aus Seneka und Epiktet. Aber man darf deshalb das Ganze nicht bloß als literarische Aneignung und Nachahmung ansehen. Im Dichter schlummerten gleiche Empfindungen, die durch die Lektüre stoischer Schriftsteller nur geweckt zu werden brauchten. Balde machte sogar den Versuch, durch Gründung einer Art Akademie die stoische Philosophie systematisch zu pflegen und ins Leben umzusetzen. Wenn Balde sich dann von dem „mobile lignorum genus, et viventia saxa" (Lyr. III, 12) lossagt, so zeigt sich darin nur, wie ernst er es mit seinen stoischen Anschauungen meinte. Nur gegen jene Versteinerung des Menschentums wandte er sich; im Herzen blieb er Stoizist, wie er ja auch in demselben Gedichte gegen die Stoiker wünscht:

Decurrat placidis innubila moribus aetas,
Temperiemque ferat:
Non suspecta metu, non importuna tumore,
Non odiosa minis.

Viel weitgehender als die Einwirkung der römischen Stoa auf die deutsche Dichtung der Renaissancezeit war der Einfluß der römisch-stoizistischen Dichtung. Auch hier ist Opitz an erster Stelle zu nennen, wenn er auch Vorgänger und von ihm unabhängige Zeitgenossen hatte, die gleiche Gedanken zum Ausdruck brachten. Es handelt sich hier um die Verherrlichung des Landlebens, nicht um die eigentliche Schäferdichtung, sondern um die idyllische Verklärung des Bauerntums. Daß auch in dieser Strömung die Stoa bahnbrechend gewirkt hat, tritt gerade in der deutschen Literatur charakteristisch zutage.

Die letzten Jahrhunderte des Mittelalters schilderten das Bauernleben nur, um ihren vollen Spott in oft recht unflätiger Weise darüber auszugießen. Aus kulturellen Gegensätzen entwickelte sich diese Bauernsatire. In dem gleichen Maße wie das Rittertum verarmte und seine Bedeutung verlor, nahm das Bauerntum an Wohlstand und damit Selbstbewußtsein zu und glaubte sich nunmehr berechtigt,

[1]) Die patriotischen Strömungen in der deutschen Literatur des 30jährigen Krieges. Diss. Greifswald 1913. S. 50 ff.

ritterliche Sitten nachahmen zu dürfen. Naturgemäß machte sich der Ärger des Adels, in dessen Händen die Dichtung damals ja noch vorzugsweise ruhte, in boshaften Satiren Luft, falls man nicht eine planmäßige Bedrückung und Auspressung der Bauern vorzog. Die bürgerlichen Dichter der Folgezeit, die Erben der ritterlichen Kunstgenossen, ließen sich diese ganz im Geschmack des ausgehenden Mittelalters liegende Satire nicht entgehen. So bildete sich eine reiche „Neidhartliteratur" aus, die oft die Stoffe für die Fastnachtsspiele hergab. Die Rechtsanschauungen, die durch den Humanismus übermittelt wurden, begünstigten diese Strömung in weitem Maße, da man sich daran gewöhnte, die deutschen Bauern mit den römischen Sklaven der Kaiserzeit, die eben die Landarbeit besorgten, gleichzustellen. Nur vereinzelt erhoben sich Stimmen zugunsten des unwürdig bedrückten Nährstandes.

Sonderbarerweise lehrte die Renaissance bald die Bauern nicht nur günstiger einschätzen, sondern sogar in ihrem Leben das Ideal eines glücklichen Daseins erblicken. Dieser Wandel geht letzten Endes auf stoische Einflüsse zurück. Daß die Verherrlichung des Landlebens und die Stoa in engsten Beziehungen zueinander stehen, zeigt gerade Opitz deutlich, der in seinen stoizistischen Dichtungen meist zugleich der Lobredner des ländlichen Idylls ist. Das klassische Altertum verachtete die körperliche Arbeit und überließ sie den Sklaven. Der Ackerbauer machte zwar von dieser Wertung der arbeitenden Klassen ursprünglich eine Ausnahme. Tatsächlich aber wurde auch seine Arbeit nur als Sklavenwerk betrachtet, da mit dem Verschwinden des Kleinbauernstandes und dem verhängnisvollen Einreißen einer verderblichen Latifundienwirtschaft die Bestellung des Grundes und Bodens allein den Sklaven zufiel. Erst bei den Kynikern finden wir eine günstigere Arbeitswertung; bezeichnenderweise machten sie gerade Herakles, der so manche Mühe (*πόνος*) hatte erdulden müssen, zu ihren Schutzheiligen. Praktisch fruchtbar wurden diese Anschauungen aber erst bei den Stoikern, nicht zum wenigsten wohl deshalb, weil sie großenteils Nichtgriechen waren — Zeno selbst war Phönikier — und ihnen daher das griechisch-römische Vorurteil gegen die Arbeit ferne lag. Chrysipp nennt in seinem Tugendkatalog auch die *εὐπονία*, die gewöhnlich mit „Fleiß" übersetzt wird, und sein Schüler Herillus von Karthago zählt geradezu unter die „naturgemäßen Dinge" auch die „Liebe zur Arbeit". Es ist bekannt, daß Kleanthes sich seinen Lebensunterhalt durch Wassertragen in den Gärten erwarb. Auf ihn spielt Epiktet ausdrücklich an und stellt ihn einem Schüler, der den Hunger fürchtete, als Vorbild hin. Musonius hielt sogar den Beruf des Landmannes für denjenigen, der sich am besten für einen Philosophen eignete. So leiteten die Stoiker zu einer neuen Wertung der Arbeit, ja geradezu

zu einer Wertschätzung derselben, hin und lenkten damit die Blicke in erster Linie auf den Landmann, der ja bekanntlich auch für die römischen Sozialpolitiker im Mittelpunkt des Interesses stand.

Ob diese Gedanken der Stoiker direkt auf die deutschen Renaissancedichter eingewirkt haben oder diese sie aus der römischen Dichtung der Kaiserzeit entnahmen, ist sicherlich in letzterem Sinne zu entscheiden. Die Ansicht des Musonius fand bereits in Horaz einen dichterischen Verklärer, der die stoischen Theorien in praktischer Anwendung darstellte. Er regte nicht nur den bedeutendsten Vorgänger Opitzens auf diesem Gebiete, Fischart, zu seinem „Fürtrefflichen artlichen Lob deß Landlustes in Siben Bücher Von dem Feldbau" an, sondern bildete auch für den Vater der deutschen Renaissancedichtung selbst das wesentlichste Vorbild[1]). Opitzens „Lust deß Feldbaues" erscheint in den Eingangszeilen fast wie eine Übersetzung des berühmten „beatus ille". Dieselben Gedanken spinnen „Zlatna" und „Vielguet" weiter aus. In allen diesen Dichtungen erscheint der Landmann als die Verkörperung der Kleanthischen Forderung. In ihm hat das Streben nach der Harmonie mit der Natur, nach einem äußeren und inneren Ausgleich sein Vorbild gefunden. Alles, was in den stoischen Grundsätzen zum Ausdruck kam oder doch herausgelesen wurde, schien in ihm verwirklicht. Man sehnte sich nach der ursprünglichen natürlichen Freiheit des Menschen; man wünschte der Fesseln des gesellschaftlichen Zwanges ebensosehr wie der Bedrängnisse des äußeren Lebens ledig zu werden, nicht, um in absoluter Ruhe sein Dasein zu verbringen, sondern um eine mit der Natur des Menschen harmonische Tätigkeit zu finden. Dieses Ideal schien in dem Landleben erfüllt. Hier glaubte man alles das zu haben, was die stoische Lehre forderte: Zurückgezogenheit in sich selbst, Unabhängigkeit von der Menge, Einklang mit der Natur, Freiheit von falschen Begierden, Selbstzufriedenheit, kurz das höchste Glück. Opitz, der gerade in diesen Dichtungen trotz vieler prosaischer Stellen das Beste seines didaktisch-epischen Könnens gibt — man vergleiche besonders im Zlatna das schöne Abendbild, Vers 139—144, ferner die im ganzen gelungene Schilderung des Abends im Bauernhause, daneben dann freilich die völlig unpoetische Aufzählung, Vers 115—120 — hat für seine Zeit weithin Schule gemacht. Seine Nachfolger griffen allerdings meist wieder über ihn hinaus zu seinen lateinischen Vorbildern.

Nicht verwechseln darf man mit dieser Gattung eine andere Art von Lobgedichten auf den Bauernstand, die meist volkstümlich ge-

[1]) Vgl. A. Lehnert, Die deutsche Dichtung des 17. und 18. Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu Horaz. Königsberg 1882.

halten sind[1]). In ihnen bildet nicht die ethische Überlegenheit ihres Lebens über das der Städter den eigentlichen Inhalt, sondern vielmehr der rein materielle Nutzen ihrer Tätigkeit. Ob diese Lieder und Sprüche in einer näheren Beziehung zu den stoischen Renaissanceströmungen stehen, ist schwer zu entscheiden, darf aber doch wohl verneint werden.

Opitz ist das enge Verhältnis des Stoizismus und der Verherrlichung des Landlebens bewußt gewesen; dient diese ihm doch zur konkreten Darstellung der abstrakten philosophischen Lehren der Stoa. Weniger deutlich treten die Wechselwirkungen in der für die Renaissancezeit des gesamten Abendlandes so typischen eigentlichen Schäferdichtung hervor. Und doch ist diese aus dem gleichen Boden entsprossen und dank der Befruchtung durch die Stoa, freilich selten unmittelbar, zu neuer Blüte gelangt. Da auch für diese Gattung Opitz einen weitgehenden Einfluß auf die deutsche Literatur ausgeübt hat, darf sie hier nicht übergangen werden. Stoa wie Schäferdichtung erscheinen beide als Erzeugnisse einer übersättigten Zeit, einer Periode der Überkultur. Das Geschlecht, dem in der Verfeinerung der Daseinsmöglichkeiten, in der Befriedigung des Genußlebens keine neuen Ziele und neuen Reize mehr winken, sucht diese nun auf der entgegengesetzten Seite. Das Streben nach Neuem, nach Sensationellem führt so notwendig von dem Überdruß der Kultur zur Behaglichkeit der Natur. Es ist gleichsam das Sehnen des Mannes, der das Leben genossen hat, nach der entschwundenen harmlosen Kindheit. Wenn auch wohl eine direkte Verwandtschaft zwischen Stoa und der Schäferdichtung nicht angenommen werden muß, eine Wesensverwandtschaft ist wohl nicht zu leugnen. Gerade in dem Ziel, dem schlichten, unverdorbenen Naturmenschen, begegnen sich beide. Daß dieser Naturmensch anders aussieht als der Eichelfresser Rousseaus, dafür darf hauptsächlich die zu große Abhängigkeit von den klassischen Vorbildern verantwortlich gemacht werden. Auch war es den Schäferdichtern zu keiner Zeit so ganz ernst mit ihrer Rolle; sie betrachteten sie als eine Maske, die ihnen gut zu Gesichte stand. Deshalb darf man doch hinter der oft manierierten Tändelei ein ursprünglich ernstes Grundmotiv als Kern suchen, und dieses ist es gerade, worin sich die Schäferdichtung mit der ihr so wesensfremd erscheinenden Stoa berührt. Bei Opitz zeigen sich mehrfach beide eng vereinigt. Im Zlatna wird (Vers 369 ff.) ein Idealmensch der stoischen Ethik durchaus realistisch, soweit jene Zeit in der Dichtung realistisch sein konnte, geschildert, sogar recht gelungen geschildert. Zwischen den Kühen tummeln sich

[1]) Vgl. J. Bolte, Der Bauer im deutschen Liede, Acta Germanica, Bd. I, S. 175, Berlin 1890.

die Lämmer im hohen Graſe, während der ſchwarze Schäfer, auf ſeinen Stab gelehnt, bei der hohen Linde ſteht. Aber hier miſcht ſich ſofort ein Motiv der Schäferdichtung ein: In die Rinde des Baumes ſchnitzt er den Namen ſeiner Galathee ein, die er in einem Hirtenliede verherrlicht. Intereſſanter iſt die umgekehrte Erſcheinung, daß ſich in ein Liebeslied mit der Schäfermaskerade ſtoiſche Gedanken drängen. Am bezeichnendſten iſt hiefür vielleicht Opitzens Lied: „Wol dem der weit von hohen Dingen“ (Witkowski, S. 130), das ſchon in der Anfangszeile das Grundmotiv des beatus ille zum Ausdruck bringt und ganz in ſtoiſchem Sinne die Wertloſigkeit der Adiaphora ausmalt, wenn auch mit einer leiſen Wendung, die der erotiſche Charakter des Liedes notwendig machte. Das Vorbild der Dichtung iſt natürlich wieder wie bei der Luſt des Feldbaues Horaz. Bemerkt ſei, daß dieſes friſche Liedchen, eines der gelungenſten unter Opitzens Dichtungen, auf ſeine Zeitgenoſſen außerordentlich gewirkt hat. Das beweiſen die zahlreichen Nachahmungen, von denen hier nur die von Simon Dach in Alberts Arien (II 9) und von Finkelthaus in den Deutſchen Gedichten erwähnt ſeien. Unbewußt trugen ſo andere Dichter die ſtoiſchen Gedanken weiter, ſo daß ſie mittelbar einen nicht ganz gering zu wertenden Einfluß auf das deutſche Geiſtesleben jener Tage gewannen. Allerdings war auch kaum eine andere Zeit als gerade die des dreißigjährigen Krieges ſo reif für die Wiedergeburt der Stoa. Und auch für Opitz war es gewiß nicht ganz zufällig, daß gerade in den trübſten Perioden ſeines Lebens die ſtoiſchen Gedanken am ſtärkſten hervortraten, gleichſam als ſuchte er in der Ethik jener Philoſophen den inneren Halt, den das grauſame Geſchick ihm zu entreißen drohte. In der Einſamkeit des Kimbriſchen Winters und der Enttäuſchung des ungaſtlichen Daziens gewährte ihm die Stoa den geſuchten Troſt. Hat man alſo deshalb, weil Opitz zu ſchwach war, um das Ideal eines ſtoiſchen Weiſen ganz zu erfüllen, auch ein Recht, die Wahrheit und Echtheit ſeiner ſtoiſchen Anſchauungen zu bezweifeln? Sicherlich war es eine tief innerlich gefühlte Wahlverwandtſchaft, die ihn zu Seneka und den übrigen Stoikern hinzog. Erkennt man aber, daß Opitz die ſtoiſchen Lehren mit Überzeugungstreue in ſich trug, ſo wird man den ſo viel geſchmähten Charakter des freilich in mancher ſchweren Stunde haltloſen Mannes gerechter würdigen lernen und, wenn ihm nicht verzeihen, ſo ihn doch verſtehen.

Johann Balthaſar Schupp.

Neue Beiträge zu ſeiner Würdigung

von Carl Vogt in Bonn[1]).

(Nachtrag zur Bibliographie).

Im folgenden biete ich zu den Mitteilungen über Schupps Schriften (Euphorion XVI, S. 245 ff.) teils Berichtigungen, teils Ergänzungen, darunter eine Anzahl von Gelegenheitsgedichten, akademiſchen Programmen uſw. Nicht als ob ich in ihnen hervorragende Leiſtungen oder etwas für den Verfaſſer Charakteriſtiſches ſähe, aber ſie können ſich neben dem Durchſchnitte damaliger Gelegenheitsgedichte wohl ſehen laſſen, ſie gehören wie die Halbſchatten zu dem Bilde des Mannes und liefern das Material zur Beurteilung ſeiner dichteriſchen Perſönlichkeit im engeren Sinne. Denn ſeine geiſtlichen Lieder, die ſeither faſt allein bekannt waren, repräſentieren doch nur eine Seite, und was Lühmann (S. 65) über Änderungen mit Rückſicht auf Metrum und Reim in ihnen bemerkt hat, iſt einſtweilen nicht beweiskräftig. Es müßte erſt unterſucht werden, ob dieſe Änderungen nicht wie ſo manche andere von einem ſeiner Söhne ſtammen (vgl. Euphorion XVII, S. 533 ff. und den Neudruck der „Corinna"), und das um ſo mehr, als Schupp in der Vorrede zu den „Morgen- und Abend-Liedern" (H, S. 935) ſagt, er habe abſichtlich an ihnen nichts ändern wollen.

In der Anordnung halte ich mich an die zeitliche Folge und merke an, an welcher Stelle der Bibliographie die Ergänzung oder Berichtigung einzureihen iſt. Unter Einzelüberſchriften laſſe ich die bibliographiſchen Nachweiſe, die Dichtungen uſw. nebſt kurzen Bemerkungen folgen. Aus den langen Titeln nehme ich auf, was geeignet iſt, Erläuterungen zu ſparen. Eine Würdigung der Dichtungen ſei dem Nachworte vorbehalten.

Von den Sammlungen Schuppſcher Schriften fand ich auch die Ausgabe:

> JOH: BALTH: SCHUPPII, / Eloquentiæ & Hiſtoriarum Profeſſoris / in Academia Marpurgenſi, / **ORATIONES / VARIÆ**, / 1. DE OPINIONE. / 2. DE LAUDE ATQUE UTI- / LITATE BELLI. / 3. INEPTUS ORATOR. / 4. DE LANA CAPRINA. / 5. XENIUM, SIVE DE USU / ET PRÆSTANTIA NI- / HILI. / (*Vignette*) / HAGÆ-COMITIS, / Apud PETRUM VAN THOL. / ANNO 1705. (Exemplar des Kgl. Staats-Archivs zu Marburg: 154 Blatt in 12°; vgl. Euphorion Band XVI, S. 249 f.)

[1]) Vgl. Euphorion, Band XVI, S. 6 ff., 245 ff., 673 ff.: Band XVII, S. 1 ff., 251 ff., 473 ff.; Band XVIII, S. 41 ff., 321 ff.

Nach dem Titelblatte folgen auf S. 3—35 „De laude atque utilitate Belli" ohne Titel, der vielleicht ausgerissen ist; S. 37—90 „Ineptus Orator"; S. 91—120 „De Lana Caprina"; S. 121—153 „Xenium"; 3 weiße Blätter; und der angebundene Einzeldruck:

JOH: BALTH: SCHUPPII, / Eloquentiæ & Historiarum Professo- / ris in Academia Marpurgensi. / **DISSERTATIO** / DE / OPINIONE. / *Editio Tertia.* / (*Buchdruckerstock*) / HAGÆ-COMITIS, / (*Strich*) / Apud PETRUM à THOL, / M DCC V.

Nach Aussprüchen von Daniel Heinsius und A. Vilerius über die Opinio auf Blatt A 2 folgt auf S. 1—147 die Oratio ohne Dedicatio usw. — Das Ganze ist eine wertlose buchhändlerische Spekulation und nur als Zeugnis für das Interesse an Schupp von Bedeutung.

3a. 1635, Dez. 27./31.

Epicedion für Johannes Dieterich (zu Euphorion Bd. XVI, S. 255).

Epicedia in luctuosissimum obitum Admodum Reverendi et Clarissimi Viri Dn. Johannis Dieterici, SS. Theologiæ Doctoris Eximii, Ecclesiæ Giessensis Vicinarumque Superintendentis vigilantissimi Testandi doloris ac desiderii ergo a Dnn. Professoribus, Amicis, Fautoribus & Studiosis diversis in locis scripta & composita. Marpurgi Cattorum, Typis exscribebat Casparus Chemlinus. M. DC. XXXVI. [$4^1/_2$ Bogen in 4°; Exemplar der Universitäts-Bibliothek zu Gießen.]

XII.

DVm DITRICUS obit, vitam quoque morte reposcit
Nomine qui rutilat æterno & secula complet
Eximiis factis, veræ virtutis abyssus,
Mysta pius, rebus potius quam nomine magnus ⟨·⟩ [;]
Dum non gnatos habet, (læto cui germina succo
Pæoniæque artes morbique & vulnera parent,)
Vim mortis tardat facit & relevetur ut æger ⟨·⟩ [;]
Dum patriæ misera est facies, atque aëra fædi
Incæstant Manes; Tunc nos miserabile vulgus
Te facimus Fortuna Deam, carnemque caducam
Accusamus. At heu! nil nunc Natura, nec artes
Peccârunt unquam. Sed nos cunctantia fata
Vrsimus, & grandes peccando accendimus iras.

Domino patrono & affini suo mœstus F[ecit].
M. Joan. Balth. Schuppius, Eloq. & Hist. Professor.

Joh. Dieterich, der ältere Bruder des bekannteren Ulmer Superintendenten Konrad D., des Oheims von Schupps Braut, war 1572 geboren, ward 1626 Superintendent von Gießen, wo er am 27. Dezember 1635 starb und am 31. Dezember beerdigt ward. Die Personalien finden sich in „Christliche Leichpredigt . . . Johannis Dieterichen . . . durch M. Hartmannum Mogium . . . Marpurg 1636." (in 4°; Exemplar der Universitäts-Bibliothek Gießen) und bei Strieder III, S. 24 ff.; vgl. Beitr. z. hess. Schul- und Universitätsgesch. II, S. 119. Zum Inhalte sei bemerkt, daß damals wieder einmal die Pest ihre Opfer forderte; vgl. Festschrift der Univ. Gießen I, 242 ff. Das Epicedion ist das erste Dokument aus

Schupps Professur. Seither waren wir für den Termin seiner Ernennung auf Rückschlüsse angewiesen; vgl. Beitr. z. hess. Schul- und Universitätsgesch. II, 142ff. Doch hat Wilh. Diehl aus den Stipendiatenakten inzwischen weiteres Material mitgeteilt, aus dem sich ergibt, daß Schupps Vorgänger Höping seinem Posten nicht gewachsen war und am 30. September 1635 zum letzten Male die Stipendiaten examiniert hat. Das erste Examen, an dem sein Nachfolger beteiligt war, fand am 31. Dezember 1635 statt; vgl. Beitr. z. hess. Schul- u. Universitätsgesch. II, S. 292—295, 323—327.

3b. 1636, März 16./19.

Epicedion für Jeremias Caussenius (zu Euphorion Bd. XVI, S. 255/256).

Christliche Leichpredigt . . . Jeremiæ Caussenii . . . Durch Ertwinum zur Wonung . . . Marpurg 1637. [in 4°; Exemplar der Univ.-Bibliothek Gießen].

[Blatt G] EPICEDIA IN Luctuosissimum obitum *Nobilis, Clarissimi & Consultissimi Viri*, **DN. JEREMIÆ CAUSSENII, J.U.D.** ILLUSTRISSIMO ET CELSISSIMO Principi ac Domino, Domino **GEORGIO**, HASSIÆ LANDGRAVIO . . . à Consiliis, Præfecti Reichenbergensis, Advocati Cameræ Imperialis ordinarii, & quondam Professoris Philosophiæ Moralis in Academia Marpurgensi. SCRIPTA *à Viris Magnificis, Nobilibus, Admodum Reverendis, Amplissimis . . . Dnn. Professoribus in hac Academia, olim Collegis, Affinibus & Amicis.*

[S. 53] X.

Fletum siste Themis, rimari sistito causam
Caussenii vitæ tramite decidui.
Scilicet humanæ trahitur sic linea vitæ,
Et versat dubias mors inopina vices,
Fata manent omnes, humili seu stirpe parentum,
Sive sit a magnis nobilis ortus avis.
Pondera nec reprimunt prægrandia divitis auri,
Nec reprimit mortis spicula tetra Themis:
Talia peccati labes ab origine prima
Noxius hæc meruit præmia lapsus Adæ,
Ergo luctisonos gemitus expelle marita,
Mors struit ad cœli regna beata viam.

Festinantissimâ manu mœstus adjecit
Iohan-Balthasar Schuppius, Eloq. & Hist. P. P.

Das Datum des Todes und der Beerdigung ergibt sich aus dem Titel der Leichpredigt.

2a. 1636, Apr. 25.

Schupp an Landgraf Georg II. (zu Euphorion Bd. XVI, S. 254. Das eigenhändige Original liegt im Großherzogl. Haus-Archiv zu Darmstadt: Georg II, Conv. 114. Zufolge freundlicher Mitteilung des Herrn Dr. phil. W. M. Becker-Darmstadt).

Illustrissime et celsissime princeps ac domine domine clementissime. Nuper cum non minus eloquentiæ quam historiarum professioni præficerer, omnes ingenii vires intendere cœpi ut chronologiæ studium juventuti aca-

demicæ etiam atque etiam commendatum irem. Nam chronologia et geographia duo oculi sunt historiarum. Chronologiam et Geographiam qui negligit, is in tempore vivit et quid tempus sit ignorat, in mundo vivit et quid mundus sit ignorat, id est, nunquam desinit esse puer. Cæterum tot fere sententiæ sunt quot chronologi. Proinde generalem seriem chronologicam in chartam hanc conjeci, non ob aliud quam ut bona ingenia ad amicam collationem provocando vel docerem vel docerer. Eamque illust. cels. t. augusto nomini inscribere ausus sum, ut vel ex re minima argui posset gratum meum pectus, quod cels. t. pro honorifica vitæ statione in academia hac mihi assignata debeo et æternum debebo. Sæpe quidem dubitavi an munusculum hoc dignum sit ut possit substerni pedibus tanti principis, cujus actiones omnes posteritatis documenta erunt. Ast tandem a genio meo impetravi, ut chartam hanc ill. cels. t. clementi oculo non indignam æstimaret, quia contineret catalogum tot heroum quorum virtutes partim imitaris partim superas. Magnos in eo videbis, fortes numerabis, prudentes, justos et quos non? quorum elogia cels. t. tribuentes nondum adæquavimus excelsæ mentis tuæ divitias. Quas sacro et religioso silentio venerantes assiduis precibus cœlum fatigamus, ut sero augeas stellarum numerum atque interea vel de nostris annis tibi Jehova adaugeat annos. Vale ita celsissime heros et vive feliciter. Dab. Marpurgi VII. Cal. Maj. MDCXXXVI. Illustrissimæ celsitudinis tuæ subjectissimus servus

M. Joann-Balthasar Schuppius.

Es handelt sich um die Überreichung der „SERIES CHRONOLOGICA Imperatorum in tribus prioribus Monarchiis", deren Zweck durch die unerwartet rasche Anstellung hinfällig geworden war. Wir begegnen in dem Briefe bereits derselben Wertschätzung der Geschichte wie in Schupps späteren Schriften. Wörtliche Parallelen finden sich in ‚INVITATIO PUBLICA'. S. 1; ‚DEUCALION CHRISTIANUS', S. 3; ‚Vom Schulwesen', S. 31; ‚Unterricht. Student', F 1701, II, 405 f. Speziell ist das im ‚DEUCALION CHRISTIANUS' behandelte Thema bereits hier ins Auge gefaßt. Im Unterschiede vom damaligen Briefstile ist das Schreiben frei von Servilismus und von Lobhudeleien. Ja die Anrede ‚Tu' an einen Fürsten ist ein kühnes Stück. Sie macht ernst mit der Ansicht über das ‚vossitare', die er später im ‚ORATOR INEPTUS' (S. 16) und in ‚DE OPINIONE' (S. 57) ausgesprochen hat. Im lateinischen Briefstile hat er das, soweit es sich nachprüfen läßt, immer so gehalten, indes er im deutschen der Sitte folgend sich der unpersönlichen Anrede bedient und mit ihr bei Höherstehenden die 3. Person Pluralis, sonst die 3. Singularis verbindet. (Vgl. die Briefe bei Becker, Diehl, Reifferscheid, Nebel usw. und die Widmungen der einzelnen Schriften.)

4. 1636, Mai 5./8.

Epicedion für Ertwin zur Wonung (zu Euphorion Bd. XVI, S. 256).

Christliche Leichpredigt . . . Bey Volckreicher Leichbegängnüß, Des Weiland Wol-Ehrwürdigen vnd Hochgelehrten, Herrn **Ertwin zur Wonung**, Der H. Schrifft Doct. auch Pfarrherrn vnnd Superintendenten zu S. Goar. Welcher den 5. Maji, des 1636. Jahrs, sanfft vnd selig, in Christo seinem Erlöser, eingeschlaffen, vnd den 8. ejusdem Christlich zur Erden bestattet worden ist, In der Stiffts Kirchen zu S. Goar, gehalten DURCH M. Johannem Conradum Bachmannum, Stiffts vnd Schloß-Predigern daselbst . . . Getruckt zu Marpurg, durch Simon Zachmann, Im Jahr, 1636. [in 4°; Exemplar der Universitäts-Bibliothek Gießen; im Anhange stehen:]

EPICEDIA Honori & Memoriæ *REVERENDI ET CLARISSIMI VIRI* **DN. ERTWINI zur Wonung** SS. THEOLOGIÆ DOCTORIS EXimii, nec non Pastoris & Superintendentis Goarini vigilantissimi, pie in Jesu Christo defuncti, *Consecrata* AB AMICIS ET AFFINIBUS.

[S. 36] X.

INsurgunt hostes, oritur terroris imago
Squalida, nec dubii cessant simulacra pericli.
Bis Lanum Musæ turbatum milite bardo
Deseruêre suum; hinc vates sibi quisque malorum
Ilicet & fidas quærit pro sorte latebras.
Quid certum miseris? superat montesque lacusque
Heu malefida cohors, trepidas evertat ut urbes,
Et quaqua versum Germanas territet oras.
ERDWINE, in terris cum fida habitacula non sint,
In cœlo patriam fidei molimine quæris,
Felix! O nimium felix! Tibi fata quietem
Dant, quam nec furiæ scelerant aut noxia produnt
Damna: Tuæ duratura est hæc gloria vitæ.
Non equidem invidit virtutis præmia tellus,
O ERDWINE, tibi, quem nunquam fama silebit.
Hoc virtutis opus; quæ postquam fata peregit
Indulsit meliora tibi. Nunc ossa cubabunt
Molliter in terræ gremio; cum venerit hora,
Quæ certo veniet, tandem rediviva resurgent.

Lugens cum lugentibus subito calore effundebat
M. Johan-Balth. Schuppius, Eloquent. & Hist. Prof.
Marp. ordinarius.

Seit der Schlacht bei Nördlingen war Hessen-Darmstadt der Tummelplatz der Alliierten und Kaiserlichen, und gerade im Mai 1636 kündigte Landgraf Wilhelm von Cassel den Waffenstillstand, um zum Entsatze der von den Kaiserlichen belagerten Stadt Hanau herbeizueilen. (Vgl. Festschrift d. Univ. Gießen I, S. 244ff.; Rommel VIII, S. 347—415.)

4a. 1637, Jan. 21.
Schupp lädt zu einer Rede des cand. phil. Werner ein (zu Euphorion Bd. XVI, S. 256).
[Universitäts-Archiv Gießen: Philosophische Fakultät: Promotionen][1]).

Johann Balthasar Schuppius, Eloquentiae et Historiarum Professor Philosophiae studiosis in Academia Marpurgensi Salutem et officia.

Extat apud Comicum Latinum, cujusdam parasiti dictum lepidissimum, quo in senem a se modis omnibus exagitatum festivissime ludit. Exequias Chremeti quibus est commodum ire, jam tempus est; Liceat mihi in re gravi et imprimis seria idem nunc usurpare. Exequias literis quibus est commodum ire, jam tempus est. Causam hujus rei si quaeritis, verbo respondebo. Graecarum Literarum contemptus est. Ut olim de Lacedaemoniorum civitate et republica, Delphici Apollinis oraculum pronunciabat, tum interituram esse brevi, cum pecuniam tractare et amore ejus tangi inciperet: Ita viris magnis visum semper fuit, tum interituras disciplinas

[1]) Zufolge freundlicher Mitteilung des Herrn Dr. phil. G. Lehnert-Gießen.

cum sordere Graecae literae inciperent. Magno parente digna progenies, Josephus Scaliger, in quo disciplinae omnes ac scientiae tanquam in delubro quodam et sanctissimo oraculo habitarunt, nihil magis Batavis suis commendasse dicitur quam Graecarum Literarum indefessum studium. In ultima senectute, nihil magis amasse fertur, quam Xenophontem, cujus facundiam Gratias iis manibus formasse dixit, quibus ut Poetae volunt, Veneri ministrarent. Jam jamque anima abituriente pugnavit sanctissimus Senex cum Homero, rusticatus est cum Hesiodo, amavit cum Anacreonte, ploravit cum Euripide, cum Aristophane risit, in coelum surrexit cum Pindaro, in Theocrito et Bione, procacem illam Musam cum suavitate et simplicitate linguae conjunctam exosculatus est. Sed quid dico de Scaligero, homine qui in Scholis vixit? Easdem literas, tanquam artium omnium et scientiarum altrices unicas et vindices, amplexae fuerunt tot aliae praeclarae animae, quae propius coelo delapsae, rhedam pro pulpito conscenderunt. Sed nunc ea aevi nostri est ignavia, ut cum Accursio quae Graeca sunt, neque legere neque intelligere velimus. Sive hoc fatum, sive poena seu vicissitudo rerum et fatalis quaedam est necessitas, ad barbariem redimus. Non nobis tanti est Plato, non Aristoteles, non ipsa sapientia, ut linguam hanc discamus. Pluris nobis sunt interpretes, illi omnis ignorantiae parentes. Quoties hanc saeculi nostri scabiem intueor, singularis quidam aestus animum meum rapit. Incipimus in ipsis Scholis quaerere Scholas. Sed tacendum est. Quae animus meus commotus non eloquitur, ea tanget doctissimus Juvenis Philippus Christianus Wernerus Philosophiae Candidatus, cui, ut hora XII. faciles praebeantur aures, facile exorari poterunt ii, quibus mea cunctis inserviendi libido non ignota est. Valete. Dabam Marpurgi 21. Jan. 1637.

4b. 1637, Jan. 22.

Schupp lädt zu einer Rede des cand. phil. Nungesser ein (zu Euphorion Bd. XVI, S. 256).

[Universitäts Archiv Gießen: Philosophische Fakultät: Promotionen][1]).

Johann Balthasar Schuppius . . . officia.

Dominus Petrus Nungesser Philosophiae Candidatus literatissimus orationem satis eruditam conscripsit de vitanda invidia. Quam ut finita Contione benévolè audiatis, amice et perquam officiose oro. Caeterum vitet invidiam quotusquisque vult, ego eam tamdiu opto, donec eandem sperare quoque et ambire licebit. Invidia enim non solet societate sua dignari eos qui crassi et Boeotici sunt ingenii. Nemo est qui invidet stultitiae T. Claudii imperatoris, quem Antonia mater a natura inchoatum non consummatum pronunciabat. Nemo est qui invidet militi qui cum pro patria fortiter dimicandum clypeum abjicit cum animo et stationem relinquit. Nemo invidet homini qui vel luxuriae vel alii vitiorum speciei mentem immolat suam. Commiseratione, non invidia dignus est Tunetarum Rex Muleasses, cui apud Germanos Italosque exuli et aliena quadra, Caroli V. potissimum viventi, vix tamen sufficiebant centum aurei nummi ad pavonis unius condimenta. Tam procul a vitiis distat invidia quam longis spaciis a turpi honestum discriminatur. Ast vero ubi mascula virtus, ibi invidia est, ubi invidia ibi virtus. Duo haec indissociabili nexu sunt maritata. Cum apud Arragones, Ferdinandus puer, cum Ximenio viro cordatissimo deambularet: Rex Ferdinandus avus, e fenestra palatii eum conspicatus, voce intentiore, suspiriis intercepta, exclamavit: Euge nepos tali

[1]) Zufolge freundlicher Mitteilung des Herrn Dr. phil. G. Lehnert-Gießen.

comite! a cujus latere, si quid mihi credis, nunquam discedes. Quodsi ergo tam laetabile signum bonae indolis est, hominibus se associare, quorum vel sapientia cognita vel explorata morum tranquillitas: qui tamen consueverunt saepenumero speciosissimis nominibus res pessimas describere vitiisque vocabula recti indere: Quanto magis invidia omni laude major est, quae ipsam virtutem sequitur, nullo honestamento tucatam sed propria sua divinitate conspicuam atque illustrem? Politici nostri docent, posse in aulis vel diffidentia caveri invidiam vel tegi callida dissimulatione, vel stoico quodam stomacho concoqui, vel pertinaci silentio involvi, vel denique secessu evitari. Mihi vero satius videtur, servire in aula invidiae et eam provocare in apertum, ut ejus satellitio, ipsa virtus quasi illustri jubare exsplentescat. Quemadmodum enim nullus argento color est, avaris abdito terris, nisi temperato splendeat usu; ita virtus futile nomen, nisi invidiae decus adfuerit. Nautae exultant, cum geminas flammas Castoris et Pollucis conspiciunt, aut sua lambentes capita, aut in summa tentoriorum parte haerentes aut aliquando in navibus circa antemnas vel carchesium ambulantes. Tum enim laetissimum tranquillitatis concipiunt augurium, et sperant fore, ut venti cessent, fremitusque minacis aequoris, aufugiant nubes, ursaeque nitescant. Eodem modo gaudendum illi, quem invidia amplectitur. Non enim futurae sed praesentis felicitatis tam evidens signum est invidia, quam aurora diei albescentis. Quisquis es, qui cupis invidiam sociali excludere tecto, aut esto miser, aut virtutis desere nomen. Sed hac in re contrarium mihi, audietis Dn. Nungesserum, quae sententiarum dissonantia vobis non ingrata erit. Valete. Dabam Marp. 22. Jan. 1637.

Es handelt sich in beiden Fällen offenbar um Dissertationen von Magistranden, da das unter Höping vernachlässigte oratorische Seminar erst vom Sommersemester 1637 an wieder in Gang kam und erst ein volles Jahr später Früchte zeitigte. (Vgl. Schulgeschichte II, S. 152ff.; bestätigt durch Diehls Mitteilungen in Schulgeschichte II, S. 326ff.) Gleichwohl sind die beiden Programmata für die Beurteilung Schupps von Bedeutung. In dem ersten beklagt er einen Mangel seiner Zeit, der auch ihm zeitlebens anhaftete, und den er wegen ungenügender Vorbildung und wegen Überhäufung mit Arbeit nicht überwinden konnte. (Vgl. Euphorion XVI, S. 675ff.; XIX, S. 477. 480.) Zum Schaden des hessischen Schulwesens war der Gräzist Christoph Helwig zu früh gestorben. Hier sehen wir aber, daß Schupp den Mangel empfunden hat und bemüht war, wenigstens die Jugend zum Studium des Griechischen zu erziehen. — Das zweite Programm ist eins der besten Zeugnisse über Schupps Charakter: Er fürchtet sich nicht vor dem Neide, sondern er schätzt ihn als die beste Folie der Tüchtigkeit. Und diese Gesinnung hat er durch die Tat bewährt: Er hat ihm in Marburg seit Juli 1638 — (ob er das wohl schon im Januar 1637 kommen sah?) — und später seit 1657 in Hamburg die Stirne geboten. (Vgl. Schulgeschichte II, S. 186ff.; Streitschriften I, Einleitung.) Welch eine Verkennung dieses Charakters liegt in der Annahme, Schupp habe den Hamburger Kämpfen entfliehen wollen! (Vgl. Euphorion, 8. Ergänzungsheft, S. 26.) Allerdings hat er in Marburg und in Hamburg seinen Richtern verschiedentlich ‚sehr rappelköpfisch' sein Amt vor die Füße geworfen; aber das ist doch das Gegenteil von Flucht. (Vgl. Diehl, Beiträge, S. 312 und die Protokolle des Hamburger Ministeriums von 1657 und 1658, die ich demnächst im Euphorion veröffentlichen werde.)

5. 1637, März 26.

Parentatio Ferdinandi II. (zu Euphorion Bd. XVI, S. 256).

Die Rede selber muß als verloren gelten. Doch läßt sich aus den Akten des Gießener Universitätsarchivs (Klasse VII: Akademische Feiern) noch folgendes über

sie erheben: Am 7. März 1637 verfügte Landgraf Georg an die Universität Marburg eine dreimonatige Landestrauer um den verstorbenen Kaiser und Publikation an die akademischen Bürger durch gedruckten Anschlag. Dann heißt es: „Ihr sollet auch iemands aus ewerem mittel ersehen, welcher zu bezeügung dieses publici luctus eine namhafte oration halte, darmit also auch dißfalls der in Gott ruhenden Röm: Kay: Mt: die letzte ehr recht erwiesen werde." — Bei den Akten liegt folgendes gedruckte Programm in Folio-Plakatform, das nach Form und Inhalt von Schupp verfaßt ist (vgl. z. B. die wörtliche Berührung mit ‚DE OPINIONE', S. 16):

RECTOR TOTUSQUE SENATUS ACADEMIÆ MARPURgensis Civibus Academicis S. P. P.

Alexander Magnus, in limine mortis edixisse fertur: OPTIMUS REGNORUM MEORUM HÆRES ESTO. Dicite mihi, Jureconsulti, qvis, vi testamenti hujus, Alexandri hæres sit? Anne Perdiccas, quia Alexander moribundus detractum digito annulum ei donavit? Ast cum annulo totius imperii hæreditas ad Perdiccam Venire non potuit, quia dignæ optimo Principe Virtutes in eum simul transfusæ non fueruut. Nisi annulus peculiare aliqvid habuerit, ut ille Gygis. Qvi fundum mihi legavit, statim agricolam non facit. Annulum Alexander donavit, non regias Virtutes, quas et ipse omnes non habebat, et si habuisset, non potuisset aut codicillis aut testamento Perdiccæ dare. Donavit vero annulum, quia Perdiccas Indiam debellaverat, sive ut corpus Alexandri Hanimonem ferri cœlestesque ei honores habendos curaret. Nec hæres indubie esse potuit, quem postea forsan Roxane erat editura, qvæ sextum jam mensem ex Alexandro uterum gestabat. Quippe prudentissimus Princeps non cogitavit de nondum nato, cum optimum designaret. Potuisset fœminam dare, potuisset abortire Roxane, puer potuisset lucem non videre, et vel in ipso utero, vel in vitæ aditu extingui. Dementia autem esset, incertis et forsan non futuris spem imperii et tot regnorum hæreditatem mandare. Quid si jam natus, illis Virtutibus fuisset destitutus, a quibus optimus Princeps denominatur? Nec Roxane Alex. Vidua testamento illo designata. Fœmina enim erat, et utut excelsi animi, capacem tantæ magnitudinis & amplissimi principatus spiritum non habebat. Videtis, Cives Academici, quantis periculis exponantur regna, certis successoribus viduata. Quod Magnus Alexander istud orbis miraculum, victoriosissima manu potestati suæ subjecit, id omne hac ratione perdidisse videtur. Quemadmodum igitur Deo, solidæ debentur gratiæ, quod thronum Sancti Romani Jmperii post obitum Jnvictissimi Jmperatoris, Ferd. 2. repleverit principe & antecessore suo & tanta majestate dignissimo; Ita non possumus non laudatissimi illius Jmperatoris, per mortem nobilissimo toti Rom. Imperio erepti, curam & providentiam tam hac quam aliis in rebus grato animo laudare, cæterasque virtutes ejus æternitati dedicare. Id hodie hora I. Nomine Academiæ præstabit vir Clarissimus Dn. M. J. B. Schuppius Eloqv. et Histor. Professor ordinarius. Hortamur igitur omnes jurisdictioni nostræ submissos, ut freqventes adsint, Deoque Magistratum Remque publicam Seriis precibus commendent.

P. P. Marpurgi 26. Mart. An. 1637.

Am 28. April schrieb der Landgraf an die Universität: „Würdige . . . . . Waß wegen tödlichen hintritts, deß Weyland Allerdurchleuchtigsten, Großmächtigsten, vnd vnüberwindlichsten fürsten vnd Herrn, herrn Ferdinanden, dieß nahmens deß andern, erwöhlten Römischen Kayfers &c. Vnseres geweßenen Allergnädigsten herrn, Glorwürdigster recordation, wir an Euch, vnder dato

den vierten, nechstverwichenen Monats Martij gnedig rescribirt, vnd darneben vnder andern anbefohlen, daß Ihr iemanden auß ewerem mittel ersehen soltet, welcher zu bezeugung deß angestellten luctus publicj, eine namhafte zierliche Oration halte, vnd dan ein ansehnlich Carmen in truck gebe, damit also auch dießfals der in Gott ruhenden Röm: Kay: May: die letzte Ehre recht erwießen werde: Solches würd verhoffentlich euch noch in frischem andencken sein, wie wir dan auch nicht zweiffeln, daß ihr solchen vnßern gnedigen befehl gebührender maßen werdet effectuiret haben.

Wan wir dan die also publice gehaltene oration vnd Carmen, wie auch die programmata, zu Complirung der Acten, auch gern haben möchten: So ist unßer gnediger befehl, daß ihr die verfügung thun sollet, damit bemelte Oration, in folio fein sauber abgeschrieben, vnd vnserer geheimbden Cantzleij anhero förderlich eingeschickt werde."

Die Rede ist weder in Gießen, noch in dem Großherzogl. Haus-Archive zu Darmstadt erhalten, und in Marburg kann sie bei der Teilung der Universitätsakten nicht geblieben sein. Ebensowenig habe ich das Trauergedicht finden können. Mit ihm dürfte der Professor der Poesie Konrad Bachmann oder auch Schupp beauftragt worden sein. Bei einer anderen offiziellen Gelegenheit finden wir beide vertreten (vgl. unten Nr. 25a). Interessant ist an dem Programme die an der Geschichte orientierte Wertschätzung einer geordneten Thronfolge und die Überzeugung von der Inferiorität des Weibes. Letztere bekundet Schupp allerorten in seinen Schriften. Sie ist aber nicht identisch mit der Anschauung des Altertums, sondern mit dem paulinischen „Taceat mulier in ecclesia!", und dieser Ton sticht wohltuend ab von der unmännlichen Art, mit der andere Zeitgenossen von und zu dem „Frauenzimmer" zu reden liebten.

6a. 1637, April 21./Mai 3.

Epicedion für Landgräfin Anna Maria von Hessen (zu Euphorion Bd. XVI, S. 258).

Christliche Ehrengedächtnüs Der Durchleüchtigen Hochgebornen Fürstin vnd Fräwlein, Fräwlein ANNÆ MARIÆ Landgräfin Zu Hessen ... Gedruckt Zu Marburg bey Simon Zachmann. Im Jahr Christi. 1638. [in 4°; Exemplar der Universitäts-Bibliothek Gießen; darin:]

EPICEDIA Beatissimæ Memoriæ *ILLVSTRISSIMÆ ET CELSISSIMÆ*, **ANNÆ MARIÆ**, HASSIÆ LANDGRAVIÆ, ... Humilimè *CONSECRATA*.

[S. 165] VIII.

Ad illustrissimos parentes.

DEr Himmel frewet sich, nimpt zu sich mit begierd
Die vnbefleckte Seel, zu seiner sondern zierd;
Es frewt sich das Gestirn des hohen Stamms von Hessen,
Vnd setzt zur langen Reih' auch dieses Sternleins schein.
Ob dieser Himmels Frewd, wie kont jhr trawrig seyn,
O Hochgebornes Paar, des vnmuths nicht vergessen?

Subditus humilimus
Joh. Balthas. Schuppius, Professor Eloquent.
& Histor.

Anna Maria, das Töchterlein Georgs II., ist nach den Personalien (S. 48 bis 55 und S. 82 f.) am 9. Februar 1637 zu Gießen geboren, am 21. April ebendaselbst gestorben und am 3. Mai in Darmstadt beerdigt worden. Schupp hat das einzige deutsche Gedicht neben 8 lateinischen beigesteuert.

8a. 1638, Juli 22.

ORATIO DE FAMILIA . . . FRIDERICI HASSIÆ LANDGRAVII (zu Euphorion Bd. XVI, S. 270; dieselbe ist auf S. 260 vor Nr. 9 einzureihen; sie steht in:)

Fürstlich **Ehren-Gedächtnüs**, Deß Weyland Durchleuchtigen vnd Hochgebornen Fürsten vnd Herrn, Herrn **FRiederichs, deß Eltern** Landgrafens zu Hessen . . . Nachdem desselbigen Hochselige Fürstliche Gn. in diesem 1638. Jahr, . . den 9. Maji, Alten Calenders . . zu Homberg vor der Höhe . . Todts verblichen, vnd folgends den 6. Monats Junii, in der Pfarrkirchen zu Homberg . . beygesetzet worden . . Gedruckt zu Marpurg, Bey Nicolao Hampelio, der Vniversitet Buchdrucker, Im Jahr Christi M DC XXXIIX (Folio: Titel und 224 Seiten ; auf S. 201—210:)

ORATIO HABITA à JOHAN. BALTHAS. SCHUPPIO. ELOQUENT. ET HISTOR. P. P. in Academia Marpurgensi.

Das Datum ergibt sich aus dem Programme (S. 199 f.), in dem der Rektor Kornmann die akademischen Bürger einlädt: „. . . Prius officii nostri genus non ita pridem absolvisse videmur, dum Illustrissimi & Celsissimi Principis ac Domini, Domini FRIDERICI, . . . piæ memoriæ funus, habita publica Concione [a Iusto Feuerbornio, a. d. VIII. Non. Jun.] deflevimus. Nunc amor noster porro se extendit, & proinde constituimus, ut Vir Clarißimus Dn. Johan. Balthasar Schuppius, Professor Eloquentiæ in hac Academia, Publica Oratione Panegyrica memoriam optimi Principis illius recolat . . . Hæc & alia hodie prolixius contemplamini cives Academici, & hora I. in Solemni Auditorio ad Lanum, ad audiendum Orationem de Optimi Principis FRIDERICI vita & Obitu, frequentes convenite . . . PP. Marpurgi sub Sigillo Academiæ, die 22. Julii, Anno 1638."

Die in Bd. XVI, S. 270 genannte Ausgabe ist also bereits die zweite, seltsamerweise ein Einzeldruck nach der Sammlung und aus ihr. Der Widerspruch mit dem vom 19. März 1639 datierten Briefe des Kanzlers Anton Wolff von Todenwart ist noch nicht aufgeklärt. Die einzig denkbare Möglichkeit wäre die: Mitte 1638 ist der Kanzler in Ungnade gefallen und hat sich grollend nach Frankfurt a. M. zurückgezogen. Er hat deshalb, als er später wieder in freundlichere Beziehungen zum Darmstädter Hofe trat, von der Oratio panegyrica und ihrer Veröffentlichung in dem ‚Ehrengedächtnis' keine Kenntnis gehabt. — Die Rede beim Begräbnisse in Homburg hielt der Ortsgeistliche Laurentius Breusing. Aber zufolge landgräflicher Verfügung hatten alle Geistliche im Lande Trauergottesdienste zu halten. In dem ‚Ehrengedächtnisse' ward eine Auswahl von 16 Leichenpredigten gedruckt, darunter auch die von Greber in Darmstadt.

Unter den Epicedia der Professoren ist auch Schupp mit einem lateinischen Distichon vertreten:

AD tumulum FRIDERICE tuum, dum docta caterva
Flet, nos cum reliquis fundimus has lachrymas.
Lugens cum lugentibus, humlima manu raptim adjecit
Johann Balthasar Schupp. Eloquentiæ Professor.

12. 1638, Aug. 22.

THEATRUM HISTORICUM (zu Euphorion Bd. XVI, S. 262).

Die Ausgabe von 1639 ist nur eine Titelauflage derjenigen von 1638, der man einfach einen reichen Kupfertitel mit den Medaillonbildnissen von Helwig und Schupp beigegeben hat:

THEATRUM / HISTORICUM / CHRISTOPHORI / HELVICI, / *Revisum & In Annum* / CIↃ. CIC. XXXIX. *continuatum,* / Curâ / ***J. B. SCHVPPII.*** / MARPVRGI CATTORVM, / Typis & Sumptibus NICOLAI / HAMPELII, Academ. Typogr. / *(Strich)* / MDC. XXXIX.

14. 1836, Herbſt.

Caſſandra, ſive Diſſertatio Philoſophica de Moribus hujus ſæculi. (Vgl. Euphorion Bd. XVI, S. 263 f.)

So zitiert Freher (I, 628 b) offenbar nach einem Katalog. Schon am 21. März 1638 ſchrieb Schupp an Konrad Dieterich in Ulm, er habe „etzliche geringe tractätlein" im Meßkatalog angekündigt, aber ſie hätten noch nicht gedruckt werden können; vgl. Becker, S. 180. Auch die Worte in der Dedicatio von „De Opinione" (S. 4): „Interim dum promiſſum opuſculum ſupprimo, offero tibi . . ." ſind ohne Zweifel auf die „Cassandra" zu beziehen.

16. 1639, Febr. 24.

Epithalamion für Dominicus Porß (zu Euphorion Bd. XVI, S. 265).

DEO Opt. Max. annuente / VIR NOBILISS. ET STRENVVS / **DN. DOMINICVS Porß,** / ILLVSTRISSIMI ET CELSISSIMI PRIN- / cipis ac Domini, Domini GEORGII, Hassiæ Land- / gravii, &c. Consiliarius Inferioris Comitatûs / Cattimelibocensis Protopræfectus / meritissimus / CVM NOBILISS. ET LECTISS. VIRGINE, / **ANNA ELISABETHA,** / VIRI NOBILISSIMI ET MAXIME STRENVI / Dn. WIGANDI à Moltzan, Hæreditarii in Gruben- / hagen, Raden & Vlrichshauſſen, &c. Eq. Mega- / politani, &c. beatæ memoriæ, / relictâ filiâ / SACRVM NVPTIALE SOLENNITER CELE- / braturus est Butisbaci Wetteravorum, in arce Principali, / ad diem 24. Februarii anni post natum Chri- / stum M. DC. XXXIX. / *QVOD VT AVSPICIATISSIMVM SIT, VOTIVVM ILLVD / FELICITER / honoris & obsequii testandi ergò, epithalamiis / aliquot acclamarunt, benéque precati / sunt Amici.* [6 Blatt in 4°; Expll. der Univ.-Bibl. Göttingen und der Hof-Bibl. Darmſtadt. Der ſelbſtändige Druck iſt gewöhnlich dem „Chriſtlichen Trawungs-Sermon . . . von M. Martino Erythropilo . . Getruckt zu Franckfurt am Mayn, im Jahr 1639." beigebunden.]

[S. 8. 9]

In dieſer groſſen Zahl, ſo ſich mit Euch erfrewen,
Vnd wünſchen häuffig Glück, will ich mich auch nicht ſcheuen,
Mein weniges Gedicht zu bringen vff die Bahn,
Nembt es mit dem Geſicht vnd denen Augen an,
Mit welchen ihr zur Gunſt ſo manches Hertz erweichet:
Ob gleich mein ſchwache Fauſt bey weitem nicht erreichet
Die groſſe Würdigkeit, ſo euch hat auffgebracht
Zu hohem Stat vnd Ehr, will ich doch ſeyn bedacht
Auff müglichſt' Art vnd Weiß, mein Trewe zu bezeugen,
Itzt aber müſſe ſich viel Glück vnd Luſt eräugen
Bey ewrem Hochzeit Feſt. Niemals, O dapffrer Held,
Werd' ewre Ruh' vnd Luſt in Trawrigkeit verſtellt.

Sonnet.

Newlich als Amor hatt' im Tantzen abgebunden
Das Flor, so ihm sonst deckt der hellen Augen Liecht,
Sah' er recht ewre Zier, vnd seine Pfeile richt
Euch, Edle Moltzanin, in Liebe zu verwunden.
Wird dann, dacht' er bey sich, ein solche Art gefunden
In Menschlicher Gestalt, ist diß Diana nicht?
Jürwar so ist ihr Thun, so ist ihr frisch Gesicht,
Im Fall sie auff der Jagt sich letzet mit den Hunden:
Drauff flog vom Bogen ab der wolgelegte Pfeil
Recht auff euch zu, den ihr, als ein erwünschtes Theil
Vnd Zeichen grosser Huld, stets truget an dem Reyen,
Weil ihr dann seyt hierin so frisch vnd wolgemuth,
So muß auch ewrer Eh', O schöne Braut, zu gut
Stets folgen lauter Lust vnd fröliches gedeyen.

Joh. Balthasar Schupp der Eloquentz vnd Historien Professor zu Marpurg.

Nur Schupp und sein Schwager Joh. Dan. Horst haben deutsche Gedichte geliefert; die andern sind alle lateinisch. Dominic Porß ist 1588 zu Frankfurt a. M. geboren und hat in Marburg und Gießen die Rechte studiert. 1627 ward er hessischer Rat und Amtmann zu Hohenstein, 1638 Oberamtmann der Niedergrafschaft Katzenelnbogen mit dem Sitz in Rheinfels und 1641 Oberamtmann der Ober- und Niedergrafschaft mit dem Sitze in Darmstadt; er starb bereits 1642. (Vgl. die Personalien in „Mag. Johann Renckers Leichpredigt . . . Franckfurt a. M. 1642.")

16a. 1639, Febr. 22./25.

Epicedion für Ludwig Fabricius (zu Euphorion Bd. XVI, S. 265).

Christliche Leichpredigt Bey Volckreicher Leichbegängnüß LUDOVICI FABRICII, Deß Edlen vnd Hochgelahrten Herrn, PHILIPPI LUDOVICI FABRICII, Beyder Rechten vornehmen Doctoris, vnd Fürstlichen Hessen-Darmbstadischen geheimen Raths vnd Vice-Cantzlars, etc. . . Hertzlieben Söhnleins, Welches den 14. Novemb. Anno 1637. in diese Welt geboren, vnd den 22. Febr. Anno 1639 . . . seliglich entschlaffen, In der Pfarrkirchen alhie zu Marpurg . . . den 25. Tag . . Februarii gehalten DURCH MENONEM HANNEKENIUM . . . Getruckt zu Marpurg, Bey Nicolao Hampelio . . . Im Jahr Christi M . D° . XXXIX. [in 4°; Expl. der Univ.-Bibl. Gießen.]

[S. 36] X.

HEc quoque pauca lubens nostri monumenta doloris
Accipe parve puer, dum Te nimis aspera fata
Ante dies rapiunt, passimque in funere tanto
Patria ferales instaurat carmina voces.
Accipe quæ tibi serta damus, floresque recentes,
Hasque rosas, & quæ languentia lilia mœsti
Injicimus tumulo vitæ simulacra caducæ.
Non tamen in totum moreris: mens sydere cœlum
Auxit pura novo, mature exempta tenebris.
Fabriciæ quoque gentis honos & nescia fati
Virtus venturos extendet nomen in annos.

Johann-Balthas. Schuppius, Eloquent. Professor in Acad. Marpurgensi.

17. 1639, Juni 16.

SCELETON CHRONOLOGIÆ (zu Euphorion Bd. XVI, S. 266).

Die erste und die zweite Ausgabe stimmen im Texte auf die Seite genau überein. Nur springt die Paginierung der 1. von S. 1 auf S. 4 und ist infolgedessen gegen die 2. von da an immer um zwei Seiten voraus. Die 1. Ausgabe enthält auf S. 54 mehr ‚Ad Lectorem', ein Verzeichnis der Druckfehler, die in der 2. verbessert sind. Die 2. enthält mehr auf Bl. A2—4v Schupps Vorwort und auf S. 52—63 (vom Drucker angehängt) die beiden ‚SERIES CHRONOLOGICÆ'.

17a. 1639, Juni 16.

Index historicus (zu Euphorion Bd. XVI, S. 266).

Im ‚SCELETON CHRONOLOGIÆ' 2, S. 49 heißt es: „Deinde opus est indice Historico, ut sciant collegæ, quem authorem de hoc vel illo Imperatore utiliter legere possint, & hujusmodi in vicem nobis promisit Clarissimus Dn. Præses noster [Schuppius]." — Also eine geschichtliche Quellenkunde! Leider sollte der Vielbeschäftigte nicht zur Ausführung des Planes kommen. Aber mochte sein Unternehmen auch noch mangelhaft ausfallen, es wäre doch immerhin eine Förderung gewesen. Der Mann sah doch die Probleme, wenn er auch mit seinen Hilfsmitteln ihnen nicht abhelfen konnte.

20. 1639, März 22. / **1640** (zu Euphorion Bd. XVI, S. 268).

PANEGYRICUS / memoriæ / **CONRADI DIE- / TERICI,** / Superintendentis Ulmensis, Theologi de / Ecclesia JESU CHRISTI optimè / meriti, / *CONSECRATVS,* / *Et in publico Academiæ Marpurgensis con-* / *ventu memoriter recitatus* / à / JOH. BALTHASARE SCHUPPIO, / Eloquentiæ & Historiarum Professo- / re ordinario. / M . DC . *(Vignette)* XL. / *MARPVRGI, Typis Casparis Chemlini.* [36 Seiten in 4°.]

Das ist die erste Ausgabe, die ich auf der Gießener Universitätsbibliothek wiedergefunden habe. Kein Vor- oder Nachwort gibt Aufschluß über das Datum. Volumen D enthält einen wörtlichen Abdruck, nur die Widmung (S. 2): „Perquam Magnifico & Nobilißimo Senatui, Populoque liberæ & florentissimæ Reipublicæ Ulmensis, D[ono]. D[edit]. J. B. Schupp, Professor Marpurgensis." und das ‚DIXI' am Ende fehlen.

21. 1640, Juni 25./30. (zu Euphorion Bd. XVI, S. 268).

Christliche Leich- vnd Trostpredigt, Bey sehr Volckreicher Leichbegängnüß, Deß .. Herrn **ANTONII NESENI,** Beyder Rechten Hochberümbten Doctoris .. Welcher den 25. Junii .. selig .. entschlaffen, vnd den 30. selbigen Monats .. bestattet worden ist .. Durch JUSTUM FEWRBORNIUM ... Getruckt zu Marpurg, Bey Nicolao Hampelio ... M . DC . XL. [Expl. der Univ.-Bibl. zu Gießen und Marburg, in 4°, S. 49—51:].

ORATIVNCVLA RAPTIM CON- / *CEPTA ET POST DEDVCTIONEM* / *funeris publicè habita,* / **A JOHAN. BALTHAS. SCHUPPIO,** / ELOQUENTIÆ ET HISTORIARUM / Professore Ordinario.

Sonst nennt man diesen Akt ‚Abdankung' oder ‚**Gratiarum Actio**'. Erwähnenswert ist nur die kindliche Verehrung für den Verstorbenen. Derselbe war der Pate von Anton Meno Schupp; vgl. Bd. XVI, S. 25. Aber derselbe Druck enthält auch noch Epicedia und darunter:

21a. XIX.

NEseni *famam atque graves post funera dotes*
Voce panegyricâ dicere constitui.
Ast postquam illud opus meditor, plus sæpe recordor:
Qui possim captis addere summa meis [.]
Ergo quid hoc mirum vobis, quod carmine laudes,
Quodque brevi versu prendere non valeam (?)
Virtutes, queis non satis est Oratio longa,
Et quarum nescit vivida fama mori?

Domini Compatris & Patroni sui unici memor lugebat
Joh. Balthasar Schupp. Professor Eloquentiæ.

24a. 1640, September (zu Euphorion Bd. XVI, S. 269).

Idea perfecti Philosophi.

Diese Schrift ist nur ein schöner Plan geblieben. Sie sollte ein Nachruf für den bekannten Polyhistor Peter Lauremberg sein, und was man von ihr hätte erwarten dürfen, kann man ungefähr aus der ‚CONSECRATIO AVELLINI' ersehen, in der Schupp von dem innigen Verhältnisse zu diesem seinem verehrten Lehrer redet und unter anderem (S. 12) sagt: „At, quamprimum ex laboribus quibusdam necessariis emergere potero, conabor, ut occasione Laurembergii describere possim ideam perfecti Philosophi. Nam quæ dotes singulæ singulis ad magnitudinem famæ sufficerent, in uno illo viro collectas vidit orbis literatus."

24b. 1641, Jan. 5./8.
Epicedion für Ernst Mylius (zu Euphorion Bd. XVI, S. 269).

Christliche Leichpredigt ... Bey Christlicher Leichbegängnuß ... M. ERNESTI MYLLII, MATHESEOS berümbten PROFESSORIS, welcher den 5. Jan. Anno 1641 ... selig eingeschlaffen, vnd den 8. ejusd ... bestattet worden ist .. Gehalten durch MENONEM HANNEKENIUM ... Getruckt zu Marpurg, Bey Caspar Chemlin, Im Jahr 1641. [in 4°; Expl. der Univ. Bibl. Gießen: darin:]

EPICEDIA In pium obitum Clarissimi & Excellentissimi Viri, *DN. M. ERNESTI MYLII* ... Scripta a PROFESSORIBUS IN HAC ACADEmia olim Collegis & Amicis.

[Bl. G a. b.] XII.

DJe Sonne sahe jüngst von ihren güldnen Höhen
Auff dieses runde rab, vnd wurde hier gewahr,
Wie Vnser MYLIUS mit jhr durchs gantze Jahr
Der Sonnen krummen Weg in Wissenschaft zugehen
Vom rawen Wiedder lieff biß an der Fische paar,
Vom Monden an Saturn durch aller Sterne Schaar,

Zu dem das alles führt, wie da die Beeren stehen,
Er aus verborgne Theil der Magellaner Erden
Von den Canarien den gantzen Mittelstrich
Vnd beyde Inden durch zu Asors Insuln zu
Die thewre sinnen riff' in hochgelahrter Ruh:
Die sah' vnd wunderte mit Lobe, wie er sich
Dem grossen Archimed vnd Tycho gleich zu werden,
So glücklichen bemüht, wie ers so weit gebracht,
Vnd daß jhn doch der WAHN deß Pöfels nicht geacht,
Wie man die achten soll, die mehr auff That als Schein,
Auff Werck als Wort bedacht, vnnd jhnen gnugsam seyn.
Drumb klagt sie vber vns, vnd vber den Gebrauch
Den diese dumme Zeit erhält, vnd sagte drauff:
Du bist der Trefflichkeit nit werth, drumb soll dir auch
Der thewre Mann, der Glantz der Künste nun entrücket
Zu vns, von dannen jhm der werthe Geist geschicket
Vnd zugetheilet ist, zu seinen Sternen rauff
Auß dieser schnöden Welt vnd vndanckbaren Erden
Mit aller Musen Ruhm vnd Lob erhoben werden!

Johann Balthasar Schupp, Professor
Eloquentiæ vnd Historiarum.

An den Leser.

Fragstu mich warumb ich diß deutsch geschrieben hab?
Die andre Sprachen gehn mit meinem Freund ins Grab.

25a. 1641.

Deutsches Lob- und Dankgedicht an Landgraf Philipp III. von Hessen-Darmstadt zu Butzbach (zu Euphorion Bd. XVI, S. 270).

SAPIENTISSIMO HEROI, / *ILLVSTRISSIMO AC CELSISSIMO* / *PRINCIPI AC DOMINO, DOMINO* / **PHILIPPO III.** / **HASSIÆ LANDGRAVIO,** / COMITI IN CATTIMELI- / BOCO, DECIA, ZIGEN- / HAINA ET NIDDA, &c. / *CVM ACADEMIÆ MARPVRGENSI* / *INGENIOSISSIMA ET PRECIOSISSIMA QVÆ-* / *dam Instrumenta Mathematica* / *donaret*, / Humilimas gratias agebant / PROFESSORES ARTIUM ET / PHILOSOPHIÆ. / (Hessisches Wappen) / *MARPVRGI CATTORVM*, / *Typis* NICOLAI HAMPELII, *Acad Typogr.* / *(Strich)* / M . DC . XLI. [Fol. Expl. der Univ. Bibl. Gießen.]

[Bl. 3a—4b.] II.

JVngst saß der Musen schaar auff den Marpurger höhen,
Die dem Parnasso gleich, so hoch in ruhme gehen,
Als jhre spitze reicht, vnd dachten vnsrer Zeit,
Vnd diesem vnfall nach, den der entbrante streit
Der Deutschen vnter sich mit solchem grimm erreget,
Daß er das gröste theil der gantzen Welt beweget,
Vnd in die flamme flicht, Auch dadurch alle gunst
Des Phœbi vnterschlägt, vnd alle thewre kunst
In tieffe Barbarey verjaget: Vnd darinnen
Betrübeten sie sich, die Edlen Pierinnen,

Mit solcher schmertzlichkeit, als wie der Ackermann,
Wann jhm die Frucht im schoß, vnd von dem blühen ahn
Der liebe Wein verdirbt: Doch tröſten ſie ſich wieder,
Als ſie die Augen jtzt auff jhre Helden nieder,
Auff vnſer Fürſten-Hauß, auff jhrer Lichter Schaar,
Geworffen, ſonderlich als ſie nunmehr gewahr
Vnd innen worden ſindt, wie aller künſte Zierde
Philipp der weiſe Fürſt, ſich erſtlich ſelber führte
Durch alle Wiſſenſchafft, vnd dan des Pindi kunſt
Annoch in ehren het', vnd mit Fürſtlicher gunſt
Vnenderlich ahn ſeh: Daß er zu dieſem Ende
Vns thewre ſtücke ſchenckt, ſo ſeine Fürſten-Hände
Wol ehe ſelbſt geführt, wann ſie den weiten Kreyß,
Den man die Welt genent, mit mehr als Menſchen fleiß
Auff ein Papier gelegt, wann ſie das groſſe gantze
Bemeyſtert, wann ſie auch die Syracuſer ſchantze
Dem Künſtler nachgemacht, vnd jhr noch eine Welt,
Dem Ptolemæo vor, auff jhren Tiſch geſtelt.
Da wurden ſie in ſich, die Schönen, wie von newen
Zu frieden vnd vergnügt; vnd nun in dem erfrewen
Deliberirten ſie, mit welcher danckbarkeit,
Abſehen, dienſt vnd lob, ſie dieſem glantz der zeit,
Dem Fürſten-Exemplar, vnd ſeines Hauſes Ehre
Bedienet möchten ſeyn, daß ſeiner würdig wehre,
Das an die trefflichkeit der hohen ſinnen kähm,
Daß jhn der andern Welt, vnd dero ſchatten nehm,
Vnd in die ewigkeit verleibte. Vnter allen,
Hub Fraw Calliope die Harffe zuerſchallen.
Vnd drein ein ſchönes Lied mit ſüſſem Munde an,
Daß jenem Wunderthon mit Ehren trotzen kan,
So ſie Auguſto ſang, als jhr die kluge ſeyten
Virgilius geſtimbt, ſie lieff durch alle zeiten,
Vnd zoge alles lob der Helden auff den Heldt,
Der vns in einen Sinn aleine fürgeſtelt,
Was man von allen rühmt. Vranie verhieſe
Was ſie nur jmmer mag, zu ſeinem ruhm, vnd wieſe
Den griffel, dieſe Kunſt vnd groſe Wiſſenſchaft
Des Fürſten, dieſes Licht der Deutſchen, dieſe Krafft
Der Sinnen, dieſen glantz der hochberühmten Heſſen,
Zu einen Ceder Baum, weit vber das vergeſſen,
Zu ſchreiben, vnd den Held in reinen Marmor ein
Zuzeichnen; Sonderlich will ſie bemühet ſeyn,
Ein Himmliſches geſtirn nach ſeinem Edlen Nahmen
Zu nennen, an der reyh drein die Callisti kahmen,
Vnd Julius erſcheint. Die Edle Clio ſprach,
Sie wolte nun hinfort alldahin Nacht vnd Tag
Arbeiten, daß ſie jhn, vnd ſeine Helden Tugend,
Den fewrigen verſtandt, die Zier der erſten Jugend
Vnd gantzen lebens lauff in der Hiſtoriſchrifft
Vnſterblich machen könt, daß, wann es der antrifft,
Der nach viel hundert Jahr noch ſoll erbohren werden,
Er dieſen Fürſten noch, den Stern der Deutſchen Erden,
Anſinge, daß er ſich hochwürdig hat gemacht
(Wann jhn nicht die gebuhrt zu ſolchen Ehren bracht)

Ein Fürst geacht zu seyn. Die andre Musæ alle
Bemüheten sich auch, mit gleichem Ehrenfalle
Auch ihre Danckbarkeit, dienst vnd devotion
Zu zeigen ins gemeyn, als der Latonæ Sohn,
Der Vatter Delius gesaget: daß die Ehre
Für diesen Fürsten noch viel zu geringe were,
Daß seines Nahmens Licht, vnd seiner Tugendt glantz
Nicht zu vergleichen sey, wan schon der Pindus gantz
Sich in sein lob ergöß. Bevorab diese gaben,
Die bey der waffenzeit kaum ihres gleichen haben,
Verdienen, sagte er, nichts minders, als ein bild
Von Golde, das Pactol durchs Lydier gefild
In Hermum schwemmen thut, vnd das Columb vor zeiten
Auß Panama gebracht, doch weil wir vnsrer seiten
Hievon nie viel gehabt, noch viel geacht, vnd diß
Was ihm ihr offerirt, die ewigkeit gewiß
Noch vber Indien vnd alle schätze gehet,
Vnd dieser weyse Fürst den vnterscheid verstehet,
Den Erd' vnd Himmel macht, den Gold vnd kluger muth,
Den Ehr vnd Reichthumb führt, den groser Nahm' vnd guth
Den Peru vnd Parnass, den kunst vnd steine haben,
So zweifflet nicht daran, die wolgemeynte gaben,
Die ewre Danckbarkeit zu seinen Füßen legt,
Vnd in dem vbrigen den willen, der euch regt,
Wird er ahnstat der that in gnaden wol empfangen,
Wie er dan selber nichts als gnade, vnd verlangen
Euch zu befördern, ist; drauff sprungen sie empor,
Vnd rufften ingesampt mit vollem lobe Chor:

O Oler Fürste, Zier der Hessen,
Thewrer Held, der Fürsten Glantz,
Nun soll durch Vns vnvergessen
Ewer Lob in Sonnen Krantz,
In die Ewigkeit hinein,
Rühmlich angeschrieben seyn!
Seid vns tausentmal gegrüsset,
Vnd noch tausentmal so viel.
Wie die Künste die ihr wisset,
Ewig, ohn der Zeiten Ziel,
Mit dem Himmelblaw bestehn,
Solt Ihr auch nicht vndergehn.
Weil wir auff den grünen Spitzen,
Mit dem Edlen Leyer Spiel,
Unsers lieben Marpurgs sitzen,
Weil der Phœbus scheinen will,
Soll auch ewres Lobes Schein
Stets in vollem Glantze seyn!
Weil auch Deutschland, Deutschland bleibet,
Vnd des starcken Adlers Macht,
Sich in alle Wolcken treibet,
Soll auch ewres Namens Pracht,
Blühen, grünen, für vnd für,
Wie der stoltzen Lilien Zier!

Weil die Lähne Fische führet,
Vnd den Hochgelährten Sand
Vnsers Marpurgs Fruchtbar rühret,
Soll durch vnsers Phœbi Hand
Bey erwünschtem wohlergehn,
Ewer Nahm in Cedern stehn.
Ewer Lob soll durch die Höhen
Jur' vnd Pyre, durch die See
Derer Balthen frewdig gehen,
Daß es an den Seulen steh,
So jhm Hercules gericht,
Doch ist diß das Ziel noch nicht!
Ewer Lob soll sich erschwingen
Zu den fernen Inden zu,
Vnd von dar, durch unser singen,
Zu den Scythen ohne Ruh,
An des heissen Arabs Sand,
In der klugen Chiner Land!
Rom soll sich noch für euch schämen,
Daß sie Jhr den Ehrenkrantz
Hat von Deutschen lassen nehmen,
Daß ein Fürste, vnser Glantz,
Beydes wie ein Römer ficht,
Vnd wie's Tusculanum spricht.
Sonderlich für allen dingen,
Wollen wir. HErr, das Præsent
Allen Nationen singen,
Was Jhr vns habt zugewend,
Daß das Marpurg von nuhn an
Alle Völcker trotzen kan.
Gehe nun, du stoltzes LEYDEN,
Vnd erheb dich dessen mehr,
Was dir, für seim letzten scheiden,
Scaliger, des Pindi Ehr,
Hat verehret vnd vermacht,
Es kompt nit an vnsre Pracht.
Vnd du auch, O Coppenhagen,
Gehe deines Tychons Werck
Durch die gantze Welt zu tragen;
Schweig, vnd tritt hierbey, vnd merck
Vnsrer stücke Trefflichkeit,
Vnd deß Tychons vnderscheit.
Thewrer Fürste! welche seiten
Sollen ewres Lobes Pracht,
Durch den scharffen Zahn der Zeiten,
Auß der thummen Lethen Macht,
Gnugsam heben? Ach Jhr seyd
Vber alles Lob vnd Neid.
Nun, Herr, weil wir das nicht können,
Was wir wollen, wollen wir
Was wir können, vnsre sinnen,
Vnsrer Leyr, vnd Pindi zier,
Vnser dichten, soll allein
Herr zu ewrem lobe seyn.

Grünet, blühet, liebet, lebet,
Wie'ß Euch selber wol behagt!
Was für vnglück vmb vns schwebet,
Was das arme Deutschland plagt,
Alle sorge, müh' vnd pein,
Müsse von Euch ferne seyn! **J. B. S.**

Das Datum läßt sich nicht genauer bestimmen. Am 6. März 1641 schrieb Ernst Sprenger in Frankfurt a. M. an den Landgrafen: „. . . Und haben derentwegen ihro fürstl. Gn. ein löblich furstl. werck gethan, daß sie die universitet Marpurg mit etlichen schönen und ad studium mathematicum gehörigen sachen begnadiget haben. Eß wirdt dießes auff andere universiteten erschallen und in panegyri zu Marpurg von professore Schuppen künlich gedacht und ein cippus auffgerichtet werden . . ." (Großherzogl. Haus-Archiv Darmstadt, Korrespondenz Philipps von Butzbach, Conv. 55.) Auch die Akten des Gießener Universitätsarchivs machen darüber keine näheren Angaben, sondern rühmen nur die Geschenke: einen Himmelsglobus von 7 Fuß Durchmesser, Quadranten, einen Sextanten sowie andere astronomische und mathematische Instrumente, und die Dankgedichte (vgl. Festschrift der Universität Gießen 1907, I, S. 283 f. und die Quellen). Außer Schupp war nur noch der Professor der Poesie Konrad Bachmann mit einem lateinischen Gedichte vertreten. Daß das Gedicht in dem Lobe des gelehrten Landgrafen nicht zu weit geht, kann man aus dem ansprechenden Büchlein von Wilhelm Diehl: Philipp, Landgraf von Hessen-Butzbach, Darmstadt 1909 (Hessische Volksbücher Nr. 5), ersehen.

29. 1642, Juni 4./7.

Epicedion für Johannes Jeremias Sinold (zu Euphorion Bd. XVI, S. 272).

Christliche Leichpredigt . . . Bey Volckreicher Leichbegängnuß, Weyland Herrn Johannis Jeremiæ Sinolt, genant Schütz . . Welcher im Jahr Christi 1627. den 12. Tag Maji, auff diese Welt, zu Marpurg geboren, vnd den 4. Tag Junii, jetzt lauffenden 1642. Jahrs, seine Sele in die Händ seines Erlösers . . auffgegeben hat. Gehalten in der Pfarrkirchen zu Marpurg, den 7. Junii, Durch MENONEM HANNEKENIUM . . . Marpurg, Bey Joseph Dieterich Hampeln . . Im Jahr Christi, M. DC. XLII. [in 4°; Expl. der Univ.-Bibl. zu Gießen und Göttingen; im Anhange:]

EPICEDIA BEATÆ MEMORIÆ *JUVENIS DOCTISSIMI*, **DN. IOHANNIS IEREMIÆ SINOLD** COGNOMENTO Schützen, Philosophiæ sanioris Studiosissimi. CONSECRATA *A DNN. PROFESSORIBUS, CONSILIARIIS, Cognatis & Amicis.*

(S. 54 f.) XIII.

SOll ich nun ewer Creutz mit reden oder schweigen
Zu lindern unterstehn? Wie soll ich mich bezeigen
Ihr hochbetrübtes Paar? Ein Wort von ewrem Leyd
Wird, wie ein scharpffer Pfeil, der tieffe Wunden schneid,
Euch zweiffels ohne nur noch mehr Betrübnüß bringen,
Vnd, in Betrachtung deß, Euch Marck vnd Bein durchtringen.
Doch auch der Tugend Preiß mit schweigen vbergehn
Ist wider Euch, vnd scheint mir nicht wol zuzustehn.
Niemand ist vnter vns, ohn welcher Tugend hasset,
Den dieses Creutze nicht, wann ers zu Hertzen fasset,

Mit euch betrübet macht, dem nicht der Sinn entgeht,
Gleich wie der Schnee zerfleust, so bald der Lentz entsteht.
Wie kläglich stellet sich doch der Gelahrten Orden?
Wer zieht nicht trawrig auff, daß hingeraffet worden
Deß Edlen Jünglings Sinn! Wie vieler Leute Schaar
Folgt mit betrübtem Muth der schwartzen Todtenbahr?
Meins theils bekenn ich frey, daß ich ihm lob zu singen,
Vnd Euch in diesem Leyd mit Troste beyzuspringen,
Zumahl nicht tüchtig sey, dieweil der Seufftzer Zahl
Mir Dichten vnd auch Wort benommen allzumahl.
Doch weil er weggerafft ist in die Zahl der Frommen,
Weil er ins Vatterland mit frewden auffgenommen,
Vnd ruht in Gottes Schoß, weil er die böse Zeit,
Der Welt betrigerei, das viele Hertzeleyd,
Vnd das nicht mehr empfind, in welchem wir noch schweben,
Vnd wallen hin vnd her, mit Sturm vnd Flut vmbgeben
Gleich wie ein Schiff im Meer, das Irr vnd Ruderloß,
Bald gehet Himmel an, bald nach der Hellen Schoß;
So gebt euch in Gedult vnd schont der vielen Zehren,
Er wird doch nimmermehr sich wider zu vns kehren,
In dieses Vngestüm, in diesen Thränen-Thal,
Drumb seyd von Ihm gegrüst viel tausent tausent mahl!

Optimum Juvenem, qui supra aetatem sapiebat, ex animo deplorans, inter negocia alia, calente luctu, haec raptim effudit
Joh. Balth. Schupp. Profess. Eloq.

Der Verstorbene war ein Sohn des Professors der Rechte und Vizekanzlers zu Marburg Justus Sinolt, genannt Schütz (1592—1657; vgl. ADB XXXIV, S. 399; Strieder XV, S. 12).

30a. 1642, nach Aug. 29.

Gratulationsgedicht für Johann Höfel (zu Euphorion Bd. XVI, S. 273).

Newgedancken, Bußthränen Vnd Leidpredigt Vber das Evangelium am 10. Sontag nach Trinitatis F[estum]. Luc. 19. v. 41. usque ad 48 . . . zu Schweinfurt in der Pfarrkirchen zu S. Johann abgeleget: Anjetzo aber auff etlicher rewhertziger Pfarrkinder begehren zum Nachtruck vbergeben Von M. Johann Küffnern P[astore]. & S[eniore]. daselbst. Getruckt zu Marpurg, bey Caspar Chemlin, Anno 1642. [in 4°; Expl. der Univ.-Bibl. Gießen]

[S. 47] Laudatissimæ Reipublicæ Suinfurdensi & inprimis ejusdem Syndico fidelissimo VIRO NOBILI ET AMPLISSIMO, **DN. JOHANNI HÖFELIO JCto** excellentissimo &c. Domino & amico suo singulariter honorando, omnia fausta ex animo precans, in ipsâ officinâ typographicâ, qualecunque hoc raptim effundebat *JOH. BALTH. SCHVPP, SS. Theol. Licent. Eloquent. in Acad. Marpurg. Professor, & p. t. Facult. Philosophicæ Decanus.*

Jsrael kont sich dem Glücke vermehlen,
Wie Ihr wohl Moses mit rathen fürgieng
Vnd sie den Segen von Aron empfing;
Seliges Schweinfurth, wie kan dirs auch fehlen,
Weil der Herr Küffner dem Aron sehr gleicht,
Vnd so Herr Höfels Gemühte bereicht,
Daß du jhn kanst wohl für Moses erwehlen?

Vom 29. August ist Küffners Vorrede datiert. Schupp hat entweder den Druck überwacht oder, was wahrscheinlicher ist, wegen eigener Schriften in der Druckerei zu tun gehabt (vgl. Euphorion Bd. XVI, S. 270–272).

31a. 1642, Nov. 22./25.

Epicedion für Matthias Weierstraß (zu Euphorion Bd. XVI, S. 273).

Christliche Leichpredigt . . . Bey Volckreicher Leichbegängnus, Deß Weyland Ehrnvesten vnd Wolgelahrten Herrn **Matthias Weierstraß**, LL. Studiosi, so von Christlichen Vornehmen Eltern, zu Bremen, im Jahr Christi 1621. den 16. Julii, auff diese Welt geboren, vnd zu Marpurg, den 22. Novemb. jetztlauffenden 1642. Jahrs in dem Herrn entschlaffen ist, In der Pfarrkirchen daselbst, den 25. Novemb. ejusdem, gehalten Durch MENONEM HANNEKENIUM . . . Marpurg, Bey Joseph Dieterich Hampeln . . Im Jahr 1642. [in 4°; Expl. der Univ.-Bibl. Gießen; darin:]

EPICŒDIA IN PIUM ET PLACIDUM *PRÆSTANTISSIMI VIRI-JUVENIS*, DN. MATTHIÆ **Weierstraß**, SS. LL. STUDIOSISSIMI, OBITUM . . .

[S. 38] IX.

Sonnet.

An die betrübte Fraw Mutter.

HEhr schmertzlich ist es zwar, wan Eltern müssen sehen
Die Kinder der Natur ablegen Ihre Pflicht
Weyl sie doch selbest noch daß angenehme Licht
Der Sonnen schauwen ahn. Doch weil ja vmb thut drehen
Jetzt alles thun die Zeyt, so lasset immer wehen
Den Nordwindt wie er will. Dies alles achtet nicht
Ein Mensch der Hertz vnd Sinn zu Gott allein gericht,
Der alles besser kan. Vnd was soll doch daß Flehen?
Derselb' ist besser dran, der jetzt sein Leben endt
Bey so betrübter Zeyt, alß der erst lernen kent
Die Müh der wüsten Welt, drumb halt die Thränen innen
Ihr hochbetrübte Fraw, vnd last das Klagen seyn,
Der Sohn ist wohl versorget, geht es schon sawer ein,
So müsset jhr Jhm doch nunmehr das Beste gönnen.

Jn Eyl
Joh. Balthasar Schupp, Theol. Licent.
vnd Professor Eloquentiæ.

32. 1643, Febr. 5./9.

Programma funebre für Johann Steuber (zu Euphorion Bd. XVI, S. 273).

Gottseliger Lehrer Himmels Glantz, Oder Christliche Leichpredigt, auß Dan. 12. v. 3. Bey Volckreicher Leichbegängnuß Deß Weyland WolEhrwürdigen, Großachtbaren vnd Hochgelährten, **Herrn JOHANNIS STEUBERI, der heyligen Schrifft** vornehmen Doctoris vnd Professoris, Stipendiatorum Ephori vnd Predigern zu S. Elisabethen allhier zu Marpurg. Welcher den 5. Februarii Anni 1643. diese Welt gesegnet hat, vnd den 9. ejusdem in S. Elisabethen Kirchen in sein Ruhekämmerlein versetzet worden ist, Gehalten daselbst durch MENONEM HANNEKENIUM, . . Marpurg, Bey Caspar Chemlins S. Wittiben. Jm Jahr, 1644. [in 4°; Expl. der Univ.-Bibl. Gießen]

[S. 3] *NOMINE ILLVSTRISSIMI / CELSISSIMIq; PRINCIPIS AC DOMINI,* / DOMINI LUDOVICI, / HASSIÆ LANDGRAVII, COMI- / TIS IN CATTIMELIBOCO, DECIA, ZIGENHAINA. / Nidda, Isenburgo & Büdinga &c. Academiæ Marpurgensis RECTORIS Magnificentissimi, Cives Aca- / demicos salvere jubet / ***JOH. BALTHAS. SCHVPPIVS,*** / *S. Theol. Licent. Eloq. & Historiarum Professor, & p. t / ProRector, qui Lectori amico & benevolo, / officia sua paratissima offert.*

Das Programm folgt auf S. 3—8 und iſt in Wittes ‚Memoriæ Theologorum' wörtlich abgedruckt. Nur hat derſelbe mit Recht den Titel verändert. Für das Programm war Schupp die geeignete Perſönlichkeit, nicht nur als Prorektor, ſondern vor allem als Schüler und Verwandter des Verſtorbenen (vgl. Euphorion XVII, S. 4; Beitr. z. heſſ. Schul- u. Univ.-Geſch. II, S. 119, 131). Auf S. 7 (bei Witte, S. 618) ſtellt Schupp auch eine öffentliche Gedächtnisrede für Steuber in Ausſicht. Doch iſt ſie nicht erhalten, vielleicht überhaupt nicht verfaßt worden. Aber in demſelben Bande findet ſich ein bisher nicht bekanntes

32a. 1643, Febr. 5. 9.

Epicedion für Johann Steuber [A. a. O. S. 104]

Carmen sero transmissum.

HEu miseram rerum faciem, cecidisse virorum
Primum Theiosophûm STEUBERUM, nomina cujus
Orbis collaudat, pleno & mirabitur ætas
Postera consensu! Tunicam segetemque plicarum
Induit hic quoties, toties suggesta stupore
Traxerunt homines, sacro & res ferbuit igni [.]
Nec sic tam rapuit populum vehementius iræ
Fulmen, quam potuit duros inflectere sensus
Eloquii flumen, tersæ & facundia linguæ [,]
Nec minus in celsa visum florere Cathedra
Ingenium, STEUBERE, tuum, quam Delia laurus
Quæ gerit æternos formosæ frondis honores.
Sed nunc arescit, qui lauri more virebat,
Nestoreique perit suavissima gratia mellis.
Et vates satagunt cineres humore salubri
Spargere, laude tuos Manes decorando perenni.
Ipse memor tenui Musa cantare labores,
Et famam, & cumulos meritorum, & vivida celsi
Ingenii monumenta tui, queis attigis æque
Solis utramque domum, tacite venerabor in æde
Teutonica, quoties conscendere pulpita sacra.
Donec vita mihi, Te Carmen honosque manebunt.

Domino, affini, Compatri, amico, respective Collegæ, Præceptori, & in Christo Patri suo honoratissimo, lugens apponebat, manu adhuc ex morbo languente.

Joh. Balthas. Schupp. S. Th. L. Eloq. & Histor. Profess. & Ordinis Teut. ad D. Elisab. Pastor.

34a. 1643, Apr. 28./Aug. 10.
Epicedion für Landgraf Philipp III. von Hessen-Butzbach (zu Euphorion Bd. XVI, S. 274).

Am 28. April war Landgraf Philipp gestorben, und am 10. August ward seine Leiche beigesetzt. Die Marburger Professoren und Studenten hatten zahlreiche Epicedia verfaßt, von denen vorläufig in der ‚BREVIS THRENODIA' 16 lateinische gedruckt wurden. In ihr heißt es am Schlusse: „Cætera Carmina Germanica et Latina Johan. Balth. Schuppii, theol. licent. eloq. Professoris, ad D. Elisab. Pastoris, et p. t. ProRectoris, Aliorumque Professorum quam pluriorum studiosorum, quæ Marpurgi valvis templi affixa fuerunt, ob temporis angustiam et alia intervenientia, typis exscribi non potuerunt." Man kann darnach leicht erachten, daß des Rektors Gedicht wohl deshalb nicht mitgedruckt ward, weil es nicht lateinisch, sondern deutsch war. Man plante dann jahrelang die Herausgabe eines „Ehrengedächtnisses" für den verstorbenen Landgrafen; es ward jedoch nichts daraus, und mit dem übrigen handschriftlichen Materiale dürfte auch Schupps Gedicht verloren gegangen sein. (Zufolge freundlicher Mitteilung des Großherzogl. Haus- und Staatsarchivs in Darmstadt; vgl. W. Diehl: „Landgraf Philipp III." S. 80 f.)

Erhalten hat sich aber, von Schupp selber geschrieben:

34b. 1643, Aug. 10./20.
Programm zur Gedenkfeier für Landgraf Philipp III. [Univ.-Archiv Gießen: Kl. XVII., Feierlichkeiten:]

LUGETE MUSÆ!

Hodie tristissimæ patriæ humeris sepulchro suo inferetur literarum Stator et literatorum dum viveret Apollo Jllustrissimus ac celsissimus Princeps ac Dominus, Dominus PHILIPPUS SAPIENS, Hessorum Landgravius, Comes in Cattimeliboco, Deciâ, Zigenhainâ, Niddâ, Isenburgo et Büdinga &c. cuius virtutes et res egregiè gestas non capit hæc pagina, sed diversis orationibus propediem explicabuntur. VOS, quicunque Jurisdictioni Academicæ subestis, dato signo convenite in templo oppidano [wo Justus Feuerborn die Leichpredigt hielt], Deum invocate, ne cadentem hanc Hassiæ columnam alia ruina sequatur. Diem hunc tristi modestiâ transigite, nil nisi virtutes et laudes optimi Principis defuncti meditamini, et omninò dolete, hos soles uno die occidere, qui singulis seculis tantùm oriuntur.

Pro-Rector totusque senatus Academicus in hoc luctu vobis quasi viam monstrabunt, vos eâ, quâ par est, modestia sequimini et valete. P. P. Marpurgi 20. Augusti aō. 1643.

34c. 1643, Okt. 16./23.
Epicedion für Constantia Catharina Holenstein (zu Euphorion Bd. XVI, S. 274).

Christliche Leichpredigt . . . Bey Volckreicher Leichbestattung Der Weyland viel Ehrn- vnd Tugent-reichen Frawen, CONSTANTIE CATHARIN.E Holensteinin . . Deß Ehrenvesten vnnd Vorachtbaren Herrn Conrad Henrich Holensteins, Bürgers vnd Handelsmans zu Marpurg . . Haußfrawen. Welche im Jahr Christi 1616. den 11. Novembr. zu Franckfurt in diese Welt gebohren, vnd den 16. Octobris jetztlauffenden 1643. Jahrs allhier zu Marpurg, dieselbe wieder gesegnet, vnnd auch den 23. ejusdem

Christlich zur Erden bestattet worden ist. Gehalten durch OTTONEM HENCKELIUM ARCHIDIACONUM. Getruckt zu Marpurg . . . Im Jahr 1643. [in 4°; Expl. d. Univ.-Bibl. Gießen:]

[S. 25] I.

QUam varii casus! quot sunt discrimina vitæ!
Quam nihil est *Constans* quicquid hic orbis habet!
Id vel sola docet *Constans Catharina* peremta
Vivere quæ longum digna, repente cadit.
Fœmina erat variis virtutum dotibus aucta
Atque ita fœminei gemma corusca chori.
Sed fati lex est; dat gaudia, tristia reddit
Et rerum miras fert variatque vices.
Optime Vir, noli nimium indulgere dolori [.]
Nam quod jam raptum est lætior hora dabit,
In manibus Christi *Constans Catharina* quiescit
Mundi contemnens gaudia vana vagi.
Num *Catharina* tibi statuam monumenta doloris,
Jubila quæ misces jam tua cœlicolis?
Num doleam exemtam variis te casibus atque
Pace frui in cœlis? Invidiæ esset opus.

Inter alia negotia publica, animo variis casibus satis perturbato, extemporaneo calamo raptim adjeci, obiter lugens cum lugentibus
Joh. Balth. Schupp. S. Th. Lic. Eloq. & Hist. Profess. Ordinis Teut. ad D. Elisab. Pastor & p. t. Academ. Pro-Rector.

Hier lag für Schupp eine private Verpflichtung vor, weil er von der Familie im Jahre 1638 in seiner Geldnot 50 Reichstaler geliehen hatte. (Vgl. Beitr. z. hess. Schul- und Univ.-Gesch. II, S. 214—216.)

34d. 1644, Jan. 1./6.

Programma funebre für Ratichius Schröder (zu Euphorion Bd. XVI, S. 274).

Zeitlicher und Seliger Todt des Gerechten, ODER Christliche Leich-Predigt . . . Bey Volckreicher Leichbegängnüß Deß. . . HERRN **RATICHII Schröders**, Der Rechten Vornehmen STUDIOSI, Welcher im Jahr Christi 1620. den 18. Novembr. zu Oberndorff im Ertzstifft Bremen, in diese Welt geboren, den 1. Jan. aber, Anno 1644. zu Marpurg . . seliglich entschlafen ist. Gehalten den sechsten Ejusdem . . . Durch MENONEM HANNEKENIUM . . Gedruckt zu Marpurg . . . Im Jahr 1644. [Expl. d. Univ.-Bibl. Gießen: in 4°.]

[S. 4–6] *PRO-RECTOR* ACADEMIÆ MARPURGENSIS, *JOH. BALTHASAR SCHVPP . . . Civibus Academicis. S. P. P.*

IAm profecto in mentem mihi venit optare, quod Nero nondum Nero, per simulationem clementiæ optabat: UTINAM NESCIREM LITERAS. Utinam inquam nescirem literas, ne infelix calamus meus cogeretur esse interpres tristissimi spectaculi, quod hodiernus dies vobis exhibebit. . . [Es folgen dann die Personalien des Studenten, der durch einen Fall verunglückt war.] . . . Ecce vero Adolescentes, qui annis viribusque confiditis; qui freti vigore pectoris, ingredimini elatâ cervice; qui perpetuam vobis

sanitatem pollicemini; intuemini clausa labia Doctissimi elegantissimique Juvenis hujus, & contemplamini, quam instabilis & caduca sit sors vestra. Nondum Semimensis abiit, cum hic vester commilito, membris omnibus firmus, incedebat per medium vestrum chorum. Nunc quorsum iit hæc gloria? O capite hinc exemplum, & excitate animos vestros ad fragilitatem Juventutis vestræ, & ita vos componite, ut quacunque hora aut momento cita mors veniat, non vos inveniat imparatos . . . P. P. Marpurg. VI. Januarii, An. 1644. sub Sigillo Rectoratus. Calamo festinante & ab aliis negociis heri impedito.

Hervorhebung verdient hier der pastorale Ton mit der Mahnung, jederzeit zum Sterben bereit zu sein, eine Mahnung, die in den erbaulichen Traktaten der Hamburger Zeit, aber auch schon in ‚DE ARTE DITESCENDI' immer wiederkehrt und sich zuweilen in das Wort: „Si sapis, imo ut sapias, disce mori!" kleidet. Der Eingang des Programms hat eine fast wörtliche Parallele im ‚PROTEUS' (S. 10 unten) und zeigt damit wieder einmal, wie berechtigt es ist, die Schülerreden im weitesten Umfange als Schupps geistiges Eigentum zu werten, wenn man ihn auch nicht gerade für jedes ihrer Worte verantwortlich machen darf. (Vgl. Euphorion XVI, S. 273. 266.)

Zu den Übersetzungen lateinischer Schriften Schupps ist noch ergänzend zu bemerken:

1642/1667 Von der **EUSEBIA**

veranstaltete, wie bemerkt, Zacharias Hermann eine Übersetzung unter dem Titel:

Lust-wandlende Gottes-Forcht . . . Ulm 1667 (in 12°).

Sie fand aber in die „Lehrreichen Schriften" keine Aufnahme, weil im gleichen Jahre Jost Burkhard Schupps Bearbeitung „Der geistliche Spatzirgang" in der „Zugab" erschien. Den Titel jener gibt Stötzner (Beiträge, S. 35 f.), und ein Exemplar befindet sich auf der Bibliothek des Herzogl. Hauses zu Gotha; ich konnte es aber noch nicht einsehen. Über diesen vgl. oben Bd. XVI, S. 280 ff.

1642/1668 Die **AURORA**

übersetzte Zacharias Hermann laut Vorwort (Blatt b2) nach der „Eusebia"; dasselbe ist (Bl. b4v) datiert „Ulm . ., den 16. Heumonats, 1668." Bei Strieder (S. 64) liegt also ein Irrtum vor. Der Titel lautet:

Herren Johann Balthasar / Schuppens, SS. Theol. Licent. / & Eloq. Prof P. / *AURORA*, / Oder / **Morgen-Lust.** / Das ist: / Geist- und Andacht-volle / Gedancken, welche eine Danck- / begierige Seele, nach Anleitung der / fürnemsten Glaubens-Puncten, früh / Morgens hegen, und sich damit / belustigen kan. / Auß dem Lateinischen in das rei- / ne Teutsche übergetragen, / Von / Zacharias Hermann, der Gött- / lichen Weißheit Liebhaber. / (*Arabeske*) / Ulm, in Verlag Balthasar Kühnens / seel. Wittib, im Jahr 1668. [Exemplare der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel und der Kgl. Bibliothek zu Berlin: 16 Blatt und 172 Seiten in 12°.]

F 1677 (I, S. 927–970) gibt nur den Text (S. 1—166) wieder, und zwar ungenau, wie bereits Stötzner (S. 37 f.) bemerkt hat. Eine Ausgabe der „Morgen-Lust" von 1669 besitzt die Bibliothek des Herzogl. Hauses zu Gotha. Vgl. oben Bd. XVI, S. 279.

(1642). 1655. 1658 (vgl. Euphorion Bd. XVI, S. 293).

Von dem **Soliloquium matutinum**

besitzt die Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel folgende Ausgabe:

Soliloquium / **Matutinum** / *J. B. Schuppij D.* / Editio Tertia. / (*Strich*) / HAMBURGI, / *Excudebat GEORGIUS* Pape. / *Anno* 1658, (ein unpaginierter Bogen in 12°)

Es ist offenbar ein einfacher Abdruck der Ausgabe von 1655 und enthält nach einer Widmung an Johannes von Bierneklo (Bärenklau), den Sohn seines guten Freundes von Münster her (vgl. Nebel, S. 76), einen nachlässigen Abdruck des Eingangs- und Schlußgebetes der „Aurora":

Aurora S. 29:	Soliloq. Matut Bl. 2^a:
	„Jam tandem nox victa . . ." bis
— S. 56:	— Bl. 10^v, Zeile 3:
	„. . . ut eloquatur eminentia beneficia tua."
— S. 259: „Te iterum veneror . . ." bis	— Bl. 10^v, Zeile 4: „Toto pectore TE veneror . . ." bis
— S. 267:	— Bl. 12^v, Zeile 18:
	„ . . . DEUS benedictus per omnia fecula Amen."

1642/1643. 1655 (vgl. Euphorion Bd. XVI, S. 290).

DOCTORIS SCHUPPII / **Morgen** / **und Abend-Lieder** / Mit neuen Melodeyen / geziert. / von Peter Meyern. / Hamburg, / Gedruckt bey Michael Pfeiffern, / Im Jahr 1655. [Exemplar der Fürstl. Bibliothek zu Wernigerode: 24 unpaginierte Blatt in 12°.]

DOCTORIS SCHUPPII / **Passion und** / **Buss, auch Trost-** / **Bitt- und Dank- / Lieder.** / Mit neuen Melodeyen ge- / ziert von unterschiedenen / vornehmen Musicis in / Hamburg. / Hamburg / Gedruckt bey Michael Pfeiffern, / Im Jahr 1655. [Exemplar der Fürstl. Bibliothek zu Wernigerode: 42 unpaginierte Blatt in 12°.]

Über beide Bändchen berichtet Albert Fischer in den von ihm herausgegebenen „Blättern für Hymnologie" 1887 (S. 18—20) und druckt auf S. 17 das Passionslied „Weg weg mit dir, du schnöde Welt" ab. In dem von ihm begonnenen und von W. Tümpel herausgegebenen Werke „Das deutsche evangelische Kirchenlied des 17. Jahrhunderts", 4. Bd., Gütersloh 1908 (S. 414 bis 428) sind aus ihnen die Lieder mit Ausnahme von Nr. 5 und 6 der „Passion . . . Lieder" abgedruckt, und Theodor Zahn gibt in „Die Melodien der deutschen evangelischen Kirchenlieder", Gütersloh 1889 93 (I, S. 173 f., Nr. 629 und V, S. 115, Nr. 8328) aus ihnen zwei Originalmelodien von Albrecht Schop und Peter Meyer wieder. Gegen H ergeben sich fast keine abweichenden Lesarten. Damit ist jedoch noch nicht bewiesen, daß die Fassung der Lieder von 1655, die von derjenigen in „Eusebia", „Aurora" (1642) und „Passion Lieder 1643" vielfach abweicht, von Schupp herrühre; vgl. oben S. 103. Die Sache wird erst spruchreif durch eine Vergleichung der einzelnen Ausgaben untereinander; und dazu hatte ich noch keine Gelegenheit.

(Schluß folgt.)

Bruchstücke einer Wiener Faust-Komödie vom Jahre 1731.

Von Johannes Bolte in Berlin.

Das Faust-Drama, von dem in den folgenden Zeilen gehandelt werden soll, ist den Forschern längst durch eine ausführliche Inhaltsangabe bekannt, die L. Bechstein[1]) in Dullers Phöbus 1835, Nr. 129, 131 S. 516, 524 f. und dann Scheible in seinem ‚Kloster' 5, 1020 bis 1027 (1847) unter dem Titel ‚Faust als Ballet' abgedruckt hat:

Heute Samstag den 9. Junii Zum Erstenmal | Wird in dem von Ihrer Röm. | Kaiserl. und Königl. Cathol. Majest. | privilegirten THEATRO bey dem | Kärntner-Thor aufgeführet | werden: | Der | Nach teutscher Comoedien-Engelländischer Pantomimien- | Und Italiänischer MUSIC-Art | Eingerichtete D. FAUST || NB. In einer besonderen, auf dergleichen | Weise noch niemals dahier aufgeführten, | und wegen ihrer vielfältigen Machinen, | und unvergleichen [!] Auszierungen extra | Sehens-würdigen Action. | 8 Bl. kl. 8° (Herzogliche Bibliothek zu Meiningen).

Die fehlende Jahreszahl des Programms ergänzt Scheible durch die Bemerkung: ‚etwa um 1730 in Wien gedruckt', und Creizenach[2]) fügt die zutreffende Notiz hinzu, daß in den Jahren 1725, 1731 und 1736 der 9. Juni auf einen Samstag fiel. Das Szenarium stammt nebst vielen Wiener Operntexten in italienischer Sprache, die auf der Meininger Bibliothek aufbewahrt werden, aus dem Besitze des Herzogs Anton Ulrich von Sachsen-Coburg-Meiningen (1687—1763), der sich während der Jahre 1724 bis 1741 zumeist in Wien aufhielt und für Kunst und Literatur, wie für Naturkunde ein reges Interesse zeigte[3]). Da sowohl aus dem Jahre 1731 italienische Opernlibretti (z. B. L'affettatione castigata, Arsace, Giulio Cesare in Egitto) in Meiningen vorliegen wie von 1736 (z. B. L'amor puo tutto, Il vero amore, Fausta fedele), kann man nur zweifeln, ob die Faust-Komödie 1731 gegeben wurde oder 1736. Bleiben wir vorläufig bei dem früheren Jahre!

---

[1]) Diesen Nachweis verdanke ich Herrn Bibliothekar Th. Linschmann in Meiningen, der erst nach dem Erscheinen seines vortrefflichen Verzeichnisses von Ludwig Bechsteins Schriften (Neue Beiträge zur Geschicht- deutschen Altertums 21. Meiningen 1907) die Zeitung Phöbus zu Gesicht bekam.

[2]) Creizenach, Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doctor Faust 1878, S. 8 f. Darnach E. Horner, Ein Wiener Stammbuch für C. Glossy 1898, S. 107.

[3]) Emmrich, Archiv für die Herzogliche S. Meiningischen Lande 2, 229. 238 (1838). — Ein vollständiges Verzeichnis der italienischen Opern am Wiener Hofe gibt A. v. Weilen, Zur Wiener Theatergeschichte (1901).

Damals wirkte am Kärntnertor-Theater als Nachfolger Stranitzkys der Komiker Gottfried Prehauser[1]). Der bekannte Charakter dieser beiden Bühnenkünstler erklärt die große Ausdehnung der komischen Partien[2]); die Szenen zwischen Hans Wurst und Colombina, Fausts Schüler mit den aus der lateinischen Grammatik entlehnten Namen[3]), das Zurücktreten des unersättlichen Wissensdranges im Helden, der sich der Don-Juan-Gestalt annähert und ähnlich wie dieser einem Müller seine Braut entführt. Der buntscheckigen Reihe so verschiedenartiger Elemente, unter denen das alte, in den Puppenspielen noch heut fortlebende Bandenstück des 17. Jahrhunderts fast ganz zurücktritt[4]), entspricht die Form des Stückes, die laut Angabe des Zettels, „nach Art teutscher Comödien, engländischer Pantomimen und italienischer Musik" war. Man darf aber nicht wie Bechstein, Scheible und Creizenach nur von einem Ballet oder wie Horner nur von einer Pantomime reden, sondern muß mit Weilen[5]) eine Mischung von Ballet, Gesang, Pantomime und Dialog annehmen. Eine gewisse Entschuldigung für diesen seltsamen Mischmasch liefern uns die damaligen Zustände des Wiener Theaters. Als 1728 die neuen Pächter des Kärntnertor-Theaters Francesco Borosini und Carl Selliers regelrechte italienische Opern aufführen wollten, protestierte der Sänger Francesco Ballerini auf Grund eines älteren Privilegs dagegen, und der Kaiser Karl VI. fällte die Entscheidung, es dürften nur deutsche ‚Komödien mit einigen untermischt gesungenen Intermedien' präsentiert werden[6]).

Von diesen Intermedien nun erhalten wir eine deutlichere Vorstellung durch eine Handschrift, die mir der freundliche Verwalter der Herzoglichen Bibliothek zu Meiningen, Herr Pastor emer. Th. Linschmann neulich bei meinem Besuche vorlegte. Es sind zwei Szenen in italienischen Versen ohne Titel oder Datierung, die völlig zum Anfang und Schluß des deutschen Szenars von 1731 stimmen. Die Einheftung dieser vier Quartblätter (Mscr. 205) in gepreßtes Goldpapier läßt uns vermuten, daß sie dem Herzoge Anton Ulrich beim Besuche des Kärntnertor-Theaters neben dem gedruckten Programme überreicht wurden. Indem ich den italienischen Text hier zum Abdruck bringe, schicke ich ihm die deutsche Inhaltsangabe aus dem erwähnten Szenare voraus:

[1]) A. v. Weilen, Die Theater Wiens 1, 124. 140 (1899).

[2]) Creizenach 1878, S. 108 f.

[3]) Ähnliche Figuren treten in Schulkomödien Chr. Weises und S. Grossers auf; vgl. Guarna, Bellum grammaticale 1908, S. *85.

[4]) Eine knappe Übersicht über diese Gruppe der Faustspiele lieferte ich kürzlich in der Zeitschrift für Volkskunde 23, 36. 137.

[5]) A. v. Weilen, Die Theater Wiens 1, 148.

[6]) C. Teuber, Die Theater Wiens 2, 1, 29. 32 (1897).

Actus I, Scena I.

Die Schau-Bühne zeiget gleich Anfangs ein Cabinet des Fausti, welcher in seinen unruhigen und zweiffelhaften Gedancken ein Musicalisches Recitativ und Aria singet, es findet sich bey ihm ein Mephistophiles, ein höllischer Geist, der dem Faust alle irrdische Glückseeligkeit verspricht, auch sich verbündlich machet demselben die schönste Weibs-Personen aus allen 4 Theilen der Welt sehen zu lassen, woferne er sich ihme zu verschreiben entschlossen wäre, Faust bezeiget hierzu keine Lust, weßwegen Mephist. ihme der Verschreibung entlasset, doch solle er sich in Obacht nehmen, daß er nichts ihm unanständiges begehe, wiedrigenfalls wäre seine Seele so viel als verlohren, und ihme Mephistophiles zugehörig, Faust unterliget seinem sträflichen Vorwitz, und gehet den Vorschlag ein, schließen es sodann mit einem Duetto.

[Bl. 1 a] Fausto, poi Mephistophile.

[Fausto.] Misera humanità sempre aggitata;
Dunque sepolto ogn' ora in graui studij
I giorni miei trarrò; senza giammai
Assaggiar que'dilletti, quali appreta
Il mondo, e quali di mia vita il fiore
Appetisce ed essige!
Mà se rifletto poi . . .
Meph. Eh'godi del presente in sin che puoi!
Fausto. Qual uoce intona alle mie orecchie, e scende
Nel core, e l'immature brame accende?
Si sueli pur l'autor, che mi fia grato:
Meph. Io son quel d'esso, e per giouarti uenni.
Ministro tuo sarò, ti darò modi,
Aciò nel verde de tuoi anni godi.
Fausto. Dà tuoi consigli e dal tuo toruo viso
Per tartareo ministro io ti rauiso.
Meph. Non ti caglia di ciò, pur ch' io ti gioui.
Fausto. Qual ben deriuò mai da ria sorgente?
Meph. Assaggia è poi dirai, se ria sorgente
Sparger possa per te
Di diletto, e piacer vasto torrente.
Fausto. Mà quando, come, e quale, e se pur sia
D'un eterna salute,
D'un eterno penar, e che poi fia?
Meph. E quali sogni tù pene, e martori?
Credi che quanto auuiene e tutto caso.
Fausto. Il tutto è caso? Oh' demone maligno!
Dimmi chi 'l chiaro dì, e chi la notte
Di quel tutto creò, che 'l mondo serra.
Dimmi chi mai fia quel che le stagioni
[1 b] Fà a suo tempo tornar senza rittardo?
Ah! se del caso la grand opra fosse,
Guerra frà lor farebber gl' elementi,
La terra, il ciel asiem' sarian confusi
E sconuolta natura in se sarebbe.
Qual fia dunque cagion che a ciò prouede
Tutte queste ordinando opre stupende
Se non un dio, rispòndi?

Meph. Tel accordo,
Mà questo non fia mai, ch' Iddio perffetto
Nell esser suo, e che gioisce appieno,
Voglia curar degl' huomini alle colpe.

Fausto. M'accordi tù ch' il gran mottore regga
Quest' uniuerso, che è maggior dell' huomo?

Meph. Già l' accordai.

Fausto. E' tu negar uorrai
Che dell' ospite poi non prenda cura?

Meph. Pur troppo ci dice il uer.
Si si. Fausto, t' intesi, non potei
Renderti uinto co' sofismi miei,
Te con te prenderò co' sensi tuoi.

Fausto. Di che fauelli frà te stesso, e fremi?

Meph. Teco non venni à disputar, ma solo
Venni per sadisfar le brame tue
Offrendo al tuo desio
Di quanto è in poter mio:
S' ambizioso sei d' onor terreno,
O se de grandi eroi
Al rango giunger vuoi,
Spiega la brama tua e l' otterai:
[2a] Che quanto di prezioso in se rachiude
La terra, il mar, in tuo pottere haurai.

Fausto. In questa breue all' huom uita mortale
D' onor' caduchi, e di ricchezze incerte
Tutto sprezza chi è saggio; e di v[i]rtude
Al retto fin sol tende
Da cui il uero ben tutto dipende.

Meph. Chi con sauiezza ponderar prottende
Nell' uasto incomprensibile creato,
Vedrà ch' al huom fù dato
Vn libero uolere
Arbitro del piacere,
Ch' in piena libertade a suo talento
Ci puoi del genio sadisffar l' ardore.
Colui che di goder trascura in terra,
Diuiene ingrato a chi ne fù l' autore.

Fausto. Tù pretendi, felone,
Scuotere questo cor, ma in uan lo tenti,
Co' tuoi falsi argomenti:
Mi serue la ragion, e ben discerno
Ch' indiretto piacer sempre produce
Vn' amara dolcezza, un male eterno.

Meph. Lascia di mendicar ragi n dubiosa
Ch' ignota ancor è ascosa.
Col [?] natural decretto
Negl' annali del Fatto
All' huom prescritto fù
Goder, gioir, e non pensar di più.

Fausto. Goder, gioir? Che sara l' fine poi?

Meph. Il fin sarti pena
D'auer trascorso la miglior tua etade
[2 b] In ottusi pensier, d'auer negletto
D' un amabile oggetto
I soaui d' amor teneri amplessi.

Aria.

Ah se sapeste
Cosa sia amore,
Non tardereste
A dar ricetto
Al dolce affetto
D' un bel sembiante.

Se 'l proueraì
Certo dirai
Quanto mi spiace
D' auer negletto
Quel diletto
Ch' in terra proua
Vn alma amante.

Meco ne uieni, e ti prometto or' ora
Ch' in oggetti diuersi tù uedrai,
Quanto di bel, di raro in terra posa.
D'un uolto scoprirai
La congerie gentil di tanti uezzi,
Che uarj effetti produranti al core;
Spanderan' dolci sguardi dà quegl' occhj,
Che col lucente crin di filla aurate
Confonderanti i sensi a poco a poco:
Ed in un mar di gioia, e di dilletto
Nuoterai a tua uoglia, a tuo piacere;
Non curar l' auenir vienni a godere.
Fausto. (dice l' aria.) L' alma che diuien rea
Pel sensual diletto;
[3 a] S' eterno mal si crea,
Qual gioia puo goder?
S' io gusto d' amore
Dolcezza che fugge,
Mi resta nel core
Rimorso ch' il strugge
Ch' inuola il piacer.
Meph. Deh' lascia l' timore
E uieni a goder!

Das Faust verheißene Freudenleben beginnt nun damit, daß ihn Mephistophiles zu einem Bankett führt, wo eine Französin, eine Türkin, eine Polin, Perserin und Deutsche, jede mit einem Galan sitzen und alle miteinander einen lustigen Tanz anheben (I, 2). Dann nimmt er an dem ländlichen Hochzeitsfeste eines Müllers teil und entführt, ähnlich wie Don Juan, diesem die Braut (I, 5); als der Müller dem Entführer die Liebste wieder wegnehmen will, halten ihn die tanzenden Mehlsäcke, in denen Teufel stecken, fest (II, 1). Endlich erfassen Reuegedanken den Helden; aber Mephistophiles schlägt ihn wieder in die Fesseln der Wollust, indem er nacheinander vier liebreizende Schöne und, als deren Lockungen vergeblich bleiben, die Müllerin vor ihm erscheinen läßt (II, 4). Über die Zwischenszenen,

in denen vier Schüler Fausts von Geistern durch die Luft zu ihrem Meister gebracht, von einer Hexe verzaubert und von Faust erlöst werden (I, 3. II, 2. 3) und Fausts Bedienter Hans Wurst von Columbina, Belzebub und einer Hexe gefoppt wird (I, 4. II, 2. III, 1), können wir rasch hinweggehen. Auffällig jedoch und wohl als eine Nachwirkung des Don Juan-Stoffes zu betrachten ist das Auftreten einer von Faust verschmähten Geliebten Angiolina, die im dritten Akte voll eifersüchtiger Wut sich durch Hans Wurst in Fausts Zimmer führen läßt. Das Argument der letzten Szene lautet:

Actus III, Scena II.

Faust und die Mühlerin in einem schönen Zimmer schlaffen auf zweyen Sesseln. Mephist. bezeiget mehrmalen die Freude seines gelungenen Anschlags durch Springen und Tantzen. Angiola und Colombina werden von Hans-Wurst in das Zimmer geführet, deren die erste bey Erblickung des Fausts neben der Mühlerin in Eifersucht geratet, und ihre Mit-Buhlerin zu ermorden resolviret. Colombina und Hans-Wurst halten sie zurück. Mephist. aber suchet sie zu persuadiren, und nach einigen Wort-Wechseln will Angiola die Mühlerin wirklich erstechen, die aber erwacht, und mit großen Schröcken die Flucht nimmet, die anderen folgen ihr ungesaumet auf dem Fuß nach. Faust ermunteret sich mit Verwunderung die Mühlerin nicht mehr zu sehen, dessen ängstige, aber vergebliche Nachsuchung begunet sodann Unruh zu vermerken, und höret ein Gerassel von Ketten, entsetzet sich, und will die Flucht nehmen, das Zimmer aber verwandelt sich augenblicklich in einen höllischen Schlund, mit Ungeheuren und Gespenstern auf allen Seiten, welche ihn umgeben, Faust hat nach der Music seinen Streit mit denen Teuffeln, welche ihn in die Flammen stürtzen, und nach dessen Wehklagen und Verzweiflung über sein unglückseliges End, endet sich zugleich diese sonderbare sehens-würdige Vorstellung.

Die italienischen Partien dieser Szene lauten:

[3a] Fausto che dorme, Mephistophile.

Meph. Più uolte al cor di Fausto il laccio tesi,
Mà di coglierlo al uarco in uan tentai
Ch' io quasi disperai
D' ogn' artifizio mio.
Se di farlo mia preda il gran desio
Non m' ispiraua il pronto
Infalibil compenso
Di riccorrere al senso,
Era pur tropp' ogn' opra mia delusa.
A cotesta passion può l' huomo inuano
Resistere a gl' assalti, e spesso auienne
Ch' anche il più auster, ed il più forte cede.

Aria.

Cadè n' la rete
Cadè n' l' inciampo
Ne già più scampo
Ci può sperar.

[3 b] L' ora s' appresta
A me si cara
Per lui funesta
Dou' in eterno
Dourà penar.

Fausto. Dolce speme, mio contento,
Mia delizia al sen mi sento
Indicibile piacer.
Co' tuoi sguardi il cor mi bei,
Mio tesoro, doue sei? (sì sueglia).
Se non torni, idolo mio,
Il dolor accerbo e rio
Darà fine a giorni miei.
Mio tesoro, doue sei? (cerca la molinara).
Qual improuiso inaspetato tuono, (ode il tuono)
Mi percuote l' udito. Ah ciel! equale (ode catene)
Terrore m' assale.
Oue m' ascondo!

(Si muta la scena.)

Meph. Qui nel proffondo!
Fausto. Ai[u]ta! Ahimè, ma come, oue son io?
Meph. In uan chiedi soccorso or che sei mio.
Fausto. Che spauento! Oue fugho il tettro orrore?
Coro. Fuggir più non potrai, qui restar dei
Senza fine a penar. Dannato sei.
Fausto. Mentiste. Non è uer, non è perduto
Quel ch' inuoca di cor, d' un dio l' aiuto.

(s' ingginocchia)

[4 a] La tua mano, omnipotente,
Se la porgi a chi se pente,
Non lasciarmi in abbandono,
Mio signor, chiedo perdono,
Mio signor, chiedo pietà.
Coro. Ah ah ah ah ah ah, (ridono)
Se in tempo ch' ottener pietà posteste,
Al tempo foste ingrato,
Or, più tempo non n' è, già sei dannato.
Fausto. Ah, se quel sommo ben perdei per sempre,
Ch' or è sordo a miei prieghi, e in [vano] l' inuoco,
Che più deggio sperar?
Coro. L' eterno foco. (lo gettano nelle fiamme).
Fausto. Ahi foco, ahi pena, ah demoni crudeli,
Quando questo martir cesserà mai?
Coro. Mai . . .
Fausto. Maledetto quel mai che pronunciaste,
Maledetto piacer che lo causaste.
Ahi, che cruccio, che ardor, che duolo rio
Son nell Inferno, ed hò perduto Iddio.
Crudi mostri spietati, dite almeno,
Quest' accerbo dolor durerà sempre?
Coro. Sempre.

Fausto. Ah, maledetto sempre, che m' inuola
Il dolioso piacer d' ogni speranza,
Ed altro non m' auanza
Ch' un fiero rabbiattissimo rimorso
Di non potter col mio peccar far guerra
A chi creò quest' infernal martoro.
[4 b] Perfido ciel, io moro
Senza morir: Ah che crudel tormento
Che mi lacera, sbrana, e mi diuora,
Ne mi riduce a nulla! Ogni momento
Raddoppia in uece il mio languir atroce,
D' intorno ou' io mi uolga odo la uocc
Ch' in quest' orrid' auerno
Senza fine penar dourò in eterno.
(Lo tormentono di più).

Coro. Giusta pena a tuoi misfati
In eterno frà dannati
Qui soffrir sempre dourai.
Fausto. Ed il fin non uedrò mai?
Coro. Mai.
Fausto. Maledetto quel mai, e maledetto
Chi pronunciò quel detto.
Maledirò per sempre
Quel nulla oue sorti, che generomi.
Bestemierò per sempre
L' esser che mi fù datto
Quel latte che succhiai, chi riserbomi
A quest' accerbo e tormentoso inferno.
Maledirò in eterno
Già che non u' è pietà per un dannato
Il ciel, la terra, il mar, tutto il creato.
(Lo tormentono di più.)
Ahi, che in uan fremo, in uan mi dolgo e cruccio,
In uan chiedo pietà, mi lagno in uano,
Se questi miei martir, se queste pene
In eterno per me mai fine aurano.
Ah maledetto amor, che cagion sei
Di tanto duol, e de tormenti miei.
Fine.

Noch ein Gedicht aus Wielands Jünglingsalter.

Von Wolfram Suchier in Marburg a. L.

Es ist bekannt, daß Wieland bereits in früher Jugend, seit seinem 7. oder 11., und besonders eifrig seit seinem 12. Jahre Verse gemacht hat. Auch von ihm gilt das Sprichwort: Früh übt sich, was ein Meister werden will. Aber trotz dieser starken jugendlichen Produktion ist von

ihr fast nichts erhalten, indem Wieland seine Jugendgedichte — sei es nun 1750 oder 1772 — selbst verbrannt hat. Dadurch, daß er dies Au'odafé veranstaltete, hat er unzweifelhaft dokumentieren wollen, daß diese Versuche in seinen Augen ziemlich wertlos waren. Ich persönlich möchte den Verlust der Jugendstücke, wenn auch ihre Kenntnis in verschiedener Beziehung heute für uns von Interesse wäre, nicht zu sehr bedauern, B. Seuffert (Wielands Gelegenheitsgedichte, in: Freundesgaben für K. A. H. Burkhardt 1900, S. 126) ist, wie ich eben sehe, der gleichen Ansicht. Auf diese Weise ist es nun aber gekommen, daß aus der Zeit vor 1750 nur vier Stücke Wielands bekannt sind, die nach und nach aufgefunden worden sind und die ich hier — nach B. Seuffert (Prolegomena zu einer Wieland-Ausgabe, in: Abhandlungen der Akademie zu Berlin 1904, Anh., phil.-hist. Abh III, S. 25 ff.) — kurz wiederhole:

1. 1743? Fromme Kinder.
2. 31. Januar 1746. An Jakob Gutermann.
3. 24. Juli 1746. An Frau Christina Kick, seine Großmutter.
4. Mai 1748. Haec sacra sunt, procul este profani. Ein Schulheft Wielands.

Das nächste Stück ist dann vom Oktober 1750.

Ich bin nun in der Lage, auf ein Gedicht Wielands hinweisen zu können, das bereits 1749 gedruckt worden, aber, soweit ich sehe, den bisherigen Wielandforschern unbekannt geblieben ist und auch in seinen Poetischen Schriften (3. Auflage 1770) und in allen Ausgaben seiner Werke fehlt; vermutlich hatte der Dichter seine Verse ohne Konzept oder Kopie aus der Hand gegeben und sich ihrer später nicht mehr erinnert. Es handelt sich hier wiederum um eins jener akademischen Gelegenheitsgedichte, wie sie im 17. und 18. Jahrhundert bei Promotionen üblich waren, und die dann meist am Schluß der betreffenden Dissertationen zum Abdruck gebracht wurden. Auf diese Literatur, in der J. C. Günther, Menantes, A. G. Kaestner[1]) und andere bekannte Namen vertreten sind, habe ich schon verschiedentlich hingewiesen[2]), auch eine Bibliographie der in den alten Dissertationen enthaltenen Gedichte unternommen, da nur eine (freilich sehr mühsame und entsagungsvolle) systematische Durchforschung dieser umfangreichen Literaturgattung Wert hätte, doch sind meine Unterhandlungen mit dem in Aussicht genommenen Verleger noch nicht zum Abschluß gelangt. In einer solchen alten Dissertation fand ich auch ein Gedicht, mit dem der 16jährige Wieland dem Doktoranden gratuliert hat. Es

[1]) Vgl. Euphorion XVIII, S. 628 ff.
[2]) Zuletzt in der kleinen Schrift: J. D. Reyser als lateinischer Dichter, Borna-Leipzig 1914.

ſtammt aus der Zeit, da der Dichter nach Abſolvierung der Schule zu Kloſter Bergen 1749/50 in Erfurt ſtudierte, ohne allerdings formell immatrikuliert zu ſein. Er wohnte hier bei ſeinem Verwandten, dem Profeſſor Johann Wilhelm Baumer, einem Polyhiſtor auf vielen Gebieten, der ihn Wolffſche Philoſophie nach der damals ſo beliebten mathematiſchen Methode lehrte und ihm in einem Privatiſſimum über den Don Quixote zuerſt Kenntnis nicht nur der menſchlichen Narrheit, ſondern auch ſeiner ſelbſt eröffnete. In bezug auf Baumer ſchrieb Wieland (abgedruckt z. B. in der Auswahl denkwürdiger Briefe Wielands I, 1815, S. 200; Gruber, Wieland II, 1816, S. 545 Anm., Ofterdinger, Wielands Leben in Schwaben und der Schweiz S. 40—41) am 10. Auguſt 1768 an Riedel, daß er „das Glück oder Unglück hatte, das ganze Jahr 1749 unter ſeinen Augen zu leben, an ſeinem Tiſche zu hungern (denn von Eſſen war nicht viel die Rede)". Außerdem ſchrieb Wieland über ſeinen damaligen Erfurter Aufenthalt: „Ich hatte dort keinen Freund" (nach Gruber, Wielands Leben I, 1827, S. 30). Dieſe beiden Äußerungen des Dichters ſind für uns von Bedeutung, weil ſie mit die Beziehungen aufklären, in denen er zu dem von ihm gefeierten Kommilitonen geſtanden hat.

Nun zu Wielands Gedicht. Es iſt abgedruckt hinter der Schrift

H. P. Juch (Resp.: J. G. Urban), Diss. med. de lochiis. Erfurt 24. Dezember 1749, S. (24).

und würde in Seufferts Chronologie von Wielands Jugendſchriften hinter obiger Nr. 4 einzuſchalten ſein. Der Dr. med. Johann Georg Urban, an den es gerichtet iſt, war am 30. Januar 1726 in Görlitz als Sohn eines gleichnamigen Tuchmachermeiſters geboren, verzog 1751 von Görlitz als praktiſcher Arzt nach Zittau und iſt dort am 12. April 1760 geſtorben (vgl. über ihn Otto, Lexikon der Oberlauſ. Schriftſteller III, 1803, S. 434). Hinter der Diſſertation iſt nun ferner abgedruckt (außer einem deutſchen Gedicht des Opponenten Karl Chriſtian Acoluth) eine lateiniſche Zuſchrift Baumers an Urban, in der es heißt: tam lectionibus meis diligenter interfuisti quam hospitio propriore nexu te mecum conjungente. Hiernach und nach obiger Äußerung Wielands waren alſo er und Urban Baumers Haus- und Tiſchgenoſſen, und es ergibt ſich weiter aus der zweiten oben mitgeteilten Bemerkung des Dichters und aus ſeinem Kompliment unter den Verſen, daß ſeine Beziehungen zu dem älteren Kommilitonen — trotz der gebrauchten Anrede: Freund — keine freundſchaftlicheren geweſen ſind. — Das Gedicht umfaßt 10 Zeilen in Alexandrinern, es zeigt, daß Wieland die gewählte metriſche Form einigermaßen beherrſchte, iſt aber inhaltlich ohne großen Wert. Es

erhebt sich nicht über das Niveau der damaligen Gratulationspoesie. Wenn ich es trotzdem hier ans Licht ziehe, geschieht es einerseits, weil auch ein so kleiner Beitrag wie der vorliegende eine Erweiterung unserer Kenntnis von Wieland bedeutet, andererseits und besonders aber, weil es bis jetzt das älteste unter Wielands Namen und, wie wir annehmen dürfen, auch mit seinem Vorwissen gedruckte Gedicht ist. Da die alten Dissertationen immerhin selten und nicht überall erhältlich sind, und auch von der Gesamtausgabe von Wielands Werken, die die Berliner Akademie veranstaltet, der 1. Band (Poetische Jugendwerke, hrsg. v. F. Homeyer), in dem das Gedicht seinen Platz verdient, bereits 1909 erschienen ist, und es andererseits für uns als Zeugniß des zeitgenössischen Geschmacks einiges historisches und als Probe seines reifenden Talents biographisches Interesse hat, sei es hier im Wortlaut mitgeteilt:

Freund, den Hygäa jetzt mit ihrem Lorbeer kräntzet
Da Deines Fleißes Frucht um Deine Scheitel gläntzet;
So höre hier geneigt, was meine Muse spielt,
Die durch den Mund verräth, was sie im Busen fühlt:
Zeuch hin mit diesem Lohn, den Dir Dein Fleiß gewähret,
Mit Aesculapens Krafft sey Deine Kunst vermehret,
Der Seuchen blasses Heer, des todes Mordgesellen,
Soll, scheuch vor Deinem Crantz von Dir zurücke prellen!
So wird mein Wunsch erfüllt, so weiß ich Dich beglückt,
Ob uns des Schicksals Macht gleich von einander rückt.

Hiermit hat die Ehre dem Herrn Doctoranden seine Ergebenheit zu bezeugen, und sich ein geneigtes Wohlwollen auszubitten

Desselben
gehorsamster Diener
C. M. Wieland, aus Schwaben
Phil. & J. U. Studiosus.

Briefe Klopstocks an den Freiherrn Achatz Ferdinand v. d. Asseburg[1]).

Von Max Trippenbach in Wallhausen (Helme).

(Schluß).

Koppenhagen, den 12t. April 1766.

Es ist mir unmöglich gewesen, Ihnen eher zu schreiben, ob ich gleich geglaubt hatte, es eher thun zu können. Ich habe Ihnen jetzt drey Prediger vorzuschlagen. Derjenige, den ich in allen Betrachtungen zuerst nenne, ist Hr.

[1]) Vgl. Euphorion XX, S. 607 ff.

Patzke[1]) Prediger an der heil. Geist Kirche zu Magdeburg. Ich würde Ihnen seine Pred. u. andre Schriften schicken, wenn ich nicht fürchten müßte, daß das Paquet lange nach der Wahl in Petersburg ankommen würde. Hr Patzke hat außer viel wesentlichern Predigereigenschaften auch Stimme und Declamation, daran gewöhnlich wenigstens eins den Predigern zu fehlen pflegt.

Der Zweyte heißt Schlegel[2]), ein jüngerer Bruder des bekannten Schlegels[3]). Ein noch älterer Bruder[4]) von diesem ist Prediger in Hannover. Diesen meine ich nicht. Derjenige von dem ich rede, steht in einer kleinen Stadt im Hannöverschen. Auch er hat einige Schriften herausgegeben. Ich setze ihn überhaupt Patzken nur wenig nach.

Der dritte ist Schaumburg[5]) Hofdiakonus in Zerbst ist mir von dem Canzelleyrath Temmler, den Sie kennen, als ein exemplarischer Prediger, guter Orator, u. gelehrter Mann empfohlen worden.

Da mir der Ort nicht einfällt, wo Schlegel steht, so ersuche ich Sie, im Falle, daß die Wahl auf ihn fallen sollte, seine Vocation an mich zu schicken, die ich dann weiter befördern will.

Ich will zu meinen Empfehlungen nichts mehr hinzusetzen, als daß ich vorher sehr sorgfältig untersucht, ehe ich gewählt habe.

Mein Bruder[6]) in Hamburg hat mir vor kurzem einen Wunsch geäußert, den ich Ihnen wenigstens nicht verschweigen will. Er meinte, daß der alte reiche Ployard in Hamburg die Besorgung Ihrer Geschäfte allenfalls entbehren könnte. Und bey dieser seiner Meinung unterläßt er nicht mir zu sagen, daß ich Ihnen doch etwas von seinen Wünschen schreiben möchte. Das einzige, was ich dabey sagen kann, ist, daß mein Bruder sehr exakt in Ausrichtung Ihrer Befehle seyn würde.

Wir fahren hier fort, unsern jungen König[7]) zu lieben. Denn er verdient es auf alle Weise. Vor kurzen machte Er mir das Vergnügen mich zu sich rufen zu lassen, ohne daß ich auch nur durch die entfernteste Bitte es veranlaßt gehabt hätte . . . .

Ew. Hochgebohren

gehorsamster Diener
Klopstock.

Koppenh., den 13ten Jan. 1767.

Die Kälte, die wir hier haben, macht, daß ich die Wirkung der Petersburger auf Ihre Gesundheit fürchte, ob ich gleich mit den letzten Nachrichten, die wir davon gehabt haben, so ziemlich zufrieden gewesen. Ich bin endlich vom Fieber befreyt, aber da ich wieder mehr entdecke, daß meine Nerven keine Helden sind, so fange ich Morgen, auf Bergers Vorschrift, eine Cur an, die meine erste Morgenstunde, die mir gewöhnlich die beste zum Arbeiten ist, in eine Bewegungsstunde verwandelt. Unterdeß einem so vernünftigen Medicus, als Berger ist, muß man gehorchen.

Ich habe Ihnen eine Bitte und einen Vorschlag zu thun, und bin überzeugt, daß Sie beyde mit Ihrer gewöhnlichen freundschaftlichen Güte aufnehmen werden.

Ich habe vor einiger Zeit einem jungen Officier, von Zanthier, der sein Metier sehr liebt, und es studiert, in unsere Dienste geholfen. Ich habe seinen

[1]) Johann Samuel Patzke, geb. 1727, gest. 1787.
[2]) Johann Heinrich.
[3]) Johann Elias.
[4]) Johann Adolf.
[5]) Johann August Schaumburg, geb. 1720, gest. 1793.
[6]) Victor Ludwig.
[7]) Christian VII.

mannigfaltigen Gründen, sie wieder zu verlassen, zuletzt nicht mehr wiederstehen können, u. er hat sie verlassen. Ich würde ihm doch nicht nachgegeben haben, wenn ich nicht zugleich als eine Zuflucht für ihn Ihren Beystand in Petersburg angesehen hätte. Er ist Lieutenant bey uns gewesen, und ich getraue mir ihn Ihnen zu einer Compagnie zu empfehlen. Meine Idee ist freylich nicht, daß er diese gleich haben sollte, denn dieß geht vermutlich nicht an; aber mein Wunsch ist doch, daß Sie ihn auf eine Art empfehlen, die ihn bald zu einer Hauptmannstelle brächte. Ich bin überzeugt, daß Sie mir zutrauen, daß ich an Sie wenigstens eben so sehr, als an Zanthier, gedacht habe, wenn ich Sie bitte, ihn auf diese nachdrückliche Art zu empfehlen. Er hat Geist und Willen, im besseren Verstande Soldat zu seyn, als man es gewöhnlich ist; u. Sie werden niemals etwas von ihm hören, das es Ihnen unangenehm machen könnte, ihn empfohlen zu haben.

Ich komme zu meinem Vorschlage, u. der interessirt mich noch mehr als meine Bitte. Er gründet sich darauf, daß man es mit den neuen Erziehungsanstalten, die man in Rußland macht, in allem Ernste meine, u. daß es nicht bloß gewöhnliche kleine Verbesserungen seyn sollen. Dieses vorausgesetzt, kann ich Ihnen einen jungen Mann, er heißt Funk[1]), empfehlen, den Cramer u. ich seit langer Zeit in- und auswendig kennen. Er ist sehr gemacht, an einem großen Plane vorzüglich durch Schulschriften praktisch zu arbeiten. Ich meine, daß er sie selbst russisch schreiben, oder doch unter seinen Augen so übersetzen ließe, daß sie russische Originals zu seyn scheinen. Wenn die neuen Erziehungsanstalten von der oben angeführten Beschaffenheit sind, und wenn, wie ich in diesem Falle vermute, der Herr Panin an ihrer Ausführung Antheil hat, so glaube ich Ihnen eine Veranlassung gegeben zu haben, Ihr Andenken diesem Minister, noch lange nach Ihrer Entfernung von Petersburg, auch aus dieser neuen Ursache, schätzbar zu machen. Die Sache ist mir auch für mich selbst gar nicht gleichgültig. Denn auch nur auf die entfernteste Weise zu etwas so Wichtigem, als gute Erziehungsanstalten sind, etwas beygetragen zu haben, gehört nach meinen Grundsätzen unter die Dinge, deren Erinnerung viel wahre Freude bey sich hat. Die beyden Scherflein, die ich beytrage, wären, erst meine Bekanntmachung eines so brauchbaren Mannes an Sie u. Zweytens einige Unterredungen mit Funken über seinen Plan. — Sie sehen, daß von Funks Versorgung die Rede nicht ist; denn wir können und werden ihn hier versorgen. Wenn von seiner Entfernung aus einer solchen Ursache die Rede wäre, so würde ich ihn eben so gern nach Arabien als nach Rußland schicken. — Man schreibt mir aus Blankenburg, daß man Sie in dortiger Gegend erwartet. Sie gehen doch über Koppenhagen? Und wenn der Sommer gut ist, reisen Sie doch langsamer als das letzte mal durch, da ich Sie leider! fast gar nicht gesehen habe? Die Hochachtung und Freundschaft, womit ich der Ihrige bin, wird niemals aufhören.

Klopstock.

Koppenh. den 25t. Dec. 1768.

Ein Brief an Ew. Excellenz nach so langem Stillschweigen sollte gewiß nicht kurz seyn; u. dennoch muß es dieser seyn, weil ich noch so viel andre zu schreiben habe. Ein kleines Verdienst, das er hat, besteht darin, daß ich die Nachricht, die ich Ew. Excellenz gebe, erst gestern Abend bekommen habe. Der Kaiser hat von mir einen Plan „zur Unterstützung der Wissenschaften in Deutschland“ auf eine so edle Art angenommen, daß mein Correspondent sie

[1]) Gottfried Benedikt Funk, gestorben als Rektor des Domgymnasiums zu Magdeburg 1814.

selbst über die Bezeigung des Wohlgefallens (dieß ist sein Ausdruck) setzet. Die Bezeigung besteht in dem Porträt mit Brillanten. Ich werde mich, und zwar sehr bald, umständlich mit Ew. Excellenz von dieser Sache unterhalten. Jetzt will ich Ihnen nur noch das davon sagen, daß ich nicht für mich, sondern für Andere arbeite; und Sie zugleich bitten, den Punkt des Plans, als etwas, das ich Ihnen anvertraue, auf immer, und das andre bis zur Ausgabe von: „Hermanns Schlacht. Ein Bardiet für die Schaubühne. An den Kaiser" so anzusehen. Ew. Excellenz wissen, mit welcher Verehrung und Freundschaft ich bin

Ew. Excellenz
unterthänigster Diener
Klopstock.

Ich habe Ew. Excellenz so lange nicht geschrieben; u. nun muß ich es bey einem so sehr traurigen Anlasse thun. Die Frau Gräfin von Bernstorff, die es selbst noch nicht kann, hat mir es aufgetragen. — Ach Sie wissen es schon, daß unser vortrefflicher Bernstorff gestorben ist. — wie lieb ist mir, daß beygelegte Blätter mir eine umständliche Nachricht abnehmen. — Ew. Excellenz sollen Einer von den sehr wenigen seyn, denen ich jetzt schon sage, daß ich dem Prinzen Carl von Hessen vorgeschlagen habe, es dahin zu bringen, daß man unserm Bernstorff ein Begräbniß. in Rothschild (Roeskilde) gebe; u. daß dieser würdige Prinz alles anwenden will, es auszuführen. Die beyden Grafen Bernstorff von Gurtow u. Dreylützow, die beyde jetzt hier sind, empfehlen Sich Ihrer Freundschaft; und ich werde nie aufhören mit wahrer Verehrung und Freundschaft zu seyn

Ew. Excellenz
Hamburg den 29 Februar 1772. gehorsamster Diener
Klopstock[1]).

Herr Alopäus[2]), der Ew. Excellenz vor kurzem gesehen hatte, hat mir durch eine Unterredung von Ihnen einen sehr angenehmen Abend gemacht. Er sagte mir unter andern, Sie würden wohl diesen Sommer ein wenig hierher kommen; da ich aber um diese Zeit vermuthlich in Copenhagen seyn werde, so will ich Ew. Excellenz jetzt schreiben, was ich Ihnen, wenn ich Sie sähe, sagen würde. Sie werden am Ende dieses Briefes finden, warum ich es Ihnen sage.

Meine Pension ist jetzt, da der Messias vollendet ist, |: Gott sey noch einmal gedankt, dass er mich diesen Hauptzweck meines Lebens hat erreichen lassen :| ungewisser, als sie in diesen letzten trüben Zeiten Dänemarks jemals gewesen ist. Zu diesem kommt noch, daß sie des Abzugs wegen nur aus 540 rth. besteht; daß mein jüngster hiesiger Bruder[3]) hat aufhören müssen zu handeln, und daß er meinen Kopenhagener älteren Bruder[4]) zugleich so mitgenommen hat, daß nun weder der eine, noch der andere etwas zur Unterhaltung meiner alten Mutter beitragen können, und dass ich, wegen Ihrer eingeschränkten Einkünfte, nicht mehr in dem Hause der Gräfin Bernstorff bin. In Wien habe ich mich fünf Jahre für andere Gelehrte bemüht; aber ich mag und kann mich mit keiner ferneren Hoffnung täuschen, dass ich dort etwas ausrichten werde. Der Zusammenhang der Sache scheint mir zu sagen, dass Dietrichstein nicht mehr Liebling und Kaunitz der Mann nicht ist.

Verliere ich die Pension, so bin ich sehr schlimm dran; verliere ich sie auch nicht, so kann ich doch, meiner mäßigen Lebensart ungeachtet, schlechterdings

[1]) Schon gedruckt in den „Denkwürdigkeiten" S. 407.

[2]) Maximilian von Alopäus, damals Sekretär des russischen Ministers Grafen Panin, später russischer Gesandter in Berlin, gest. 1822.

[3]) Victor Ludwig.

[4]) August Philipp, Leiter einer Seidendruckfabrik in Kopenhagen.

nicht auskommen. Ich habe, nach öftern Herumsinnen, nichts anderes für mich ausfinden können, als meinem Verleger sein ferneres Recht auf den Messias abzukaufen, und ihn dann auf Subscription drucken zu lassen; ferner noch ein Paar kleinere Schriften auch so drucken zu lassen. Aber dazu gehört Geld, das ich nicht habe. Nun kommt etwas, das ich nur einem Freunde, wie Sie sind, anvertrauen kann und mag. Das Betragen der Kaiserin von Rußland gegen Diderot hat mich zu dem Gedanken : ich weiß selbst nicht, wie ich es recht sagen soll : gebracht oder verführt. Können Sie, paßt es zu Ihrer Situation in Ihren jetzigen Diensten, können Sie es veranlassen, daſs mir die Kaiserin ein kleines Geschenk, und mich dadurch zum Besitzer meines Gedichts mache? Sie würden einer Sache, die einer guten Wendung weniger fähig wäre, als mir diese zu seyn scheint, doch eine solche Wendung zu geben wissen. Es kommt also, wie mich deucht, nur darauf an, ob es zu Ihrer Situation passe? — Ihrer Verschwiegenheit gewiß, wünsche ich dies bald von Ihnen zu erfahren. Denn ich verberge Ihnen nicht, daſs mich meine Umstände manchmal nicht wenig beunruhigen. Es würde, besonders nach diesem Briefe, sehr überflüssig seyn, Ihnen meine Gesinnungen gegen Sie, zu wiederholen. Ich bin

Hamburg, den 3. April 1773.

ganz der Ihrige
Klopstock[1]).

Ich habe Ew. Excellenz schon mehr als einmal, bey mir für Ihren letzten Brief gedankt; u. ich thue es hiermit auch gegen Sie. Er war recht so, wie ich ihn von Ihnen erwartete. Indeß will ich Ihnen doch noch etwas von der Sache sagen, es versteht sich mit gleicher Erwartung Ihrer ofnen Meinung darüber. Hätten sich meine Umstände nicht noch dadurch verschlimmert, daß ich, zur Rettung meines jüngsten Bruders, hätte Geld aufnehmen müssen; so würde ich gleichwohl schweigen, weil ich den Antheil kenne, den Sie an meiner Situation nehmen, und ich weiß, daß es Sie betrüben wird, wenn auch dieser Wunsch vergebens wäre. Die Landgräfin von Darmstadt[2]), die jetzo nach Petersburg geht, hat sich vor einiger Zeit auf folgende Art für mich zu interessiren geschienen. Sie hat damals, da verschiedene meiner Oden hier u. da in Abschriften herumgingen, so weit Sie davon bekommen können, für Sich und einige wenige, etwa 30 Exemplare, abdrucken lassen. Wenn Sie das nun nicht ganz vergessen hat u. wenn Ew. Excellenz Sie, wie ich vermute, kennen . . . finden Sie es für gut, für thunlich, durch diesen Canal zu versuchen, ob man etwa einen Correspondenten an mir haben möchte, der von der neuesten deutschen Literatur von Zeit zu Zeit Nachricht gäbe? oder ob man mir etwa dies oder jenes kleine Geschäft, das ich, nach Ew. Excellenz Instructionen auszuführen hätte, auftragen wollte? Wenn eine von beyden Sachen anginge, wo ich dann die Wahl hätte, so würde ich die letzte vorziehn. Sie sehen meine Gedanken: Ich überlasse sie Ihrer Entscheidung u. Freundschaft u. bin so sehr, als ich jemals gewesen bin, mit der aufrichtigsten Verehrung und Freundschaft

Ew. Excellenz
gehorsamster Diener
Klopstock.

P. S. Ich habe oben zu sagen vergessen, daß sich meine Wünsche nur auf 2 oder 3 Jahre erstrecken u. daß ich auch bey dem Zweyten voraussetze, daß meine Verbindungen mit Dänemark durch dessen Erfüllung nicht aufhören.

Hamburg den 4. Juni 1773.

---

[1]) Nach Abschrift mitgeteilt. Das Original ist wahrscheinlich nach Rußland mitgesandt und befindet sich nicht mehr im Falkenstein.

[2]) Caroline.

Eurer Excellenz letzter Brief hat mir kein kleines Vergnügen gemacht. Sie haben sich mir darinnen als mein rechter Freund bewiesen. Ich hatte zwar keine Beweise nötig; aber die Umstände, in denen ich bin, machten mir diesen Beweis sehr angenehm. — Ich habe den 1. Oct. nach Petersburg geschrieben, und in dem P. M. [Pro Memoria] gesagt, daß ich glaubte mit fünfhundert Thaler meinem Verleger sein Recht auf mein Gedicht abzukaufen. Was auch erfolge; so werde ich der Frau Landgräfin alle Zeit bey Ihrer Ankunft in Travemünde aufwarten, und Ihr für Ihr Betragen gegen mich meine wirkliche Dankbarkeit zeigen. — Es scheint mir, daß die Erreichung meiner andern Absicht, dadurch, daß Ew. Excellenz den Gesandtschaftsposten in Regensburg übernommen haben, erleichtert werde. Ich bitte Sie mir zu sagen, ob ich mich hierin irre; überhaupt bitte ich Sie mir mit der Aufrichtigkeit, die ich unter anderm an Ihnen so sehr verehre, zu sagen, ob ich hoffen dürfe, bisweilen zur Ausführung eines Geschäfts so gebraucht zu werden, daß ich es nach Eurer Excellenz Instruktion zu verrichten hätte; und dieserwegen etwas gewisses zu erhalten; oder wenn es mit dem gewissen nicht anginge, eine jedesmalige Summe von einigem Betrage dafür zu bekommen. Ich muß gewiß in allem Ernste darauf denken, mich in andere Umstände und in solche zu versetzen, die wenigstens nicht allzu ungewiß sind. Denn ich habe ganz vor kurzem die Nachricht von Kopenhagen bekommen, daß man vorgiebt, meine Abwesenheit von dort (und man weis doch, daß die Subscription, mit der ich den ganzen Sommer beschäftigt gewesen bin und bis zu Anfang des Februars 74 beschäftigt seyn werde, mir die Entfernung von Hamburg unmöglich macht) diese meine Abwesenheit so übel zu nehmen, daß ich wenn es Bernstorff nicht noch gehindert hätte, meine Pension schon verloren seyn würde. Dieß erfahr ich nun jetzo so, ohne im geringsten von diesem Übelnehmen vorher benachrichtigt geworden zu seyn. Ich brauche nichts hinzuzusetzen. Sie aber sehen es mit Einem Blick, wie die Mächtigern gegen mich gesinnt sind, u. was ich zu thun habe. — Und in dieser Situation hab ich überdieß noch nicht für mich allein zu sorgen.

Sie wissen mit welchen Gesinnungen ich allezeit seyn werde

Hamburg d. 9. Oct. 1773.

Ew. Excellenz
gehorsamster Diener
Klopstock.

Ein besonderer so bald noch nicht vermuteter Umstand veranlaßt mich Ew. Excellenz von meinen eignen Angelegenheiten schon wieder zu schreiben. Mein Neveu von Winthem, bey dem ich wohne, sieht sich gezwungen sich übermorgen für insolvent zu erklären. Ich will Ew. Excellenz nichts davon sagen, wie traurig mich das in sehr vielen Betrachtungen macht; aber ich bin seit ziemlich langer Zeit, weil ich bey ihm gelebt habe, in seiner Schuld, die ich nun natürlicher Weise so bald abtragen muß, als es mir nur immer möglich ist. Ew. Excellenz sehen hieraus, wie sehr bey mir der Werth desjenigen Geschenks, das ich Ihnen zudanken haben werde, durch den frühern Empfang steigen würde. Ich weis ferner, daß Sie ihn auch ohne diese Nachricht befördern würden; unterdeß kab ich mich doch auch nicht enthalten können, Ihnen von der Unruh, in welche mich meine jetzige Situation versetzt hat, ein Wort zu sagen.

Vermutlich haben Sie meinen letzten Brief bey Ihrer Zurückkunft vorgefunden. Haben Sie die Güte mir ein Wort über die Wünsche, die er enthält, zu sagen. Ich sehe sehr wohl ein, in welcher nachtheiligen Lage man ist, wenn man sich selbst anbietet; aber dieser Nachtheil verschwindet ganz, da Sie es sind, an den ich mich wende. Ich würde noch fortfahren zu schreiben, wenn ich Ihnen

etwas zu schreiben hätte, das Ihnen oder mir mehr Vergnügen machen könnte, als uns die Ursachen des gegenwärtigen Briefes zu machen im Stande sind.

Ich bin mit beständiger Verehrung

Ew. Excellenz

Hamburg d. 27. Nov. 73. gehorsamster Diener
Klopstock.

Hamburg den 15t. Jan. 74.

Schon die erste Nachricht, die mir Ew. Excellenz gaben war mir nicht wenig angenehm; u. die Zweyte ist es noch mehr, weil Sie die Zeit bestimmt. Ich bin Ihnen für die Sache u. für die Nachrichten auf das freundschaftlichste verbunden. — Es hat mich etwas beunruhigt, daß Ew. Excellenz die Landgräfin nicht gesprochen haben. Wenn man sich die Dinge, ohne sie in ihrem Zusammenhange zu wissen, nicht so oft falsch vorstellte, so würde ich aus der so kurzen Zeit, welche die Landgräfin Sie zu sehen bestimmte, Kaltsinn schließen. Sagen Sie mir nur Ein Wort darüber, daß ich mich irre. — Sie haben von den Geschenken u. von der Pension, welche die Gräfin B.(ernstorff) erhalten hat, in den Zeitungen gelesen. Die Gräfin hatte sich gegen Saldern verlauten lassen, daß Sie allenfalls wol etwas hätte erwarten können. Saldern hat hierauf an den Prinzen, u. sogar an — Goldberg, den er haßet, geschrieben. Der Prinz: Mr. de Bernstorff y a eû part, si vous voules, u. Goldberg: Nous allons consacrer la memoire de M. de B. asses joliment aber Pension können wir nicht geben. Unsre Einrichtung ist jetzt einmal so — gleichwol haben sie sich (gewiß aus Furcht vor Saldern) hierauf anders besonnen, u. die kleine Pension gegeben. Dieß alles in Vertrauen an Ew. Excellenz. — Sie wißen, daß die Herrn Zeitungsschreiber alles, was nur einigermaßen für sie zu seyn scheint, gleich einrücken; u. meist machen sie es dabey so, daß man mit der Art, mit der sie es thun noch unzufriedener ist als mit der Einrückung selbst. Ich werde daher die Nachricht von dem Present des Großfürsten, sobald ich es werde erhalten haben, lieber selbst einrücken lassen. Kann ich es mit dem Ausdrucke thun, daß es mir der Großfürst gemacht habe, um mir seine Zufriedenheit wegen der Vollendung des Messias zu bezeigen? Eben fällt mir ein, daß ich auch die Landgräfin nennen möchte. Etwa so: die Landgräfin hätte gegen den Großfürsten des Messias mit solchem Beyfalle erwähnt, daß der Großfürst ꝛc. . . . — Ich wünsche von Ihnen zu hören, daß Sie gesund genug dazu sind, bey dieser Kälte auf die Jagd zu gehen.

Klopstock.

Dieß ist das Papier, worauf ich mein Buch drucken lasse. Ich habe über 3000 Subscribenten.

Hamburg den 15t July — 74.

Man kann von einer Sache nicht entfernter seyn, als ich es von irgend einer Anklage Ew. Excellenz in Absicht auf die bewußte Zögerung bin. Sie hatten mir ja die gute Ursache Ihres gegebenen Wortes schon ehemals angezeigt; aber auch ohne diese Anzeige würd ich solche Ursachen bey Ihnen vorausgesetzt haben.

Ich bitte Ew. Excellenz mit der stärksten Empfindung der Dankbarkeit, die ich Ihnen, wegen Ihrer Bemühungen für mich schuldig bin, sich ja keine weiteren, höchst unverdienten Vorwürfe zu machen. Haben Sie nur die Güte mir zu sagen, wie wahrscheinlich oder wie unwahrscheinlich Ihnen jetzo die Auszahlung vorkomme?

Ich hatte Sie um die Erlaubniß gebeten, Ihnen das Stück meines M. S. [Manuscripts] welches die Wiener Sache betraf, zur Beurteilung zuzuschicken.

Die Urſache der Nicht-Überſchickung iſt, daß ich ſo viel u. ſo vielerley zu thun hatte, daß ich dieſen Auszug aus meiner Correſpondenz erſt machen konnte, als der Bogen gedruckt werden ſolte. Möchte er, ſo wie er jetzt iſt, meinen Abſichten und der Klugheit zugleich gemäß ſeyn. Ich meine freylich eine gewiſſe furchtſame Klugheit eben nicht ..... Ich verharre mit meiner alten Verehrung und Freundſchaft

Ew. Excellenz
gehorſamſter Diener
Klopſtock.

Es hat mir keine kleine Freude gemacht, daß ich erſt mit der Nachricht von Ihrer Geneſung, die Nachricht von Ihrer Krankheit bekommen habe.

Mit einer andern Nachricht iſt mir der Hr von Bieler zuvorgekommen. Mich an Ihm zu rächen, ſchicke ich hierbey Ew. Excellenz die Abſchrift eines Briefes, mit deſſen Mittheilung Er mir nicht zuvorkommen konnte[1]). Der Markgraf verdient meine ganze Verehrung, u. das nicht bloß deswegen, weil Er ſo gütig gegen mich iſt. Ich kannte Ihn ſchon lange durch unſern vortrefflichen Bernſtorff.

Zu der Zeit da ich an dem Geſchenke des Großfürſten noch zweifeln konnte, war ich gegen Ew. Excellenz für daſſelbe nicht weniger dankbar, als ich es jetzo bin, da es erfolgt iſt. Ich habe kurz vor meiner Abreiſe von Hamburg die Nachricht von der Auszahlung an Bachmann durch Alopäus erhalten. Empfehlen Sie mich dieſem, wenn Er noch bey Ihnen iſt für ſeine dabey gehabten Bemühungen aufs freundſchaftlichſte.

Göttingen den 19 Sept. 74. Klopſtock.

Hamburg den 6t März 1776.

Ich hörte vor einiger Zeit von dem Herrn von Bieler, daß Ew. Excellenz nicht recht wohl wären. Ich mag nicht fürchten, daß Sie jetzt noch nicht beſſer ſind; ſonſt würde ich dieſen Brief, den ich ſchon ſeit der Zeit aufgeſchoben habe, noch aufſchieben. Denn ich möchte Ihnen nicht gern zu einer Zeit, da Sie ſich nicht wol genug befinden, auch nur die allergeringſte Mühe verurſachen.

Meine Sache iſt dieſe: Ich kenne, ſchätze, und liebe ſchon ſeit ziemlicher Zeit einen Engländer Namens Eaton. Er iſt jetzt nach Petersburg gereiſt, in der Abſicht, dort eine Tobaksfabrik anzulegen; Er beſitzt nämlich das Geheimmittel, ſchlichten Tobak, u. das iſt der ruſſiſche, in guten zu verwandeln. Er verlangt keinen Vorſchuß. Er wünſcht nur, daß er ſeine Sache ſchnell betreiben könne. Und dazu würde unter anderm gehören, daß er bey dem Collegio, bey welchem er ein Privilegium Exclusivum ſuchen wird, ein Geſuch, das ſo natürlich u. in der Sache ſelbſt gegründet iſt, bald expedirt würde.

Zur Erreichung dieſer Abſicht, u. damit er überhaupt bey etwa vorfallenden Chicanen eine ſichere Zuflucht habe, erſuche ich Ew. Excellenz um ein Paar Zeilen, die er dem Miniſter Panin präſentieren könne. Es würde ihm ferner auch zu deſto ſchnellerer Betreibung ſeiner Sache beförderlich ſeyn, wenn man ihm auf einige Zeit ein Haus einräumte; u. man hat mir geſagt, daß der Hof wol mehr, als Ein Haus, das zu ſolchen Abſichten brauchbar wäre, leer ſtehen habe: wofern aber Ew. Excellenz Schwierigkeiten hierbey vorausſehen ſollten, u. alſo lieber nicht davon erwähnen möchten, ſo bitte ich Sie den Punkt unberührt zu laſſen.

[1]) Handſchreiben des Markgrafen Carl Friedrich v. Baden vom 3. Auguſt 1774 aus Carlsruhe.

Ich weis nicht, ob Ew. Excellenz die hieſige neue Zeitung halten. Es iſt Eaton, der den in den letzten Blättern dieſer Zeitung angezeigten medaillon auf mich in London verfertigen läßt.

Ich wünſche bald gute Nachricht von Ihrem Befinden zu hören. Sollten Sie mir den Brief für meinen Freund bald ſchicken können, ſo würde ich Ihnen deswegen beſonders dankbar dafür ſeyn, weil ihn Eaton, der nun ſchon in P. ſeyn wird, dort zu finden hoffte. Sie wiſſen, mit welcher aufrichtigen Verehrung ich bin

Ew. Excellenz
gehorſamſter Diener
Klopſtock.

Die Ackermannſche Schauſpielergeſellſchaft in Hannover im Jahre 1768.

Von G. Kohfeldt in Roſtock.

Die Ackermannſche Schauſpielertruppe, die mit ihren vielen bedeutenden Mitgliedern einen Kritiker wie Leſſing zu lebhaftem Beifall begeiſtert hat, ſpielt in der Theatergeſchichte eine ſo hervorragende Rolle, daß auch kleine Züge aus ihrem Leben und Treiben heute noch Beachtung verdienen. Ein paar neue Züge dieſer Art habe ich gerade Gelegenheit, einer wertvollen Theaterzettel-Sammlung zu entnehmen, die kürzlich unter ungeordneten Papieren der Roſtocker Univerſitätsbibliothek aufgefunden worden iſt.

Die Sammlung umfaßt in lückenloſer Folge die Zettel vom 1. Januar bis 6. Mai und vom 13. Mai bis 25. Juli 1768. Die nicht mit Ortsbezeichnung verſehenen Zettel konnten bei ſo berühmten Rollenträgern wie Ackermann, Ekhof, Schröder natürlich leicht näher beſtimmt werden: die Stücke bis zum 6. Mai gehören nach Hannover, die ſpäteren nach Hamburg. Von Hamburg hatte ſich die Geſellſchaft, nachdem das neue Unternehmen des Deutſchen Nationaltheaters ihr keine beſonderen finanziellen Erfolge gebracht hatte, nach Hannover begeben. Dort war ſie, wie Meyer in ſeiner Schröderbiographie (I. 1819, S. 185) berichtet, zum erſtenmal am 28. Dezember 1767 mit „Eduard u. Eleonore“ aufgetreten. Am 6. Mai 1768 fand in Hannover die Schlußvorſtellung ſtatt. Vom 13. Mai an ſpielte die Geſellſchaft wieder in Hamburg.

Die in Hamburg vom 13. Mai an aufgeführten Stücke ſind bekannt. Sie finden ſich u. a. in Leſſings Hamburgiſcher Dramaturgie, herausgegeben von Boxberger (Anhang), verzeichnet. Das Verzeichnis ſtimmt mit der Roſtocker Zettelſammlung überein, nur für den 14. Juni ergibt dieſe Sammlung noch den Zuſatz: Ballett „Die verwandelte Roſe“ und für den 11. Juli füllt ſie eine Lücke des Ver-

zeichniſſes aus mit „Der Stumme“ u. Ballet „Die Kohlenbrenner“. Im ganzen ſind die Zettel dieſer Zeit, die auch über die Rollenbeſetzung nichts berichten, alſo nicht von beſonderer Bedeutung.

Größeren Wert haben die Zettel aus der Hannoverſchen Spielzeit. Sie ſind, ſo weit ich ſehe, in keiner anderen Sammlung vorhanden. Man kann alſo aus den Zetteln der Roſtocker Bibliothek doch manches entnehmen, was ſonſt nicht bekannt iſt. Unſere Kenntnis des Geſamtrepertoirs Ackermanns wird allerdings durch ſie nicht erweitert: Schon Meyer hat ein ziemlich vollſtändiges Verzeichnis der in jedem Jahr neu aufgeführten Stücke zuſammengeſtellt[1]). Aber die Aufeinanderfolge und Wiederholung der Stücke, die Rollenbeſetzung und allerlei Geſchäftliches aus der Hannoverſchen Zeit können die Theaterzettel uns doch verraten.

Ich laſſe hier zunächſt die Titel der Stücke in der Faſſung der Zettel und nach den Daten ihrer Aufführung folgen:

Freytags, d. 1. Jan. 1768. Der Ruhmredige. Eine Comödie aus dem Franzöſiſchen des Deſtouches.
Herzog Michel. Eine Comödie des Herrn [Joh. Chr.] Krüger.

Montags, d. 4. Jan. 1768. Merope. Eine Tragödie aus dem Franzöſiſchen des Herrn von Voltaire. Hierauf folgt ein Ballet.
Die kranke Frau. Eine Comödie des Herrn Prof. Gellert.

Dienstags, d. 5. Jan. 1768. Die Brüder, oder: Die Früchte der Erziehung. Eine Comödie des Herrn Romanus. Ballet: Die Jäger.

Mittwochs, d. 6. Jan. 1768. Minna von Barnhelm, oder: Das Soldaten-Glück. Eine Comödie des Herrn Leſſing. Ballet.

Donnerstags, d. 7. Jan. 1768. Der Bauer mit der Erbſchaft. Eine Comödie aus dem Franzöſiſchen des Marivaux. (4 Rollen plattdeutſch.)
Harlekins Grabmal. Eine Pantomime nach dem Entwurf des Herrn Barzanti. Ballet.

Freytags, d. 8. Jan. 1768. Soliman der Zweyte, oder: Die Drey Sultaninnen. Eine Comödie a. d. Franzöſiſchen des Herrn Favart.

Montags, d. 11. Jan. 1768. Rodogune. Eine Tragödie a. d. Franz. des Corneille nach einer neuen poetiſchen Überſetzung. Ballet Serenade.

Dienstags, d. 12. Jan. 1768. Ich habe es beſchloſſen. Eine Comödie des Herrn Löwen.
Harlekins Grabmal. Ballet.

Mittwochs, d. 13. Jan. 1768. Das Herren-Recht, oder: Die Klippe des Weiſen. Eine Comödie a. d. Franz. des Herrn von Voltaire. Ballet.

[1]) a. a. O. II, 2, S. 51 ff.

Donnerstags, d. 14. Jan. 1768. Der Geizige. Eine Comödie a. d. Franz. des Moliere. Ballet (Türkischer Lustgarten).

Freytags, d. 15. Jan. 1768. Der Misogyn, oder: Der Weiber-Feind. Eine neue Comödie des Herrn Lessing.
Die Irrungen. Eine Comödie nach dem franz. Stücke les Meprises des Rousseau. Ballet (Die Gärtner).

Montags, d. 18. Jan. 1768. (Geburtsfest Ihro Majestät der Königin [von England]) Der Bürger. Ein Vorspiel mit Divertissements.
Mahomet, der Prophet. Eine Tragödie a. d. Franz. des Herrn von Voltaire, nach einer neuen poetischen Übersetzung in Jamben.
Ballet (Die Opfer in dem Tempel der Ehren).

Dienstags, d. 19. Jan. 1768. Der Bürger (gestriges Vorspiel wiederholt).
Soliman der Zweyte (= 8. Jan.).

Mittwochs, d. 20. Jan. 1768. Minna von Barnhelm (= 6. Jan.)

Donnerstags, d. 21. Jan. 1768. Melanide. Eine Comödie a. d. Franz. des de la Chaussee. Hierauf folgt Ein Tanz.
Der Liebhaber als ein Schriftsteller und Bedienter. Eine Comödie a. d. Franz. des Ceron.

Freytags, d. 22. Jan. 1768. Der Advocat Patelin. Eine Comödie a. d. Franz. des Brueys und Palaprat. Ballet (Die Heu-Erndte).
Der Bauer mit der Erbschaft (= 7. Jan.).

Montags, d. 25. Jan. 1768. Cenie, oder: Die Grosmuth im Unglück. Eine Comödie a. d. Franz. der Frau von Grafigny. Ballet (Die Zigeuner in ihrem Lager).

Dienstags, d. 26. Jan. 1768. Der Triumph der guten Frauen. Eine Comödie des Herrn Joh. Elias Schlegel. Ballet.

Mittwochs, d. 27. Jan. 1768. Zayre. Eine Tragödie a. d. Franz. des Herrn von Voltaire. Ballet.

Donnerstags, d. 28. Jan. 1768. Democrit, oder: Der lachende Philosoph. Eine Comödie a. d. Franz. des Regnard.
Der sehende Blinde. Eine Comödie a. d. Franz. des le Grand.

Freytags, d. 29. Jan. 1768. Die Frau, welche Recht hat. Eine Comödie a. d. Franz. des Herrn von Voltaire.
Die Reise des Harlekins u. Pierot. Pantomime von Barzanti, u. Ballet.

Montags, d. 1. Febr. 1768. Der Philosoph, ohne es selbst zu wissen. Eine Comödie a. d. Franz. des Herrn Sedaine. Ballet (Die verwandelten Cythern).

Dienstags, d. 2. Febr. 1768. Hypermnester. Eine Tragödie a. d. Franz. des Herrn le Mierre. Ballet (Der Straßburger Jahrmarkt).

Mittwochs, d. 3. Febr. 1768. Die Frauen-Schule. Eine Comödie a. d. Franz. des Moliere. Ballet (Die Gärtner).

Donnerstags, d. 4. Febr. 1768. Sidnei, oder: Der Schwermüthige. Eine Comödie a. d. Franz. des Gresset.
Harlekins Grabmal. Eine Pantomime, mit Ballet.

Freytags, d. 5. Febr. 1768. Crispin als Vater u. Schwiegervater im Nothfall. Eine Comödie des Herrn Romanus Hierauf folgt Ein Tanz.
Der Schatz. Ein Schäferspiel des Herrn Pfeffel.

Montags, d. 8. Febr. 1768. Rodogune (= 11. Jan.) Ballet (Die Heu-Erndte).

Dienstags, d. 9. Febr. 1768. Der Ruhmredige (= 1. Jan.).
Die Heyrath durch Wechselbriefe. Eine Comödie a. d. Franz. des Poisson.

Mittwochs, d. 10. Febr. 1768. Der Philosoph, ohne es selbst zu wissen (= 1. Febr.). Ballet (Der Scherenschleifer).

Donnerstags, d. 11. Febr. 1768. Der Hausvater. Eine Comödie a. d. Franz. des Diderot. Ballet.

Freytags, d. 12. Febr. 1768. Der Geizige (= 14. Jan.). Ballet.

Montags, d. 15. Febr. 1768. Romeo u. Julie. Eine neue bürgerliche Tragödie des Herrn Weisse. Ballet (Das Schicksal des Damöt auf einer fremden Flur).

Dienstags, d. 16. Febr. 1768. Das Spiel der Liebe u. des Zufalls. Eine Comödie a. d. Franz. des Marivaux.
Das Räthsel, oder: Was dem Frauenzimmer am meisten gefällt. Eine Comödie des Herrn Löwen.

Mittwochs, d. 17. Febr. 1768. Der verheyrathete Philosoph, oder: Der Mann, der sich der Heyrath schämt. Eine Comödie a. d. Franz. des Destouches. Ballet (Die Lustbarkeit der Flandrischen Bauern).

Donnerstags, d. 18. Febr. 1768. Der Hausvater (= 11. Febr.). Ballet (Der Philosoph auf dem Lande).

Freytags, d. 19. Febr. 1768. Rodogune (= 11. Jan., 8. Febr.). Ballet (Die Zigeuner in ihrem Lager).

Montags, d. 22. Febr. 1768. Miß Sara Sampson. Eine bürgerliche Tragödie des Herrn Lessing. Ballet (Die Jäger).

Dienstags, d. 23. Febr. 1768. Der beschämte Freygeist. Eine Comödie des Herrn Lessing.
Der Bauer mit der Erbschaft (= 7. Jan., 22. Jan.).

Mittwochs, d. 24. Febr. 1768. Cenie (= 25. Jan.).
Das Räthsel (= 16. Febr.).

Donnerstags, d. 25. Febr. 1768. Soliman der Zweyte (= 8. Jan., 19. Jan.).

Freytags, d. 26. Febr. 1768. Romeo u. Julie (= 15. Febr.). Ballet (Die Kohlenbauern).

Montags, d. 29. Febr. 1768. Die Mütter-Schule. Eine Comödie a. d. Franz. des de la Chaussee. Ballet (Das Blinde-Kuh-Spiel).

Dienstags, d. 1. März 1768. Der Spieler. Eine Comödie a. d. Franz. des Regnard.
Der unvermuthete Ausgang. Eine Comödie a. d. Franz. des Marivaux.

Mittwochs, d. 2. März 1768. Der Misogyn (= 15. Jan.).
La Serva Padrona, oder: Die herrschende Magd, in welchem ein durchreisender Intermezzo-Sänger sich wird hören lassen.

Donnerstags, d. 3. März 1768. Georg Barnwell, oder der Kaufmann von London. Eine bürgerliche Tragödie a. d. Engl. des Herrn Lillo. Ballet (Die Kohlenbauern).

Freytags, d. 4. März 1768. Der poetische Land-Junker. Eine Comödie a. d. Franz. des Destouches.
Die neue Agneſe. Eine neue Comödie des Herrn Löwen.

Montags, d. 7. März 1768. Der Stumme. Eine Comödie a. d. Franz. des Bruyes u. Palaprat. Ballet (Das bewegliche Gemählde).

Dienstags, d. 8. März 1768. Der Schein betrügt. Eine neue Comödie [von Joh. Chr. Brandes].
Iſt er von Familie? Eine Comödie nach dem franz. Stücke des l'Affichard: Die Familie.

Mittwochs, d. 9. März 1768. Der Spieler. Eine bürgerliche Tragödie a. d. Engl. des Edward Moore. Ballet (Die ertappten Vögel-Diebe).

Donnerstags, d. 10. März 1768. Die falschen Vertraulichkeiten. Eine Comödie a. d. Franz. des Marivaux. Ballet (Das bewegliche Gemählde).

Freytags, d. 11. März 1768. Semiramis. Eine Tragödie a. d. Franz. des Herrn von Voltaire. Ballet (Das Blinde-Kuh-Spiel).

Dienstags, d. 5. April 1768. Alzire, oder: Die Americaner. Eine Tragödie a. d. Franz. des Herrn von Voltaire. Ballet (Der Schiffbruch oder: Die Hottentotten).

Mittwochs, d. 6. April 1768. Julie, oder: Wettstreit der Pflicht und Liebe. Eine Comödie des Herrn Heufeld. Ballet (= 5. April).

Donnerstags, d. 7. April 1768. Der Zerstreute. Eine Comödie a. d. Franz. des Regnard. Ballet (Die Jungfern-Diebe, mit einer lustigen Bauern-Hochzeit).

Freytags, d. 8. April 1768. Das Caffeehaus, oder: Die Schottländerin. Eine Comödie a. d. Franz. des Herrn von Voltaire.
Die Heyrath durch Wechselbriefe (= 9. Febr.).

Montags, d. 11. April 1768. Eugenie. Ein neues Drama a. d. Franz. des Herrn v. Beaumarchais, von der Legations-Räthin Zink in Hamburg übersetzt.
Harlekins Grabmal (= 7. Jan. ꝛc.).

Dienstags, d. 12. April 1768. Der Stumme = (7. März).
Die neue Agneſe (= 4. März).

Mittwochs, d. 13. April 1768. Julie u. Belmont. Eine bürgerliche Tragödie des Herrn Sturz. Ballet (Das bewegliche Gemählde).

Donnerstags, d. 14. April 1768. Der Mann nach der Welt, oder: Die äußerlichen Betrüger. Eine Comödie a. d. Franz. des Boissy.
Der Schatz (= 5. Febr.).

Freytags, d. 15. April 1768. Das unvermuthete Hinderniß, oder: Das Hinderniß ohne Hinderniß. Eine Comödie a. d. Franz. des Destouches. Ballet (Amor als Gärtner).

Montags,	d. 18. April 1768.	Nanine, oder: Das beſiegte Vorurteil. Eine Comödie a. d. Franz. des Herrn von Voltaire.
		Der Mann nach der Uhr, oder: Der ordentliche Mann. Eine Comödie [von Th. G. v. Hippel].
Dienstags,	d. 19. April 1768.	Minna von Barnhelm (= 6. Jan., 20. Jan.). Ballet (Die Kohlenbauern).
Mittwochs,	d. 20. April 1768.	Semiramis (= 11. April). Ballet (Amor als Gärtner = 15. April).
Donnerstags,	d. 21. April 1768.	Das falſche Cammermädchen, oder: Der geſtrafte Betrüger. Eine Comödie a. d. Franz. des Marivaux.
		Der Bauer mit der Erbſchaft (= 7. Jan., 22. Jan., 23. Febr.).
Freytags,	d. 22. April 1768.	Eugenie (= 11. März). Ballet (Die Matroſen).
Montags,	d. 25. April 1768.	Die Liebe als Lehrmeiſter. Eine Comödie a. d. Franz. des le Grand.
		Das Räthſel (= 16. Febr.).
Dienstags,	d. 26. April 1768.	Der Zweykampf. Eine Comödie [von Joh. Ludw. Schloſſer]. Ballet (Die Matroſen = 22. April).
Mittwochs,	d. 27. April 1768.	Roſemunde. Eine Tragödie des Herrn Weiſſe. Ballet: Das Blinde-Kuh-Spiel.
Donnerstags,	d. 28. April 1768.	Der Schein betrügt (= 8. März).
		Die Irrungen (= 15. Jan.).
Freytags,	d. 29. April 1768.	Die ſchlaue Witwe. Eine Comödie a. d. Ital. des Herrn Goldoni. Ballet.
Montags,	d. 2. May 1768.	Minna von Barnhelm (= 6. Jan., 20. Jan., 19. April).
		Die Reiſe des Harlekin u. des Pierot.
Dienstags,	d. 3. May 1768.	Die falſchen Vertraulichkeiten (= 10. März). Ballet (Die Luſtbarkeit des Chineſiſchen Kayſers).
Mittwochs,	d. 4. May 1768.	Olint u. Sophronia. Eine Tragödie des Herrn von Cronegk. Ballet (Amor als Gärtner).
Donnerstags,	d. 5. May 1768.	Der Hausvater (= 11. Febr.). Ballet.
Freytags,	d. 6. May 1768.	Zelmire. Eine Tragödie a. d. Franz. des Herrn du Belloy.
		Die Sitten der Zeit. Eine Comödie a. d. Franz. des Herrn Saurin.
		Dieſes Stück wird mit einem Bal en Masque beſchloſſen.

Die Lücken in der Spieltagsfolge erklären ſich daraus, daß an Sonnabenden, Sonntagen und in der Faſtenzeit nicht geſpielt werden durfte. Im übrigen fällt wohl zuerſt die Reichhaltigkeit des Repertoirs in die Augen: An 75 Spieltagen werden — abgeſehen von den zahlreichen Ballets — nicht weniger als 72 verſchiedene Stücke aufgeführt. Wiederholungen gibt es nur ſehr ſelten. Viermal wird Minna von Barnhelm geſpielt, dreimal Soliman II. und Rodogune, zweimal Der Hausvater, Der Schein betrügt, Eugenie, Semiramis, Der Stumme,

Der Misogyn, Romeo und Julie, Cenie, Der Geizige und der Ruhmredige. Außerdem werden einige Einakter ein paarmal wiederholt. Die Hauptmasse des Repertoirs hatte die Gesellschaft natürlich aus Hamburg mitgebracht. An Erstaufführungen bringt die Hannoversche Spielzeit den Misogyn, Romeo und Julie, Der Schein betrügt, Eugenie, das Festspiel Der Bürger, den Einakter La Serva Padrona und wahrscheinlich auch die — von Meyer nicht erwähnte — Komödie Die Liebe als Lehrmeister.

Mit den heutigen Verhältnissen verglichen, hatte die Gesellschaft also eine tüchtige Arbeit zu leisten. Noch deutlicher wird dies aber, wenn man das Auftreten der einzelnen Schauspieler nach den Zetteln verfolgt. Es fallen nämlich von 21 Spielabenden des Januar auf Ekhof 21, Böck 21, Hensel 19, Borchers 18, Madame Mecour 16, Madame Böck 15, Madame Hensel 11, Mademoiselle Ackermann 10, Madame Löwen 9, Ackermann 9, Madame Mersch 7, Cludius 7, Withöft 6, Mersch 6. Von 21 Abenden des Februar auf Ekhof 21, Böck 21, Hensel 21, Borchers 19, Madame Mecour 16, Madame Hensel 13, Mademoiselle Ackermann 12, Madame Mersch 11, Madame Böck 10, Madame Löwen 10, Mersch 10, Ackermann 8, Withöft 7, Cludius 5. Von 33 Aufführungen von März bis Mai auf Ekhof 29, Böck 33, Hensel 30, Borchers 28, Madame Hensel 23, Madame Mecour 21, Mademoiselle Ackermann 21, Madame Böck 20, Ackermann 20, Madame Löwen 16, Cludius 15, Mersch 14, Madame Mersch 11, Schröder 10. Nur ein paarmal treten in den Rollenverzeichnissen noch auf: Kalt, Barzanti, Renoy, Meyer, Schulz, Ildener und während der letzten Wochen Waizhöfer und Frau, Mademoiselle Löwen und Bindriehm.

Die bedeutendsten Schauspieler sind aber fast an allen Spielabenden beschäftigt, oft nicht bloß in großen Rollen des Hauptstücks, sondern auch außerdem noch im Nachspiel. So tritt z. B. Ekhof im Januar an 5 Abenden in beiden Stücken auf. Aber von den Schauspielern, die seltener in den Rollenverzeichnissen genannt werden, ist anzunehmen, daß sie bei den meisten Aufführungen irgendwie mitzuwirken hatten. Auch bei dem Ballet, das übrigens in gut zwei Drittteilen der Spielabende auf dem Programm stand, waren sicher viele Schauspieler beschäftigt, sogar die hervorragendsten wie z. B. Schröder, der hauptsächlich zur Hebung des Ballets wieder für die Truppe gewonnen worden war.

Schröder, der größte Künstler der Ackermannschen Gesellschaft, findet sich auf unseren Hannoverschen Theaterzetteln zum erstenmal am 1. März. Vorher hatte er, ungefähr ein Jahr lang getrennt von der Truppe, in Mainz und Frankfurt gespielt. Das Nähere hierüber und über sein Zusammentreffen mit der Gesellschaft in Hannover kann

man in Litzmanns Schröder-Biographie finden. Nach unseren Zetteln trat er in Hannover zumeist in Bedientenrollen auf: im Spieler als Hector, im Stummen als Frontin, in „Schein betrügt" als Randolph, im Zerstreuten als Chevalier, im Caffehaus als Frelon, im Falschen Cammermädchen als Trivelin, in „Liebe als Lehrmeister" als Pasquin, in der Schlauen Witwe als Pedrillo.

Was die Auswahl der Stücke der Ackermannschen Gesellschaft anlangt, so sieht man, daß auch in Hannover — ebenso wie in Hamburg und wie auch noch später an anderen damaligen Bühnen — hauptsächlich aus der französischen Literatur geschöpft wurde. Doch kommen auch die zeitgenössischen deutschen Dichter schon öfters zum Wort. Es sind Lessing (Minna von Barnhelm, Miß Sara Sampson, Misogyn, Freigeist), Weisse (Romeo und Julie, Rosemunde), Joh. El. Schlegel (Triumph der guten Frauen), v. Cronegk (Olint), Gellert (Die kranke Frau), Pfeffel (Schatz), Heufeld (Julie), Löwen (Räthsel, Die neue Agnese, Ich habe es beschlossen), Joh. Chr. Krüger (Herzog Michel), Romanus (Die Brüder, Crispin), Sturz (Julie u. Belmont), Joh. Chr. Brandes (Der Schein betrügt), Joh. Ludw. Schlosser (Zweikampf), Th. G. v. Hippel (Der Mann nach der Uhr). Aus dem Englischen sind in das Repertoir aufgenommen Lillos Barnwell und Edw. Moores Spieler, aus dem Italienischen Goldonis Schlaue Wittwe. Bemerkenswert ist es, daß Lessing schon acht Spielabende einnimmt. Dabei ist Weddigens[1]) Angabe, Minna von Barnhelm sei im Dezember 1768 und Miß Sara im Februar 1769 zum erstenmal in Hannover gespielt worden, dahin zu berichtigen, daß die Erstaufführung von Minna auf den 6. Januar und die von Miß Sara auf den 22. Februar 1768 fällt.

Ich lasse hier noch ein paar Mitteilungen über das Äußere der Theaterzettel und über einiges, was sie sonst noch dem Publikum zu berichten haben, folgen. Die Zettel haben die übliche Größe eines halben Bogens. Das Papier und der Druck sind von bester Qualität. Die Textanordnung ist die aus Abbildungen vieler Literaturgeschichten bekannte. Am Kopf tragen die Hannoverschen Zetteln den Vermerk „Mit allergnädigster Bewilligung", die Hamburger „Mit Genehmigung einer hohen Obrigkeit". Dem Datum und dem fettgedruckten Titel folgt in Hannover die Rollenbesetzung, in Hamburg werden nur die Personen des Stückes, nicht aber die Namen der Schauspieler verzeichnet.

Der Schluß ist bei den Hannoverschen Zetteln ziemlich gleichlautend: „Billetts sind nicht beym Eingange, sondern jedesmal in dem Logis des Cassierers im Rothmeyrischem Hause, nahe beym Schlosse,

[1]) Geschichte der Theater Deutschlands II., S. 698.

zwischen Winkelmanns und Zimmermanns Häusern, auch während der Comödienzeit bis Abends um Acht Uhr zu bekommen. Die Plätze in den Ersten Rang-Logen, desgleichen in den beyden Ersten Parterr-Logen auf jeder Seite kosten 24 Mariengroschen; die Plätze in dem Parquet, oder in der Ersten Abteilung des Parterrs, wie auch in den Zweyten Rang-Logen kosten 18 Mariengroschen; die Plätze in den übrigen Parterr-Logen, und in der Andern Abteilung des Parterrs kosten 12 Mariengroschen; die Plätze auf der Gallerie 6 Mariengroschen. Der Anfang ist um Sechs Uhr."

In diesen Schlußvermerken weichen nur die Zeitbestimmungen voneinander gelegentlich etwas ab: bisweilen wird der Anfang auf präzise halb 6 Uhr, und ein paarmal auch auf 4 und 5 Uhr festgesetzt.

Reklamehafte Ankündigungen enthalten die Zettel nur selten und in geringem Umfang. Nur ein dutzendmal ungefähr versuchen sie die Vorzüge des Stücks herauszustreichen und so das Publikum zu beeinflussen.

So heißt es z. B. beim „Ruhmredigen": „Dieses Stück ist eins der vorzüglichsten des galanten Destouches. Es herrscht eine beständige Abwechselung des Komischen mit den rührendsten Situationen, und die treffendste Satire auf den Stolz, und dem damit verwandten Lächerlichen in dieser Comödie, die alle Pracht bey der Vorstellung erfordert."

Der „Soliman" wird eingeführt mit der Empfehlung: „Dieses Stück, welches auf dem Hamburger Theater mit mehr Pomp als selbst in Paris aufgeführt worden, hat sich, wie in Frankreich, einen ganz besonderen Beyfall erworben" usw.

Bei der „Rodogune" wird ein „Vorbericht" gegeben, in dem der geschichtliche Stoff geschildert wird.

Beim „Herren-Recht": „Dies ist eins von den Lustspielen des Herrn von Voltaire, das sich einen allgemeinen Beyfall erworben hat; es ward im Jahre 1763 sehr oft hintereinander mit gleichem Glück aufgeführt."

Der „Triumph der guten Frauen" wird eingeleitet: „In diesem vorzüglichen Original eines unserer besten deutschen Dichter, dessen zu frühen Verlust das Theater noch immer mit Recht bedauret", worauf angedeutet wird, wie segensreich eine tugendhafte Frau wirken könne.

Bemerkenswert ist eine der „Eugenie" angehängte längere gelehrte „Nachricht". Sie verbreitet sich über die Chöre der Alten, über Zwischenspiele und Musikeinlagen und darüber, was Herr von Beaumarchais diesbezüglich angeordnet habe.

Kurze Mitteilungen über die Vorzüglichkeit der Stücke und über ihren Hauptinhalt finden sich dann noch bei „Der Philosoph ohne es

zu wiſſen", „Der Hausvater", „Die Mütter-Schule", „Alzire", „Zelmire". Auch bei den Ballets wird nicht ſelten eine Beſchreibung der Situation gegeben.

Die mehrmals aufgeführte kleine Komödie „Der Bauer mit der Erbſchaft" enthält vier Rollen, die in „Niederſächſiſcher Sprache" geſpielt werden. In „La Serva Padrona" ſoll ſich „ein durchreiſender Intermezzo-Sänger" hören laſſen.

Eigentlich Reklamehaftes enthalten die Spielzettel alſo nur ſelten. Im ganzen ſind ſie von würdiger Sachlichkeit und Einfachheit. Trotzdem, oder wenn man will gerade deswegen, laſſen ſich aus ihnen manche für die Theater- und Literaturgeſchichte wertvolle Kenntniſſe ſammeln.

Im Vorhergehenden iſt einiges davon zuſammengeſtellt worden, das vielleicht hier und da auf Intereſſe rechnen kann, wenn es auch nicht durch weitere lokalgeſchichtliche Nachforſchungen zu einer Geſchichte jener bedeutſamen Hannoverſchen Theaterepoche abgerundet worden iſt.

Zur Struktur des Pantheismus: Die Kategorie der Totalität in Goethes naturwiſſenſchaftlichen Schriften.

Von Ferdinand Bulle in Jena.

Die Anſchauung und ihr Objekt.

1.

In einem Briefe an Jacobi vom 6. Januar 1813 ſchreibt Goethe: „. . . als Dichter und Künſtler bin ich Polytheiſt, Pantheiſt hingegen als Naturforſcher, und eins ſo entſchieden als das andere . . ."[1])

Es iſt demnach die Frage, welche Methode hat ſich Goethe als pantheiſtiſcher Naturforſcher geſchaffen, und inwiefern iſt dieſe Methode pantheiſtiſch. Im ganzen Verlauf ſeines Lebens iſt die Anſchauung die ihm gemäße Erkenntnisart. Und überall erſcheinen Leben und Anſchauung als Korrelate, das Leben wird nur in der Anſchauung erkannt und lebendige Anſchauung wird gefordert. Leben, Lebendigſein gelten als Werte, das geht zurück auf den jungen Goethe, auf Sturm und Drang, wo man der Aufklärung gegenüber die Betätigung des ganzen Menſchen auch in der Erkenntnis forderte. Anſchauung iſt

[1]) Briefwechſel S. 261.

nicht einfach cognitio intuitiva, der Mensch im Sturm und Drang lebt der leidenschaftlichen Überzeugung von der eigenen Totalität, und die Unmittelbarkeit einer auf das eigene Ich zuerst angewandten Erkenntnis wird auch auf das Verhalten der Außenwelt gegenüber übertragen. Von dieser Jugendüberzeugung ist Goethe soviel geblieben, daß er noch 1817 verlangt: der Forscher soll „mit gesunden, offnen, freien Sinnen sich hineinfühlen . . .[1]) Und in den Sprüchen heißt es: „Als getrennt muß sich darstellen: Physik von Mathematik. Jene muß in einer entschiedenen Unabhängigkeit bestehen und mit allen liebenden, verehrenden frommen Kräften in die Natur und das heilige Leben derselben einzudringen suchen . . ."[2])

Diese Einfühlung der eigenen Vitalität in das Objekt ist die Grundlage der Anschauung.

In der Einleitung zur Morphologie der Pflanzen von 1807 heißt es: „Es hat sich daher auch in dem wissenschaftlichen Menschen zu allen Zeiten ein Trieb hervorgethan die lebendigen Bildungen als solche zu erkennen, ihre äußeren sichtbaren, greiflichen Theile im Zusammenhange zu erfassen, sie als Andeutungen des Innern aufzunehmen und so das Ganze in der Anschauung gewissermaßen zu beherrschen"[3]). Sehen wir hier fürs erste von dem ausgesprochenen Unterschied zwischen Außen und Innen ab, so wird die Anschauung als das Organ zur Erfassung eines lebendigen Zusammenhanges bezeichnet. Daneben stelle ich die Äußerung Goethes in den Noten zu Diderots Versuch über die Mahlerei, 1. Kapitel: „Seine (des bildenden Künstlers) Kraft besteht im Anschauen, im Auffassen eines bedeutenden Ganzen, im Gewahrwerden der Teile . . ."[4]) Der wissenschaftliche Mensch hat sich also desselben Organs zu bedienen wie der Künstler. Im Schluß des Aufsatzes über den Kammerberg wird dieses Organ ausdrücklich von der Denkkraft unterschieden: „Möchte man doch bei dergleichen Bemühungen immer wohl bedenken, daß alle solche Versuche, die Probleme der Natur zu lösen, eigentlich nur Konflikte der Denkkraft mit dem Anschauen sind. Das Anschauen gibt uns auf einmal den vollkommenen Begriff von etwas Geleistetem; die Denkkraft, die sich doch auch etwas auf sich einbildet, möchte nicht zurückbleiben, sondern auf ihre Weise zeigen und auslegen, wie es geleistet werden konnte und mußte."[5]) Aus dieser Stelle geht hervor, daß die Anschauung das Ganze als solches begreift, während die Denkkraft es aus dem ein-

[1]) WW. 2. Abt. XI, 1. Vorschlag zur Güte. S. 65 (WW. bezeichnet die Weimarische Ausgabe).
[2]) Werke Stuttgart 1898. IV, 248.
[3]) WW. 2. Abt. VI, 1. S. 8 f.
[4]) WW. 1. Abt. XLV. S. 257.
[5]) WW. 2. Abt. IX, 1. S. 91.

zelnen zuſammenbuchſtabiert. In der Einleitung zur Farbenlehre wird dann von „lebendiger Anſicht“ geſprochen, § 740 wird „echte Anſchauung“ verlangt, in der „Anſprache“, die die Abhandlung über entoptiſche Farben einleitet, heißt es: „Denn Wort und Zeichen ſind nichts gegen ſicheres, lebendiges Anſchauen“ [1]). Wer das Leben erkennen will, muß ſich alſo ſelber ihm gegenüber lebendig verhalten, Leben und Anſchauung werden zu Korrelaten. Endlich wird das Verhalten des Phyſikers dem des Philoſophen gegenüber beſtimmt: Er ſoll ſich eine Methode bilden, die dem Anſchauen gemäß iſt; er ſoll ſich hüten, das Anſchauen in Begriffe, den Begriff in Worte zu verwandeln ...“ [2]) Der Zwiſt zwiſchen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire beruht auf dem Gegenſatz einer diskurſiven begrifflichen und einer auf der Anſchauung fußenden Methode: „jener geht aus dem Einzelnen in ein Ganzes, welches, zwar vorausgeſetzt, aber als nie erkennbar betrachtet wird; dieſer hegt das Ganze im inneren Sinne ... Denn eine Voranſchauung, Vorahnung des Einzelnen im Ganzen will der Trennende, Unterſcheidende, auf der Erfahrung Beruhende, von ihr Ausgehende nicht zugeben.“ [3])

In der Anſchauung alſo iſt nach dem hier angeführten Material gegeben das Ganze.

Dieſes Ganze wird durch „Sichhineinfühlen“, durch den inneren Sinn, durch ein Verhalten, das dem des Künſtlers verwandt iſt, erfaßt, oder mit einer Anticipation: erlebt. Denn das, wodurch ſich Goethe von den Beſchreibungen dieſes Verhaltens, wie ſie die Pſychologie des 18. Jahrhunderts hervorbrachte, unterſchied, war das Objekt dieſes Verhaltens. Dieſes Objekt bezeichnet er als „lebend“. Durch Ausdrücke, wie innerer Sinn, Sichhineinfühlen, könnte es ſo ſcheinen, als ob Goethe mit der Annahme eines „moraliſchen Gefühls“, eines „inneren Sinns“, eines „Organe moral“, die von Herder, Jacobi, dem jungen Humboldt im Anſchluß an Hemſterhuis gemacht wurde, ſympathiſierte. Er bleibt aber, wenn man von ganz wenigen Bemerkungen abſieht, bei der Bezeichnung Anſchauung, ſpricht von lebendiger, echter Anſchauung uſw. Und gerade gegen Hemſterhuis, die pſychologiſche Autorität der Zeit in dieſem Punkte, wendet ſich Goethe und betont ſeiner rationalen Äſthetik gegenüber ſeinen Begriff vom Leben. Das moraliſche Organ und ſeine Derivate bei den oben Genannten war ein Organ für das Pſychiſche im Anderen, für das

[1]) WW. 2. Abt. V, 1. S. 254.

[2]) WW. 2. Abt. I. S. 285.

[3]) WW. 2. Abt. VII. S. 168 f. Vgl. hierzu Goethes Gegenſatz zu Wolff, ſo wie er ihn in den Annalen von 1805 beſchreibt: Wolff der analytiſch vorgehende Philologe, der eine auf Anſchauung beruhende Methode der Stilkritik Werken der bildenden Kunſt gegenüber nicht anerkennen will.

unmittelbare Verständnis der fremden Seele, die aber als ein abstrakt Geistiges im Kerker des Körpers vorgestellt wurde. Goethes Anschauung dagegen wendet sich an die ganze Vitalität des Anderen. Es wird nicht unterschieden zwischen einer höheren Seele, und einem niederen Körper, gerade diese Vorstellung eines Oberen und Unteren war ihm so verhaßt, sondern das Leben ist alles mit einem Male, es ist im Anderen genau so eine Totalität wie in mir. Denn es ist nur ein Leben.

Damit entfernt sich Goethe weit von der Psychologie des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Nicht nur ist in der Anschauung ein Ganzes gegeben, sondern dieses Ganze ist die irrationale Totalität des Lebens selbst, Anschauung ist damit Erleben, denn dieser von Goethe allerdings nicht gebrauchte Ausdruck bezeichnet die Aufnahme fremden Lebens in sein eigenes. Goethe erhebt sich aber damit auch über die bloße Einfühlung, denn diese setzt keineswegs die Einheit des Objekts voraus, da sie keine Nötigung das fremde Erleben, als Totalität aufzufassen mit sich führt. Etwas ganz Einzelnes, wie den gestreckten Finger eines Wegweisers kann ich ohne jede Beziehung auf ein Ganzes, auf einen Willen, doch willenähnlich verstehen. Etwas „lebendig" auffassen bezeichnet Goethe dagegen als eine Art, es aus einem Ganzen in die Teile strebend zu erkennen. Er definiert das Leben als immer ganz und doch immer sich teilend, ruhend und doch sich bewegend. Der ganze Aufsatz über die Natur von 1782 ist ein einziger Versuch der Erklärung dessen, was Leben ist. Ich führe noch Stellen an, die mir für das Verhältnis von Anschauung und Leben wichtig erscheinen.

„Die Natur hat kein System; sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekannten Zentrum zu einer nicht erkennbaren Gränze.." [1] Dann: „Mir entging nicht, die Natur beobachte stets ein analytisches Verfahren, eine Entwicklung aus einem lebendigen, geheimnißvollen Ganzen . . ." [2] Leben ist demnach ein Continuum der Bewegung, von Formen zu neuen Formen, ohne daß eine Grenze zu erkennen wäre, ein unbekanntes Ganzes entwickelt sich, das Ganze hat Teile, die in Verbindung mit ihm stehen, so daß stets ein mehreres ist. Das Leben wird begriffen nach der Kategorie vom Ganzen und den Teilen. So schreitet auch die Anschauung fort: „Von dem Ganzen zu dem Einzelnen, vom Totaleindruck zur Beobachtung der Theile."

2.

Der Begriff des Ganzen erscheint bei Goethe immer gebunden, an den der Teile. So schreitet auch die Anschauung von dem Ganzen

[1] WW. 2. Abt. VII, S. 75.
[2] WW. XI, S. 50.

zu den Teilen und von den Teilen zu dem Ganzen fort. Diese Kategorie vom Ganzen und den Teilen bedeutet, daß zwar die Teile im Ganzen enthalten sind, aber nicht in ihm verschwinden, wie das Besondere im Allgemeinen es tut. Das Ganze ist in den Teilen gegenwärtig. Es ist die Kategorie des Pantheismus, nach der der Mensch eine Einheit mit dem ihm umgebenden Ganzen bildet, aber doch als Individuum in sich einen Wert darstellt, der unabhängig von dem Wert des Ganzen gilt. So sieht Goethe den Menschen als Teil des All, den Berg als Teil in dem geologischen Ganzen, die Glieder als Teile des Organismus, und zwar ist es stets die Anschauung, die diese metaphysische Zusammengehörigkeit feststellt. Die Ganzheit der Teile drückt sich aus als Einheit in dem Mannigfaltigen. Und zwar ist es nicht das logische Verhältnis von der Einheit in der Mannigfaltigkeit, sondern die Einheit ist die in allem Einzelnen wirkende Kraft des Lebens, es ist kein Zusammenfallen, sondern ein Zusammenhang.

Dieses sich in Teilen auswirkende Ganze, das in sich zusammenhängend ständig sich bewegt und entwickelt, erkennt nur die Anschauung. Ihr ist die eigene Totalität von Innen her verständlich, und dieses Verhältnis wird ausgedehnt zu einem Verhältnis des Einzelnen zur Welt. Der einzelne Mensch muß dazu aber so Eins mit dem ihn umgebenden Ganzen sein, wie er es mit sich in seiner körperlich geistigen Totalität ist. Diese Einheit ist für Goethe denn auch Grundlage der Erkenntnis: „Wie ich mich zur Philosophie verhalte, kannst du leicht auch denken. Wenn sie sich vorzüglich aufs Trennen verlegt, so kann ich mit ihr nicht zurechte kommen ... wenn sie aber vereint oder vielmehr wenn sie unsere ursprüngliche Empfindung als sehen wir mit der Natur Eins, erhöht, sichert und in ein tiefes ruhiges Anschauen verwandelt, in dessen immerwährender *συγκρισις* und *διακρισις* wir ein göttliches Leben fühlen ... dann ist sie mir willkommen ..."[1])

Wir sahen: in der Anschauung ist das Leben als Ganzes gegeben, umgekehrt läßt sich aber auch sagen, das in der Anschauung als solches gegebene Ganze ist stets ein Lebendiges. Der Begriff des Ganzen ist an und für sich metaphysisch, Goethe kennt ihn daher auch nur als Bezeichnung für lebendiges, und das Leben ist ihm nie metaphysisch, so sehr er es auch als geheimnisvoll verehrt. Ein Totes als Ganzes zu bezeichnen wäre ihm nie in den Sinn gekommen, das Bild, die Statue, das Drama sind ihm als Ganze lebendig. So behauptet er Hemsterhuis gegenüber: „Das Schöne sei, wenn wir das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit schauen."[2]) Und in der Natur erhält er dadurch, daß er das Anorganische in

[1]) Briefwechsel mit Jacobi, S. 225.
[2]) Campagne in Frankreich. WA. 1. Abt. XXXIII, 234.

eine entwicklungsgeschichtliche Reihe mit dem Organischen setzt, nirgends ein Totes, sondern auch die Minerale werden Stationen auf dem Wege der allgemeinen Entwicklung, Teile des großen Ganzen und als solche teilhaftig des allgemeinen Lebens.

3.

Die Teile dieses Ganzen stehen untereinander in Beziehungen. Dieser Begriff von einem System von Beziehungen, relations, rapports war Besitz des 18. Jahrhunderts geworden. Montesquieu, Rousseau, Diderot, Möser, Herder, Jacobi sehen so das Einzelwesen mit tausend Fäden abhängig von der Außenwelt. Weil man in sich nichts vereinzeltes fühlte, die Seele als ein unendlich kompliziertes Gebilde betrachtete, so projizierte man diese Anschauung in die Natur. Zur Zeit seiner Spinozastudien schreibt Goethe: „Wir können uns nicht denken, daß etwas Beschränktes durch sich selbst existire, und doch existirt alles wirklich durch sich selbst, ob gleich die Zustände so verkettet sind, daß einer aus den andern sich entwickeln muß, und es also scheint, daß ein Ding vom andern hervorgebracht werde, welches aber nicht ist; sondern ein lebendiges Wesen gibt dem andern Anlaß zu sein und nöthigt es, in einem bestimmten Zustand zu existiren.“ [1]) Beinahe ebenso schreibt er, 40 Jahre später, 1820 in der Vorrede zur Meteorologie: „Und weil in diesem unendlichen All alles in ewiger sicherer Beziehung steht, eins das andere hervorbringt oder wechselweise hervorgebracht wird, so ... gewöhnte (ich) mich die Bezüge der atmosphärischen und irdischen Erscheinungen mit Barometer und Thermometer in Einklang zu setzen ...“ [2]) Und ähnlich heißt es in seiner Einleitung zur Osteologie: „ ... denn bloß allein durch den Begriff, daß in einem organischen Körper alle Teile auf einen Teil hinwirken und jeder auf alle wieder seinen Einfluß ausübe, können wir nach und nach die Lücken der Physiologie auszufüllen hoffen.“ [3]) Noch der 81jährige Goethe schreibt am 29. Januar 1830 an Zelter: „Bezüge gibts überall, und Bezüge sind das Leben.“

Wenn alle Dinge so eng miteinander zusammenhängen, so wird auch eine besondere Methode zur Erkenntnis des Einzelnen erforderlich, die dieser Tatsache Rechnung trägt. Die Methode, die nur das Einzelne sieht, wird verurteilt, denn das Einzelne läßt sich nur im Zusammenhang mit dem umgebenden Ganzen, wie in Beziehung auf anderes Einzelne erkennen. „Das Knochengebäude kann als Theil eines organischen Ganzen nicht isoliert betrachtet werden ...“ [4]) Zweierlei

[1]) WW. 2. Abt. XI, S. 315 f.
[2]) WW. 2. Abt. XII, S. 7.
[3]) WW. 2. Abt. VIII, S. 66.
[4]) WW. 2. Abt. VIII, S. 33.

Arten von Bezügen ſind zu unterſcheiden: die Beziehungen der Teile zueinander und die Beziehungen zu dem jeweilig übergeordneten Ganzen.

Die erſte Art von Beziehungen bewirkt, daß innerhalb eines Ganzen kein Fall ſich ändern kann, ohne daß die anderen Teile dieſer Veränderung ſich anzupaſſen haben, die beſondere Ausbildung eines Organs bedeutet daher eine Schwächung anderer, ſo wird in der Oſteologie Abſchn. VII eine Tabelle angelegt, um das eine vollſtändige Knochenſyſtem mit dem vollſtändigen eines anderen Tieres zu vergleichen. Der beſondere Bau jeder Gattung wird an der Hand des feſten Aufeinanderbezogenſeins der Teile erklärt: „Wir denken uns alſo das abgeſchloſſene Thier als eine kleine Welt, die um ihrer ſelbſt willen und durch ſich ſelbſt da iſt. So iſt auch jedes Geſchöpf Zweck ſeiner ſelbſt, und weil alle ſeine Theile in der unmittelbarſten Wechſelwirkung ſtehen, ein Verhältniß gegen einander haben, und dadurch den Kreis des Lebens immer erneuern, ſo iſt auch jedes Thier als phyſiologiſch vollkommen anzuſehen.“ [1]) Nicht ſo deutlich iſt dieſes Prinzip in der Metamorphoſe der Pflanzen, hier hat Goethe mehr die Entwicklung aller Teile aus einem im Auge. In der Meteorologie dagegen ergeben die Beziehungen der verſchiedenen Luftarten zueinander die Geſtalt der Wolken.

Zu den Beziehungen der Teile untereinander treten die zu dem übergeordneten Ganzen. Das ſind für den Pantheiſten eigentlich dieſelben, nur von einer anderen Seite aus geſehen, denn für ihn iſt jedes Einzelne Teil in einem Ganzen und dieſes Ganze wieder Teil eines höheren. So ſind Pflanze und Tier beſtimmt durch ihre Umgebung, durch die Umſtände, wie es Goethe nennt: „Das Thier wird durch Umſtände zu Umſtänden gebildet.“ [2]) „Das Waſſer ſchwellt die Körper“, „die Luft, indem ſie das Waſſer in ſich aufnimmt, trocknet aus.“ „Wirkung des Klimas, der Berghöhe, der Wärme und Kälte“, ſind ſehr mächtig. Obwohl Goethe die geſamte Natur als ein lebendiges Ganzes analog der eigenen Lebendigkeit auffaßt, ſo nimmt in ihr das organiſche Leben doch eine beſondere Stellung ein, denn in ihr ſind die Teile in ganz eigenartiger Weiſe zu einem Ganzen zuſammengefaßt, die sui generis iſt. Dieſe Einfühlung nimmt ihre Berechtigung daher, daß im Menſchen als Mikrokosmos die gleichen Kräfte in gleicher Weiſe organiſierend ſind wie im Makrokosmos. Goethe kann das Leben als Ganzes verſtehen, weil das Leben in ihm mit dem außer ihm identiſch, und nach einem einzigen „mikro-makromegiſchen Verfahren“ bildend iſt.

---

[1]) a. a. O., S. 17.
[2]) a. a. O. VIII, S. 18 ff.

4.

Dieſes Ganze darf nicht mechaniſch aufgefaßt werden, denn „mechaniſche Formeln ſprechen mehr zu dem gemeinen Sinn; aber ſie ſind auch gemein und behalten immer etwas Rohes. Sie verwandeln das Lebendige in ein Totes; ſie töten das innere Leben, um von außen ein unzulängliches heranzubringen.“ [1]) Als einem Ganzen einer Art gibt Goethe ihm die Bezeichnung Geſtalt, „denn die Geſtalt ſteht in Bezug auf die ganze Organiſation, wozu der Theil gehört, und ſomit auch auf die Außenwelt, von welcher das vollſtändig organiſierte Weſen als Theil betrachtet werden muß.“ [2])

Geſtalt iſt nicht nur ſelbſt Totalität, ſie iſt durchdrungen und belebt von dem ſie umfaſſenden höheren Ganzen, im Individuum lebt die Totalität.

Dazu tritt der Ausdruck: „Bildung“, um zu bezeichnen, daß dieſe Geſtalt kein bleibendes iſt, ſondern ſich ſtändig entwickelt. „Der Deutſche hat für den Komplex des Daſeins eines wirklichen Weſens das Wort Geſtalt. Er abſtrahiert bei dieſem Ausdruck von dem Beweglichen, er nimmt an, daß ein Zuſammengehöriges ... in ſeinem Charakter fixirt ſei. Betrachten wir aber alle Geſtalten, beſonders die organiſchen, ſo finden wir, daß nirgends ein Beſtehendes, nirgend ein Ruhendes, ein Abgeſchloſſenes vorkommt, ſondern daß vielmehr alles in einer ſteten Bewegung ſchwanke. Daher unſere Sprache, das Wort Bildung ſowohl von dem Hervorgebrachten, als von dem Hervorgebrachtwerdenden gehörig genug zu brauchen pflegt.“ [3])

Es begegnen ſich alſo in der Geſtalt zwei Prinzipien der Natur. Das eine, das in ewiger Bildung und Umbildung immer Bewegung iſt, aus dem Ganzen in die Teile ſtrebt, das was Goethe das Leben nennt, und ein anderes, das ſich in ſeiner inneren Zweckmäßigkeit als etwas Abgeſchloſſenes darſtellt, das als Gleichbleibendes in der Bewegung erhalten bleibt; auf der einen Seite Bildung, auf der anderen Geſtalt. Geſtalt und Bildung ſind Objekte der Anſchauung, aber nur inſofern, als die Anſchauung immer in der Geſtalt die Geſtaltung, im Bild immer die Bildung zu erfaſſen ſich bemüht. Die Statue ſteht vor dem Beſchauer als toter Stein, und doch dringt die Anſchauung vor zu einer größten Bewegtheit, zu einem ſtarken Erleben, das wie ſprungbereit den Atem anhaltend, in dieſem Ruhigen erſtarrte. So entſteht für die Anſchauung ein Dualismus von Innen und Außen, der beſtehen bleibt, wenn ſie auch noch ſo unmittelbar das Ganze des ſich ihm bietenden Lebens zu erfaſſen meint. Dieſen Dualismus ſpricht Goethe in der oben zitierten Einleitung in die

[1]) WW. 2. Abt. I, S. 303.
[2]) WW. 2. Abt. VII, S. 196 f.
[3]) WW. 2. Abt. VI, S. 9.

Morphologie von 1807 aus: „Es hat ſich daher auch in dem wiſſenſchaftlichen Menſchen zu allen Zeiten ein Trieb hervorgethan, die lebendigen Bildungen als ſolche zu erkennen, ihre äußeren ſichtbaren, greiflichen Theile im Zuſammenhange zu erfaſſen, ſie als Andeutungen des Inneren aufzunehmen . . ." [1] Und noch der 83jährige fordert: „daß wir keine Art der Manifeſtation des labyrinthiſchen Organismus außer Acht laſſen dürfen, wenn wir durch Anſchauung des Äußeren zur Einſicht in das Innerſte gelangen wollen." [2] Dieſe Einſicht, als ein Hineinſehen, ſcheint im direkten Widerſpruch dazu zu ſtehen, wenn er ſich gegen Haller wendet:

Natur hat weder Kern noch Schale,
Alles iſt ſie mit einem Male.

Und das Problem läßt ſich auch nicht damit löſen, daß man die Geſtalt ſelbſt in das Kontinuum der Entwicklung einſetzt, denn immer iſt in ihr ſelber der Dualismus von Innen und Außen da, von Bewegung und Form. Die Art, wie Goethe die Geſtalt entſtehen läßt, als ein Sichbewegendes aus Sichbewegendem rückt den Gegenſatz bis in den letzten Augenblick, in dem die Geſtalt da iſt. Er wendet ſich gegen den mechaniſtiſchen Ausdruck der Franzoſen: „composition". Ebenſo, wie in der Kunſt, iſt, wenn von der Natur geſprochen wird, dieſer Ausdruck herabwürdigend. „Die Organe komponieren ſich nicht als vorher fertig; ſie entwickeln ſich aus- und aneinander zu einem nothwendigen, ins Ganze greifenden Daſein. Da mag denn von Funktion, Geſtalt, Farbe, Maß, Gewicht oder von anderen Beſtimmungen . . . die Rede ſein, alles iſt beim Betrachten und Forſchen zuläſſig; das Lebendige geht ungeſtört ſeinen Gang, pflanzt ſich weiter, ſchwebt, ſchwankt und erreicht zuletzt ſeine Vollendung." [3]

Eine Auflöſung dieſes Problems läßt ſich nur dann verſuchen, wenn man den Dualismus von Innen und Außen als einen Antagonismus in die Bewegung des Lebendigen ſelbſt verlegt. Im Lebendigen ſelber beſteht der Gegenſatz von Tod und Leben; auch er iſt der von Bewegung und Zurückbleibendem, an ihm aber iſt erſichtlich, daß er eine eigene Kategorie beanſprucht, die ſich mit der vom Ganzen und den Teilen nicht mehr deckt. Es liegt hier eine Beziehung vor, die ſich keiner logiſchen Kategorie unterwerfen läßt, ſondern eine Lebenskategorie eigener Art iſt. Auf ſie führt Goethe den Gegenſatz von Innen und Außen zurück. Er bezeichnet es als einen Grundſatz aller Organiſation, daß alles Lebendige eine Hülle brauche, die ihr

[1] a. a. O. S. 8 f.
[2] WW. 2. Abt. VII, S. 206.
[3] WW. 2. Abt. VII, S. 208

zartes Leben bewahre, damit das Innere nicht von dem äußeren rohen Element: Waſſer, Licht, Luft verletzt werde. „Dieſe Hülle mag nun als Rinde, Haut oder Schale erſcheinen, alles was zum Leben hervortreten, alles was lebendig wirken ſoll, muß eingehüllt ſein. Und ſo gehört auch alles, was nach außen gekehrt iſt, nach und nach frühzeitig dem Tode, der Verweſung an. Die Rinden der Bäume, die Häute der Inſekten, die Haare und Federn der Thiere, ſelbſt die Oberhaut des Menſchen ſind ewig ſich abſondernde, abgeſtoßene, dem Unleben hingegebene Hüllen, hinter denen immer neue Hüllen ſich bilden, unter welchen ſodann oberflächlicher oder tiefer das Leben ſein ſchaffendes Gewebe hervorbringt.“ [1]) So faßt er das Äußere als das Reſiduum des zuſammenhängenden, fortſchreitenden Lebens, es iſt der fortwährend neu entſtehende Tod in dem weiterſtrömenden Leben. Der logiſch alſo nicht aufzulöſende Widerſpruch von Innen und Außen, läßt ſich unter dieſer Lebenskategorie von Leben und Tod begreifen. Innen und Außen werden nicht vom Leben, das gleichſam nach beiden Seiten hin ſchaffte, in gleicher Weiſe gebildet, das Leben iſt nicht ein Drittes, in dem der Gegenſatz ſich verſöhnt, ſondern das Innere iſt das Weiterſchreitende, das Äußere das Zurückbleibende. Der Dualismus wird damit in die Vorſtellung des Menſchen geſchoben, das Leben iſt das πᾶν, einig und unſichtbar.

Erſt jetzt, aus dem vollſtändigen Objekt der Anſchauung läßt ſich ihre Struktur erfaſſen. Die Wirklichkeit wird gedeutet nach der Analogie zum eignen Innern, das Erlebnis der eignen Lebendigkeit, die Erfahrung von der Totalität des Ich über ſeine Teilinhalte hinaus, des mannigfachen Aufeinanderbezogenſeins dieſer Teilinhalte, die Anſchauung ſelber als Erkenntnisvermögen der eigenen Totalität ſind das Primäre. Ihnen entſprechen der Begriff des Lebens, die Kategorie vom Ganzen und den Teilen, der Begriff der Einheit im Mannigfaltigen, die Anſchauung als Erkenntnisvermögen. Überall wendet ſie ſich an eine Totalität, die ihr ſelbſt nicht unmittelbar gegeben iſt. Die Begriffe: Ganzes, Teil, Beziehung, Geſtalt erhalten ihren Sinn erſt aus dieſer Denkform, deren Merkmal darin liegt, daß ſie das den Sinnen Gegebene als Gebärde eines in ihm Erſcheinenden, alles Einzelne als beſeelt von einem Ganzen auffaßt, ſo iſt in ihr ſtets eine Spannung von Innen und Außen, von Wahrnehmung und Idealität enthalten, die nie zum Dualismus wird.

Die Organiſation.

Die Kategorie vom Ganzen und den Teilen beſtimmt die Auffaſſung vom Organismus und gibt den Maßſtab von Organiſchem

[1]) WW. 2. Abt. VI, S. 14 f.

und Anorganiſchem her. Je nach dem Verhältnis, das die Teile zum Ganzen haben, ordnen ſich die Körper in einer Reihe an, deren unterſte Stufe die Minerale und deren oberſte das Säugetier iſt. „Das Hauptkennzeichen der Mineralkörper, auf das wir hier gegenwärtig Rückſicht zu nehmen haben, iſt die Gleichgültigkeit ihrer Theile in Abſicht auf ihr Zuſammenſein.“ [1]) Im Anorganiſchen ordnen ſich die Moleküle und Atome verſchiedener Qualität „wie in ſuſpendierter Gleichgültigkeit“ zu Körpern, im Organiſchen iſt umgekehrt ein Einheitliches das Primäre, das ſich differenziert. Dieſes Einheitliche iſt nicht einfach logiſche Einheit, ſondern tatſächliche Identität der Teile: „Denn eben dadurch wird die Harmonie des organiſchen Ganzen möglich, daß es aus identiſchen Teilen beſteht, die ſich in ſehr zarten Abweichungen modifizieren.“ [2]) Der Unterſchied vom Anorganiſchen und Organiſchen iſt hier nicht der von Unbelebtem und Belebtem. Goethe ſieht ein Leben, bildend in beiden tätig. Die Art der Form, die das Leben annimmt, iſt der Beſtimmungsgrund. Die Pflanzen und Tiere beſitzen eine Form des Zuſammenhangs ihrer Teile, die, ſo ſehr ſich auch das Einzelne differenzieren mag, immer Harmonie iſt; denn der ſich in den Beziehungen der Teile zueinander ausſprechende Prozeß des Lebens ſchafft immer einen Gleichgewichtszuſtand. Organiſches Leben iſt Geſtalt, wie wir ſchon oben ſahen. Ein eigentlich äſthetiſches Prinzip, das ſich aus der Harmonie, dem Ganzen, dem in ſich Abgeſchloſſenen des Lebeweſens, der Möglichkeit im Einzelnen immer noch den Ausdruck des Ganzen zu erkennen herleitet; und das Gleichgewicht, von dem Goethe ſpricht, iſt das Gleichgewicht des Kunſtwerks, in dem alle Teile zu einem in ſich ruhenden Ganzen vereinigt ſind.

Mit der Anſchauung von der Identität der Teile, die ſich in zarten Abweichungen modifizieren, iſt die Grundidee der Morphologie, die Goethe in der Metamorphoſe der Pflanzen, der Oſteologie der Tiere, der Schädeltheorie auszuſprechen ſuchte, dargelegt. Die Spannweite der Differenzierung wird zum Maßſtabe der Vollkommenheit. Bei den Pflanzen iſt es das Blatt, das ſich verändert, bei den Tieren das Skelett, und mit dieſem der ganze Körper. Die einzelnen Organismen ordnen ſich zu einem übergeordneten Ganzen an, ſie ſind wieder Teile in einem höheren Ganzen, dieſe wieder in einem noch höheren, bis zur letzten denkbaren Einheit: der Welt ſelber. Gemäß der pantheiſtiſchen Kategorie vom Ganzen und den Teilen ſchreitet der Forſcher fort und endet bei einem umfaſſenderen Erlebniſſe des Pantheismus. „So wird man auf eben dieſen Wegen fortſchreiten

[1]) WW. 2. Abt. VIII, S. 79.
[2]) a. a. O., S. 87 f.

und, wie man nun erst die unorganisirten, undeterminirten Elemente als Vehikel der unorganisirten Wesen angesehen, so wird man sich nunmehr in der Betrachtung erheben und wird die organisirte Welt wieder als einen Zusammenhang von vielen Elementen ansehen. Das ganze Pflanzenreich z. E. wird uns wieder als ein ungeheures Meer erscheinen, welches ebensogut zur bedingten Existenz der Insekten nötig ist, als das Weltmeer und die Flüsse zur unbedingten Existenz der Fische, und wir werden sehen, daß eine ungeheure Anzahl lebender Geschöpfe in diesem Pflanzenozean geboren und ernährt werde, ja wir werden zuletzt die ganze tierische Welt wieder nur als ein großes Element ansehen, wo ein Geschlecht auf dem anderen und durch das andere, wo nicht entsteht, doch sich erhält." [1]) Dieses Aufeinanderbezogensein aller Teilzusammenhänge macht die Natur zu einem einzigen Organismus und dem entspricht die Auffassung von der Kontinuität alles Werdens und des Zusammenhanges aller Kräfte in der Natur. Das Mannigfache wird auf ein Bildungsprinzip als Ursache seiner Individualität zurückgeführt, die Methode hat zur Voraussetzung die Überzeugung von einem „makromikromegischen Verfahren der Natur". Der Gedanke von der Einheit des Lebens führt nicht nur die Überzeugung von der Einheit der Bildungsgesetze mit sich, die Entdeckung der Morphologie, der Schädeltheorie, sondern auch die einer Einheit des in den Sinnen Gegebenen mit dem Verborgenen. Daher Goethes Abneigung gegen Newtons Methode, gegen Benutzung des Mikroskops, gegen die Mathematik. Simmel führt das auf Goethes Begriff einer individuellen Wahrheit zurück. Es läßt sich aber damit erklären, daß das Leben sich in denjenigen seiner Erscheinungen, die sich dem Auge und Ohr entziehen, analog zu dem vor Augen bildet. Die Natur „bewirkt nichts im Verborgenen, was sie nicht auch am Tageslichte offenbarte", und auf diese im Innern waltende Totalität nicht auf das einzelne Äußere ist die Erkenntnis gerichtet.

Der Einheit der Natur entspricht neben der Einheit der Art des Werdens eine Einheit in der Zeit. Immer wieder betont Goethe die Kontinuität aller Entwicklung. Worte wie: nach und nach, sukzessive kehren immer wieder. Alles geschieht in Übergängen. In der Gebirgsbildung geschieht das Werden aus dem Flüssigen durchs Weiche zum Festen, in der Pflanzenmetamorphose entwickelt sich Blatt für Blatt aus der schon in den Cotyledonen ausgeprägten Form bis zum Blütenblatt, als einen Übergang zur allgemeinen osteologischen Reihe findet Goethe auch den Zwischenkieferknochen des Menschen.

Mit dieser Auffassung von der sukzessiven Wirkungsweise der

[1]) WW. 2. Abt. VII, S. 223 f.

Natur verträgt ſich nicht ſeine Anſchauung von einem Wirken in die Ferne. Er äußert ſich 1824 in ſeinem „freimütigen Bekenntnis“ darüber: „Die Natur, kraft ihrer Allthätigkeit, wirkt in und an der Nähe ſowie von fern her und in die Ferne.“ [1]) Die heutige Naturwiſſenſchaft erſetzt jede Annahme einer Fernwirkung durch Energieausgleiche, die zwiſchen kleinſten Teilen der Materie ſtattfinden. Goethe dagegen berührt ſich hier mit der Naturphiloſophie ſeiner Zeit, Kräfte ſind ihm etwas Immaterielles. So wird, wenn er in ſeinen meteorologiſchen Unterſuchungen die Wirkungsweiſe der ab- und zunehmenden Schwerkraft behandelt, ſeine Methode im heutigen Sinne unwiſſenſchaftlich, wie in der Farbenlehre. Organiſchen Problemen gegenüber hält er ſich an die Ergebniſſe des Lebensprozeſſes, an die Geſtalten von Tier und Pflanze, analog verſucht er in der Farbenlehre, ſich ſo ausſchließlich wie möglich an die Erſcheinungsweiſen des Lichtes zu halten, aber hier drängte alles auf die Frage nach der Natur ſelber des Lichtes, und ebenſo mußte er in der Meteorologie hinter die Erſcheinungen zurückgehen. Hier zeigte es ſich aber, daß er ohne mechaniſche und mathematiſch-phyſikaliſche Begriffe nicht auskommen konnte, er aber ſetzte an deren Stelle ſeine Auffaſſung von der Fernwirkung der Natur. Das bedeutet, daß er hier einfühlend ſeine ſubjektive Geiſtigkeit der Natur beilegte, im Organiſchen blieb der alogiſche Begriff des Lebens ſtets Hintergrund der beobachteten Geſtalten. Hier aber tritt er in den Vordergrund: er nennt die Farben die Taten und Leiden des Lichtes, er ſpricht von der „Herrſchaft“ der oberen Region der Luft, Elektrizität, meint er, kann man ſich unbefangen als Weltſeele denken, er behauptet eine veränderliche, pulſierende Schwerkraft. „Mit leiſem Gewicht und Gegengewicht wägt ſich die Natur hin und her, und ſo entſteht ein Hüben und Drüben, ein Oben und Unten, ein Zuvor und Hernach, wodurch alle die Erſcheinungen bedingt werden, die uns im Raum und in der Zeit entgegentreten.“ [2])

Die ganze Farbenlehre hat zur Vorausſetzung die ſubjektive Empfänglichkeit des Auges, dieſer ſubjektive Faktor wird nicht, wie es heute in der Naturwiſſenſchaft geſchieht, nach Möglichkeit ausgeſchaltet, ſondern auf ihn werden im Gegenteile alle Erſcheinungen bezogen. Von zwei Seiten her, erſtens von dem Begriffe der lebendigen, fernwirkenden Natur, zweitens von der dauernden Gegenwart der Sinne ſozuſagen, treten ſubjektive Elemente in die Methode ein, die ſtellenweiſe direkt zu mythologiſchen Begriffen, wie die oben zitierten führen. Ihre Wurzel haben dieſe Fehler in Goethes Grundanſchauung

[1]) WW. 2. Abt. IX, S. 52.
[2]) WW. 2. Abt. I, S. X.

von dem organismusähnlichen Zusammenhange des Ganzen mit den Teilen. Diese Kategorie bestimmt die Form des Lebens als einer Einheit und dieses einheitliche Leben des Organismus wird dann auch in die anorganischen Vorgänge eingefühlt.

Das Individuum.

Es ist bekannt, daß Goethe aus seiner Liebe für das Individuelle nie ein Hehl machte. Es lag in seinem Wesen, und daher sah er sich auch der Natur gegenüber nicht nur auf das Individuum gewiesen, sondern überhaupt auf alles Individuelle, Einzelne. Es war ihm als solches wertvoll, sei es Pflanze, Tier oder Mensch. Er hatte eine Abneigung gegen jede teleologische Naturbetrachtung und stand der Natur gegenüber wie der Kunst, das Verhältnis des Künstlers zum Leben ist ihm noch zu subjektiv: „Da werden wir denn im ganzen bemerken, daß das Objekt immer mehr hervortritt, daß, wenn wir uns früher an den Gegenständen empfanden, Freud und Leid, Heiterkeit und Verwirrung auf sie übertrugen, wir nunmehr bei gebändigter Selbstigkeit ihnen das gebührende Recht widerfahren lassen . . . Jene Art der Anschauung gewährt der künstlerische Blick, diese eignet sich dem Naturforscher.“ [1]) Und er warnt [2]): „Der Mensch bei seiner hohen organischen Vollkommenheit, darf, eben dieser Vollkommenheit wegen, nicht als Maßstab der unvollkommenen Tiere aufgestellt werden.“ Leidenschaftlich hatte sich der Sturm und Drang gegen die Aufklärung gestemmt und ihr den Wert des Individuellen entgegengehalten, doch war er nicht zu einer Gestaltung desselben gelangt, in Goethes dichterischer Leistung wurde das Individuum Gestalt, dadurch, daß das Besondere nie als Besonderes erschien, sondern in ihm stets das Ganze mitgegeben war. In Goethes Naturforschung andererseits liegt der Keim der modernen Geschichtsphilosophie, hier schafft er sich eine Methode, die dem Individuum mit aller Treue gerecht wird und doch den Blick immer gerichtet behält auf das durch das Individuum durchgreifende Allgemeine.

Er geht stets von der Beschreibung des individuellen Phänomens aus, er achtet darauf, es nie in seiner charakteristischen Besonderheit zu zerstören. Eine große Selbstbeherrschung und eine tiefe unzerstörbare Liebe für das Lebendige liegt seinen zahllosen Beobachtungen zugrunde. Die leidenschaftliche Sehnsucht des Sturmes und Dranges ist bei ihm zu gütiger Geduld und ehrfurchtsvoller Scheu vor der Einzelerscheinung geworden. Dies ruht auf der Überzeugung, daß erst die Koexistenz vieler Verschiedener das Ganze ergebe. Im Ganzen

[1]) Annalen Ende 1805.
[2]) WW. 2. Abt. VIII, S. 10 f.

liegt die Wahrheit, jeder Teil ergänzt ſich mit der Summe aller übrigen zu dieſem Ganzen, ſo enthält auch er einen Teil der ſich im Ganzen ausſprechenden Wahrheit, und damit iſt er ein an ſich Wertvolles. Und doch trotz aller Hingabe an das Individuelle, bleibt dieſem Individuellen ein Leiden an ſeiner Iſoliertheit. Das, was Goethe früher zum Inhalte des Werther, des Ganymed machte, was im Fauſtmonolog leidenſchaftlich ausbricht, kehrt auch hier im Naturwiſſenſchaftlichen wieder, die Sehnſucht des Individuums im Unindividuellen aufzugehen, die Sehnſucht, die aus dem Leiden an der Individualität entſteht. In dem Aphorismus über Polarität wird der Antagonismus von „Sein und Sehnſucht" genannt. In der Farbenlehre werden die Komplementärfarben auf eine Sehnſucht des Auges zurückgeführt, eine Ergänzung zu einem einſeitigen Farbeindrucke zu gewinnen. „Eine einzelne Farbe erregt in dem Auge, durch eine ſpezifiſche Empfindung, das Streben nach Allgemeinheit."[1] Und „ſo führt uns das Bedürfniß nach Totalität, welches unſerm Organ eingeboren iſt, aus dieſer Beſchränkung heraus."[2] Das diskurſive Denken der Naturwiſſenſchaft kennt nur Elemente, kleinſte Teile, in denen nichts mehr von Totalität enthalten iſt. Der Anſchauung entſpricht die gegenſtändliche Kategorie des Individuums, die antagoniſtiſch Einzelexiſtenz und Totalität, Sein und Sehnſucht enthält. So entſteht das Problem: Kann die Totalität Gegenſtand der Erfahrung werden?

Da die Natur dem Forſcher nur ein Individuelles entgegenbringt, ſo iſt jede Erfahrung, die wir machen, iſoliert; dem unendlich Vielfachen gegenüber belanglos. Der Aufſatz über den „Verſuch als Vermittler von Objekt und Subjekt" behandelt das Problem, wie in der Unendlichkeit von Einzelfällen, wie die Natur ſie darſtellt, Erfahrung, Erkenntnis eines Geſetzmäßigen möglich ſei. Seine Methode des Forſchens ruhte auf der Grundlage ſeiner innigen Hingabe an das Einzelleben aller Naturen, er ſah, wie andere die Allmutter doktrinär einzwängten und will hier der Wiſſenſchaft ſeinen Weg zeigen, der das Lebendige als ſolches beſtehen läßt. Beobachtung wird gefordert. Der Menſch hüte ſich, ſich als Maß der Dinge anzuſehen, ſondern ſoll den Maßſtab aus dem Kreiſe der Dinge ſelbſt nehmen. Der Blick des Forſchers ruhe gleichmäßig wie die Sonne auf den Gegenſtänden der Natur. Dieſem beinahe Unmöglichen ſuche er ſich zu nähern. Mehrere müſſen ſich zu dieſem Zwecke vereinigen. Erfahrungen müſſen wiederholt werden als Experiment. Das Experiment oder der Verſuch muß immer wieder angeſtellt werden aus demſelben Grunde, aus dem mehrere Beobachter ſich zuſammen tun müſſen:

[1] WW. 2. Abt. I, S. 322.
[2] a. a. O., S. 324.

erſtens um die Subjektivität des eigenen Individuums zu überwinden, noch mehr, um zu einem Geſetzmäßigen vorzudringen. Denn jeder Verſuch iſt der Fülle des Individuums gegenüber ſelber nur ein Individuum. In der Wiederholung der Verſuche müſſen wir die Natur ſozuſagen nachſchaffen, eine zweite vereinfachte Natur herſtellen. Man ſieht, „daß diejenigen am meiſten geleiſtet haben, welche nicht ablaſſen, alle Seiten und Modifikationen einer einzigen Erfahrung, eines einzigen Verſuches nach aller Möglichkeit durchzuforſchen und durchzuarbeiten“ [1]). Das Einzelne ſteht in unendlicher Nachbarſchaft zu anderen Einzelnen, daher muß der Forſcher nur „das Nächſte aus dem Nächſten“ folgern; das hat er von den Mathematikern zu lernen. Trotz dieſer raſtloſen Arbeit wird er „die Disproportion unſeres Verſtandes zu der Natur“ nicht überwinden, denn kein Menſch hat Fähigkeiten genug, „in irgendeiner Sache abzuſchließen“. Aus der Summe der Einzelerfahrungen gelangt er aber zu ſolchen von einer höheren Art, d. h. zu einer Zuſammenfaſſung, die durch die Zahl der einzelnen Verſuche ſelber diktiert wird. So ſchafft ſich Goethe eine Methode, die aus ſeiner Liebe für das Einzelne entſpringt. Das Geniale an ihr iſt, daß er, trotz dieſer Hingabe an das Kleinſte und und dem Miterleben des Einzelnen, weitergeht zu einer Geſetzmäßigkeit, zu einem Ganzen, in dem das Einzelne enthalten iſt. Stets iſt ihm „die Formung des Formloſen, ein geſetzlicher Geſtaltenwechſel des Unbegrenzten erwünſcht“.

So geht er von den Phänomenen weiter zu den Urphänomenen. Sie ſind zum Unterſchied von den die Totalität des Lebens nie befriedigend ausdrückenden Individuen die reine Geſtalt des ſich differenzierenden Weltlebens; nicht Begriffe und nicht Individuen. Aus ihnen ſpricht die reine Abſicht der Natur, die das Individuum nie erfüllt.

„Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, ſo iſt es doch auch nur Reſignation; aber es bleibt ein großer Unterſchied, ob ich mich an den Grenzen der Menſchen reſigniere, oder innerhalb einer hypothetiſchen Beſchränktheit meines bornierten Individuums.“ [2])

Der Typus.

Der unendlichen Mannigfaltigkeit der Organiſation bemeiſtert ſich der Forſcher durch die Annahme eines durchgreifend Geſetzlichen, das Beſondere wird auf ein Allgemeines zurückgeführt, nach dem der beſondere Fall ſich jederzeit konſtruieren läßt, in dem er aber nicht enthalten iſt. So gilt das Geſetz der Ausdehnung durch Wärme für

[1]) WW. 2. Abt. XI, S. 32.
[2]) Sprüche in Proſa Werke. Stuttgart 1898. IV, S. 248.

meine Haut wie für die Luft, wie für jeden beliebigen Körper. Eine bestimmte Struktur der Kohlenstoffatome wird in den als Existenzen diskrepantesten Körpern nachgewiesen. Die Psychologie stellt Gesetze der Reizschwelle, der Assoziationen auf, die mit dem individuellen Erleben des Einzelnen nichts gemein haben. Von dem einschneidenden Ereignis eines Todes ist in dem allgemeinen Satze: Alle Menschen sind sterblich, nichts mehr enthalten. Übergeordnete Begriffe und eine allgemeine Gesetzlichkeit entsprechen sich in dieser Methode.

Etwas von dieser Art der Über- und Unterordnung Verschiedenes ist der Begriff des Urphänomens bei Goethe. An die Stelle der Kategorie vom Allgemeinen und Besonderen tritt hier wieder die vom Ganzen und den Teilen. Damit tritt auch hier Goethes Pantheismus in die logische Struktur ein.

Ich gebe erst das Material: Am 16. August 1797 schreibt Goethe an Schiller: „Ich habe, indem ich meinen ruhigen und kalten Weg des Beobachtens, ja des bloßen Sehens ging, sehr bald bemerkt, daß die Rechenschaft, die ich mir von gewissen Gegenständen gab, eine Art Sentimentalität hatte ... Ich habe daher die Gegenstände, die einen solchen Effekt hervorbringen, genau betrachtet und zu meiner Verwunderung bemerkt, daß sie eigentlich symbolisch sind, d. h. wie ich kaum zu sagen brauche: es sind eminente Fälle, die in einer charakteristischen Mannigfaltigkeit als Repräsentanten von vielen anderen dastehen, eine gewisse Totalität in sich schließen, eine gewisse Reihe fordern, Ähnliches und Fremdes in meinem Geiste aufregen und so von außen wie von innen an eine gewisse Einheit und Allheit Anspruch machen. Sie sind also, was ein glückliches Sujet dem Dichter ist, glückliche Gegenstände für den Menschen, und weil man, indem man sie mit sich selbst rekapituliert, ihnen keine poetische Form geben kann, so muß man ihnen doch eine ideale geben, eine menschliche im höheren Sinne, das man auch mit einem so sehr mißbrauchten Ausdruck sentimental nannte."[1]) Weiter zieht Goethe dann die Folgerung, er wolle nun auf seiner Reise mehr auf das Bedeutende, als auf das Merkwürdige achten. Ein solcher eminenter Fall hebt sich aus seiner großen Mannigfaltigkeit hervor, er ist der Träger einer gewissen Totalität, während die Einzelfälle „charakteristische" Fälle sind. Charakteristisch bedeutet aber in der Sprache des damaligen Goethe ein Einzelnes, das sich aus seiner Totalität heraushebt, also nicht mehr in dem Zusammenhange derselben beschlossen ist; vgl. „... in dem jedes Charakteristische nur dadurch entsteht, daß es als ein Theil aus einem Ganzen heraustritt, mit welchem es ein Verhältniß hat, ohne sich darin aufzulösen"[2]). Die Art der Relation zwischen Ganzem und

[1]) Briefwechsel mit Schiller. Jena. Diederichs, 1905. I, S. 415 f.

[2]) WW. 2. Abt. I, S. 326; vgl. den 5. Brief in „Der Sammler und die Seinigen".

Teil bestimmt also das Einzelne zum Charakteristischen, wenn die Totalität in ihm nicht ohne weiteres erkennbar ist. Im „Repräsentanten" dagegen erscheint die Einheit in der Mannigfaltigkeit. Sie erscheint nicht als Begriff, sondern, wie Heinroth es genannt hat, gegenständlich gedacht. Das ist das Besondere. Die pantheistische Kategorie von der Einheit in der Mannigfaltigkeit, die eine bloß logische Form ist, und nur als eine Kategorie des Denkens gelten darf, wird als eine Kategorie, nach der die Natur selbst sich organisiert, auf die Realität übertragen und erscheint gegenständlich in besonders repräsentativen Fällen in der Form des Symbols.

Der Typus wie der der Urpflanze, des Urtiers ist dagegen nicht selbst Realität, er geht aber hervor aus der möglichst großen Zahl von Einzelerfahrungen, als etwas, was als diesem Einzelnen zugrundeliegend geschaut wird. Das Einzelne zeigt sich auch hier „charakteristisch" ausgesprochen: „Die Natur hat verschiedene Eigenschaften und Bestimmungen unter die Tiere verteilt; jedes zeigt sich charakteristisch ausgesprochen." Der Typus selber: „deshalb geschieht hier ein Vorschlag zu einem anatomischen Typus, zu einem allgemeinen Bilde, worin die Gestalten sämtlicher Thiere der Möglichkeit nach enthalten wären und wonach man jedes Thier in einer gewissen Ordnung beschriebe. Schon aus der allgemeinen Idee eines Typus folgt, daß kein einzelnes Thier als ein solcher Vergleichskanon aufgestellt werden könne, kein Einzelnes kann Muster des Ganzen sein." [1]) Dieser Typus ist das Urphänomen der vergleichenden Anatomie, wie der Metamorphose der Pflanzen. Er drückt aber nicht die logische Einheit als Schema aus, sondern symbolisiert die in allen Einzelbildungen wirkende Totalität; selber Idee, ist er gleichzeitig Symbol für ein anderes Ideal, das Leben. Dieser Konflikt läßt sich vielleicht so verstehen, daß der Typus, das Urphänomen, Urpflanze usw. für Goethe, weil er ihm unmittelbar an den Phänomenen aufgegangen war, selber Realität besaß, weswegen er auch so betroffen war, als Schiller das eine Idee nannte, was für ihn eine Erfahrung war. So ließe sich denn auch der Widerspruch verstehen, daß das Urphänomen einmal in der Realität als eminenter Fall erscheint, zum andermal aber aus ihr nur erschlossen wird. In beiden Fällen ist das Urphänomen Symbol für die Einheit des Lebens, die in allem Einzelnen nur gebrochen erscheint, diese Einheit des Lebens ist aber für Goethe wieder keine Idee, sondern wurzelt als Gewißheit im Erleben. So erhält der Begriff des Urphänomens einen gegenständlichen Charakter, der begrifflich nicht zu fassen ist. Goethe sagt auch von ihm, „daß es irgendwo dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen gestellt sei", während

[1]) WW. 2. Abt. VIII, S. 10.

er es auf der anderen Seite als nie selbst gegeben bezeichnet. Er stellt sich sozusagen die Grenze der Erkenntnis gegenständlich vor, auf der sich Erkennbares und Nichterkennbares so berühren, daß wir das Nichterkennbare noch ahnen.

Antagonismus.

Bis jetzt ist nur von Gliederungen der Natur die Rede gewesen, die aus dem Begriffe der Einheit ihres Lebens unmittelbar hervorgingen, eine Struktur nach der Kategorie vom Ganzen und den Teilen, der Einheit in der Mannigfaltigkeit ließ sich durchgängig bemerken. Außerdem hat sich aber im 18. Jahrhundert aus der Tradition der Newtonschen Gravitationstheorie auch auf nichtphysikalischem Gebiete die Auffassung eines Antagonismus von Zentrifugal- und Zentripetalkraft entwickelt, die überall strukturbildend in den neu sich entwickelnden Pantheismus des 18. Jahrhunderts einging. Der Antagonismus von Zentrifugal- und Zentripetalkraft, von Liebe und Selbstheit, von Anziehen und Abstoßen wurde zu einem Mittel, in die unbewegte Ruhe des Einen die Möglichkeit von Bewegung und Entwicklung zu bringen. So setzt denn mit Hemsterhuis eine Ausdeutung dieses Antagonismus ins Geistige ein. Das seelische Leben wird auch so entzweit in Liebe und Haß vorgestellt, und dieser geistige Antagonismus wird nun zum Mittel auch in die physische Natur ihn als einen geistigen zu übertragen, woran die eigentlich naturwissenschaftliche Richtung, Newton selbst und dann vor allem Kant nie gedacht hatten. Kant führte in den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft 1786 alle Bewegung und die Bildung der Materie auf „das Gesetz des Antagonismus in aller Gemeinschaft der Materie durch Bewegung" zurück[1]). Die Beziehung von Anziehung und Zurückstoßung wird als letzte Gewißheit aufgestellt, ohne die die Welt sich unmöglich so verhalten würde, wie sie sich verhält. Dieses Verhältnis ist bei ihm aber rein mathematisch-physikalisch. Nun führt Vorländer[2]) S. 153 eine Stelle aus der Kampagne in Frankreich für Goethes Beschäftigung mit Kants Naturwissenschaft im November 1792 an: „Ich hatte mir aus Kants Naturwissenschaft nicht entgehen lassen, daß Anziehungs- und Zurückstoßungskräfte zum Wesen der Materie gehören, und keine von der anderen im Begriffe der Materie getrennt werden könne. Daraus ging mir die Urpolarität aller Wesen hervor." Vorländer hat nun zwar nicht übersehen, daß diese Äußerung mit einer anderen über Hylozoismus und Atomistik

[1]) S. 186.

[2]) Vorländer: Kant-Schiller-Goethe. Gesammelte Aufsätze. Leipzig, Meiner. S. 153.

zusammenhängt, zieht daraus aber gar keine Folgerungen, da er sich auf „die inhaltliche Seite der Sache“ nicht weiter einlassen will. Dieses Inhaltliche zeigt aber, wie ganz äußerlich hier die Berührung Goethes mit Kant ist, die ganze Stelle lautet nämlich: „Der Hylozoismus, oder wie man es nennen will, dem ich anhing und dessen tiefen Grund ich in seiner Würde und Heiligkeit unberührt ließ, machte mich unempfänglich, ja unleidsam gegen jene Denkweise, die eine tote, auf welche Art es auch sei, auf- und angeregte Materie als Glaubensbekenntnis aufstellte. Ich hatte mir usw. . . .“[1]) Von einer toten Materie will Goethe also nichts wissen, gerade darüber konnte er sich, wie er hier berichtet, mit seinen Pempelforter Freunden nicht vereinigen, seine Auffassung bezeichnet er als eine Art „Hylozoismus“, er mußte also auch in den Kräften von Anziehung und Zurückstoßung nicht ein mathematisch-physikalisches Verhältnis sehen, sondern es auch „hylozoistisch“ auffassen. Wir begegnen hier wieder einer Naturanschauung, die, wie weiter oben auseinandergesetzt wurde, eine Wirkung in die Ferne annimmt und damit die Natur geistig interpretiert. Und so kann Goethe seine immer wiederkehrende Anschauung von einem die ganze Natur durchziehenden Antagonismus nicht von Kant haben, denn dieser Begriff eines Antagonismus wurde bei ihm geistig wie physisch gedeutet, auf Körperfunktionen ebenso angewandt, wie auf logische Kategorien, und am häufigsten gebraucht innerhalb organischer Prozesse, wovon bei Kant gar nicht die Rede ist. Goethe stellt sich also hier in eine andere Entwicklungsreihe, die von Hemsterhuis zu Jacobi und Herder und dann zu der Romantik führt. Goethe mag durch Gespräche mit Herder, durch Lektüre seines Aufsatzes: „Liebe und Selbstheit“, seine Übersetzung der Hemsterhuisischen „lettre sur les désirs“, durch Lektüre von Hemsterhuis, die nach Briefen an Frau v. Stein in die Zeit von 1784 fällt, zu verwandten Gedanken angeregt worden sein. An der Entstehung von Herders Ideen hatte er lebendigen Anteil genommen. Hier wird ein solcher Antagonismus für das organische Leben aufgestellt: „Welche Auswirkungen gehen im Ei eines Vogels vor, ehe die Frucht Gestalt gewinnt und sich diese vollendet! Die organische Kraft muß zerrütten, indem sie ordnet: sie zieht Teile zusammen und treibt sie auseinander: ja es scheint, als ob mehrere Kräfte im Wettstreit wären . . .“[2]) An anderen Stellen ist ganz Hemsterhuisisch von der Zusammengehörigkeit von Liebe und Selbstheit, von „Erhaltung sein selbst und Teilnehmung an anderen“ die Rede, und anfänglich berührt sich Goethe auch mit dieser Auffassung aufs engste. Er verwendet die Herderschen

[1]) WW. 1. Abt. XXXIII, S. 196.

[2]) Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Erster Theil. Riga und Leipzig 1785. S. 296.

Ausdrücke: Zusammenziehen und Ausdehnen „. . wir werden auf diese abwechselnde Wirkung der Zusammenziehung und Ausdehnung, wodurch die Natur endlich ans Ziel gelangt, immer aufmerksamer gemacht“ [1]). Und: „wir . . . erläutern jenen Grund des wechselweisen Ausdehnens und Zusammenziehens dadurch abermals. Vom Samen bis zu der höchsten Entwicklung des Stengelblattes bemerkten wir zuerst eine Ausdehnung; darauf sahen wir durch eine Zusammenziehung den Kelch entstehen, die Blumenblätter durch eine Ausdehnung, die Geschlechtsteile abermals durch eine Zusammenziehung; und wir werden nun bald die größte Ausdehnung in der Frucht und die größte Konzentration in dem Samen gewahr werden.“ [2]) Hier sind die von Herder übernommenen Begriffe für Goethe zu wirklichem Handwerkszeug geworden. Noch 1817 heißt es von Caspar Friedrich Wolff: „Bei der Pflanzenverwandlung sah er dasselbige Organ sich immerfort zusammenziehen, sich verkleinern, daß aber dieses Zusammenziehen mit einer Ausdehnung abwechsle, sah er nicht.“ [3]) Diese Ausdrücke kehren dann 1825 im Versuche einer Witterungslehre wieder, und zwar wird hier eine gewisse „Lebendigkeit“ der Schwerkraft auf einen Antagonismus zurückgeführt: „diese Bewegung (der Erdrotation) hat ein gewisses Pulsieren (einen Pulsschlag des Lebens hatte Herder in ‚Liebe und Selbstheit‘ diesen Antagonismus genannt), ein Zu- und Abnehmen, ohne welches keine Lebendigkeit zu denken wäre; es ist gleichfalls ein regelmäßiges Ausdehnen und Zusammenziehen, ‚das sich in vierundzwanzig Stunden wiederholt . . .‘“ [4]) Dieser Antagonismus hat also alle Verwandtschaft mit dem Gravitationsgesetze abgestreift, er erscheint als der Ausdruck der inneren Lebendigkeit des Lebensprozesses, die in Spannungen, Gegenstrebungen verschiedener Art zur Bewegung nicht nur, sondern auch zur Gestaltung des formlosen Lebensprozesses drängt. Es liegt dieser Anschauung nicht nur eine Art „Hylozoismus“ zugrunde, wie Goethe es selber nennt, der die Materie belebt denkt, der daher auch Kräfte von immaterieller Lebendigkeit der Natur einfühlend zulegt, sondern auch die alte Empedokleische Struktur des Pantheismus: Liebe und Haß wird hier wieder erneut, und es spricht sich darin eine Art Notwendigkeit aus. Die bloße Einheit des Lebendigen gibt keinen Erklärungsgrund für das Vorhandensein einer Bewegung, in der Anschauung sind zwar Teile des Ganzen gegeben, aber keine Möglichkeit, die Entstehung dieser Teile zu denken. Da aber jede mechanistische Auffassung von Goethe heftig abgelehnt wird, und er zu der mathematisch-physikalischen von Kant z. B. kein

[1]) WW. 2 Abt. VI, S. 50.
[2]) a. a. O., S. 63.
[3]) a. a. O., S. 156.
[4]) WW. 2. Abt. XII, S. 10) f.

Verhältnis hat, muß er dieſen Antagonismus, um alles Zufällige, das „Spiel der Atome", auszuſchalten, dem Verlaufe der allgemeinen Entwicklungsreihe unterſtellen. Der Antagonismus iſt alſo nicht ein bloßes Hin und Her von ſich bekämpfenden Kräften, ſondern die allgemeine einheitliche Lebendigkeit geht in ihn ein und nimmt ihn gleichzeitig in ihre Dienſte. Der allgemeine Lebensprozeß kommt alſo nicht nur in dieſem Antagonismus zur Bewegung, ſondern bleibt in ſeiner Übergeordnetheit die Einheit. Trotz aller Gegenſätzlichkeit beſteht eine einheitliche Entwicklung, die von Stufe zu Stufe fortſchreitet. So entwickelt ſich die Pflanze in dem Wechſel von Ausdehnung und Zuſammenziehung.

Dieſer Einheitlichkeit des Werdens hat Goethe viel ſpäter, 1828, den Namen eines beſonderen Prinzips gegeben: des Prinzips der Steigerung, das aber nichts anderes iſt, als die in allem Antagonismus ſich behauptende Einheit des ſich entwickelnden Lebens. An derſelben Stelle, in dem Briefe an den Kanzler von Müller vom 24. Mai 1828, nennt er das Prinzip des Antagonismus die Polarität der Natur. Polarität und Steigerung ſind die beiden großen Triebfedern der Natur. Damit wird eine ganze Gruppe von Begriffen bezeichnet, die einer anderen Periode als der bis jetzt beſprochenen angehören und die, obwohl in der Sache verwandt, doch nicht mehr dem mit Herder ſich berührenden Denken, ſondern der Naturphiloſophie Schellings, Okens, Steffens angehören. Er ſpricht von der Polarität der Erſcheinungen, von Syſtole und Diaſtole nicht nur der Natur, ſondern auch des Denkens, von Ausdehnen und Zuſammenziehung, dem Gegenſatze der vis centrifuga und der vis centripeta, von Sondern und Verknüpfen. Er legt eine Tabelle der Dualität der Erſcheinungen an, auch der Gegenſatz von Männlich und Weiblich wird hereingezogen. Auch hier berührt ſich manches noch mit Herder. Trotzdem liegen in erſter Linie Einflüſſe Schellings und der Naturphiloſophie zugrunde.

Das Neue an dieſen Vorſtellungen iſt einmal, daß Goethe jetzt auch in ſeiner Methode eine Art Antagonismus beobachten will. Rückblickend ſagt er: „. . . hatte ich doch in meinem ganzen Leben, dichtend und beobachtend, ſynthetiſch und dann wieder analytiſch verfahren; die Syſtole und Diaſtole des menſchlichen Geiſtes war mir wie ein zweites Atemholen, niemals getrennt, immer pulſierend". Eine Methode iſt der Wahrheit gegenüber ſo unzulänglich, wie der einzelne Menſch: „Die himmliſchen und irdiſchen Dinge ſind ein ſo weites Reich, daß die Organe aller Weſen zuſammen es nur erfaſſen mögen."[1]) So löſt ſich die Reihe kontinuierlichen Forſchens in ein Gegeneinander nicht

[1]) An Jacobi 6. Januar 1813. Briefwechſel mit Jacob, S. 261.

logiſcher Art auf, ein lebendiges Ergänzen verſchiedener Verhaltungsweiſen, die zuſammen dann eine gewiſſe Totalität der Wahrheit ergeben. Dieſe Wahrheit iſt aber auch keine logiſche Wahrheit, ſondern die Summe entgegengeſetzter Anſichten repräſentiert gleichſam die Totalität des Lebens ſelbſt, ſo wie ſie untereinander auch nur ein Lebensverhältnis haben, ſo wie der Künſtler ſich zum Philoſophen verhält. Die Einheit des Lebens ſelbſt iſt alſo auch hier die Einheit in den Gegenſätzen, und auch hier wie im Begriffe des Typus keine logiſche Einheit, ſondern sui generis.

Zur Farbenlehre.

Mit der Farbenlehre begibt ſich Goethe auf rein phyſikaliſches Gebiet, hier ſcheint eine Deutung analog zu organiſchen Vorgängen, wie er ſie in allen übrigen Schriften unternimmt, nicht möglich. So beſchränkt er ſich in den beiden Beiträgen zur Optik von 1791 auch darauf, rein deſkriptiv eine Darſtellung der Farben als Bewußtſeinstatſachen zu geben. Vom Licht ſelber ſoll nicht die Rede ſein: „Das Licht hingegen können wir uns niemals in abstracto denken.“ [1]) Zwei Farben geben einen reinen Begriff: Gelb und Blau, Grün geht aus ihnen als Miſchung hervor, Rot iſt nie rein. Auf dieſer Grundlage wird nun eine Beſchreibung der Phänomene gegeben, die klar und exakt iſt. Auf eine Theorie will er verzichten, „reine Erfahrungen“ ſoll man in „eine Reihe“ bringen. Und doch können wir eine beinahe körperliche Auffaſſung des Lichtes vermuten. „Mit ungeheurer Elaſtizität und Schnelligkeit eilt das Licht von der Sonne zur Erde und verdrängt die Finſternis.“ [2]) Der Lichtſtrahl kann ſich ſpalten, ein Strahl der Finſternis iſt nichts unmögliches. Wie Goethe hier aber wirklich dachte, ob er das Licht als etwas Körperähnliches anſah, das läßt ſich aus den wenigen Äußerungen jener Zeit nicht erkennen.

Auf einer ganz anderen Baſis ruht die Farbenlehre. Hier wird ein geſchloſſenes Syſtem vorgeführt, das ganz andere Faktoren enthält. Auch hier ſieht Goethe von der Erkenntnis des Lichtes ab. Er will die Welt des Auges darſtellen. Das bedeutet hier aber mehr, als eine Darſtellung der Bewußtſeinstatſachen. Wir begegnen hier wieder der Kategorie der Beziehungen. „Die Farbe ſei die geſetzmäßige Natur in bezug auf den Sinn des Auges.“ [3]) „Die ganze Natur iſt dem Auge gegeben als Sichtbares, ſo wie ſie dem Ohr als Hörbares gegeben iſt.“ „Dieſe allgemeinen Bewegungen und Beſtimmungen werden wir auf die verſchiedenſte Weiſe gewahr, bald als ein einfaches

[1]) Ich zitiere im folgenden die Paragraphen der Farbenlehre. § 23.
[2]) § 24.
[3]) WWW. 2. Abt. I, S. XXXII.

Abstoßen und Anziehen, bald als ein aufblickendes und verschwindendes Licht, als Bewegung der Luft . . ." [1]) Die eine Natur zeigt sich dem Menschen je nach seinen Organen als ein Verschiedenes. Insofern Goethe sich darauf beschränkt, die Welt als Inhalt eines Organes, als Gegenstand des Auges darzustellen, gibt er deskriptiv eine Phänomenologie der Bewußtseinstatsachen. In diesem Sinne ist die Farbenlehre eine gewaltige Leistung deskriptiver Methode. „Da es hier nur um Andeutung, nicht aber um Erklärung dieser Phänomene zu tun ist . . ." sagt er selbst. Er hält sich „nur in den von der Meßkunst unabhängigen Regionen" [2]). So beschränkt sich Goethe darauf, nur das zu zeigen, was das bloße Auge sieht, er braucht keine Instrumente, denn die liefern einen Stoff, der über die Welt des Bewußtseins hinausgreift. Von Pigmenten der Pflanzen, Tiere, Minerale sagt er kaum etwas, weil auch sie sich der Wahrnehmung selbst entziehen, um so eher spricht er von ihren Farben. Das Prinzip der Steigerung ist ihm deswegen eines der wichtigsten, „indem wir ganz handgreiflich verfahren, daß ein quantitatives Verhältnis einen qualitativen Eindruck auf unsere Sinne hervorbringe" [3]). Diese einzelne Stelle ist doch von größter Bedeutung, sie zeigt wie bewußt Goethe die Qualität als das im Bewußtsein Existierende im Gegensatze zur Quantität als das den Sinnen gehörige auffaßt und ihr aus diesem Grunde seine Aufmerksamkeit widmet. Und wenn er von der „Emphase" aller Farberscheinungen spricht, so zeigt das auch, daß er sie von der Seite des Subjekts her betrachtet.

Der Abschnitt über die physiologischen Farben behandelt nur subjektive Gesichtsbilder, auch bei den physischen Farben stehen subjektive Erscheinungen voran, und auch noch bei der Darstellung der Refraktion geht die Beschreibung der „Subjektiven Versuche" voran. Der große Abschnitt über die sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe ist dann wieder ganz der Farbe als Bewußtseinstatsache gewidmet. In dieser Beschränkung auf eine Phänomenologie spricht sich etwas Positives aus: die Überzeugung, daß auf diesem Gebiete noch Lücken existierten, daß die Physik die Optik als Lehre eines abstrakten Lichtes behandle, während die Frage, in welcher Art und Weise diese Welt von Beziehungen, von Quantitäten und Bewegungen für das menschliche Bewußtsein existiere, unberücksichtigt blieb. Zweitens aber die Überzeugung von der Realität des im Bewußtsein Gegebenen.

Die Physik kennt den Begriff einer Totalität nicht. Schwingungen der verschiedensten Art nach wenigen und verschiedenen Kategorien vom Menschen als Farbe, Licht, Wärme oder Elektrizität empfangen; die

[1]) a. a. O., S. XI.
[2]) § 724.
[3]) § 519.

Psychologie kennt nur eine subjektiv begrenzte Summe verschiedener Gesichtseindrücke, Goethe dagegen spricht von einer Welt des Auges. Die Farben sind ihm nicht nur unterscheidbare Tatsachen des Bewußtseins, sondern als Einzelne Teile einer Totalität. Und zwar tritt hier das Doppelte ein, daß diese Totalität einmal etwas ist, was „die Retina fordert", also der Ausdruck des subjektiven Totalitätsbewußtseins oder Bedürfnisses, andererseits stellen die Farben des Farbenkreises alle realen Farben in ihrer Gesamtheit wirklich dar. Die Totalität wird hier in ihrer subjektiven Herkunft zugegeben und doch wieder als etwas Reales aufgestellt, das setzt voraus, daß das Auge des Aufnehmenden derselben Natur angehört wie die Farben, die Totalität, die es verlangt, ist die nämliche, wie die der Natur und außerdem besitzt hier ein Teil des Menschen wieder eine Totalität, die er nur als Ganzes hat, das leitet zur Ästhetik hinüber, die eine Totalität losgelöst vom Ich verlangt. Eine Totalität eines musikalischen, farbigen, architektonischen, plastischen Eindruckes. Das Auge wird hier vom Bewußtsein getrennt, denn die Ergänzung der einzelnen Farbe durch die komplementären zur Totalität geschieht so unbewußt, daß gewaltsame Selbstbesinnung nötig ist, um sie überhaupt gewahr zu werden. Die Totalität als solche ist aber nur für das Bewußtsein da. Sie wird ihm gleichsam erst gegeben, indem sie da ist, sie ist kein unmittelbares Erlebnis, sondern muß aus der Erfahrung abgeleitet werden, daß alle Farben aus einer Grundzahl von Farben hergestellt werden können.

Wenn in den anderen naturwissenschaftlichen Schriften Goethes von Totalität die Rede war, so war dieser Begriff immer aus dem Erlebnis des Ganzen des Ich abzuleiten, das ist hier nicht möglich. Die Totalität des Farbenkreises wäre eine von außen gegebene Realität, aber sie wird auch nach Analogie der eigenen Totalität gedeutet, zu dem ein Bedürfnis des Auges anzuleiten scheint. Goethe hat nie gesehen, daß hier tatsächlich keine Totalität vorliegt, und doch ist dieser Begriff für ihn nicht aus bloßem Spiel mit Analogien entstanden, sondern quillt aus seinem tiefsten Lebensgefühle auf allen Gebieten nach Totalität zu streben. Dieses Streben ist seiner Art der Anschauung immanent. Anschauung ist Wahrnehmung von Totalität.

Die einzelne Farbe ruft isoliert das Gefühl des Unbehagens hervor, „es ist eine gezwungene Lage, in welcher das Organ ungern verweilt" [1]). Die einzelne Farbe ist etwas Charakteristisches, ebenso wie gewisse einseitige Zusammenstellungen, d. h. „daß es als ein Teil aus einem Ganzen heraustritt" [2]). Derselbe Begriff wie für das orga-

[1]) § 864.
[2]) § 817.

nische Individuum innerhalb der Gattung tritt auch hier auf. Es ist eine Beschränkung, aus der „uns das Bedürfnis nach Totalität, welches unserem Organ eingeboren ist“ [1]), herausführt. Die Totalität dagegen führt das Bewußtsein von Freiheit mit sich, wir können sie sogar in der Natur antreffen, so daß „wir .... eine Naturerscheinung zum ästhetischen Gebrauche unmittelbar überliefert erhalten“ [2]).

Das Ganze der Farbtotalität gliedert sich nun wieder nach dem Prinzip der Polarität und der Steigerung. Damit sind wir aus dem Kreise herrlicher, naturtreuer Deskription. Ganz wie innerhalb des Organischen beginnt hier eine zwar auf dem Pantheismus Goethes ruhende, im Gebiete der Physik aber verwerfliche Konstruktion. Gelb und Blau sind die „beiden Pole auf ihrer niedrigsten Stufe. Rot entsteht als Steigerung“. Vgl. § 518. Die gelbe Farbe wird durch eine „in sich selbst Drängung“ immer röter bis zum Orange, ebenso das Blau bis zum Violett. Gelb und blau werden auch als Plus- und Minusseite bezeichnet. Eine Tafel der Polarität wird aufgestellt.

Plus	Minus
Gelb	Blau
Wirkung	Beraubung
Licht	Schatten
Hell	Dunkel
Kraft	Schwäche

usw.

Die Analyse der sinnlich-sittlichen Wirkung arbeitet mit diesem Prinzip. Der aufreizende Charakter des Gelben, der eines Leeren beim Blau, Rot als Vereinigung der beiden Pole, daher als ideale Beruhigung. In den §§ 741—745 wird nun eine Aneinanderrückung der heterogensten physikalischen und chemischen Erscheinungen ausgesprochen, und zwar unter dieser Kategorie des Antagonismus. Das Ein- und Ausatmen der Welt in der Polarität des Magnetismus, der Elektrizität, der Gegensatz von Oxydation und Desoxydation, von Licht und Finsternis enthalten Analogien, nur ist der der Farbe der höchststehende, weil die anderen nicht ästhetisch wirksam werden können [3]).

So gerät das ganze Reich der Farben in Bewegung. Goethe sieht es als seine Aufgabe, „das schöne Kapitel der Farbenlehre aus seiner atomistischen Beschränktheit und Abgesondertheit . . . dem allgemeinen dynamischen Flusse des Lebens und Wirkens wiederzugeben“ [4]). Keine Farbe läßt sich als stillstehend betrachten, ihr Wesen

1) § 817.
2) § 813.
3) § 745.
4) § 746.

iſt deswegen ſo ſchwer auszudrücken, weil ſie eher Reſultat einer Tätigkeit als Gegenſtand iſt, ihr Weſen iſt lebendig. Abgeſehen von dem Grundgegenſatze von Gelb und Blau, läßt ſich jede Farbe in die andere überführen.

Mit dieſer Anſchauung vom Leben der Farben reiht ſich die Farbenlehre in den Zuſammenhang der naturwiſſenſchaftlichen Schriften ein. Trotz der analogiſierenden Mythologie ſeines Polaritätsbegriffes, kommt Goethe zum Schluſſe zu Anſchauungen, die ſich mit der modernen Optik eng genug berühren, bei ihm iſt alles Leben, bei ihr alles Bewegung; und iſt der Begriff des Lebens Vielen etwas Anthropomorphes, ſo iſt der einer bloßen Bewegung doch auch nur ein Abſtraktum, hier ſteht alſo Hypotheſe gegen Hypotheſe.

Goethes Lehre vom Dunklen und Hellen, die im Trüben die Farben hervorrufen, iſt hier nicht berührt worden. Sie kann aus dem hier dargeſtellten Zuſammenhange getrennt werden, ohne daß deſſen Einheit dadurch verletzt würde und hat mit ſeiner geſamten Naturanſchauung wenig zu tun.

Das erſte Fauſtparalipomenon und Fauſts innere Entwicklung.

Von Arthur Frederking in Worms.

Unter all den ſchriftlichen und mündlichen Äußerungen Goethes über ſeinen „Fauſt“ findet ſich nur eine einzige, in der er uns einen Durchblick durch die geſamte Dichtung, eine Überſicht über die Entwicklung der Handlung gibt. Es iſt das erſte Paralipomenon, das Erich Schmidt im 14. Bande der Weimarer Ausgabe von Goethes Werken mit Recht an die Spitze der, meiſt aus dem Nachlaß des Dichters veröffentlichten, Skizzen und Entwürfe zum „Fauſt“ geſtellt hat. Doch während dieſes Paralipomenon, nächſt dem Text der Dichtung, auch an der Spitze aller Fauſterklärung ſtehen, Ausgangspunkt und Grundlage für ein tieferes Verſtändnis des Geſamtplanes ſein ſollte, hat es bei den Fauſtphilologen noch nicht die Beachtung und Verwertung gefunden, die ihm zukommt.

Einer ſolchen Anleitung aber bedürfen wir durchaus, und zwar durch eine authentiſche Äußerung des Dichters ſelbſt und nicht etwa durch die Vermittelung eines andern. Denn wie Goethe den „Fauſt“, trotz der ſechzig Jahre, die ſeit der erſten Konzeption dahingingen, niemals vollendet, ſondern in ſeinem letzten Lebensjahr nur notgedrungen abgeſchloſſen und, damit er „nicht etwa hier und da weiter

auszuführen in Versuchung käme", versiegelt hat; wie dem Leser „an Übergängen zu supplieren genug übrig blieb" und nicht etwa nur die immer wieder beklagten, aber das Verständnis der fortschreitenden Handlung doch kaum erschwerenden Lücken zu bemerken sind (z. B. der Disputationsaktus, die Unterzeichnung des Papiergeldes durch den Kaiser, Fausts Bitte an Proserpina oder seine Belehnung mit dem Meeresstrande), sondern auch die Hauptmotive vom Dichter, um fertig zu werden, allzu lakonisch behandelt sind und ihn noch ganz zuletzt zu größerer Ausführung aufregten[1]), so hat dieser unfertige Text allein auch nicht genügt, um Klarheit zu schaffen über Plan oder Idee des Ganzen, über Mephistos Ziele und Mittel oder Fausts innere Entwicklung. Und so stehen sich die Auffassungen der Erklärer noch immer schroff gegenüber, oder sie stimmen miteinander überein, befinden sich aber in Widerspruch zu Goethes im ersten Paralipomenon niedergelegter Ansicht.

Dieses Paralipomenon hat in seinem zweiten Teil, der uns hier allein beschäftigen soll, folgenden Wortlaut: Lebens Taten Wesen[2]) Lebensgenuß der Person von außen gesehen erster Teil[3]) in der Dumpfheit Leidenschaft, Tatengenuß nach außen zweiter Teil[3]) und Genuß mit Bewußtsein Schönheit. Schöpfungsgenuß von innen Epilog im Chaos auf dem Weg zur Hölle.

Entworfen ist dieses Schema erst nach der Lektüre von Miltons Verlorenem Paradies (im Juli und August 1799), wie Morris nachgewiesen hat, etwa im September 1799 oder erst im nächsten Jahre, also um die Wende des Jahrhunderts, in „der besten Zeit", als Goethe auf der Höhe seines Lebens und Dichtens nicht nur an der Vollendung des ersten Teiles des „Faust" arbeitete und hier gerade die bedeutendsten, für die Handlung grundlegenden Szenen, Fausts Wette und den Prolog im Himmel, dichtete, sondern auch schon den zweiten Teil in Angriff nahm und außer dem Anfang des Helenaaktes auch die den beiden Wetten des ersten Teiles entsprechenden Ausgangsszenen des fünften Aktes (s. „Mitternacht" und „Grablegung") entwarf. Mit völliger Klarheit übersah er jetzt den Plan seiner ge-

[1]) Goethes Tagebücher, 24. Jan. 1832.

[2]) Diese Worte, die den Inhalt der Dichtung ganz oder zum größten Teil in eine knappe Formel fassen sollten, sind wieder ausgestrichen und im Nachfolgenden erweitert. Sie sind nicht als drei Wörter zu lesen und dann willkürlich und falsch zu deuten, sondern bilden ein Kompositum: Lebenstatenwesen, d. i. Lebens- u. Tatenwesen. Vgl. z. B. „Hans Sachsens poetische Sendung", V. 40 Weltwirrwesen (im Faust V. 6758 Erfahrungswesen), im Urfaust V. 1326 Brandschande Maalgeburt, d. i. Brand- und Schandmalgeburt.

[3]) Die Bezeichnungen erster und zweiter Teil sind beide zu früh hingesetzt; was unmittelbar darauf folgt, gehört noch mit zu dem einen oder dem anderen Teile.

ſamten Dichtung, die er planlos, „in holder Dunkelheit der Sinnen“ begonnen hatte. Schon im Sommer des Jahres 1797 hatte er ein „ausführliches Schema“, auch für den zweiten Teil, ausgearbeitet; dann aber war er unter Schillers, des philoſophiſchen Freundes, Einwirkung ſich der ſymboliſchen Bedeutſamkeit der Fauſtfabel und des Ideengehalts ſeiner Dichtung deutlicher bewußt geworden, und eine Frucht dieſer Bemühung iſt der Prolog im Himmel und eben auch unſer erſtes Paralipomenon.

Die damals gefundenen Grundmotive hat Goethe auch feſtgehalten, als er nach langer Pauſe an die Ausarbeitung des zweiten Teiles ging. Nur die Art der Ausführung bereitete ihm noch Schwierigkeiten, und im einzelnen hat er auch einige neue Motive hinzuerfunden [1]); die Grundlinien der Handlung jedoch ſtanden ſeit jener fruchtbaren Schaffensperiode feſt [2]).

Wir ſind alſo vollkommen berechtigt im „Fauſt“ eben die Ausführung des im erſten Paralipomenon entworfenen Schemas zu erwarten und überall dort, wo wir im Text der Dichtung nur auf „Miene, Wink und leiſe Hindeutung“ angewieſen ſind, wo wegen der allzu lakoniſchen Behandlung der Hauptmotive die Stufenfolge und das Ziel der Entwicklung Fauſts nicht deutlich erkennbar iſt, dieſe Skizze der Handlung zur Erläuterung heranzuziehen. Auch ſo wird uns — an Übergängen zu ſupplieren noch genug übrig bleiben. Dafür ſtehen uns aber glücklicherweiſe noch andere Zeugniſſe des Dichters zu Gebote, in ſeinen Werken, ſeinen Briefen und Geſprächen.

Der Wortlaut des Schemas bedarf einer ſorgfältigen Auslegung; denn das mangelhafte Verſtändnis desſelben iſt offenbar der Grund, weshalb dieſes Paralipomenon nicht nach Gebühr gewürdigt worden iſt, ja daß man es verwünſcht hat, weil es mehr Verwirrung als Klärung bringe.

Zunächſt ſind deutlich vier Entwicklungsſtufen zu erkennen; bei all dieſen aber handelt es ſich um einen Genuß, eine Befriedigung Fauſts, nicht um das Glück der anderen Menſchen. Wie dieſer eudämoniſtiſche Standpunkt für Goethes Denken und Empfinden etwas Selbſtverſtändliches war [3]), ſo hat der Dichter auch im „Fauſt“, vom

---

[1]) S. Eckermann, 29. Jan. und 5. Juli 1827, 13. und 17. Febr. 1831 u. a.

[2]) S. Goethes Brief an H. Meyer, 20 Juli 1831 (alſo nach dem Abſchluß des „Fauſt“): Ich wußte ſchon lange her, was, ja ſogar wie ich's wollte, und trug es als ein inneres Märchen ſeit ſoviel Jahren mit mir herum, führte aber nur die einzelnen Stellen aus, die mich von Zeit zu Zeit näher anmuteten. — Und an W. von Humboldt, 1. Dez. 1831: — der zweite Teil des „Fauſt“ — ſeit funfzig Jahren in ſeinen Zwecken und Motiven durchgedacht.

[3]) Sieh z. B. Goethes „Winckelmann“ im Kapitel „Antikes“: Wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, — von gewordenen und werdenden Welten, wenn ſich nicht zuletzt ein glücklicher Menſch unbewußt ſeines Daſeins erfreut?

Anfang bis zum Ende, die große Frage behandelt: wie gelangt der einzelne Mensch zum Frieden mit Gott und der Welt und sich selbst? In welcher Art Genuß oder Glück kann er wahre Befriedigung finden, ohne daß er auf eine Glücksentschädigung in einem erträumten Jenseits zu rechnen braucht? Eine befriedigende Antwort auf diese quälende Frage findet Faust erst am Ende seines langes Lebens: er nennt ein hohes Glück, das ihm nicht leer und nichtig, sondern wünschenswert und schön erscheint, er ist bereit das irdische Leben, das er einst mit all seinen Scheingütern verflucht hat, zu bejahen. Doch nur auf Umwegen und durch „manche reale und phantastische Irrtümer" hindurch gelangt er zu dieser „Klarheit".

Die ganze Reihe der im Schema bezeichneten Entwicklungsstufen gehört in die Zeit des neuen Lebenslaufes, den Faust in Begleitung Mephistos einschlägt. Was dem vorausliegt — der Faust, der, an allem Wissen und Erkennen verzweifelnd, sich der Magie ergeben hat und den Erdgeist beschwört, in dem Wahn, daß durch Geistes Kraft und Mund ihm manch Geheimnis kund werden könnte — das ist ganz im Anfang des ersten Paralipomenons nur angedeutet mit den Worten: „Ideales Streben nach Einfühlen und Einwirken in die ganze Natur. Erscheinung des Geists als Welt- und Tatengenius" — auch dies schon ein Irrtum, ein Jugendtraum, aus dem Faust sehr bald geweckt wird. Unser Schema dagegen, der zweite Teil des Paralipomenons, hat die Wette zwischen Faust und dem Teufel zur Voraussetzung und umfaßt also die eigentliche Haupthandlung der Dichtung, eben den Austrag dieser Wette, die Faust eingeht, weil er „in den allgemeinen Erdenschranken sich ungeduldig und unbehaglich fühlend, den Besitz des höchsten Wissens, den Genuß der schönsten Güter für unzulänglich achtet, seine Sehnsucht auch nur im mindesten zu befriedigen" (Paralip. 123, 1).

Die erste Entwicklungsstufe ist hier bezeichnet als „Lebensgenuß der Person von außen gesehen in der Dumpfheit Leidenschaft". Damit ist gemeint der persönliche Genuß des Lebens, in Geselligkeit, Freundschaft und Liebe, im Rauschen der Zeit und im Rollen der Begebenheit, das Verlangen in seinem inneren Selbst alles zu genießen, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, ihr Wohl und Weh auf seinen Busen zu häufen und so sein eigen Selbst zu ihrem Selbst zu erweitern. Dies alles aber in einem privaten Leben, von Person zu Person, in der kleinen Welt, nicht in der großen, sozialen und politischen Welt. Und dieser Genuß „von außen gesehen", nicht von innen her, vom eigenen Innern aus, nicht ein Genuß der eigenen Kräfte und Hilfsquellen des Geistes und Gemüts, nicht eine Erquickung, die aus eigner Seele quillt, sondern die von außen her

gesucht wird, durch äußeres Erleben, als läge das Glück draußen und nicht in uns selbst, wie Faust ja nach des Teufels Rat nur frisch zugreifen und genießend sich alles zu eigen machen soll, was rings umher die schöne grüne Weide des Lebens darbietet. Und leidenschaftlich dumpf, nicht klar bewußt ist der Seelenzustand desjenigen, der sich diesem persönlichen Lebensgenuß ergibt, wie Goethe diesen Gegensatz auch in dem etwa gleichzeitigen Paralipomenon 98 ausgedrückt hat, als er, noch vor der Beendigung des ersten Teiles, sich von seinen Lesern verabschiedete und zugleich von seiner Dichtung lossagte:

Am Ende bin ich nun des Trauerspiels,
Das ich zuletzt mit Bangigkeit vollführt,
Nicht mehr vom Drange menschlichen Gewühles,
Nicht von der Macht der Dunkelheit gerührt.
Wer schildert gern den Wirrwarr des Gefühles,
Wenn ihn der Weg zur Klarheit aufgeführt?

In dieser Verworrenheit finden wir Faust im ersten Teil der Tragödie, in diesem Hasten von Begierde zu Genuß und vom Genuß zu neuer Begierde, wenn auch nicht ganz darein verloren und ohne festen Glauben an die Möglichkeit einer Befriedigung. Und so bekennt er denn auch am Ende seines Lebens:

11433 Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte, ließ ich fahren,
Was mir entwischte, ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht
Und abermals gewünscht und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt —[1])

Zwar Mephistos erster Versuch, Faust ins Leben zu führen und ihm den rohen studentischen Lebensgenuß aufzudrängen (ein Motiv, das nun einmal von der Sage überliefert war und dem Dichter des Urfaust nahe lag), dieser Versuch mußte mißlingen; dagegen sehen wir Faust der stärkeren Macht der Liebe alsbald erliegen. Doch eben dieses Erlebnis führt ihn auch von der ersten Stufe des Genusses zu der zweiten empor, wenn auch nur auf einen neuen Irrweg.

Wie dieser Übergang sich vollzieht, darüber sagt unser Paralipomenon nichts, da es ja nur die großen Entwicklungsstufen feststellt, und auch der Text des „Faust" ist hier etwas lakonisch und enthält nur verstreute Andeutungen. Eine ausführlichere Darstellung von Fausts Seelenzustand nach der letzten Trennung von Gretchen hat der Dichter sich und uns erlassen. Das hätte weder seiner Denk-

[1]) Sieh auch Paralip. 56:

Er nagt nicht lang an einem Knochen,
Ich muß es ihm gepfeffert kochen.

und Empfindungsweise, noch der Art seines Dichtens entsprochen[1]). Fausts Schuldbewußtsein und Verzweiflung sind deutlich und stark genug schon am Ende des ersten Teiles zum Ausdruck gekommen, ja diese abgerissenen Schmerzenslaute sind wahrer und erschütternder als etwa ein breiter, rhetorischer Monolog. So schon in der nächtlichen Szene vor Gretchens Tür:

So sieht's in meinem Busen nächtig.

Und dann in Gretchens Kerker:

Mich faßt ein längst entwohnter Schauer,
Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an. —
Werd' ich den Jammer überstehen! —
O wär' ich nie geboren!

Im Anfang des zweiten Teils dagegen ist die Qual, die Fausts Seele noch immer peinigt, nur angedeutet durch die szenische Bemerkung: Faust ermüdet, unruhig, schlaflsuchend, und durch die Worte Ariels an die Elfen:

Besänftiget des Herzens grimmen Strauß,
Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile,
Sein Innres reinigt von erlebtem Graus.

Faust selbst, nachdem er erwacht ist, gedenkt des schmerzlichen Erlebnisses nicht mehr. Er hat endlich überwunden: die Elfen haben hilfreich ihr Werk an ihm getan, wie an andern Unglücklichen beruhigend und heilend die Zeit (s. V. 4626 ff. und den Gesang der Elfen); der Anblick der ewig lebendigen, wirkenden Natur hat ihn mit neuer Lebens- und Schaffenslust erfüllt, und sein eigener sittlicher

[1]) S. die Äußerung zu Eckermann, etwa am 12. März 1826 (bei Gräf, Goethe über seine Dichtungen II 2, Nr. 1338): Hier also der Anfang! Da Sie mich kennen, so werden Sie nicht überrascht sein, ganz in meiner bisherigen milden Art! Es ist, als wäre alles in dem Mantel der Versöhnung eingehüllt. Wenn man bedenkt, welche Greuel beim Schluß des zweiten Akts auf Gretchen einstürmten und rückwirkend Fausts ganze Seele erschüttern mußten, so konnt' ich mir nicht anders helfen, als den Helden, wie ich's getan, völlig zu paralysieren und als vernichtet zu betrachten und aus solchem scheinbaren Tode ein neues Leben anzuzünden. — Ferner den Brief an v. Reinhard, 28. Sept. 1807: Es scheint, daß die menschliche Natur eine völlige Resignation nicht allzulange ertragen kann. Die Hoffnung muß wieder eintreten, und dann kommt ja auch sogleich die Tätigkeit wieder. — Und an Carlyle, 14. März 1828: — hat der Mensch erkannt, daß man sich von Leiden und Dulden nur durch ein Streben und Tun zu erholen vermag, daß für den Mangel ein Verdienst, für den Fehler ein Ersatz zu suchen und zu finden sei, so fühlt er sich behaglich als einen neuen Menschen. — Und schließlich Wilhelm Meisters Wanderjahre, II, 12 (gegen Ende): Seelenleiden, in die wir durch Unglück oder eigne Fehler geraten; sie zu heilen, vermag der Verstand nichts, die Vernunft wenig, die Zeit viel, entschlossene Tätigkeit hingegen alles.

Wille hat die nutzloſe Sorge und Reue um die Vergangenheit abgetan und den kräftigen Entſchluß gefaßt „zum höchſten Daſein immerfort zu ſtreben".

Ergänzend tritt das bekannte Paralipomenon 63 hinzu, das eine Skizze der Urgeſtalt des zweiten Teiles enthält (aus dem Jahr 1816): Zu Beginn des zweiten Teiles findet man Fauſt ſchlafend. Er iſt umgeben von Geiſterchören, die ihm in ſichtlichen Symbolen und anmutigen Geſängen die Freuden der Ehre, des Ruhms, der Macht und Herrſchaft vorſpiegeln. — Er wacht auf, fühlt ſich geſtärkt; verſchwunden alle vorhergehende Abhängigkeit von Sinnlichkeit und Leidenſchaft. Der Geiſt, gereinigt und friſch, nach dem Höchſten ſtrebend[1]). — Hier ſind es neue Lebensziele und Hoffnungen, die Fauſts Lebensgefühl und alten Tätigkeitsdrang[2]) wecken; und ſeine Seele iſt gereinigt von der Dumpfheit und Leidenſchaft, die ſie in dem Stadium des äußern, perſönlichen Lebensgenuſſes beherrſcht hatten, ſie iſt gefeit gegen neue Verſuchungen dieſer Art und frei geworden für andere Gedanken und Beſtrebungen. Daß nun das Verlangen nach Ruhm und großer Tat ſich ſeiner bemächtigt, iſt nicht eine Nachwirkung dieſer Liebe, wohl aber iſt der ſittliche Idealismus und Altruismus, den er am Kaiſerhofe zu betätigen ſucht, durch dieſes Erlebnis hervorgerufen oder geſtärkt. Denn wie er aus Gretchens Kerker hinaus ins Leben ſchreitet, nimmt er als unverlierbaren Beſitz „den heiligen Ernſt" mit, der allein das Leben zur Ewigkeit macht[3]), und gelangt zur Erkenntnis, daß jedes reine menſchliche Beſtreben eine Offenbarung des Göttlichen iſt, ein Abglanz jenes Urlichts droben[4]). Und die Erinnerung an das verklärte Bild Gretchens, an ihre Liebe und Güte und die Tiefe ihres ſittlichen Empfindens begleitet ihn „wie ein Glockenton ernſtfreundlich" durch das ganze Leben und zieht das Beſte ſeines Innern mit ſich empor (V. 10066); ſie nährt und beſtärkt in ihm das Gefühl der Ehrfurcht, der Pietät, die allein der Egoiſterei das Gegengewicht hält[5]), die Menſchen- und Gottesliebe, die „höhere Sehnſucht und Liebe", die ihn trotz aller Abweiſung von Jenſeitsphantaſien und trotz der Beſchränkung auf ein tüchtiges Wirken in dieſer Welt bis zuletzt beſeelt; und Gretchens

[1]) Vgl. auch das ſpätere Paralipomenon 100.

[2]) S. V. 620, 705 und 1257.

[3]) S. Wilhelm Meiſters Lehrjahre VIII 8 (Ende).

[4]) S. V. 4725 ff. und das Vorſpiel von 1807.

[5]) S. Goethe über das Werk Salvandys Don Alonzo ou l'Espagne, und für das Folgende: Über den Plan eines lyriſchen Volksbuches, dann Fauſt V. 1178 ff. 12094 f. 12110 f. und Paralipomenon 123, 3: jenes frühere Verhältnis (zu Gretchen) — das zugrunde ging und nur durch einen Hauch von oben, der ſich zu dem natürlichen Gefühl des Guten und Rechten geſellte, für die Ewigkeit gerettet werden konnte — Und ſchließlich den Anfang des vierten Aktes.

holde Gestalt und seelenvolle Schönheit behauptet sich siegreich auch neben der herrlichen Erscheinung Helenas.

Die zweite Entwicklungsstufe, die neue Art des Genusses, zu der Faust durch ein falsches Streben verleitet wird, ist „Tatengenuß nach außen". Darunter ist nicht nur eine Tätigkeit zu verstehen, die nach außen gerichtet ist, die unmittelbar auf die Menschen, die Welt förderlich einwirken will, um sie zu bessern und zu bekehren, sondern auch das Verlangen nach diesem Genuß geht nach außen, es strebt nach Anerkennung, Beifall, Ehre und Ruhm. Daß solche Wünsche und Bemühungen, trotz der besten Absichten und schönsten Gedanken, ja mit diesen erst recht, den bittersten Enttäuschungen ausgesetzt sind, beweist das Schicksal so mancher Idealisten und Reformer und bestätigen die Erfahrungen, die Goethe selbst in den ersten Jahren seiner amtlichen Tätigkeit in Weimar gemacht hat.

Auch dieses Motiv ist in der Dichtung allzu knapp, ja sehr lückenhaft behandelt. Aus welchem Grunde Faust den Kaiserhof aufsucht, welche Ziele er dort verfolgt und welche Enttäuschungen er erlebt, ist aus dem ersten Akt selbst kaum zu ersehen und ist früher so schlecht verstanden worden; jetzt haben auch hier die Paralipomena größere Klarheit gebracht[1]). Wir wissen nun, daß Faust auch in der ausgeführten Dichtung am Kaiserhofe Tatengenuß erstrebt. Er will sich einer großen staatsmännischen Tätigkeit widmen, er will den Kaiser für „höhere Forderungen und höhere Mittel" gewinnen und im besonderen den zerrütteten Finanzen des Reiches durch wirtschaftliche Reformen aufhelfen. Deshalb erscheint er auf der Mummenschanz als Gott des Reichtums und ist begleitet vom Knaben Lenker als der Darstellung der Poesie; deshalb hat er vielleicht auch schon die vorausgehende Gruppe mit der Viktorie als der Göttin aller Tätigkeiten erfunden, und im gleichen Sinne schickt er die Deputation der Gnomen an den großen Pan und erregt den Scheinbrand, um ihn vor der trügerischen, verderblichen Reichtumsquelle des Papiergeldes zu warnen, die bequem verspricht, zu geben, was kaum zu erreichen war, nachdem sie aber das Unheil angerichtet hat, sogleich verschwindet (s. Paralipomenon 103 und 105: Die Kiste schlägt zu, fliegt fort). Denn wenn er sich auch, wie wir annehmen dürfen, durch den Teufel hat überreden lassen, dieser bedenklichen Finanzoperation zuzustimmen, so will er ihr doch zugleich eine sichere Grundlage schaffen, nicht durch die von Mephistopheles vorgespiegelten in der Erde vergrabenen Schätze, sondern durch die noch ungehobenen natürlichen Bodenschätze (V. 6111 ff.: Das Übermaß der Schätze,

[1]) S. Morris, Goethestudien I 173 ff. und Büchner, Fauststudien S. 1 ff.

das, erſtarrt, in deinen Landen tief im Boden harrt, liegt ungenutzt).

Wie ernſt Fauſt es mit ſeinen Reformverſuchen meint, geht auch aus der Skizze der Urgeſtalt des zweiten Teils hervor, nach der er ſich begnügen will, mit natürlichen Mitteln zu wirken und ſeinem dämoniſchen Genoſſen die Bedingung ſtellt, daß er auf der Schwelle des Kaiſerſaales bleiben und nichts von Gaukelei und Verblendung vorkommen ſolle. Und mit welch einem hoffnungsvollen Idealismus er ans Werk geht, bezeugen ſeine Worte in dem kurzen Geſpräch mit Mephiſtopheles, das uns im Paralipomenon 68 erhalten iſt:

Die Menſchheit hat ein fein Gehör,
Ein reines Wort erreget ſchöne Taten uſw.

Auch hier ſehen wir Fauſt in einem „herrlichen Irrtum" befangen, und ſo muß er wieder eine herbe Enttäuſchung erleben, die freilich vom Dichter nicht dargeſtellt iſt, ſondern aus der ſatiriſchen Schilderung des Kaiſers und ſeiner Umgebung, aus dem erfolgreichen Wettbewerb und Entgegenwirken Mephiſtos und aus Fauſts frühzeitigem Scheiden von dieſer Stätte ſeiner erfolgloſen erſten Betätigung erſchloſſen werden muß[1]).

Aber ſo hoch auch die Ziele ſind, die Fauſt ſich geſteckt hat, und ſo redlich er auch ſeinen Mitmenſchen helfen und ihr Glück erhöhen möchte (denn er ſtellt nicht nur an den Kaiſer, ſondern auch an ſich ſelbſt die höchſten Forderungen, ſ. Paralipomenon 63, Zeile 21 ff.), ſo iſt ſein Streben doch nicht rein und ſeine Lebensauffaſſung noch nicht völlig gereift und geklärt. Wohl befindet er ſich jetzt auf einer höheren Stufe der Entwicklung und iſt nicht mehr nur dem perſönlichen Lebensgenuß hingegeben, gleichgültig gegen die Zuſtände der bürgerlichen Geſellſchaft wie des Staates und ohne Tätigkeit, und wohl hat er ſich ſchon dem Ideellen genähert, in dem er zuletzt ſich entfalten ſoll[2]), aber er begnügt ſich nicht mit einer Wirkſamkeit, in der er unabhängig nach ſeinen Ideen ſchaffen kann und eben darin Befriedigung findet, ſondern er will auf die Menſchen wirken, ſie überzeugen und gewinnen und durch „große Taten" und Erfolge „Ehre und Ruhm" erlangen, er will ſeine „Taten genießen" in dem Beifall der Welt[3]). Nicht daß er auf Genuß und Glück ausgeht, iſt verkehrt, denn dazu hat er als Menſch das volle Recht, ſondern daß er es noch immer draußen ſucht und ſeine Befriedigung

[1]) S. auch Paralipomenon 63, 67 und 68.

[2]) Sieh den Brief an Schubarth, 3. November 1820.

[3]) Sieh das Paralipomenon 67 (Pfui, ſchäme dich, daß du nach Ruhm verlangſt uſw.), 63 (Anfang) und das ſpäte, vor der Ausarbeitung entworfene Schema im Paralip. 100.

von dem Urteil und guten Willen anderer abhängig macht, die nicht immer fähig oder geneigt ſind, ſeine hohen Gedanken zu verſtehen und lieber irgend einem Charlatan ihr Ohr leihen und ſo die beſten Abſichten ins Gegenteil verkehren.

Was Fauſt am Kaiſerhofe erlebt, hat Goethe nicht nur nach ſeiner Kenntnis der Welt, der höfiſchen und politiſchen Verhältniſſe dargeſtellt; er hat auch hier aus Erfahrungen ſeines eigenen Lebens und Wirkens geſchöpft. Wie ſein dramatiſches Ebenbild hat auch er einmal verſucht, auf dem „Theatro mundi was zu tragiren“ und „das Regiment zu probiren“. Auch er hat in jugendlichem Idealismus nach dem Höchſten geſtrebt und die ſtrengſten Forderungen auch an ſich ſelbſt geſtellt, „in der Überzeugung, daß niemand als wer ſich ganz verleugne, wert ſei zu herrſchen und herrſchen könne[1]). Er hatte reformieren und beſſern wollen und den Herzog zu erziehen und zu beeinfluſſen geſucht, er hatte Neigung und Vertrauen ſeines Herrn gewonnen und Ordnung in die verwirrten Finanzverhältniſſe des Landes gebracht; und doch mußte auch er ſich zu vieler Zerſtreuung und Vertrödeln der Zeit verſtehen, nur um Gelegenheit zu gewinnen, das Gute zu tun, indem er zu ſcherzen ſchien, und immer deutlicher drängte ſich ihm die Einſicht auf: Für ſich kann man wohl noch den rechten Weg finden, für andere und mit anderen ſcheint es faſt unmöglich. Und zuletzt, vor ſeiner Flucht nach Italien, hören wir das ſchmerzliche Bekenntnis: Ich ſage immer, wer ſich mit der Adminiſtration abgibt, ohne regierender Herr zu ſein, der muß entweder ein Philiſter, oder ein Schelm, oder ein Narr ſein. Denn wenn der Herzog von Weimar auch weit beſſer geartet war als der leichtfertige, genußſüchtige Kaiſer im zweiten Teil des „Fauſt“, darin war er ihm gleich, daß er der regierende Herr und nicht immer geneigt war, auf guten Rat zu hören[2]).

Enttäuſcht durch den Mißerfolg ſeines politiſchen Wirkens, ſeines Strebens nach Tatengenuß, nähert ſich Fauſt ſchon am Ende des erſten Aktes der dritten Entwicklungsſtufe, die er dann in den beiden nächſten Akten erſteigt. Hier genießt er „Schönheit“ und „mit Bewußtſein“, und hier kann er in vollen Zügen genießen.

[1]) Tagebücher, im Mai 1780, und für das im Text Folgende die Briefe an Frau von Stein vom 14. und 20. Januar 1782 und 9. bis 10. Juli 1786.

[2]) Sieh auch das auf Goethes Weimarer Jahre bezügliche Schema für die Fortſetzung von „Dichtung und Wahrheit“, das Kurt Jahn im Goethejahrbuch XXVIII (1907) veröffentlicht hat: Tätiges Selbſtvertrauen. Siſyphiſches Übernehmen. Eigentlich konſtruktiv (d. h. nach Ideen, ſchöpferiſch), nicht empiriſch tätig (d. h. nach der gewöhnlichen Erfahrung und Schablone). — Vorher im ſelben Sinne: Im empiriſch Abſoluten verſierend. Vgl. Fauſtparalipomenon 100: Fauſt Höheres, Unmögliches (fordernd).

Der Übergang zu dieſem neuen Verſuch einen beglückenden Genuß zu finden wird von außen her angeregt, durch das Verlangen des Kaiſers nach Geiſtererſcheinungen; der Gedanke und Wunſch ſtammt nicht aus Fauſts eigener Seele. Erſt als dieſer durch den Gang zu den Müttern und den Raub des Dreifußes „ſo Kunſt als Kraft vermehrt" (V. 6252) und die Fähigkeit erlangt hat, dichteriſch Geſtalten zu ſchaffen und erſt als Helenas Bild vor ſeinem Geiſte erſtanden iſt, wird er von dem Erhaben-Schönen ihrer Erſcheinung hingeriſſen und von dem höchſten Anſchauen ganz durchdrungen (Paralip. 123, 1), und nach ihrem Entſchwinden erfaßt ihn unendliche Sehnſucht nach der einmal erkannten höchſten Schönheit (Paralip. 63). Doch dieſer erſte Verſuch, Helena ſich anzueignen, d. h. (nach ſeiner ſymboliſchen Bedeutung) die Schönheit der Antike zu erfaſſen, mußte mißlingen; denn ſie war ja bloß eine Schöpfung ſeiner Phantaſie, die nur ein ideelles Daſein hatte und nimmer in den Bereich der Wirklichkeiten herübergeführt werden konnte[1]).

Da Fauſt nun mittels der Einbildungskraft Helenas Bild wohl hervorrufen, nicht jedoch feſthalten, die höchſte Schönheit aber, weil er ſie erkannt, nicht entbehren kann (V. 6559), ſo muß er ſie auf einem andern, längeren und mühſameren Wege zu gewinnen trachten, er muß ſie an der Stätte, wo ſie ſich zur vollſten Blüte entfaltet hat, in Griechenland ſelbſt, aufſuchen. Und erſt nachdem er ſich hier, durch unmittelbare Anſchauung und durch Unterweiſung, mit der antiken Welt vertraut gemacht und um Helena ſich gemüht und der wieder zum Leben erweckten ſich völlig ergeben hat, wird ſie ihm ganz zu eigen. So vorbereitet, genießt er erſt recht „mit Bewußtſein", d. h. nicht mehr mit leidenſchaftlicher Dumpfheit, ſondern mit klarem Verſtändnis für die Art und Bedeutung des Genuſſes, mit deutlicher Erkenntnis der Schönheit, der Form; wie Goethe ſelbſt in Italien nicht nur in gleichem Maße der Seligkeit Fülle im Anſchauen der antiken Kunſt empfunden, ſondern auch immer reiner, immer mehr mit Kenntnis und wachſender Klarheit ihre Schönheit genoſſen hat (ſ. Ital. Reiſe, z. B. 15. September und 25. Dezember 1787).

Die Vermählung Fauſts mit Helena hat nicht das von ihm erſehnte Ergebnis: das Kind dieſer Ehe iſt nicht eine erneute antike Kunſt und Dichtung; es iſt anders geartet und hat viel mehr vom Weſen des Vaters als der Mutter geerbt, es iſt die romantiſche, moderne Dichtung. So muß ſich der innige Liebesbund der beiden Eltern löſen und Fauſt aus ſeinem beſeligenden Traum erwachen zu

[1]) Vgl. darüber meine Abhandlung: Fauſts Gang zu den Müttern, Euphorion Bd XVIII. (1911), S. 422 bis 440.

der Erkenntnis ſeines „herrlichen phantaſtiſchen Irrtums“ [1]) und einen neuen Weg ſuchen, um zu einem wahrhaften und dauernden Glück und zur Bejahung des Lebens zu gelangen.

Dieſes Beſtreben führt ihn im vierten und fünften Akt auf die letzte und höchſte der im erſten Paralipomenon angegebenen Entwicklungsſtufen, zum „Schöpfungsgenuß von innen“. Hier haben wir den wichtigſten, den entſcheidenden Schritt in Fauſts Werdegang, und deshalb iſt es beſonders beklagenswert, daß Goethe dieſes Hauptmotiv ſo lakoniſch behandelt hat; denn er hat uns auch hier nur wenige Andeutungen gegeben. An dieſe Worte jedoch klammern ſich die Ausleger, um die Wandlung Fauſts nach dem Zuſammenſein mit Helena begreiflich zu machen, und legen ihnen mitunter eine Bedeutung bei, die ſie nicht haben. Wenn z. B. im vierten Akt, nach der Rückkehr aus Griechenland, auf Fauſts feierliche Erklärung:

— Dieſer Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu großen Taten.
Erſtaunenswürdiges ſoll geraten,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß —

Mephiſtopheles ſpöttiſch erwidert:

Und alſo willſt du Ruhm verdienen?
Man merkt's, du kommſt von Heroinen —

ſo iſt dies kein reiner Hinweis auf vorbildliche Größe und Tatkraft der antiken Heroenzeit, denn Mephiſto ſetzt als Motiv für Fauſts mannhaften Entſchluß Ruhmſucht voraus, und eben dieſe führt er auf die Einwirkung der Heroine, auf die allbekannte Ruhmbegierde der griechiſch-römiſchen Welt zurück. Fauſt dagegen weiſt gerade dieſe Leidenſchaft weit von ſich[2]); denn von ihr iſt ſeine Seele gereinigt, ſeit er am Kaiſerhofe „Tatengenuß nach außen“ erſtrebt hatte und ſo bitter enttäuſcht worden war. Dieſe Entwicklung Fauſts iſt alſo nicht erſt durch die Liebe zu Helena herbeigeführt, vielmehr befindet er ſich hier in einem Gegenſatz zum Altertum. Und ebenſowenig iſt ſeine Hinwendung zum Handeln und Schaffen dem Einfluß der ſchönen Frau zuzuſchreiben; denn dazu hatte er ſich ja ſchon, bevor er an den Kaiſerhof ging, entſchloſſen. Wir müſſen deshalb auch die ſcharfſinnige und doch ſo einſeitige und ungerechte Kritik Fr. Viſchers, hier wie anderswo, ablehnen, der es ganz unvorbereitet

[1]) Ich habe dies ausführlicher dargelegt im Euphorion Bd. XV. (1908), S. 697 bis 713.

[2]) Was Erich Schmidt unter den Lesarten zu V. 10545 und 10546 mitteilt aus der Handſchrift H^{19}, die nur Entwürfe zu einzelnen Verſen und Versteilen enthält: Der Ruhm iſt Narrheit, Weisheit iſt Beſitz — war offenbar für dieſes Geſpräch zwiſchen Fauſt und Mephiſtopheles beſtimmt, an der Stelle 10187 f. — Übrigens können die Angaben Schmidts hier nicht ganz richtig ſein.

und unvermittelt findet, daß Fauſt im vierten Akt an großes männliches Wirken denkt; denn die Aneignung des Antiken ſei vorher nicht ſo dargeſtellt, daß nicht nur die Schönheit, ſondern auch die Lebenstüchtigkeit, Mannhaftigkeit und Tatkraft der Alten in ſeinen Geiſt übergegangen wäre. Wir haben aber auch umgekehrt keinen Anlaß, der liebebedürftigen, leicht verführbaren Frau (mit Loeper) einen ſittlichen Charakter und eine heroiſche Größe beizulegen, die der Dichter ihr weder geben wollte noch konnte; wir haben kein Recht, in Helena nicht ſowohl die antike Schönheit als das griechiſche Heroentum verkörpert zu ſehen.

Und doch kommt auch dieſes und ſomit die von Viſcher vermißte Überleitung und Begründung, wenn auch nur andeutungsweiſe, zur Darſtellung, nicht im dritten, ſondern im zweiten Akt, in der klaſſiſchen Walpurgisnacht. Wenn Fauſt dort Chiron begegnet, dem großen Mann, dem edlen Pädagogen, der ein Heldenvolk erzogen und ſelbſt dem Edelſten in Taten nachgeſtrebt hat, und wenn er ihn nach dem Tüchtigſten unter den heroiſchen Geſtalten fragt und ihn von dem hehren Kreiſe der edlen Argonauten und vor allem von Herakles erzählen hört, dem einzigen, göttlichen und ſchönſten Mann, ſo dürfen wir glauben, daß dieſe hohen Vorbilder in ſeiner Erinnerung fortleben und ihm den „Mut zu kühnem Fleiß“ geben, und im beſonderen mögen die erſtaunenswürdigen, großen Taten des Alkiden, die Kämpfe dieſes Heros mit verderblichen Ungeheuern ihn angeregt haben, den Kampf mit einem andern Ungeheuer aufzunehmen, deſſen Kamm von ferne ſchwillt, das mit tauſend Rachen klafft und rollt, ſich bäumt und wogt: das herriſche Meer vom Ufer auszuſchließen und der feuchten Breite Grenze zu verengen (Paralip. 188 und V. 10198 ff.).

Man darf auch darauf hinweiſen, daß Fauſt durch ſeine Scheinherrſchaft in Griechenland in dem alten Wunſch beſtärkt worden iſt ſich ganz unabhängig zu machen und ſich einen eigenen Wirkungskreis zu ſchaffen, indem er Herrſchaft und Eigentum erwirbt, und daß er damals zuerſt, als Burgherr und Heerführer, im Befehlen und Leiten, in der Betätigung ſeines hohen Willens Seligkeit empfunden habe (10252 ff.).

Doch alle dieſe Einflüſſe auf Fauſts Entwicklung müſſen weit zurücktreten vor der Macht, die Helenas Schönheit über ihn gewinnt. Wenn neben ihrer Schönheit auch die Großheit an ihr gerühmt wird (ſei es auch von Phorkyas-Mephiſtopheles, V. 8917), wenn Fauſt ſie „ſo groß als zart, ſo hehr als liebenswürdig“ nennt, ſo iſt damit wieder nicht ſittliche oder heroiſche Größe und Kraft gemeint, ſondern nur die beſondere Art ihrer Schönheit, „das Erhaben-Schöne ihrer Erſcheinung“. Damit iſt alles bezeichnet, was

mit der großen Form unmittelbar gegeben ist („denn einzig veredelt die Form den Gehalt", Goethes Pandora), oder von ihr als bedeutender Gehalt gefordert wird, alles, was Goethe an der antiken Kunst und an Michelangelo als Größe, als Würde und Höhe bewunderte.

Welch eine gewaltige Wirkung diese erhabene Schönheit Helenas auf Faust ausübt, erkennen wir schon aus der Ergriffenheit und Verzückung, die ihn bei ihrem ersten Anblick überkommt (V. 6487 ff.)[1]. Jetzt erst erscheint ihm die früher verschlossene Welt gegründet, dauerhaft: er glaubt in die Tiefen der Natur bis auf den Grund zu blicken, die tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, das Wesen der Dinge zu erschauen, worauf, nach einem andern Worte Goethes, der „Stil" als der höchste Grad künstlerischer Darstellung ruht, im Schönen geheime, ewige Naturgesetze manifestiert zu sehen, die ihm vor dessen Erscheinen verborgen geblieben waren; auch ihm fällt beim Anblick dieser Schönheit alles Willkürliche, Eingebildete zusammen: da ist die Notwendigkeit, da ist Gott (Ital. Reise, 6. September 1787).

Und jetzt ist ihm die Welt, die ihm früher nichtig und leer erschien, erst wünschenswert, da sich ihm in der Schönheit ein unermeßlicher Reichtum und Wert des Lebens enthüllt hat. Auch ihm ist wie Nebel zerstoben trübsinniger Wahn; denn wie Goethes Epimetheus in Pandora, ist ihm in Helena das „Sinnbild der höchsten Schönheit" erschienen, und er „erfreut sich in ihr des höchsten irdischen Gutes, des Anblicks einer vollkommenen Gestalt" (s. Goethe, Über Polygnots Gemälde), und wie Goethe in Rom angesichts der Medusa Rondanini, könnte auch er ausrufen: Nur einen Begriff zu haben, daß so etwas in der Welt ist, daß so etwas zu machen möglich war, macht einen zum doppelten Menschen (Ital. Reise, 29. Juli 1787). Dem Dienst und Genuß dieser Schönheit möchte er sein ganzes Leben und jede Regung seines Geistes und Herzens weihen (V. 6493 ff.), und im Vollgefühl seines arkadischen Glückes wünscht er, daß es ewig so bliebe (V. 9703 ff.). Aber auch nach der Enttäuschung, die ihm Euphorions Entwicklung und Schicksal gebracht hat, und nach der Trennung von Helena ist er sich des großen Sinnes jener flüchtigen Tage (V. 10054) und des tiefen, beglückenden Gehalts bewußt, den sein Leben dadurch unverlierbar gewonnen hat, auch wenn er sich nun einer praktischen Tätigkeit zuwendet.

So verstehen wir auch jene innere Wandlung Fausts, die freilich

[1]) Vgl. Goethe in der Rede zum Andenken Wielands: Die Kunst überhaupt, besonders aber die der Alten, läßt sich ohne Enthusiasmus weder fassen noch begreifen. Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligtum.

erst viel später, gegen Ende seines langen Lebens zu Tage tritt, in den Versen (11441 ff.):

Der Erdenkreis ist mir genug bekannt.
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt:
Tor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkennt, läßt sich ergreifen.

Was sich in diesen Worten so entschieden, und für viele so anstößig, ausspricht, ist jener antike, heidnische Sinn, den Goethe auch an Winckelmann rühmt: Die einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Grenzen der schönen Welt, die Beschränkung auf diese Welt und ihre Güter, das Wirken in der Gegenwart, das Festhalten am Nächsten, Wahren, Wirklichen, das Vertrauen auf sich selbst — dies alles im Gegensatz zu dem Drang nach dem Unendlichen, der transzendenten, ideellen Sehnsucht, dem sehnsuchtsvollen Hungerleiden nach dem Unerreichlichen, der kranken anderen Seele Fausts, die der Erde Freuden übersprang und gewaltsam sich vom Duft zu den Gefilden hoher Ahnen hob. Jetzt ist auch er unter dem Einfluß der Antike, wie Winckelmann und Goethe in Italien, „ganzer und abgeschlossener" und durch den Ausgleich zwischen seinen geistigen und sinnlichen Trieben „harmonischer" geworden, und der Unendlichkeitsdrang kann fortan Betätigung und Befriedigung finden in dem rastlosen Weiterschreiten und Streben nach hohen irdischen Zielen[1]). Er ist auf einen Wende- und Höhepunkt seiner Entwicklung gelangt, denn

[1]) Vgl. Goethe in seiner Schrift über Winckelmann, in dem Abschnitt „Gewahrwerden griechischer Kunst": Er gelangte nach jenem Lande, wo für jeden Empfänglichen die eigenste Bildungsepoche beginnt, welche sich über dessen ganzes Wesen verbreitet und solche Wirkungen äußert, die ebenso reell als harmonisch sein müssen. Ferner in der Campagne in Frankreich, Zwischenrede (aus dem Jahre 1822): Das Sehnsüchtige, das in mir lag, das ich in früheren Jahren vielleicht zu sehr gehegt und bei fortschreitendem Leben kräftig zu bekämpfen trachtete, wollte dem Manne nicht mehr ziemen, nicht mehr genügen und er suchte deshalb die volle endliche Befriedigung. Das Ziel meiner innigsten Sehnsucht, deren Qual mein ganzes Inneres erfüllte, war Italien, dessen Bild und Gleichnis mir viele Jahre vergebens vorschwebte, bis ich endlich durch kühnen Entschluß die wirkliche Gegenwart zu fassen mich erdreistete. — In Italien fühlt' ich mich nach und nach kleinlichen Vorstellungen entrissen, falschen Wünschen enthoben und an die Stelle der Sehnsucht nach dem Lande der Künste setzte sich die Sehnsucht nach der Kunst selbst; ich war sie gewahr geworden, nun wünscht' ich sie zu durchdringen. — Das Studium der Kunst, wie das der alten Schriftsteller gibt uns einen gewissen Halt, eine Befriedigung in uns selbst; indem sie unser Innerstes mit großen Gegenständen und Gesinnungen füllt, bemächtigt sie sich aller Wünsche, die nach außen strebten, hegt aber jedes würdige Verlangen im stillen Busen.

er hat „Frieden geſchloſſen mit der Welt und mit ſich ſelbſt“ und bejaht jetzt das irdiſche Leben, über das er einſt freventlich den Fluch geſprochen hat. Und eben wegen dieſer entſcheidenden Bedeutung hat Goethe wohl den dritten Akt ſchon im Jahre 1800 als einen Gipfel bezeichnet, von dem aus ſich erſt die rechte Ausſicht über das Ganze zeigen werde.

Der Gewinn, den Fauſt aus der Verbindung mit Helena davonträgt, wird gegen Ende des dritten Aktes von Phorkyas-Mephiſtopheles, mit Beziehung auf die zurückgebliebenen Gewande der Griechin in den Verſen 9945 ff. angedeutet:

Halte feſt, was dir von allem übrig blieb —
Die Göttin iſt's nicht mehr, die du verlorſt,
Doch göttlich iſt's. Bediene dich der hohen,
Unſchätzbarn Gunſt und hebe dich empor:
Es trägt dich über alles Gemeine raſch
Am Äther hin, ſo lange du dauern kannſt.

Das heißt: Die Anſchauung alles deſſen, was uns von der antiken Kunſt und Schönheit geblieben iſt, hat die Kraft uns über das Gewöhnliche, Niedrige, über die Alltäglichkeit des Lebens emporzuheben und unſern Sinn zu läutern und zu adeln, wie Goethe ſelbſt einmal in einem Brief an Schiller bekennt, daß er zu Homers Ilias immer lieber zurückkehre, „denn man wird doch immer, gleichwie in einer Montgolfiere, über alles Irdiſche hinausgehoben und befindet ſich wahrhaft in dem Zwiſchenraum, in welchem die Götter hin- und herſchwebten (12. Mai 1798).

Etwas vollſtändiger und beſtimmter ſpricht in dem Paralipomenon 89 Fauſt es ſelbſt aus, was er Helena zu danken hat:

Der leichte, hohe Geiſt riß mich aus dieſer Enge,
Die Schönheit aus der Barbarei.

Was der Dichter mit dieſen Worten gemeint hat, die den ſymboliſchen Sinn deutlich durchblicken laſſen, werden wir wieder am beſten verſtehen, wenn wir an die tiefen Eindrücke denken, die Goethe ſelbſt von der Antike, beſonders in Italien, empfangen hat, und die ergreifenden Bekenntniſſe hören, die er darüber abgelegt hat. So ſchreibt er am 30. September 1786 in ſein Reiſetagebuch: Die Revolution, die ich vorausſah und die jetzt in mir vorgeht, iſt die in jedem Künſtler entſtand, der lang emſig der Natur treu geweſen und nun die Überbleibſel des alten großen Geiſtes erblickte: die Seele quoll auf und er fühlte eine innere Art von Verklärung ſein ſelbſt, ein Gefühl von freierem Leben, höherer Exiſtenz, Leichtigkeit und Grazie. — Und in dem ſpätern Bericht über den September 1787 in Rom und Frascati ſpricht er von den Linien der großen Architektur als einer ſtummen Muſik und wie ſich Geiſt und Herz

entzücken müssen und alles, was klein und beschränkt in uns ist, nicht ohne Schmerz erregt und ausgetrieben wird[1]). Und zusammenfassend äußert er sich in dem Bericht über den letzten Monat in Rom, den April 1788: Überhaupt aber ist dies die entschiedenste Wirkung aller Kunstwerke, daß sie uns in den Zustand der Zeit und der Individuen versetzen, die sie hervorbrachten. Umgeben von antiken Statuen empfindet man sich in einem bewegten Naturleben, man wird die Mannigfaltigkeit der Menschengestaltung gewahr und durchaus auf den Menschen in seinem reinsten Zustande zurückgeführt, wodurch denn der Beschauer selbst lebendig und rein menschlich wird — alles unser Denken und Sinnen ist von solchen Gestalten begleitet und es wird dadurch unmöglich in Barbarei zurückzufallen.

Auch in dem Paralipomenon 89 also ist der leichte, hohe Geist Helenas nicht eine sittliche Kraft und Tüchtigkeit, sondern der leichte, freie und befreiende Geist[2]) der antiken Kunst, der allem beengten, gedrückten und kleinlichen Wesen und Stil und aller „mönchischen Barbarei" und Einseitigkeit der Bildung entgegengesetzt und feind ist, scheint damit symbolisch angedeutet zu sein. Es ist die von Goethe so oft gerühmte Kraft der griechischen Kunst und Dichtung „uns wenigstens auf Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Überlieferung von mehreren Tausend Jahren auf uns gewälzt hat", „uns sogleich 2000 Jahre jünger und besser zu machen" und uns die Empfindung zu geben, „als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden"[3]). — Und die Wirkung, die von Helenas Schönheit und

---

[1]) Vgl. auch Maximen und Reflexionen, Nr. 1133 (Max Hecker). Goethe nennt hier zunächst die Architektur eine verstummte Tonkunst und erinnert an die Sage, daß Orpheus durch die belebenden Töne seiner Leier eine ganze Stadt mit ihren Häusern und Plätzen und Straßen aus Felssteinen harmonisch aufgebaut habe; dann fährt er fort: Die Töne verhallen, aber die Harmonie bleibt. Die Bürger einer Stadt wandeln und weben zwischen ewigen Melodien, der Geist kann nicht sinken, die Tätigkeit nicht einschlafen — ohne Reflexion, ohne nach dem Ursprung zu fragen, werden sie des höchsten sittlichen und religiösen Genusses teilhaftig. — Und sieh auch oben das Zitat in der Anmerkung auf S. 196.

[2]) Vgl. Goethe an Frau v. Stein, 7. Juni 1784 (über Voltaires Memoiren): Eine Leichtigkeit, Höhe des Geistes, Sicherheit, die entzücken. Ich sage Höhe des Geistes, nicht Hoheit. Man kann ihn einem Luftballon vergleichen, der sich durch eine eigne Luftart über alles wegschwingt und da Flächen unter sich sieht, wo wir Berge sehn. — Und in dem Aufsatz Antik und modern (aus dem Jahre 1818): Jedes künstlerisch Hervorgebrachte versetzt uns in die Stimmung, in welcher sich der Verfasser befand. War sie heiter und leicht, so werden wir uns frei fühlen; war sie beschränkt, sorglich und bedenklich, so zieht sie uns gleichmäßig in die Enge. Nun bemerken wir bei einigem Nachdenken, daß hier eigentlich nur von der Behandlung die Rede sei. Stoff und Gehalt kommt nicht in Betracht.

[3]) Sieh Maximen und Reflexionen, Nr. 662 und 660 (Max Hecker) und den Brief an August und Ottilie von Goethe am 10. Februar 1818.

Großheit ausgeht, ist mithin keine moralische im engeren Sinne, denn Faust behält seine leidenschaftliche, rücksichtslose und eigenmächtige Art bis zuletzt[1]), wohl aber im höheren Sinne eine ethische, durch die Fausts Inneres gesund und ganz und harmonisch wird, sein Geist geläutert und erhoben wird und sein Wirken und Schaffen einen großen Zug erhält. „Denn alles Höhere, im Wissenschaftlichen und so durchaus, wirkt alsbald ethisch und bringt so viel sittlichen Vorteil" (an Nees v. Esenbeck, 22. August 1823), und „wir können mit dem Vollkommenen nicht schalten und walten, wie wir wollen; wir sind genötigt uns ihm hinzugeben, um uns selbst von ihm erhöht und verbessert wieder zu erhalten" (Einleitung in die Propyläen).

Auch hier können wir uns wieder diese Gesamtwirkung des Erhaben-Schönen noch deutlicher machen durch Äußerungen Goethes in der „Italienischen Reise". Er schreibt am 10. November 1786 in Rom: Wer sich mit Ernst hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß solid werden, er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward. Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Mir wenigstens ist es, als wenn ich die Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte als hier. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben. — Und in dem Bericht über den Dezember 1787 lesen wir: Mir ward bei diesem Umgang (mit großen Kunstwerken) das Gefühl, der Begriff, die Anschauung dessen, was man im höchsten Sinne die Gegenwart des klassischen Bodens nennen dürfte. Ich nenne dies die sinnlich geistige Überzeugung, daß hier das Große war, ist und sein wird. — Es darf uns nicht niederschlagen, wenn sich uns die Bemerkung aufdringt, das Große sei vergänglich; vielmehr, wenn wir finden, das Vergangene sei groß gewesen, muß es uns aufmuntern selbst etwas von Bedeutung zu leisten, daß fortan unsere Nachfolger, und wär' es auch schon in Trümmer zerfallen, zu edler Tätigkeit aufrege.

Damit sind wir zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung in diesem Abschnitt zurückgekehrt, die dem Übergang von der dritten zur vierten Stufe in Fausts Entwicklung gewidmet war. Auch Faust sehen wir, in den beiden letzten Akten der Dichtung, zu edler Tätigkeit aufgeregt, zu einem Schaffen in höherem Sinne und großem Stile. Doch ist noch etwas anderes hinzugekommen. Er stellt sich nicht nur eine bedeutende Aufgabe, die ihn sein Leben lang in Anspruch nimmt,

[1]) Er eignet sich also auch nicht griechisches „Maß", Sophrosyne an. Denn erstens ist dies nirgends dargestellt oder ausgesprochen und zweitens wird es widerlegt durch die Verse 11435 ff. (Ich bin nur durch die Welt gerannt usw.) und durch sein Verhalten gegen Philemon und Baucis.

sondern er hat auch eine neue Lebensanschauung gewonnen und seinem Streben und Wünschen eine andere Richtung gegeben: er ist zur Überzeugung gelangt, daß das Lebensglück auf dem „Schöpfungsgenuß von innen" beruhe. Dieses Lebensideal aber steht im Gegensatz zu dem früheren des „Tatengenusses nach außen", und eben die Mißerfolge und Enttäuschungen, die jenes Verlangen nach dem Beifall der Welt, nach Ehre und Ruhm ihm eingetragen hatte, haben ihn veranlaßt Genuß und Befriedigung auf dem neuen Wege zu suchen. Jetzt sucht er das Glück nicht draußen, sondern in sich und durch sich selbst, in dem Schaffen als solchem, in der Betätigung seiner Geisteskräfte, in der selbständigen Verwirklichung eigener schöpferischer Ideen. Denn er ist nicht nur gleichgültig geworden gegen die augenblickliche Anerkennung von seiten der Menschen, sondern hat sich auch unabhängig gemacht von der Zustimmung und Gewährung eines gebietenden Herrn: er hat sich selbst Herrschaft und Eigentum erworben und schaltet selbständig als Herr auf dem „wahrhaft eignen Grund und Boden", den er dem Meere abgerungen hat; er ist der erfindende, leitende, ordnende Geist und Wille.

Diese veränderte Lebensauffassung kommt schon im Anfang des vierten Aktes zum Ausdruck in dem stolzen Wort: Die Tat ist alles, nichts der Ruhm; und von der Ausführung seines genialen Gedankens verspricht Faust sich gleich darauf ein „köstliches Genießen" (V. 10228). Ja schon in seiner Frühzeit, vor der Verbindung mit dem Teufel, hat er sich aus der Gelehrtenstube hinaus nach diesem Schöpfungsgenuß gesehnt und beim Erscheinen des Erdgeistes gar sich schon vermessen, mit ihm schaffend Götterleben zu genießen (V. 620); und gegen Wagner mußte er seine Überzeugung vertreten, daß Erquickung nicht gewonnen werde, wenn sie nicht aus der eigenen Seele quille[1]). Zu diesem Glauben ist er jetzt, auf der Höhe des Lebens, zurückgekehrt, doch im Gegensatz zu jenem unbestimmten, phantastischen Sehnen und Ahnen ist sein Denken und Wollen jetzt reifer und klarer geworden. Und an dieser Überzeugung hält er fest bis zu seinem letzten Tage. Wie er schon lange eine hohe und stolze Auffassung vom Beruf des Herrschers hat, der im Befehlen Seligkeit empfinden müsse und, von hohem Willen erfüllt und selbständig planend und lenkend, mit der fertigen Tat die Welt überrasche und in Erstaunen setze (V. 10252 ff.), so betätigt er nun selbst in seinem eignen Herrschaftsgebiet gleich großen und selbstbewußten Sinnes seinen Schaffensdrang und findet darin seine Befriedigung, trotz aller Unzufriedenheit mit dem jedesmal Erreichten. Auch nachdem er sich entschlossen hat, auf die magische Mithilfe seines Gesellen zu verzichten und gleich

[1]) Vgl. noch V. 789: Ist er in Werdelust schaffender Freude nah.

allen andern als schlichter Mensch der Natur gegenüberzustehen, damit aber den Kampf mit den Sorgen und Mühen des Lebens auf sich zu nehmen[1]), und auch als das Gespenst der Sorge, um ihm Sorgen zu bereiten, ihn hat erblinden lassen, auch da bleibt er seiner selbst gewiß und geht mit gleicher oder noch erhöhter Schaffensfreude an seine letzte, größte Aufgabe:

Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;
Was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen;
Des Herren Wort, es gibt allein Gewicht.
Vom Lager auf, ihr Knechte, Mann für Mann!
Laßt glücklich schauen, was ich kühn ersann.
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgesteckte muß sogleich geraten.
Auf strenges Ordnen, raschen Fleiß
Erfolgt der allerschönste Preis;
Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt ein Geist für tausend Hände.

Ähnlich äußert sich auch während der vermeintlichen Arbeit am Abzugsgraben das Selbstgefühl des überlegenen, leitenden Geistes gegenüber der Menge, die ihm frönet (V. 11540) oder in neuen Scharen durch Genuß und Strenge angelockt und beigepreßt werden soll (V. 11551 ff.), und wie er schon früher, nach der ersten Gewinnung und Besiedlung des Neulandes, von einer Warte aus überschauen wollte, was alles er getan, und an diesem Meisterstück des Menschengeistes sich zu erfreuen wünschte (V. 11243 ff.), so spricht noch aus seinen letzten Worten der Stolz des Schaffenden, daß sein Werk die Zeiten überdauern werde, oder wenigstens die Nachwirkungen seiner Tätigkeit nicht in Äonen untergehen können.

Wenn nun dieses Neuland zugleich ein breiter Wohngewinn für Tausende und Millionen wird, so gehört dies mit zu dem Plane seiner Schöpfung und erhöht auch in seinen Augen ihren Wert unendlich; aber was ihn zu seiner großartigen Tätigkeit bestimmt, ist nicht Rücksicht auf das Wohlergehen der anderen oder gar Menschenliebe (die überhaupt in seiner Seele als treibendes Motiv kaum je zu erkennen ist), sondern er fühlt sich vom herrischen Meer zum Kampf herausgefordert und möchte mit Menschengeist die zwecklose Kraft unbändiger Elemente dämpfen und besiegen[2]); und wenn er bei der

[1]) Ich brauche hier auf diese Nebenmotive in Fausts Entwicklungsgang nicht näher einzugehen und ebensowenig auf seine Eigenmächtigkeit gegenüber Philemon und Baucis.

[2]) Sieh V. 10198 ff., 10212 ff., Paralipomenon 188 und noch zuletzt V. 11539 ff. Es ist ein schönes Motiv, daß Faust sich damit auf die Seite Gottes stellt, des Schaffenden und Waltenden, und den Teufel und die zerstörenden Mächte bekämpft. Sieh Mephistos Bekenntnis V. 1338 ff. (bis 1382) und 11544 ff.

Ausmalung ſeines ſchönen Zukunftsbildes ſich auch an dem Gedeihen ſeines Landes und Volkes, an der Geſundheit und Tüchtigkeit der Menſchen bei dem fortdauernden Kampf mit den Elementen erfreut, ſo iſt dies doch ein Erfolg *ſeiner* Arbeit, und *ſein* hohes Glück iſt es, in deſſen Vorgefühl er zu allerletzt den höchſten Augenblick *genießt*.

Es handelt ſich alſo auch auf dieſer letzten Entwicklungsſtufe zunächſt nur um Fauſts Lebensglück und Befriedigung und das Mittel zur Erreichung dieſes Zieles iſt nicht die Beglückung anderer (ſo daß er glücklich würde eben dadurch, daß er andere beglückt), ſondern der eigene „Schöpfungsgenuß von innen", in dem oben bezeichneten Sinne. Jenes Gewimmel zufriedener Menſchen iſt nicht das Ziel, ſondern nur ein Erfolg ſeines Strebens, eine Krönung ſeines langen Wirkens, eine Beſtätigung des Wertes und Nutzens ſeiner Arbeit. Und jenen vorgeſtellten ſchönen Augenblick glaubt er wohl genießend feſthalten zu *dürfen*, in Wirklichkeit aber würde der unermüdlich Strebende auch dann ſich nicht beruhigt auf ein Faulbett legen, ſondern nur im unbefriedigten Weiterſchreiten ſeine Befriedigung finden. Ja die Worte: Zum Augenblicke dürft' ich ſagen uſw. weiſen zwar zurück auf die Wette und deuten, hypothetiſch bedingt, voraus auf eine Möglichkeit des Austrags, doch iſt die eigentliche Löſung des Hauptproblems der Dichtung, der Frage nach der Bejahung des Lebens, nicht in ihnen gegeben, ſondern in der geſamten Haltung und Geſinnung Fauſts nach der Rückkehr aus Griechenland und zuletzt in jener entſchloſſenen Erklärung an die Sorge (V. 11440ff.).

Dieſe Löſung hat Goethe ſchon vor der Wende des achtzehnten Jahrhunderts gefunden, als er das erſte Paralipomenon und die beiden Wetten im Himmel und in Fauſts Studierzimmer und auch ſchon dieſe abſchließenden Szenen der auf Erden ſpielenden Handlung entwarf oder ausführte; und in dem gleichzeitigen Paralipomenon 98 (Abſchied) hat er dieſelbe Anſicht über das Glück des Schöpfungsgenuſſes und die Notwendigkeit des unermüdeten Fortſchreitens vertreten:

> O glücklich, wen die holde Kunſt in Frieden
> Mit jedem Frühling lockt auf neue Flur!
> Vergnügt mit dem, was ihm ein Gott beſchieden,
> Zeigt ihm die Welt des eignen Geiſtes Spur.
> Kein Hindernis vermag ihn zu ermüden:
> Er ſchreite fort, ſo will es die Natur.

Dann kennen wir aus dem Jahre 1815 ein Geſpräch mit Sulpiz Boiſſerée, in dem Goethe, mit Beziehung auf Fauſts Wette, vom Ende der Handlung ſagt, daß es auch *ſchon fertig* ſei und ſehr gut und grandios geraten, aus der beſten Zeit. Und als er zehn Jahre

ſpäter an die völlige Ausarbeitung des fünften und vierten Aktes ging, hat er dieſe einmal gefundene, ſeiner Lebensanſchauung entſprechende Löſung, wie wir oben geſehen haben, auch in der letzten Faſſung des Textes zum Ausdruck gebracht.

Wenn nun aber Fauſt mit der Hinwendung zum „Schöpfungsgenuß von innen" die höchſte Stufe in ſeiner Entwicklung erſteigt und dies die Klarheit iſt, in die der Herr ihn führen wollte, ſo iſt es falſch dieſe letzte Stufe als ſelbſtloſes ſoziales Wirken den drei vorausgehenden als Zeiten ſelbſtſüchtigen Genießens entgegenzuſetzen. Eine ſoziale Tätigkeit hat Fauſt ſchon am Kaiſerhof begonnen und nur nicht entfalten können, ja ſeine Geſinnung war damals vielleicht idealiſtiſcher und altruiſtiſcher als jetzt, da er nicht nur fremden Intereſſen diente, ſondern ſich auch einem fremden Willen unterordnete, oder, wie Mephiſtopheles es draſtiſch bezeichnete, als ein Tor ſich um andre Toren quälte (Paralipomenon 68). Ganz wie Goethe ſelbſt in den erſten Weimarer Jahren viel uneigennütziger und aufopfernder in ſeinen Ämtern tätig war, nach ſeiner Rückkehr aus Italien aber nichts mehr unternehmen mochte, was außer dem Kreiſe ſeiner Fähigkeiten läge, wo er ſich nur abarbeite und nichts fruchte, und ſich ſelbſt angehören, erſt recht ſein werden, das ganze Maß ſeiner Exiſtenz ausfüllen und des Lebens genießen wollte, nachdem er ſich (als Künſtler) wiedererkannt und wiedergefunden hatte[1]).

Allerdings, ganz uneigennützig war das Streben Fauſts damals nicht, da er ja zugleich nach Ruhm und Ehren trachtete; aber auch zuletzt hat er noch den geſunden und berechtigten Egoismus, daß er ein zufriedener und glücklicher Menſch zu werden wünſcht, und trotz allen Handelns hat er noch nicht auf das Genießen verzichtet. Zwar hat er ſeine Freude an dem Wohlergehen ſeines Volkes, doch ſein köſtlichſter Genuß iſt das Schaffen ſelbſt, das Erſinnen und Ausführen, das Tun und Denken; und wenn er die Erfahrung machen müßte, daß die Menſchen ſich ſcheuten das immer bedrohte Neuland zu beſiedeln, ſo würde er doch ſtolz auf ſein Werk ſein und, auf gegenwärtige Anerkennung und Erfolge verzichtend, getroſt der Zukunft entgegenſehen, die ſeine Arbeit oder wenigſtens ſeine Idee zu nutzen verſtünde.

Dieſes Verhältnis zu ſeinem Werke und zu den Menſchen iſt kein anderes, als wir es ſonſt an Dichtern, Künſtlern und Forſchern ſehen: ſie alle freuen ſich an dem Genuß und Nutzen, den ſie andern

[1]) Italieniſche Reiſe, 22. September 1787, und Briefe vom 8. Juni, 11. Auguſt 1787 und 17. März 1788. — Vgl. auch den erſten Entwurf zu V. 11441 und 11449 (an die Sorge gerichtet) im H^{10}: Mir ſelbſt gehör ich viele Jahre lang — und: Gehör er ſein. So nahe ſtehen ſich überall im „Fauſt" Leben und Dichten Goethes.

durch ihre Arbeit verſchaffen, aber nur ſehr wenige unter ihnen ſind philanthropiſche Schwärmer, die ſich die Beglückung der Menſchen zum Ziel ſetzen. Sie werden befriedigt und beſeligt durch die Betätigung ihres Schaffensdranges und ihrer Fähigkeiten und genießen ſelbſt am ſtärkſten die Schönheit und Vollkommenheit, die Zweckmäßigkeit oder Wahrheit ihrer Schöpfungen.

Ich weiß, daß ich nur ſehr wenige meiner Leſer von der Richtigkeit dieſer Anſicht überzeugen werde und daß die meiſten Leſer des „Fauſt“ auch künftig das Bedürfnis haben werden die altruiſtiſche Idee und Forderung, die ihnen von Jugend auf durch das Chriſtentum und die ſoziale Strömung der neueren Zeit vertraut und geläufig iſt, in Goethes Dichtung vorauszuſetzen und zu finden. Was mich in meiner Auffaſſung beſtärkt, das iſt die Gewähr, die mir nicht nur der Text des „Fauſt“ und das erſte Paralipomenon gibt, ſondern auch die ſonſt bezeugte Lebensanſchauung des Dichters. Man berufe ſich aber nicht immer wieder auf „Wilhelm Meiſters Lehr- und Wanderjahre“, die auch nur eine Dichtung ſind, mit ganz eigener Bedingtheit und Tendenz, und vergeſſe nicht, daß Goethes Verhältnis zu ſeinem „Fauſt“ und dem Ideengehalt dieſer Dichtung viel perſönlicher war als zum „Wilhelm Meiſter“ und zu den ſozialen Utopien dieſes Romans[1]). Wir müſſen uns vielmehr an die unmittelbaren, unzweifelhaften Bekenntniſſe ſeiner Lebensanſicht halten.

Nur weil Goethe auch bei dieſem letzten Hauptmotiv ſich auf „Wink und leiſe Hindeutung“ beſchränkt hat und weil bei Fauſts Tätigkeit der Nutzen für andere ſo offenbar iſt, konnte der Schein entſtehen, als wenn Fauſt nur den altruiſtiſchen Trieb hätte, andere zu beglücken. Wenn wir dagegen ſeine koloniſatoriſche Arbeit als ein

[1]) Auch im einzelnen dürfen wir z. B. die Worte (V. 11579f.): Solch ein Gewimmel möcht' ich ſehn, Auf freiem Grund mit freiem Volke ſtehn — nicht nach den „Wanderjahren“ deuten, als wenn hier eine Befreiung des Volkes von Fauſts Herrſchaft, durch freiwilligen Verzicht, und eine republikaniſche Verfaſſung in Ausſicht geſtellt wäre. Nicht einmal die jetzige Form des Textes berechtigt zu dieſer Auslegung, denn frei ſein ſoll nicht das Volk als Geſamtheit (ſtaatsrechtlich), ſondern die einzelnen Volksgenoſſen (privatrechtlich), als perſönlich freie, ſelbſtändige Anſiedler in freier Tätigkeit (V. 11564), nicht als Knechte, Leibeigene oder Hörige (vgl. V. 11502f. und 11540); und der Grund iſt frei, weil er ſich im freien Beſitz von Vollbauern befindet, die nicht Grundhörige ſind, und Fauſt ſelbſt ihn unmittelbar vom Kaiſer als Lehen erhalten hat. Die Handlung ſpielt ja am Ausgang des Mittelalters. In dem erſten Entwurf dieſer Verſe aber, in dem auch jenes ausgemalte Bild des neuen Landes und Volkes noch fehlt, leſen wir (in H²): Da will ich unter ihnen wohnen, Auf wahrhaft eignem Grund und Boden ſtehn, d. h. auf einem ſelbſterrungenen, ſelbſtgeſchaffenen Boden. Und noch in der letzten, vollſtändigen Handſchrift der Dichtung hieß es zuerſt: Auf wahrhaft freiem Grund und Boden ſtehn. — So fern lag dem Dichter ein politiſch freies, ſich ſelbſt regierendes Volk; und ſchließlich findet ſich ein ſolcher Staat nicht einmal in „Wilhelm Meiſters Wanderjahren“.

Symbol auffassen für irgend eine künstlerische oder wissenschaftliche Tätigkeit, wie auch Goethe sie ausübte, so ist der Wert einer solchen zunächst nur ideeller Art und ihr Nutzen und Genuß abhängig von den Fähigkeiten und der Bildung der Empfangenden, also hypothetisch und ungewiß; unmittelbar gewiß aber ist Genuß und Glück des Schaffenden selbst. Und damit soll der Künstler sich bei seinem Schaffen begnügen und nicht den Genuß der andern, eine bestimmte ästhetische oder sittliche Wirkung sich zum Ziel oder Maßstab nehmen. So schreibt Goethe am 29. Januar 1830 an Zelter: Es stehen zwei Parteien gegeneinander, zwei Vorstellungsarten, die sich im einzelnen bestreiten, weil sie sich im ganzen beseitigen möchten. Wir kämpfen für die Vollkommenheit eines Kunstwerkes, in und an sich selbst, jene denken an dessen Wirkung nach außen, um welche sich der wahre Künstler gar nicht bekümmert, so wenig als die Natur, wenn sie einen Löwen oder einen Colibri hervorbringt. — Und in demselben Brief noch: Natur und Kunst haben (nach Kant) das Recht, aus großen Principien zwecklos zu handeln — sie sind zu groß, um auf Zwecke auszugehen, und haben's auch nicht nötig[1]). — Und ebenso gleichgültig gegen einen unmittelbaren Nutzen und Zweck darf der Forscher sein: „Die wahren Weisen fragen, wie sich die Sache verhalte in sich selbst und zu anderen Dingen, unbekümmert um den Nutzen, d. h. um die Anwendung auf das Bekannte und zum Leben Notwendige."[2]) Denn „bei jedem redlichen, ernstlichen Handeln, wenn auch anfangs Zweck und Beruf zweifelhaft scheinen sollten, finden sich beide zuletzt klar und erfüllt. Jedes reine Bemühen ist auch ein Lebendiges, Zweck sein selbst, fördernd ohne Ziel, nützend, wie man es nicht voraussehen konnte". (Über den Zwischenknochen, Anhang, unter II, aus dem Jahre 1820.)

So hat Goethe auch selbst, wie er dem Kanzler v. Müller bekannte, Natur und Kunst eigentlich immer nur egoistisch studiert, nämlich um sich zu unterrichten; er schrieb auch nur darüber, um sich immer weiter zu bilden; was die Leute daraus machten, war ihm

---

[1]) Vgl. den in die „Ital. Reise" aufgenommenen Abschnitt aus der in Rom entstandenen Schrift von C. Ph. Moritz, im besonderen: „Der einzige, höchste Genuß des Schönen bleibt immer dem schaffenden Genie, das es hervorbringt, selber, und das Schöne hat daher seinen höchsten Zweck in seiner Entstehung, in seinem Werden schon erreicht; unser Nachgenuß desselben ist nur eine Folge seines Daseins — und das bildende Genie ist daher im großen Plane der Natur zuerst um sein selbst und dann erst um unsertwillen da." — Und ferner: „Das Schöne läßt sich nur um sein selbst willen von der Hand des Künstlers greifen und willig und folgsam von ihm sich bilden." Ja der Künstler soll nicht einmal auf den eignen Genuß des vollendeten Schönen ausgehen, sondern sich mit dem unnennbaren Reiz des Hervorbringens, also dem Schöpfungsgenuß begnügen.

[2]) Maximen und Reflexionen, Nr. 698 (Max Hecker).

einerlei. Und im gleichen Sinne beriet und ermahnte er ſeine Freunde: Fahre Du fort, lieber Bruder, zu ſinnen, zu finden, zu vereinigen, zu dichten, zu ſchreiben, ohne Dich um andere zu bekümmern. Man muß ſchreiben, wie man lebt, erſt um ſein ſelbſt willen, und dann exiſtiert man auch für verwandte Weſen (am 5. Oktober 1787, an Herder). Und am 8. Februar 1796 ſchreibt er an Meyer: Denken Sie immer, daß wir nur eigentlich für uns ſelbſt arbeiten. Kann das jemand in der Folge gefallen oder dienen, ſo iſt es auch gut. Der Zweck des Lebens iſt das Leben ſelbſt, und ſo laſſen Sie auch Ihren Aufenthalt in Rom Ihren Zweck ſein. In dieſem Sinne bereit' ich mich auch vor, und wenn wir nach innen das unſrige getan haben, wird ſich das nach außen von ſelbſt geben.

Noch entſchiedener und offener aber hat er zu dieſer Frage des Egoismus und Altruismus Stellung genommen in einem Geſpräch mit Soret über Benthams Nützlichkeitsprinzip, worüber Soret ſelbſt (und nach ihm Eckermann) berichtet hat (20. Oktober 1830): Ich weiß nicht, warum das Intereſſe des einzelnen dem der Menge geopfert werden ſoll. Ich behaupte: jeder ſoll bleiben, was er iſt, und nach innerſter Überzeugung arbeiten und ſchaffen. Ich habe als Schriftſteller nie das Intereſſe der Menge in Betracht gezogen, bin aber ſtets beſtrebt geweſen die Wahrheit zu ſagen, zu ſchreiben, was ich dachte und was ich für gut hielt. Daraus iſt Gutes für andere hervorgegangen, ohne daß dies mein urſprüngliches Ziel war. Daher ſcheint es mir ein falſches Prinzip zu ſein, wenn man ſagt, man müſſe ſich dem Gemeinwohl opfern (— das Intereſſe der großen Menge zum Prinzip machen). — Und faſt zu ſchroff und einſeitig kommt Goethes Selbſtgefühl als Schaffender in einer Unterhaltung mit Riemer zum Ausdruck (Anfang 1807): Nur nichts als Profeſſion getrieben! Das iſt mir zuwider. Ich will alles, was ich kann, ſpielend treiben, was mir eben kommt und ſolange die Luſt daran währt. So hab' ich in meiner Jugend geſpielt unbewußt; ſo will ich's bewußt fortſetzen durch mein übriges Leben. Nützlich? — Nutzen, das iſt eure Sache! Ihr mögt mich benutzen; aber ich kann mich nicht auf den Kauf oder die Nachfrage einrichten. Was ich kann und verſtehe, das werdet ihr benutzen, ſobald ihr wollt und Bedürfnis danach habt. Zu einem Inſtrument gebe ich mich nicht her, und jede Profeſſion iſt ein Inſtrument, oder wollt ihr es vornehmer ausgedrückt: ein Organ[1]).

Weil man aber an der ganz genauen Wiedergabe ſolcher münd-

---

[1]) Dieſe Erklärung ſteht im Gegenſatz zu einer oft angeführten Äußerung Jarnos in „Wilhelm Meiſters Wanderjahren", I. Buch, 4. Kapitel: Ja es iſt jetzo die Zeit der Einſeitigkeiten; wohl dem, der es begreift, für ſich und andere in dieſem Sinne wirkt. — Mache ein Organ aus dir und erwarte, was für eine Stelle dir die Menſchheit im allgemeinen Leben wohlmeinend zugeſtehen werde.

lichen Äußerungen zweifeln darf, füge ich noch eine Stelle aus einem Aufſatz hinzu, der im Jahre 1829 geſchrieben iſt und „Ferneres über Weltliteratur" bringt: Die Frage, ob dieſe oder jene Beſchäftigung, welcher ſich der Menſch widmet, auch nützlich ſei, wiederholt ſich oft genug im Laufe der Zeit und muß jetzt beſonders wieder hervortreten, wo es niemandem mehr erlaubt iſt nach Belieben ruhig, zufrieden, mäßig und ohne Anforderung zu leben. Die Außenwelt bewegt ſich ſo heftig, daß ein jeder einzelne bedroht iſt in den Strudel mit fortgeriſſen zu werden; hier ſieht er ſich genötigt, um ſeine eigenen Bedürfniſſe zu befriedigen, unmittelbar und augenblicklich für die Bedürfniſſe anderer zu ſorgen, und da fragt ſich denn freilich, ob er irgend eine Fertigkeit habe, dieſen aufdringlichen Pflichten genug zu tun. Da bleibt nun nichts übrig, als ſich ſelbſt zu ſagen: nur der reinſte und ſtrengſte Egoismus könne uns retten; dieſer aber muß ein ſelbſtbewußter, wohlgefühlter und ruhig ausgeſprochner Entſchluß ſein. Der Menſch frage ſich ſelbſt, wozu er am beſten tauge, um dieſes in ſich und an ſich eifrigſt auszubilden. — Soviel aber mag der wirklich Tüchtige immer vor Augen haben: ſich um der Gunſt des Tages willen abzuhetzen bringt keinen Vorteil für morgen und übermorgen.

Das Herrengefühl des einſam Entwerfenden und ſelbſtändig Handelnden, das den Helden ſeiner Dichtung ſeit den peinlichen Erfahrungen im Dienſte des Kaiſers ſo ſtark beſeelt, war auch dem Dichter nicht fremd, ſelbſt in einer praktiſchen Tätigkeit[1]), und die Wonne des Schöpfungsgenuſſes war ihm von Jugend auf ein Bedürfnis und ein Erlebnis. Hier darf ich auch auf eine Briefſtelle in „Werthers Leiden" hinweiſen, da ſie doch zugleich ein perſönliches Bekenntnis des Dichters iſt[2]): 18. Auguſt (1771): Wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemeſſenen Meeres geſehnt, aus dem ſchäumenden Becher des Unendlichen jene ſchwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick, in der eingeſchränkten Kraft meines Buſens, einen Tropfen der Seligkeit des Weſens zu fühlen, das alles in ſich und durch ſich hervorbringt. — Und aus ſpäterer Zeit mag eine Äußerung in der Geſchichte ſeines botaniſchen Studiums genügen (Drei günſtige Recenſionen): Ich war mit mir ſelbſt übereingekommen und fühlte wenig Genuß am Beifall und von der Mißbilligung wenig Ärger. Jugendlicher Leichtſinn, Stolz und Übermut halfen über alles weg, was einigermaßen unangenehm geweſen wäre. Und dann gibt, im höhern Sinne, das Gefühl, daß man das alles allein tue und

[1]) Sieh z. B.: Ich konnte nie zu zwei etwas leiſten. Diktatur oder Konſulat mit geteilter, jedem zugewieſener Gewalt (zu v. Müller, 7. Juni 1820).

[2]) Vgl. die gleichzeitige poetiſche Epiſtel an Merck vom 5. Dezember 1774.

tun müsse, daß bei diesen Produktionen uns niemand helfen kann, dem Geist eine solche Kraft, daß man sich über jedes Hindernis erhoben fühlt. Auch ist es eine freundliche Gabe der Natur, das Hervorbringen selbst ein Vergnügen und sein eigner Lohn, so daß man glaubt, keine weitere Anforderung machen zu dürfen. — Goethe hat ja sein produktives Talent schon früh als die sicherste Base seiner Selbständigkeit und als die Grundlage seines ganzen Daseins erkannt und in der Gestalt des Prometheus, der, abgesondert von den Göttern, von seiner Werkstätte aus eine Welt bevölkerte, diese Lebensansicht verkörpert. Denn er fühlte recht gut, daß sich etwas Bedeutendes nur produzieren lasse, wenn man sich isoliere; seine Sachen, die so viel Beifall gefunden hatten, waren Kinder der Einsamkeit, und die Hilfe der Menschen hatte er hierbei abzulehnen, ja auszuschließen (Dichtung und Wahrheit, 15. Buch).

Schöpferisch wie Prometheus ist aber nicht nur der geniale Künstler und nicht nur ein Faust, sondern in seiner Weise auch der Handwerker, und auch für dessen bescheidenes Schaffen ist Fausts größere Tätigkeit ein Symbol. So preist Goethe in dem Vorspiel zu Eröffnung des Weimarischen Theaters (am 19. September 1807) den Webermeister als Schöpfer, bei dessen Arbeit und Fleiß die Gottheit lächeln muß, denn

im Kleinen ewig wie im Großen
Wirkt Natur, wirkt Menschengeist, und beide
Sind ein Abglanz jenes Urlichts droben,
Das unsichtbar alle Welt erleuchtet.

Und dieses Urlicht selbst, die Gottheit, die in allem wirkt und lebt, hat sich ihm als Forscher und Denker immer am reichsten und am liebsten offenbart als die ewig rege, heilsam schaffende Gewalt, deren ungeheure Produktionskraft er anzubeten sich gedrungen fühlte.

Vier Arten des Genusses waren es, die das erste Paralipomenon bezeichnet: in dem Fortschreiten von der ersten bis zur letzten ist im wesentlichen Fausts Entwicklung auf Erden beschlossen; die Himmelfahrt seiner Entelechie und ihre Wandlungen im Jenseits sind eine spätere Erfindung des Dichters. Es war nicht ein stetiger Aufstieg in gerader Richtung zu immer sonnigeren Höhen; der Weg führte auch durch Nebel des Irrtums und der Sünde hindurch. Doch immer zog ein höheres Bedürfnis den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan, und so konnte er der Gnade des Herrn und der Erlösung teilhaft werden.

Zu Goethes Gedichten.

Von Max Morris in Berlin.

Bei der Vorbereitung einer Ausgabe von Goethes Gedichten in zeitlicher Folge ergaben ſich mir einige Beobachtungen, die ich hier mitteilen möchte. Wie viele Beſſerungen auch ſcheinbar längſt ausgeſchöpfte Handſchriften noch hergeben können, hat Wahle in Band 5^{II} der Weimarer Ausgabe gezeigt. Nach dieſer gründlichen Reviſion Wahles habe ich ſolche Rechtleſungen nur noch in einzelnen Fällen gewinnen können, von denen ich hier zwei anführe. In „Lilis Park" haben alle Drucke (Vers 104f.):

Ganz ſachte heb' ich mich und ſchwinge mich verſtohlen
Leis an ihre Knie . . .

Nun, wenn ein Bär ſich ſchwingt, ſo kracht's, und ſo iſt es doch verwunderlich, daß er ſich hier leis verſtohlen ſchwingen ſoll. Es handelt ſich auch nur um einen verſchleppten Druck- oder Leſefehler, denn in Goethes eigener Handſchrift ſteht nicht „ſchwinge", ſondern „ſchmiege", wie Hecker bei einer Kollation für meine Neuausgabe des „Jungen Goethe" fand.

Ferner „Ilmenau", Vers 130ff.:

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter ſprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?

In Goethes Handſchrift ſteht aber „im Boden" und das iſt auch naturgeſchichtlich das Zutreffende.

In einem Falle entſchied ſich der zweifelhafte Sinn eines Wortes ohne weiteres aus Goethes Rechtſchreibung. In dem Gedicht „An Kotzebue. Februar 1816" (5^{I}, 181) lautet die dritte Strophe:

Und wenn nach hundert Jahren ein Meiner
Deiner Werke gedenkt und deiner,
So darf er es nicht anders ſagen;
Du kannſt ihn beim jüngſten Gericht verklagen.

Für Loeper (Goethes Gedichte, Berlin 1884, Band 3, 336) iſt „ein Meiner" nicht ein Urteiler, ſondern „einer der Meinen, ein Meiniger, un mien", aber in Goethes Handſchrift ſteht „ein Meyner", und damit iſt Loepers Auffaſſung widerlegt. Vgl. Goethe an Zelter, 14. November 1816: „Die Leſer und Meiner, die mir dein letzter Brief vorführt." Ebenſo Herder (Werke 7, 212): „treuherzige Meiner, ſtatt Urtheiler und Empfinder."

Für eine chronologiſche Ausgabe ſind die undatierten Gedichte

ein böses Hindernis, das man so viel wie möglich beschränken muß. Bei einer Anzahl von Gedichten läßt sich nun die bisher unbekannte Entstehungszeit aus den Handschriften ermitteln. Werke 6, 286:

Sollt' ich nicht ein Gleichniß brauchen
Wie es mir beliebt?
Da uns Gott des Lebens Gleichniß
In der Mücke giebt [usw.]

Die Anregung gewann Goethe, wie schon früher erkannt wurde, aus dem Koran, Sure 2, 26 (Fundgruben des Orients 2, 339): „Es scheut sich nicht der Herr ein Gleichniß euch zu geben, von einer Mücke oder von dem was darüber ist." Mit den „Fundgruben" beschäftigte sich Goethe besonders im Dezember 1814 und Januar 1815, und zu noch genauerer Datierung verhilft uns eine Notiz auf der Handschrift: „Catholischer Cantor Rentamtmann Quartalextrakt", denn sie kommt überein mit dem Tagebucheintrag vom 20. Dezember 1814: „Herrlich Cantor Kathol. v. Würzburg circa 4 Jahre hier."

Ferner Werke 5[1], 186:

Müde bin ich des Widersprechens,
Des ewigen Lanzenbrechens,
Muß doch das Feld am Ende räumen.
Muse, besänftige deinen Zorn! —
Laß mich den Traum des Lebens träumen,
Nur nicht mit Creuzer und Schorn!

Auf der Rückseite der Handschrift (im Kestner-Museum zu Hannover) hat Goethe die Worte entworfen: „Ferner ward . . . jenes glücklichen Ereignisses in den Niederlanden wegen." Das Stichwort „Niederlande" in von der Hellens Register zur Jubiläumsausgabe läßt uns den hier angedeuteten Satz leicht auffinden: er steht in der „Belagerung von Mainz": „Ferner ward Viktoria geschossen aus Kanonen und kleinem Gewehr, jenes glücklichen Ereignisses in den Niederlanden wegen." Darnach stammen also unsere Verse aus dem Herbst oder Winter 1821, vielleicht vom 28. Oktober, an dem Goethe im Tagebuch vermerkt: „Creuzers Symbolik fortgesetzt. Abends darauf bezügliche kleine Gedichte." Das deutet auf die Gedichte „Im Vatican bedient man sich . . . Die geschichtlichen Symbole . . . Suche nicht vergebne Weihe", und vielleicht auch auf unsere Verse. Über Creuzer, der im April 1821 den dritten und im Oktober den vierten Band seiner „Symbolik" (2. Aufl. 1819—22) an Goethe gesandt hatte, und Schorn, der seit 1820 das „Kunstblatt" bei Cotta herausgab, bedarf es hier keiner ausführlichen Darlegung. —

Sonst war ich ein Freund von Narren (3, 426).

Zu seinem Kommentar (2, 459) sagt Loeper: „Die Entstehungszeit des Gedichts ist leider nicht festgestellt." Sie ergibt sich jetzt aus

der Tatsache, daß Goethe zwei Verse (25f.) in einem Weimarischen Schreib-Calender für 1821 entworfen hat. Er hat diese Absage an die Romantiker 1827 drucken lassen, aber schon Loeper hat ihr angemerkt, daß sie früher entstanden sein müsse. —

Je mehr man kennt, je mehr man weiß (3, 360).

Die Handschrift enthält Notizen über ein mit Zelter bei seinem Aufenthalt in Weimar vom 7. bis 19. Juli 1826 zu führendes Gespräch. —

Ein bequemes Datierungsmittel sind die Skizzenblätter mit Ansätzen zu verschiedenen Gedichten. So finden sich z. B. auf der Divan-Hs. H_{10} die Gedichte „Daß des Hauses Glanz sich mehre", „Hör' ich doch in deinen Liedern", „Wer wird von der Welt verlangen" zusammen mit Bruchstücken zweier Gedichte vom 7. und 27. Dezember 1814. Sie stammen also ebenfalls aus dieser Zeit. Bei „Wer wird von der Welt verlangen" bestätigt sich das auch durch die Ziffer 41, die zur ersten chronologischen Zählung gehört, vgl. Werke 6, 338. Die Hs. enthält ferner eine Strophe aus „Keinen Reimer wird man finden". Dieses Gedicht trägt in der Reinschrift das Datum „26. Jul. 23. Dec. 1814", und daraus schließt Burdach in der Weimarer Ausgabe mit Recht, daß Goethe die in unserer Hs. vom Dezember einzeln überlieferte Strophe am 23. Dezember hinzugefügt hat. Später hat Burdach dann aber die ganze Chronologie unseres Sammelblattes umgeworfen. Dort findet sich nämlich auch noch die erste Strophe von „Sommernacht". Das ganze Gedicht ist in der Reinschrift datiert „Jena d. 16. Dec. 1814", und damit stimmt ja die Überlieferung der ersten Strophe auf dem Sammelblatt aufs beste überein. Das Gedicht stammt wirklich vom 16. Dezember, nicht aus dem Juni, wie Loeper wegen des glühenden Sommernachtkolorits annahm. Burdach stimmte zunächst in der Weimarer Ausgabe Loeper zu, ohne sich über die damit entstehende chronologische Schwierigkeit zu äußern. Dann in der Jubiläumsausgabe und in den Schriften der Goethe-Gesellschaft 26, 29 setzt er wenigstens die Konzeption und die erste Strophe in den Sommer, weil unsere ganze Sammelhandschrift durch jene Strophe aus „Keinen Reimer wird man finden" sich auf den 26. Juli datiere. Aber die drei aus anderen Quellen datierbaren Stücke der Hs. führen auf den Dezember, „Sommernacht" ist ebenfalls vom 16. Dezember datiert, und wenn nun „Keinen Reimer" das Doppeldatum des 26. Juli und 23. Dezember trägt, so ist doch wohl Burdachs früherer Schluß einleuchtend, daß die einzelne Strophe in der Sammelhandschrift zur Dezember-Redaktion des Gedichtes gehört. An der Entstehung von „Sommernacht" im Dezember ist also nicht zu rütteln, und ich habe schon einmal in dieser Zeitschrift (Band 18,

S. 812, Anmerkung) gezeigt, daß Goethes Phantasie nicht durch die Jahreszeit gefesselt wird. Frühlings- und Sommergedichte können bei ihm sehr wohl aus dem Winter stammen.

Goethe wollte ursprünglich seine Divan-Gedichte in der Folge ihrer Entstehung anordnen und hat im Dezember 1814 die damals vorhandenen Reinschriften chronologisch numeriert, nur daß „Hegire" und „Gute Nacht" zu künstlerischer Wirkung als Nr. 1 und 53 das Ganze umrahmen. Als er dann im Mai 1815 die chronologische Durchzählung aufgab und die nun auf 100 angewachsenen Gedichte in Bücher einteilte, strich er die alten Nummern aus und ersetzte sie durch die des Wiesbadener Registers. Von jenen 53 chronologisch durchgezählten Handschriften sind jetzt noch 39 vorhanden, von denen 6 durch ihre Nummer datiert werden, da sonst über ihre Entstehungszeit nichts überliefert ist. So datieren sich „Gewarnt", „Versunken", „Jesus auch" auf Ende Juli, „Wer befehlen kann" auf den September oder Anfang Oktober, „Wer wird von der Welt verlangen" auf Ende Oktober oder Anfang November, „Und doch haben sie Recht" auf den 10. Dezember 1814.

Dem Plan meiner Ausgabe entsprechend drucke ich die Stammbuchgedichte mit den Freundschafts- und Widmungsformeln, die Goethe ihnen in der Handschrift beigefügt hat. Dadurch fügen sich die der Gutmütigkeit des Dichters abgenötigten Verse in den Zusammenhang seines Lebens ein, und dieser menschliche Wert ergänzt den poetischen, der ja bei solchen Gelegenheitsversen nicht immer bedeutend ist. Ja, zuweilen gewinnt ein Widmungsgedicht erst in einem solchen vollständigen Abdruck seinen rechten Sinn. So lauten z. B. die Verse, mit denen Goethe das Stammbuch von Antonie Brentano einweihte:

Lieblich ists im Frühlingsgarten
Mancher holden Blume warten;
Aber lieblicher im Segen
Seiner Freunde Namen pflegen:
Denn der Anblick solcher Züge
Thut so Seel als Geist genüge.
Ja! In Lieb und Treu bekennet
Sich der Freund wie er sich nennet

Weimar den Ihrigen
am Neujahrstage 1815 Goethe

In den bisherigen Ausgaben schließen die Verse ganz unverständlich:

Ja! In Lieb und Treu bekennet
Sich der Freund wie er sich nennet.

Ich biete nun nach der zeitlichen Folge der Gedichte einige weitere Beobachtungen über ihre Quellen und Anlässe oder ihre Chronologie.

Cupido, loſer eigenſinniger Knabe (4, 104).

„Es iſt in Art der Anacreonteiſchen", ſagte Goethe zu Eckermann am 5. April 1829. In der Tat hat das Anacreonteum *Μεσονυκτίοις ἐν ὥραις* die Anregung gegeben. Dort klopft Eros in einer Regennacht an des Dichters Tür und bittet um Einlaß. Sobald er ſich am warmen Herde erholt hat, verwundet er den Gaſtfreund mit ſeinem Pfeile. Goethe hat den anmutigen Scherz des Vorbildes zu einem ernſtlichen pathetiſchen Seelengemälde umgebildet.

Amor als Landſchaftsmaler (2, 182).

Das künſtleriſche Aperçu ſtammt aus dem Anacreonteum *Ἄγε ζωγράφων ἄριστε*, worin der Dichter dem Maler die genaue Anweiſung zu einem Porträt ſeines Mädchens gibt, aber ihm dann am Schluſſe zuruft: *ἀπέχει· βλέπω γὰρ αὐτήν*. Aus dieſer überraſchenden Wendung hat Goethe ſein Gedicht entwickelt. Es iſt ebenſo wie „Cupido, loſer eigenſinniger Knabe" in der behaglichen Villeggiatur vom Oktober 1787 entſtanden, und Goethe hat alſo wohl damals in Caſtel Gandolfo den Pſeudo-Anakreon geleſen.

Die ihrem Mann allein gewährt vergnügte Stunden,
Ich gehe noch herum! ich hab ſie nicht gefunden.

Goethe hat dieſe Verſe (Werke 5[I], 125) zu Anfang Januar 1793 auf ein gerade zur Hand liegendes Blatt geworfen, einen Brief des Botanikers Batſch vom 1. Januar 1793. Darnach ſind ſie alſo ein Ausdruck momentaner Stimmung, dem vielleicht ein kleiner Verdruß mit Chriſtiane zugrunde liegt.

Euphroſyne (1, 281).

Die Erſcheinung des Hermes am Schluſſe:

Denn aus dem Purpurgewölk, dem ſchwebenden, immer bewegten,
Trat der herrliche Gott Hermes gelaſſen hervor,
Mild erhob er den Stab und deutete . . .

iſt in Gruppe und Geberde von dem berühmten Relief Orpheus und Eurydike eingegeben, das Goethe in der Villa Albani geſehen hatte. Wie Hermes dort zur Unterwelt deutet, in die Eurydike zurückkehren muß, ſo beendet er hier Goethes Zwiegeſpräch mit dem Schatten Euphroſynes.

Dauer im Wechſel (1, 119).

In der letzten Strophe klingen die Verſe:

Schneller als die Gegenſtände
Selber dich vorüberfliehn

wohl nicht bloß zufällig an die Anthol. Palat. 10, 31 an:

Θνητὰ τὰ τῶν θνητῶν, καὶ πάντα παρέρχεται ἡμᾶς·
Ἦν δὲ μὴ, ἀλλ᾽ ἡμεῖς αὐτὰ παρερχόμεθα.

Den Zudringlichen (2, 276).

Was nicht zusammen geht, das soll sich meiden!
Ich hindr' euch nicht, wo's euch beliebt, zu weiden:
Denn ihr seid neu und ich bin alt geboren.
Macht was ihr wollt; nur laßt mich ungeschoren!

Die 1815 zuerst gedruckten Verse sind in Riemer-Eckermanns Quartausgabe nach der jetzt verschollenen Handschrift datiert „Teplitz den 5. August 1812", und damit haben wir sogleich ihre eigentliche Meinung, denn an diesem Tage schreibt Goethe an Christiane: „Von Arnims nehme ich nicht die mindeste Notiz, ich bin froh daß ich die Tollhäusler los bin." Die Beiden hatten also versucht, nach dem Zerwürfnis, das Bettine im September des vorigen Jahres auf ihrer Hochzeitreise in Weimar mit Christiane gehabt hatte, sich hier in Teplitz Goethe wieder anzunähern.

Herrn Oberstlieutenant von Bock.

Weimar, den 22. October 1813.

Von allen Dingen die geschehn,
Wenn ich es redlich sagen sollte,
So war's, Kosaken hier zu sehn,
Nicht eben was ich wünschen wollte.
Doch als die heilig-große Fluth
Den Damm zerriß der uns verengte,
Und Well' auf Welle mich bedrängte,
War dein Kosak mir lieb und gut.

Das Datum des 22. Oktober 1813 stand vermutlich auch auf der verschollenen Handschrift, aber es bezeichnet nur das Ereignis. Der Obristlieutenant v. Bock kam im Oktober 1815 auf der Rückkehr aus Frankreich mit seinem Truppenteil wieder durch Weimar, und damals wird ihm Goethe die Verse gestiftet haben, die auf den beendeten Krieg in gehobener Stimmung zurückschauen. Die Verse sind dann also gleichzeitig mit den entsprechenden für den Obrist v. Geismar: „Dem wir unsre Rettung danken Aus den Händen wilder Franken."

An die Teutschen und Deutschen (5[I], 144).

Verfluchtes Volk! kaum bist du frei,
So brichst du in dir selbst entzwei.
War nicht der Noth, des Glücks genug?
Deutsch oder Teutsch, du wirst nicht klug.

Die Verse tragen im ersten Druck (Q) nach einer jetzt verschollenen Handschrift das Datum des 3. Februar 1814. Goethe las damals eifrig das von Cotta regelmäßig übersandte Morgenblatt, und dort findet sich in der Nummer vom 18. Januar 1814 der Anlaß zu dem Zornerguß: „In unsern Zeitungen wird jetzt das D bey Deutsch u. s. w. weggestritten, und Jeder ermahnt, Teutsch und Teutschland zu schreiben, weil es entschieden ist, daß Teut und Teutonen die Stammwörter sind. ‚Die jetzige Zeit der Wiedergeburt', heißt es, ‚wäre recht schicklich zu dieser Verbesserung, denn Einheit, die wir so sehr beabsichtigen, verlangt auch Einheit im Namen; auch sind wir lange genug weiche Deutsche gewesen, und sollten wol nun einmal auch als harte Teutsche auftreten, was wir Gottlob! in der That und Wahrheit so redlich thun!'" Weiter am 27. Januar: „Gegen die Schreibart Teutsch erklärte sich Hr. Professor Zeune und sagt: Die Sache vom Teut sey ein abgedroschnes Mährchen . . . Gründe nur, die einleuchten, dann ist es gut, bis dahin aber ist es verdrießlich, daß wir schreibluſtigen Teutschen nicht einmal darüber einig sind, wie wir uns in deutscher Sprache schreiben sollen." Der Streit setzt sich dann in den Nummern vom 2. und 19. März weiter fort.

Das Parterre spricht 3, 142).

Strenge Fräulein zu begrüßen
Muß ich mich bequemen:
Mit den lüderlichen Süßen
Werd' ich's leichter nehmen.

Auf der Bühne lieb' ich droben
Keine Redumschweife,
Soll ich denn am Ende loben
Was ich nicht begreife?

Lose faßliche Gebärden
Können mich verführen;
Lieber will ich schlechter werden
Als mich ennuyiren.

Die Verse sind in Q nach der jetzt verschollenen Hs. datiert: Weimar den 1. Dezember 1814. Auf dem Weimarischen Theater traten in der letzten Novemberwoche 1814 eine Reihe von „strengen Fräulein" auf. Es wurde gegeben am 23. November: Iphigenie auf Tauris, 26. und 28.: Agnese, ernsthaftes Singspiel in italienischer Sprache, 30.: Die Geschwister. Goethe faßt also hier die zu seiner Kenntnis gelangende Unzufriedenheit des Publikums über dieses Repertoire ironisch in Verse.

Divan, Buch des Unmuts (6, 104).

Medschnun heißt — ich will nicht sagen,
Daß es grad' ein Toller heiße;
Doch ihr müßt mich nicht vertlagen,
Daß ich mich als Medschnun preise u. s. w.

Goethes Quelle ist Diez, Denkwürdigkeiten des Orients 2, 840:

„Das Medschnun der Name des Liebhabers der Leilé sey, weiß jeder. Er kommt auch bey Meninski [Thesaurus linguarum orientalis] vor. Allein dahinter steht noch ein halbes Dutzend anderer Bedeutungen, als insanus, furens, stultus u. s. w. Als Name kommt er eben davon her, daß der Mann wahnsinnig gewesen und nackend in Wäldern und Feldern gehauset hat."

Divan, Buch der Parabeln (6, 232).

Ein Kaiser hatte zwei Kassiere,
Einen zum Nehmen, einen zum Spenden;
Diesem fiel's nur so aus den Händen,
Jener wußte nicht, woher zu nehmen.
Der Spendende starb; der Herrscher wußte nicht gleich,
Wem das Geberamt sei anzuvertrauen,
Und wie man kaum tät um sich schauen,
So war der Nehmer unendlich reich:
Man wußte kaum vor Gold zu leben,
Weil man einen Tag nichts ausgegeben.
Da ward nun erst dem Kaiser klar,
Was schuld an allem Unheil war.
Den Zufall wußt' er wohl zu schätzen,
Nie wieder die Stelle zu besetzen.

Dazu Düntzer: „nach einer deutschen Quelle", während Loeper und Burdach sich vorsichtiger mit der Angabe begnügen, daß eine orientalische Quelle noch nicht ermittelt ist. In Diez' „Buch des Kabus", das Goethe für den Divan vielfach benutzt hat, lautet Kapitel 40: „Vorschriften der Wezirschaft. Wisse mein Sohn! wenn der Kaiser dich würdig findet, dich zum Wezir zu machen: so mußt du die Pflichten der Wezirschaft wohl beobachten. Diese Pflichten sind folgende. Du mußt ein genauer Rechnungsführer seyn, das heißt, du mußt die Rechnung von des Kaisers Einnahme und Ausgabe und von des Reichs Vermögen, Baarschaften und Effecten gut kennen und mußt das Vermögen nicht verschleudern." In den Schilderungen der Reisenden Marco Polo, de la Valle, Olearius, Tavernier, Chardin hatte Goethe einen Einblick getan in die seltsame Finanzwirtschaft orientalischer Herrscher. „Dabei das ganze Jahr Geschenke ausgespendet und empfangen", sagt er (Werke 7, 168) von Kublai Chan, dem Nachfolger des Dschengis. Aus diesen Beobachtungen hat er die kleine Fabel entwickelt, und dazu noch die Verse (2, 223):

Willst lustig leben,
Geh' mit zwei Säcken,
Einen zum Geben,
Einen um einzustecken.
Da gleichst du Prinzen,
Plünderst und beglückst Provinzen.

Berechtigte Männer (6, 248).

Nach der Schlacht von Bedr, unterm Sternenhimmel.

Mahomet spricht.

Seine Todten mag der Feind betrauern:
Denn sie liegen ohne Wiederkehren;
Unsre Brüder sollt ihr nicht bedauern:
Denn sie wandeln über jenen Sphären. (usw.)

Als die Entstehungszeit des Gedichtes war bisher die Spanne vom 24. Juli 1814 bis 10. März 1815 festgestellt. Durch die Kenntnis der Anregung gewinnen wir jetzt auch ein genaueres Datum. Am 23. Februar 1815 entlieh Goethe aus der Weimarer Bibliothek J. v. Rehbinder, Mohammed (Kopenhagen 1799), fand dort S. 36 einen Klaggesang, den Prinz Omnia, einer der mächtigsten und gefährlichsten Feinde des Propheten, nach der Schlacht bei Bedr (zwischen Mekka und Medina, 623 n. Chr.) anstimmt, und notierte sich (Werke 7, 304): „Trauergesang auf die Erschlagenen bey Bedr." Dieser Klaggesang regte ihn nun zu einem Gegenstück an, von dem die Überlieferung nichts berichtet: einem Jubelgesang des Propheten auf das selige Schicksal der gefallenen Mohamedaner. Das Quellenmotiv klingt noch im ersten Vers nach: Seine Todten mag der Feind betrauern.

[Aus dem Nachlaß, 5I, 198.]

Es ist ein schlechter Zeitvertreib,
Ramdohr- und Spät- und Schreibergeschreib,
Was sie alles gegen mich sagen,
Wird wohl am Abend vorgetragen.
Wie nickt das Haupt, wie schmeckt die Ruh,
Kommt nun noch Atterbom dazu.

Derselbe setzt sich zu Gericht
Hat gar eine eigne Kunstgeschicht'.

Das hören wir alles ohne Scherz
In jener Gesellschaft für Geist und Herz.

Eduard von der Hellen hat in der Jubiläumsausgabe schon festgestellt, daß im zweiten Verse neben Ramdohr der Kunstschriftsteller Balthasar Speth (1774—1846) und der Freiburger Historiker und Moraltheologe Johann Heinrich Schreiber (1793—1872) gemeint ist. Dieser gab nun 1821 eine kurzlebige Zeitschrift heraus: „Der Denkfreund, oder Stoff zur Bildung des Verstandes und Herzens." Das also ist die im Schlußverse genannte „Gesellschaft für Geist und Herz", in der offenbar die in unserem Gedicht bezeichneten Schriftsteller Goethe angegriffen hatten. Über diese Artikel läßt sich aber einstweilen nichts mitteilen, da es auch mit Hilfe des Auskunftsbureaus

deutſcher Bibliotheken bisher nicht gelungen iſt, ein Exemplar der Zeitſchrift aufzutreiben[1]).

Zahme Xenien II (3, 258).

Was dem einen widerfährt
Widerfährt dem andern;
Niemand wäre ſo gelehrt
Der nicht ſollte wandern,
Und ein armer Teufel kommt
Auch von Stell' zu Stelle,
Frauen wiſſen was ihm frommt,
Welle folgt der Welle.

In „Kunſt und Alterthum" (III, 1, 90) zeigte Goethe 1821 eine handſchriftliche Erzählung des Weimariſchen Bibliotheksdieners Johann Chriſtoph Sachſe von ſeinen abenteuerlichen Wanderjahren an: „. . . da man in den Zeitungen ſo viel Tagtägliches lieſt, ſo wird man nicht verſchmähen, einen armen Teufel auch einmal auf ſeinen Wegen zu geleiten . . . beſonders nimmt ſich die Wohlthätigkeit der Frauen gegen ſolche privilegirten jungen Landſtreicher gar löblich aus." Dieſe Stellen ſichern — wie gleichzeitig mit mir auch Max Hecker bemerkt hat — die Beziehung der Verſe auf Sachſes Selbſtbiographie. Goethe vermittelte den Druck des Buches, das 1822 bei Cotta erſchien und ſtiftete dazu ein Vorwort. Die Verſe waren wohl zum Motto beſtimmt. Zu den Anfangszeilen vgl. Goethes Bemerkung bei einer ähnlichen Selbſtbiographie eines Mannes von beſcheidenem Stande (Werke 42[I], 104): „was dem einzelnen begegnet, kann als Symbol für tauſende gelten."

Geognoſtiſcher Dank (4, 304).

Haslau's Gründe, Felſenſteile,
Vielbeſucht und vielgenannt (uſw.)

Der erſte Druck im „Chaos" bietet die Zeitangabe: Auguſt 1831. Die Beziehung der Verſe iſt bisher unbekannt. Nun findet ſich im Tagebuch vom 14. Auguſt 1831 die Notiz: „Sodann Oberlandjägermeiſter v. Fritſch von Carlsbad kommend, Angenehmes mitbringend", und am 20. Auguſt: „An Oberlandjägermeiſter Fritſch, ein Blättchen an Gräfin Kielmansegg." Meine Vermutung, daß ihr der „Geognoſtiſche Dank" gilt, wurde durch die in Weimar bewahrten eingegangenen Briefe beſtätigt: Die Gräfin Natalie Kielmansegge in Wien ſchickt am 30. Juli 1831 aus Franzensbad einen Aplomgranat, den ſie auf einem mineralogiſchen Ausflug von Franzensbrunn nach Haslau gefunden hat, und bedankt ſich am 6. Dezember für Goethes Gedicht.

[1]) Alfred Roſenbaum vermutet in dem Schlußverſe eine Anſpielung auf die von Gubitz ſeit 1817 herausgegebene Berliner Zeitſchrift „Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt und Herz". Anmerkung der Redaktion.

Jeanpauliana.

Von Eduard Berend in München.

I.

Unbekannte Jugendaufsätze.

Der unerschöpfliche Nachlaß Jean Pauls auf der Berliner Kgl. Bibliothek birgt noch eine große Zahl ganz oder teilweise ungedruckter Aufsätze aus des Dichters erster schriftstellerischer Periode. Hier soll aber nur von solchen die Rede sein, die schon zu seinen Lebzeiten im Druck erschienen und doch in den Sammlungen seiner Werke nicht zu finden, auch der Jean Paul-Literatur bisher unbekannt geblieben sind, trotzdem sie z. T. bereits in Fikenschers „Gelehrtem Fürstentum Baireuth", allerdings ungenau und an versteckter Stelle, verzeichnet stehen.

In dem sogenannten „Vaterblatt", dem von Jean Paul selbst geführten Verzeichnis der Entstehungszeiten seiner Schriften, ist als Nr. 5 angegeben: „Abhandlungen in Länder-(!) und Völkerkunde"[1]). Gemeint ist natürlich die von Archenholz herausgegebene Zeitschrift „Literatur- und Völkerkunde" (Dessau und Leipzig 1782—1786). In den Gesamtausgaben der Werke findet man nur einen Aufsatz aus der Fortsetzung dieser Zeitschrift, der „Neuen Literatur- und Völkerkunde" (1787—1791), die im Mai 1788 erschienene „Launigte Phantasie", die Jean Paul 1810 unter dem Titel „Scherzhafte Phantasie von Hasus" in den ersten Band der „Herbstblumine" aufnahm. Die älteren Jahrgänge enthalten aber zwei weitere Jean Paulsche Satiren. Die erste, „Zerstreute Betrachtungen über das dichterische Sinken auf Veranlassung der swiftischen Anweisung zu demselben", steht im Oktoberheft 1784 (5. Band, S. 294 bis 322), unterzeichnet: J. Bei Fikenscher (Zusätze S. 78) lautet der Titel verballhornt: „Über das poetische Pathos oder die Kunst zu sinken", und auch in dem Aufsatz selbst steht seltsamerweise fast überall „Pathos", wo es „Bathos" heißen muß, ein Streich des Setzers, wodurch der ganzen Satire die Spitze abgebrochen wird. Anknüpfend an die im 8. Bande der Mannheimer Ausgabe von Popes Werken (1779) erschienene Übersetzung der von Pope und Swift gemeinsam verfaßten „Abhandlung über die Kunst, in der Poesie

[1]) Der Abdruck in „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" 2, 416 ist ungenau und irreführend. Übrigens ist das „Vaterblatt" erst in den Neunzigerjahren angelegt, für die ältere Zeit aus dem Gedächtnis ganz unzulänglich ergänzt.

zu ſinken“[1]) gibt Jean Paul hier in virtuos durchgeführter Ironie eine Lobſchrift auf das deutſche „Bathos“. Der umfangreiche Aufſatz iſt ein charakteriſtiſches Dokument für ſeine damalige Abhängigkeit von den engliſchen Satirikern, ſowie für ſeine rationaliſtiſche Auffaſſung der Literatur. Dunkelheit, Schwulſt, Übergewicht der Phantaſie über den Verſtand gelten ihm als Merkmale des Bathos. Im beſonderen richtet er ſeinen Spott gegen die Kraftgenies, gegen die Nachahmer von „Werther“ und Yorik, gegen die ſchlechten Überſetzungen komiſcher Werke, z. B. des „Don Quichote“ (von Bertuch) und des „Candide“ (von Mylius), gegen Cramers Meſſias-Kommentar, die ſchwülſtigen Gedichte von Haſchka u. a. m. Lobend erwähnt werden z. B. Wielands „Don Sylvio“, Muſäus' „Phyſiognomiſche Reiſen“ und Waſers Swift-Überſetzung. Am Schluß läßt Jean Paul in einer fingierten Unterhaltung mit Lichtenberg dieſen den Wetteifer der engliſchen Dichter mit dem Pferderennen in Newmarket vergleichen, während er ſelbſt die Kämpfe der deutſchen Schöngeiſter in dem Wettrennen abgebildet findet, das die Greenwicher Matroſen mit — Läuſen anzuſtellen pflegen. — Der Aufſatz hatte urſprünglich noch einen Schlußabſatz, der im Nachlaß erhalten iſt (Fasc. 13 c), worin der Verfaſſer es zu rechtfertigen ſuchte, daß er eine Lobſchrift auf das Bathos gerade in das „Göttingiſche Magazin“ einrücke, in das ſich doch ſchon manche „ſatiriſche Anfälle auf die poetiſchen Täucher“ eingeſchlichen hätten. Zweifellos iſt alſo unſere Satire diejenige, die Richter am 22. Juli 1784 an Lichtenberg ſandte[2]). Da ſie im „Magazin“ keine Aufnahme fand, mußte dieſer Schluß wegbleiben. Da Jean Paul aber nicht gern einen Einfall umkommen ließ, ſo arbeitete er ihn zu einem „Poſtſkript“ um, worin er ſich — in ſchmeichelhaften Wendungen — darüber beklagt, daß Lichtenberg die Einrückung der Satire verweigert habe. Dieſes gleichfalls im Nachlaß (Fasc. 13 c) vorhandene Poſtſkript ſchickte er, ſeinem Briefkopierbuch (Fasc. 24) zufolge, am 5. Dezember 1784 an Archenholz mit der Bitte, es der Satire noch anzuhängen, „wenn anders nicht ſchon ihr Abdruck dieſe neue Verlängerung eines ohnehin zu langen Aufſatzes verbietet“. Der Abdruck war indeſſen bereits im Oktoberheft erfolgt, ſo daß es keine Unterkunft mehr fand. — Als Jean Paul viele Jahre ſpäter ſeine zerſtreuten Aufſätze für die „Herbſtblumine“ ſammelte, erinnerte er ſich auch an dieſen. In einem (ungedruckten) undatierten Billet an Otto

[1]) „*Περι βαθους*: or Martinus Scriblerus his treatise of the art of sinking in poetry“, veröffentlicht im 3. Bande der „Miscellanies“ von Pope und Swift.

[2]) „Wahrheit aus Jean Pauls Leben“ 3, 287. Nachträglich ſcheint er dann auch noch das Manuſkript ſeiner zweiten Satirenſammlung (die ſpätere „Auswahl aus des Teufels Papieren“) an Lichtenberg geſchickt zu haben. Vgl. F. J. Schneider, Jean Pauls Jugend, Berlin 1905, S. 278.

ſchreibt er: „Ich bitte dich um eine Mühe, deren Reſultat ich aber erſt nach 10, 14 Tagen brauche. Nämlich du ſollſt urteilen, ob die Satire über das Bathos, die ich in meinem letzten Univerſitätsjahr [1784] geſchrieben, vielleicht der Aufnahme in die neue Sammlung würdig zu machen iſt, wenn ich unendlich viel wegſchneide und umlenke.“ Otto ſcheint abgeraten zu haben, da die Aufnahme nicht erfolgt iſt[1]).

Die andere, kürzere Satire, „Von der Verarbeitung der menſchlichen Haut“, ſteht im Auguſtheft 1786 (9. Bd., S. 97 bis 113) und iſt „J. P. F. Haſus“ unterzeichnet, d. h. mit dem Pſeudonym, unter dem auch die „Auswahl aus des Teufels Papieren“ und andere Aufſätze dieſer Zeit erſchienen. Dies war offenbar der „Aufſatz von einem Bogen“, für den Richter von Göſchen (in deſſen Verlag die Zeitſchrift 1785 übergegangen war) das gewaltige Honorar von $3^1/_2$ Talern erhielt[2]). Urſprünglich war die Satire für die „Teufelspapiere“ beſtimmt geweſen, wie ein im Nachlaß (Fasc. 13 b) erhaltenes Inhaltsverzeichnis einer früheren Faſſung dieſes Werkes beweiſt. Obgleich ſie in der Form bereits den Übergang von der ironiſchen Objektivität Swifts zur launigen Subjektivität Sternes zeigt, iſt doch auch hier das Swiftiſche Vorbild nicht zu verkennen. Mit der gleichen Unbefangenheit, mit der Swift in einer bekannten Satire den Rat gibt, die Kinder armer Leute, damit ſie dem Lande nicht zur Laſt fallen, zu verſpeiſen, macht hier Jean Paul den Vorſchlag, der ausländiſchen Tuchinduſtrie dadurch entgegenzuarbeiten, daß man einander ſchinde und die Häute verarbeite: Bauernfelle zu Tanzſchuhen für den Hof, Negerfelle zu Trauerkleidern, die Häute von Hofleuten zu Fußteppichen für die Fürſten u. dgl. m. In ihrer unglaublichen Kühnheit und Bitterkeit iſt dieſe Satire ein deutlicher Vorklang der franzöſiſchen Revolution. Nur darf man nicht vergeſſen, daß die Bitterkeit der Jean Paulſchen Satiren mehr aus äſthetiſchem Prinzip als aus ſeinem Herzen floß. — Auch dieſen Aufſatz hat ſich Jean Paul ſpäter zur Aufnahme in die „Herbſtblumine“ vorgemerkt[3]), aber dann doch verworfen.

Fikenſcher verzeichnet noch einen Aufſatz Jean Pauls aus der „Literatur- und Völkerkunde“: „Was ich ſagte, als ich für die allge-

[1]) Vgl. noch Thieriot an Jean Paul, 31. Dezember 1800: „[Ich] fand aus der Literatur und Völkerkunde 1784 Okt. die ‚Betrachtungen über das dichteriſche Sinken‘ heraus, die ich Ihnen, wenn Sie ſie noch nicht wiedergeſehen, nach Berlin ſchicke oder mitbringe.“ (Denkwürdigkeiten aus dem Leben von J. P. F. Richter, München 1863, 1, 428.)

[2]) Jean Paul an Oertel, 19. April 1786 („Wahrheit aus Jean Pauls Leben“ 4, 67).

[3]) Fasc. 22, Quartheft: „Sammlung aus Almanachen, Juli 1810.“ Vgl. auch Fasc. 21, Quartheft: „Vermiſchte Schriften, März 1808.“

meine deutſche Bibliothek ſaß, um gezeichnet zu werden.“ Dieſer iſt aber weder in der alten noch in der neuen Folge der Zeitſchrift zu finden, und auch in andern Journalen jener Jahre habe ich vergebens darnach geſucht. Es findet ſich aber ein lückenhaftes Manuſkript desſelben im Nachlaß, betitelt: „Meine Beantwortung der Berliner Preisaufgabe: ‚ob man den Pöbel aufklären dürfe‘; als ich für die Allgemeine Deutſche Bibliothek abgezeichnet wurde“[1]). Der Irrtum geht wahrſcheinlich auf Jean Paul ſelbſt zurück, bei dem ſich Fikenſcher wohl direkt erkundigt hatte. Erſterer richtete nämlich, ſeinem Briefkopierbuch zufolge, am 24. Juli 1810, während der Vorarbeiten zum erſten Bande der „Herbſtblumine“, an Perthes in Hamburg die Bitte um den Aufſatz in Archenholz: „was ich ſagte, da ich gemalt wurde“. Perthes antwortete am 25. Auguſt, es ſei ſogleich nach Leipzig Auftrag gegeben worden, das Stück aufzutreiben, was aber ſchwer ſein werde; er überſandte gleichzeitig „die Antwort von Archenholz wegen des Stückes der Länder- [!] und Völkerkunde“, die aber nicht erhalten iſt. Aus einer Stelle des Manuſkripts geht hervor, daß der Aufſatz für den „Teutſchen Merkur“ beſtimmt war; er iſt alſo jedenfalls identiſch mit dem „ſatiriſchen über die Aufklärung“, den Richter im September 1788 an Herder ſandte, den dieſer aber nicht unterbringen konnte[2]). Da er alſo wohl nicht im Druck erſchienen iſt — wofür auch das Vorhandenſein des Manuſkripts im Nachlaß ſpricht —, gehe ich hier nicht näher darauf ein.

Von Verlegern und Zeitſchriftenherausgebern immer wieder abgewieſen, benutzte der arme Hajus gerne die zweimal gebotene Gelegenheit, ſeine Aufſätze in Werken, die von ſeinen Freunden herausgegeben wurden, unterzubringen. Die mit H. unterzeichneten Beiträge, die er zu den von ſeinem Schwarzenbacher Bekanntenkreis abgefaßten „Mixturen für Menſchenkinder aus allen Ständen, von verſchiedenen Verfaſſern“ (1786) lieferte, ſind in die ſämtlichen Werke aufgenommen. Im Nachlaß findet ſich noch eine Vorrede zu dem Werk, die keine Aufnahme fand (die gedruckte iſt wahrſcheinlich von dem Hauptherausgeber, Aktuar Vogel). Dagegen iſt der Titel und wahrſcheinlich auch die „Erklärung der Titelvignette“ von Jean Paul. In den Vorarbeiten zu ſeiner Selbſtbiographie findet ſich noch die Notiz: „In den Mixturen ſind die Aufſätze p. von Völkel, mit meinen Einmengungen“; und auch in einem Briefe an Wernlein vom 11. Auguſt 1790 iſt von „vermauerten Einbauungen in den Text“ die Rede. Der Stil des jungen Jean Paul iſt ſo charakteriſtiſch, daß es recht wohl möglich iſt, dieſe Einſchübe in fremde Aufſätze zu erkennen, wenn man auch mit Über-

[1]) Vgl. Euphorion 6, 750.

[2]) „Aus Herders Nachlaß“ 1, 268; „Wahrheit aus Jean Pauls Leben“ 4, 110 f.

arbeitung derſelben durch den jeweiligen Verfaſſer zu rechnen hat. Von dem aufgeklärten Pfarrer Völkel rühren offenbar die mit A. gezeichneten Beiträge her, und gleich der erſte, „Haustafel oder uralte Bauernregeln“ betitelt, eine Verſpottung des ländlichen Aberglaubens, zeigt an mehreren Stellen des Textes und namentlich in den Fußnoten unverkennbar Jean Pauls Hand. Die Schlußanmerkung, die ſich über die Verwendung abgenutzter lateiniſcher Zitate (ohe iam satis est u. dgl.) aufhält, hat er ſpäter zu einem kleinen Aufſatz verarbeitet, der im Cottaſchen „Morgenblatt“ vom 17. April 1807 erſchienen iſt („Leſers Leiden durch literariſche Sprichwörter“). Ebenſo ſind in dem wahrſcheinlich von Aktuar Vogel verfaßten 16. Aufſatz, „Betrachtung über die elenden Beſchäftigungen der meiſten ſogenannten Honoratioren auf dem Lande“, die Anmerkungen offenbar ſämtlich von Jean Paul.

Nicht in die ſämtlichen Werke aufgenommen ſind die Beiträge, die Richter in der gleichen Zeit zu dem zweiten Bande der von ſeinem „älteſten literariſchen Wohlthäter“, dem Pfarrer Vogel in Rehau, anonym herausgegebenen „Raffinerien für raffinierende Theologen“ (1785—1786) lieferte[1]). Auf zwei davon, die Aufſätze „Über die Religionen in der Welt“ und „Vergleichung des Atheism mit dem Fanatism“, hat ſchon Schneider[2]) aufmerkſam gemacht; man findet ſie auch — jedoch nach abweichenden handſchriftlichen Faſſungen — im „Literariſchen Nachlaß“ (2, 223 und 3, 43) abgedruckt. Aber auch das 17. Stück des Bandes, „Ein nichtchriſtlicher Weiſer“ betitelt im Hinblick auf das vorhergehende: „Einige Züge von Lokke, dem chriſtlichen Weltweiſen“, iſt von Richter, wie ich aus inneren Gründen vermutete, noch ehe ich im Nachlaß ein Fragment davon auffand[3]). Der kleine Aufſatz, der wahrſcheinlich, wie die beiden eben erwähnten, ſchon 1781 entſtanden iſt und dem im „Literariſchen Nachlaß“ (2, 254) abgedruckten Traumbild „Die Wahrheit“ naheſteht, iſt ein intereſſantes Dokument für die kurze Periode des Skeptizismus, die Jean Paul in ſeiner Univerſitätszeit, namentlich durch Platners Vorleſungen und Schriften beeinflußt, durchmachte[4]). Es iſt eine Art von Hamlet-Monolog: ein „Weiſer“, der ſich aus dem Getümmel der Welt in die Einſamkeit zurückgezogen hat, hängt auf einem nächtlichen

[1]) Joſef Müller (Euphorion 6, 751) beſtreitet die Beteiligung Jean Pauls, offenbar ohne das Buch ſelbſt eingeſehen zu haben.

[2]) Jean Pauls Jugend, S. 293 und 302.

[3]) Fasc. 13a, 2 Doppelblatt 4°, Überſchrift: „XII. Allerlei“.

[4]) Vgl. Ernſt Bergmann: Ernſt Platner und die Kunſtphiloſophie des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1913. — In einem Brief an Wernlein vom 11. Auguſt 1790 („Wahrheit aus Jean Pauls Leben“ 4, 329) ſetzt Jean Paul dieſe ſkeptiſche Periode ins „Heerrauchsjahr“, d. i. das Jahr 1783, in welchem in einem großen Teil von Europa ſtarker Höhenrauch auftrat.

Spaziergange seinen schwermütig-skeptischen Gedanken über Zeit und Ewigkeit, Ich und Gott, Leben und Tod nach. Es begegnet uns hier unter anderem jene Vorstellung vom „Traum des Lebens", die damals, von Platner aus Shakespeare zitiert, auf den jungen Studenten unauslöschlichen Eindruck gemacht hatte[1]).

Endlich ist das letzte Stück der „Raffinerien", eine Satire „Über die Perücken und schwarzen Röcke der Geistlichen", von Jean Paul, wie schon die Unterschrift J. P. F. Hasus beweist[2]). Vogel hatte ihm in einem Briefe vom 3. November 1785 das Thema gestellt. Am 7. Februar 1786 übersendet Richter die in Form eines Briefes an den Verfasser der „Raffinerien" gekleidete Satire. Sie war aber dem konzilianten Pfarrer zu scharf ausgefallen, und Richter mußte auf seine Bitte eine Überarbeitung vornehmen, bei der auch die Briefform fiel[3]). In ihrer jetzigen Fassung zählt sie zu den schwächeren Produkten Jean Pauls. Der Haupttrumpf, daß die Geistlichen durch ihre schwarze Kleidung ihrem Feinde, dem Teufel, ähnlich werden wollen, um ihn leichter überlisten zu können, hat vielleicht zu der von Schneider (S. 56) mitgeteilten Anekdote Anlaß gegeben, wonach Vogel seinen Beichtkindern den Glauben an den Teufel ausgetrieben haben soll durch die gewagte Schlußfolgerung: der Teufel sieht schwarz aus — der Pfarrer auch — der Pfarrer ist aber nicht der Teufel — ergo gibt es keinen Teufel.

Im ganzen sind also vier Aufsätze des zweiten Bandes der „Raffinerien" von Richter. In ungedruckten Briefen Vogels ist noch von einer „Satire aufs Jahr 1886" die Rede, die aber nicht zustande kam. Dagegen scheint es nach einem Briefe Vogels vom 25. Januar 1786, daß Richter an der Übersetzung von „Fragmenten aus den Briefen des Erasmus" („Raffinerien" 2, 160 ff.) mitgearbeitet hat. Auch im ersten Bande trifft man übrigens auf einige ganz jeanpaulisch klingende Stellen (z. B. S. 236, 246, 249 f.); diese hatte aber der Pfarrer, wie er in einem Briefe vom 15. Juli 1785 gestand, absichtlich aus den „Grönländischen Prozessen" entlehnt, um den Verdacht der Verfasserschaft auf Richter abzulenken, was ihm auch teilweise gelang[4]).

[1]) „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" 2, 37.

[2]) Wiederabgedruckt in „Zerstreute Blätter von J. P. F. Richter, gesammelt durch Heinrich von Hohenlinden [Ed. Frhr. v. d. Oelsnitz]", Leipzig 1826, 1, 10.

[3]) Der ursprüngliche Anfang findet sich noch im Nachlaß (Fasc. 26). Den Briefwechsel mit Vogel bewahrt das Britische Museum.

[4]) Vgl. „Literarischer Nachlaß" 3, 253. So hatte er die „Theologischen Briefe über kirchliche Gegenstände im Fürstentum Baireuth" (1, 189 ff.) mit H—r unterzeichnet, damit man auf den unter die Schauspieler geratenen Bayreuther Expfarrer Hechtfischer rate, den denn auch Fikenscher als Mitarbeiter an den „Raffinerien" anführt.

In den Rezensionen der „Raffinerien" erfuhren vielfach gerade Richters Beiträge Tadel. Der Rezensent der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" (76, 342) nennt die „Vergleichung des Atheism mit dem Fanatism" das seichteste Stück der ganzen Sammlung und findet die Satire auf die geistliche Tracht „ohne Witz und Geschmack, voll Plattitüden". In letzterer findet auch die „Allgemeine Literaturzeitung" (15. Januar 1787, Nr. 13) die (von Vogel angefügten) Glossen besser als den Text.

Noch zwei Aufsätze seien hier kurz erwähnt, die zwar schon ihrem Inhalt nach, aber nicht als zu Lebzeiten Jean Pauls im Druck erschienene bisher bekannt waren. Der eine ist der von Christian Otto im 3. Heft der „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" (S. 402 ff.) nach einer im Nachlaß (Fasc. 13b) befindlichen Handschrift abgedruckte, gegen die Kurpfuscherei eifernde Aufsatz „Die mörderische Menschenfreundlichkeit"[1]. Nach Ottos Angabe (S. 400) ist dies die Satire, die Richter, einem Briefe an Oertel vom 9. April 1785 zufolge, für das seit 1783 erscheinende „Höfer Intelligenzblatt" geschrieben hatte, die aber wegen ihrer Länge keine Aufnahme fand. Nun ist aber der Aufsatz weder lang noch satirisch; er ist außerdem wirklich im „Höfer Intelligenzblatt" erschienen, jedoch erst am 19. September 1788, und jedenfalls auch damals erst entstanden[2]. In jenem Briefe ist wahrscheinlich der noch ungedruckte „Bericht über eine höchst merkwürdige Erscheinung der weißen Frau" gemeint.

Im vierten Bande des „Nachlasses" (S. 244 ff.) steht ein witziger Stammbucheintrag Jean Pauls: „Eine wohlgeratene Betrachtung über die Stammbücher ꝛc." Dem Abdruck liegt eine Abschrift

[1]) Ein zweiter Abdruck im „Literarischen Nachlaß" 2, 249. Eine zweite, im Besitz von Hofrat Prof. Dr. Hans Meyer in Leipzig befindliche, etwas abweichende Handschrift ist faksimiliert in der Jean Paul-Ausgabe des Bibliographischen Instituts.

[2]) Ein fast vollständiges Exemplar des für das damalige Bildungsniveau der Stadt Hof charakteristischen Wochenblättchens habe ich nach langem Suchen in der Bibliothek des Hofer Gymnasiums gefunden. Jean Pauls Freund Hermann behauptet in einem Briefe vom 23. Januar 1785, in der Zeitung werde „manches von Richters Arbeit abgedruckt" (Schneider, S. 283). Ich habe aber außer dem genannten Aufsatz nichts gefunden, was sich mit einiger Wahrscheinlichkeit ihm zuschreiben ließe. Der in „Jean Pauls Briefwechsel mit Christian Otto" (1, 59 ff.) abgedruckte Ottosche Aufsatz „Von den öffentlichen Bibliotheken in Hof" steht im 14. und 15. Stück vom 21. und 28. April 1791. Im Nachlaß (Fasc. 13b) befindet sich noch ein kleiner für das Intelligenzblatt bestimmter Aufsatz in Form eines Briefes „an Madame S—q", den Richter auf Veranlassung der Postmeisterin Wirth als Erwiderung auf eine im 41. und 42. Stück vom 14. und 21. Oktober 1790 erschienene Satire gegen die Modetorheiten der Frauen verfaßt hatte, der aber nicht aufgenommen wurde; denn der im 47. Stück (25. Nov. 1790) abgedruckte Brief „an Madame S—q" ist nicht der Richtersche, sondern eine grobe Entgegnung der Redaktion auf jenen.

in Richters Briefkopierbuch vom Jahre 1784 zugrunde. Das Stücklein war aber schon zu Jean Pauls Lebzeiten im Druck erschienen, allerdings ohne sein Wissen und sogar ohne Nennung seines Namens, im „Journal des Luxus und der Moden", August 1799, S. 366 bis 368; es ist hier datiert: L. [Leipzig] den 26. Mai 1784. In einem „Vorschreiben" teilt der Einsender, Johann Friedrich Schütze in Altona, mit, daß er die Betrachtung in dem Stammbuch eines Freundes des Verfassers gefunden habe. Aus dem Aufsatze, den dieser Schütze im „Deutschen Magazin", Februar 1798, über Jean Paul veröffentlicht hatte (Goedeke² 7, 359, 10 h), ergibt sich, daß jener Freund sein Bruder, Christian Heinrich Schütze (Goedeke² 7, 360 ff.), damals Pastor in Barkau (Holstein), ein Universitätsbekannter Richters, war, derselbe, dem offenbar der vorletzte Satz der „Auswahl aus des Teufels Papieren" gilt: „Und du, lieber Schz. in H. [Hamburg], wenn du dächtest, der V. d. G. P. [Verfasser der Grönländischen Prozesse] oder R. [Richter] könne dich und deine dichterische Schwermut im b. [bosischen?] Garten in L. [Leipzig] vergessen, irrtest besonders"[1].

Sieht man von diesem letzten, von Jean Paul selber nicht zum Druck bestimmten Stück ab, so vermehrt sich der Bestand der im 32. Bande der 2. und 3. Auflage der Reimerschen Gesamtausgabe (im 48. Bande der Hempelschen) gesammelten zerstreut gedruckten Aufsätze um sieben Nummern, wozu noch die Einschübe in fremde Aufsätze der „Mixturen" kommen.

II.

Früheste Zeugnisse.

Jean Paul ist erst in der Mitte der Neunzigerjahre des 18. Jahrhunderts durch seine Romane „Die unsichtbare Loge" und namentlich den „Hesperus" bekannt geworden. Seine beiden in den Achtzigerjahren erschienenen satirischen Werke hatten die allgemeine Aufmerksamkeit nicht auf ihn zu ziehen vermocht. Indessen hat doch wenigstens seine Erstlingsschrift, die „Grönländischen Prozesse" (1783), die in dem angesehenen Vossischen Verlage herauskam, schon zur Zeit ihres Erscheinens hie und da Beachtung gefunden. Zwar die Bemerkung Goethes an Frau von Stein, 9. November 1783: „Was sagst du zu der wunderbaren Schrift, die ich dir gestern hinterließ? Sollte man denken, daß so etwas existierte?" nach Schölls Hinweis auf Richters Erstgeburt zu beziehen, scheint mir reichlich gewagt. Mir sind aber drei sichere Zeugnisse bekannt. Das erste ist eine mündliche Äußerung Gleims,

[1] Vgl. „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" 6, 66; E. Berend, „Jean Pauls Persönlichkeit" (1913), S. 309.

die dem Dichter auf Umwegen zugetragen wurde: das Buch „wäre so voll Witz, daß man vor Witz möchte des Teufels werden“[1]). Eine gedruckte Erwähnung findet sich bei dem beleſenen Johann Gottwert Müller (Itzehoe), dem Verfaſſer des „Siegfried von Lindenberg“, in dem 1787 erſchienenen dritten Teil ſeines Romanes „Emmerich“, wo es Seite 370 heißt: „Emmerich ſah ein paar entzückende ſchwarze Augen, deren Feuer durch die hervorſtrömenden Thränen nur deſto mehr belebt ſchien — wie glühende Steinkohlen vom Waſſer, würde der Verfaſſer der Grönländiſchen Prozeſſe auf ſeiner unabläſſigen Bilderjagd ſagen.“ Aber auch die Ehre eines ſcharfen Angriffs wurde dem Werk zuteil, und zwar von ſeiten Kotzebues, der in ſeiner Schrift „Vom Adel“ (1792) am Schluß auf einige neuere Satiren gegen den Adel zu ſprechen kommt und dabei (S. 247) an erſter Stelle den Verfaſſer der „Grönländiſchen Prozeſſe“ als „einen ungeſchliffenen elenden Witzling“ anführt.

III.

Jean Pauls Anteil an Einſiedels „Grundlinien zu einer Theorie der Schauſpielkunſt“.

Als ich vor einiger Zeit im „Literariſchen Echo“ der weitverbreiteten Anſicht, Jean Paul ſei als eifriger Exzerptenſammler eine Art von Plagiator geweſen, entgegentrat und nachzuweiſen verſuchte, daß die Weiſe, wie er ſeine Exzerpte zu verwenden pflegte, mit Plagiaten nichts zu ſchaffen habe[2]), wurde ich von befreundeter Seite auf einen Fall aufmerkſam gemacht, den Julius Peterſen in ſeiner Schrift „Schiller und die Bühne“ (S. 357) angeführt hat, in welchem in der Tat ein wirkliches Plagiat vorzuliegen ſcheint, nämlich auf die faſt wörtliche Übereinſtimmung einer längeren Partie in Jean Pauls „Jubelſenior“ (1797) mit Stellen in Einſiedels in gleichem Jahre erſchienener Schrift „Grundlinien zu einer Theorie der Schauſpielkunſt“. Gerade hier läßt ſich nun aber aktenmäßig nachweiſen, daß Jean Paul nicht der Dieb, ſondern der Beſtohlene war.

Bei ſeinem erſten Beſuche in Weimar im Juni 1796 war Jean Paul auch mit dem Kammerherrn Hildebrand von Einſiedel bekannt und befreundet geworden. Ihre Geſpräche hatten hauptſächlich die Schauſpielkunſt betroffen, über die Einſiedel eben eine für die „Horen“ beſtimmte Arbeit unter der Feder hatte, und es war verabredet

[1]) Vgl. „Wahrheit aus Jean Pauls Leben“ 4, 180.

[2]) Beiläufig: auch die bekannten Plagiatbeſchuldigungen gegen Lorenz Sterne ſcheinen mir auf einem ähnlichen Mißverſtändnis oder doch auf ſtarker Übertreibung zu beruhen.

worden, daß er das Manuskript vor dem Abdruck Jean Paul (der von Schiller ebenfalls zur Mitarbeit an den „Horen" eingeladen war) zur Beurteilung, beziehungsweise Ergänzung zuschicken solle. Er tat dies am 22. August 1796 mit einem Begleitschreiben[1]), worin es heißt:

„Das bianco des Randes und die Chaussée-Breite der Zeilen nehmen Sie für unausgefüllte Bittschriften um Ihren Beystand, durch Rath und That, an! Sie haben mir selbst den Weg gebahnt, mit diesem eigennützigen Anliegen aus dem Hinterhalte der Bescheidenheit hervorzutreten. Der quaestus meretricius, welchen wir den Stunden-Freuden-Mädchen [den „Horen"] durch diesen Beytrag abjagen könnten, hat zwar etwas anlockendes; allein ich scheue die Zerstückelung in einem Journale, und sehe im Geist zwey Möglichkeiten, wie das Ganze für sich bestehen, d. h. gedruckt erscheinen könne: Erstens, wenn es besser, und zweytens, wenn es größer würde — der Nachsatz, wie diese Vision zur Wirklichkeit werden könne, ist das Geheimnis eines Rechen-Exempels; ich will Ihrem Scharfsinn nicht vorgreifen; aber die Probe der Auflösung ist eine fast zu dreiste Prüfung Ihrer Güte und Freundschaft."

An anderer Stelle spricht er geradezu von dem „Geheimniß einer künftigen doppelten Paternität dieses Embryon"; er hoffte also auf eine regelrechte Mitautorschaft Jean Pauls. Dieser sandte am 14. November das Manuskript mit einem längeren Briefe zurück, worin er seine eigene, von der Einsiedelschen abweichende Auffassung der Schauspielkunst darlegte, außerdem noch eine Reihe von Einzelbemerkungen hinzufügte. Den ersten, allgemeinen Teil des Briefes, mit dessen Verwendung durch Einsiedel er nicht rechnen konnte, fügte er gleichzeitig seinem zu Ostern 1797 erscheinenden „Jubelsenior" ein (S. 111 bis 117). Aber Einsiedel, Richters Zustimmung voraussetzend, flocht sowohl den allgemeinen wie den speziellen Teil mit gelinder Überarbeitung seinem Kontext ein, so gut oder so schlecht es gehen wollte, und ließ so die Schrift im Herbst 1797 anonym in Göschens Verlag erscheinen. Erst bei Übersendung des gedruckten Büchleins am 18. Dezember 1797 bat er um Entschuldigung seines unvorsichtigen Verhaltens:

„Ich habe den Tempelraub eines Plagiums begangen; indem ich Ihren Brief zu einer Vorrede meines Opus umschuf. Dieser Umstand, über den Sie leicht hinausgehen würden, ist, wie ich höre, den künftigen Kunstrichtern merkwürdig. Ich habe daher, um alle Vermutungen darüber mit einmal zu berichtigen, feyerlich erklärt: daß ich vergessen hätte, durch eine Note mit ‚dem Briefe eines Freundes' diesen Anstoß wegzuräumen, und gebeten, mein Versehen bekannt zu machen"[2]).

Am 24. Februar 1798 schreibt Jean Paul an Otto:

[1]) Handschrift: Kgl. Bibliothek Berlin.
[2]) Handschrift: Kgl. Bibliothek Berlin.

„Einſiedel nahm in ſein Buch meine Widerlegung ſeiner dramatiſchen Prinzipien auf und hielt ſie für eine Fortſetzung derſelben: unglücklicher Weiſe flocht ich beſagte widerlegenden Avokatorien in meinen Jubelſenior und die Welt weis nun nicht, wer eigentlich geſtohlen. Er ſchrieb mir, er woll' es bekant machen, daß er gebraucht habe."

Einſiedel hielt Wort. In der von Aug. Wilh. Schlegel herrührenden Rezenſion der „Grundlinien" in der Jenaiſchen Literaturzeitung (1798, Nr. 46) wurde am Schluß im Namen des Verfaſſers der Sachverhalt klargeſtellt[1]).

Teils auf Grund jener Partie im „Jubelſenior", teils mit Hilfe einer im Jean Paulſchen Nachlaſſe[2]) befindlichen, allerdings unvollſtändigen Kopie ſeines Briefes an Einſiedel vom 14. November 1796 läßt ſich nun ſein Anteil an den „Grundlinien" beſtimmen. Es rühren von ihm her:

1. in der Vorrede die Abſätze von S. 7 oben bis S. 8 Mitte und von S. 9 unten bis S. 11 unten (über innere und äußere Aktion auf der Bühne);

2. im 1. Kapitel der Abſchnitt von S. 19 unten bis S. 23 unten (über den Unterſchied zwiſchen Schauſpieldichter und Schauſpieler);

3. im 5. Kapitel S. 75 der Satz: „Der Unterſchied zwiſchen Luſt- und Trauerſpiel wird dadurch noch größer, daß jenes geringere Anſprüche auf Täuſchung macht als dieſes; die Täuſchung des Herzens aber ſchließt jede Willkühr aus";

4. im 7. Kapitel S. 107 f. die Bemerkung über den Prinzen Heinz: „. . . . der Grund, warum dieſer muthwillige Königsſohn ſich mit Fallſtafs pöbelhaften Natur vereinigt, liegt . . in dem humoriſtiſchen brittiſchen Wohlgefallen an Volksſzenen — wie etwa ein ernſthafter Mann eine Dorf-Komödie beſucht —, in dem jugendlichen Hange zu feſſelloſen Feſten, und in der Neugier, die Denkart ſeiner künftigen Unterthanen zu erforſchen . . ."; endlich

5. im 8. Kapitel S. 122 die Bemerkung, daß Hamlet ſeinen humoriſtiſchen Wahnſinn „(wie muthloſe Menſchen zu tun pflegen) durch Übertreibung des Humors äußert, und ſich dadurch zu helfen glaubt".

Alle dieſe Stellen, die ſich alſo nicht, wie es nach Einſiedels Brief vom 18. Dezember ſcheinen könnte, auf die Vorrede beſchränken, ſind beſtimmt Jean Pauls Eigentum. Möglich iſt es, daß noch die eine oder die andere nicht mehr nachweisbare Stelle auf ihn zurückgeht. Die Stilkritik verſagt hier, da Einſiedel die angeeigneten Gedanken ſich erſt mundgerecht gemacht hat.

---

[1]) Vgl. A. W. Schlegels Werke, ed. Böcking, XI, 252.
[2]) Kgl. Bibliothek Berlin. Fasc. 24.

Ungedruckte Briefe L. Tiecks.

Mitgeteilt von H. Günther in Leipzig[1]).

(Schluß.)

Werthgeschätzter Freund,

Ich muß vermuthen, daß Sie meiner versäumten Antwort wegen in einem gewissen Grade erzürnt sind, u. ich muß gestehn, daß mir meine Saumseligkeit sehr leid gethan hat. Freilich gehört das Briefschreiben u. Antworten darauf zu den nothwendigen Uebeln, wie Sie in Ihrem lezten Briefchen sagen, indessen ist es doch nicht ganz das, was mich abgehalten hat, sondern im Gegentheil, weil ich Lust hatte, Ihnen recht umständlich zu schreiben, habe ich den Brief von einem Tage zum andern aufgeschoben, und da ist es nicht anders, der Geschäftsmann und Kaufmann muß schon mit dem Gelehrten Geduld haben, der gar zu leicht in die üble Gewohnheit kommt, daß er auch einen Brief, selbst wenn darinn zum Theil von Geschäften die Rede sein sollte, con amore schreiben will: schreiben doch Geschäftsleute nur gar zu leicht selbst Ihre [ihre] Amour-Briefe im Curialstyl. Verzeihen Sie mir also, und schieben Sie zum Theil meine Versäumniß auf Unpäßlichkeiten u. verdrüßliche Stimmungen.

Zuerst sage ich Ihnen meinen herzlichen Dank für die Anweisung, die Arnold annahm, wenn er sie mir gleich bis jetzt noch nicht ganz bezahlt hat, indessen ist keine Frage, daß ich in diesen Tagen den Rest auch von ihm erhalten werde. Sie haben mir dadurch einen rechten Freundschaftsdienst erwiesen, wofür ich Ihnen dankbar bin, ob ich gleich nicht geschrieben habe, was ich hätte thun sollen: auch dafür danke ich Ihnen, daß Sie mir noch in der Messe das übrige Honorar geben wollen, ich wüßte mir auch sonst wahrlich nicht zu helfen: da Sie mir schreiben, Sie würden den Octavian nicht zur Messe fertig drucken können, so habe ich Ihnen nicht die einzelnen Akte schicken wollen, ich bin jetzt fast ganz fertig, und in 14 Tagen können Sie gewiß eine schöne u. richtige Abschrift haben: der 2te Th. ist etwas, doch nicht viel stärker, als der erste, und ich habe lieber etwas gezögert, um alle Correkturen und Kleinigkeiten noch recht mit Liebe hineinzubringen, das Ganze liegt mir diesmal so am Herzen, daß ich es gerne sehe, wenn ich nach dem Drucke auch nicht ein einziges Wort anders wünsche, darum seien Sie nicht verdrüßlich, daß Sie die Copie noch nicht in Händen haben, Sie erhalten sie gewiß in der von mir festgesezten Zeit, so daß auch der Druck anfangen kann, wenn Sie jezt alle Pressen leer haben, doch bitte ich nochmals um guten Druck und Correktur. Sie sehen, welche Aufmerksamkeit ich auf die Copien gewandt habe, in der 2ten, die nehmlich nicht von meiner Hand ist, habe ich Kleinigkeiten hinzugefügt, andre ausgestrichen, Verse abgeändert, darum bitte ich nach dieser zu drucken, ich habe sie genau durchgesehen, man könnte aber schwierige Stellen, die vielleicht unleserlich sind, nach meiner Handschrift herausbringen, und da Sie doch vielleicht die lezte Correktur lesen, könnten Sie meine Handschrift immer zu Rathe ziehen. Sie haben Recht, daß alle Verse u. Zeilen mit einem großen Buchstaben anfangen müssen, es macht sonst einen Uebelstand, und ich hab mich geirrt, darum muß der Setzer auch auf die kleinen Buchstaben in den Anfängen (wie sie in der Copie stehn) keine Rücksicht nehmen. Ich meine auch, daß Sie mit dem Ein- und Ausrücken recht haben mögen, nur suchen Sie es doch einzurichten, daß dabei so wenige Verse als möglich, wo möglich gar keine, gebrochen werden, und da es ein Drama ist, müssen durchaus

[1]) Vgl. Euphorion XX, 641/7.

zwiſchen den einzelnen Stanzen und den Quartetts der Sonette keine Zwiſchenräume ſtatt finden, es wird genug durch die ausgerückten Buchſtaben markiert, beſonders da 2 Stanzen manchmal in einander übergehn. Durchaus aber müſſen die Verſe, die im Maaß der Romanze geſchrieben ſind, keine eingerückten Buchſtaben haben, (ich meine die, wie die Hälfte des Prologes, die Reden des Schlafes, die meiſten Reden der Romanze, eine in Stanzen ausgenommen) dieſe müſſen ohne Abſätze fortgehen, u. es war ein Irrthum von mir, daß ich hierinn eine Art von Abtheilung einführen wollte. Ich fürchte, ich werde ordentlich geſchwätzig, aber ich glaube, Sie werden doch meine Meinung verſtanden haben. Das 2te Stück erhalten Sie ganz allein von meiner Hand geſchrieben, aber noch deutlicher als das erſte, weil mir die Durchſicht der Abſchrift ſonſt eben ſo viel Zeit wegnimmt, als wenn ich die Hälfte noch einmal ſchreiben ſollte, dſe Zeit will ich lieber auf meine eigene Abſchrift verwenden. Dieſe erhalten Sie gewiß um die feſtgeſezte Zeit, und es iſt beſſer, ich ſchicke Ihnen gleich das Ganze, als actweiſe, damit es noch in meiner Macht ſteht, Kleinigkeiten beim völligen Beſchluſſe zu verbeſſern.

Ich danke auch für die überſandten Exemplare: eben ſo für die Briefcouverts, doch um recht vollſtändig zu ſein, ſo habe ich ungern die weißen vermißt: ich bin für beides, außer meinem Danke, in Ihrer Schuld: da Sie über mein Nicht-Antworten böſe ſind, ſo würden Sie es vielleicht noch mehr, wenn ich Ihnen nach und nach alle dieſe Couverte, mit Briefen von mir, zurück ſchickte. —

Jetzt von dem Poet. Journal zu ſprechen. Um aufrichtig zu ſein, ſo haben Sie mir eine Laſt vom Herzen genommen, da Sie mir mit dem Vorſchlage entgegen gekommen ſind, es mit dem 2ten Stück aufhören zu laſſen. Nicht, als wenn ich nicht ziemlich viel dazu ausgearbeitet hätte, oder es mir an Beiträgen fehlte, ich habe einiges mit vieler Mühe und auch gelehrt ausgearbeitet, dazu habe ich fremde Beiträge, die recht intereſſant ſind, ſo daß ich mit dieſem Vorrath ſo ziemlich die beiden reſtierenden Stücke ausfüllen könnte. Das iſt es alſo gar nicht, was mir die Luſt zu dſem Unternehmen genommen hat, ſondern nur die Idee, daß die Fortſetzung eben ſo wenig vom Publikum als der Anfang bemerkt werden dürfte: dſe Vorſtellung kann den Dichter bei einem Kunſtwerke nicht ſtören, weil ſich dſes ganz für ſich ſelber erfüllt, aber wohl den Gelehrten, denn ein Journal, welches keine Wirkung nach außen hat, iſt ein Unding, u. darum hätte ich vielleicht keins unternehmen ſollen: alſo, wie geſagt, Sie erzeigen mir einen rechten Gefallen, wie Sie mir vorſchlagen, wenn Sie es hiemit aufhören laſſen, ich habe mich geſcheut, Ihnen dieſen Vorſchlag zu thun. Es iſt auf jedem Falle beſſer, Sie hätten auch nur Verdruß, wenn die folgenden Stücke nicht mehr abgingen. Meine Schuld vergrößert ſich freilich dadurch, die ich bei Ihnen habe, ich denke aber, daß wir uns hierüber vergleichen wollen, vielleicht komme ich in der Meſſe auf einige Tage nach Leipzig, und wir ſprechen dann mündlich darüber.

Das 2te, was mich an der Fortſetzung d. Journals gehindert hat, iſt, unter uns geſagt, die Art, wie ich die Briefe über Shakſpear angefangen habe. Nicht, daß ich mit dieſen unzufrieden wäre, ſo wie ſie an ſich ſelber ſind, denn ich bin überzeugt, könnte ich ſie ſo ausführen, wie ich ſie angefangen habe, ſo würden ſie ein ſehr gutes u. originales Buch werden, nur würden ſie ein Buch von wenigſtens 4 Bänden: auch iſt es die beſte Proſa, die ich vielleicht noch geſchrieben habe, aber die Anlage und der Ton darinn führt ſo nothwendig auf einen Roman, daß, wenn ſich dieſer nicht aus ihnen entwickelt, das Ganze unharmoniſch und unzuſammenhängend iſt, dies aber auszuführen iſt ein Kunſtwerk, welches ſich nicht ſo fragmentariſch ausführen läßt: ich habe mich alſo mit dieſen Briefen etwas übereilt, und fühlte zu beſtimmt, wie alles Wiſſenſchaftl. trocken gegen den Anfang ausfallen müßte. Sie ſehen, wie ich hier ganz als Freund und nicht als Autor mit Ihnen ſpreche. Ich bin aber dabei, mein Studium über den Shk. auf eine andere Art zu bearbeiten, in einer mehr

wissenschaftl. Form. Dies Buch sollte zugleich eine Uebersicht der ganzen neueren Poesie, des Theaters, besonders des Engl., Shakesp. Leben u. die Zergliederung seiner Werke enthalten; ich habe große Lust, da ich alle Materialien dazu schon liegen habe, es noch in diesem Jahre auszuarbeiten, und es wäre mir sehr angenehm, wenn Sie geneigt wären, den Verlag zu übernehmen, auch wäre dies wohl die gültigste und beste Fortsetzung des P. Journals, dem auch die elenden Recensenten, wegen der Gelehrsamkeit, mehr Respekt schenken würden. Ich glaube, daß es guten Eingang beim Publikum finden wird, u. überzeugt bin ich, daß diese Arbeit eine große Lücke, die jeder fühlt, ausfüllen muß. Uebernehmen Sie es, so können wir von meiner Schuld (wenn es nicht zuviel ist) abrechnen. Das Werk wird 2 Bände stark, oder wenn Sie sich entschließen könnten, in Quart zu drucken, Ein Band. Ich weiß nicht gewiß, ob ich bis künftige Ostern fertig würde, denn ich habe mir fest vorgenommen, keins von meinen Werken wieder zu übereilen.

Dieses ist einer von meinen Vorschlägen, welchen ich Sie zu überlegen bitte, ob Sie ihn annehmen können u. wollen. Außerdem will ich Ihnen noch einige Plane mittheilen, die mir jezt recht sehr am Herzen liegen, bei denen ich Sie aber recht sehr bitte, sie für jezt noch Niemandem zu sagen, weil aus dergleichen zu leicht Mißbrauch entsteht, oder unnützes Geschwätz im Publikum, welches zu leicht die beste Absicht vereiteln kann. Ich habe mich in diesem Jahre sehr fleißig mit dem Studium der alten deutschen Litteratur beschäftigt, und sehe ein, daß, wenn man einige der Hauptwerke erneuern u. erwecken wollte, man dadurch der ganzen neuern Poesie ein Fundament geben könnte. Keins von diesen Werken hat einen so alten u. großen Charakter als das Lied der Niebelungen, welches ich sehr studiert habe, auch vieles andere dazu gelesen, u. zu diesem Behufe auch jezt Dänisch, Schwedisch u. Isländisch lerne: aus diesem Gedichte, wenn man die Nordische Mythologie daran knüpft, kann vielleicht eine Art von Ilias und Odyssee werden, u. ich fühle eine wahre Begeisterung, diese neue Bearbeitung u. Umdichtung über mich zu nehmen, ich bin auch überzeugt, daß jezt kein anderer es so machen kann, als ich, weil nicht leicht jemand die Studien dazu gemacht hat. Dieses große Gedicht wird aber doch nicht mehr als einen Band ausfüllen. — Hat dieser beim Publikum Eingang gefunden, so kann man nachher (vielleicht auch zugleich mit den Niebelungen) eine neue Bearbeitung der deutschen Heldenbücher folgen lassen. Diese beiden Sachen müssen einen dauerhaften Grund auf viele Jahre legen, das Publikum zur Poesie erziehn, und man wird alsdann erst wissen, was die Deutsche Poesie ist.

In Verbindung mit diesem steht eine andere Idee, die aber auch unabhängig für sich ausgeführt werden kann, u. ein für sich bestehendes Werk ausmacht. Eins der schönsten Kunstwerke aus den Zeiten des Minnegesanges ist das Gedicht von den Pflegern des Graals: dieses Gedicht besteht aus zweien Theilen, von denen der erste die berühmte Geschichte des Parcival, u. der 2te Theil, die Geschichte des Titurell u. anderer Ritter enthält, die zu Artus Tafelrunde gehören: das Ganze ist wunderbare, abentheuerliche Rittergeschichte, Liebe u. Religion in der zartesten Mischung. Niemand versteht jezt die Sprache, oder hat nur Gelegenheit es zu lesen, weil der Titurell nicht wieder abgedruckt ist: ich habe auf der hiesigen Bibliothek Gelegenheit gehabt, diese, u. manche andre Werke zu studieren, u. bin ebenfalls entschlossen, dieses Werk in zweien, in sich zusammenhängenden Gedichten neu zu bearbeiten.

Ueberlegen Sie sich alle meine Vorschläge, u. sagen Sie mir bald etwas darüber, ich mag Ihnen noch nichts von meinen Bedingungen sagen, die nach meiner Mühe u. Zeitaufwand, die mich jedes dieser Werke kosten, verschieden sein müssen. Nur bitte ich Sie noch, Niemandem etwas von diesen Planen mitzutheilen; mündlich, oder in einem andern Briefe von andern poetischen Vorsätzen, die mir ganz allein zugehören.

Ueber Mangel an Umständlichkeit werden Sie bei diesem Briefe nicht klagen können: auch denke ich, habe ich Ihnen auf alle Punkte geantwortet, wenn ich hinzufüge, daß Dorothea u. meine Frau recht gesund sind, beide lassen Sie u. Ihre liebe Frau u. Kinder von Herzen grüßen; ich befinde mich auch wohl, seitdem ich mich der Brownischen Curart ergeben habe, das ist aber erst seit 8 Tagen geschehen, den Winter hab ich unter fortwährenden Unpäßlichkeiten zugebracht.

Daß ich Sie alle herzlich grüße, versteht sich von selbst, auch Wesselhöft sagen Sie einen herzlichen Gruß von uns allen.

Ich hoffe, der 2te [Teil des] Oktavian soll Ihnen noch mehr als der erste gefallen. Mir gefällt er wenigstens mehr, und ich kann Ihnen überhaupt gestehn, daß ich noch keine Arbeit mit dieser Liebe durchgeführt habe.

Der Ihrige,

L. Tieck.

Dieser Brief, ohne Ort und Datum, ist laut einer Notiz Frommanns am 22. April 1802 beantwortet worden: also hat ihn Tieck noch in Dresden geschrieben, das er erst gegen Ende dieses Jahres mit Ziebingen vertauschte. —

Tieck beschäftigt sich zunächst mit der Drucklegung des Oktavian; dann wendet er sich zu seinem Schmerzenskind, dem Poetischen Journal. Er mochte wohl selbst gefühlt haben, daß die Briefe über Shakespeare viel zu ausgedehnt werden müßten; auch mochten ihn manche Urteile aus Freundeskreise bedenklich gestimmt haben. (Vgl. Goethes Urteil; mitgeteilt in Tiecks Kritischen Schriften I. Bd., S. IX. — Schleiermachers Urteil in Diltheys Werk: Aus Schleiermachers Leben III, S. 203; und Fr. Schlegel meinte [das. S. 187], die Briefe würden in der Folge mehr eine hinreißende Lobrede auf den Tieck sein als eine Darstellung des Dichters werden). — Was Tiecks altdeutsche Studien betrifft, so kann ich auf Gotthold Klees Arbeit verweisen: Zu Ludwig Tiecks germanistischen Studien. Bautzen 1895, wo das ganze Material bequem zu übersehen ist. Man vergleiche auch die ausgezeichneten bibliographischen Angaben Klees in seiner Tieck-Ausgabe (III. Bd., S. 463 f.).

Geehrter Herr und Freund,

Nur viele Geschäfte haben mich abgehalten, früher Ihren lezten Brief zu beantworten. Vorzüglich hat mir die Uebersetzung des Shalsp., welche jetzt beendigt ist, viele Zeit genommen. Wir sind also wegen der Novellen 1.) griech. Kaiser. 2.) Gelehrte. 3.) Zauberschloß. 4.) Mondsüchtige, einig. Nur muß ich bemerken (wie auch damals unsere Abrede war) daß ich Ihnen zu diesen beiden Theilen nur zwei Novellen von kleinerem Umfange als neu hinzugekommene geben kann. (Der Gelehrte, wie Sie sich erinnern, war auch damals für die Gesellschaft auf dem Lande bestimmt, und nur Umstände veranlaßten, daß ich Ihnen den größeren Alten vom Berge gab.) — — Lange war dieser Brief unterbrochen, ich fahre fort. Diese beiden Theile oder Bändchen können Sie also bald zu drucken anfangen. Eben so ist es mit dem 3t Bändchen dramaturgischer Blätter. Hier erhalten Sie fast so viel Neues, als das Alte beträgt, welches in der Morgen Zeitung, und ein kleiner Aufsatz in der Abend Zeitung war: unter

anderen auch über Marie Stuart von Schiller — die Aufführung des Faust von Göthe: über Macbeth, — und kleinere Aufsätze.

Wären Sie geneigt, einige kritische Aufsätze von mir zu sammeln und ein Buch daraus zu machen? Die Vorrede zu Lenz ist bedeutend u. steht vereinzelt, daran könnte man die Vorrede zu Felsenburg schieben, die jener billig vorangeht: der Aufsatz über Steffens Roman, über Hegner und einiges Neue würde ein Bändchen ausmachen, welches wohl, wie ich mir einbilde, Interesse erregen könnte. Doch ich mache Ihnen so viele Vorschläge, und habe mit Schrecken gesehn, daß Sie alle Ihre verlegten Romane u. Novellen zu einem sehr herabgesezten Preise verkaufen wollen. Von vielen, zeigen Sie an, sind nur noch wenige Exempl. (Auch von den meinigen?) —

Aus Rußland hat mir meine Schwester einen sehr anziehenden Roman gesendet, an welchem sie seit vielen Jahren gearbeitet, und welchen sie jezt vollendet hat. Er besteht aus drei Bänden, und jeder Band wird nach meiner Berechnung etwas mehr als ein Alfabet betragen. Wären Sie geneigt, diesen zu verlegen? Und unter welchen Bedingungen? Ich habe ihn mit Freude gelesen, bin immer unterhalten, und oft erschüttert worden, und denke nicht, daß meine brüderliche Liebe mein Urtheil bestochen hat. Er spielt und stellt die neusten Zeiten dar, von 1806 bis 1814, die Scene ist in Deutschland, anfangs in Schlesien, nachher am Rhein. Rußland, Spanien, Frankreich sind episodisch eingeflochten. Das Buch ist sehr originell und verdient von verständigen Lesern, die keine Brüder sind, gewiß sehr gerühmt zu werden.

Noch liegt mir ob, für ein sehr vorzügliches Trauerspiel von H. v. Uechteritz, Rosamunde, einen billigen Verleger zu suchen. Ich habe meinem jungen Freunde versprochen, zu diesem schönen Gedicht, so wie [ich] es früher zu seinem Darius that, eine Einleitung oder Vorrede zu schreiben.

Viel biete ich Ihnen an, und mache Anstalt, daß zu Michael Dram. Blätter u. 2 Th. Novellen fertig werden können. Doch bitte ich, mit [?] Ablieferung (wie Sie mir anboten) das Honorar nach einem Ueberschlage zu berechnen: ob Sie mir vorläufig mit 20 oder 30 Frd. aushelfen könnten, frage ich nur an, weil mich einige Bücherrechnungen drängen. — In Erwartung baldiger Antwort

Dr[esden] Ihr
den 22. April ergebenster
1833. L. Tieck.

Dieser letzte Brief ist an den Breslauer Buchhändler Josef Max gerichtet, bei dem viele der späteren Werke Tiecks (vor allem die Vittoria Accorombona 1840) erschienen sind.

Was die „Dramaturgischen Blätter" anlangt, so waren 2 Bändchen davon 1826 in Breslau (eben bei J. Max) herausgekommen; das dritte geplante Bändchen ist aber nicht zustande gekommen. Erst 1848 ist unter dem Titel: Kritische Schriften (2 Bde.), noch von L. Tieck selbst, und 1852 unter dem Titel: Dramaturgische Blätter (2 Bde.) von Ed. Devrient herausgegeben, alles das zusammengefaßt worden, was in unserem Brief einzeln aufgeführt ist[1]). Der Roman

[1]) Das heißt an kritischen Aufsätzen; denn ein Bericht über Maria Stuart, sowie ein solcher über die Aufführung von Goethes Faust findet sich in den 1852 erschienenen 2 Bänden der Dramaturgischen Blätter nicht. Das Trauerspiel Rosamunde ist 1833 in Düsseldorf erschienen; vgl. hiezu: Holtei, Briefe an Ludwig Tieck, IV. Bd., S. 114.

von Steffens ist: „Die Familien Walseth und Leith"; — von U. Hegner hat Tieck das „Büchelchen": Salys Revolutionstage besprochen. (Über Hegner siehe auch Köpke II. Bd., S. 40 f.; sonst Kritische Schriften III. Bd., S. 97 f. Zwei Briefe Hegners an Tieck in Holteis „Briefen an L. Tieck" I. Bd., S. 334 f.) Der dem Dichter aus Rußland zugeschickte Roman ist der von seiner Schwester Sophie Bernhardi, mit dem Titel: Evremont; er ist 1836, mit einer Vorrede Tiecks, erschienen.

Die kurze autobiographische Skizze, die nun folgt, stammt wohl aus den Vierzigerjahren; vielleicht ist sie auf Verlangen irgend einer Zeitschrift entworfen, oder der Dichter hat, nach seiner Übersiedlung nach Berlin, sich selbst noch einmal die wichtigsten Lebensstationen aufgezeichnet:

Ludwig Tieck, geb. zu Berlin den 31. May 1773. Er studierte zu Halle, Erlangen und am längsten in Göttingen 1792, 93, und 94, vorzüglich Geschichte, Archäologie und Philologie, alte und neue Poesie. Im J. 1794 kam er nach Berlin zurück, verheirathete sich im Frühjahr 1798 mit einer Tochter des bekannten Pastors Alberti in Hamburg. Im Herbst 1799 ging er nach Jena, und lebte dort bis Johannis 1800. Hier war er vertraut mit W. und Friedr. Schlegel und Schelling, lernte Novalis kennen, ging 1800 über Hamburg nach Berlin zurück, wo er mit A. W. Schlegel den Musen-Almanach für 1802 (Tübingen) vorbereitete, und die Gedichte sammelte. Im J. 1801 ging er nach Dresden, und lebte hier bis zum J. 1803; mit einem Freunde ging er dann auf dessen Gut Ziebingen, bei Frankfurt an der Oder; reisete im Winter 1804 mit seiner Schwester nach München, wurde hier gefährlich krank und ging Johannis 1805 mit seinem Bruder und seinem Freunde Rumohr nach Rom, wo er ein Jahr blieb, um zu genesen, kehrte im Herbst 1806, kurz vor Ausbruch des Preußischen Krieges nach Ziebingen zurück. Im Jahre 1808 reisete er im Sommer nach Wien, von hier im Winter nach München, wo er wieder an der Gicht gefährlich erkrankte und im Sommer 1810 sich der Cur wegen nach Baden Baden begab. Ziemlich genesen kehrte er über Heidelberg nach Ziebingen zurück und lebte 1813, während des Befreiungskrieges im Sommer mit seiner Familie in Prag. Begab sich dann 1819 nach Dresden, wo er seit 1825 an der Theater-Direktion Theil nahm, nachdem er mit einem Freunde im Sommer 1817 nach London gegangen war, um dort für sein Werk über Shakspeare Studien zu machen und manche seltenen Drucke kopieren zu lassen. Seit 1842, durch die Gnade des Königes von Preußen, lebt er in Berlin und den größten Theil des Sommers in Potsdam, nur meistentheils krank, was seit vielen Jahren die Vollendung des Werkes über Shaksp. gehindert hat.

Zum Schluß möchte ich noch ein Stimmungsbild mitteilen, das uns den alternden Tieck aus dem Jahre 1849 zeigt[1]) — es ist die Zeit, wo er, nach dem Zeugnis seines Neffen Th. von Bernhardi, über Goethe und Schiller nicht leicht anders als tadelnd sprach. (Aus dem Leben Th. von Bernhardis II. Bd., S. 121.)

[1]) Ich verdanke die Erlaubnis zum Abdruck dieses Briefes der Kgl. Bibliothek zu Berlin, der ich dafür öffentlich danken möchte.

Aus einem Briefe von Fräulein von Raumer an ihren Vater. Mittagsessen bei L. Tieck, 28. Januar 1849.

Ludwig Tieck: Ihnen haben die Goetheschen Briefe[1]) gefallen, wie ist das möglich, es steht ja nichts darin.

Ich: Freilich ist vieles, sehr vieles ganz unbedeutend, ja ich habe, als ich zuerst nach meiner Art darin blätterte, das Buch ärgerlich bei Seite geworfen. Jetzt aber, wo ich alles gelesen habe, finde ich es höchst interessant.

Ludwig Tieck: Aber was denn, liebste Freundin? Es steht ja nichts darin!

Ich: Mein Gott, das Verhältnis Goethes zu dieser Frau ist ja höchst merkwürdig, es vergeht ja kein Tag, wo er ihr, wenn auch nur drei Zeilen schreibt; eine Iphigenie, ein Tasso sind ja nur dadurch entstanden; er liebt zum ersten Male etwas Höheres, was ihm hier entgegentritt.

Ludwig Tieck: Das tadle ich ja gerade daran, daß er so tugendhaft war, das ist ja eben unangenehm.

Bildhauer Tieck: Tugendhaft, ih! ih! ih! Gott bewahre, der Sohn war ja von Goethe!

Ludwig Tieck (zu seinem Bruder, sehr eifrig): Ih, liebes Kind, der Sohn war ja längst geboren, als Goethe Frau von Stein kennen lernte.

Bildhauer Tieck: Er hatte braune Augen wie Goethe und die Frau war nichts weniger als tugendhaft.

Tiecks Frau (zu Mama leise): Wenn die Männer liederlich gewesen sind, setzen sie immer das Schlechte voraus. Er ist unausstehlich.

Ludwig Tieck (heftig zu seinem Bruder): Er kann wie Goethe braune Augen gehabt haben, das ist aber nicht wahr, was du sagst. Das Verhältniß ist ja eben zu tugendhaft; das ist ja unnatürlich. Die Welt ist jetzt nur so prüde, so etwas schön zu finden.

Bildhauer Tieck: Nein, es gibt ja Damen, die den Moment gefunden haben wollen, wo Frau von Stein nicht mehr tugendhaft ist.

Ich: Ich bin gar nicht prüde, finde es aber wunderschön, wie Goethe sich veredelt durch diese Leidenschaft, wie er das burschikose Wesen verliert.

Ludwig Tieck (unterbrechend): Das war ja viel besser, das burschikose Wesen!

Ich: Gott bewahre, seine größten Dichtungen sind ja erst in Weimar entstanden; alle seine Gedichte, z. B.: „Füllest wieder" — sein Capitel im W. Meister, wo er mit Felix reist, ist ja seine Ausflucht mit dem 10jährigen Sohn der Frau von Stein. Das ist ja das Interessante daran, daß Goethe all seine Dichtungen halb selbst erlebt hat. Darum ist er so natürlich, fast wie Shakespeare.

Herr Wiese[2]): Shakespeare halte ich für keinen Dichter, sondern nur für einen Künstler.

(Allgemeiner Schreckensruf.)

Ich: Ist das möglich? Das verstehe ich nicht.

Ludwig Tieck: Oh! Oh! Aber teurer Freund!

Ich: Mein Gott, kein Dichter hat so die Frauen verstanden als Shakespeare; bis in die kleinste Faser der Empfindung.

Herr Wiese: Shakespeares Frauen haben gar kein Gemüt.

Ludwig Tieck: Aber Teuerster, ich bitte Sie! Aber ich weiß schon, wir denken verschieden darüber.

---

[1]) An Frau von Stein.

[2]) Sigismund Wiese, geb. 1800, † 1864, dramatischer Dichter und Romanschriftsteller.

Ich (zu Tieck): Ist es denn nicht höchst interessant, wie Goethe seinen Besuch bei Friederike in S. und Lilli Sch. beschreibt, erstere ruhig findend, letztere glücklich verheiratet?

Bildhauer Tieck: Das steht ja nicht in den Briefen, das habe ich ja nicht gelesen, Sie irren sich.

Ich: Nein!!! Ich irre mich nicht! Daraus ersehe ich, daß Sie die Briefe nicht ordentlich gelesen haben.

Bildhauer Tieck: Aber wo soll denn das stehen? (Sehr erregt.)

Ich (ängstlich): Ich glaube, im 2ten Teil.

Bildhauer Tieck: Den habe ich ja gerade gelesen!

Ich: Nein, Sie haben das Buch nicht ordentlich gelesen!

Bildhauer Tieck: Weil nichts drin ist.

Ich: Es ist vieles nichts, was drin ist, aber weil Goethe es schreibt, ist es etwas.

Ludwig Tieck: Aber liebes Kind, ich dachte immer, es würden Blätter kommen, bloß mit dem Wasserzeichen, das ist freilich auch etwas.

Ich (sehr schnell): Mein Gott, Sie haben gewiß auch eine Menge Liebschaften gehabt (Gelächter) und da wird auch nicht alles etwas Großes gewesen sein, was Sie geschrieben haben, aber es wäre höchst merkwürdig, eben weil Sie es geschrieben haben. Wenn Sie katholisch wären, und ich Ihr Beichtvater, würde ich Ihnen die Hölle sehr heiß machen und Sie müßten alles herausrücken.

Ludwig Tieck: Gott, ja, ja liebes Kind, das leugne ich ja gar nicht! Aber nur nicht solche, Gott bewahre! Die sind ja unnatürlich.

Ich: Mein Gott, dann denken Sie ja wie ...[1])

Ludwig Tieck: Nein, das ist ja langweilig, das vornehme Wesen —

Ich (unterbrechend): Es muß himmlisch in Weimar gewesen sein, das Leben dort.

Ludwig Tieck: Gar nicht, höchst langweilig.

Ich: Gott bewahre, für Goethe nicht! Was gibt es denn Schöneres für einen jungen Dichter, als seine Stücke gleich gespielt zu sehen? Und wie! Die Fischerin im Freien! Wenn Goethe auch schreibt: „Sie spielten wie die Schweine" — so war er doch glücklich darüber.

Fichte und sein Verhältnis zu Preußen.

Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für deutsche Literatur am 18. März 1914.

Von Daniel Jacoby in Berlin[2]).

Das Andenken an den Sohn des armen Bandwebers aus der Oberlausitz ist in diesen Tagen auch in den Kreisen des deutschen Volkes lebendig geworden, die sich mit philosophischen Fragen nicht

[1]) unleserlich; G. Sand?

[2]) Ich habe nicht bloß Fichtes Verhältnis zu Preußen darstellen wollen, sondern mein Thema „Fichte und sein Verhältnis zu Preußen" genannt, um mir eine freie Bewegung zu sichern. Meine Ausführungen entfernen sich aber deshalb nicht vom Hauptthema, vielmehr sollen sie es nur heller beleuchten. Meine Darstellung und Auffassung, hoff' ich, werden auch den Fachgelehrten nicht lästig fallen.

beschäftigen, aber für ihr Vaterland aufrichtig fühlen und handeln. Fichte war bei aller Bewunderung wahrhafter Größe ein Feind der feigen Demut, die der Macht, auch wenn sie im Unrecht ist, sich beugt; bei aller Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen und Undurchdringlichen ein bis zu starrer Einseitigkeit rücksichtsloser Verteidiger seiner Gedanken; bei aller ernsten abstrakten Denkarbeit ein aufmerksamer Beobachter der Umwelt und des staatlichen Lebens; bei aller Liebe zur Wissenschaft voll Sehnsucht nach Betätigung; bei aller Achtung des geschichtlich Gewordenen ein furchtloser Bahnbrecher hoffnungsreicher Zukunft und überzeugter Gegner alles Stillstandes; er war bei aller Neigung zu Preußen ein wahrer Deutscher.

Er hat Preußen viel zu danken, aber nicht minder sind wir ihm verpflichtet. Zu Preußen fühlte der Kursachse sich schon früh hingezogen. Friedrich verehrte er trotz seiner oft gewalttätigen Verwaltung, weil er „ein Weiser und Held" war, weil Friedrich „ein Erzieher der Völker zur Freiheit" war: wobei Fichte an die von dem großen Könige schon aus politischen Nützlichkeitsgründen geübte Duldung denkt. Wie schmerzlich empfand er es, daß nach dem Tode des großen Königs die Dunkelmänner unter seinem schwachen Neffen mächtig wurden, daß das sogenannte Religionsedikt Wöllners vom 9. Juli 1788 im Staate Friedrichs möglich war, das auch Kant später zum Schweigen nötigte!

Lessings Antigötze hatte Fichte auf der Schulpforte mit Ergriffenheit gelesen; das Studium der Theologie war ihm in Herders Sinne ein freies Studium, das den Geist nicht fesseln, sondern beschwingen sollte. Und wie er später in der 6. Rede an die deutsche Nation die Reformation und Luther feierte, so verlangte er schon als Jüngling, daß der Protestantismus für das freie Denken Raum schaffe. Jesus und Luther, die „heiligen Schutzgeister der Freiheit", ruft er in der bald anzuführenden Schrift an, seht herab auf Eure Nachkommenschaft; bald wird der dritte, der Euer Werk vollendete, der die letzte, stärkste Fessel der Menschheit zerbrach, ohne daß vielleicht er selbst es wußte — Kant —, zu Euch versammelt werden. Wir werden ihm nachweinen, Ihr aber werdet ihm fröhlich den Platz in Eurer Gesellschaft anweisen.

In dem von seinem Enkel Eduard Fichte der Berliner Königl. Bibliothek überwiesenen Nachlaß findet sich ein unvollendetes Schriftstück „über die neuen preußischen Anordnungen in geistlichen Sachen", das sich an die Bewohner Preußens wendet; Fichte wollte die Frage beantworten, was ein protestantischer Fürst dem Protestantismus schuldet.

In seiner anonym erschienenen Rede über die Denkfreiheit forderte der Dreißigjährige von den Fürsten die Denkfreiheit zurück,

die sie bisher unterdrückten, d. h. seinen Worten gemäß, das Recht, seine Gedanken mündlich oder schriftlich oder durch den Druck mitzuteilen. Wußte er doch, daß die Freiheit der Bewegung für ein Volk notwendig ist, wenn es an den Geschicken des Staates wirksam teilnehmen soll.

Kant wurde durch Hume, wie er selbst gestand, aus dem dogmatischen Schlummer gestört: die französische Revolution weckte Fichte aus dem politischen Schlaf. Seitdem sind Theorie und Praxis bei ihm immer verbunden; er folgte seinem Grundsatz: „Ich will nicht bloß denken, ich will handeln."

Seine Beiträge zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution, von denen nur zwei Hefte ohne seinen Namen erschienen, wurden in Preußen verboten. Voll Unwillens über die damaligen Verteidiger gesetzloser Willkür zeigte Fichte, es könne eine Staatsverfassung nicht absolut unveränderlich sein, weil es eine absolut vollkommene nicht gäbe: die relativ beste erfolge durch innere Veränderung und Verbesserung, an der alle mitzuwirken berechtigt seien, die am Staatsvertrage teilhaben. Leidenschaftlicher und feuriger als Wilhelm von Humboldt, der ein Jahr vorher, 1792, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen versuchte, verlangte Fichte, daß der Staat den Menschen als Selbstzweck, nicht als bloßes Mittel behandle: der Staat habe von jeher gearbeitet, uns auf jede Art zu gewöhnen, Maschinen statt selbständige Wesen zu sein. Mit den Fürsten Europas ging er streng ins Gericht. „Sie werden größtenteils in der Trägheit und Unwissenheit erzogen und sie kennen nur eine ausdrücklich für sie verfertigte Wahrheit; sie arbeiten an ihrer Bildung nicht fort, sie lesen keine neue Schrift, höchstens etwa wassereiche Sophistereien und bleiben hinter ihrem Zeitalter zurück." Er bejahte die Frage, ob das Volk das Recht habe, seine Verfassung zu ändern, bekämpfte die Unterdrückung der Bauern — „das Gefühl der Knechtschaft", rief er aus, „ist es, das den Bauer tief verderbt" — die Bevorzugung des Adels und der Kirche; vermied jedoch alles, was in Deutschland zur Nachahmung der französischen Volkserhebung reizen konnte. „Die Befreiung", meinte er, „kann ohne Unordnung nur von oben herunterkommen." Im Grunde will er, was 14 Jahre später Hardenberg für Preußen befürwortete: „demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung" und was Gneisenau in seiner Denkschrift 1807 mit den aus dem Zeughause der Revolution geholten Waffen ausgeführt hat. Der Ausdruck stammt von Gneisenau selbst. „Die neue Zeit braucht mehr als alte Namen, Titel und Pergamente, sie braucht frische Tat und Kraft ... Die Revolution hat die ganze Nationalkraft des französischen Volkes in Tätigkeit gesetzt." So Gneisenau ganz im Geiste Fichtes.

Für einen Mann von Fichtes Gesinnung war in dem damaligen Preußen eine Anstellung unmöglich. Zum Glück war in Deutschland damals der geistige Mensch an die Erdscholle weniger gebunden als in unseren Tagen. In Zürich, wo er sich zum zweitenmal seit Juni 1793 aufhielt und sich mit Johanna Rahn, einer Nichte Klopstocks, verheiratete, erhielt er einen Ruf nach Jena, als Reinhold, der Anhänger Kants, nach Kiel ging. Der Herzog Karl August und Goethe scheuten sich nicht, dem als Demokraten Verschrieenen eine Wirksamkeit zu verschaffen. Am Abend seines 32. Geburtstages, am 18. Mai 1794, kam Fichte nach Jena. Einen Monat darauf aber mußte er sich schon in einem Briefe an Goethe gegen verleumderische Gerüchte verteidigen. Seine öffentliche Vorlesung „über Moral für Gelehrte" hatten sie hervorgerufen. In dem Briefe ist die Stelle besonders von Bedeutung, wo Fichte mitteilt, man habe ihn in der Schweiz von verschiedenen Orten her gewarnt, der Berufung nach Jena zu folgen: man wolle ihn nur durch sie in seine Gewalt bekommen. „Ich habe diese Drohungen verachtet; ich habe der Ehre des Fürsten, der mich rief, getraut." Trotz manchen Verstimmungen, trotz der nicht seltenen Verwunderung über Fichtes Schroffheit in mancher Lebenslage blieb Goethe, ebenso — beiläufig bemerkt — Schiller, der Hochachtung für Fichte treu. Bezeichnend sind die bekannten Worte Goethes im Alter beim Rückblick auf das Jahr 1794: „Nach Reinholds Abgang war mit Kühnheit, ja Verwegenheit an seine Stelle Fichte berufen worden, der in seinen Schriften sich mit Großheit, aber vielleicht nicht ganz gehörig über die wichtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt hatte. Es war eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen und an seinen Gesinnungen in höherem Betracht nichts auszusetzen; aber wie hätte er mit der Welt, die er als seinen erschaffenen Besitz betrachtete, gleichen Schritt halten sollen?" Goethe kannte Fichtes Art genau und hatte auch Verständnis für seine Philosophie.

Verweilen wir einen Augenblick bei ihr. Aus dem Ich schafft Fichte die Welt. Das Ich allein erkannte er als wahrhaft seiend; er meinte nicht das empirische, individuelle, sondern das reine, allgemeine, im Individuum sich denkende Ich. Gegen das Mißverständnis seiner Gegner, „die ihm die schädliche Lehre des praktischen Egoismus andichteten", schrieb er 1795 an Friedrich Heinrich Jacobi: „Mein absolutes Ich ist offenbar nicht das Individuum ... Aber das Individuum muß aus dem absoluten Ich deduciert werden." Alle Wirklichkeit ist nur im Bewußtsein und für das Bewußtsein. Alles geht aus vom Handeln und vom Handeln des Ich. Das Ich ist das Prinzip aller Bewegung, alles Lebens, aller Tat und Begebenheit. Schiller schrieb treffend an Goethe: „Die Welt ist Fichte

nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und wieder auffängt." Als Goethe die ersten Bogen seiner Wissenschaftslehre, die Fichte übrigens wiederholt verändert hat, von ihm erhalten, schrieb er: „das Übersendete enthält nichts, das ich nicht verstände oder wenigstens nicht zu verstehen glaubte, nichts, das sich nicht an meine gewohnte Denkweise willig anschlösse." An einen intimen Verkehr war bei der Verschiedenheit ihrer Naturen allerdings nicht zu denken.

Auch nachdem Fichte in dem oft besprochenen sogenannten Atheismusstreit durch überstürzte Heftigkeit von dem ihm bisher sehr geneigten Herzog, trotz den Petitionen der Studenten an Karl August, seine Entlassung erhalten hatte, blieb Goethe bei dem Lobe, Fichte sei einer der vorzüglichsten Köpfe. Die jüngeren Schriftsteller nahmen für Fichte entschieden Partei. Wilhelm Schlegel schrieb an Novalis: „Der wackere Fichte streitet eigentlich für uns Alle und wenn er unterliegt, so sind die Scheiterhaufen wieder ganz nahe herbei gekommen." Sein Bruder Friedrich wollte für Fichte eintreten: „Ihre Sache", schrieb er an Fichte aus Berlin im Frühling 1799, „ist die Sache der Philosophie selbst, die Sache des Zeitalters und der Nation."

Die glücklichen 5 Jahre in Jena waren zu Ende: eine Zukunft voll Sorge lag vor Fichte. Auch in Rudolstadt wurde ihm ein „ruhiger Winkel" verweigert. Er kam sich wie geächtet vor. Und doch hatte er nur den kirchlichen Gott geleugnet. Fichtes Gott ist kein ruhendes Sein, sondern ein reines Handeln. Die moralische Weltordnung, nicht als eine geordnete, sondern als eine ordnende zu verstehen, ist selbst „Gott". Die Konsistorien aber taten, wie der maßvolle Philosoph Adolf Trendelenburg an Fichtes hundertjährigem Geburtstag in der Berliner Universität äußerte, den Gedanken in den Bann. „Es war der alte Widerspruch, der alte Kleinglaube, daß das Christentum, das im Kampfe gegen die Polizei des römischen Reiches groß geworden, durch die Polizei der neuen Staaten müsse bei seinem Bestand behauptet werden."

Fichte fand eine Heimat in Preußen. Unter dem jungen König Friedrich Wilhelm III. und seiner ebenso klugen wie anmutigen Gemahlin schien Preußen nach dem unwürdigen Regimente seines Vorgängers einer glücklicheren Zukunft entgegenzugehen. Die häuslichen Tugenden des Königs erweckten die Hoffnung auf seine staatsmännische Größe: Schriftsteller wie der formgewandte Wilhelm Schlegel, der schwärmerische Novalis verherrlichten das Königspaar und dem nüchternen Fürsten wurden poetische Blumen gestreut. Fichte kam im Juli 1799 nach Berlin. Zunächst erwartete er täglich seine Ausweisung, die immer rührige preußische Polizei beobachtete ihn mißtrauisch, sie witterte fälschlich einen Zusammenhang Fichtes mit der

französischen Demokratie. Durch den damaligen Geh. Cabinetsrat Beyme wurde der König jedoch von dem Charakter des Philosophen unterrichtet, und dieser konnte seiner in Jena zurückgebliebenen Frau im Herbste die oft wiederholten Worte des Königs berichten: „Ist Fichte ein so ruhiger Bürger, wie aus Allem hervorgeht, und so entfernt von gefährlichen Verbindungen, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen, mir tut das nichts." Auch den Antrag Kursachsens, das von Fichte und Niethammer herausgegebene philosophische Journal zu verbieten, lehnte der König durch eine Cabinetsordre ab, in der er freilich, etwas geärgert, die Verfasser des Journals „Halbphilosophen" nennt, „die das Dasein Gottes als eines selbständigen Wesens weg zu raisonnieren sich bemüht haben." Friedrich Schlegel schrieb schon am 5. Februar 1799 aus Berlin seinem Bruder: „Die Konsistorialräte Sack, Teller, Zöllner haben einstimmig gegen die Konfiskation des Journals geurteilt."

Gleich in der ersten Zeit seines Aufenthaltes verkehrte Fichte mit den bedeutendsten Vertretern der älteren Romantik. Dorothea, die Tochter Moses Mendelssohns, später Gattin Friedrich Schlegels, eine ebenso gescheite wie gutherzige Frau, brachte ihn bald nach seiner Ankunft zu Schlegel und Schleiermacher, die damals noch zusammenwohnten. Beide, Schlegel und Schleiermacher, speisten bei Dorothea und Fichte wurde längere Zeit ihr Tischgenosse. Dorothea hatte im Dezember 1798 das Haus ihres Mannes, des Kaufmanns Veit, trotz dem dringenden Abraten Schleiermachers und ihrer Freundin Henriette Herz, verlassen und wohnte, von der Berliner Gesellschaft gemieden, von wenigen Freunden in ihrer peinlichen Lage verstanden, in der damals noch einsamen Ziegelstraße. Hier trafen sich die drei Männer: Schleiermacher, der sich später gegen Fichtes Lehre abweisend zeigte und schon 1800 eine scharfe Kritik von Fichtes „Bestimmung des Menschen" für das „Athenäum" verfaßte, bewunderte Fichtes herrliche Gabe, sich klar zu machen und nennt ihn den größten Dialektiker, den er je sprechen gehört, aber er vermißte detaillierte Kenntnisse in den einzelnen Wissenschaften, auch Witz und Phantasie. Friedrich Schlegel dagegen blieb ein enthusiastischer Bewunderer Fichtes. Ihn hatte er im Athenäum vor Augen, da er über Enthusiasmus und Genie, über Größe und den heiligen Ernst seine blitzartigen Gedanken vortrug. Schon vorher hatte er dem Bruder geschrieben: „Fichte soll in den Himmel gehoben werden." In einem anderen Fragment zählt er Fichte zu den Nationalgöttern der Deutschen. Unter den Deutschen des 18. Jahrhunderts nennt er Lessing, Winckelmann, Goethe und Fichte. Bekannt ist sein Ausspruch

— ebenfalls im Athenäum: „die französische Revolution, Fichtes Wissenschaftslehre und Goethes Wilhelm Meister sind die größten Tendenzen des Zeitalters."

Zu diesen Freunden — Wilhelm Schlegel kam nach Berlin, als Friedrich mit Dorothea nach Jena übersiedelte — gesellten sich später auch andere: Ludwig Tieck, ferner dessen Schwager, der philosophische Grammatiker August Ferdinand Bernhardi, der im Geiste Fichtes die Sprache aus der Vernunft zu deducieren unternahm, der Historiker Woltmann, der Jurist und der Arzt Hufeland, beide schon in Jena Fichtes Freunde; Johannes von Müller, den Fichte später gegen Mißverständnisse wegen seiner in der Akademie gehaltenen Rede über Friedrich den Großen verteidigte; ferner August Zeune, der später als Nachfolger von der Hagens an der Berliner Universität über die Nibelungen las und eine Handausgabe des Liedes bekannt machte. Später kamen noch andere, jüngere hinzu, so Chamisso, Varnhagen von Ense, Friesen, der Schüler Jahns.

Man kann mit Recht und ohne Übertreibung sagen: Fichte wurde ein Mittelpunkt des geistigen Lebens in Berlin. Die Philosophie war noch eine Macht, und Fichte verehrte man als den begabtesten Schüler und Vollender des großen Kant. Die Akademie war vom französischen Einfluß nicht frei und die Universität noch nicht vorhanden.

Der Aufforderung, in größeren Kreisen philosophische Vorträge zu halten, kam Fichte gern nach: diese Tätigkeit befriedigte ihn ganz. Nicht bloß Künstler und Gelehrte besuchten diese volkstümlichen und doch zugleich wissenschaftlichen Vorlesungen, durch die er zu ergreifen und zu erbauen wußte. Auch Staatsmänner und Beamte kamen in seine Wohnung am Königsgraben, bald darauf an der Neuen Promenade. Hier sah man den Cabinetsrat Beyme, den Finanzrat Altenstein, den späteren Minister Schroetter, der die Bauernbefreiung des Freiherrn von Stein in Ostpreußen 1807 mit Eifer betrieb, den Obertribunalsrat Maier, Jean Pauls Schwiegervater. Auch Frauen fehlten nicht. Freilich wurden ihnen nicht die besten Plätze eingeräumt: im Nebencabinet des Hörsaales saßen Fichtes Gattin, ihre Freundin Charlotte von Kalb, Frau Hufeland, die Tochter Schroetters u. a. Die äußere Erscheinung Fichtes war schon geeignet, die Zuhörer zu fesseln. Er war von kleiner, aber kräftig gedrungener Gestalt, die Brust breit gewölbt, das mit dunkelbraunem Haar geschmückte Haupt war stolz gehoben, sein Gang war fest, er sprach mit starkem Nachdruck und heller Stimme. Auch des alten Nicolai Gegnerschaft konnte ihm nicht schaden: im Kampfe mit den Anhängern des Idealismus und der „neumodischen Weisheit" zog der starr und engherzig gewordene, einstige Mitkämpfer Lessings und

Mendelssohns den kürzern. Indes verhinderte er doch Fichtes Aufnahme in die Akademie; Fichte aber sagte dem alten Berliner durch seine Streitschrift „Nicolais Leben und sonderbare Meinungen", die Wilhelm Schlegel mit einer Vorrede 1801 herausgab, so derb seine Meinung, daß selbst Schiller, der entschiedene Gegner Nicolais, den Ton doch zu prosaisch und zu wenig witzig fand. Bald hatte Fichte wichtigere Aufgaben zu lösen. Angesichts der Gefahr der Zeit trat seine weltbürgerliche Gesinnung, die er mit den bedeutendsten deutschen Männern des 18. Jahrhunderts teilte, allmählich hinter die nationale zurück. In der letzten Rede an die Deutsche Nation klagte er sich 1807 gewissermaßen selbst an, wenn er die Gelehrten tadelt, „daß sie oft zu unbesorgt in Gebiete des Denkens fortgingen, ohne sich um die wirkliche Welt zu bekümmern". Seine Schriften vor dem Zusammenbruch des preußischen Staates bezeugen seinen Kampf gegen die Selbstsucht, die den Interessen der Gemeinschaft teilnahmslos gegenübersteht. In seiner entschlossenen Art wurde Fichte zum Verkündiger des sozialen Staates. Im Jahre 1800 erschien bei Cotta sein merkwürdiges Buch „Der geschlossene Handelsstaat. Ein philosophischer Entwurf als Anhang zur Rechtslehre und Probe einer künftig zu liefernden Politik". Gewidmet ist es dem Staatsminister von Struensee, der gegen des Königs Neigung am Prohibitivsystem festhielt. Er war ein älterer Bruder des unglücklichen Reformers in Dänemark. Während heute die Welt, um ein kaiserliches Wort zu gebrauchen, im Zeichen des Verkehres steht, bei dem Wettbewerb der Völker, der freilich oft auch zu Krieg und Streit führt, will Fichtes Handelsstaat sein Gebiet gegen das Ausland abschließen, alle Lebensbedürfnisse vom Inland befriedigen. Der Staat soll die Produktion und den Handel regeln und lenken, er soll das Reisen nur dem Künstler und Gelehrten gestatten. In seinem Staat soll der Wohlstand unter allen gleichmäßig verteilt werden, alle erhalten ihren gerechten Anteil an den Gütern des Ganzen. Wie keiner sich sonderlich bereichern kann, kann auch keiner verarmen; die Güterverteilung soll jedem zu einer menschenwürdigen Existenz verhelfen: „der Mensch soll arbeiten, aber nicht wie ein Lasttier." Das Ich gibt sich der Gemeinschaft hin, den Mitmenschen; der Staat, wie er wirklich ist, der empirische, könnte sich allmählich zu einem Vernunftstaat umbilden. Fichte dachte offenbar, daß bei der Durchführung seiner Vorschläge die nationale Macht Preußens sich steigern werde. In seinem Dankschreiben fand Struensee in der Schrift sehr vieles Gutes; „soviel ich jetzt urteilen kann, ist darin das Ideal eines Staates vorgestellt; ob dieses jemals erreicht werden dürfte, daran zweifeln Sie selbst." In den Reden an die deutsche Nation kommt Fichte in der 13. auf sein Werk wieder zu sprechen: „Fast vor einem Jahrzehnt, ehe jemand

vorausſehen konnte, was ſeitdem ſich ereignet, iſt den Deutſchen geraten worden, ſich vom Welthandel unabhängig zu machen und ſich als Handelsſtaat zu ſchließen. Dieſer Vorſchlag verſtieß gegen unſere Gewöhnungen, beſonders aber gegen unſere abgöttiſche Verehrung der ausgeprägten Metalle und wurde leidenſchaftlich angefeindet und beiſeite geſchoben." Allein es iſt nicht meine Aufgabe, auf Fichtes Werk genauer einzugehen; nur ſoviel bemerke ich, daß Guſtav Schmoller es vor 50 Jahren zuerſt wieder würdigte, wiederholt darauf zurückkam, daß er Fichte den erſten deutſchen Sozialiſten nannte und ſeinen Sozialismus mit dem franzöſiſchen verglich. „Der Sozialismus Fichtes kämpfte gegen die Mißſtände einer ſelbſtſüchtigen Zeit, knüpft überall an die letzten höchſten Gründe der Dinge an . . . Die praktiſche Macht, mit der der Idealismus eines Kant und Fichte auf das ſittliche Leben der deutſchen Nation wirkte, war darum nicht minder groß, weil die Wirkungen nicht ſo an der Oberfläche liegen." Nach Schmollers Vorgang haben andere das Werk Fichtes eingehend gewürdigt.

Die Notwendigkeit der Rüſtung Preußens gegen den weſtlichen Nachbar blieb Fichte nicht verborgen und in den 1804/05 in Berlin gehaltenen Vorleſungen „Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" iſt Preußen gemeint, wenn er von dem durch den Zufall weniger begünſtigten Staate redet, „der der weiſen Kunſt der inneren Verſtärkung und Kraftanſtrengung bedurfte und fortwährend bedarf". Ebenda in der 14. Vorleſung heißt es bedeutungsvoll, wenn man an die bald eintretende Kataſtrophe denkt, „ein Staat, der ſich in ſicherem und unbeſtreitbarem Beſitz des Übergewichtes fühlt, wird leicht ſorglos". Und nachdem er dargeſtellt hat, wie die Staaten wetteifern, kein Mittel zur Vergrößerung zu vernachläſſigen, ſagt er: „wer hier nicht vorwärts ſchreitet, kommt zurück und kommt immer mehr zurück, bis er endlich ſeine politiſche Selbſtändigkeit verliert."

Bei dieſem lebendigen Intereſſe Fichtes für Preußen iſt nicht beachtet worden, daß ſchon ein Jahr vor dieſen Vorleſungen 1803 der mit ihm befreundete Wilhelm Schlegel in ſeinen vor einem engeren Kreiſe in Berlin gehaltenen Vorleſungen „über Encyklopädie" ſeiner einſeitigen und parteiiſchen Vorliebe für das Mittelalter zwar treu blieb, aber bei dem Überblick über die modernen Staaten Preußen dennoch — überraſchend genug bei Schlegels Vorliebe für den Katholizismus — beſſere Ausſichten für die deutſche Nation zuſprach als Öſterreich. In Preußen ſei die Regierung wie die Mehrzahl der Untertanen deutſch und laſſe ſich nicht zur Unterjochung Deutſchlands gebrauchen. Schlegel erhoffte, trotz dem auch von ihm wie von Fichte und Schiller geſcholtenen Zeitalter, die künftige Rettung

Europas von den Deutschen. Daß Fichte von solchen Gedanken angeregt und beeinflußt werden mußte, ist sehr wahrscheinlich; mit der Feindseligkeit freilich gegen die Reformation hatte er nichts zu schaffen.

Im Jahre 1805 wurde er preußischer Staatsdiener. Hardenberg, seit 1804 Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, empfahl dem König, ihn zum Professor an der kurze Zeit preußischen Universität Erlangen zu berufen. Im Sommer dieses Jahres hielt er dort Vorlesungen „über das Wesen des Gelehrten". Schon 11 Jahre vorher hatte er seine Schrift „über die Bestimmung des Gelehrten" aus den Vorlesungen in Jena bekannt gemacht, aus der Schiller in seinem vierten Brief über ästhetische Erziehung einen Satz seines „Freundes Fichte" anführt. Die Schrift „das Wesen des Gelehrten" erschien 1806: für Fichtes Persönlichkeit ist sie besonders bezeichnend. Die Absicht, sich mit seiner Familie in Erlangen dauernd niederzulassen, zerstörte der Krieg. In demselben Jahre, in dem er in seiner „Religionslehre", ganz im Geiste Lessings, sagt: „die Religion ist nicht bloßes andächtiges Träumen, überhaupt nicht ein für sich bestehendes Geschäft . . . sie ist der innere Geist, der alles unser Denken und Handeln durchdringt, belebt und in sich eintaucht", entschied sich das Geschick Preußens.

In diesem wahrhaft religiösen Sinne blieb er Preußen treu, als über den Staat die Unglückswetter stürmten. Er erhielt die Nachricht von der furchtbaren Niederlage des 14. Oktober und dem Anrücken der Sieger gegen Berlin erst am 18. durch Hufeland. Als ruhiger Bürger in Berlin zu bleiben, war ihm nicht möglich. Der König floh nach Ostpreußen. Fünf preußische Minister folgten ihm nicht, sondern leisteten dem Namenlosen — so sprach Fichte von Napoleon — den Eid. Fichte wollte sich nicht beugen, dem Sieger nicht, wie Alexander v. Humboldt und Johannes Müller, die Aufwartung machen. Er verließ Berlin, reiste nach Königsberg und hielt dort Vorlesungen, nachdem Nicolovius, der Verehrer Pestalozzis und Mitarbeiter Wilhelms von Humboldt, seine Erlanger Professur auf Königsberg übertragen hatte. Nach der Schlacht bei Friedland (14. Juni) mußte er die Stadt verlassen; über Memel gelangte er nach Kopenhagen. Der Friede von Tilsit, durch den Preußen zu einer Macht dritten Ranges heruntergedrückt wurde, vernichtete auch seine Hoffnung. „Ich glaubte", schrieb er seiner Gattin, „die deutsche Nation müsse erhalten bleiben, aber siehe, sie ist ausgelöscht." Auf die Bitte der Gattin kam er nach Berlin, obwohl die Franzosen auch nach dem Friedensschluß die Hauptstadt nicht verließen, was erst im Beginn des Dezember 1808 geschah. Fichte blieb aber in seiner stolzen Abwehr der Gäste oder Fremden, wie er die Franzosen nannte,

und alles dessen, was mit ihnen zusammenhing. Bis zu seinem Tode wohnte er im stillen Hintergebäude des George'schen Hauses, nahe der Weidendammer Brücke, in der späteren sogenannten Pepinière, die erst vor kurzem vom Erdboden verschwunden ist. In dem Gartenhause verfaßte er „die Reden an die deutsche Nation" und hielt sie im Winter 1807/08 im Saale der Akademie Unter den Linden an Sonntagen von 12 bis 1 vor einem gemischten Publikum. Es ist nicht nötig, über dieses bekanntere Werk ausführlich zu reden, von dem Jean Paul urteilte: „Hier ist deutscher Herzschlag und eine Brust, die ihre eigene Brustwehr ist. Das heilige Feuer der Vaterlandsliebe brennt und leuchtet hier." Nur einige Bemerkungen seien mir gestattet. Im einzelnen kann man sich gegen manche Behauptungen Fichtes mit Recht wenden. So zweifeln wir an der Berechtigung seiner Gegnerschaft gegen den Welthandel und die Fabrikation für die Welt, wir verwundern uns über seine Scheu, das Meer zu befahren; „der Deutsche", äußert er, hierin falsch prophezeiend, „wird nie an dem Wetteifer aller anderen Nationen, in einem ausgedehnten Maße die Freiheit der Meere zu nutzen, teilnehmen." Ferner: wir freuen uns zwar über seinen Eifer, die Jugend zur Selbsttätigkeit, zur Arbeit, zu körperlicher Tüchtigkeit zu erziehen, über sein Lob der Methode Pestalozzis, die ein Jahr nach diesen Reden in Preußen wirklich eingeführt wurde, wie Bruno Gebhardt aktenmäßig dargestellt hat, — aber wir folgen Fichte nicht, wenn er, wie Platon, die Kinder den Eltern nehmen und dem Staate zur Erziehung überliefern will. Wird man sich also gegen manche idealistische Ansicht wehren, die die Erfahrung stolz mißachtet, so werden diese Reden doch immer im ganzen den Geist jener großen Zeit näher bringen und jeden Deutschen ergreifen. Die Macht, die Fichte dem Ich beilegt, spiegelt sein tätiges energisches Wesen. Durch seine Philosophie wiederum wird seine sittliche Kraft und Selbständigkeit erhöht, auf die sich die starke Wirkung auf die Zeitgenossen, besonders die preußischen gründet. Wie charakteristisch sind in diesem Betracht seine Worte: „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist, denn ein philosophisches System ist beseelt durch die Seele des Menschen, der es hat."

Unvergessen wird es bleiben, daß er sich mit Preisgabe seines eigenen Lebens an die Zuhörer wendete. Die französischen Trommelwirbel tönten zu ihm hinauf, wenn er, ohne ihn zu nennen, gegen den seine Angriffe richtete, der durch die Erschießung Palms gezeigt hatte, daß er kein menschliches Erbarmen kannte, wenn die Fortdauer seiner Herrschaft von den Männern der Idee bedroht wurde. Und noch ein Verdienst bleibt ihm für alle Zeit: die Überwindung der kleinlichen und selbstsüchtigen Partikularisten. In seinen „Dialogen vom

Jahre 1807" spottet er über eine bestimmte Art engherziger Patrioten, die auch wir jüngst mit Unwillen haben reden hören. Auf die Frage an einen solchen, ob er ein Deutscher sei, läßt er ihn antworten: „Nein, kein Deutscher, ich will kein Deutscher sein. Ich bin ein Preuße und noch dazu ein patriotischer Preuße." In einer Anmerkung äußert Fichte: „So ließ ich mir in Berlin antworten, wo ich dieses Gespräch abfaßte. Anderswo würde die Antwort mit demselben Rechte lauten können: Ich bin ein Sachse, Bayer, Österreicher." Dem „preußischen Patrioten" aber wird folgendes gesagt: Der in Preußen lebende und wirkende Deutsche wird nur wollen und wirken, daß in Preußen zunächst, und am allervollendetsten, der deutsche Nationalcharakter hervortrete; daß er von hier aus sich verbreite über die verwandten deutschen Stämme und von diesen aus erst allmählich über die gesamte Menschheit. „Dies wünsche ich als deutsch-preußischer Patriot mit einer Wärme, daß weder Sie noch irgend jemand es mit einer größeren kann." In seinen „Reden an die deutsche Nation" bemerkt er gleich zu Anfang, er denke sich als Deutscher schlechtweg und rede für Deutsche schlechtweg mit Wegweisung aller der trennenden Unterscheidungen, die unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der Einen Nation gemacht haben. Die verfehlte preußische Staatsleitung der Vergangenheit greift er gleich zu Anfang an: „Irgendwo (er meint Preußen) hat die Selbstsucht durch ihre vollständige Entwicklung sich selbst vernichtet, in dem sie darüber ihr Selbst und dessen Selbständigkeit verloren." Mit Nachdruck tritt er der Ausländerei entgegen und vergleicht mit der Naturgemäßheit der Deutschen die Unnatur und Künstelei des Auslandes (dabei ist immer Frankreich gemeint); er verhöhnt den Glauben an seine größere „Vornehmigkeit" und die Sucht, auch in Deutschland zwischen den höheren Ständen und dem Volke die Kluft künstlich aufzubauen. Er warnt vor der Schmeichelei und, deutlich genug für die Zuhörer, vor der maßlosen Bewunderung Napoleons: „Wahre Größe war nie eitel; ihr gefallen nicht Bildsäulen, von der Mitwelt errichtet . . . nicht der schreiende Beifall und die Lobpreisungen der Menge; wahre Größe erwartet das Urteil über sich zunächst vom eigenen Richter im Inneren und das laute von der richtenden Nachwelt." Während er den ausländischen Genius mit einem lieblichen „Sylphen" vergleicht, der mit leichtem Fluge über den Blumen hinschwebt, ist ihm der deutsche Geist ein Adler, der mit Gewalt seinen gewichtigen Leib emporreißt und sich mit starkem Flügel zur Sonne erhebt. Unsere aus der Naturkraft strömende Sprache kann uns aber nicht erhalten bleiben bei dem Verlust der politischen Selbständigkeit. Durch die Erinnerung an die Freiheitsliebe der Germanen zu Augustus Zeit bekämpft er den Gedanken, daß die Segnungen fremder Kultur für die Sklaverei

und Knechtung entschädigen könnten. Er dachte dabei an die Gegenwart und Napoleon, wie Heinrich v. Kleist in seiner Hermannsschlacht bei seinen Germanen an die Deutschen seiner Zeit dachte. „Die Germanen haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte und so siegt immer und notwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Geistes ist es, die Siege erkämpft."

Wenn Fichte die Vorzüge der Deutschen zu nachdrücklich zu rühmen scheint, beachte man, daß er eine niedergedrückte Nation erheben wollte und von der verzweifelten Gegenwart auf eine tröstlichere Zukunft verwies. Er hatte ein Recht, am Schluß der „Reden" zu sagen, vor ihm habe noch kein deutscher Gelehrter vor einer Volksversammlung so gesprochen. Aber werden wir uns nicht des unglücklichen Dichters erinnern dürfen, der in demselben Jahre 1808 seine Hermannsschlacht beendigte? Fichte war nicht von der wilden Leidenschaft und maßlosen Rachegluth des Poeten erfüllt, aber auch er schätzte die Erdengüter gering und zog den Tod einem Leben in der Knechtschaft vor.

Ein materieller Lohn ward ihm für seine Reden nicht. Die drückende Lage, in der er sich befand, kannte Wilhelm v. Humboldt; er bewirkte als Geh. Staatsrat beim Könige, daß das Fichte zugesagte Gehalt von 800 Talern ausgezahlt wurde. Als in Berlin eine Hochschule errichtet werden sollte — der König äußerte: „der Staat muß an geistigen Kräften ersetzen, was er an physischen verloren" — verfaßte er den Plan einer höheren Lehranstalt. Am 15. Oktober 1810 wurde die Berliner Universität eingeweiht: durch die Wahl seiner Kollegen wurde er der erste Rektor. Er blieb jedoch nur 4 Monate in seiner Würde, weil seine Ansichten über disziplinarische Angelegenheiten nicht durchdringen konnten. Sein Nachfolger war Savigny. Die akademische Freiheit hielt Fichte hoch, vor allem die Freiheit des Denkens und der Mitteilung. Nach der Flucht des französischen Heeres aus Rußland drängten die Ereignisse Preußen zur Entscheidung: Ostpreußen bewaffnete sich auf eigene Hand. Fichte brach seine Vorlesungen über die „Wissenschaftslehre" am 19. Februar 1813 ab: in seiner Rede an die Zuhörer sprach er die Hoffnung aus „auf das große den verbündeten deutschen Stämmen zu gebende Beispiel Eines Stammes, der in allen seinen Ständen ohne Ausnahme sich erhebt". Sein Anerbieten, im Kriege neben dem Feldprediger als Heerredner für die gebildeten Zuhörer zu wirken, wurde nicht angenommen; er las vor den Studierenden, die zurückgeblieben waren. Während des Waffenstillstandes vor den Siegen bei Großbeeren und Dennewitz schloß er einen Brief an einen Freund mit

den Worten: ein frisches Herz und keinen Frieden! Er selbst trat in die Reihen des Landsturmes; ein Bild „Fichte mit Pike und gezogenem Säbel" ist bekannt. Als sich die Hospitäler durch die in der Nähe Berlins erkämpften Siege mit verwundeten Kriegern füllten, erbot sich seine Frau, nach seinem Willen, zur Pflege der Kranken; den anfänglichen Widerwillen, wie der Sohn Fichtes erzählt, überwand sie allmählich und war 5 Monate mit Eifer tätig. Da erkrankte sie am Nervenfieber, man verzweifelte an ihrer Genesung. Als diese dennoch nahte und Fichte die geliebte Gattin küßte, wurde er von der Krankheit angesteckt. In lichten Augenblicken vernahm er noch von dem Sohne, daß Blücher über den Rhein gegangen sei und daß die verbündeten Heere in Frankreich einrückten. So starb er (29. Januar 1814) glücklicher als der ungeduldige Heinrich v. Kleist, der, getreu seinem Vaterlande, in Verzweiflung aus dem Leben geschieden war. Am 31. Januar erschien ein herzlicher Nachruf von Achim von Arnim auf Fichte mit einem Sonett am Schluß:

Du sprachst zu Deutschen, als die andern schwiegen,
Du riefst uns aus der Schmach zu neuen Siegen.

Fichte und seine Gattin ruhen auf dem Friedhof vor dem Oranienburger Tor, der Gatte obenan, sie zu seinen Füßen, wie sie selbst es angeordnet hat.

Der Idealist Fichte dachte ähnlich wie Schiller, der aus eigenster Empfindung seine Kassandra klagen läßt: wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt? über das Glück der Erde. Fichte schrieb schon als Jüngling seiner Braut: Glück ist nur jenseits des Grabes . . . aber Glück ist auch nicht, was ich suche. Ich habe nur eine Leidenschaft, nur ein Bedürfnis . . . das außer mir zu wirken." Dieses Glück ist ihm zuteil geworden: er hat bis zu seinem Ende nach seinen Grundsätzen gehandelt, mit Kraft seinem Vaterlande gedient, und er lebt fort in der Geisterwelt, ein Sporn für die Nachfahren, die menschliche Größe zu begreifen und zu fühlen fähig sind. Daß Preußen die Führerschaft Deutschlands gebühre, davon war er überzeugt. „Preußen ist ein deutscher Staat, der Gang seiner Geschichte zwingt es aber, fortzuschreiten in der Freiheit. Nur so kann es fort existieren."

Napoleon, den Fichte im Jahre 1813 in seiner Größe und seinen Fehlern charakterisierte, haßte die deutschen „Ideologen" und schalt sie „unnütz". Er haßte sie, weil er sie fürchtete. Durch Fichte und seine gleichgesinnten und -gestimmten Genossen ist der größte Mensch aus der Mitte eines großen Volkes, wie Gneisenau ihn nannte, ist der größte Schlachtenlenker der modernen Zeit, ist der Übermensch, der Tausende und Tausende ihm zu dienen und zu

folgen zwang, von der höchſten Höhe ſchimmernden Ruhmes in den dunklen Abgrund der Leiden und einſamer Verzweiflung geſtürzt worden.

Benutzt ſind außer den im Texte genannten Schriften und Fichtes Werken die Biographie des Sohnes wie das Buch von Ed. Fichte (Leipzig 1863); ferner R. Haym, Die romantiſche Schule (1870); Dilthey, Schleiermacher (1870); Minor, Fr. Schlegels Jugendſchriften (1882); W. Scherer, J. Grimm (1885, S. 164), O. Walzel, Fr. Schlegels Briefe an Wilhelm (1890); F. Meinecke. Das Zeitalter der deutſchen Erhebung (1906); Franz Fröhlich, Fichtes Reden an die deutſche Nation (Berlin 1907).

Fichtes Einfluß auf die ältere Romantik.

Von W. Schmidt in Köln[1]).

(Schluß.)

VI. Kapitel.

A. W. Schlegel und L. Tieck.

1. Wie eine Apologie der Romantik nehmen ſich die Vorleſungen aus, die A. W. Schlegel am Ende des Jahres 1802 zu Berlin hielt, und er war in der Tat am eheſten geeignet, die Schule nach außen hin zu vertreten. Er nahm durch ſeine vermittelnde Kritik die Rechte ein, wie ſein Bruder die äußerſte Linke und mochte ſich darum auch veranlaßt fühlen, was jener durch die Lucinde und gewiſſe Fragmente gefehlt hatte, wieder gut zu machen durch eine alles umfaſſende und ſo auch mäßigende Theorie. Dazu konnte er aber die Philoſophie, ſo fremd ſie ſeiner Natur war, nicht wohl entbehren. Es war von vornherein klar, von wem er ſein Schema hernehmen würde. Die zentrale Anſchauungsweiſe Fichtes konnte ihm eine Formel bieten, unter der ſich alles vereinigen ließ, was notgedrungen vereinigt werden mußte: die Willkür Fr. Schlegels, der ſtrenge Idealismus Hülſens, die Myſtik Hardenbergs und die Anſchauungsreligion Schleiermachers. Er hatte ja auch in Berlin Gelegenheit genug, in perſönlichem Verkehr mit Fichte das Nötige zu erfahren.

Der ältere Schlegel war ein Diplomat, im Leben wie in der Kunſt. Er hätte das Zerwürfnis ſeines Bruders mit Schiller, trotzdem er dieſem noch ferner ſtand als jener und ihm auch wegen der Rezenſion der Bürgerſchen Gedichte herzlich gram war, doch gerne vermieden und war immer ängſtlich bedacht, ſich die Gönnerſchaft

[1]) Vgl. Euphorion XX, S. 435 ff. und 647 ff.

Goethes zu erhalten. Als es ihm bedenklich ſchien, einen Aufſatz Schellings ins Athenäum aufzunehmen, fragte er Goethe und ließ ihn auf deſſen Rat fallen. Seine großen Verdienſte um die deutſche Literatur ſollen hier nicht berührt, es ſoll nur hervorgehoben werden, daß er in einer ſolch vermittelnden Stellung tieferen philoſophiſchen Einwirkungen kaum zugänglich ſein konnte. Und wer ſo die äußerſten Extreme zu vereinigen wußte, in der Form ſeiner Gedichte ein vollendeter Nachahmer Schillers war und dabei Tieck mit ſolchem Lob verfolgte, der vermochte auch wohl kaum zu den Grundanſchauungen der Philoſophie durchzudringen.

Von Philoſophie iſt nun auch in ſeinen Arbeiten wenig oder gar nichts zu bemerken. Nur in der Abhandlung über Bürger könnte man vielleicht eine ſchwache Erinnerung an die Fichteſche Lehre zu finden meinen: „Unſer Daſein ruhet auf dem Unbegreiflichen und die Poeſie, die aus deſſen Tiefen hervorgeht, kann dieſes nicht rein auflöſen wollen.“ Aber ſolche Gedanken lagen damals in der Luft. Es hat alſo keine Bedeutung, und ich kann ſofort zu den „Vorleſungen über Literatur, Kunſt und Geiſt des Zeitalters“ übergehen, wie ſie Ende 1802 in Berlin gehalten und in Friedrich Schlegels Zeitſchrift „Europa“ [1]) ihrem weſentlichen Inhalte nach veröffentlicht ſind.

Schlegel ſieht die Literatur im allgemeinen an „als einen Vorrat von Werken, die ſich zu einer Art von Syſtem untereinander vervollſtändigen, worin eine Nation die hervorſtechendſten Anſchauungen ihrer Welt, ihres Lebens niedergelegt findet“. Die Forderung, die ſich aus dieſer Syſtematiſierung für die Rezenſenten ergibt, iſt keine geringe: „Sie ſollen vollkommene Univerſalität, d. h. nicht bloß Vielwiſſerei, Aufhäufung verſchiedenartiger Kenntniſſe nebeneinander, beſitzen, ſondern wahre Durchdringung des Geiſtes der verſchiedenen Wiſſenſchaften in dem ihrigen.“ Dieſe Durchdringung des Geiſtes, ein Schlagwort der Romantik von oft myſtiſcher Bedeutung, iſt hier in eine ganz verſtändliche Forderung für Literaten gemildert. Aber Schlegel bewirbt ſich noch ernſthafter um die Gunſt der Philoſophie. Er wendet ſich gegen die Unphiloſophie der Franzoſen: „Was ſie Metaphyſik nennen, iſt zum Lachen.“ Die Philoſophie wird dann im Sinne Fichtes als „Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften“ definiert und ganz artig iſt der Vergleich von Philoſophie, Poeſie, Religion und Sittlichkeit mit den vier Weltgegenden, wo die erſtere natürlich den Norden gegenüber dem poetiſchen Süden einnimmt. Nach Norden deutet der Magnet, „das ſchönſte Symbol von der Unwandelbarkeit und Identität des Selbſtbewußtſeins, welches das Fundament aller Wiſſenſchaft, aller philoſophiſchen Evidenz iſt!“ Schlegel folgt hier

[1]) 1803, Bd. II, S. 1 ff.

auch dem Äußern der Fichteschen Philosophie, wo in der Darstellung des tätigen und in seiner Tätigkeit beschränkten Ich das Bild vom Magneten eine große Rolle spielt. Von dem Idealismus Fichtes aus beurteilt Schlegel auch die Philosophie seines Zeitalters. Es verkennt die Ideen: „So hat man die Philosophie auf Erfahrung zurückführen wollen, da doch ächte Speculation es mit einem absoluten Wissen zu tun hat, gegen welches sich alle Erfahrung blos beschränkend negativ verhält." Er polemisiert demgemäß auch gegen Helvetius: „Nicht wie dieser meint, hat der Mensch die Vernunft seinen Händen zu verdanken, sondern umgekehrt, weil der Mensch Vernunft hat, so hat er auch einen ihr dienstbaren willkürlich zu gebrauchenden Verstand und nicht einmal von der Vernunft, sondern von diesem sind die Hände der symbolische Ausdruck." Darnach würde Schlegel, wenn er hätte weiter denken können, auch gleich Fichte, Hülsen und Novalis die ganze Welt aus der Vernunft hergeleitet haben müssen. Aber soweit zu gehen ist er doch nicht fähig, und so bleibt ihm die „Masse der äußeren Erfahrungen" als etwas Fremdes außer dem Ich bestehen. Immerhin sind sie ihm gegenüber der Idee der Natur, in welcher sie erst Sinn und Bedeutung bekommen und sich zu einem Ganzen ordnen können, „gewissermaßen gleichgültig". Vernunft und Phantasie endlich erkennt er als die gemeinschaftliche Grundkraft unseres Wesens. Zum Schluß noch eine Stelle, die auf eine Verherrlichung der Fichteschen Philosophie als vollendeten Selbstbewußtseins hinausläuft: „Das ganze Spiel unsrer geistigen Kräfte beruht auf dem beständigen Wechsel nach außen gerichteter und auf sich zurückgewandter Tätigkeit; ebenso scheint auch der gesamte Geist in wechselnder Contraktion und Expansion begriffen zu sein. Wer weiß, alles was ich als die letzte Periode geschildert habe, ist nur als eine einzige große Reflexion des Menschengeschlechts über sich selber anzusehen ... Soviel ist gewiß, daß in der Form der neuesten Philosophie ein gesteigertes Bewußtsein, ein Grad des Selbstverständnisses ausgedrückt ist, wie er sich zuvor nie gezeigt hat."

Wenn man diese Ausführungen im Gedanken vergleichen will mit der Art, wie alle anderen Romantiker sich zu Fichte stellen und dessen Ideen lebendig aufnehmen, verarbeiten, modifizieren oder ablehnen, so machen sie mehr den Eindruck eines bloß beistimmenden Referates über Philosophie.

2. Ludwig Tieck. In den „Volksmärchen, herausgegeben von Peter Leberecht"[1]) finden sich einige Anspielungen auf die Fichtesche Philosophie, die hier im Vorübergehen noch erwähnt werden sollen. Sein Talent zur literarischen Komödie hat Tieck besonders durch den

[1]) Berlin 1797.

„geſtiefelten Kater“ und den „Prinz Zerbino“ bekundet. Obwohl auch er ein Gegner der Aufklärung iſt und ſie ſcharf genug bekämpft, ſo nimmt er ſein Geſchäft doch nicht ſo tragiſch wie Hölderlin oder Schleiermacher, ſondern ſchickt in immer fröhlicher Laune die Pfeile des ſatiriſchen Witzes auf ſeine Gegner. Aber es ſind nicht immer bloß dieſe, über welche er ſich luſtig macht. Er macht ſich die „abſolute Willkür“ Friedrich Schlegels, bevor er noch davon weiß, am meiſten zu Nutze, und wo ihm etwas in den Bereich ſeiner geſetzloſen Phantaſie kommt, da wird es zum romantiſchen Traumbild oder zur tollen Burleske. Nun bietet ja jene Philoſophie Angriffspunkte genug für die Komik. Das Ich, das ſich immer nur ſelbſt affiziert und ins Unendliche reflektiert, mußte auf manchen komiſch wirken. Fichte ſelbſt ward von Schiller und Goethe in ihrem Briefwechſel das „große Ich“ genannt. Jene beiden Eigenſchaften des Ich ſind es nun, die Tieck im „Ritter Blaubart“ und in dem nachgeſetzten „Prolog“ benutzt hat. An jener Stelle wird der Verſtand mit einer Zwiebel[1]) verglichen. Er habe eine Menge von Häuten, jede dieſer Häute werde auch Verſtand genannt und der letzte inwendige Kern ſei der eigentliche beſte Verſtand. „Recht verſtändig ſind nun alſo die Menſchen, die ihren zwiebelartigen Verſtand durch lange Übung ſo abgerichtet haben, daß ſie jede Idee nicht nur mit den äußern Häuten, ſondern auch mit dem inneren Kern denken. Bei den meiſten Leuten aber, wenn ſie auch die Hand vor den Kopf halten, iſt nur die oberſte Haut in einiger Bewegung“ uſw. Nun wird Simon, der dies vorträgt, von Agnes gefragt, wie er denn denke. „Das iſt eben die Schwierigkeit,“ entgegnet er, „— ſeht, es iſt ſchwer zu denken, auf welche Art man denkt; denn verſteht, das, was gedacht wird, ſoll denken; ein Caſus, der einen ſonſt ganz verſtändigen Menſchen wohl toll machen könnte . . . ich denke, und mit dem Zeuge womit ich denke, ſoll ich denken, wie dieſes Zeug ſelbſt beſchaffen ſei. Es iſt pur unmöglich. Denn das, was denkt, kann nicht durch ſich ſelbſt gedacht werden“. Die für Fichte beſtehende Unendlichkeit der Aufgabe, Subjekt und Objekt im Bewußtſein zu vereinigen und die hier behauptete Unmöglichkeit kommen ja auch praktiſch wirklich auf dasſelbe hinaus. Natürlich geht das auch auf Kant und die ganze kritiſche Philoſophie. Im Prolog wird etwas dicker aufgetragen und durch die Knittelverſe das Komiſche erhöht. Rüpel führt hier das Wort:

Wir bilden uns nemlich ein, wir ſind,
Und daraus folgt denn nun geſchwind,
Daß alle Dinge, die wir ſo erleben,
In uns nur als Phantome ſchweben.

[1]) S. 31.

Dies paßt eigentlich mehr auf die Skepsis; aber im folgenden stellt sich doch heraus, daß Fichte gemeint ist:

Sie empören sich gegen meine Gründe.
Was gilts, daß ichs mir noch komm oder erfinde,
Ich bin der einzige hier, der existiert
Und sich die andern nur imaginiert,
Dann steht es billig kaum zu begreifen,
Wie ich so kann Erfindung über Erfindung käufen,
Und daß ich hier so eingepresset sitze
Und das Gedränge macht, daß ich schwitze,
Und doch kann ichs verfluchte Imaginieren
Nicht lassen, ich muß dies alles producieren.

Darauf gibt Michel empört dem Rüpel eine Ohrfeige. Der wird aber nicht verlegen und, indem er ihn wieder haut, sagt er:

Es ist nur meine eigne Seele,
Die ich dadurch ein wenig quäle.

Peter gibt darum den Rat, ihn nur tüchtig zu prügeln, weil er so wohl die eignen als die fremden Schläge zu spüren kriege.

Das ist der „Einfluß" Fichtes auf Tieck. Übrigens sind sich beide darum nicht feind geworden. Fichte verstand wohl Spaß und als jener 1799 von Berlin nach Jena ging, gab er ihm einen Brief[1]) an seine Frau mit, worin er bat, ihm „einige Aufmerksamkeiten" zu erweisen. Nachher[2]) wunderte er sich allerdings, daß diese ihn so sehr lobte. „Wie er natürlich ist, weiß ich; daß er sich zusammen nehmen und etwas anders scheinen kann auch." Über ein äußeres Verhältnis sind also beide Männer nicht hinausgekommen.

VII. Kapitel.

Schleiermacher.

a) Unter allen Romantikern nicht nur, sondern in der ganzen Generation der Jahre ist der Zug zum Religiösen so stark, daß überall die Symptome fast gewaltsam hervorbrechen. Es ist die Kunstbegeisterung Wackenroders und Hölderlins, die Magie Hardenbergs durchdrungen von tiefer Religiösität. Auch Tieck schließt sich an mit seinem Sternbald, und als 1799 die Reden Schleiermachers über die Religion[3]) erscheinen, da glaubt Fr. Schlegel, daß „eine große Auferstehung der Religion, eine allgemeine Metamorphose" nahe sei. Die

[1]) Vom 6. Juli 1799.
[2]) Brief vom 19. September 1799.
[3]) „Reden über die Religion, an die Gebildeten unter ihren Verächtern." Berlin 1799.

Reden bilden nun den eigentlichen Mittelpunkt alles deſſen, was an religiöſen Anſchauungen im romantiſchen Kreiſe vorhanden iſt. Fr. Schlegel brachte das Buch 1799 von Berlin nach Jena mit, und die dortigen Genoſſen hatten es ihm zu danken, daß es ſo befruchtend auf ſie wirkte (oben, XX, S. 678). Er rezenſierte es im Athenäum und ſchrieb im Anſchluß daran ſeine uns bekannten „Ideen". Novalis ward zu einem Aufſatze „Die Chriſtenheit oder Europa" begeiſtert, der allerdings ſchon eine Anſicht des Buches, daß Religion nie rein erſcheint, bedenklich beſtätigte. Indeſſen hatte ſich ein echt religiöſes Gefühl in den „Hymnen an die Nacht"[1]) und in geiſtlichen Liedern[2]) hervorgetan, in jenen ſchon vor dieſen Reden und der Heinrich von Ofterdingen wurde jetzt begonnen. Im folgenden Jahre erſchien Fichtes „Beſtimmung des Menſchen", und die jetzt hervortretende religiöſe Tendenz dieſes Mannes mag wohl nicht zuletzt durch Schleiermacher beeinflußt ſein[3]). — Goethe wurde dagegen nach dem erſten Intereſſe, das er dem Buch Schleiermachers bezeigte, bald von einer „fröhlichen Abneigung", wie Schlegel ſeinem Freunde nach Berlin berichtete, ergriffen. Doch die Romantiker führte dieſer in ihrer eigentümlichen Richtung ein gutes Stück weiter und, was uns hier intereſſiert, von Fichte ab. Die Gründe dieſes Erfolges ſowie die Stellung, die Schleiermacher zur Philoſophie im allgemeinen und beſonders zur Fichteſchen einnahm, mögen uns ſeine Reden ſelbſt lehren. Denn ſie enthalten, wie der Hyperion, eine Maſſe von Bekenntniſſen über die eigene Perſon ſowie über das Zeitalter und die beſonderen Verhältniſſe, in denen ſie ſich befindet.

b) Schon früher tritt ſie uns in den Athenäumsfragmenten von 1798 in ihrer Beſtimmtheit und Vornehmheit entgegen, nämlich da, wo er über Offenheit (S. 96) handelt. Er will ſich nicht ſelbſt zerlegen wie das Objekt einer anatomiſchen Vorleſung. „Das innere Leben verſchwindet unter dieſer Behandlung . . . Der Menſch gebe ſich ſelbſt wie ein Kunſtwerk, welches im Freien ausgeſtellt jedem den Zutritt verſtattet, und doch nur von denen genoſſen und verſtanden wird, die Sinn und Studium mitbringen." Wir verſtehen gleich, warum die Religion, als Ausdruck des innerſten Lebens, nie rein erſcheinen kann. Was ihm dieſe iſt und wie er ſich ihr Weſen darzuſtellen ſucht, lehrt uns gleich im Anfang der Reden eine ſchöne Stelle: Sie war „der

[1]) Nach Dilthey Preußiſche Jahrbücher XV, 596 ff. nicht nach dem Sommer 1798 entſtanden. Haym ſetzt ſie indes ſpäter an.

[2]) Für die geiſtl. Lieder trifft dies nicht zu. Nach dem Brief Fr. Schlegels an Schleiermacher ſind ſie durch deſſen „Reden" veranlaßt (Haym S. 462).

[3]) Durch einen Brief an ſeine Frau vom 20. Juli 1799 erfahren wir zuerſt, daß er täglich zwiſchen 1 und 3 Uhr bei M. Veit mit Schlegel und Schleiermacher zuſammentraf.

mütterliche Leib, in deſſen heiligem Dunkel mein junges Leben genährt und auf die ihm noch verſchloſſene Welt vorbereitet wurde". Er nennt ſie auch nach der bekannten romantiſchen Vorſtellungsweiſe ein „heiliges Feuer" und wünſcht die Zeit herbei, da das Mittleramt aufhört und es nicht mehr der „feurigen Gebete" bedarf, um jenes Feuer „vom Himmel herabzuflehen, ſondern nur der ſanften Stille heiliger Jungfrauen, um es zu unterhalten". Aber nicht nur im Bilde ſtimmt der Redner mit Hölderlin, Novalis und Schlegel überein. Denn wo er ganz allgemein den inneren Trieb kennzeichnen will, nennt er ihn auch ein Streben nach Ausdehnung und Durchdringung, verbunden mit myſtiſcher, ſchöpferiſcher Sinnlichkeit, die allem inneren auch ein äußeres Daſein zu geben ſtrebt. Doch iſt dieſer „geiſtige Durchdringungstrieb" nur die Grundlage ſeiner Religion. Dieſe weiß er durch ſtrenge Ausſcheidung alles Äußerlichen und Sekundären oder Fremden als ein ganz urſprüngliches und eigentümliches Gefühl der menſchlichen Seele zu entwickeln, dem Metaphyſik und Moral, Staats- und Erziehungskunſt gleich fremd, ja, wenn ſie damit vermiſcht werden, verderblich ſind. Das Weſen der Religion iſt weder Denken noch Handeln, ſondern Anſchauung und Gefühl. „Anſchauen will ſie das Univerſum . . ., von ſeinen unmittelbaren Einflüſſen will ſie ſich in kindlicher Paſſivität ergreifen laſſen." Der Begriff ‚Anſchauen des Univerſums' iſt ihm denn auch der Angel ſeiner ganzen Rede, „die allgemeine und höchſte Formel der Religion". Eine ſolche paſſive Anſchauung iſt doch weit entfernt von der tätigen und produktiven Anſchauung Fichtes und Hülſens, und zum erſten Male tritt uns hier ein ganz anderes von jener Richtung unbeeinflußtes Gefühl entgegen. Dieſem Gefühl verſchwindet auch das Ich vor dem Univerſum; es iſt im Vergleich damit unendlich klein. Ganz entſchieden äußert ſich Schleiermacher an mehreren Stellen direkt gegen jene „Tendenz", Weſen zu ſetzen und Naturen zu beſtimmen, und er fragt[1]): „Wenn die Menſchheit ſelbſt etwas bewegliches und bildſames iſt, wenn ſie ſich nicht nur im Einzelnen anders darſtellt, ſondern auch hie und da anders wird, fühlt Ihr nicht, daß ſie dann unmöglich ſelbſt das Univerſum ſein kann? . . . ſie iſt nur eine einzelne Form desſelben, . . . nur ein Mittelglied zwiſchen dem Einzelnen und dem Einen, ein Ruheplatz auf dem Wege zum Unendlichen uſw." Dies und die folgenden Sätze beſagen das direkte Gegenteil zu denen der Wiſſenſchaftslehre: „Alles Anſchauen geht aus von einem Einfluß des Angeſchaueten auf den Anſchauenden, von einem urſprünglichen und unabhängigen Handeln des erſteren, welches dann von dem letzteren ſeiner Natur gemäß aufgenommen, zuſammengefaßt und

[1]) 1. Ausg., S. 104.

begriffen wird[1]." Also ist die Vorstellung hier wie bei Schopenhauer sekundär, und Fichte zieht sich ja auch vor der Tatsache, daß der Anstoß auf das Bewußtsein von außen das Primäre ist, in das Dogma des reinen Ich zurück.

c) Was ist nun Anschauung und Universum im Sinne Schleiermachers? Es befremdet zunächst einigermaßen, daß er „alles Allgemeine, worunter das Einzelne befaßt werden soll, alle Zusammenstellung und Verbindung" abzulehnen scheint[2]): „Sie liegt entweder in einem fremden Gebiet, wenn sie auf das Innre und Wesentliche bezogen werden soll, oder ist nur ein Werk der spielenden Phantasie und der freiesten Willkür." Aber Schleiermacher ist doch nur konsequent in seiner Absicht. Wenn er die Metaphysik von der Religion ausschließt, muß er auch alles Systematische verwerfen: „Anschauung ist und bleibt immer etwas Einzelnes, abgesondertes, die unmittelbare Wahrnehmung, weiter nichts; sie zu verbinden und in ein Ganzes zusammenzustellen, ist schon wieder nicht das Geschäft des Sinnes, sondern des abstrakten Denkens[3])." Dies ist also das Dritte neben der Unterordnung des Menschen unter das Universum und dem Primären des Angeschauten, wodurch der Religionsredner sich von Fichte unterscheidet. Jener versteht nun auch unter der Gottheit nichts als die einzelne religiöse Anschauung und wahrt sich ferner „die ungeschränkte Freiheit des Gemüts durch Anschauen". Das Universum muß demnach auch wie die Anschauung „unendlich nach allen Seiten sein, ein Unendliches des Stoffs und der Form, des Seins, des Sehens und des Wissens darum"[4]). Aber Schleiermacher vermag sich in der weiteren Entwicklung seines Gefühls doch nicht auf diesem einfachen Standpunkte zu behaupten. Er bedarf am Ende doch der Meditation. Denn ohne Philosophie kommt keiner zu der Einsicht, „daß alle Verschiedenheit und alle Entgegensetzung nur scheinbar und relativ ist und alle Individualität nur ein leerer Namen"[5]). Freilich hat er Recht, daß man nirgends etwas Einfaches findet, sondern alles künstlich zusammengesetzt und verschlungen. Aber es ist doch, als ob er gegen sich selbst polemisiere, wenn er auf die Klagen, daß Vernunft und Seele, Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Verstand und blinde Kraft in so getrennten Massen erscheinen, fragt: „Warum seht ihr alles einzeln, was doch nicht einzeln und für sich wirkt?"[6]) Er kommt so schließlich doch zu einer Formel der Einheit oder Totalität: „Das ist die Harmonie des Universums, das ist die wunderbare und große Einheit in seinem ewigen Kunstwerk[7])," und zwar sind es nicht die Massen, die seinen religiösen Sinn ansprechen, sondern die Gesetze[8]).

---

[1]) S. 55. [2]) S. 60. [3]) S. 58. [4]) S. 60. [5]) S. 86. [6]) S. 96. [7]) S. 97 (man wird hier an Hülsen erinnert). [8]) S. 82.

Um seine Religion zu begründen, bedarf Schleiermacher der Philosophie und unversehens stellt er sich als ein recht ernsthafter Philosoph vor. Zwei wesentliche Verschiedenheiten gegenüber Fichte sind aber bestehen geblieben, wenn sie auch im Grunde auf eine einzige hinauslaufen.

d) Damit ist aber noch nicht alles gesagt. — Schleiermacher will nun[1]), daß man in der Religion an der Hand eines Mittlers, den man sich unter den heiligen Männern der Menschheit ausgesucht, diese durchlaufe und alles von dem neuen Licht erhellt werden lasse: „Von diesen Wanderungen kehrt dann die Religion mit geschärftem Sinn und gebildeterem Urteil in das eigne Ich zurück, und sie findet zuletzt alles, was sonst aus den entlegensten Gegenden zusammengesucht wurde, bei sich selbst“ . . . „Ihr selbst seid ein Compendium der Menschheit. Eure Persönlichkeit umfaßt in einem gewissen Sinne die ganze menschliche Natur, und diese ist in allen ihren Darstellungen nichts als euer eigenes, vervielfältigtes, deutlicher ausgezeichnetes und in allen seinen Veränderungen verewigtes Ich.“ Für Novalis und Friedrich Schlegel war in ganz ähnlicher Weise das Ich eine Analogienquelle für alle möglichen Verhältnisse, und man sollte eigentlich auch hier zu einer Vergleichung mit Fichte veranlaßt werden. Aber wie ein Protest dagegen klingen aus einem früheren Abschnitte[2]) derselben Rede die Worte: „Wie wird es dem Triumph der Spekulation ergehen, dem vollendeten und gerundeten Idealismus, wenn Religion ihm nicht das Gegengewicht hält und ihn einen höheren Idealismus ahnden läßt als den, welchen er so kühn und mit so vollem Recht sich unterordnet? Er wird das Universum vernichten, indem er es zu bilden scheint. Er wird es herabwürdigen zu einer bloßen Allegorie, zu einem nichtigen Schattenbilde unserer eignen Beschränktheit. Opfert mit mir eine Locke den Manen des heiligen verstoßenen Spinoza. Ihn durchdrang der hohe Weltgeist, das Unendliche war sein Anfang und Ende, das Universum seine einzige und ewige Liebe.“ Scharf tritt hier Schleiermacher der kalten Vernunftspekulation entgegen und reicht über dem Kopfe Fichtes hinweg Spinoza die Hand. Er vermißte bei jenem so gut als bei Kant das Gefühlselement, und der Trieb, den auch Fichte als die Grundkraft des Menschen anerkannte, war in seiner logischen Fassung doch nicht das, was alle Romantiker eigentlich in sich fühlten. Schleiermacher hat aber im Gegensatze zu den übrigen der Versuchung widerstanden, mit Fichte zu paktieren, und es war ein glückliches Beginnen, von vornherein die Metaphysik und Moral, wie er sie durch Kant und Fichte kannte, auszuschließen und sich lediglich auf Beobachtung des in ihm waltenden Elements zu beschränken. So ist ihm die Religion ein

[1]) S. 98 99. [2]) S. 54

freies und fließendes Element[1]) geblieben. Trotz der Passivität der Anschauung wahrt er aber doch die Selbsttätigkeit des Geistes, die nicht den Einflüssen äußerer Gegenstände zuzuschreiben sei. Er setzt gleich Novalis der äußeren Welt eine „andere Quelle" in uns entgegen. Auch soll die Anschauung nie so überwiegen, daß das Gefühl beinahe verlöscht wird. Nur soll die Religion nie bis zu eigentlichem Handeln vorschreiten wollen; denn dann gerät sie in das ihr fremde Gebiet der Moral. „Die religiösen Gefühle sollen nur wie eine heilige Musik alles Tun der Menschen begleiten." Die religiöse ist auch die umfassendste Anschauung[2]); denn sie verbindet die äußere der Welt mit der inneren auf das Ich. „Eingerissen ist im Zeitalter der Religion dem Philosophen die ängstliche Scheidewand[3])." Alles außer ihm ist nur ein anderes in ihm usw. Die Totalität des Universums, zu der man durch immer höhere Anschauung gelangt, ist aber nicht die alles Mannigfaltige vernichtende Einheit des absoluten Ich, sondern sie ist Einheit in der Vielheit[4]), wenn auch jedes Ding im Universum nur etwas sein kann durch die Totalität seiner Wirkungen und Verbindungen[5]). In der Religion ist endlich auch die Freiheit schon wieder Natur geworden. Freiheit und Harmonie in der Totalität des Universums ist nun dasselbe, was Hülsen von seinem Idealismus aus proklamiert; aber die Ausgangspunkte sind verschieden. Denn „geraubt hat der Mensch", sagt Schleiermacher, „das Gefühl seiner Unendlichkeit und Gottähnlichkeit, und es kann ihm als unrechtes Gut nicht gedeihen, wenn er nicht auch seiner Beschränktheit sich bewußt wird, der Zufälligkeit seiner ganzen Form, des geräuschlosen Verschwindens seines ganzen Daseins im Unermeßlichen"[6]). Dennoch sind beide sich später so nahe gekommen, weil Hülsens Anschauung im Grunde ebenso religiös war, wie Fr. Schlegel richtig erkannt hat (oben, XX, S. 457). Nur das Fichtesche Ich stand im Anfang störend zwischen ihnen. Schleiermacher fällt mit dem Universum, soweit er es philosophisch ergründen will, zwar auch in ein Dogma; aber er hat, wie er selbst von sich sagt, eine große kräftige Mystik, heroische Einfalt und stolze Weltverachtung. Dies und die fast ängstliche Enthaltung von allem Handeln weist ihm seine Stellung ungefähr in der Mitte zwischen Novalis und Schopenhauer[7]) an. Wenn man ferner liest, wie er nicht nur gegen die spekulative Philosophie, sondern gegen das gesamte Zeitalter die Rechte der Seele vertritt und gleich Hölderlin[8]) die „Praxis der sogenannten verständigen Leute", der Aufgeklärten

[1]) S. 29. [2]) S. 68. [3]) S. 171. [4]) S. 128. [5]) S. 152. [6]) S. 52.
[7]) Vgl. auch W. Dilthey in seinem Aufsatz über Novalis. Preuß. Jahrb. von 1865, S. 596 ff. [8]) Mit diesem verbindet ihn auch sein Urteil über den Staat: Er nennt das irdische politische Band gegenüber dem himmlischen Band der Religion ein „erzwungenes vergängliches, interimistisches Werk".

verdammt, die das ganze Leben mit Arbeit und Spiel hingebracht wissen, nur keine „ruhige hingegebene Beschauung“ dulden wollen, wie er aus den Schranken des bürgerlichen Lebens, worauf sich alles Handeln bezieht, heraustreten will, so sieht man, wie er endlich dahingelangt, wo ihn Hülsen findet, und wo alle Weisen nach langen Wanderungen durch das Gebiet der Zeit endlich zusammenkommen zu ruhiger Betrachtung. In seiner „Stadt Gottes“[1]) gibt es kein Zuerst und Zuletzt, und alle irdische Ordnung ist aufgehoben. Frei tritt jeder Bürger hervor, um seine eigene Anschauung hinzustellen als Objekt für die Übrigen usw. Die priesterliche Gesellschaft, von der Schleiermacher redet, ist wie die szientifische Fr. Schlegels eine vollkommene Republik, „wo jeder abwechselnd Führer und Volk ist“. In den Resultaten harmoniert auch Hülsen auf eine merkwürdige Weise mit jenem, wenn man nur von der Voraussetzung absieht, daß die natürliche Gleichheit aller bewiesen werden soll und nicht die Gemeinschaft der Geister, deren sonstige Verschiedenheiten der Religionsredner nicht verschleifen will. Darum auch seine Toleranz gegen Mystiker und Physiker, Theisten und Pantheisten in der Religion, die dennoch nur eins sein sollen. Das sind die Ideen, auf die sich in unserer Zeit die von Amerika ausgegangenen großen Religionskongresse gründen.

e) In der Rezension von Fichtes „Bestimmung des Menschen“, die Schleiermacher für das Athenaeum von 1800[2]) übernimmt, äußert er sich nun auch direkt zu dieser Philosophie. Die Erklärung der Sinnenwelt nimmt er von ihr an. Alle Herrschaft, die sie über ihn auszuüben und aller Widerstand, den sie ihm entgegenzusetzen scheint, ist auch ihm nur ein Schein, und er glaubt für sein Leben und Handeln auf immer gesichert zu sein gegen alle Sophistereien, die er — und das verdient hervorgehoben zu werden — sich selbst machen oder die bis zu ihm gelangen könnten. Nun aber findet er eine „Bestimmung“ des Menschen mit seiner Freiheit nicht wohl verträglich. Er fragt: Soll die Bestimmung auf ein Machen gehen oder auf ein Werden? und kommt so auf die Vernunft, durch und für welche alles ist. Die Frage nach der Bestimmung des Menschen kann also nicht getrennt werden von der: Was bin ich? Er selbst hält es, „da doch einmal bei einer solchen Frage von der geistigen Natur als von einer blinden Natur geredet werden und man also in jenem Sinne nicht nach der Natur des Menschen fragen sollte,“ mit der Frage der alten Schule: „Was ist das höchste Gut?“ Für das einzig Notwendige scheint ihm kein Ausdruck unbefangener als dieser. — Im dritten

[1]) S. 181/82.
[2]) 2. Stück, S. 281 ff.

Buche stößt er sich daran, daß ihm das Unendliche, als das einzig Reelle, auf einmal als ein Wille vorgestellt und von seinen Plänen geredet wird. Dies findet er weder in dem anfänglichen Setzen jenes irdischen Zweckes (eben der „Bestimmung"), der doch nachher als unzureichend wieder aufgehoben werden muß, noch sonstwie genügend vorbereitet. Mit Recht wundert er sich, daß Fichte auf seinem Wege von der äußeren Natur und ihrem Zusammenhange anscheinend gar nicht auf den Idealismus geführt wird, da er jene Frage auch nicht aus ihm beantwortet, sondern auf die innere Stimme des Gewissens. Im Sinne der Wissenschaftslehre und Hülsens ist das gewiß nicht. Deutlich genug sprechen dann folgende Worte: „Wenn der theoretische Idealismus für den, der sich außer der Schule befindet, nur dient, um die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche die realistische Spekulation seinem Gelangen zum Bewußtsein der Freiheit verursachen könnte: so ist er ihm wahrlich überall nicht brauchbar, weil ja jene Spekulation nur eine Verkünstelung des Verstandes ist und außer der Schule ebenfalls nicht vorkommen kann. Sollte aber nicht Fichte seiner theoretischen Philosophie Unrecht tun unter uns Unphilosophen, wenn er sie für uns nur auf diesen Gesichtspunkt stellt? Sollte man nicht vom Moralismus aus, sobald man nur über ihn denken will, auch notwendig auf den Idealismus kommen müssen? Und sollte die Darstellung dieses Zusammenhanges, welchen ich ahnde, uns nicht brauchbar und dem übrigen Zwecke des Buches nicht angemessen gewesen sein?" Also nur ahnen kann Schleiermacher den Zusammenhang dieses Buches mit dem früheren Idealismus Fichtes, und er muß die Inkonsequenz hervorheben, die darin liegt, daß jener nicht auch vom Moralismus aus bis dahin vorgeschritten ist. Für *seine* Anschauung aber kommt doch etwas ganz anderes heraus, als man in der Fichteschen Spekulation finden könnte: *die Nichtigkeit des Ich* im Verhältnis zu einem Übersinnlich-Unendlichen, Unbegreiflichen. Selbst nachdem er sich in das „Ich des Buches" versetzt, aus seinem Werden und der allmählichen Entwicklung des spekulativen Monologs „in dem Zustande, da man erst mit sich einig werden will", die Inkonzinnitäten desselben zu verstehen gesucht hat, bleibt ihm noch eins fraglich: „ob denn das Ich wirklich am Ende die ganze Denkart und das ganze System des Geistes so umfaßt und erschöpft hat, als es von sich rühmt!" „Weshalb erschrak es denn so gewaltig vor jenem System der allgemeinen Naturnotwendigkeit? Weil seine Liebe dabei verloren gehen mußte, sein Interesse an sich selbst, an seiner Persönlichkeit als endlichem Wesen . . . Dann weil es Zurechnung wollte, Verdienst und Schuld an seinem Werden und seinem einzelnen Handeln in der Welt. Dies wollte es eigentlich; und nun — wie fern ist es davon, es noch zu wollen! wie sind ihm alle diese schwan-

kenden Begriffe und kleinen Tendenzen wie unter den Händen verschwunden, seitdem es die unselige Vorstellung von einem Unendlichen als Natur in sich zerstört hat und das Unendliche nun als das ursprünglich Geistige kennt. . . . Es weiß, daß man auch mit dieser Anwendung dieses Begriffes in das absolute Unbegreifliche hineinfällt, und es beruhigt sich dabei." Die Stimme des Gewissens aber nennt Schleiermacher, ganz wie in den „Reden", die Offenbarungen des Unendlichen in einzelnen Anschauungen des Endlichen, den „Strahl, an welchem wir aus dem Unendlichen ausgehen und als einzelne und besondere Wesen hingestellt werden". — Jene Worte enthalten nun dieselbe Polemik gegen die Allmacht des Ich, wie die Reden vom Jahre vorher, nur deutlicher noch und schärfer[1]). Fichtes neues Buch mußte ihn ja auch in dieser Polemik bestärken; denn er kann in ihm einen völligen Wandel der Anschauung, wenn auch nicht bewußt zugegeben, so doch durch die herrschende Tendenz auf das Religiöse in der Stimme des Gewissens deutlich ausgedrückt finden. Der Schwindelbau von 1794 hat nicht ausgehalten. Nicht nur, daß die spekulative Grundlage eine unsichere war; auch die äußeren Geschehnisse, besonders des Jahres 1799, wirkten auf den Zusammenbruch hin. Fichte sah sein eigenes Ich unaufhaltsam von dem Strome der Zeit fortgerissen; der Versuch, es unter allen Umständen durchzusetzen gegen fremde Mächte, war gescheitert[2]) — der Mann, dessen Vernunftkritik die einzige solide Stütze von seinem System war, sagte sich mit dürren Worten von ihm los[3]). Fichte muß sich mit den Trümmern seines Ich mühsam wieder anzubauen suchen, und es ist wohl nicht ganz zufällig, daß jetzt die Religion das Leitmotiv seines Philosophierens bildet.

f) Die Denkungsart Schleiermachers, so sehr sie sich auch über die gewöhnlicher Menschen erhob, war doch im Verhältnis zu derjenigen Fichtes eigentlich realistisch zu nennen. Sein Blick richtete sich zwar auch mehr nach innen; aber er suchte dort nichts zu bestimmen, sondern beobachtete die Erfahrungstatsachen des Gefühlslebens und hatte einen tiefen Sinn für eigene und fremde Individualität, weshalb er viel eher noch mit Schopenhauer verglichen werden könnte.

---

[1]) Fr. Schlegel nannte die Rezension „ein Meisterstück von Feinheit in Ironie, Parodie und schonender, respektvoller Architeufelei".

[2]) Ich habe aus dem Studium der Briefe Fichtes und der Stimmung, mit der er seinen Handel nachher betrachtete, keine andere Ansicht gewinnen können.

[3]) Daß Kant vielleicht aus Angst, man möchte ihn für den behaupteten Atheismus Fichtes verantwortlich machen, jene Erklärung im Intelligenzblatt der Allgemeinen Litteraturzeitung von 1799, Nr. 109 abgegeben hat, kann allerhöchstens als äußere Veranlassung in Betracht kommen. Die Gleichsetzung der Wissenschaftslehre mit bloßer Logik wird dadurch noch nicht widerlegt. (Siehe oben XX, S. 453, Anmerkung 3.)

Auf dieſen weiſt auch manches in den 1800 erſchienenen Monologen[1]) hin, die ich hier noch berühren will. „Wie ſollt auch wohl der Menſch", heißt es da an einer Stelle[2]), „nachdem er einmal zum unabhängigen und eigenen Daſein gelangt iſt, mitten im Werden und ſich bilden, plötzlich eine andere Richtung nehmen in ſich ſelbſt?" Aber er betont doch das unabhängige eigene Daſein und nähert ſich ſo wieder Fichte. Er wendet ſich ab von denen, „die dem Zepter der Notwendigkeit ſich beugen und unter dem Fluch der Zeit ſeufzen. Mit leeren Wünſchen oder mit eitlen Klagen zeichnet die Zeit brandmarkend ſchmerzlich ihre Sklaven. Nie iſt ihnen vergönnt, das heilige Gebiet der Freiheit zu betreten". Er kann ſich nur als Freiheit anſchauen; „was notwendig iſt, iſt nicht mein Tun, es iſt ſein Widerſchein ..." Was er tut und ſchafft, denkt und fühlt, „die Bilder, die kommen und vergehen, und was ſonſt wechſelnd ins Gemüt die Zeit bringt und hinweg nimmt ... dies geht, der Tanz der Horen, melodiſch und harmoniſch nach dem Zeitmaß; doch Freiheit ſetzt die Harmonie und gibt die Tonart, und alle zarten Übergänge ſind ihr Werk; ſie gehen aus dem innern Handeln und aus dem eignen Sinn des Menſchen ſelbſt hervor". Ebenſo könnte der Darſteller Fichtes, Hülſen, ſich geäußert haben. Doch kann Schlegel ſich nie von „den äußeren Bedingungen des Handelns, ob ſie günſtig oder ungünſtig ſind," losmachen. Zeit und Ewigkeit, Notwendigkeit und Freiheit, Welt und Ich bleiben ſich immer entgegengeſetzt. Die „hohe Selbſtbetrachtung allein" iſt es, die ihn in Stand ſetzt, „der erhabenen Forderung zu genügen, daß der Menſch nicht ſterblich nur im Reich der Zeit, auch im Gebiet der Ewigkeit unſterblich iſt". Das eigne unabhängige Daſein ſucht er alſo „im Leben des Geiſtes, im Reich der Ewigkeit"; doch ſtreifte er immer nahe an Hülſen vorbei, wenn er z. B. fragt: „Warum ſoll denn nicht äußeres Handeln in der Welt, was es auch ſei, zugleich ſein können ein ſtilles Betrachten des Handelns?" Das iſt die ſtete Gegenwart des Geiſtes im Selbſtbewußtſein und ein unmerklicher Einfluß Fichtes, vielleicht auf dem Weg über Hülſen, nicht zu verkennen. Deutlicher ſpricht folgende Stelle: „Teile nicht, was ewig vereint iſt dein Weſen, das weder das Tun noch das Wiſſen um ſein Tun entbehren kann, ohne ſich zu zerſtören." Ferner: „Höchſte Freiheit iſt die Tätigkeit, die ſich in ſeinem wechſelnden ſie bildenden Handeln ausdrückt, und unverrückt in dieſem Handeln ſich ſeiner ſelbſt bewußt, als immer desſelben, feiert er ein ſeliges Leben." Dieſe Identität des Selbſtbewußtſeins hat ſonſt niemand ſo ſehr gefeiert als Hülſen. Die früher ſo genannte „Anſchauung des

[1]) Neue Ausgabe, Berlin 1868, bei Reimer.
[2]) Seite 33 f.

Univerſums" in der Religion iſt auf dieſe Weiſe von Schleiermacher nicht modifiziert, ſondern nur aus dem dunklen Gefühl in das hellere Licht der Vernunft gerückt worden. Überhaupt tritt in den Monologen die philoſophiſche Betrachtungsweiſe mehr hervor. Aber ſollen wir dem Verfaſſer nicht glauben, was er an anderer Stelle ſagt, daß ihm „von innen die hohe Offenbarung (das Bewußtſein der Menſchheit) kam, durch keine Tugendlehren, kein Syſtem der Weiſen hervorgebracht?" „Das lange Suchen, dem nicht dies, nicht jenes genügen wollte, krönte ein heller Augenblick; die Freiheit löſte die dunklen Zweifel durch die Tat." Außerdem iſt mit jener Formel noch lange nicht das Weſen der Schleiermacherſchen Philoſophie erſchöpft. Sie iſt eine Selbſtbetrachtung im wahren Sinne und trifft manchmal ebenſo merkwürdig mit dem magiſchen Idealismus Hardenbergs[1]), als anderswo mit dem freien Selbſtbewußtſein Fichtes oder mit der Contemplation Platons und Schopenhauers oder Spinozas zuſammen. Aber auch von dieſer entfernt er ſich manchmal ſehr weit. Ihn intereſſiert mehr die Eigentümlichkeit des Einzelweſens, nicht „die unwürdige Einzelheit des ſinnlichen tieriſchen Lebens", ſondern „die beſondere geiſtige Geſtalt des Menſchen zugleich mit dem Bewußtſein der allgemeinen Menſchheit". Er fragt ſich, warum doch „die Einheit des fließenden vergänglichen Bewußtſeins" in ihm wäre, und es drängte ihn, ein höheres, ſittliches zu ſuchen, deſſen Bedeutung die Freiheit wäre. Es wollte ihm nicht genügen, „daß die Menſchheit nur da ſein ſollte als eine gleichförmige Maſſe, die zwar äußerlich zerſtückelt erſchiene, doch ſo, daß alles innerlich dasſelbe ſei". Dieſe Worte richten ſich gegen „die natürliche Gleichheit der Menſchen", wie ſie Hülſen nachzuweiſen verſucht hatte. Die empiriſche Individualität behauptet alſo bei jenem ihren Platz; ebenſo ſehr vertritt er aber auch wieder den Gedanken der Perſonalität des Univerſums. Aber auch hier darf man noch nicht ſtehen bleiben und wird durch andere Betrachtungen immer weiter gewieſen. Zu dem allgemeinen Sinn kommt noch die Liebe hinzu, die Anziehungskraft der geiſtigen Welt, ohne die alles in gleichförmige, rohe Maſſen zerfließen würde. Aus den folgenden Ausführungen merkt man, wie er den Flügelſchlag des platoniſchen Eros gefühlt hat, beſonders in den ſchönen Betrachtungen über Jugend und Alter. Man wird erinnert an die begeiſterungsvollen Worte, mit denen Sokrates vor ſeinem

[1]) Folgende Worte (S. 23) zeugen von auffallender Ähnlichkeit mit dieſem „Ins Reich der Schatten haben ſie die Seele auf ewig geſetzt und gemeint, daß dort unten nur ein dürftiges Bild der früheren Tätigkeit ein dunkles Leben friſte; aber klarer als der Olymp iſt das, was der dürftige Sinn verbannte in unterirdiſche Finſternis, und das Reich der Schatten ſei mir ſchon hier das Urbild der Wirklichkeit."

Tode die ἀπαλλαγὴ τῆς ψυχῆς ἀπὸ τοῦ σώματος als das Ziel des Weisen hinstellte.

g) Blickt man von hier auf die „Systeme der Weisen", unter seinen Zeitgenossen zurück, so ergibt sich leicht, wie er im Grunde über sie denken mußte. Schleiermacher war, wie alle Romantiker, ein Reaktionär gegen die einseitig herrschende Vernunft in Philosophie und Aufklärung. Es empört ihn „die Eitelkeit des jetzigen Geschlechts, das so gern von Verbesserung der Welt spricht, um selbst für besser zu gelten und über seine Väter sich zu erheben . . ." „Als hätten ihres gewaltigen Verstandes donnernde Stimmen die Ketten der Unwissenheit gesprengt; als hätten von der menschlichen Natur, die nur als dunkles, kaum kennbares Nachtstück abgebildet war, nun endlich sie ein kunstreich Gemälde aufgestellt, wo geheimnisvolles Licht... alles wunderbar erleuchtet, daß kein gesundes Auge mehr den ganzen Umriß oder einzelne Züge verfehlen könne; als hätte ihrer Weisheit Musik die rohe räuberische Eigensucht zum zahmen, geselligen Haustier umgeschaffen und Künste sie gelehrt: so reden sie von der heutigen Welt; und jeder kleine Zeitraum, der verstrichen, soll reich an neuem Gut gewesen sein." Er klagt dann bitter über die Vernachlässigung der seelischen Bedürfnisse in seiner Zeit und vereinigt sich darin mit Hölderlin. Aber so sehr er sich auch Fremdling fühlt in dieser Zeit, so fest ist ihm auch die Gewißheit von einer späteren besseren Welt: „Wie sollte nicht aus unserer verwirrten Umbildung, in der das Auge, welches der schon sinkende Nebel ganz nah umfließt[1]), die ersten Elemente der besseren Welt erblickt, sie endlich selbst hervorgehen, das erhabene Reich der Bildung und der Sittlichkeit? Sie kommt! Was sollt ich zaghaft die Stunden zählen, welche noch verfließen, die Geschlechter, welche noch vergehen? Was kümmert mich die Zeit, an welche doch mein innres Leben sich nicht gefesselt fühlt?" — Es wäre grausam, dagegen mit dem Argument anzukämpfen, daß Schleiermacher hier doch in die Zeit fällt, über die er sich sonst absolut erhebt. Warum sollte er nicht glauben, daß einmal eine Weltperiode kommen werde, da der innere Sinn mehr ausgebildet und der Mensch zu einem erhöhten Dasein befähigt werde? So nennt er sich einen „prophetischen Bürger einer spätern Welt, zu ihr durch lebendige Phantasie und starken Glauben hingezogen, ihr angehörig jede Tat und jeglicher Gedanke".

Durch Friedrich Schlegel ist Schleiermacher mit Fichte und den Romantikern zusammengekommen. Die Interessengemeinschaft mit diesen letzteren ging auch in der Tat sehr weit. Sieht man aber nur

1. Wieder eine auffallende Ähnlichkeit mit Novalis.

auf die Theorien ſeines genannten Freundes, ſo iſt wohl zu begreifen, daß ihm dieſe für den Gang ſeiner inneren Entwicklung — ich ſpreche nicht von ſeinem klaſſiſchen Studium — wenig bedeuten konnten. Dagegen hat er jenem nicht nur, ſondern dem ganzen romantiſchen Kreis einen tüchtigen Anſtoß zur Religion hin gegeben. Daß gegen das Ende des Athenäums die Stimme der Religion immer vernehmlicher wird und jene von der Wiſſenſchaftslehre herſtammenden Schlagworte immer ſeltener, iſt zum großen Teil den Reden über die Religion zuzuſchreiben. Wäre Schleiermacher nicht ſo ſpät erſt hervorgetreten, oder hätte die Schule noch einige Jahre zuſammengehalten, ſo würde der Umſchwung bemerkbarer geworden ſein. — Betrachtet man endlich die Freundſchaftsbündniſſe jener Männer untereinander, ſo fällt einem wohl auf, wie ungleich ſie doch eigentlich waren: Tieck der Herzensfreund von Wackenroder und Novalis, Friedrich Schlegel eine zeitlang ſehr nahe mit Schleiermacher befreundet. Warum, möchte man fragen, nicht Wackenroder und Hölderlin, Hülſen, Novalis und Schleiermacher? Aber wie dieſer ſagt: „In nahen Bahnen wandeln oft die Menſchen und kommen doch nicht einer in des andern Nähe. Vergebens ruft der Ahndungsreiche und den nach freundlicher Begegnung verlangt; es horcht der andere nicht. Oft nähern andre ſich einander, deren Bahnen weit auseinander gehen, es meint der eine wohl, es ſei für immer, doch iſt's nur ein Moment; entgegengeſetzte Bewegung reißt jeden fort, und keiner begreift, wo ihm der andere hingekommen." Für Momente nur berühren ſich auch Fichte und Schleiermacher und gehen dann wieder auf weit entfernten Bahnen.

Schluß.

Jener romantiſche Trieb, von dem in der Einleitung und im erſten Kapitel die Rede war, iſt durch die Philoſophie Fichtes mannigfach beeinflußt, abgelenkt oder zurückgeſtoßen worden, und wo dieſe am meiſten wirkte, da iſt es, merkwürdig genug, dennoch zu keiner galvaniſchen Vereinigung gekommen; man erhält vielmehr aus den Fragmenten des Athenäums, aus den abgeriſſenen Gedanken von Novalis und Friedrich Schlegel und anderswo bei Hölderlin und Schleiermacher, den Eindruck eines fortgeſetzten Kampfes zwiſchen zwei grundverſchiedenen Richtungen, der ſinnlichen aus den Tiefen des Gefühlslebens herauf und der moraliſchen, die aus der Vernunfteinheit deduziert wird. Dieſer Kampf, deſſen Urſache ſchon in der Kantſchen Trennung von Freiheit und Naturgeſetz lag, ward durch Fichte, der ſich ganz auf die Seite der Freiheit ſtellte, unvermeidlich. Zwar wußte dieſer ſchon von einem Trieb als der Grundkraft des menſchlichen Weſens; aber es war ein Trieb, der wie das θυμοειδες der platoniſchen Seelenlehre nur zur Verſtärkung des λογιστικὸν μέρος in

den Moralprinzipien dienen sollte. „Ich bin sehr fest überzeugt", sagt er einmal[1]), „daß hienieden garnicht das Land des Genusses, sondern das Land der Arbeit und der Mühe ist, und daß jede Freude nichts weiter als Stärkung zu weiterer Mühe sein soll." Dieser großartige, aber nüchterne Tätigkeitsbetrieb[2]) war nicht zu vereinigen mit der Auffassung von unserer ursprünglichen Existenz als Lust, wie sie Novalis, oder mit einer „Magie der Freude und Wollust", wie sie Friedrich Schlegel vertrat. Daß er trotzdem diesen und Novalis durch die Macht seiner Persönlichkeit so sehr beherrschte, brachte jenes schillernde Gedankenspiel hervor, wo zwei Extreme sich abwechselnd anziehen und abstoßen und durch ihr unmittelbares Nebeneinander manchen Geistesblitz erzeugen. Dargestellt kann man diese Gegensätze am besten in den Namen Goethe und Fichte finden, und in der Tat sind beide die Schutzheiligen des Athenäums. „Goethe und Fichte", sagt Friedrich Schlegel beim Abschied von seinem Publikum[3]), „das bleibt die leichteste und schicklichste Formel für allen Anstoß, den das Athenäum gegeben, und für alles Unverständnis, welches das Athenäum erregt hat". Man könnte auch die Zusammenstellung beider Männer, des Realisten und Idealisten, den größten Witz nennen, den Schlegel gemacht hat, weil er gewissermaßen alle übrigen Witze umfaßt. Und doch gibt es einen Berührungspunkt zwischen ihnen, auf den uns Fichte selbst hinweist[4]). Er fand in dem Ausspruch des Wilhelm Meister, der Dichter besitze die ganze Welt mit ihren Verwirrungen und Widersprüchen in klarer Einsicht, weil in bewußter Antizipation, den eigentlichen Sinn seines Systems. Die Worte harmonieren auch durchaus mit seinem gesteigerten Selbstbewußtsein, das sich frei über die Dinge erhebt und alle Widersprüche in sich vereinigt. Sie sind aber auch zugleich neben dem absoluten Ich als Ausgangspunkt für die Theorie Friedrich Schlegels von der Ironie und Willkür zu betrachten, überhaupt für seinen ganzen Universalismus in Poesie und Philosophie[5]). Dieser Universalismus nun, wenn er auch nie über die Theorie hinausgekommen ist und nach Schlegels eigenem Zugeständnis nie sich vollenden konnte, ist in Verbindung mit der

---

[1]) Leben und literarischer Briefwechsel, herausgegeben von J. H. Fichte. I, S. 108.

[2]) Fichte hatte auch, wie sein Sohn sagt, einen fast an Idiosynkrasie grenzenden Widerwillen gegen die Naturphilosophie und alles, was an sie erinnerte. Er wurzelte in seinem Abscheu vor dem Gedanken, das Absolute als bloße Naturgewalt — als ein Nichtethisches zu fassen, in welcher ganzen Richtung er den Abfall von Kant und dessen Idealismus erblickte. (Leben u. Briefwechsel I, 173.)

[3]) „Über die Unverständlichkeit." Athenäum 1800. S. 343.

[4]) Leben und literarischer Briefwechsel I, 243.

[5]) Siehe Euphorion XX, S. 673 f.

Ironie für die Schule der Romantik das eigentliche Ergebnis der Fichteschen Philosophie. Wenn wir von dem Erfolg absehen und nur fragen, wie jene Männer während der Blütezeit ihrer Schulen gestimmt waren und was sie von der Zukunft erwarteten, so können wir den Einfluß Fichtes auf sie nicht leicht zu hoch einschätzen. Novalis berichtet uns, daß nach der Meinung einiger sich irgendwo eine wahrhafte Durchdringung ereignet habe, ein Keim der Vereinigung entstanden sei, der allmählich wachsen und alles zu einer unteilbaren Gestalt assimilieren werde; dieses Prinzip des ewigen Friedens dringe unwiderstehlich nach allen Seiten, und bald werde nur eine Wissenschaft und ein Geist, wie ein Prophet und ein Gott sein. Er will ferner, daß die Welt romantisiert, das niedere Selbst mit einem besseren Selbst identifiziert werde usw. Hülsen glaubt eine zeitlang, daß im Bewußtsein des Menschen schon alles enthalten sei, wonach er irgend streben könnte, und so findet man noch viele Zeugnisse von der hohen Zuversicht, in welcher die Geister vorübergehend durch die Wissenschaftslehre versetzt wurden. Aber schon in den Schlegelschen Fragmenten mit ihrer ausschweifenden Reflexion waren die Keime der Auflösung enthalten[1]) und es dauerte nicht lange, so begann der Glauben an die Macht des Ich zu schwinden und jener in der Tiefe wirkende Trieb sich wieder mächtiger zu regen. So ist es denn wohl begreiflich, daß man nach solcher Überschätzung des eigenen Selbst das Bedürfnis fühlte, sich einer höheren, wenn auch unbekannten Macht zu vertrauen, und daß von nun an Religion allein das Losungswort der Romantiker wurde. Das Athenäum von 1800 bezeichnet diese Periode des allgemeinen Übergangs von Fichte zu Schleiermacher und Novalis. Das System der Wissenschaftslehre aber ward nur noch als Schema für die neuen Ideen benutzt.

Eine Bestätigung dieser Ansicht finde ich in dem obenerwähnten Büchlein J. H. Schlegels[2]): „Dasselbe Hindernis", heißt es da S. 33, „das Fichte in seiner Bestimmung des Menschen zum objektiven Pantheismus überzugehen zwang, trieb die ganze romantische Schule später auf die entgegengesetzte Bahn in ihren religiösen Bestrebungen. Der Mißbrauch der kritischen Vernunft zum phantastischen Aufbau einer Welt aus dem Begriffe des Ich heraus, was dem praktischen Kant an Fichte so sehr mißfiel, mußte bei Fichte sowohl als bei der

[1]) Obwohl er selbst noch 1800 in dem Schlußaufsatz des Athenäums an die Realisierung seiner (allerdings etwas veränderten) Theorie glaubte. Da heißt es unter anderem, es kündige sich eine neue Zeit an, eine schnellfüßige, sohlenbeflügelte; am Horizonte der Poesie habe es gewetterleuchtet und bald werde der ganze Himmel in Flammen stehen. Dann beginne das 19. Jahrhundert in der Tat, dann werden auch jene Rätsel und Unverständlichkeiten im Athenäum gelöst sein usw.

[2]) Siehe Euphorion XX, S. 666, Anmerkung 7.

romantischen Schule einen Umschlag ins Gegenteil zur Folge haben." Und am Schluß sagt er: „Die Welt riß sie, die Vermittler einer neuen Religion und Poesie, mit fort, daß sie zuletzt da anlangten, wohin sie gerade nicht hatten kommen wollen, beim tatsächlichen Aufgeben des subjektiven Trotzes und der Anerkennung jener Macht, die im Leben und in der Geschichte sich manifestiert."

Theodor Fontane und sein französisches Erbe.

Von Paul Amann in Wien[1]).

Hereditariis nationis gallicae bonis Germanorum ingenio feliciter consociatis ... (aus Fontanes philosoph. Doktordiplom h. c.).

Theodor Mommsen prägte die gedrängte Formel, die hier Richtung weisend vorangestellt wird. Fontane selbst hatte den gleichen Gedanken im Buche „Meine Kinderjahre" schon so deutlich ausgesprochen, daß seitdem keine Darstellung ganz darüber weggehen konnte. Aber andere Beurteilungen haben dies nur zu rednerischen Gegensätzen verbraucht[2]) oder, eilig berichtend, als über eine wunderliche, aber mehr ornamentale Eigentümlichkeit, sprangen sie gleich zu Interessanterem über.

So R. M. Meyer (in der Allg. deutschen Biographie Bd. 48, Nachtrag bis 1899, S. 617): „Allerdings haben sicherlich die Eltern, beide der Familie der Réfugiés angehörig, dem Sohn etwas von französischem Esprit ... vererbt, auch wird es wohl stimmen, daß der Vater ... ihm etwas von dem leichten Blut der Gascogner übermittelte, während die aus Nordfrankreich [Irrtum!] stammende Mutter ... ihm den ernstern Pflichtbegriff mitgab." Es kommt mir hier nur auf die flüchtig einräumenden Eingangsformeln an. Dem „Allerdings" geht ein Satz voraus, der, wenn er richtig wäre, diesen Versuch erleichtert oder überflüssig gemacht hätte: „Man hat die angeborenen Elemente Fontanes mit großer Sorgfalt analysiert ..."

[1]) Abkürzungen: Br. = Briefe Th. Fontanes, zweite Sammlung; F. Br. = Th. Fontanes Briefe an seine Familie.

[2]) Max Lorenz, Theodor Fontane als Dichter und Kritiker. Rede, gehalten in der am 23. Oktober 1898 veranstalteten Gedächtnisfeier der Berliner „Freien literarischen Gesellschaft" (Preußische Jahrbücher, Bd. 94, Heft II, November 1898). Eingang: „Theodor Fontane stammt so väterlicher- wie mütterlicherseits aus Frankreich — und wird doch als der erste und beste Preußendichter gerühmt."

Mir ist keine Untersuchung nach dieser Richtung bekannt, die, vor dem ersten biographischen Buche Fontanes erschienen, dessen Ergebnisse vorausnähme oder später über das dort und in den Briefsammlungen Gebotene hinausginge und keine, die auch nur die betreffenden unmittelbaren Zeugnisse bei Fontane selbst fruchtbar zusammenstellte. Erich Schmidt (Charakteristiken II, 235) allein verstand es, in zwei Zeilen über Fontanes Wort zu Fontanes innerster Meinung zu dringen: „Das Neuruppiner Kind trug als Erbe der französischen Kolonie den Zauber der Anmut, das Talent des Plauderns, die künstlerische Begabung in sich . . ." Fontane hat öffentlich das letzte Faktum von sich selbst nicht ausgesagt, wohl aus Takt, um nicht anzustoßen, aus dem „Gefühl für Realitäten", für die Gemütsrechte des Publikums. Er demonstriert es nur an den Scherenbergs. Ein Franzose, J. Dresch (Le Roman social en Allemagne, Paris 1913), ist da am ergiebigsten, steht aber unter ähnlicher Hemmung; er spürt das Lächerliche einer „Reklamierung" Fontanes. Immerhin, zwischen einschränkenden Wendungen, sagt er S. 276: „Il possédait des dons intellectuels qui semblent bien issus du pays de Montaigne, une finesse d'observation très aiguisée, un scepticisme de surface plein d'agrément . . ."[1])

Die Zusammengesetztheit in Fontanes Wesen, ein fruchtbar Unbewußtes fremder Herkunft, über dem, nicht immer deckend, deutsche Gesinnung lagert, sie ist nur in Mommsens Latein mit jener duftlos harten Klarheit ausgesprochen, die zum Verweilen und Ergründen zwingt.

Die Frage nach Umfang und Tiefe der französisch-gascognischen Anklänge in Fontanes Werk ist ein psychologisches Problem und sollte aus mittelbaren Anzeichen eben dieses Werkes durch Zergliederung zu lösen sein. Dieser ideal geforderte Forschungsweg wird hier nicht beschritten. Wie es heute um Rassenpsychologie bestellt ist, wäre es ein überhebliches Spiel, in einer Reihe von Gedichten und Romanen seelische Eigentümlichkeiten „entdecken" zu wollen, deren fremde, deren französische Herkunft, wenn es zum Beweis käme, nur aus diesen Dichtungen auch nicht in einem Falle zwingend darzutun wäre. Es ist sogar fraglich, ob ohne direkte Zeugnisse eine solche Zergliederung auch nur versucht worden wäre, da doch, selbst nach dem Erscheinen der Autobiographien, Fontanes Eigenart in der Hauptsache als neue Erscheinungsform echt norddeutschen Wesens gedeutet worden ist[2]).

[1]) Erst nach Abschluß dieser Arbeit lese ich bei Reynaud: Histoire générale de l'Influence française en Allemagne, Paris 1914, S. 478 f.: Fontane, issu . . . . montre une guise de talent qui est unique dans l'histoire de la littérature allemande par la netteté, la franchise, la profondeur de sa psychologie mondaine.

[2]) Allg. d. Biographie „. . . ein echter Berliner, . . . hat er die Legende von dem kaltverständigen Egoismus des ‚Berlinertums' siegreich zerstreut." Auch Erich Schmidt schreibt, mit Einschränkungen, Fontane „Berlinischen Witz" zu.

Seit der Veröffentlichung der Briefbände, die den Gegensatz des älteren, des wahren Fontane zum echt berlinischen Wesen alle zehn Seiten drastisch belegen, der Briefe, die jene ärgerliche Ablehnung einer Hartschen Kritik enthalten, welche — durchaus lobend — ihn als „Stockpreußen" deuten wollte, den südfranzösischen Kern seiner Kunst übersehend, seitdem konnte man ihn nicht mehr mit gleicher Unbedingtheit bis in Wurzeltiefen für Norddeutschland in Anspruch nehmen; aber jene Irrtümer ausgezeichneter Kenner lehren Bescheidenheit, weisen uns entschieden auf die einzige sichere Quelle hin, aus der Einsicht in das wahre Mischungsverhältnis seines Wesens zu gewinnen ist, auf Fontanes Meinung selbst.

Das seelische Rätsel, um das es hier geht, unmittelbar anzugreifen, hätte nur er gedurft und gekonnt. Solche Analysen lagen ihm sehr nahe; nicht umsonst war er dem Begründer der Völkerpsychologie, Moritz Lazarus, in langjähriger Freundschaft verbunden; mindestens durch die letzten vierzig Jahre seines Lebens können wir die Zeugnisse dieses Interesses verfolgen[1]); was seine eigene Persönlichkeit angeht, in ihrer Mischung von ererbtem Gut und norddeutsch-märkisch Angebildetem, so bleibt es bei einzelnen Hinweisen, die zwar zeigen, wie wenig diese tiefsten Wesensgründe ihm ein noli me tangere waren, die aber nie die Frage allseitig beleuchten und erledigen. Systematische Zusammenfassung vermeidet sein Denken auch auf anderen Gebieten; aus einem geringfügigen, aber anschaulichen Einzelfall Allgemeines zu folgern, nicht aber alle Beobachtungen unter ein Allgemeines zu zwingen, ist das Gesetz seiner Geistesarbeit[2]). Immer-

So ein Wort ist nicht leichthin abzutun; direkt zu erweisen, daß Fontanes Witz nicht berlinisch sei, ist nicht möglich; ich glaube an eine Art Mimicry in Fällen nationaler Anpassung; analoge Rasseneigenschaften erscheinen gleichsam in Verkleidung.

[1]) Z. B.: Im Buche „Kriegsgefangen" (Es gilt eine stockende Unterhaltung zu beleben) „Alle meine alten Steckenpferde mußten aus dem Stall, und nie hab' ich in Völkerpsychologie und vergleichender Stamm- und Rassenforschung so geschwelgt . . ." Er schreibt seinem Verleger Herz eigens einen Brief, um die Herkunft einer jüdischen Familie zu erfahren, die ihm die slawische Nuance des Judentums zu verkörpern scheint (Br. I, 219) [20. Juni 1861]. „Es ist mir wegen meiner ethnographischen Studien lieb, so etwas zu erfahren." Ferner aus Norderney, nach einem Besuch (F. Br. II, 78, 24. Juli 1883). „Die Töchter sind auffallend hübsch und von einer französischen Lebhaftigkeit . . . Es müßte interessant sein, die Mischungsverhältnisse zu verfolgen" [von mir unterstrichen]. Über diese letzte, ihm und uns interessanteste Frage hatte er mit dem Konsistorialrat Fournier, „dem besten Kenner auf diesem Gebiete", wiederholt eingehende Gespräche. (Meine Kinderjahre, S. 113.) Siehe noch F. Br. II, S. 268, Z. 10.

[2]) Dresch, Le Roman social, S. 274. Chez lui plus de formules, plus de théories . . . Il fait du roman social excellent, mais d'une façon plus intime, plus fragmentaire que Spielhagen, sans ses larges horizons. S. 275. Un psychologue très pénétrant, maisqui, n'etant pas doctrinaire, ne donne sa pensée que partiellement, çà et là, dans ses mémoires, ses lettres et ses romans.

hin bieten seine Schriften und Briefe so viel Bausteine zu der fehlenden Originalformel, daß bei strengster Vermeidung willkürlicher Deutungen, schon durch Anreihung, Ergebnisse zu erreichen sind, die, ohne die durchschlagende Kraft einer Fontaneschen Analyse, ihrem Resultate nach fast gleichwertig sein dürften.

Das vorliegende Material erlaubt zunächst zwei Vorfragen zu lösen. Die erste kann schon aus Mommsens Formel abgeleitet werden: wenn in ihm ein Stock vererbter französischer Anlagen wirksam war, wie hat er das deutsche Leben, die deutsche Kultur und Kunst und besonders das märkisch-preußische Wesen empfunden, in dem jene Anlagen nicht entfaltet waren? Die ergänzende Frage ist: wie empfand er französisches Wesen, französische Kultur und Kunst? Bei der Antwort sind wir hier von einigen Wechselfällen in Fontanes Lebensgang abhängig; der erste Aufenthalt in Frankreich war ganz flüchtig, das zweitemal wurde er von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt, der dritte Besuch war wohl eine Studienreise, aber mit kriegsgeschichtlichem Hauptzweck; Land und Leute werden nur nebenher beobachtet. Ähnlich steht es mit seiner französischen Lektüre und seiner Theaterkenntnis; er liest und sieht auf gut Glück, analysiert Scribe und kennt von Flaubert vielleicht nur den Namen.

Zur Beantwortung der ersten Frage verfügen wir über eine kaum zu übersehende Menge direkter und mittelbarer Zeugnisse, zum Teil von unübertrefflicher Drastik. In groben Umrissen ist hier die Wahrheit nicht zu verfehlen; in den Einzelheiten allerdings bleiben auch hier Lücken und delikate Fragen. Die bedenklichste Schwierigkeit erwächst eben aus der Fülle des Materials; es soll eine lange Reihe von Variationen über das Thema von deutscher oder preußischer Rückständigkeit, Unliebenswürdigkeit, Überhebung, kultureller Barbarei usw. mitgeteilt werden, die bei Fontane über mehrere Bände zerstreut sind; dort sind sie auch durch — seltene — Worte der Anerkennung, Zustimmung, stolzer Bejahung teilweise aufgewogen. Die tadelnden Urteile sind allerdings um so viel zahlreicher, daß man sie nicht als Ausdruck zufälliger Verstimmung ansehen kann. Fontane war wirklich gewohnheitsmäßig oder vielmehr seiner Natur nach ein „Nergler" in Dingen deutschen Lebens und deutscher Kultur. Gerade die auch begegnende Rücknahme solchen Tadels hat einen gelegentlichen Charakter, erscheint fast nie ohne Einschränkung[1]).

Oder wenn so viel scharfe, kühle Worte wirklich nur in „Ver-

[1]) Das sei mit den Eingangsworten einer solchen „Umkehr" belegt (F. Br. I, 299, 18. Juli 1880): „Dabei sei bemerkt, daß ich mich doch mehr und mehr zum Preußen- und Berlinertum zu bekehren anfange. Freilich spät, aber besser spät als gar nicht. Das alte Berlin und das alte Preußen waren allerdings etwas Entsetzliches . . ."

stimmung" gesprochen sein sollen[1]), so heißt das nur, daß ihm eben soviele Dinge in seiner engeren und weiteren Heimat immer wieder „auf die Nerven" gehen; mehr kann man als Ergebnis dieser ersten Voruntersuchung nicht erwarten; die ganze Frage ist eine Nervensache; wir forschen eben nach Auflehnungen seiner fremden Instinkte. Nicht einmal die Beschwichtigung, all das habe ihn nie in seinem deutschen Empfinden beirrt, würde der strengen Wahrheit entsprechen. Sieben Jahre vor seinem Tode schrieb er an seine Tochter (F. Br. II, S. 260):

„Ästhetisches und Patriotisches zu trennen scheint zunächst leicht, weil sie auf den ersten Ruck [Blick?] gar nichts miteinander gemein haben. Die Chernsker und die Sempach-Schweizer waren einfach patriotisch und fragten den Teufel 'was nach der ästhetischen Überlegenheit ihrer Gegner; ja diese wurden ihnen dadurch doppelt verhaßt.

Das ist für Naturmenschen, wie sie es waren, ganz in der Ordnung; der höher potenzierte ... fühlt aber anders und wenn er ... als Kultur- und Zivilisationsmensch in seiner Heimat alles häßlich findet, so muß es ihm mindestens sehr schwer fallen, sich seinen Patriotismus zu bewahren, namentlich, wenn er die Lage für hoffnungslos ansieht."

Wenn Fontane in diesem Augenblicke an Deutschland irre zu werden scheint, so ward er es um Englands, nicht um Frankreichs willen. England imponiert ihm — wie vielen Franzosen — das zeitgenössische Frankreich durchaus nicht, dafür schmeichelt dort vieles seinen Nerven.

Beim Kapitel Frankreich erleichtert ein Umstand die ruhige Prüfung so vieler günstiger Urteile (die den Kriegsberichterstatter Fontane in den Ruf der Gallomanie brachten), der Politiker Fontane steht dem zeitgenössischen Frankreich so fremd gegenüber, als hätte er keinen Tropfen gallischen Blutes in den Adern.

Das kann gar nicht anders sein und ist so überhaupt noch kein individueller Zug. Hätten auch die preußischen Réfugiés — was bei ihren Siedlungsverhältnissen unmöglich war — ihre angestammte Empfindungsweise von jeder Umbildung ins Norddeutsche frei gehalten, so wären heute bei ihnen nur solche Elemente erstarrt oder weiter entwickelt, die im Frankreich des siebzehnten Jahrhunderts zu finden waren. Kanadas kinderreiches, derbes und strenggläubiges Franzosentum gibt einen Begriff von den Möglichkeiten einer solchen

[1]) Einen Scheltbrief (gegen Bauausentum und Titelstolz) schließt er mit den Worten: „So kannst du nicht sagen, daß dies alles bloß Anwandlungen oder gar Verstimmungen seien. Im Gegenteil; ich fühle mich sehr wohl dabei" (F. Br. I, 279). Hingegen am 3. Februar 1898 (Br. II, 449) nach dem Ausruf: „Sie können hier nicht einmal eine Lederkappe über ein feines Flakon binden", heißt es: „Sie sehen, ich bin etwas vergrätzt ... Aber ich gebe zu, Stimmung und Alter wirken mit."

selbständigen Entwicklung. Ein negatives Merkmal ist jedenfalls sicher: es fehlt die Narbenspur der großen Revolution und die der nächsten fünfzig Jahre französischer Geschichte. Nach Ausschaltung dieser trennenden Momente bleibt noch Fontanes Calvinismus; auch in der alten Heimat seiner Familie und der seiner Frau, in Nîmes, Toulouse und Montpellier, verhalten sich die Protestanten sozial anders als die katholische Bevölkerung[1]), so daß sie von den heutigen Nationalisten oft wie Halbfremde mit den eingewanderten deutschen Juden zusammen genannt werden.

Theodor Fontanes Großvater verdankte seiner Fertigkeit im Parlieren eine Anstellung als prinzlicher Zeichenlehrer; sein Sohn Louis pflegte wenigstens seine napoleonischen Anekdoten noch französisch zu erzählen, mit wundervoller Aussprache, aber nicht ohne grammatische Fehler (ein unbewußtes akustisches Heimweh ließ ihn auch im Deutschen und in anderen Sprachen sich auf klangreichen Worten wiegen). Bei seinem Sohne sind die Sprachkenntnisse noch mehr zusammengeschmolzen, das Gefühl für den Klang des Französischen aber nicht ganz geschwunden.

Als Konservierungsmittel angestammter Art sind auch Theodor Fontanes französische Sprachkenntnisse nicht zu unterschätzen; die 200 Vokabeln, mit denen er in Frankreich auskommen mußte, scheinen auch in Deutschland seiner Zunge geläufig zu sein; oder wenn es sich dort um eine Auswahl konkreter Namen handelt, so ist ihm hier noch eine lange Reihe französischer Worte für geistige Schattierungen mindestens im zwanglosen Ausdruck unentbehrlich. Die norddeutsche Umgangssprache ist allerdings etwas mehr mit französischen Brocken versetzt, aber auch dort fiel Fontanes Schreibweise auf. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" tadelt seinen „Scherenberg" wegen der vielen fremden Wörter und Wendungen. (Br. II, S. 100, Anm. d. Herausg.)

Allein aus den rasch geschriebenen Theaterkritiken konnte ich ein paar Dutzend gewohnheitsmäßig verwendeter französischer Wendungen und Einzelwörter zusammenstellen. Darin, wie auch sonst auf diesem sprachlichen Gebiete, unterlaufen Fehler, so „fille de chambre" statt femme de chambre. Die seelische Funktion dieser Sprachfragmente ist vielleicht derjenigen zu vergleichen, die auch bei recht assimilierten Juden einer kleinen Reihe halbverstandener Jargonausdrücke zufällt. Be-

[1]) „Alles, was damals aus Frankreich kam, waren keine pariserischen, sondern puritanische Leute, steif, ernsthaft, ehrpußlich, was sie vielfach bis auf diesen Tag geblieben sind." („Die Märker und das Berlinertum", Nachlaß S. 298.) Die calvinistische „Ehrpußlichkeit" wird hier sogar etwas zu stark betont; Fontanes nächste Verwandte, sein Oheim August, ja auch sein Vater, verraten in verschiedener Dosis das leichte Blut des Gascogners.

zeichnend für Fontanes innere Stellung zum Französischen scheint folgender Briefanfang [An Zöllner, Br. II, 156] „Sei schönstens bedankt für Deinen liebenswürdigen Brief vom 8 août, ein kleines Wort, das gleich für Stimmung sorgte . . ."

Fontane blieb immer mit Koloniefamilien in Verkehr, in denen das Französische sorgfältig gepflegt wurde. Im kritischen Momente seiner Kriegsgefangenschaft, als für ihn Tod oder Leben daran hing, schriftlich den Nachweis zu führen, daß er nicht preußischer Offizier sei, öffneten sich seltsam längst verschüttete Quellen; so wenigstens verstehe ich eine Andeutung des Buches „Kriegsgefangen" (S. 21): „Woher mir in einer fremden Sprache, die ich stets über Gebühr vernachlässigt hatte, die Möglichkeit kam, ohne Diktionär oder sonstiges Hilfsmittel ein solches Memoire zu schreiben, weiß ich nicht. Oder sag' ich lieber: ich weiß es."

Nehmen wir noch, als negative Bestimmung, das Geständnis (Nachlaß S. 289) hinzu, er habe „bei größter Raschheit der Phantasieschöpferkraft eine unendlich schwache Treffkraft für den Ausdruck" (vgl. F. Br. II, 71, „ob ich nervös und dröhnig nach einem gleichgiltigen Worte suche . . .") so bekommen wir allerdings den Eindruck: sprachlich ist er nicht bis zum Letzten eingedeutscht.

Aus der Tatsache seiner französischen Abstammung sind ihm nie politische Seelenkonflikte erwachsen, wie etwa dem Emigranten Chamisso im Befreiungsjahr; ja, während sonst bei ihm, wie ich zu sehen glaube, in seinen letzten Jahren manche französische Instinkte frei und freier werden, verharrt er in seinem praktisch-politischen Verhalten auf dem entschiedensten deutschen Standpunkte. Wenige Tage vor seinem Tode ereifert er sich noch in der Elsaßfrage:

> Was die Franzosen angeht, so wundere ich mich über nichts mehr. Sie werden immer kindischer und zu den zwei Tieren, die Voltaire schon herangezogen hat, um seine Landsleute zu charakterisieren, kann man noch ein drittes gesellen. Dies dritte Tier heißt: „Schaf". Elsaß! Das so ziemlich undeutscheste Land, das wir nach 200jähriger Abtrennung wieder erobert haben, wird von den Franzosen als ein Land angesehen, das nach göttlicher Verheißung bis in alle Ewigkeit hinein zu Frankreich gehöre. Unsinn ohne gleichen. Und weil es so unsinnig ist, werden sie es auch nie wiederkriegen. In „decay and fall"[1] erobert man nicht mehr. An James Morris 30. August 1898.

Das klingt schärfer, abweisender, als sogar die entsprechenden Erörterungen des Buches „Aus den Tagen der Okkupation" (1871). Dort unterscheidet er zwischen Lothringern und Elsässern und findet die Haltung der ersteren menschlich berechtigt (S. 192 f.):

[1] Die Tatsache eines „decay" bestreitet Fontane in dem Buche „Aus den Tagen der Okkupation" (II, S. 65) in unbewußter Übereinstimmung mit Karl Hillebrand, einem der besten deutschen Kenner Frankreichs.

„Die Lothringer, mit ihrer letzten Herzensfaser längst zu Franzosen geworden, betrachten sich völlig als Bewohner einer eroberten Provinz. Sie haben (sic) unterlegen, sind als Beutestück dem Sieger zugefallen und müssen sich in die Gesetze desselben finden. Sie haben ihm gegenüber keine besonderen Ansprüche zu erheben; sie waren seine Feinde, immer seine Feinde und müssen nun, als Grenzland dazu verurteilt, die Zeche zu zahlen — die Konsequenzen dieser Gegnerschaft tragen."

Nicht ohne Mitgefühl gibt er dann (S. 194) seine Unterredung mit einem lothringischen Bauer wieder:

„Nous le savons bien: votre gouvernement est juste; c'est beaucoup; mais nous sommes Français; nos sentiments sont tout à fait pour la France, et — être Allemand, jamais! Ich sah ihm an, daß er es ernsthaft meinte und versuchte deshalb, ihm von der ernstesten Seite her, die es für einen Franzosen gibt, beizukommen von der Geldseite. Ich ließ also einfließen, daß es doch auch etwas sei, an der Aufbringung der fünf Milliarden keinen Teil nehmen zu müssen. Er wollte aber von diesem Trost nichts wissen und sagte rasch und dezidiert: J'aimerais mieux payer et — rester chez la France."

Für die Elsässer, die „Will-Franzosen", hat er hier nur bittere Worte. Ein Jahrzehnt später aber spricht er sich darüber milder aus: Sein Sohn Theodor hatte offenbar über die unpatriotischen Gefühle eines reichsländischen Bekannten K. geklagt. Der Vater antwortet:

„Zu der K.-Frage, die sich mit der ganzen Elsässerfrage ziemlich deckt, habe ich kaum etwas hinzuzufügen. Es läuft darauf hinaus, ob es wirklich Liebe ist; Liebe steht viel höher als Stammesgefühl und nun gar als ein obsolet gewordenes Stammesgefühl. Die Elsässer gehörten 200 Jahre lang zu Frankreich, und wenn sie nun schließlich sagen ‚Erwin von Steinbach hin, Erwin von Steinbach her, die Franzosen, mit denen wir jetzt durch sechs Generationen gegangen sind, gefallen uns besser als die Deutschen', so ist schließlich nicht viel dagegen zu sagen. Jeder von uns sieht sich im Leben vor solche Fragen gestellt, die er nach seinem individuellen Bedürfnis und nicht nach dem Urteil der umstehenden Menge beantwortet und entscheidet. Die Menge hat immer eine langweilige Prinzipienschablone, das Individuum fühlt und handelt aus dem unmittelbar Gegebenen heraus. Irgendeine Situation, die sich über die Alltagssituation erhebt und der Ausnahmefall ist da! Du wirst davon keine Ausnahme machen! So wie sich in diese Dinge Pfiffigberechnendes oder überhaupt Unedles mit einmischt, und ich weiß nicht, ob dies bei K. der Fall ist, werden sie häßlich; aber die einfache Tatsache, daß die Elsässer lieber französisch als deutsch sein wollen, darf uns nicht zornig machen. Nur betrüblich ist es."

Nach einem kürzlich veröffentlichten Briefe (Literar. Echo 1. Juli 1912, S. 1360, schon zitiert bei Dresch S. 302) scheint ihm das Verständnis für die Haltung der Elsässer gerade aus seinem preußischen Patriotismus zu erwachsen:

„Die Berliner Colonisten (ich mit) sind in 200 Jahren gute Preußen geworden, warum sollten die Elsässer in 200 Jahren nicht gute Franzosen werden? Natürlich paßt der Vergleich nicht ganz, wir gingen aus eigenem Antrieb, wurden nicht durch einen Eroberer gewaltsam incorporiert, dafür war aber die moralisch werbende Kraft der Franzosen, wenn wir von der Bismarckepoche absehen, viel, viel größer."

Fontanes Patriotismus gründet sich auf keine „langweilige Prinzipienschablone", ist nicht einfach Dankbarkeit und auch nicht das Bewußtsein völliger Angleichung; sein deutsches Gefühl ist trotz allem ganz naiv und selbstverständlich; was immer er sagen mag, nie zerfällt ihm das „wir", mit dem er von den Deutschen spricht, in ein „ich" und „ihr". Das mag dem widersprechen, was schon gesagt wurde und noch mehr dem, was erst mitzuteilen ist — und ist doch die Wahrheit; wir hätten nicht eines der scharfen Worte über deutsche Dinge, wenn es anders mit ihm stünde, wenn er sein abweichendes Empfinden immer klar kausal aus seiner fremden Abstammung abgeleitet hätte.

Im einzelnen und gelegentlich deutet er, meist scherzhaft, so etwas an, im ganzen ist er da inkonsequent, wie man es in Lebensgründen zu sein pflegt. Diese letzte schützende Befangenheit war also notwendige Bedingung für all die freien, meist einseitigen, oft ungerechten Urteile, die unseren nächsten Betrachtungsstoff bilden.

Was nun die Gegenstände seiner Kritik an Deutschland angeht, so scheiden für uns die aus, die auch sonst den Tadel Urteilsfähiger herausforderten, so z. B. das höhere Bildungswesen nach 1870. Aber Fontanes Zustimmung etwa zu Paulsens Streitschriften hat noch einen besonderen Ton; er geht ihm noch nicht weit genug; er hat eine persönliche „pique" auf den Hochmut der „Examenheiligen", den er, der Unstudierte, zu empfinden hatte; er hat sich nie unterschätzt und im Gefühl seiner Bildungshöhe, im Bewußtsein ungewöhnlicher Kenntnisse auf historisch-geographischem Gebiete, glaubt er den regelrechten deutschen Studiengang ad absurdum führen zu können. Darin, wie in manchem anderen, trat er ein elterliches Erbteil an. Auch seine Frau schließt er in dieses Überlegenheitsgefühl ein[1]). Daß er hier im letzten Grunde mehr Unrecht als Recht hat, macht diese Haltung um so interessanter: die Fähigkeit, ein zufällig zusammengerafftes Wissen augenblicklich ordnen und ein Lebenlang verwalten, die Gabe, auch an einer ganz neuen Erfahrung ohne Vorbereitung lernen zu können, was daran zu lernen ist, gilt nicht als durchschnittlich deutsch; deutsch ist die methodische, systematische Aneignung des Erfahrungs- und Wissensstoffes.

Fontane erklärt sich z. B. die Schiffsunfälle, von denen die deutsche Kriegsmarine in ihren Anfängen heimgesucht wurde, durch

[1]) F. Br. II, 70. „Sie hat eine reizende Art zu schreiben, eine Mischung von Natürlichkeit, Unwissenschaftlichkeit und leiser Ironie teils über sich, teils über die ‚Wissenschaftlichkeit'. Man kann an Mama studieren, daß das Gefälligste, vielleicht auch das Beste, was der Mensch haben kann, die Natürlichkeit ist. Aber wir sind so grenzenlos verbildet, daß dem regelrechten Preußen ‚Abiturient und Reserveoffizier', der Sinn dafür verloren gegangen ist."

ein Übermaß an theoretischer Ausbildung. Mag er in diesem Fall Recht gehabt haben oder nicht, sicher ist, daß gerade das Rechnerische, stark Theoretische der deutschen Technik, ihre enge Verknüpfung mit den Naturwissenschaften, der Hauptfaktor ihres Welterfolges geworden ist. Fontane hatte ausländische Methoden im Auge und übersah, wie wenig der Deutsche für Improvisationen, für das se débrouiller geeignet ist.

Dieses Beispiel führt uns an eine zweite, wichtigere Gruppe von Urteilen heran; es handelt sich dabei immer um deutsche Dinge, die, wenn sie einmal wirklich im Argen lagen, schon in Fontanes letzten Lebensjahren zu glänzender Entwicklung gekommen waren. Nur die alten Leipziger Bahnhöfe etwa können für kurze Zeit uns noch die Tage veranschaulichen, wo Fontane über die „Pfennigwirtschaft" bei den deutschen Eisenbahnen klagen durfte. Das Überwinden dieser Kleinlichkeiten war die beste Freude seiner letzten Jahre. Diese entschiedene Bejahung der neuen wirtschaftlichen Epoche ist eine auffällige Tatsache bei einem fast Achtzigjährigen. Niemand hat grausamer über die „Biedermeierzeit" abgesprochen, als gerade er in seinen letzten Tagen. Sein Buch „Von Zwanzig bis Dreißig" zergliedert kühl und scharf die naive Verdorbenheit, worin, eben wegen jener allgemeinen Geldarmut, das vormärzliche Bürgertum Deutschlands versunken war, just zu der Zeit, da, nach England, auch Frankreich unter Louis Philippe in jene erste Blüte industrieller Entwicklung trat, deren unheimliche Aspekte Balzac gebannt hat.

Die Richtung dieser Gruppe zeitlich bedingter Kritiken fällt zusammen mit den tatsächlichen Entwicklungslinien des neuen Deutschen Reiches: heraus aus der armseligen, kleinstädtischen Rückständigkeit, Eintreten in die Reihe der Weltstaaten, in die Weltwirtschaft! Fontane sehnt diese größeren Lebenszüge herbei, lange ehe sie in der Heimat auch nur gewünscht wurden. Den Impuls hat er aus England mitgebracht; die Nordsee überqueren, hieß eine Entwicklungsspanne von 50 Jahren überspringen. „Sie sind für die Husumer Haide, ich für die London-Brücke!" schrieb er schon 1854 an Theodor Storm; dieser erschien ihm, in all seiner Kraft und Feinheit, ein Typus jener deutschen Nachklassik, die im Guten wie im Schlimmen durch kleinstädtische Siedlungsverhältnisse bedingt sei. Sein Daseinsrecht als Romanschriftsteller scheint er vor allem aus dem großstädtischen Charakter seiner Lebensanschauung hergeleitet zu haben. Dieser Zug ist schon 1899 in R. M. Meyers Artikel in der Allg. deutschen Biographie hervorgehoben worden.

Solche Instinkte wurden erst im Drang des englischen Straßengewühles frei; nicht ohne anfänglichen Widerstand im Geiste der mit-

gebrachten veralteten „Wirtschaftsgesinnung“ [1]). Fontane warf diese schnell ab, wie er merkte, daß sie in Berührung mit der neuen, zu schiefen Kompromissen und moralischen Unsauberkeiten führe. Wie viel sittliche Halbheit und unbewußte Heuchelei die „gute alte Zeit“ unter der Fahne des „Idealismus“ mitlaufen ließ, ist besonders im ersten Kapitel des Buches „Von Zwanzig bis Dreißig“ nachdrucksvoll ausgesprochen. „... in der schärferen Trennung von gut und bös, in dem entschiedenen ... Abschwenken nach rechts und links hin, erkenne ich den eigentlichsten Kulturfortschritt, den wir seitdem gemacht haben.“ („La vertu ne se scinde pas“, ruft Balzacs Anarchist Vautrin dem lavierenden Rastignac zu.)

Erst im modernen reichen Industrielande fand er, der persönlich so Anspruchslose, seine wahre Lebensluft. Aber er war noch nicht zufrieden; der materiellen Umwälzung entspreche in Deutschland noch nicht die Umwertung der sozialen Faktoren. Über den gesellschaftlichen Vorrang des preußischen Militärs läßt er Worte fallen, die man kaum bei dem patriotischen Geschichtschreiber der drei Gründungskriege vermuten würde. So 1879 (F. Br. I, 278):

„Heute läuft alles mit ‚Kornblumen‘ im Knopfloch herum. Es ist eine lederne Blume, bloß blau, ohne Duft, ohne Schönheit, ohne Poesie. So recht wie geschaffen für uns: irgendwo müßte sie noch einen roten Hosenstreifen haben. Zahllose langbeinige Leutnants, mit ihrem mephistohaften langen Krötenspieß an der Seite ... zwingen mich ... zu einem beständigen Kopfschütteln. Und das findet man fein und schön! Ich habe kein Organ für all dies Wesen ...“

Ohne von diesem Urteil etwas zu widerrufen, weiß er allerdings dies Wichtignehmen einer Distinktion, eines Titels aus dem Werden des preußischen Staates mit aller Billigkeit zu erklären (F. Br. 1880, I, 306). Aber sein letztes Urteil ist:

„Nun aber sind wir aus dem Gröbsten heraus und es muß nun mit dem Scheinwesen ein Ende haben. Ein Leutnant darf eben nur ein Leutnant sein ... wir arbeiten immer noch mit falschen Werten ... wir müssen jetzt anfangen, mit wirklichen Größen zu rechnen und die Dinge zu nehmen als das was

[1]) „Dies ameisenhafte Schaffen bemächtigt sich der Gemüter mit der Ausschließlichkeit einer fixen Idee und die reiche Menschenseele mit tausend Kräften und Empfindungen kommt in die Tretmühle des Geistes und stapft und stapft. Es fördert vielleicht, nur nicht sich selbst. Des Lebens Reiz erblaßt und die ungeübten Kräfte versagen endlich den Dienst. Weihnachten kommt mit seinen roten Backen und Äpfeln und Kindern; verlegen lächelnd steht er vor dem Lichtermeer ...“ (Aus England S. 137.) Wer in die Literatur der Vierziger- und Fünfzigerjahre eingelesen ist, merkt, daß dieser Ton nichts Individuelles hat: es wäre eine interessante Abhandlung zu schreiben über das Thema: literarische Reaktion der spätromantischen Kultur auf die kulturzerstörende Macht des Zeitalters freier Unternehmung; im Mittelteffen stünde Kürnbergers ‚Der Amerikamüde‘. Heute, vielleicht weil die siegreiche Invasion überwunden wird, haben wir Sympathie für solche Klagen und Anklagen; in den Fünfzigerjahren wirkten die Deutschen auf Westeuropäer vor allem kindisch.

sie *sind*, nicht als das was sie scheinen. Kraft und Vermögen ... sind immer eine wirkliche Macht, Titulaturen, Orden und andere Wichtigtunsattribute sind aber Alfanzereien, gehören der Vergangenheit an und haben mit Freiheit und Gesittung nichts zu schaffen."

Wenn er die gesellschaftliche Gesinnung seines Vaterlandes durch mehr als ein Menschenalter als rückständig empfand, er, der als Schriftsteller auf Gesellschaftsanalyse gestellt war, so berühren wir hiermit wohl eine erste Hemmung seiner Prosadichtung, *einen* Faktor, der ihre so ungewöhnlich späte Entfaltung begreiflich macht.

Die dritte und wichtigste Gruppe von Tadelworten führt uns erst recht in Tiefen des Instinkts. Eine Reihe deutscher Eigentümlichkeiten, die nicht vorübergehende Entwicklungserscheinungen sind, erregen immer wieder Fontanes Mißfallen. Es handelt sich dabei nie um sittliche Grundpfeiler des Volkscharakters — deren Festigkeit wird immer anerkannt — sondern um kleines Rankenwerk, an das sich aber erst die wahre Sympathie heften könne.

Da ist einmal das Kapitel von der Höflichkeit. In Frankreich, in Kriegszeit, findet er die Einheimischen verbindlicher als die Deutschen aller Stämme; die Sachsen, die allein in Wettbewerb treten könnten, müssen immer etwas von Leipzig einfließen lassen. Ja auch Beispiele arger Flegelei werden erzählt. Aber es bedurfte gar nicht so grober Verstöße, um Fontanes zartes Empfinden für das gesellschaftlich Gehörige zu reizen. Die Tatsache, daß eine Dame seiner Bekanntschaft in müdem Zustande zu Besuch kommt, veranlaßt ihn schon zu scharfen Verallgemeinerungen (F. Br. II, 27):

„... Das ist auch eine der Ungeheuerlichkeiten, ja Roheiten unseres gesellschaftlichen Lebens, daß man ... immer noch gerade gut genug ist, um in Gesellschaft zu gehen. Das ganze, dem Schönheitlichen und Ästhetischen entfremdete Wesen des Germanen spricht sich darin aus, zugleich der krasse Selbstsüchtling. Selbstsüchtig sein ist nicht bloß verwerflich, es ist auch häßlich, und die wahre Schönheit, die wohltut und erquickt, ist immer nur bei der Güte, die, wenn nicht das Ich zu vergessen, doch wenigstens das andere Ich *zu sehen* und zu respektieren weiß ..."

Eine charakteristisch französische Auffassung ist es, Höflichkeit nicht als formelle Gewandtheit, sondern als anspruchslosen Ausdruck von Sittlichkeit anzusehen. So bewundert er einen gewöhnlichen Amerikaner, der sich gegen weibliche Mitreisende gefällig zeigt (F. Br. I, 297):

„Diese Form von Politesse, Menschlichkeit, ja selbst Ritterlichkeit imponierte mir riesig. Ein gewöhnlicher Deutscher hätte das *nie* getan. Er denkt an sich und ist in seiner kleinen, engen Seele zu jeder Gentilität unfähig. Es ist leider so. Dieses Fehlen jeder Spur von Kavalierschaft in unserem Volksgemüt ist das, was uns so unbeliebt macht. ‚Der große Knote der Weltgeschichte.'"

Selten dehnt er solchen Tadel auf alle Deutschen aus, meist gilt er nur seinen engeren Landsleuten. Nach dieser Richtung hin

hat er sie mit sämtlichen umwohnenden Stämmen verglichen und jedesmal schneiden sie schlecht ab. Auf Norderney und überhaupt in friesischem und niedersächsischem Gebiete bewundert er „den Takt, die gute Sitte, die feinere Lebensklugheit", lauter Dinge, die dem Berliner, bei all seinen Vorzügen, abgingen. (Zur Theorie von der unbedingten Überlegenheit der Niedersachsen macht er ganz zuletzt wieder ein Fragezeichen.)[1] Die Pommern hätten unter schwedischer Herrschaft eine gefälligere Behaglichkeit gewonnen[2], bei den Obersachsen, die er sonst wenig liebt, bemerkt er die günstigen Folgen einer älteren Kultur[3], sogar Berliner Dienstbotenverhältnisse weiß er in ihren Wandlungen aus dem Stammesgesichtspunkt zu erklären. Der starke Zuzug aus Pommern, Mecklenburg, Sachsen und Schlesien habe ihr sittliches Niveau gehoben:

„Nicht die Bildung und Gesittung der aus diesen Provinzen Einwandernden ist größer, aber die Rasse ist, im ganzen genommen, um ein Erhebliches feiner[4]."

Was er für und gegen seine engeren Landsleute zu sagen hatte, steht am vollständigsten in einer 1889 veröffentlichten Studie:[5] „Die Märker und das Berlinertum."

„Das Pflichtgefühl der Märker, ihr Lerntrieb, ihr Ordnungssinn, ihre Sparsamkeit — das ist ihr Bestes. Und das sind die Eigenschaften, wodurch sie es zu etwas gebracht haben. Im übrigen sind sie neidisch, schabernackisch und engherzig und haben in hervorragender Weise den ridikülen Zug, alles was sie besitzen oder leisten, für etwas ganz Ungeheueres anzusehen"[6] (siehe das Gedicht „das Ei").

Dieses etwas geringschätzige Zugeben der Tugenden bei nachdrücklicher Hervorhebung lächerlicher oder unangenehmer Schwächen, ist die immer wiederkehrende Formel von Fontanes vertraulichen Urteilen über Deutschland und Deutsche und in der Familie wurde er, wie es scheint, ein wenig damit geneckt.

---

[1] Von Zwanzig bis Dreißig, S. 207.

[2] F. Br. II, S. 255 (auch die Mecklenburger werden menschlich etwas über die Märker gestellt).

[3] Von Zwanzig bis Dreißig, S. 139 f.

[4] Ebenda, S. 544.

[5] Jetzt „Aus dem Nachlaß", S. 295 ff.

[6] Daß Fontane in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" seine norddeutsche Heimat „verherrlicht" habe, ist eine literarhistorische Legende; die „Wanderungen" werden eben auch mehr gelobt als gelesen. Fontane selbst hat sich gegen dieses Mißverständnis energisch gewehrt. F. Br. II, 13: „Ich habe sagen wollen und habe wirklich gesagt: ‚Kinder, so schlimm, wie Ihr es macht, ist es nicht,' und dazu war ich berechtigt, aber es ist Torheit, aus diesen Büchern herauslesen zu wollen, ich hätte eine Schwärmerei für Mark und Märker. So dumm war ich nicht." Die wahre Rolle der „Wanderungen" in Fontanes Entwicklung wird in einem besonderen Anhang zu zeigen sein.

Besonders in Berührung mit dem Auslande leidet er förmlich unter dem, was ihm als deutsche Unart erscheint. Schon der junge Fontane ist entsetzt, als sich ein Sachse grinsend in den alten Thron der englischen Könige setzt, und als Kriegsgefangener muß er es erleben, daß die Schar seiner deutschen Leidensgenossen unter Absingung der „Wacht am Rhein" — ins Gefängnis marschiert [1]).

Auch die Rede von der deutschen Bescheidenheit soll nicht gelten. Er zitiert den Ausspruch eines Engländers, daß die Deutschen das eingebildetste Volk seien und fügt hinzu:

„Ich halte diesen Satz für richtig und stelle die kleine Geschichte nur deshalb hierher, weil die Deutschen das nie glauben. Sie halten sich ganz aufrichtig für kolossal bescheiden. Dies ist aber grundfalsch ... die Engländer ... haben freilich einen ungeheuren nationalen Dünkel, aber in dem, was sie persönlich leisten, ordnen sie sich gern unter. Bei den Deutschen ist es umgekehrt, war wenigstens so, eh' man ‚Deutschland, Deutschland über alles' sang. Und seit man es singt, ist es in dieser Beziehung wohl nicht viel besser geworden" [2]).

Klagen über deutschen „Chauvinismus" finden sich auch sonst noch; eine muß wörtlich zitiert werden, weil sie einen neuen Beschwerdepunkt bringt. In dem Buche „Meine Kinderjahre" meint Fontane, eine größere Handgeschicklichkeit unterscheide die preußischen Réfugiéfamilien von den Autochthonen. Daneben halte man folgende Scheltrede (Br. II, 224):

„Wenn man die Stimmung in unserer Oberschicht belauscht ... so sollte man glauben, Berlin marschiere an der Tête der Zivilisation. Es ist aber sehr weit ab davon. Jeder Berliner Bäcker bildet sich ein, Berliner Backware sei was ganz Besonderes, während sie — erbärmlich ist. Dies wiederholt sich auf jedem Gebiet [der ehemalige Apothekergehilfe spottet ein andermal, die Berliner könnten keine Lederkappe über ein Fläschchen binden]. Nur Kunst und Literatur sind zugestandenermaßen (fast mit Stolz und Freundlichkeit zugestanden) am schlechtesten hier" [3]).

Diese letzten Worte haben uns an den entscheidenden Punkt herangeführt, die Schwächen, deren Äußerungsformen im deutschen Leben unserem Dichter höchstens einmal Ärger und Verstimmung schufen, in der Kunst zutage tretend, mußten sie ihn erbittern, ja der Verzweiflung nahe bringen. Die Klage über das mangelnde Kunst-

[1]) Kriegsgefangen S. 87 „... ich mußte laut auflachen. Eine auf die größte Dummheit gesetzte Prämie hätte keine bessere Wahl zustande gebracht ..." Dieser bon sens in der Erfassung von Situationen ist wieder väterliches Erbteil. Als Fontane in den Märztagen den Vater ins Schloß führen will, wo unter Prinzessinnenporträts bürgerliche Verwundete gepflegt werden, meint Louis Fontane: „Ich geh' nicht gern in Schlösser. So eigentlich gehört man doch da nicht hin." (Von Zwanzig bis Dreißig, S. 619; ebenda, S. 621 ein ähnlicher Ausspruch.)

[2]) „Von Zwanzig bis Dreißig", S. 72.

[3]) Br. II, 441. „Der Berliner als ‚höherer Kulturmensch' (wofür er sich hält), ist nun einmal mein Lieblingskapitel." So konnte auch hier nur eine Äußerung aus vielen ebenso drastischen herausgegriffen werden.

empfinden seiner Landsleute ist der Kern all seiner Mäkelei am deutschen Wesen, alles andere ist ihm nur mehr eine Begleiterscheinung dieses eigentlichen Mangels.

Diese Empfindung, mit einem ausgebildeten Kunstinstinkte in Deutschland wie ein fremder Vogel isoliert zu sein, beherrscht so sehr Fontanes Denken und Schaffen, daß nicht an einer Stelle darüber referiert werden kann; es wird noch in anderen Zusammenhängen darauf hinzuweisen sein. Hier seien nur zwei bezeichnende Aussprüche aus den Jahren 1879 und 1896 zitiert, deren Zeitdistanz schon die Beständigkeit dieses Gefühles beweist. Nach Gutzkows Tode schreibt er (Br. I, S. 409 f.):

„Er hat die deutsche Nation düpiert. In anderen Ländern, die mehr natürlichen Sinn für die Künste haben und durch Bildungsdrill weniger verdummt sind, hätte er vierzig Jahre lang eine solche Rolle gar nicht spielen können."

Herman Grimm hatte in Rodenbergs Rundschau Johanna Ambrosius für eine bedeutende Erscheinung erklärt. Fontane schreibt dazu (Br. II, 394):

„. . . daß die hervorragendsten Männer der Nation oder einige davon im Jahre des Heils 1896 dem deutschen Volke dies als einen echten Quell deutscher Dichtung vorsetzen wollen, das ist schauderbar und beweist aufs neue, wie es auf diesem Punkt hier in Deutschland aussieht. Alles mag da sein, nur das nicht."

Die Bitterkeit in diesen Worten erklärt sich zunächst dadurch, daß der junge Fontane, als Autodidakt nur an die Journale des vormärzlichen Berlin gewiesen, mit all seinen feineren Instinkten auf diesem Niveau war lange festgehalten worden. Bis zu seinem zwanzigsten Jahre hat er selbst alle Vorurteile und Unarten, die er später immer wieder verspottet. Noch in der Dresdener Lehrzeit belustigt er das Töchterchen seines Prinzipals durch sein „damals noch unverfälschtes Berlinertum". Doch schon mit dem ersten Schritt über die Bannmeile der preußischen Residenz war sein Glaube an das „schöne Berlin" kläglich zusammengebrochen. Der alte Fontane berichtet mit Stolz von diesem Erwachen eines feineren Empfindens, das in Preußen keine Nahrung gefunden hätte[1]).

Literarisch war er, zumal in seiner Prosa, auf lange Zeit durch Glasbrenner verdorben; noch 1856 (er stand bereits im 37. Lebensjahre) wies ihm ein anderer Réfugiésproß, Faucher, den Balken im Auge[2]). Dieses „Spreeathenertum" war also ein Hemmnis seiner eigenen Entfaltung.

Als der Sechziger seine ersten Novellen veröffentlicht, leitet er — nicht ganz mit Recht — den geringen Erfolg ausschließlich aus

[1]) „Von Zwanzig bis Dreißig", S. 111.
[2]) Ebenda, S. 81.

der kulturellen Minderwertigkeit des Publikums her; am meisten erbittert ihn die Haltung der persönlichen Freunde.

F. Br. I, 278: „Frauen[illegible] Roman, Frau [illegible] schreibt eine Novelle, Paul Fontane schreibt eine Novelle, Novelle in Novelle, d. h. gar nichts, etwas unaussprechlich Gleichgültiges und Überflüssiges. Das [illegible] ist eine Arbeit, an der man [illegible] kann und [illegible] eingerichtete Monate lang unter Zurücksetzung aller [illegible] Kraft [illegible] ist nicht die Rede. Es ist [illegible] und [illegible] mich in meinen Anschauungen von dem innerlich niedrigen Standpunkt [illegible] regierenden Klassen".

Noch schmerzlicher klingt eine Klage aus dem Jahre 1885, die ohne jede Erbitterung, ganz resigniert vorgebracht wird. F. Br. II, 117 f.:

„Ich würde freudigst auf all das verzichten, wenn ich mich [illegible] vollkommenen Gleichgültigkeit aller meiner derartigen Bestrebungen, auch [illegible] besser Stimmung, tief durchdrungen wäre. Gestern, bei Exner, sah [illegible] anderen Tisch ein neues Ehepaar, so 50, so 45; ein gebildetes Paar, [illegible] davon unterhielten, was sie nun, nachmittags beim Kaffee, lesen wollten. Sie werden mir Vergnügen zum ersten Male einen Roman von Heimburg lesen. Ich glaube, daß es eine Novellensammlung war, Staatsanwalt oder Landgerichtsrat. Ich glaube nicht, daß jemals ein Ehepaar irgendwo gesessen und über irgend was, das ich geschrieben, auch nur annähernd mit solcher Begeisterung gesprochen hat, es fällt alles in den Brunnen."

Das hat schon den märkischen Wanderer oft gelähmt: zuletzt werde er ja doch mit Louise Mühlbach in einen Topf geworfen.

Daß trotz allem die Liebe zum deutschen Volke überwiegt, bedarf keines Beweises; schärfste Kritik ist bei Fontane einfach notwendige Bedingung ernsthaften Anteils. Immerhin dürfen hier nicht ganz Zeugnisse fehlen, die deutsche Eigenschaften, ja zum Teil dieselben Eigenschaften in freundlicher Beleuchtung zeigen. So scheint er einmal gesellschaftlich dem Norddeutschen den ersten Rang zu geben. In der Schilderung einer Sommerfrischen-Gesellschaft heißt es, F. Br. II, 31):

„Das Beobachten und Schlüsseziehen ist, wie Du weißt, meine Wonne . . . Und vollauf sehr genug. Ich übertreibe nicht, aber Prämisse: [illegible] doch nur Norddeutschland und allenfalls Skandinavien. In England ist schon [illegible] zu viel Scheu, gesellschaftlicher Zug und Trieb. Alle . . . Personen [illegible] nicht nur sehr gebildet, sondern auch von guter Haltung und fein und liebenswürdig in ihrem Wesen."

Neben die früher zitierten Ausfälle gegen den preußischen Militarismus halte man die Worte, die Fontane in seinem zweiten Memoirenbuche zum Lobe der preußischen Garde-Freiwilligen findet. Von Zwanzig bis Dreißig, S. 215 f. Anmerkung: „Nach meiner Erfahrung und meinem Geschmack kann man nicht leicht etwas Reizenderes sehen, als die Freiwilligen unserer Garderegimenter, fast ohne Ausnahme. Sie verweisen mehr als irgend etwas die Überliegenheit unserer

Armee." Andere Länder könnten nicht jährlich 300 solcher junger Leute aufbringen. „Woran das liegt, ist leicht zu beweisen, aber hier ist nicht der Platz dazu." Leider begründet er hier nicht. So schrieb er ein Jahr vor seinem Tode.

Noch in einem, bei einem Künstler nicht unwichtigen Punkte ist eine „Umkehr" in extremis zu verzeichnen. Zum Kontrast müssen frühere Urteile herangezogen werden. So F. Br. I, 284:

„Ein Glück, daß ich T. gestern nicht zu sehen brauchte: ich hörte nur seine Stimme, und fühlte, daß ich bei diesem sonoren Biedermanns-Gedröhn ganz nervös wurde. Und nun gar die B.! Hör' ich deren rheinische Weisheitsstimme (wie rheinisches Mus), so kann ich die Auferstehung versäumen."

In Frankreich, entzückt von der spielenden Leichtigkeit des Volkes, wirft er einen spöttischen Seitenblick auf die Feierlichen in der Heimat, mit ihrer steifen Aufgereckтheit, mit Denkerstirn[1]) und olympischer Schweigsamkeit, die Hohlheit, Wichtigtuerei, wenn nicht Feigheit verberge; man glaubt eine Karikatur von Bruno Paul zu sehen. Nach gewissen Theaterkritiken Fontanes, von denen an anderer Stelle zu reden ist, könnte man fast annehmen, daß ihm auch der norddeutsch-blaßblonde Frauentypus höchst unangenehm war — kurz, im ganzen etwas wie ein gelegentliches Aufbäumen seiner Nerven gegen manche physische Merkmale deutschen Menschenschlags. All das aber ist voll aufgewogen durch einen schönheitstrunkenen Brief, den er zwei Tage vor seinem Tode schrieb. Es handelt sich um eine junge Freundin der Tochter (F. Br. II, 340);

„Sie ist eine der entzückendsten Erscheinungen, die ich in meinem ganzen Leben gesehen habe und könnte in einem Völkermuseum als reiner Typus deutscher Menschenrasse für Geld gezeigt werden. Dagegen verblaßt alles, Jüdinnen nun schon gewiß, und auch die romanischen Schönheiten. Desgleichen die Engländerinnen, die — und wenn sie noch so schön — reine Kunstprodukte sind, zurecht gemacht. Hier alles Natur: Menschheitsblüte. Und dabei nicht einmal der Evazug, sondern etwas Himmlisches." (Die junge Dame war offenbar das Modell zur Pastorennichte im „Stechlin".)

In ähnlicher Stimmung hatte er einen Tag früher an Herman Wichmann geschrieben:

[1]) Deutsche Rassentheoretiker haben aus Statistiken, die eine geringere Schädelkapazität der Franzosen zu ergeben scheinen, weitgehende Schlüsse ziehen wollen; umgekehrt scheinen Franzosen, ganz wie Fontane, die deutsche „Denkerstirn" oft als leer und ausdruckslos zu empfinden. Ich zitiere zwei Porträts aus R. Rollands „Jean-Christophe". I, 62. Il . . . était le type de ce qui passe en Allemagne pour la beauté classique: un large front inexpressif . . . (Melchior Krafft); IX, 159 . . . un large front bosselé, ridé, tourmenté, inexpressif . . . (Erich Braun). Hingegen im Teil „Antoinette" ein französisches Mädchenporträt (S. 12) . . . une gracieuse et honnête petite figure à la française, ronde, avec des yeux vifs, le front bombé . . .

„Nichts ist schrecklicher und lächerlicher zugleich als die ewigen Einbildungen von unserer deutschen Herrlichkeit und Überlegenheit . . . Dennoch, aller Mängel und Verdrießlichkeiten zum Trotz, ist es im ganzen doch wohl hier am besten, selbst mein geliebtes und gepriesenes England nicht ausgeschlossen. Im Politischen fehlt uns sehr, ich gebe zu, und mitunter ist es geradezu zum Lachen und zum Weinen. Aber das gesamte Leben der Nation steht doch vergleichsweise auf einer Hochstufe. Es fehlt soviel Häßliches und ‚Schauderhaftes', das sich bei den anderen ohne Ausnahme so reichlich vorfindet."

Im Geleit dieser Worte dürfen wir Fontane auf französisches Gebiet folgen. (Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Ein übersehenes posthumes Werk des Ägidius Albertinus: „Himmlische Cammerherrn".

Goedeke („Grundriß") kennt das Werk nicht und v. Lipperheide („Allg. d. Biogr.") erwähnt es zwar, aber seine Angabe verrät, daß er das Buch wohl kaum in der Hand hatte. Er gibt nämlich an, daß die „überaus zahlreichen Schriften" des Ägidius Albertinus von 1594—1618 in München erschienen seien, und fährt dann fort: „Nur die ‚himmlischen Kammerherren', d. h. eine Sammlung von Heiligenleben, scheinen zuerst 1614 nach seinem Tode gedruckt zu sein, falls sie nicht etwa das Werk eines gleichnamigen Sohnes sein sollten." — Tatsächlich ist die Schrift 1645 in Augsburg gedruckt, aber von Nik. Henricus zu München in „Verlegung" genommen worden. Daß sie wirklich das posthume Werk des Ägidius Albertinus ist, wird in der Vorrede mit den klaren Worten bezeugt. Darum ist eingangs das Buch „Himmlisch Frawenzimmer" erwähnt, das „alßbald auffkaufft, auch dermaßen desideriert worden, daß mans zu mehrmalen wider nachtrucken müssen". — Goedeke erwähnt davon nur 2 Ausgaben: 1611 zu Augsburg und 1621 mit „Rudolph Sadelers künstlichen Kupfferstücken" zu München. — Dann heißt es in der Vorrede wörtlich weiter: „Weiln dann erstberührter Author (der Ehrvest und Wolgelehrt, hochfleissig, eyferig und arbeitsame Herr Aegidius Albertinus, weiland Fürstl. Bayrischen Hofraths Secretarius, seliger Gedächtnuß,) mit sonderer Geistlichen Freud verspürt, daß das Buch deß Himmlischen Frawenzimmers den gutherzigen eyfrigen Catholischen Christen also beliebig, als hat er under ebenmeßiger Considenz und Hoffnung einer Geistlichen Frucht und Nutzschaffung auch diß gegenwertige Buch der Himmlischen Cammerherrn, als nemblich die Geschicht, Tugenten und hochlobliche Thaten der allerberümbtesten, auß allerley Ständen, lieben außerwöhlten heiligen Freunden Gottes Mannlichen Geschlechts kürtzlich zusamen getragen und beschrieben: vielweilen er aber durch zeitliches Ableiben an der Ausfertigung verkürtzt und verhindert worden, haben wir es jetzunder wolmeinend dem gemeinen Nutz zum besten, allerdings in Form und Gestalt deß obberührten Buchs durch öffentlichen Truck bekanntzumachen, für gut und nutzlich gehalten . . . ." Die weitere Ausführung empfiehlt das „wolgemeinte Werklein dem gutherzigen Leser". Die Vorrede trägt keine Unterschrift. Die lateinisch abgefaßte kirchliche Druckerlaubnis ist vom Augsburger Generalvikar Caspar Zillerus am 31. Oktober 1644 unterzeichnet. Der vollständige Titel des Werkes lautet: Himmlische Cammerherrn oder Leben der heiligen Apostlen, Evangelisten, griechischen und

lateinischen Kirchenlehrern, wie auch anderer fürnembster Heylingen, nit allein mit sonderm Fleiß, sonder auch, neben kurtzen andächtigen Gebettlein zu jedem Heyligen, mit künstlichen Kupfferstichen für Augen gestellt, und durch Aegidium Albertinum, weylundt Bayrischen Hof Raths Secretarium etc. zusamen getragen. — Das Buch (8°) enthält auf 692 Seiten 70 Heiligenleben. Unter jedem Kupferstich steht ein lateinisches Distichon, in 4 Verslein deutsch übersetzt, als kürzester Inhalt der nachfolgenden Lebensbeschreibung.

Feldkirch. Nik. Scheid S. J.

Ein übersehenes Stück Goethetext.

Die Beschäftigung Goethes mit Winckelmanns Briefen an Berendis, seinem übrigen Briefwechsel und seinen Schriften seit 1799 verdichtete sich 1804/5 zu der Bearbeitung des Sammelbandes „Winkelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen herausgegeben von Goethe. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1805." Adolf Michaelis hat in seiner Edition des „Winckelmann" für die Weimarer Sophienausgabe[1]) den Band beschrieben, die vorhandenen Grundlagen für die Textkritik besprochen und verarbeitet und dann die „Widmung an die Herzogin Anna Amalia" (S. V—VIII im Band von 1805, der Basis der Ausgabe), die „Vorrede" (S. IX—XVI) und die von Goethe selbst, Heinrich Meyer und Friedrich August Wolf verfaßten „Skizzen zu einer Schilderung Winkelmanns" (S. 387—470) abgedruckt, sich aber jeder Bemerkung über den Urheber des „Verzeichnisses sämtlicher Winkelmannischen Briefe in chronologischer Ordnung" (S. 471—485) und des „Nahmenverzeichnisses" (S. 486—496) enthalten. Diese beiden Stücke, für die das Druckmanuskript heute nicht mehr vorliegt, deren letzte Textquelle also jetzt vielmehr der Druck in diesem Bande ist, haben sicherlich nur im Verhältnis zu dem Buche, dem sie einverleibt sind, einen Wert und sind auch nur zu Nutz und Frommen seiner Leser bestimmt; ihre Reproduktion in den Goetheausgaben ist daher völlig zwecklos. Wichtig aber wird das erste Verzeichnis, weil es durch Bemerkungen eingeleitet wird, die zum Teil mit den Ausführungen Goethes in der „Vorrede" unter der Bezeichnung „Winkelmanns Briefe an Berendis" (S. XI XV, in der Sophienausgabe S. 11 15 parallel gehen. Ich gebe diese Stelle, die sich bisher in keiner vollständigen Goetheausgabe findet, genau nach dem Druck von 1805 wieder; auf die erwähnte Überschrift folgen S. 471 die Worte:

„Die Sammlungen, aus welchen gegenwärtiges Verzeichniß zusammengestellt worden, sind folgende:

1) Winkelmanns Briefe an seine Freunde. 1. Theil. herausgegeben von Daßdorf. Dresden 1777. 2. Theil 1780.

2) Winkelmanns Briefe an seine Freunde in der Schweiz. Zürich 1778.

3) Winkelmanns Briefe an einen seiner vertrautesten Freunde, in den Jahren 1756 bis 1768. 1. Theil. Berlin 1781. 2. Theil. Berlin 1781.

4) Winkelmanns Briefe an einen Freund in Liefland. Coburg 1784. herausgegeben von Joh. Fr. Voigt.

5) Winkelmanns Briefe an Berendis in vorliegendem Bande.

Dieses Verzeichniß kann zu mancher bequemen Übersicht genutzt werden, da W. ganzes Leben und Treiben in dieser seiner Correspondenz nunmehr vor [S. 472] uns liegt. Es würde auch demjenigen, der Lust hat einen solchen Charakter unmittelbar anzuschauen, den großen Vorteil gewähren, sämmtliche Briefe sogleich in chronologischer Ordnung lesen zu können, wenn man die

[1]) Band 46, 1891, 1 101. 391 399, wo auch S. 391 2 die Zeugnisse über Goethes Winckelmannstudien zusammengestellt sind.

verſchiedenen Bände der Sammlung vor ſich hinlegte und die Briefe nach unſerm Verzeichniß aufſchlüge. Eine ſolche Lectüre wollten wir beſonders denjenigen empfehlen, denen wir in unſern Skizzen zu einer Schilderung dieſes merkwürdigen Mannes vielleicht allzu pragmatiſch erſchienen ſind."

Unzweifelhaft ſtammen dieſe Worte, wie das auf ſie folgende Verzeichnis von Goethe. Man müßte dies, wenn nicht ſchon aus dem Inhalt, ſo auch aus der Tatſache ſchließen, daß er als Herausgeber des Bandes gezeichnet hat. Dieſer Schluß wird aber wenigſtens in bezug auf das erſte Verzeichnis noch durch ein äußeres Zeugnis beſtätigt: als Friedrich Auguſt Wolf in ſeinem Beitrag zu dieſem Bande (S. 453—470) auf Goethes Wunſch die Bildungsgeſchichte Winckelmanns und die Lage der Altertumswiſſenſchaft, beſonders nach der rein philologiſchen Seite hin, um 1750 ſchilderte[1]), dankte er Goethe in der Einleitung ſeiner Ausführungen für den Genuß, den ihm die Lektüre der überſandten Briefe an Berendis bereitet hatte, und fuhr dann fort (S. 453): „Mir gaben dieſe Briefe (näml. an Berendis) nach vieler abſtumpfenden Arbeit der letztern Monate einen innigen Genuß, zu welchem ich bald und öfter zurückzukehren wünſche. Dazu wird die von Ihnen vorgehabte Nachweiſung der Zeitfolge aller ſeiner nunmehr bekannt gemachten Briefe eine neue Einladung werden; weshalb ich Sie angelegentlich und, ich wage zu ſagen, im Namen vieler Leſer erſuche, die Zugabe ja nicht außer Acht zu laſſen. Erſt ſo wird es recht angenehm werden, den Mann von dem Austritt aus Nöthenitz an, auf ſeiner ſchönen Bahn theilnehmend zu begleiten, um ihn durch alle ſeine gelungenen und unvollendeten Entwürfe dahin gelangen und das werden zu ſehen, was ihm das Schickſal erlaubte, das über jeden Schritt ſeines Lebens mit ſichtbarer Macht gebot."

Hamburg. B. A. Müller.

„Kein ſchellenlauter Tor".

„Was Vortrag! Der iſt gut im Puppenſpiel.
Mein Herr Magiſter, hab er Krafft!
Sey er kein ſchellenlauter Thor!
Und Freundſchaft, Liebe, Bruderſchaft,
Trägt die ſich nicht von ſelber vor?"

Man pflegt die Zeile „Sey er kein ſchellenlauter Thor", durch den Hinweis auf die Schellenkappe des Narren oder Toren zu erklären. So erinnert Erich Schmidt in dem Kommentar der Jubiläumsausgabe[2]) an eine der rätſelhaften Weisſagungen des Bakis, die in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts entſtanden ſind, alſo zu einer Zeit, wo Goethe der „Fauſt" wieder naheſtand. Die Diſtichen lauten[3]):

Klingeln hör' ich: es ſind die luſtigen Schlittengeläute.
Wie ſich die Torheit doch ſelbſt in der Kälte noch rührt!
„Klingeln hörſt du? Mich deucht, es iſt die eigene Kappe,
Die ſich am Ofen dir leis um die Ohren bewegt."

Leicht läßt ſich in der Tat dieſe ſogenannte Weisſagung verſtehen, wenn wir bei der Rede und Gegenrede an das bekannte Geſpräch Fauſts mit Wagner denken. Dann hören wir im erſten Diſtichon einen Stubenhocker reden, der in

[1]) Vgl. den Brief Goethes vom 25. Februar 1805 an ihn in dem Bande Goethes Briefe an F. A. Wolf, herausgegeben von Mich. Bernays 1868. S. 97/8, und die Bemerkungen des Herausgebers dazu S. 43 ff.

[2]) Band 13, S. 280.

[3]) Jub.-Ausg. Band 1, S. 233. Nr. 27.

sein Museum gebannt ist und sichs im Winter hinter dem warmen Ofen wohl sein läßt, während draußen das junge Volk sich mit Schlittenfahren belustigt; im zweiten vernehmen wir, wie ihm klargemacht wird, daß nicht draußen die Torheit zu suchen ist, sondern bei ihm, der sich durch seine Einseitigkeit um die wahren Freuden gesunden Daseins betrügt.

Indessen soll Faust seinem Famulus mit jenen heftigen Worten:

„hab er Krafft!
Sey er kein schellenlauter Tor!"

nicht sowohl sein törichtes Stubenhocken, das ihn die Welt nur durch ein Fernglas betrachten läßt und seine physische Kraft lahmgelegt, zum Vorwurf machen, sondern seine verkehrte Auffassung von der Beredsamkeit, seinen Wahn, die Menschen durch Überredung zu leiten, wenn er mit kunstvoll gesetzten und vorgetragenen Worten, aber kalten Herzens vor sie hintritt. Darum hat man bei dem scharfen Ausdruck „schellenlauter Tor" auch an 1. Korinther 13 gedacht, an die Worte: „Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle[1]). An Anklängen an die Sprache der Bibel ist ja der „Faust" so reich; warum sollte nicht auch hier ein solcher vorliegen? Um die Kanzelberedsamkeit handelt es sich vor allem in dem Gespräche Fausts mit Wagner[2]); als Theologen läßt sie der Dichter miteinander streiten; da müssen biblische Vorstellungen und Wendungen ihm näher gelegen haben als die von Narrenkappen mit ihrem Schellengeklingel.

In den Faustkommentaren wird bei der Erklärung des ersten Gespräches mit Wagner vielfach an Gottsched und seine „Redekunst" erinnert[3]); man sieht in dem leidenschaftlichen Angriff des Magiers auf den bienenfleißigen, pedantischen Gelehrten die Auseinandersetzung des jungen Stürmers und Drängers aus Herders Schule gegen die ältere Generation mit ihrer selbstgefälligen Verstandeskultur und Nachahmung klassischer Autoren.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß dem Dichter dieser für seine Zeit bedeutsame Gegensatz auch vor Augen stand, als er den Dialog schuf, aber zunächst dachte er doch wohl an Kontrastfiguren jener Zeit, in die ihn der „Faust" versetzte, des sechzehnten Jahrhunderts, das er bei seinen Vorarbeiten zum „Götz" mit so vielen seiner widerspruchsvollen Vertreter kennen lernen konnte und von dem ihm auch Paracelsus Schriften und Gottfrid Arnolds „Unpartheyische Kirchen- und Ketzerhistorie" in dem umfangreichen 16. Buche[4]) eine Fülle von charakteristischen Zügen überliefert hatten. Für unsere Szene genügt es, das letzte Werk heranzuziehen. Zahllos sind hier die Aussprüche, die man zitieren könnte, weil sie sich dem Inhalte nach mit denen Fausts im Gespräch mit Wagner decken; denn Gottfrid Arnold, der Pietist, den man wohl auch einen Paracelsisten nennen könnte, war als solcher ein Gegner des deutschen Humanismus, wie er sich im 16 Jahrhundert durchsetzte und durch Melanchthon auch in der protestantischen Kirche Macht gewann: er sammelte mit Eifer die Auslassungen von Männern, die die eindringende heidnische Gelehrsamkeit und künstliche Eloquenz bekämpften, und druckte sie in seiner Kirchengeschichte ab.

---

[1]) Georg Witkowski: Goethes Faust. 1912. Zweiter Band, S. 209; Erläuterung zu Vers 549.

[2]) Vgl. in meinem Buche „Zur Kenntnis des jungen Goethe" (Dortmund 1912. Fr. W. Ruhfus) Seite 45—47.

[3]) Vgl. z. B. Jub.-Ausg. Band 13, S. 279; Georg Witkowskis eben zitierte Faustausgabe S. 208 f.; Julius Goebels Goethes Faust. Erster Teil. (New-York. Henry Holt and Company. 1910). Notes, p. 294 ff.

[4]) Anderer Teil der Kirchen- und Ketzer-Historie von Anno 1500—1688: Das sechszehnte Buch, S. 5—419.

In dem Kapitel „Von dem Schul- und Akademischen Wesen, sonderlich bey den Lutheranern im vorigen seculo“[1]) schildert er den Einfluß der humanistischen Bestrebungen auf die Gymnasien und Universitäten, die Förderung, welche Sprachen und Wissenschaften auch bei den Fürsten, weltlichen und geistlichen, erfuhren[2]). „Deßwegen hieße nun“, fährt er fort, „dieselbe Zeit ein aureum seculum oder güldene Zeit bey vielen, welche in denen literis oder buchstaben die wahre weißheit und glückseligkeit suchten“. Er selbst aber ist weit davon entfernt, zu glauben, daß jene Zeit mit ihren gelehrten Philologen es herrlich weit gebracht, sondern meint, wenn die vielen Gelehrten, auf die die Epoche stolz gewesen, alle oder doch meist verkehrt gewesen, wie das Sprichwort aus Erfahrung laute, so möchte das saeculum wohl eine verkehrte und keine goldene Zeit heißen. Er zitiert folgende Klage eines Zeitgenossen Melanchthons und anderer Freunde des Aristoteles und Plato[3]): „Es schmeckt den leuten jetzt nichts mehr, als was aus dieser Philosophie genommen ist. Indessen hört, merkt und lernet man die heilige Schrifft gar nicht, sondern sie liegt wieder unter der Bank im winckel, deßwegen erklingen auch auf den cantzeln an das volck die allerheiligsten Evangelisten Plato, Aristoteles, Homerus, Euripides, Pindarus, Sophokles und andere dieser art, nicht etwa nur in vergleichung dieses und jenes, sondern in den wichtigsten beweisthümern selbst. Redet jemand darwieder, so schreyet bald der gantze hauffe dieser Heydnischen Philosophen: man verwerffe alle künste, es komme wieder die Barbarey auff. Erinnert einer solche Heyden ferner, daß doch nur solche dinge sparsam und zur erläuterung gebraucht werden — so schreyt man doch: Groß ist die Diana! welches denn eine schändliche verdunckelung der Göttlichen warheit voran zeigt.“

Insbesondere betont Arnold dann den selbstgefälligen Hochmut, mit dem viele humanistisch Gebildete ihr Wissen zur Schau trugen und, um mit Goethes Worten zu reden, ein Ragout aus anderer Schmaus brauten[4]):

„Und dieses waren freylich die nächsten Früchte hievon, nemlich hoffart und thörichte einbildungen der gelehrsamkeit, wenn man etwan einen Griechischen verß aus einem alten Poeten vorbringen und die Orationes, Brief, Predigten, Abdanckungen und Schrifften damit zieren und schmücken konte. Welches man in denen büchern des vorigen seculi, und auch guten theils des jetzigen, ehe diese Pedanterie so abgeschmackt worden, mit verwunderung siehet“[5]).

Bitter beklagt es Arnold, daß Luther, der, von der deutschen Mystik ausgehend, die schärfsten Worte gegen den Aristoteles gefunden, seinem Freunde Melanchthon so großen Einfluß in der neuen Kirche gewährt hatte, daß eine protestantische Scholastik entstehen konnte, nachdem man eben der katholischen den Todesstoß gegeben. Als derbe und sehr wahre Worte des Reformators, mit denen er zweifelsfrei die unzeitigen Schmierer seiner Zeit auch unter den Theologen gemeint, welche, wie unterm Papsttum Thomas Aquinas, Scotus und hundert andere, „so viele greuliche Folianten mit ihrer Kunst füllten und damit die lautere Wahrheit ganz unterdrückten“, gibt er folgende Sätze Martin Luthers wieder, die wir uns sehr wohl an einen Magister Wagner gerichtet denken können[6]): „Fühlstu dich und lässest dich dünken, du habest es gewiß, und kützelst

[1]) X. Kapitel, S. 103—115.

[2]) a. a. O., S. 104.

[3]) a. a. O., S. 105.

[4]) a. a. O., S. 107.

[5]) Vgl. Julius Goebels Note zu Z. 555. Er zitiert aus dem Artikel „Kunstblume“ in Grimms Wörterbuch eines älteren Schriftstellers Wort an einen Prediger: „Du schwatzest viel dahin und spickst deine Predigten aus mit Kunstblumen heidnischer Sprüche und Exempel.“

[6]) XVI. Buch, S. 101.

dich mit deinen eignen büchlein, lehren oder schreiben, als habeſt du es sehr köſtlich gemacht und trefflich geprediget — Biſtu der Haar, lieber, ſo greiff dir ſelber an deine Ohren und greiffſtu recht, ſo wirſtu finden ein ſchön paar großer, langer, rauher eſels-ohren, ſo wage vollends den koſten dran, und ſchmücke ſie mit güldenen ſchellen, auff daß, wo du geheſt, man dich hören könte, mit fingern auff dich weiſen und ſagen: Sehet, ſehet, da gehet das feine thier, das ſo köſtliche bücher ſchreiben und tröſtlich wohl predigen kan. Alsdenn biſtu ſelig und überſelig im himmelreich, ja wo dem Teuffel und ſeinen engeln das hölliſche feuer bereitet iſt."

Der Ausdruck Luthers in dieſen Sätzen iſt ſo derb und anſchaulich, daß man ihn nicht leicht wieder vergißt. So mochte auch der junge Goethe die vor ſein inneres Auge gezauberte Vorſtellung von dem gelehrten und eingebildeten Redner, dem güldne Schellen an langen Eſelsohren baumeln, laut ſeine Torheit zu verkünden, in treuem Gedächtnis bewahren und gelegentlich verwerten.

Einen Zuſammenhang des Dialogs zwiſchen Fauſt und Wagner mit dem, was Goethe in Arnolds Buch von dem Gelehrtenweſen des 16. Jahrhunderts im allgemeinen und der Theologie insbeſondere erfuhr, darf man umſo eher annehmen, als ſich einmal noch weitere ſachliche und ſprachliche Anklänge an dies von Goethe wohl genau gekannte Buch in jener Szene finden, es ſodann aber auch nicht an Beziehungen zu andern Auftritten fehlt. Weniger Gewicht lege ich darauf, daß man bei dem höhniſchen Rat „Schmücke ſie mit güldenen Schellen, auf daß, wo du geheſt, man dich hören könte und mit fingern auff dich weiſen!" an den Magiſter Wagner des Oſterſpaziergangs denken kann, der in neidvoller Bewunderung Fauſts in die Worte ausbricht [V. 1011 ff.]:

„Welch ein Gefühl mußt du, o großer Mann,
Bei der Verehrung dieſer Menge haben!
O glücklich, wer von ſeinen Gaben
Solch einen Vorteil ziehen kann!
Der Vater zeigt dich ſeinem Knaben,
Und jeder fragt und drängt und eilt."

Bedeutſamer iſt z. B., daß Arnold außer jenen Spottworten Luthers, die er aus einer Vorrede vom Jahre 1539 zitiert, aus ebenderſelben noch folgende Sätze anführt[1]): „Wir hofften, es ſolte des ſchreibens weniger und des leſens in der Schrifft deſto mehr werden" und betont, daß Luther zum rechten Verſtand der heiligen Schrift und der ganzen Theologie nicht einen Kommentar fordere, ſondern allein das Beten, das Meditieren und Anfechtungen. Sehen wir nicht Fauſt — im Gegenſatz zu Wagner, der alte Pergamente vergöttert und in kritiſchem Beſtreben ſeine Nächte durchwacht, — am Abend des Spaziergangs die Bibel ſelbſt aufſchlagen und die würdigſte Offenbarung im Neuen Teſtamente ſuchen? Dieſe Beſchäftigung des Gelehrten mit dem Gotteswort gehört zu dem Bilde des Myſtikers und Magiers Fauſt, das der junge Goethe in Frankfurt ſah und dem er als Kontraſtfigur Wagner mit ſeinem hellen, kalten wiſſenſchaftlichen Streben gegenüberſtellte. Eben darum muß die Szene, in der Fauſt über den Anfang des Johannesevangeliums meditiert, ſchon früh konzipiert worden ſein.

Was ſich weiter an Folgerungen aus dem Dargelegten ergibt, möchte ich an anderer Stelle ausführen.

Torgau a. d. Elbe. Agnes Bartſcherer.

[1]) a. a. O., S. 101.

Zwei Notizen zum „Fauſt“.

I. Die Bedeutung des Hexeneinmaleins.

Mephiſtopheles bringt Fauſt in die Hexenküche, um in ihm die Wolluſt zu erwecken und ſeine Keuſchheit zu zerſtören. Dazu iſt ein Bruch mit Fauſt's Streben zur Wahrheit, zur Gottähnlichkeit nötig. Die Zauberformel, welche dieſen Bruch bewirken hilft, iſt die Verwerfung der göttlichen Gebote. So deklamiert die Hexe aus dem Buche:

Du mußt verſtehn!
Aus Eins mach' Zehn.

Das heißt: Aus dem Gebot: Du ſollſt nur Einen Gott anbeten, mache: Du ſollſt 10, d. h. viele, anbeten.

Und Zwei laß gehn.

Das heißt: Um das zweite Gebot, den Namen Gottes nicht zu mißbrauchen, kümmre dich nicht!

Und Drei mach' gleich,
So biſt du reich.

Das heißt: Heilige den Sabbat nicht beſonders, mache ihn den übrigen Tagen gleich und benutze ihn zum Erwerb, ſo wirſt du reich.

Verlier' die Vier!

Das heißt: Verliere die Ehrerbietung gegen deine Eltern.

Aus Fünf und Sechs,
So ſagt die Hex'
Mach' Sieben und Acht,
So iſt's vollbracht!

Das heißt: Die Gebote „Du ſollſt nicht töten“ und „nicht ehebrechen“, „nicht ſtehlen“ und „nicht lügen“ kehre um, und zwar nicht der Reihenfolge, ſondern dem Sinne nach, alſo:

Morde, hure, ſtiel, und ſei unwahrhaftig.
So iſt's vollbracht.

Und Neun iſt Eins.

Das heißt: Die Begierden und Gelüſte, die dir verboten ſind, haben keine Bedeutung, ſie ſind eins, oder einerlei, gleichgiltig, wie man z. B. ſagt: Es iſt mir Eins, ob das oder jenes geſchieht.

Und Zehn iſt keins.

Das heißt: Das Verbot der dort genannten Begierden und Gelüſte beſteht für dich nicht.

II. Die Bedeutung des Namens „Mephiſtopheles“.

Dieſer Name wird gewöhnlich erklärt durch die Worte: „*μη φωτος φιλος*“, alſo: „nicht des Lichtes Freund“, kurz „der Lichtſcheue“.

Im Alt-Engliſchen heißt er: „Mephoſtophilus“; andere machen daraus „*μη Φαυστου φιλος*“, alſo: „nicht Fauſtens Freund“.

Ein Name ſoll aber nichts Negatives, d. h. was jemand nicht iſt, ſondern etwas Poſitives, d. h. was er iſt, ausſagen. Auf die Frage Fauſtens darnach antwortet Mephiſtopheles ausweichend:

„(Ich bin) ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft" usw.

Das Positive muß also auch in seinem Namen zum Ausdruck gebracht sein. Die richtigere Erklärung des Namens ist daher vielleicht: „Mephiti ὀφελος", also ein Wort aus dem Lateinischen und Griechischen zusammengesetzt. Mephitis ist die schädliche, pestilenzialische Ausdünstung der Erde, personifiziert: die Göttin der schädlichen und pestilenzialischen Dünste der Erde. ὀφελος heißt Nutzen; also Mephistopheles: Dem Schädlichen oder Bösen nützend. (Das „s" in dem Namen ist der Euphonie wegen (Volksethymologie?) in den Namen gebracht, wie man z. B. von μεθυω trunken sein, ἀμεθυστος (Amethyst) = unberauscht oder Mittel gegen Berauschung gebildet hat.)

Eine Stütze findet diese Wort- und Sacherklärung durch Goethe selbst im Faust I. Teil, Vers 765 und 785, wo u. a. Mephistopheles „ein Geist der Luft, zum Schaden froh gewandt" genannt wird. Die nähere Erklärung hat Goethe im II. Teil, 4. Akt, Vers 54—56 gegeben, wo er selbst Eph. 6, 12 anführt. Er hätte auch Eph. 2, 2 nehmen können.

Im ersten Teil, Prosa-Szene: Trüber Tag, nennt Faust den Mephistopheles: „den Schandgesellen, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt."

Man kann also Mephistopheles kurzweg übersetzen mit: Der Schadenfrohe. In früheren Zeiten wurde der Teufel vom Volke so genannt, wahrscheinlich um seinen Namen zu mildern und zu umschreiben (vgl. Deutsches Wörterbuch VIII, 1984). Z. B. findet man den Teufel „der Schadefroh" genannt bei Grimmelshausen im Simplicius Simplicissimus im Anfang des 23. Kapitels der Continuatio.

Tübingen. M. Fiebig.

Zum Schlüssel in der Mütterszene.

In einer Kritik des Goethe-Jahrbuches (Bd. XXXII) macht der Rezensent, Willy Rath, auch auf eine von mir beigesteuerte Abhandlung über den Schlüssel in der Mütterszene aufmerksam und reiht sie anscheinend der Masse kleinlicher Goethe-Forschung ein, die sich darüber wundert, daß „das kleine Ding" nicht schon vorher genugsam beachtet worden. Obwohl er mir trotzdem die Gnade erteilt, meine Auslegung für „annehmbar, wenn gleich nicht zwingend" zu erklären, rechnet er sie offenbar unter solche Beiträge, die ihm nicht genug in die Breite gehen, vielleicht nicht hinlänglich zur Wassersuppe werden.

In Anbetracht des Interesses, das die Mütterszene jederzeit hervorgerufen, verwunderte ich mich allerdings, daß dem Schlüssel noch keine annehmbare Bedeutung geworden, und unternahm, eine solche aufs kürzeste darzulegen. Ich hatte angenommen, daß die Tragweite desselben in die wahre Breite, nämlich mit Rücksicht nicht nur auf das ganze Drama selbst, sondern auf dessen Beziehung zum allgemeinen Menschenleben im Gehirne des Lesers von selbst auftauchen dürfte, da das aber nicht der Fall gewesen zu sein scheint, so lege ich nun einige Schlußfolgerungen meiner Auslegung selbst vor.

Bei jeder wissenschaftlichen Auslegung kommt es natürlich darauf an, daß man sich fürs erste dem unmittelbaren Eindruck hingibt, den der Text an sich in seiner dramaturgischen Bedeutung zu vermitteln bestimmt war, also im kleinsten Punkte sich zuerst der größten Klarheit zu vergewissern, und diese von da aus sich auf das Naheliegende und Ganze erstrecken zu lassen und umgekehrt. Gerade in der verhältnismäßig kurzen, so geheimnisvollen Mütterszene hält es schwer, sich dieses Punktes klar zu werden. Daß aber Goethe die ganze Szene nicht etwa bloß als ein „jeu d'esprit, dem man nicht zu viel Bedeutung bei-

messen dürfe", wie in einem Kommentar verlautet, beabsichtigt hat, scheint schon daraus hervorzugehen, daß er auf Eckermanns Anfrage über die Bedeutung desselben unter anderem erwiderte: „Ich kann weiter nichts verraten, als daß u. s. w. .... Das Übrige ist meine eigne Erfindung." Es blieb also jedenfalls in ihr etwas zu verraten, auch bezeichnet er sie nicht lediglich als einen genialen Einfall, sondern als eine Erfindung, was doch immer schon auf zweckbewußte Gedankenarbeit hindeutet: Und was den Schlüssel selbst in derselben anbelangt, wenn er wirklich nur als ein äußeres „Hilfsmittel ohne wahrhaften Lebensinhalt" zu betrachten wäre, so hätte ihn der Dichter wohl kaum in der Hand des Faust wachsen und durch individuellen Besitz an Bedeutung zunehmen lassen.

Meiner Auslegung an sich in bezug auf die fundamentale Bedeutung der Szene habe ich wenig beizufügen, es sei denn eine ausführlichere Wiedergabe des Zitates aus dem Goetheschen Briefe an Eichstädt vom 15. September 1804 — also zur Zeit, als das Problem des Zweiten Teiles vom Faust beim Dichter sich zu lösen angefangen hatte. Mangel an Raum ließ mich im Goethe-Jahrbuch nur in aller Kürze darauf hindeuten, um meine Auslegung des Schlüssels als der Negation selbst, die zur Selbstbestimmung führen könne, in Einklang mit Goethes authentischer Lebensanschauung zu bringen und auf diese Weise definitiv haltbar hinzustellen. Es lautet nämlich in besagtem Briefe wie folgt: „Bei strenger Prüfung meines eigenen und fremden Ganges in Leben und Kunst fand ich oft, daß das, was man mit Recht ein falsches Streben nennen kann, für das Individuum ein ganz unentbehrlicher Umweg zum Ziele sei. Jede Rückkehr vom Irrtum bildet mächtig den Menschen im Einzelnen und Ganzen aus, so daß man wohl begreifen kann, wie dem Herzensforscher ein reuiger Sünder lieber sein kann, als neunundneunzig Gerechte. Ja, man strebt oft mit Bewußtsein zu einem scheinbar falschen Ziel, wie der Fährmann gegen den Fluß arbeitet, da ihm doch nur darum zu tun ist, gerade auf dem entgegengesetzten Ufer anzulanden."

Zu erwähnen dürften ferner sein die in der Sophienausgabe von Goethes Werken (IV, Bd. 17) befindlichen Varianten zu diesem Briefe, in denen außerdem von der bildenden bestimmenden und vereinenden Wirkung des Irrens die Rede ist. Es ließe sich wohl kaum eine deckendere Beweisstelle zur Rechtfertigung einer Auslegung aus der Feder des Dichters selbst finden, und noch dazu aus einer Zeit, die der betreffenden Dichtung nicht fern lag, und vom Dichter selbst als Resultat strenger Prüfung bezeichnet.

Nachdem wir die Einzelheiten näher untersucht haben, nähern wir uns nunmehr der Breite, und zwar, indem wir uns die Frage stellen, erstens welche Stellung diese Szene zum ganzen Drama einnimmt, und zweitens welche Bedeutung dieser Symbolismus für das zwischen Drama und Leben bestehende Wechselverhältnis gewinnt.

Ist der Schlüssel die Verneinung selbst, so wird die Verneinung hier zum erstenmal direkt das Mittel zum Zweck, als welches sie schon im Prolog bezeichnet wird, wo es von dem verneinenden Geist nach des Herrn Worten lautet, daß er als Teufel schaffen müsse. Es liegt also in der Mütterszene der Anhang eines bedeutenden Wendepunktes in Fausts Lebenslauf einbegriffen. Die Verneinung wird zu Fausts Wegweiser in einer anderen Richtung, sie liefert den Schlüssel zu einem bisher verschlossenen Gang, und zwar geht Faust den neuen Weg allein. Ist aber der Weg zu den Müttern der Weg zum Reiche der schaffenden, platonischen Idee, wie ich in meiner Abhandlung angebe, so kann er ihn auch nur allein gehen, denn das ist der Weg der Kantischen Vernunft, aus der die Ideen entspringen, und Mephistopheles kann ihn gar nicht gehen, da bei ihm die Welt mit Sinnen und Verstand aufhört. Sicher erinnern an Kant des Dichters eigene Worte in der Szene:

Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit,
Von ihnen sprechen ist Verlegenheit,
Die Mütter sind es!

Bezieht sich Faust aber auf den Weg der Vernunft, um aus dem Reich der Ideen sich ein Musterschild griechischer Schönheit und griechischen Heldentums zu erzeugen und darin Befriedigung zu suchen, so widmet er sich hiemit dem Kulte der Schönheit im ästhetischen Sinne, er sucht also auf dem Wege der Kunst sich zu höherem Genusse zu erheben, und das bedeutet zu gleicher Zeit sich ästhetisch zu bilden. Es wird also die Mütterszene zu einer ersten Stufe des im zweiten Teile „zum höchsten Dasein immerfort strebenden", sich hebenden Lebensganges des Faust, die vielfaches gemein hat mit dem Kernpunkt von Goethes größtem Roman, Wilhelm Meister, in dem sich der Mensch durch die Kunst und namentlich auch aus Irrungen im Bereiche derselben zum wahren Lebensberuf durcharbeitet. Fausts Läuterung, Befreiung und Erlösung, die das Thema des ganzen Zweiten Teiles bilden, nehmen also hier in der großen Welt am Hofe des Kaisers — wo ihm Mephistopheles erst während des Karnevals Saus und Braus in der Stellung eines Finanzmannes und Schatzmeisters die ersehnte Befriedigung hatte vermitteln wollen, sein Ziel jedoch nicht hatte erreichen können — ihren Anhang in einer zwar von außen her durch den Wunsch des Kaisers hervorgerufenen, aber von Faust selber höher aufgefaßten und selbstbeabsichtigten Bestrebung, die sich auf das Gebiet der Kunst erstreckt. Zum Ziele dieses Strebens wird ihm die Wiederbelebung zuvörderst des Ideals der klassischen Schönheit, und da die Geschichte des griechischen Schönheitskultus in unmittelbarer Verbindung steht mit griechischer Mythologie, griechischer Literatur, griechischer Architektur, Skulptur und griechischem Gesamtleben, und diese wiederum in nahen Zusammenhang getreten sind mit der römischen und von da mit der mittelalterlichen und romantischen Aera wie mit der Neuzeit, eine Wiederbelebung der hervorragendsten Epochen in der Zivilisation der Menschheit zu einem gemeinsamen Mittelpunkt in der Kunst, wodurch sich der Mensch zu einer höheren Lebenssphäre erheben und heranbilden könne. Diese erste Stufe in Fausts Befreiung, die zu Fausts schließlicher Erlösung führen soll, bei der es sich also darum handelt, ob Kunst an sich dem höchsten Lebenszwecke dienen und ihn erfüllen könne, ist also die allgemeine Lebensfrage, die mit der Mütterszene in der Handlung einsetzt. Ihre Lösung dient Faust zum Fortschritte in der Richtung des rechten Zieles, aber erst auf weiter hinzugekommenen, neuen Grundlagen des Strebens und Handelns in der Sphäre der großen Welt erreicht er das Endziel.

Jedoch nicht nur mit Wilhelm Meister hat ein solcher Gang der Handlung, die einen inneren Seelenprozeß zu ihrem Gegenstande hat und daher äußerlich oft nur symbolisch darstellbar ist, vieles gemein, sondern vor allem auch, wie bei allen Dichtungen Goethes, mit dem Leben des Dichters selbst. Wie man gar wohl annehmen darf, daß mit der italienischen Reise nicht nur Goethes völlige Hingabe an den Klassizismus, sondern auch seine innere, sittliche und geistige Befreiung ihren Anfang nahm, so befestigte sich von da an auch eine Umwandlung des ganzen Faustdramas und ein richtungsvoller Gedankengang für dasselbe bei dem Dichter. Äußerlich spricht sich das schon in der dramaturgisch wichtigen Szene aus, die er während seiner italienischen Reise der fragmentarischen Anfangsdichtung hinzufügte, nämlich der Hexenküche, die zu einer Rückwandlungsszene des Faust wurde. Und gerade zu dieser Szene, die so recht eigentlich die Einführungsszene in das Leben der kleinen Welt, das im Ersten Teile seinen Abschluß findet, und somit gewissermaßen in das Leben des jungen Goethe bildet, wird die Heraufbeschwörung der Helena durch die Worte: „Hier wittert's nach der Hexenküche, — Nach einer längst vergangnen Zeit" in direkte

Verbindung gebracht, als ob der Dichter darauf hindeuten wolle, daß diese Szenen, die eine in der kleinen Welt, die andere in der großen Welt bedeutungsvolle Ausblicke für das jemalige Leben des Faust eröffnen sollen. Gerade noch in Italien hatte Mephistopheles dem Dichter viel zu schaffen gegeben, gerade hier hatte er noch den Widerspruchsgeist der Verneinung vielfach in der jugendlichen Richtung ausproben müssen, von welcher die ersten Anfänge der Faustdichtung Zeugnis ablegten, es wurde aber gerade diese Zeit auch zu einer Übergangszeit und aus den Jahren, die mit diesen Erfahrungen in nahem Zusammenhange stehen, stammt die Einsicht, die auf neue Lebenswege aus Fehlern schließt und durch Ausschaltung neue Wege sucht und findet, namentlich in wissenschaftlicher und auch in künstlerischer Beziehung. Er bekennt, daß er bisher sein Metier nicht recht verstanden oder, wie er selbst sagt, „das Handwerk" nicht recht gelernt habe, und entschließt sich die Wissenschaften sorgfältiger zu betreiben und berufsmäßiger zu arbeiten. Er will zu diesem Zwecke nicht mehr so ausschließlich von sich selbst abhängen, sondern zu sachkundigen Gelehrten, wie den Professoren zu Jena in Beziehung treten und sich in den Werkstätten der Wissenschaft umtun, gerade wie Faust nach selbständigem Ringen um das Ideal der Schönheit schließlich bei dem Gelehrten Wagner im Homunculus den führenden Geist des schaffenden Verstandeslebens der Wissenschaft findet.

Zu derartiger breiteren Anwendung dramatischer Ereignisse lag es mir nahe durch meine Auslegung der Einzelheiten Anregung zu geben, behufs besseren Verständnisses des ganzen Zweiten Teiles in seinem Verhältnisse zum Leben des Dichters sowohl, wie zum Leben der Menschheit im allgemeinen.

Williamstown (Mass.) Georg Moritz Wahl.

Jacob M. R. Lenz und Fräulein v. Albedyll.

Von der Liebe Lenzens zu einem adligen jungen Mädchen v. Albedyll erzählt uns zuerst P. Th. Falck in der „Allgemeinen Enzyklopädie" von Ersch und Gruber, 2. Sektion 43. Bd. (Leipz. 1889): „In Dorpat sah sich Lenz genötigt, eine Hauslehrerstelle bei Liphard zu Aya anzunehmen, gab dieselbe aber bereits im September 1780 auf, weil er als Hauslehrer keine Hoffnung sah, seine Jugendgeliebte Julie von Albedyll heimzuführen." Ähnlich schreibt er in seinem Buche „Die Familie Lenz". Nürnberg 1907, er fügt nur noch hinzu „Julie v. Albedyll (geb. 1758 gest. 1828)". Bei Rosanow (Jacob M. R. Lenz. Leipz. 1909) findet diese Liebe folgende Darstellung: „Zu dieser Zeit wurde das leicht auflodernde Herz Lenzens wiederum von einer heftigen Leidenschaft erfaßt. Der Gegenstand seiner Liebe war Julie v. Albedyll, ein junges adliges Mädchen. Unser Dichter hatte Julien schon als 9—10jähriges Mädchen vor seiner Abreise ins Ausland gekannt. Jetzt stand sie als erwachsenes, reizendes Mädchen vor ihm — sein Herz unterlag."

Zwei Briefstellen kommen als Quellen für diese Liebe Lenzens in Betracht. Lenz schreibt aus Moskau an Pastor Brunner: „Dieses Fräulein war als ich Liefland verließ ungefähr 9 oder 10 Jahre alt, konnte also wenig sich meiner erinnern, als ich nach mehr als 10jähriger Abwesenheit wiederkam oder lieber nur durch Derpt nach Petersburg reisete" (Mitgeteilt bei Rosanow, Lenz Anmerk.). Sodann gibt uns weiteren Aufschluß Marpurgs Brief an Dumpf vom 10. November 1815: „Während der Zeit bewieß mir Lenz seine Freundschaft durch ein Zutrauen, das er sonst zu Niemandem hatte. Er hatte sich nemlich in ein Fräulein v. A. verliebt und erwählte mich dabey zum Vertrauten seines Herzens und sogar zum Unterhändler! Mir war das natürlich eine kitzliche Sache. Denn bey einem so hübschen Fräulein, das sie damals war, für einen anderen zu unterhandeln, war doch damals für mich eine eigene Sache." (Baltische Monatsschrift 1899

Wer ist dieses Fräulein v. A.? Julie v. Albedyll (geb. 1758 gest. 1828) meint Falck. Gewiß, es handelt sich hier um ein Mitglied der Familie von Albedyll, das ist mit Sicherheit anzunehmen; aber hat es Julie geheißen? Im Handbuch des preußischen Adels Bd. II 1893 findet sich keine Julie v. Albedyll, die hier in Betracht käme. Es muß eine Tochter des Erich Reinhold v. Albedyll (1732—1803) sein. Diesem wurde am 23. Februar 1758 ein Sohn geboren, der den Namen Georg erhielt, und am 26. Januar 1759 eine Tochter, der man die Namen Gertrud Sofie gab, später folgten nur Söhne, keine Töchter. Sollte diese Gertrud vielleicht die sein, welche Lenz liebte. Möglich. Als Lenz die Heimat verließ war sie $9^1/_2$ Jahre, das stimmt mit Lenzens Angabe überein. Doch vielleicht ist auch eine Lücke im „Handbuch des preuß. Adels", eine Tochter ist übersehen, Erich Reinhold hat zwei Töchter gehabt? Dem scheint jedoch folgende Briefstelle zu widersprechen: „Ihres Herrn Bruders seine Grüße von mich sind zu kalt, hier folgen die zärtlichsten die feurigsten von mich und meiner Tochter, von meiner eigenen Hand. Albedyll" (Als Nachschrift zu einem Briefe, den Lenz am 9. September 1768 an seinen Bruder Fried. David schickte). Und sollte er wirklich noch eine legitime Tochter gehabt haben, so könnte sie nur 1757 oder 1760 geboren sein, dann wäre sie 11 oder 8 Jahre gewesen, als Lenz nach Königsberg ging und Lenz hätte sich in ihrem Alter geirrt, wenn er sie für 9 oder 10 Jahre alt hielt. Als Todestag der Gertrud Sofie ist im „Handbuch" der 20. Juni 1840 verzeichnet. Aus Marpurgs Worten „bey einem so hübschen Fräulein, das sie damals war," kann man schließen, daß Frl. v. A. im Jahre 1815, als jener den Brief schrieb, noch gelebt hat. Der Vorname Julie mag sich vielleicht aus einer Verwechslung mit der Gattin ihres ältesten Bruders Georg erklären, der 1779 eine Julie Gräfin von Keyserlingk heiratete.

Falck will auch wissen, daß Lenz drei Gedichte an Frl. v. Albedyll gerichtet hat. Ich muß gestehen, mir sind solche unbekannt, andern wohl auch. Es käme höchstens das Gedicht „Nachtschwärmerei" in Betracht, hier spricht er von einer Albertine ... „die meiner Liebe Sayte Nie laut schellen hörtest ... die du in Nacht mir Lange, lange drey furchtbare Jahre Nun versunken bist" ... Gewiß, der Name klingt an Albedyll an, aber die „drey furchtbaren Jahre" passen nicht darauf; denn allen Anschein nach ist das Gedicht 1774 oder 1775 entstanden.

Erst wenn der Moskauer Nachlaß des Dichters veröffentlicht ist, werden wir vielleicht Genaueres über diese Liebe erfahren. Dies ist wohl aus den Worten Weinholds, der ihn besaß, zu schließen: „Er verliebte sich in ein Fräulein v. Albedyll ... Diese Leidenschaft spukt durch die folgenden verwirrten Jahre immerwährend durch." (Gedichte von Lenz 1891, S. XX).

Königsberg. Rudolf Ballof.

Zu Schillers Gedicht „Hektors Abschied".

Bei der Entstehung des Gedichtes „Hektors Abschied" haben mancherlei Einflüsse, die der junge Schiller durch seine Lektüre erfahren hatte, mitgewirkt. Hervorgegangen aus seiner Begeisterung für Plutarchs „große Menschen", wurde er, nach Kuno Fischers Bemerkung (Schillers Schriften I, Heidelbg. 1891) zu diesem Liede durch eine Beschreibung angeregt, die H. P. Sturz (Helfrich Peter Sturz' Schriften I, 1779) von einem Hektors Abschied von Andromache betitelten Gemälde der Angelika Kauffmann veröffentlicht hatte. Das Versmaß entnahm er dem Bürgerschen Gedicht „Adeline": „Seh' ich, bei des Tempels Harmonien", die elegische Stimmung den Liedern Ossians. Der erste Vers „Willst dich, Hektor ewig mir entreißen" erinnert an Klopstocks Messias II, 763 „Abdiel, mein Bruder, du willst dich mir ewig entreißen?" worauf L. Bellermann in

seiner Schiller-Ausgabe II, 424 aufmerksam macht. Daß Schillers Gedicht auch von Maler Müllers „Soldatenabschied“ beeinflußt ist, zeigt folgende Vergleichung:

Soldatenabschied.	Hektors Abschied.
Heb' zum Himmel unsren Kleinen	Wer wird künftig deinen Kleinen
. . . . .	lehren,
Lehr' ihn beten — gib ihm Segen.	Speere werfen und die Götter
Reich' ihm seines Vaters Degen!	ehren ....
Hörst? Die Trommel ruft zu scheiden	Horch! der Wilde rast schon an den
Still' die Tränen laß mich scheiden.	Mauern —
	Gürte mir das Schwert um, laß das
	Trauern.

Königsberg, Pr. Rudolf Ballof

Georg Büchner in Zürich.

Ich möchte hier kurz auf eine seltsame Tatsache hinweisen, deren Aufklärung vielleicht gelegentlich jemandem glückt. Einige wichtige Einzelheiten aus Georg Büchners Züricher Zeit verdanken wir dem „Nekrolog“, den Wilhelm Schulz-Bodmer dem Freunde widmete.

Ludwig Büchner gab in der Einleitung zu seiner Ausgabe (1850) nicht an, an welchem Tage der Nekrolog erschienen sei; er sprach nur von dem „damals in der ‚Züricher Zeitung‘ erschienenen Nekrolog“ und führte Stellen daraus an. Franzos (1879) druckte S. 431—436 seiner Ausgabe den Nekrolog ab und bemerkte in einer Fußnote, er sei am 23. Februar 1837 in der „Züricher Zeitung“ veröffentlicht worden. Paul Landau hat wie er mir mitteilte diese Notiz, wie mancher Andere, aus Franzos übernommen, das betreffende Blatt nicht selbst gesehen. Wie ich mich nun überzeugt habe, steht der Nekrolog in dem von Franzos angeführten Blatt nicht! Der 23. Februar war ein Donnerstag, die „Neue Züricher Zeitung“ (hieß so seit Juli 1821) erschien damals nur Montags, Mittwochs und Freitags, also an dem fraglichen Datum überhaupt nicht.

In der „Neuen Züricher Zeitung“ habe ich den Nekrolog überhaupt nicht gefunden, auch nicht in einer der anderen der mir zugänglich gewesenen Züricher Zeitungen. Eine Frage an die Redaktion der „Neuen Züricher Zeitung“, ob der betreffende Artikel seinerzeit vielleicht als Sonderdruck, etwa nur im „Verlag“ der Zeitung erschienen sei, wurde verneint. Die Redaktion hatte auch die Liebenswürdigkeit, das betreffende Quartal nochmals durchzusehen — mit dem gleichen negativen Erfolg. — Allerdings habe ich einen Originaldruck des (anonymen) Nekrologs vor mir; das ausgerissene Blatt gestattet jedoch keinen Schluß, woher es stamme!

Georg Büchners Geburtshaus in Goddelau ist noch erhalten, Weidstraße 9. Vgl. „Hessisch. Chronik“ II, 11, S. 340, ebenda Bild. Hier die Angabe seines Sterbehauses: Am 24. Oktober 1836 zog Büchner bei dem Doktor und Regierungsrat Ulrich Zehnder, Steingasse Haus 296 b, Große Stadt (heute: Brunnenturm) ein und wurde auch dessen Kostgänger. Wilhelm Schulz (dessen Bekanntschaft Büchner schon in Straßburg gemacht hatte) hat ihm wohl diese Wohnung empfohlen: er selbst wohnte bei Zehender und später Wand an Wand mit Büchner. Das Haus heute noch genau zu bestimmen, gelang mir leider nicht.

Zürich. Anton Büchner

Rezenſionen und Referate.

Geſchichte der neueren Hiſtoriographie. Von Eduard Fueter (Zürich). München und Berlin. R. Oldenbourg. 1911. AndT.: Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geſchichte herausgegeben von G. v. Below und F. Meinecke. 14 M.

Die Bearbeitung dieſes Stoffes vom Standpunkte des modernen, gründlichen Forſchers entſprach einem lange gehegten Wunſche weitintereſſierter Kreiſe. Nach dem Buche von F. X. Wegele: „Geſchichte der deutſchen Hiſtoriographie ſeit dem Auftreten des Humanismus“ im Jahre 1885 iſt auf dieſem Gebiete nichts geleiſtet. Wegeles Trockenheit iſt dieſem vielſeitigen und intereſſanten Thema nicht gerecht geworden. Das Buch iſt dementſprechend nicht gerade mit begeiſterter Freude aufgenommen worden. Die Hiſtoriographie des Mittelalters iſt, ſoweit Deutſchland in Frage kommt, immer noch am beſten in den altbekannten Geſchichtsquellen von Wattenbach und Lorenz zuſammengetragen. Was auf dieſem Gebiete die neueſte Zeit gebracht hat, kann gerade nicht beſonders hoch gewertet werden. Es mußte faſt ſo ausſehen, als ob unſerer Zeit die Fähigkeit abginge, die Hiſtoriographie darzuſtellen. Fueters Buch iſt aus dieſen und verwandten Gründen mit großer Freude begrüßt worden. In zwei Punkten bedeutet es jedenfalls einen Fortſchritt gegenüber dem Buche von Wegele. Fueter ſucht ſeine Darſtellung über die geſamte neuere Geſchichte auszudehnen, ſeine Arbeit iſt univerſalhiſtoriſch. Und vor allen Dingen iſt ſein Buch nicht trocken, ja im Gegenteil, es iſt über alle Maßen lebhaft und anregend geſchrieben. Das ſind zwei Vorteile, die den Referenten mit nicht ganz ungemiſchter Freude erfüllen. Denn einmal ſcheint ihm die ausländiſche Hiſtoriographie überall bei Fueter beſſer wegzukommen als die deutſche. Viele italieniſche Hiſtoriker ſind in großer Ausführlichkeit mit langen Zitaten vorgeführt: die Zitate aus deutſchen Geſchichtsſchreibern ſind auffallend kümmerlich demgegenüber. Ebenſo muß ſich Gieſebrecht mit 1 Seite begnügen, Waitz erhält ſchon $1\frac{1}{2}$ Seiten zugebilligt, der Engländer Freemann aber wird ausführlicher auf 2 Seiten behandelt. Ich weiß nicht, ob dieſer Engländer in der

gesamten Historiographie einen dementsprechend Waitz und Giesebrecht überragenden Platz einnimmt: aber ich habe hier und an vielen anderen Stellen das Gefühl, als ob die deutsche Geschichtsschreibung nicht ganz richtig gewürdigt wird. Viel wichtiger ist es jedoch, das andere Fueters Leistung gezollte Lob einzuschränken. Es ist gewiß viel angenehmer, interessante Bücher zu lesen als trockene; es ist auch ohne weiteres klar, daß lebhaft und stark subjektiv gehaltenen Darstellungen eine viel größere Überzeugungskraft innewohnt, als doktrinär und schulmeisterlich geschriebenen Handbüchern. Fueters Arbeit ist eine ganz persönlich gehaltene Darstellung, er ist mit Begeisterung bei seiner Sache. Doch ist seine Begeisterung im Verneinen größer als im Bejahen, die ablehnende Kritik ist immer überzeugender als die resignierte — darüber hinaus kommt Fueter nicht — Zustimmung. So wird man bei der Lektüre des Buches die ungemütliche Stimmung nicht los, man wird stets und ständig zu verwunderten Gegenfragen, zum Kopfschütteln, ja hier und da auch zur offenen und energischen Opposition veranlaßt. Diese zu tadelnden Mängel des Fueterschen Buches liegen zum größten Teil in seinen merkwürdig scharfen und nicht immer genügend begründeten Urteilen. Dann kann man aber wenig einverstanden auch sein mit seiner Ausdrucksweise und mit seiner Vorliebe für fernliegende Fremdwörter. W. Bauer hat in seiner Anzeige dieses Buches einige dieser Mängel mit zahlreichen Beispielen illustriert (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 1912, S. 705 ff.). Ich verweise auf diese Zusammenstellung und führe hier einige Stellen an, die mir als besonders unangenehm aufgefallen sind.

Über Jovius ergeht sich Fueter in folgender Weise: „kein Wunder wenn die Regierungen in Italien und außerhalb diesen in seiner Art konkurrenzlosen Revolverjournalisten günstig zu stimmen versuchten. — Jovius besaß als Journalist ein unbegrenztes Zutrauen zu der Leichtgläubigkeit und Dummheit des Publikums — eine Eigenschaft, die wahrscheinlich noch durch seinen medizinischen Beruf genährt wurde. — Er konnte über alles schreiben, was man wollte; seine Darstellung blieb immer geistreich, gefällig, chic und verlor sich nie in unangenehmeren tieferen Reflexionen. Der moralisierende Leitartikelton stand ihm zu Gebote, wie keinem anderen Humanisten" (S. 53). Eine gewisse Vorliebe für bestimmte Ausdrücke findet sich häufig. Die „Zettelkästen", in denen S. 81 Rucellai seine antiken Exempel aneinanderreiht, finden sich hier schon zum zweiten Male. Ebenso der „fromme" Ranke (S. 71 und 87). S. 130 lesen wir den Satz: (die Schüler des Blondus) „hackten sich entweder an wertlosen Details später pseudohistorischer Erfindungen fest (korrigierten z. B. die Jahreszahl einer fiktiven Königsliste) oder deteriorierten, was noch an Resten brauchbarer Überlieferungen vorhanden war, durch platten Rationalismus." S. 140: „Es ist wohl nur der präponderierenden internationalen Bedeutung der humanistischen Publizistik und dem Mangel an gebildeten einheimischen Autoren zuzuschreiben, daß die französische Krone trotzdem ihrem ersten humanistischen Historiographen volle Freiheit ließ." Brantômes Biographien gehören der „Zwittergattung der als Geschichte drapierten Memoiren" an. S. 155. Diese schöne Wendung findet sich dann noch einmal S. 160. „Die lutherische Reformation hat die Entwicklung

des deutschen Humanismus geknickt, bevor sie recht eingesetzt hatte" (S. 186). „(Sebastian) Franck fertigte aus den Kompilationen Schedels und anderer eine neue Kompilation an und übertraf dabei seine Vorgänger, wenn möglich, noch an Kritiklosigkeit, Formlosigkeit und Flüchtigkeit der Arbeit" (S. 188). „Die Haltung, die die deutschen Kaiser zu der nationalen Geschichtsschreibung einnahmen, ist eine völlige Anomalie" (S. 189). Dazu wolle man den Abschnitt über das nationale Pathos der deutschen Historiographen S. 183 lesen! S. 234 wird der Abschnitt über Sepúlveda eingeleitet mit den Worten: „Petrus Martyr war, wenn auch vielleicht kein Charakter, so doch ein Talent . . .". S. 343 ff. wuchern dann die Fremdwörter sehr üppig. Es gibt da nicht nur die üblichen zum Teil unvermeidlichen Fachausdrücke, es ist da die Rede von futilen Ursachen, von kruden Theorien, von allgemeiner Prosperität, von Gefühlen für Humanität, die attribuiert werden; dazu kommen Hintertreppenintrigen, rationale Reaktionen usw. Die bösen Worte über Giesebrecht: „Mit der Seelenruhe eines Oberlehrers der alten Schule, der normal und pathologisch angelegte Kinder über denselben Kamm schiert, verteilt Giesebrecht seine Zensuren," darf hier nicht unerwähnt bleiben. Vermutlich liegt dieser Auffassung eine nicht sinngemäße Auslegung von Giesebrechts Vorwort zugrunde. — S. 527 f. „(D. F. Strauß') Helden müssen ebenso ernsthaft aus reinem Triebe zur Wahrheit das Kirchentum bekämpfen, wie er selbst es von sich rühmen durfte. Er hüllt sie in das Gewand braver theologischer Kandidaten, die sich dem Glaubensdrucke orthodoxer Konsistorien gegenüber ihrer Überzeugung wehren." S. 599 über J. Burckhardt: „sein Sehnen war der Umgang mit einer geistig vorurteilsfreien Gesellschaft, die Sinn für Malice hatte und ihr Leben künstlerisch zu gestalten verstand. — Man kann sagen, daß er der modernen Religion, dem Ästhetizismus, ihr Paradies geschaffen hat." S. 600 über Gregorovius: „er war ein typischer Vertreter des Italienreisenden alter Schule, der für alte Kunst, Ruinen und malerisches Volksleben schwärmte und lieber die Phantasie mit stimmungsvollen Bildern füllte, als die realen historischen Begebenheiten nüchtern untersuchte." —

Doch genug mit diesen Stichproben und Einzelheiten, die hier, aus dem Zusammenhange gerissen, noch weit unvorteilhafter wirken als im Buche selbst. Wesentlich erscheint mir, daß Fueter den Versuch, die neuere Historiographie darzustellen, überhaupt gewagt hat. Wichtig dabei ist, daß er leider ganz und gar unterlassen hat, Stellung zur historischen Methode zu nehmen. Die Fortschritte, die auf diesem Gebiete das verflossene, das historische Jahrhundert gemacht hat, wären auch in diesem Rahmen erwähnenswert. Aber Fueter hat sich vorgenommen, die Geschichte der historischen Theorien und der historischen Methode nur so weit zu berühren, als diese auf die Entwicklung der Historiographie eingewirkt haben. Nun möchte man doch der Meinung sein, daß die Einwirkung der Mauriner eine stärkere war, daß die bella diplomatica des 17./18. Jahrhunderts eine recht große historiographische Bedeutung gehabt haben. Jedenfalls hätte man Hermann Conring mehr als vier Zeilen geben dürfen, und auch mit einigen Worten hätte man doch die ‚Ecole des Chartes' und das ‚Institut für österreichische Geschichte' erwähnen dürfen. Der Name Th. v. Sickel hätte auf keinen Fall fehlen sollen. In dieser Richtung hätte man noch mehr Wünsche, die bisher unerfüllt blieben; vielleicht holt der Verfasser davon in einer zweiten Auflage

mancherlei nach. Aber wenn der Verfasser auf eine nähere Darstellung der historischen Methode ganz und gar verzichten will, so mag er wenigstens einiges andere nachholen. So wäre sehr erwünscht eine kleine Einführung in die Begriffe „Humanismus" und „Aufklärung", mit denen der Verfasser sehr viel operiert. Dazu müßte sich dann der Verfasser bequemen, auf die literarische Form der historiographischen Werke ein klein wenig mehr einzugehen. Im Register z. B. vermisse ich die Schlagworte „Relation", „Traktat", „Zeitung", „Tagebuch" ꝛc. Warum Fueter die Memoiren nicht behandeln will, wie er S. 148 auseinandersetzt, ist mir unerklärlich. Nur dürftig ist auch die Briefform in Hinsicht auf ihre historiographische Bedeutung erörtert. Die vielfachen und vielgebräuchlichen Formen des Briefes sind nicht einmal gestreift (Sendbrief, Teufelsbrief in erster Linie). Dahin gehörten auch Testament-Satire, Traum, Traumsatire, dann These, Staatsschrift, Prunkrede; von den vielen Arten der Traktate ganz zu schweigen! Aber alle diese hier zusammengestellten Schlagwörter haben einen Inhalt von nicht zu unterschätzender historiographischer Bedeutung und sind durchweg von Fueter nicht in der nötigen Weise betrachtet. Ferner vermisse ich die für ein Handbuch doppelt erwünschten Zusammenstellungen von historiographischen Niederschlägen bestimmter Ereignisse. Für Fueter kommt die Schule in ihrer Entwicklung und in ihrem Verfall in erster Linie zum Worte. Erfreulich z. B. wäre ein Hinweis darauf gewesen, daß die Konzilien in so sehr starkem Maße die Historiographie angeregt haben, während man das von den Reichstagen durchaus nicht sagen kann. Der Bauernkrieg, der schmalkaldische, der dreißigjährige, der siebenjährige Krieg, sie und viele andere sind von den Zeitgenossen behandelt, haben also die Historiographie angeregt. Fueter hat es nicht versucht, dahingehende Zusammenstellungen und Charakterisierungen zu machen. Und doch läßt sich für die allgemeine Historiographie mancherlei daraus lernen.

Man mag nun im Einzelnen noch so viel an dem Buche auszusetzen haben, es ist doch eine im Ganzen erfreuliche Erscheinung. Es ist ein erster kühner Wurf, die ganze Frische der Ursprünglichkeit haftet ihm an. Große Partien des Buches sind ungemein sympathisch: so die Behandlung Macchiavellis, die Charakteristik und Ehrenrettung Guicciardinis (gegen Ranke). Ganz ausgezeichnet erscheint mir der Abschnitt über Blondus. Für diesen talentvollen Journalisten, der im Grunde ein so braver Kerl ist, der die Geschichte allein um ihrer selbst willen treibt, hat Fueter entschieden viel übrig. Mit warmer und fast persönlicher Anteilnahme sind die Vorzüge des Blondus hervorgehoben. Lebhaft ist die kurze Schilderung von Saint-Simon, und auch Lord Clarendon ist gut eingeführt. Für diesen englischen Historiker hat zwar Ranke schon in bedeutender Weise vorgearbeitet, doch ist die ganze Persönlichkeit und Kunst Clarendons außerordentlich geschickt hier in den Zusammenhang gebracht. Mit voller Kraft

aber setzt Fueter erst bei dem Beginn der Aufklärung ein, und seinen Triumph feiert er bei Voltaire und seiner Schule. Diese Partien sind sehr lesenswert und anregend. Da kann man wirklich — ebenso wie bei der ausgezeichneten Schilderung der Geschichtsschreibung der Jesuiten — vergessen, daß Fueter alle nationalen, alle (religiösen) Gefühlsmomente aus der Geschichtsschreibung verbannt und nur allein von soziologischen Gesichtspunkten ausgeht. Man darf füglich hier die Einzelnotizen nicht weiter ausspinnen. Aus gut zusammengestellten, ideenreichen und infolgedessen anregenden Einzelnotizen aber ist das Buch entstanden. Man darf sich dieser Erscheinung freuen und wird sie nutzen. Was der Titel verspricht, was uns not tut, eine Geschichte der neueren Historiographie ist sie nicht.

Wolfenbüttel. Otto Lerche.

Unger R., Hamann und die Aufklärung. 2 Bände. Jena, E. Diederichs, 1911. 24 M.

Die Anzeige dieses wichtigen Buches kommt verspätet; meine zeitweilige Übersiedlung ins Ausland und die schwierigen Verhältnisse, unter denen ich hier meine literaturgeschichtlichen Arbeiten fortführen mußte, hinderten mich daran, Ungers neues Hamann-Werk rechtzeitig und mit jener Ausführlichkeit zu besprechen, mit der ich an dieser Stelle auf seine wichtige Schrift über die Sprachtheorie[1]) des nordischen Magus eingegangen bin. Inzwischen habe ich den reichen Inhalt des neuen Werkes bei eigenen Arbeiten schon mannigfach herangezogen und dabei gelernt, mich in seinen nicht eben leichten Stil hineinzulesen, aus den oft etwas gewundenen, überladenen und sich gern wiederholenden Sätzen die erstaunliche Fülle neuer Gedanken und Beobachtungen herauszufinden und den unentbehrlichen, aber etwas unförmlichen Anmerkungsband neben dem Texte zu bewältigen, zu dem uns leider kein Schlagwortverzeichnis den immer wiederholten Zutritt erleichtert. Zusammenfassend darf der Berichterstatter sagen: wenn man von den erwähnten kleinen Unebenheiten und von einigen Konstruktionsfehlern des Werkes, z. B. von dem allzugewichtigen Unterbau absieht, so bleibt das Gefühl der Bewunderung für die erstaunliche Belesenheit, für den kritischen Scharfsinn, für das feine

[1]) Meine Besprechung des früheren Buches, Euphorion XVII, S. 678—689, hat Unger laut seiner Mitteilung auf S. 955 erst kennen gelernt, nachdem der Text des heute vorliegenden Werkes so gut wie abgeschlossen war. So kann ich für manche Ergänzung, die ich auch zu dem neuen Werke zu machen hätte, auf meine früheren Ausführungen einfach hinweisen. (Z. B. über Hamanns Verhältnis zu Rousseau, vgl. S. 681—682 oder auf die Anklänge an Hamanns Weltanschauung in den Schriften des jungen Goethe, besonders im „Faust", S. 684—686. Zu dem letzteren Punkte verweise ich noch auf Ungers vorliegendes Werk, S. 259 ff.

hiſtoriſche Verſtändnis des Menſchen und des Schriftſtellers Hamann und ſeiner Zeit, vor allem aber für den Blick des Forſchers übrig, der unverzagt eines der ſchwierigſten Probleme der Literaturgeſchichte anpackt und ohne Gewaltſamkeit unter einen überaus fruchtbaren Geſichtspunkt zwingt.

Dieſer Geſichtspunkt iſt im Titel nicht recht klar angedeutet; man möchte ihn faſt formulieren: „Hamann als Gegner der Aufklärung.“ Damit ſcheint nicht viel neues geſagt, aber die Art, wie Unger ſeine Aufgabe durchgeführt hat, erhebt den Gemeinplatz zur wiſſenſchaftlichen Erkenntnis von höchſter Tragweite. In Hamann kommt das Gegeneinander und, was bisweilen noch ſchärfer hätte betont werden dürfen, das Ineinander der großen Geiſtesſtrömungen des 18. Jahrhunderts zum Ausdruck, die ſich mit einem gewiſſen, darſtelleriſch kaum zu entbehrenden Schematismus auf drei Hauptrichtungen zurückführen laſſen: auf den Rationalismus der Aufklärung, den realiſtiſchen Senſualismus und die transzendental-religiöſe Richtung, die ſich in die kirchliche Rechtgläubigkeit und in den Pietismus mit ſeinen myſtiſchen Nebenſtrömungen gabelt. Hamann hat zu den beiden letzteren Strömungen ein dauerndes, durch ſeine natürliche Veranlagung notwendig gegebenes Verhältnis gehabt, den Rationalismus aber zeitlebens befeindet — ohne ſich ihm doch immer ganz entwinden zu können; Unger folgt ihm in dieſer Abneigung und gerät dabei bisweilen in die Gefahr, gegen die große Bewegung ungerecht zu werden oder die Kluft zwiſchen Hamann und ſeinen rationaliſtiſchen Zeitgenoſſen zu erweitern. Was das erſtere anlangt, ſo hätte z. B. Moſes bei ihm etwas beſſer fahren dürfen; für das letztere hier ein Beiſpiel ſtatt vieler. I, S. 287 ff., 310 f. Hamann ſagt 1759 in den „Sokratiſchen Denkwürdigkeiten“: „Was erſetzt bei Homer die Unwiſſenheit der Kunſtregeln, die ein Ariſtoteles nach ihm erdacht, und was bei einem Shakeſpeare die Unwiſſenheit oder Übertretung jener kritiſchen Geſetze? Das Genie, iſt die einmütige Antwort.“ Unger meint, im Hinblick auf chronologiſche Tatſachen, „daß Hamann hier die Ausſprüche Leſſings und Youngs über Shakeſpeare zuſammenfaßte und die überraſchende und eindrucksvolle Einmütigkeit des Deutſchen und des Engländers durch ſein eigenes Votum bezeugen und bekräftigen wolle.“ Er weiß freilich, daß auch Addiſon und von den neueren Elias Schlegel, Nicolai und bald auch Mendelsſohn in das Lob des ungelehrten Genies einſtimmten. Das iſt richtig, aber die ganze Vorſtellung geht wirklich auf den engliſchen Rationalismus zurück. Schon Pope hat ſie in der Vorrede zu ſeiner Shakeſpeare-Ausgabe von 1725 vertreten und den großen Landsmann als das Genie gefeiert, das an den gewöhnlichen Regeln nicht gemeſſen werden kann: „Wenn jemals ein Verfaſſer den Namen eines Originals verdient, ſo war es Shakeſpeare“ (Wielands Überſetzung).

Freilich iſt es etwas anderes, ob ein Pope oder ein Sam. Johnſon oder Young und Hamann Shakeſpeare ein Genie nennen; und niemand

hat sich in den letzten Jahren um die Entwicklung des Geniebegriffes verdienter gemacht, als Schlapp in seinem Kantbuch und Unger in dem vorliegenden Werke. Gewöhnlich sind es ja nicht die Worte und die Lehrsätze, die sich verändern, sondern der Sinn, der ihnen zugrunde liegt; man hat zu allen Zeiten von der „Reinigung der Leidenschaften" durch die Tragödie gesprochen und behauptet, daß das Drama philosophischer sei als die Geschichte; aber man hat fast in jeder Generation etwas sehr Verschiedenes darunter verstanden; so muß der Philologe mit dem Kulturhistoriker zusammengehen, damit Wort- und Begriffsgeschichte, allgemeine Gedankenentwicklung und ästhetische Überlegung in das rechte Verhältnis zueinander gebracht werden, und gerade hier erweist sich Unger als Meister. Er zeigt uns, wie erst mit Hamann die Auffassung des „Geschmacks" aus den engen Fesseln des Intellektualismus befreit wird, was bei Mendelssohn und Sulzer doch erst angebahnt war, und er weiß mit behutsamer Hand die Verbindungslinien und die Grenzen zwischen dem Geniebegriff Youngs und Hamanns zu ziehen. Auch Youngs Auffassung vom Originalgenie zeigt starke Spuren jenes gesteigerten religiösen Lebens, in das sich der alternde Dichter aus der Dürre des Deismus gerettet hatte, aber sie wurzelt doch hauptsächlich in rein ästhetischen Anschauungen von dem Wesen der Dichtung und ihren verschiedenen Erscheinungsformen bei den Alten und bei den Modernen. Hamann dagegen hat sich um die „Querelle" verhältnismäßig wenig gekümmert und als er die Schrift des Jacquet zu übersetzen sich anschickte (vgl. meine Ausführungen im Archiv für neuere Sprachen CXXXI, 449 ff.) verlor er das Interesse, an der Stelle, wo der Autor vom Preis der alten Griechen zu dem der neueren Franzosen überging. Seine ganze Ästhetik ist mehr ein Seitentrieb seiner religiös-ethischen Seelenerfahrungen und sein „Geniebegriff besitzt von Anbeginn die Intensität der persönlichen Prägung des Selbsterlebten und bleibt auch bei aller Ausbildung nach Seiten des Ästhetisch-Literarischen doch mit seinem religiös-ethischen Mutterboden in enger Verbindung". Und seinen Begriffsbestimmungen oder besser -Umschreibungen des Genies fehlt gerade der Hinweis auf die „Originalität", deren Namen Young wieder, wie wir sahen, von älteren Vorgängern übernommen, aber mit ganz neuem Stimmungsgehalt erfüllt hatte.

Das eine Beispiel mag die Gründlichkeit und Umsicht beweisen, mit der Unger jedes Steinchen auf dem Wege umkehrt, um Hamanns Gedanken mit aller unter so schwierigen Verhältnissen erreichbaren Klarheit herauszuarbeiten und seine Bedeutung innerhalb der Kulturentwicklung möglichst scharf hervortreten zu lassen. Freilich wird dabei auch die eigentümliche Tragik seines Lebens deutlich: nicht nur, daß der Magus vor lauter Anregungen und Einfällen zu keiner ausgereiften schriftstellerischen Leistung kam, er wußte auch die Fülle der Erlebnisse und Gesichte in seinem Innern nicht harmonisch auszugleichen. Hamann ist zeitlebens ein

Stürmer und Dränger geblieben, der sich bald sehnsüchtig in die Urgründe alles Seins versenkte, bald wieder mit aller Glut der „Sinne und Leidenschaften" der bunten Vielheit der Dinge hingab. Ein Mystiker im eigentlichen Sinn ist er nicht geworden, wie Unger gegen manche Einwendungen seiner Rezensenten überzeugend dartut (159); sein kraftvoller Individualismus, sein Bibelglaube und sein persönlicher Gottesbegriff bewahrten ihn vor dem völligen Aufgehen ins Unbegreifliche und vor dem Drange nach ekstatischer Erkenntnis; gegen die Zusammenstellung mit Jakob Böhme hat er sich energisch verwahrt. Im weiteren Sinn freilich wird man mit Unger gar manches bei ihm als „mystisch" ansprechen dürfen: „die ganze symbolische Weltauffassung des Magus, die Logosidee und den Geheimnisgedanken, den ausgesprochenen Zug seines Phantasie- und Gefühlslebens zum Mysterium, seine irrationalistischen Überzeugungen und antirationalen Idiosynkrasien." Das alles aber ist nicht neu und läßt sich weit in die Geschichte des Protestantismus zurückverfolgen, wie denn Hamann sich seiner Zusammengehörigkeit mit Luther wohl bewußt war.

Das alles hat Unger voll erwogen und dementsprechend eine sehr ausführliche Darstellung der „Grundrichtungen des deutschen Geisteslebens im Zeitalter der Reformation und der Aufklärung" dem Ganzen vorausgeschickt. Im großen ganzen bleiben die Grundlinien bestehen, die Unger auf Grund der besten Vorarbeiten und nicht ohne manche neue Beobachtung gezogen hat; aber wir vermissen einen Hinweis auf jene Grundlagen der mystischen Richtung, die Max von Waldberg uns neu erschlossen hat[1]); und sehr wesentlich wäre eine stärkere Betonung der Erasmischen Richtung des protestantischen Geistes gewesen, deren Bedeutung in den Arbeiten von Ernst Troeltsch so scharf heraustritt; der Kürze halber sei es erlaubt, einige wesentliche Sätze aus dessen grundlegender Arbeit über „Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit" zu zitieren[2]): „Die Erasmische Bewegung wurde auf Dezennien zu einer geistigen Großmacht der Zeit und enthielt eine Universalität der Anschauung, die kein anderer erreichte, zugleich eine Wärme und Lebendigkeit der Überzeugung, die dem geistreichen Literaten und vielbeschäftigten Entdecker bis heute nicht gern zugetraut wird ... Das erste wichtige Ergebnis seiner Arbeit ist eine populär-religiöse Schrift, das ‚Enchiridion militis Christiani'. Mit dieser Schrift ist der Übergang von Paulus, den im Grunde keiner dieser Männer verstanden hat, zu der Religion der Bergpredigt und des schlichten Jesusglaubens gemacht. Es ist die

[1]) Besonders in seiner jüngsten Schrift: Zur Entwicklungsgeschichte der „schönen Seele" bei den spanischen Mystikern (= Studien und Quellen zur Geschichte des Romans, I, Berlin 1910).

[2]) Vgl. Kultur der Gegenwart Teil I, Abteilung IV/1, 2. Aufl. Berlin und Leipzig, Teubner, 1909. S. 475 ff.

Heraushebung eines Elementes aus dem bibliſchen Stoff, das in der Tat ſeine eigentümliche Stellung und Bedeutung in ihm hat und in ſeinem ethiſchen Ernſt dem Laienverſtändnis am leichteſten zugänglich iſt. . . Es iſt ein Laienchriſtentum, um ſeines ſittlichen Gehaltes an Vorſehungsglauben, Lebensernſt, Jenſeitshoffnung willen jedem verſtändlich und um der göttlichen Autorität des Redners und Lehrers willen für jeden verbindlich." Dieſe „humaniſtiſche Reform", die ſich auf die Dauer neben der machtvollen Einwirkung der Reformatoren nicht halten konnte, lebte doch in beſtimmten Kreiſen, auch außerhalb der Sozinianer und Arminianer fort und begleitete die Entwicklung und den Verfall der orthodoxen Kirchlichkeit als eine ſtarke Unterſtrömung, die immer bereit war hervorzubrechen, und die als wichtiger Beſtandteil aller freieren Richtungen der ſpäteren Zeit gar nicht überſehen werden darf; in ihr waren transzendentale Gedankenreihen mit einer kräftigen Hinkehr zum Leben der Wirklichkeit verſchmolzen — wirklich verſchmolzen durch folgerechte geiſtige Arbeit, wie ſie Hamann freilich nicht leiſten konnte, noch wollte. Ganz natürlich bewegte ſich Erasmus in den Bahnen eines univerſaliſtiſchen Theismus, während Hamann auf Grund ſeines pietiſtiſchen Bekehrungsergebniſſes die alleinſeligmachende Chriſtusreligion gewaltſam feſthielt; und ebenſo natürlich ſtrebte die humaniſtiſche Denkweiſe von dem Supra-Naturalismus weg, was Hamann verabſcheut hätte. Ihm fehlte eben, wie Unger ſehr richtig hervorhebt, das geiſtige Band, das die widerſtrebenden Kräfte ſeines Inneren zu gemeinſamer, ſegenvoller Wirkſamkeit hätte vereinigen können. „Die organiſche Ineinsbildung des Sinnlich-Anſchaulichen und des Idealen vermittelſt eines geiſtigen Geſtaltungsprinzipes, der ‚inneren Form' oder geſtaltenden Idee, den Weg alſo zur Äſthetik des Objektiven, immanenten Idealismus im Sinne Goethes, der Romantik und Schelling-Hegels, den eben damals Winckelmann und bald darauf Herder zu gehen ſich anſchickten, verſchloß dem Magus ſein eigentümliches Beharren auf dem Irrational-Formloſen, ſein unnachgiebiger Widerſpruch gegen alle rationale Begrenzung und formvolle Geſtaltung, gegen alle adäquate und plaſtiſche Darſtellung des Idealen, ſein Mangel an Kenntnis und Verſtändnis der bildenden Kunſt und der lebendigen Natur." Darum hat er die Erasmiſche Richtung nicht aufzuerwecken und weiterzuführen vermocht, aber unter den Vorbedingungen ſeiner Wirkſamkeit ſollte ſie nicht fehlen; ſie erklärt uns einigermaßen die innere Verwandtſchaft und die Verſchmelzbarkeit jener ſcheinbar ſo arg einander widerſtrebenden Richtungen in Hamann ſelber.

Im übrigen hat Unger mit der größten Sorgfalt die Grundlagen gelegt und insbeſondere „die äſthetiſch-literariſche Konſtellation in Deutſchland um die Mitte des 18. Jahrhunderts und ihre Vorgeſchichte" eingehend betrachtet, immer im Hinblick auf die erwähnten Grundrichtungen des modernen Geiſtes. Dann verengt ſich der Kreis: Hamann tritt in

den Mittelpunkt. Unger schildert seine „Persönlichkeit und ihre Spiegelung in seinen psychologischen und ethischen Anschauungen", um dann endlich im 4. Kapitel, das zwei Drittel des letzten Bandes umfaßt, „Hamanns ästhetisch-literarische Gedankenwelt und Wirksamkeit nach deren inneren Zusammenhängen und ihrer zeitlichen Entfaltung" zu überblicken. Dieses Kapitel bringt den eigentlichen Kern der Arbeit und behandelt in zehn größeren, „zusammenfassenden Paragraphen die wichtigsten Punkte von Hamanns Ästhetik und Poetik, immer im Hinblick auf die religiös-ethischen Grundlagen und immer mit starker Herausarbeitung der antirationalistischen, aber zugleich transzendentalistischen und sensualistischen Richtung seines Denkens. Im Mittelpunkt steht die scharfsinnige und weitblickende Analyse des „zusammenfassenden, prinzipiellen Bekenntnisses", der „Aesthetica in nuce", ihr folgen als wichtigste Stücke die Abschnitte über Hamanns Geschichtsauffassung über seine Stellung zum Geniegedanken und über „Dramatisches und Dramaturgisches". Der letztere Abschnitt ist von besonderer Bedeutung. Er dringt nicht nur tief in das Verhältnis des Magus zu Shakespeare ein, sondern entwickelt auch in der förderlichsten Weise den für Hamanns ganze geistige Welt so bedeutsamen Begriff der „actio"; er blickt endlich von dem „Hirtenbrief über das Schuldrama" hinüber zu Hamanns pädagogischen Idealen überhaupt, wie er sie sich in der seelenweckenden Arbeit an seiner häuslichen „Hamadryade" erobert hatte. Allenthalben geht so die Darstellung in die Tiefe und zugleich in die Weite — auch wohl in die Breite. Manche Wiederholungen aus früheren Kapiteln, manche minutiöse und ermüdende Einzeluntersuchung muß man in den Kauf nehmen, und wenn Unger Hamanns Verhältnis zu der „psychologischen, ethischen, überhaupt der philosophischen Literatur" und zu der „schönwissenschaftlichen Literatur der Vergangenheit und seiner Zeit" schildert, oder wenn er den „Umfang seiner bezüglichen Lektüre und Interessen" abgrenzt, so geht es ohne trockene Bücherlisten nicht ab, die dann wieder in den grundgelehrten Anmerkungen umständlich erläutert werden; aber Hamann ist eben nicht leicht zu erklären und nicht leicht zu verstehen und vor dem willigen Leser breitet Unger das Material mit einer Gründlichkeit und Umsicht aus, wie nie jemand zuvor. Wir fühlen auf Schritt und Tritt, daß er der berufenste Mann für die große Hamannausgabe ist, die uns endlich zuteil werden soll: er ist wie kein anderer imstande, die Orakelsprüche des Magus aus dem Vollen heraus zu deuten. Das zeigt nicht zum wenigsten sein Schlußkapitel über „Hamanns Stil, Stilkunst, Stiltheorie".

Unger nennt sein Werk: „Studien zur Vorgeschichte des romantischen Geistes im 18. Jahrhundert." Auf Schritt und Tritt fühlen wir neben dem Trennenden auch die Beziehungen zwischen Hamann und der Romantik heraus; besonders wo er die Chiffernschrift der Natur und der Geschichte mit pietistischer Hermeneutik zu deuten versucht, oder wo er sich über alle

Menſchenweisheit und nicht zum wenigſten über die Ergebniſſe ſeines eigenen Denkens mit ſokratiſcher Ironie erhebt; wie von maßgebender Seite anerkannt worden iſt, hat es Unger verſtanden, vor allem die enge Verwandtſchaft zwiſchen Hamanns Schriften und der irrationaliſtiſchen Richtung innerhalb der Romantik herauszuarbeiten [1]).

Die Anmerkungen Ungers füllen faſt den ganzen zweiten Band ſeines Werkes; außerdem bringt aber der Abſchluß einige höchſt erwünſchte Zugaben; da finden wir wertvolle Regiſter, Ergänzungen zu Ungers früheren bibliographiſchen Liſten und vor allem einen unerwarteten Zuwachs an Textmaterial: verſchollene Aufſätze Hamanns aus der „Daphne“ (Königsberg 1750) und aus den „Königsbergiſchen Gelehrten und Politiſchen Zeitungen“, wiederum mit ausführlichen Erläuterungen. Für alles Gebotene weiß die Wiſſenſchaft dem Verfaſſer aufrichtigen Dank und wird ihn gewiß in der würdigſten Weiſe abtragen; Bücher dieſer Art locken trotz ihrer ſchweren Form den Forſcher wieder und wieder zu ſich, ſie bieten ihm bei jedem erneuten Leſen eine Fülle neuer Geſichtspunkte und wirken wegeweiſend und befruchtend über die Generation hinaus, für die ſie zunächſt geſchrieben ſind.

Liverpool. Robert Petſch.

Aus Joh. Jac. Winckelmanns Briefen. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Meßlényi, Erſter Band (Deutſche Literaturdenkmale Nr. 145). Berlin 1913, B. Behr's Verlag (Friedrich Fedderer). Geheftet 3 M. 50 Pf., gebunden 4 M. 50 Pf.

Eine Ausgabe von Winckelmanns Briefen wäre gewiß ein verdienſtliches und lohnendes Unternehmen, allerdings auch mit großen Schwierigkeiten verknüpft, da die Manuſkripte in Deutſchland, Frankreich und Italien weitverſtreut lagern. Schon die Sammlung der nach den großen Ausgaben Heinrich Meyers und Eiſelens verſtreut gedruckten Briefe gäbe einen umfänglichen Ergänzungsband. Auch eine geſchmackvolle Auswahl aus dem Vorhandenen dürfte wohl in der heutigen der bildenden Kunſt wieder reges Intereſſe entgegenbringenden Zeit auf einen größeren Leſerkreis rechnen.

Eine derartige Auswahl will Meßlényi bieten und legt den erſten Band vor. Mit Recht betont die Einleitung die zum Teil unzuverläſſigen bisherigen Drucke; eigene Textkritik will der Herausgeber walten laſſen. Bei Briefen iſt dies oft eine mißliche Sache, und mit unzureichenden philologiſchen Mitteln iſt Meßlényi an dieſe lohnende Aufgabe herangetreten.

Nach der Lektüre der erſten Seiten fällt ſchon die Planloſigkeit der Orthographie auf. Bei einer populären Auswahl war wohl das einfachſte,

[1]) Vgl. O. Walzel im „Liter. Echo“ XIV, S. 316 f.

die heutige Rechtschreibung zur Unterlage zu nehmen; Meßlényi wählte die buntscheckige seiner verschiedenen Vorlagen. Bald steht „jetzo" bald „itzo"; soviel ich aus den mir bekannten Originalen Winckelmanns ersehen kann, braucht er nur „itzo". Ebenso bevorzugte der Schriftsteller die Vorsilbe „ge" und das „e" in den Endsilben, z. B. „täuschete", „geliebet", „gesaget" usw.; in vorliegender Ausgabe ist dies nicht berücksichtigt. Bald wird „wollüstig", bald „wohllüstig" gedruckt; die alten Drucke haben stets: „wohllüstig". Einmal „Cancellarie", dann wieder „Cancellerie", einmal „Passionei", dann „Paßionei".

Ebenso wahllos ist bei der Interpunktion verfahren; sollte etwa die Winckelmannsche gewahrt werden? Die alten Drucke verfahren aber darin recht willkürlich, so daß eine Normalisierung entschieden notwendig war.

Druckfehler und Auslassungen entstellen den Text und zeugen von wenig genauer Korrektur.

Uber den Grundsatz, nach dem manche Stellen in den Briefen (mitunter ohne Kennzeichnung) gestrichen sind, bin ich mir nicht klar geworden; wahrscheinlich werden wir darüber Genaueres in dem verheißenen Kommentar, der dem 3. Bande beigegeben werden soll, erfahren.

Doch auch die Auswahl selbst, abgesehen von dem mangelhaften Text, ist nach einem wenig brauchbaren Prinzip getroffen, das bei Gelegenheit der Briefe an Wolfgang Menzel auch Minor verworfen hatte (Zeitschrift für deutsche Philologie 44, S. 88): nach den Adressaten. So erhalten wir im ersten Teile Winckelmanns Briefe an Genzmar, Lamprecht, Uden, Berends und Franke. Wie kann die Gestalt des wegweisenden Forschers, sein Ringen und Mühen, seine Entwicklung und Reife vor dem Leser erstehen, welcher die Klagen seines Stendaler Aufenthaltes, die zum Teil ermüdenden Unterhandlungen in Dresden und endlich die immer neuen Begeisterungsausbrüche über Rom, die Berichte über seine wissenschaftlichen und künstlerischen Werke, Reisen, Entdeckungen an zwei, drei und mehr Stellen auseinandergerissen lesen muß. Das scheint mir der schwerste Mangel an dieser Ausgabe, die doch gerade dem gebildeten Laien das Fortschreiten der geistigen Erkenntnis Winckelmanns vor Augen führen soll.

Daher scheint mir die Auswahl durchaus „unwissenschaftlich" (s. das Vorwort Meßlényis) und verfehlt.

Ich benutze die Gelegenheit, einen Brief Winckelmanns zu publizieren, der sich im hiesigen Kestner-Museum, von der Forschung vergessen, befindet. Er ist gerichtet an den Hofbuchhändler Walther in Dresden und ergänzt die bereits zerstreut veröffentlichte Korrespondenz Winckelmanns mit ihm[1]) in willkommener Weise. Das zwei Seiten umfassende Schreiben lautet:

[1]) Dresdener Morgenzeitung 1827, Nr. 44; Hoffmann von Fallersleben, Findlinge I, S. 270 f.; Holtei, Dreihundert Briefe II, 2. S. 150; Zeitschrift für bildende Kunst XIX (1884), S. 201—206.

Rom den 6ten Oct. 1759

HochEdelgebohrner

Hochzuehrender Herr Commercien Rath

Ich bleibe bey unsern Vergleich, wenn er Ihnen noch gefällt, um nicht mein Wort zu brechen, nicht genöthiget durch das Privilegium, welches ich nach geschehener Vergütigung ohne die geringste Schwierigkeit könte zurückziehen laßen. Da ich aber theils aus Verdruß, theil [!] weil die Schrift, wie ich mir vorher eingebildet hatte, Ihnen zu klein scheinet, das mehreste umgeworfen u. von neuen angefangen zu arbeiten, so gebrauche ich wenigstens ein Jahr Zeit, zumahl da ich die Kupfer unter meinen Augen stechen laße, u. diese Arbeit, nicht wie ich wollte, aus Mangel des Nachdrucks, fördern kan.

Wenn Sie glauben daß ich die Schrift zurückziehen laßen, um ein paar Thaler mehr zu erschleichen, so thun Sie mir Unrecht; ich wolte ja dieselbe anfängl. umsonst nach der Schweitz schicken. Ihr Stillschweigen auf verschiedene meiner Briefe veranlaßete diesen Schritt, welches mir bedenkl. war, da es schien daß Ihnen die vorgeschlagene Zeichnung zu theuer war, u. in dem Vorsatz welchen ich hatte, nach Griechenland zu gehen, konte ich nicht aufgehalten werden. Eben um diese Zeit kam der Antrag aus Leipzig mir 5 rh. für den Bogen zu zahlen; ich habe ein paar Stücke eingeschicket, u. werde, wenn ich Zeit gewinne, fortfahren. Ich suchte also Leute die mir entgegen kamen.

Die Kupfer auf den Titel-Blättern rechne ich nicht wie ich mich einmahl erkläret habe, aber für die übrigen welche ich machen laße, werde ich künftig das ausgelegte Geld fordern können: denn dieses ist nothwendig eine stillschweigend eingegangene u. einzugehende Bedingung. Ich will in dem ersten Werke von seiner Art in neuerer Zeit u. in einer Historie der Kunst des Alterthums mich nicht mit Deutschen Barbarischen oder Französischen Fratzen-Figuren beschandflecken. Bis auf das ausgelegte Geld sind wir einig, widrigenfalls ist mehr als ein Weg zum Drucke, u. ich habe itzo sehr nachdrückl. Wege, eine Sache in Deutschland zu befördern, oder mir aus dem Wege zu räumen.

Ich habe E. HochEdelgeb. meine Meinung ohne Umweg eröfnet: ich versichere mich daß Sie es gütig aufnehmen werden. Wollen Sie Verleger seyn, so suchen Sie zu verhindern, daß nicht etwa eine Hand voll Blätter durch Vorschub gutwilliger Seelen, welche dieselben vor Mäuse bewahret, gedrucket werden. Denn wolte ich mich auch bey S. Hoheit beklagen, so ist es zu spät, wenn es geschehen. In einem Neste voll Magisters die nicht wissen wovon sie schreiben wollen, stehet dergleichen Wahre in Gefahr. Mit eben der Post schreibe ich nach Leipzig u. fordere zum dritten mahl meine Schrift zurück. Itzo hat man den Druck der Beschreibung der Stoßischen geschnittenen Steine auf Kosten des Besitzers zu Florenz angefangen, weil der Druck derselben außer Land nicht würde gelungen seyn. Es wird ein Band in 4° von drey Finger stark werden und ich bin beständig noch mit dieser Arbeit beschäftiget. Ich bin mit aller Hochachtung u. Ergebenheit

E. HochEdelgeb. gehorsamster Diener

Joh. Winkelman
Bibliothecaire de S. E.
Monseigr le Cardinal Alexandre Albani
nel Palazzo Albani.

[Adresse:] a Monsieur
Monsieur George Walther
Libraire du Roi & Conseiller
de Commerce &c
a Dresde

Hannover. Wolfgang Stammler.

Lessings Faustdichtung mit erläuternden Beigaben, herausgegeben von Robert Petsch. Heidelberg 1911. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. [Germanische Bibliothek, herausgegeben von W. Streitberg. Zweite Abteilung: Untersuchungen und Texte, Band 4]. Geheftet 1 M. 20 Pf., gebunden 1 M. 80 Pf.

Den Kern dieser kleinen Schrift bildet der zweite Teil (S. 32 ff.), der das gesamte Textmaterial über Lessings Faustdichtung sorgfältig zusammenträgt, d. h. nicht bloß die beiden Lessingschen Entwürfe selbst, sondern auch alles, was sich aus den Briefen Lessings und seiner Freunde und Bekannten über Entstehung, wechselnde Ausgestaltung und Untergang des unfertigen Dramas bezieht, wird dem Leser hier bequem vereinigt vorgelegt. Auch die bissige Kritik, welche in dem Gottschedkreis an der im 17. Literaturbrief (1759) veröffentlichten Faustszene geübt wurde, fehlt nicht. Diese Zusammenstellung ist nicht bloß für philologische Seminarübungen, an die der Verfasser zunächst denkt (S. 31), sondern auch an sich wertvoll. (Bei dem Brief Lessings an Breitenbauch, der in der Hempelschen Ausgabe noch fehlt, ist die Quelle nicht angegeben: Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte, Bd. II, S. 272.)

Die „Einleitung" (S. 1—31) teilt die Resultate mit, zu denen die Untersuchung der Texte den Verfasser geführt hat. Das Hauptinteresse gehört der Frage, wie viel und was für verschiedene Gestaltungen der Faustplan unter der Arbeit Lessings angenommen hat. Petsch unterscheidet drei Formen.

Zum ältesten Entwurf rechnet Petsch die beiden Lessingschen Fragmente, sowohl die Szene „Faust und sieben Geister" (im 17. Literaturbrief) als auch das sogenannte Berliner Szenarium (Eigentum der kgl. Bibliothek zu Berlin). Entstanden seien sie zwischen 1755 und 1760. Seit 1755 arbeitete Lessing — es ist der Ästhetiker des Briefwechsels mit Mendelssohn und Nicolai über das Trauerspiel und der Kritiker der Literaturbriefe — daran, dem Fauststoff eine pathetische Tragödie im englischen Geschmack (mit Teufeln) abzugewinnen. Sehr geschickt wird der Zusammenhang dieser Szenen mit den künstlerischen Anschauungen des damaligen Lessing aufgewiesen. Doch ist dem Verfasser dabei eine chronologische Unstimmigkeit untergelaufen. Auch das zweite Fragment, das Berliner Szenarium, heißt es auf S. 16, „gehört sicherlich in diese erste Periode seiner Arbeit am Werke. Schon die Schriftzüge weisen auf die Mitte oder die zweite Hälfte der Fünfzigerjahre zurück". Wenige Seiten später aber (Seite 20) lesen wir: „Einige Zeit darnach [nach dem 16. Februar 1759] wird Lessing den Plan seiner Fausterneuerung aufgezeichnet haben", eben das zweite Fragment; und dann weist Petsch in diesem Fragment sogar Spuren von Lessings Breslauer Studien auf. Aber in einer vor dem Breslauer Aufenthalt niedergeschriebenen Skizze können sich unmöglich Breslauer Studien widerspiegeln.

Führt man dieſen Widerſpruch auf ſeine Quelle zurück, ſo ergibt ſich: Der Verfaſſer iſt urſprünglich der Meinung Erich Schmidts gefolgt, der das zweite Fragment, weil er es ſpäter als das erſte anſetzt, allerdings Breslauer Erträgniſſe enthalten laſſen kann. Später hat er ſich, wie es ſcheint, beſonders auf Grund von Autopſie, für eine frühere Datierung entſchieden, dann aber verſäumt, die Spuren ſeiner erſten Auffaſſung zu tilgen. Referent hat das Berliner Manuſkript nicht geſehen; aber es müßte Schreibſachverſtändigen doch möglich ſein, über dieſe Frage, ſei es auf Grund des bloßen Augenſcheins, ſei es unter Zuhilfenahme chemiſcher Methoden, zu einem ſicheren Ergebnis zu kommen. Bis dahin wird man das Urteil zurückhalten müſſen.

Die zweite Geſtalt des Fauſtplans, den bürgerlichen Fauſt, wo ein Erzböſewicht gegen einen Unſchuldigen die Rolle des Teufels vertritt, ſetzt Petſch in die Hamburger Zeit. Auch die Fauſtnotiz aus den Collectaneen, die Petſch für ein Breslauer Produkt hält, dürfte erſt in Hamburg entſtanden ſein, vgl. Hempel XIX, 231 ff. Aber dieſen Plan habe Leſſing bald wieder fallen laſſen. So ſteht denn an dritter und letzter Stelle wieder ein mythologiſcher Fauſt, aber diesmal mit der Modifikation, daß Fauſt alle Irrungen und Wirrungen nur im Traum erlebt und die Teufel ſich um ein Phantom bemühen (Berichte von Blankenberg und Engel).

Ein Hinweis des Verfaſſers auf die Geneſis des Grundmotivs von Leſſings Fauſt, das für alle drei Faſſungen konſtitutiv iſt, verdient beſonders unterſtrichen zu werden. Leſſing iſt bekanntlich der erſte, welcher dem alten Stoff die neue Wendung gibt, daß Fauſt nicht zur Hölle verdammt, ſondern als Strebender beſeligt wird. Woher dieſer Umſchwung? Petſch führt ihn (Seite 12) darauf zurück, daß Leſſing Leibnizens Weltanſchauung in ſich aufgenommen hatte. Und mit Recht. So führt der Weg von Leibniz über Leſſing zu Goethe. Und es iſt charakteriſtiſch dafür, in welchem Maße Leſſing mit zunehmenden Jahren unter dem Einfluß des bis dahin größten deutſchen Philoſophen ſteht, daß auch über ſeine Fauſtpläne nicht geſprochen werden kann, ohne daß im Hintergrund der Name Leibnizens auftaucht.

Berlin-Neukölln. G. Fittbogen.

Krüger Guſtav, Albrecht Thaer und die Erziehung des Menſchengeſchlechts. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1913. 1 M. 20 Pf.

Krüger hat die faſt vergeſſene Hypotheſe Körtes, daß nicht Leſſing, ſondern Albrecht Thaer der Verfaſſer der „Erziehung des Menſchengeſchlechts“ ſei, mit gewiſſen Modifikationen erneuert. Während aber Körte ſeinerzeit in ſeinem Buch „Albrecht Thaer. Sein Leben und Wirken

als Arzt und Landwirt", Leipzig 1839, seinen Lesern jeden Beweis schuldig geblieben war (denn seinen Schluß: da Thaer nicht, wie Körte zuerst vermutete, eines der von Lessing herausgegebenen Wolfenbüttler Fragmente verfaßt hat, so hat er eben die „Erziehung des Menschengeschlechts" verfaßt, wird man nicht gut als „Beweis" gelten lassen können), hat Krüger sich um die Begründung dieser Hypothese viel Mühe gegeben [1]).

Einleitend weist er darauf hin, daß der 21jährige Student der Medizin Thaer ein Jüngling gewesen sei, dem man ganz wohl eine so bedeutende, doch auch nicht zu überschätzende literarische Leistung zutrauen könne (S. 4—13). Der Beweis selbst gliedert sich in zwei Hauptteile, einen negativen und einen positiven. Wir lassen seine Einzelargumente aufmarschieren und prüfen sie gleich auf ihre Zuverlässigkeit.

Zunächst also: Lessing sei nicht der Verfasser der „Erziehung des Menschengeschlechts".

Erstens: in seinen eigenen Äußerungen, den die Veröffentlichung der „Erziehung" einleitenden Worten von 1777 und 1780 wie in den Briefen vom 6. April 1778 und 25. Februar 1780 bezeichne sich Lessing immer nur als Herausgeber. — Dabei ist Krüger, wohl infolge seiner Voreingenommenheit zugunsten Thaers das Mißgeschick passiert, daß er die Stelle aus dem letztgenannten Brief falsch versteht; während Lessing dort nämlich sagt, daß er ein eigenes Werk nach außen hin nicht als sein eigenes Werk anerkennen wolle, versteht Krüger ihn so, als wolle er sagen, daß er ein fremdes Werk nicht als sein eigenes anerkennen werde.

Die betreffende Stelle aus einem Brief an seinen Bruder Karl lautet: „Daß meine Arbeiten, die indes auch geruhet haben, nur kümmerlich anfangen, in Gang zu kommen, kannst Du Dir leicht denken. Voß läßt Diderots Theater wieder drucken; und ich habe mich bereden lassen, dieser Übersetzung meinen Namen zu geben und eine neue Vorrede vorzusetzen, zu welcher ich den Stoff leicht aus meiner Dramaturgie nehmen kann. Auch habe ich ihm die Erziehung des Menschengeschlechts geschickt, die er mir auf ein halbes Dutzend Bogen ausdehnen soll. Ich kann ja das Ding vollends in die Welt schicken, da ich es nie für meine Arbeit erkennen werde, und Mehrere nach dem ganzen Plane doch begierig gewesen sind." Die Worte besagen klar und deutlich, daß die „Erziehung" genau so wie die Diderot-Übersetzung seine Arbeit ist, nur daß er nach außen hin nicht als Verfasser gelten will.

---

[1]) Anderwärts (in der Abhandlung „Der Streit um Lessings Erziehung des Menschengeschlechts", Preußische Jahrbücher, November 1913) habe ich positiv dargelegt, warum trotzdem Lessing der Verfasser der umstrittenen Schrift sein muß; hier, in der Fachzeitschrift, kommt es mir darauf an, die negative Ergänzung zu geben und zu zeigen, daß jedes einzelne der für Thaers Autorschaft beigebrachten Argumente nicht stichhaltig ist.

Weshalb er dieſe Vorſicht übte, iſt, auch ohne daß er es ſagt, klar: er mußte auf die Orthodoxie und die braunſchweigiſche Regierung Rückſicht nehmen.

Schon an dieſem unerſchütterlichen äußeren Zeugnis ſcheitert Krügers Hypotheſe.

Zweitens: Leſſing habe in ſeinem „Gegenſatz“ zum vierten Fragment von 1777 einige Gedanken des erſten Teiles der „Erziehung“ ziemlich wörtlich verwertet; das ſei nur verſtändlich, wenn er nicht der Verfaſſer der „Erziehung“ ſei. — Die Identität der betreffenden Gedanken und die große Ähnlichkeit im Ausdruck hat Krüger richtig erkannt. Aber die Identität der Gedanken kann doch nie ein Argument für die Verſchiedenheit der Autoren ſein! Zudem behauptet Krüger gleich im nächſten Argument, daß die Gedanken der „Erziehung“ (mindeſtens in ihrem erſten Teil) von denen Leſſings verſchieden ſind.

Drittens: „Die Grundgedanken der ‚Erziehung‘ ... ſind doch nun einmal nicht Leſſings Gedanken“; die jetzt übliche Unterſcheidung zwiſchen exoteriſcher Vortragsweiſe und eſoteriſcher Lehre ſei nicht haltbar, denn ſie führe zu der unmöglichen Auffaſſung: „eigentlich meint Leſſing etwas ganz anderes, als was er in der ‚Erziehung‘ ſagt“. — Über die Beweiskraft dieſes Arguments kann nur eine genaue Analyſe der umſtrittenen Schrift ſelbſt, die Krüger ſich leider geſchenkt hat, Aufſchluß geben.

Daß Krüger dieſe Analyſe nicht gibt, iſt ein methodiſcher Mangel ſeiner Schrift.

Viertens: der Offenbarungsbegriff des „Vorberichts“ von 1780 ſtehe in Widerſpruch zu dem Offenbarungsbegriff der „Erziehung“ ſelbſt; doch habe Leſſing in den Gedanken der „Erziehung“, die er nicht für richtig hielt, einen Fingerzeig für die richtige Auffaſſung zu ſehen vermocht. — Aber wie, wenn Leſſing den Begriff der ſupranaturalen Offenbarung in der „Erziehung“ nur anwendet, um über ihn hinauszuführen, und in der Einleitung andeutet, was der Sache nach an die Stelle des aufgehobenen Begriffes zu ſetzen iſt? Dieſe Frage könnte gleichfalls nur durch eine Analyſe der Schrift zur Entſcheidung gebracht werden.

Fünftens: Allerdings ſei einzuräumen, daß die letzten 20 Paragraphen „ganz unverkennbar und in der Tat unnachahmliche Merkmale Leſſingſchen Stiles zeigen“; beſonders gälte das von den Paragraphen über die Seelenwanderungslehre; dieſe ſeien aber „nicht vor 1778“, alſo mindeſtens ein Jahr nach der Veröffentlichung der erſten Hälfte, niedergeſchrieben. Außerdem ſeien Leſſingſche „Einſchüſſe“ auch ſchon vorher (§§ 73—80, § 53) möglich. — Dieſe Zweiteilung der „Erziehung“ iſt für Krügers Hypotheſe verhängnisvoll. Denn ſie zerſtört die einheitliche Konzeption der „Erziehung“. Wir fragen nur: wie erklärt es ſich, wenn die „Erziehung“ aus zwei Stücken zuſammengeleimt iſt, daß in § 22 (Ende) bereits auf die Lehre von der Seelenwanderung angeſpielt wird?

Und ist es denkbar, daß in der „Erziehung" je die dritte Stufe der religiösen Entwicklung, daß dem Rumpf der Kopf gefehlt hat?

Nicht weniger bedenklich steht es mit dem positiven Nachweis, daß nun gerade Albrecht Thaer der Verfasser der nicht von Lessing stammenden Paragraphen 1—80 der „Erziehung" ist.

Erstes Argument sind die Aussagen Thaers über sein „neues System" und dessen Veröffentlichung, die er in seinem „Lebenslauf" für seine spätere Braut Philippine von Willich gemacht hat.

Thaer sagt dort, er habe während seiner Studentenzeit sich im Gegensatz sowohl zur Orthodoxie als auch zur Berliner neumodischen Theologie ein „neues System" geschaffen. Eine Abschrift davon sei in die Hände eines „großen Mannes" gefallen, der einen Teil davon stilistisch verändert als „Fragment eines unbekannten Verfassers" herausgegeben habe. Eine genaue Analyse dessen aber, was Thaer weiter über diese geheimnisvolle Veröffentlichung sagt, zeigt, daß seine Worte objektiv nicht auf die „Erziehung" passen; insbesondere hat schon Guhrauer in seiner temperamentvollen Widerlegung von Körtes Hypothese den Finger darauf gelegt, daß es falsch wäre, die erste Hälfte der „Erziehung" §§ 1—53, welche Lessing schon 1777 in seinen „Gegensätzen" zu den Wolfenbüttler Fragmenten veröffentlichte, ein „Fragment" zu nennen (Guhrauer, Lessings Erziehung des Menschengeschlechts kritisch und philosophisch erörtert. Eine Beleuchtung der Bekenntnisse in W. Körtes Albrecht Thaer. Berlin 1841, S. 186 f.); denn ein Teil ist kein Fragment.

Das zweite Argument: „Die ersten 53 Paragraphen ... sind in allem Wesentlichen nicht Lessings Eigentum", bietet nichts Neues. Es handelt sich wieder um den durch Analyse festzustellenden Inhalt der Schrift.

Drittes Argument: Sollen Thaers Worte auf die „Erziehung" bezogen werden, so ist vorauszusetzen, daß ihr Erscheinen eine große Streitschriftenliteratur hervorgerufen habe. Man könne in der Tat annehmen, daß viele der damals erschienenen Schriften verschollen sind. Tatsächlich steht die Sache so, daß wir annehmen müssen, daß die meisten Veröffentlichungen jener Zeit in den Rezensiermaschinen und sonstigen literarischen Hilfsmitteln verzeichnet stehen, wir mithin imstande sind, mit annähernder Vollständigkeit wenigstens die Titel der von 1780—1785 etwa „für, wider und über" die „Erziehung" herausgekommenen Schriften festzustellen. Krüger aber vermag nur zwei solche Schriften aufzuzählen, nämlich den „Dialog über die von G. E. Lessing herausgegebene Erziehung des Menschengeschlechts", Hamburg 1781, und die „Skizze einer Geschichte der Menschenreligion für denkende Leser, veranlaßt durch die von Lessing herausgegebene Erziehung des Menschengeschlechts", Dessau 1783, dazu die titelverwandte, inhaltlich aber von der „Erziehung" unabhängige Predigtsammlung „Die Erziehung des Menschengeschlechts nach der Bibel" von J. L. Ewald (Lemgo 1783).

Etwas größer würde die Zahl dieser Schriften, wenn man die Veröffentlichungen, welche speziell die Seelenwanderung behandeln, hinzunehmen dürfte; aber gerade die betreffenden Paragraphen der „Erziehung" spricht Krüger ja Thaer ab. Übrigens sind es auch nur ziemlich unbedeutende Veröffentlichungen, nämlich „Über die Seelenwanderung" von Joh. G. Schlosser (Basel 1781), darauf Herders Kritik, die sich aber nur gegen Schlosser richtet, „Über die Seelenwanderung. Drei Gespräche" (im Teutschen Merkur 1782), endlich Schlossers Verteidigung in einem zweiten Gespräch „Über die Seelenwanderung" (beide Gespräche siehe in Schlossers Kleinen Schriften, III. Teil, Basel 1783, S. 1—46. 49—72).

Thaers Worte „Anfangs las ich alles, was dafür, dawider und darüber herauskam; jetzt ekelt's mich an" werden durch diesen dürftigen Tatbestand nicht gerechtfertigt, sie passen also nicht auf die „Erziehung des Menschengeschlechts".

Dies alles sind ja noch nicht im geringsten positive Beweise für die Identität des Verfassers der „Erziehung" mit Albrecht Thaer. Doch Krüger hat auch einen solchen. Sein viertes Argument ist nämlich: auch sonst neigte Thaer dahin, „seinen jeweiligen Gedanken raschen Ausdruck auf dem Papier zu geben, aber auch wieder davon abzuspringen". Ja wer nun nicht überzeugt ist, daß die „Erziehung des Menschengeschlechts" dadurch entstanden ist, daß Thaer seinen Gedanken einmal raschen Ausdruck gab, aber auch wieder schnell davon absprang (soll damit erklärt werden, daß seine „Erziehung" keinen Schluß hatte??), dem ist nicht zu helfen. Und resigniert fügt Krüger hinzu: „Weiteres Material zur Befriedigung der Skeptiker ist mir leider nicht zur Verfügung."

Trotzdem fügt er noch zwei Halb-Argumente hinzu. Er erklärt es nämlich für bedeutsam, daß Thaer in einem Brief, in dem er sonst Lessingsche Gedanken entwickelt, wie auch Krüger als erwiesen anerkennt, davon redet, daß im Alten Testament eine „Bilderſprache" angewandt werde, „die Gott nach den sinnlichen Begriffen solcher Menschen einrichtete, welche die hohe Wahrheit von der Seligkeit der Tugend und der Unseligkeit des Lasters noch nicht fühlen konnten"; das sei doch ein „Fingerzeig" auf den Verfasser der „Erziehung". Ferner: ein Buch von Lüderwaldt, das schon 1754 den Gedanken von der Erziehung der Menschheit durch Gott verwertete, habe Albrecht Thaer möglicherweise in der Bibliothek von Madame Baldinger, von der er die Literatur über religiöse Fragen bezog, finden können. Doch diese Fingerzeige hält Krüger selbst nicht für Beweise, und so können wir uns ihrer Prüfung entschlagen, besonders da Krüger selbst darauf aufmerksam macht, daß die Lektüre des Lüderwaldtschen Buches durch Lessing uns aus einer seiner Rezensionen bekannt ist, während die Vermutung über Thaer und die Bibliothek der Madame Baldinger völlig in der Luft schwebt. Die „Lebensbeschreibung von Friederike Baldinger, von ihr selbst verfaßt",

herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von Sophie, Witwe von La Roche (Offenbach) 1791, die auf nur 39 Seiten eine Geschichte von Frau Baldingers „Verstandserziehung" gibt, enthält nichts über Thaer und nichts über ihre Bibliothek.

Alle Argumente Krügers sind in nichts zerflattert, bis auf eins: wäre der Gedankengehalt der „Erziehung" wirklich, wie er behauptet, ein anderer als der des „Vorberichts des Herausgebers", so wäre das in der Tat bedenklich und spräche gegen die Identität von Herausgeber und Verfasser. Aber Krüger behauptet es nur, er beweist es nicht. Tatsächlich macht hier Lessing nur von seiner bekannten Taktik Gebrauch: er akkommodiert sich den Vorstellungen derer, die er gewinnen will, so weit es möglich ist. Die Darstellung, die der Schrift den Namen gegeben hat, daß die „Offenbarung" eine stufenweise Erziehung des Menschengeschlechts bedeute, ist nur Hülle für den in Wirklichkeit maßgebenden Gedanken, daß der religiöse Fortschritt durch die Entwicklung der im Menschen vorhandenen religiösen Anlage erfolge. Der Grundgedanke der Schrift ist also nicht der Gedanke der Erziehung, sondern der Gedanke der Entwicklung. Und Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" ist die erste auf dem Entwicklungsgedanken beruhende Skizze der Religionsgeschichte. Den genauen Sachverhalt habe ich in dem Eingangs erwähnten Aufsatz der Preußischen Jahrbücher dargelegt. Gerade die Analyse der schriftstellerischen Form und des Inhalts zeigt, daß kein anderer als Lessing der Verfasser der Schrift sein kann. Und wenn sie anonym wäre, so müßte die Philologie in ihm den Urheber erkennen.

Alles Gesagte bedarf in einem Punkt einer leisen Einschränkung. Krüger hat nicht behauptet: die „Erziehung" ist Thaers Werk, sondern er hat nur gesagt: sie kann Thaers Werk sein. Er betont es mit einer gewissen Angelegentlichkeit, daß er mit seiner Studie über die „Erziehung" sich auf ein ihm fremdes Arbeitsgebiet begeben habe; er stellt alles zusammen, was zugunsten Thaers spricht und richtet nun an die Lessingphilologie die Aufforderung, die Frage einer erneuten Prüfung zu unterziehen.

Das Auffällige daran ist nur, daß ein Kirchenhistoriker Lessings Schriften zur Religion und Theologie ein ihm fremdes Arbeitsgebiet nennt und daß er, wenn er sich damit beschäftigt, das Gefühl hat, sich in Dinge zu mischen, die ihn nichts angehen. Der Grund für diese Auffassung ist ja klar: Lessing gehört der deutschen Literaturgeschichte an, da überläßt man eben die Erforschung seiner Schriften den Philologen. Nur kann es auf diese Weise, da der Philologe nicht in der Lage ist, bestimmte Fragen religiöser, religionsphilosophischer und theologischer Frage aus erster Hand zu erörtern, dazu kommen, daß bestimmte Aufgaben überhaupt unerledigt bleiben. Die Lessingforschung trägt deutlich genug die Spuren dieser eigentümlichen „Arbeitsteilung". In Wirklichkeit

iſt aber die Leſſingforſchung auf die tätige Beteiligung theologiſcher und religionsphiloſophiſcher Mitarbeiter angewieſen.

Krügers eigene Schrift mag als ein Anfang in dieſer Richtung begrüßt werden. Aber ſchon vor ihm haben ſich Theologen auf dieſem Gebiet betätigt; ich nenne nur Sell, der ſchon ſeit Jahren „die Religion unſerer Klaſſiker“ in ſeinen Forſchungsbereich zieht, Zſcharnack, der Leſſings theologiſche Schriften neu herauszugeben(in der Goldenen Klaſſiker-Bibliothek) angekündigt hat, und Wernle, der, wie er im Vorwort zu ſeiner Schrift „Leſſing und das Chriſtentum“, 1912, mitteilt, Leſſings Schriften mit Studenten geleſen hat, alſo doch wohl in Seminarübungen. Namentlich dies letztere ſcheint mir ein außerordentlich fruchtbarer Gedanke zu ſein, Wernle macht in dieſer Beziehung hoffentlich Schule. Daß für die geiſtige Schulung der Studenten die Einführung in Leſſings einſchlägige Schriften und in die Wolfenbüttler Fragmente mindeſtens dieſelbe Bedeutung hat wie die Interpretation einer alten oder mittelalterlichen Scharteke, liegt ja auf der Hand. Wie will der Theologe eigentlich den Neuproteſtantismus verſtehen, wenn er ſeinen Wegbereiter ignoriert?

Alſo, mögen auch vielleicht Philologen und Theologen im einzelnen mancherlei aneinander auszuſetzen haben, bei der Erforſchung von Leſſings geiſtiger Bedeutung ſind ſie aufeinander angewieſen: viribus unitis!

Berlin-Neukölln. G. Fittbogen.

Krieck Ernſt, Leſſing und die „Erziehung des Menſchengeſchlechts“. Zugleich eine Auseinanderſetzung mit der Thaerlegende. Heidelberg 1913. Carl Winters Univerſitätsbuchhandlung. 1 M.

Die Erneuerung der „Thaerlegende“ durch Krüger hat ſofort einen neuen Beſtreiter dieſer Hypotheſe auf den Plan gerufen: Ernſt Krieck. Seine Schrift iſt bereits vor meinem Aufſatz über den „Streit um Leſſings Erziehung des Menſchengeſchlechts“ (Preußiſche Jahrbücher, November 1913) veröffentlicht, während mein Aufſatz zwar vor der Veröffentlichung ſeiner Broſchüre an die Redaktion der Preußiſchen Jahrbücher eingeſandt, aber erſt nachher zum Abdruck gelangt iſt. Beide Arbeiten ſind alſo vollſtändig unabhängig voneinander. Aber gerade dieſe Unabhängigkeit iſt eine gewiſſe Gewähr dafür, daß ſie in dem, worin ſie ſachlich übereinſtimmen, auf dem richtigen Wege ſind.

Krieck macht, ebenſo wie ich, geltend, daß die äußeren Zeugniſſe und der Inhalt klar und deutlich für Leſſing ſprechen. Ich möchte ſagen: Schon das eine Zeugnis, Leſſings Brief vom 25. Februar 1780, iſt entſcheidend. Ihm gegenüber muß die Thaer-Hypotheſe aus der Diskuſſion ausſcheiden.

Krieck führt auch noch ein neues beachtens-, jedenfalls prüfenswertes Argument gegen Thaers Autorſchaft ins Feld. Bisher galt es als feſt-

stehend, daß Thaer zweimal bei Lessing zu Besuch gewesen sei, 1776 und 1780, beide Male zusammen mit Leisewitz. Nun fällt es Krieck aber auf, daß jeder für sich — Lessing und Thaer — nur einen Besuch erwähnt; Thaer aber, so kann man sagen, hätte seiner Braut gegenüber doch kaum die Gelegenheit versäumt, mit einem zweimaligen Besuch in Wolfenbüttel zu glänzen. Und so schließt Krieck: Thaer ist überhaupt nur einmal bei Lessing gewesen, nämlich am 17. Juli 1780 (vgl. Lessings Brief vom 16. Juli 1780), also drei Monate nach dem Erscheinen der „Erziehung“.

Dieser Schluß klingt sehr verlockend. Immerhin ist er nicht sicher. Denn daß Thaer in Lessings Briefen sonst nicht — mit oder ohne Namensnennung — vorkommt, ist kein zwingender Beweis, und daß Leisewitz in seinen Tagebüchern über den angeblichen ersten Besuch schweigt („Aber von dem Besuch im Jahre 1776 weiß der tagebuchführende Leisewitz nichts“), ist nicht mit Sicherheit zu behaupten, da sie nur zum kleinsten Teil veröffentlicht sind (bei O. v. Heinemann, Zur Erinnerung an Gotthold Ephraim Lessing, 1870, und bei Kutschera von Aichbergen, J. A. Leisewitz, 1870). Vielleicht gibt ihre Lektüre — sie liegen im Archiv zu Braunschweig — völlige Klarheit. Sie sind, darauf mögen die Verteidiger Thaers hingewiesen werden, außerdem die einzige Quelle, deren Existenz bisher bekannt ist, aus der der eine oder andere Aufschluß über Thaers uns wenig bekannten Jugendjahre zu erhoffen ist. Anderseits spricht gegen Kriecks Vermutung, daß Thaer tatsächlich 1776 mit Leisewitz zusammen in Berlin gewesen ist und also auf der Rückreise nach Celle sehr wohl Braunschweig und Wolfenbüttel berührt haben kann. Aber ob sie nun sich als richtig erweisen läßt oder nicht, ob Thaer einmal oder zweimal mit Lessing zusammenkam, das ist für die Entscheidung der Frage nach dem Autor der „Erziehung“ gänzlich irrelevant.

Krieck will aber nicht bloß die Thaerlegende widerlegen, vielmehr liegt es ihm am Herzen, positiv zum Verständnis der „Erziehung“ beizutragen. Er will sogar „die Grundlinien einer neuen Auffassung Lessings, des Denkers, zeichnen“. Darin liegt zugleich das Negative ausgesprochen, daß die bisherige Auffassung „Lessings, des Denkers“, unzureichend ist. In diesem Negativen hat er nicht unrecht. Denn wenn es auch übertrieben ist zu sagen, daß bestimmte Schriftsteller gegen Lessing „mobil machten“, daß Wernles Schrift „Lessing und das Christentum“ ein Pamphlet sei, so ist doch dies zweifellos, daß — rein objektiv — „in Lessing ungelöste Probleme liegen“. Und auch dem wird man zustimmen können: „Der Punkt, von dem aus sich seine mannigfaltigen Äußerungen zu einer einheitlichen Weltanschauung zusammenschauen ließen, ist noch nicht gefunden.“

Hat nun Krieck mit seiner Interpretation der „Erziehung“ diesen Punkt gefunden?

Hier gehen nun die beiden Verteidiger von Lessings Autorschaft — er und ich — teilweise wenigstens auseinander.

Krieck befindet ſich in der Rolle deſſen, der den verehrten Leſſing gegen Angriffe verteidigt; in dieſem Kampf verfällt er nun ins andere Extrem: er empfindet die Kritik, die Wernle an Leſſings Taktik im Fragmentenſtreit geübt hat, als deſſen perſönliche Ehre verletzend und ſieht ſich veranlaßt, ſeinerſeits Leſſing völlig weißzuwaſchen. Begreiflich, aber nicht objektiv. Es kommt ja dabei nicht darauf an, wie wir möchten, daß Leſſing geweſen wäre, ſondern darauf: objektiv zu erfaſſen, wie Leſſing wirklich war. Gerade Leſſings nächſte Freunde haben ſtarke Bedenken gegen die ſittliche Zuläſſigkeit ſeiner Taktik gehabt. Es gibt kaum Menſchen, die ihn herzlicher und hingebender verehrt haben, als Eliſe Reimarus und Hennings. In deren Briefwechſel aber ſteht zu leſen: „Leſſing, deucht mich, hat noch etwas Schlimmeres als Maske, er hat Politik, er will täuſchen, nicht bloß verdecken,“ und auch ſonſt findet ſich darin manch ernſtes Wort über ſchiefe Schritte und Sophiſtereien Leſſings (Neues Lauſitziſches Magazin, 1861, S. 205, 212, 216). Die Tatſache, daß Leſſing eine hinterhaltige Taktik anzuwenden für gut befand, hat man alſo einfach — mag man darüber urteilen wie man will — hinzunehmen. In dieſer Beziehung hat Krieck den richtigen Ausgangspunkt verfehlt: er muß Leſſings Worte in der „Erziehung“ unbeſehen als bare Münze nehmen und die Spannung zwiſchen Gedanken und Ausdruck, überſehen.

Auch bei der Beſtimmung des Hauptinhaltes der Schrift gehen die Wege auseinander. Ja, man muß ſagen: es ſtellt ſich jetzt heraus, daß wir auch heute noch nicht genau wiſſen, was dieſe Schrift eigentlich iſt. Krüger hat ſich darüber nicht eingehend geäußert, Krieck erklärt: ſie enthalte den „Grundgedanken des philoſophiſchen Syſtems, das ihm beſtändig in den letzten Jahren vorſchwebte und vielfache fragmentariſche Verſuche erzeugte“. Er ſteht ja mit dieſer Auffaſſung nicht allein: Kretzſchmar (Leſſing und die Aufklärung, 1905, S. 7) ſieht ähnlich in ihr Leſſings „Welt- und Lebensanſchauung“, in dem Werk von Danzel-Guhrauer (2. Aufl. 1881, Band II, S. 484) heißt ſie ſein „religiöſes Teſtament“. Aber was kann in einem Buch, in deſſen Vorwort es heißt: wir wollen in den poſitiven Religionen weiter nichts „als den Gang erblicken, nach welchem ſich der menſchliche Verſtand jedes Orts einzig und allein entwickeln könne und noch ferner entwickeln ſoll“ anders enthalten ſein als eben die Darlegung dieſes Entwicklungsganges der Religionen? Hat alſo Krieck dieſe von Leſſing ſelbſt gegebene Inhaltsbeſtimmung der „Erziehung“ — als Religionsgeſchichte — nicht akzeptiert, ſo liegt es anderſeits doch auf der Hand, daß ſeine Theſe ein bedeutſames Wahrheitsmoment enthält. Man kann nämlich eine Darſtellung der Religionsgeſchichte nicht wirklich geben, ohne zu dem Inhalt der Religionen eine beſtimmte Stellung einzunehmen; ſo muß ſich alſo aus dieſer Skizze der Religionsgeſchichte entnehmen laſſen, wie Leſſing ſelbſt über die dargeſtellten Lehren gedacht hat, zumal da er auch die Periode der Religionsgeſchichte, der er ſelbſt

angehört, mit zur Darstellung bringt. Insofern müssen allerdings die Grundgedanken seines „philosophischen Systems“, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen will, auch in der „Erziehung“ sich finden lassen, aber nicht eigentlich als Inhalt, sondern als Voraussetzung, prinzipielle Grundlage der historischen Darstellung. Die Gedanken von Lessings „philosophischem System“, die Krieck einer eingehenden Betrachtung unterzieht, sind seine Gedanken über die Offenbarung, ihr Verhältnis zur Vernunft und über die Seelenlehre.

Da er, wie oben gezeigt, von der Voraussetzung ausgeht, daß Gedanke und Ausdruck sich bei Lessing decken, so muß er auch annehmen, daß der Begriff der Offenbarung, den Lessing in der „Erziehung“ häufig genug anwendet, ernst gemeint ist. Zugleich glaubt er, Lessing am besten gegen Krüger verteidigen zu können, der seine Hypothese ja damit begründet, daß die „Erziehung“ deswegen nicht von Lessing kommen könne, weil Lessing selbst die Offenbarung ablehne. Formal hat hier Krüger recht: der Begriff der supranaturalen Offenbarung, den Lessing in der „Erziehung“ anwendet, ist nicht Lessings Begriff; nur ist seine Folgerung übereilt, denn Lessing verwendet den Begriff der Offenbarung wie den der Erziehung nur als Dekoration. Materiell hat Krieck recht: Lessing lehrt in dieser Schrift, daß in der Geschichte der Religionen, auch der Offenbarungsreligionen, lediglich die den Menschen immanente religiöse Vernunft zu allmählicher Entfaltung kommt; nur würde Lessing dafür nie den Ausdruck Offenbarung gebrauchen, denn er kennt keine andere als die supranaturale Offenbarung und die Vernunft ist für ihn daher stets der angeblichen Offenbarung überlegen. Insofern ist also wieder Krieck im Irrtum. Doch fällt diese terminologische Ungenauigkeit nicht schwer ins Gewicht; denn später — nach Lessing — hat man begonnen, das Aufleuchten des Göttlichen im Menschengeist als immanente Offenbarung zu bezeichnen, wobei denn die Vernunft die einzige Offenbarungsstätte ist. Für den spröden Lessing aber tut man gut, diesen Begriff noch nicht zu verwerten.

Das eigentlich Neue bringt Krieck in seinen Ausführungen über Lessings Seelenlehre (Abschnitt V). Sie gipfeln in der Aufhebung des Gegensatzes zwischen Gott und Seele, Lessing lehre geradezu die „Identität von Gott und Seele“: Die Seele „ist oder soll werden der Sohn Gottes .... Den Vorteil vom Tun des Guten erwartet auf der dritten Stufe der einzelne nicht für sich selbst, sondern für das Ganze, die Gattung ... Als Gattungswesen, nicht als Persönlichkeiten, gelangen die einzelnen endlich zur Vollkommenheit; am Ziel des Werdegangs hat sich die Seele zur Allseele erweitert, hinausorganisiert. In der Allseele ist die Fülle der Gottheit. So sprach es Lessing gegen Jacobi aus ... Die Monade hat sich zum Pan, zu Gott erweitert: daher das Bekenntnis zum ‚Ein und Alles‘. Lessing hat demgemäß ... trotz der Seelenwande-

rungslehre keine persönliche Unsterblichkeit angenommen und gelehrt". Auch hierfür beruft er sich auf Jacobi. Das würde allerdings eine völlige Umkehrung dessen bedeuten, was bisher als die Quintessenz der Lessingschen Lehre von der Seelenwanderung galt: die Unsterblichkeit der Einzelseele auf Erden.

Wie steht es damit? — Abgesehen davon, daß es schwer vorstellbar ist, wie eine Einzelseele sich sollte zur Allseele „erweitern" können, ist Krieck hier das Versehen eines Lesefehlers (denn um einen Druckfehler kann es sich dem Zusammenhang nach nicht handeln) untergelaufen. Jacobis Zeugnis für Lessings Seelenlehre lautet nämlich: „Eine mit Persönlichkeit verknüpfte Fortdauer des Menschen nach dem Tode hielt er (Lessing) nicht für unwahrscheinlich" — (Jacobis Spinozabüchlein nebst Duplik und Replik herausgegeben von Fritz Mauthner, München 1912, Seite 84), Krieck aber liest statt dessen „für wahrscheinlich". Jacobis Zeugnis spricht also unzweideutig für Lessings Glauben an eine persönliche Unsterblichkeit; es ist um so glaubwürdiger, als diese Überzeugung sich nicht mit Jacobis Hauptthese von Lessings Spinozismus verträgt. Es stimmt zudem mit allen Äußerungen, die von Lessing selbst zu dieser Frage vorliegen, überein.

Mit der Berufung auf denselben Jacobi für den Begriff Allseele als zu Lessings „philosophischem System" gehörig ist Krieck nicht viel glücklicher. Denn der Begriff tritt an dieser Stelle: „Wenn Lessing sich eine persönliche Gottheit vorstellen wollte, so dachte er sie als die Seele des Alls" (Spinoza-Büchlein, S. 81) im Munde Lessings nur hypothetisch auf, nicht thetisch. Das heißt aber bei Lessing: sie gehört nicht seinem eigenen Vorstellungskreis an.

Von Lessings eigenen Worten verwendet Krieck besonders den berühmten § 73 der „Erziehung" zur Stütze für seine Deutung: er scheint nämlich den „Sohn Gottes" auf die Seele zu deuten[1]). Aber selbst wenn Krieck in diesem Punkt die richtige Interpretation getroffen haben sollte, wäre gleichwohl an der individuellen Unsterblichkeit auf Erden, die durch den ständigen Wechsel der Seelenhülle, des Körpers, ermöglicht wird, festzuhalten.

Glücklicher ist Krieck wieder in dem Nachweis der Quellen, aus denen Lessing stoffliche Einzelheiten geschöpft hat (Abschnitt VII). Besonders nachdrücklich betont er den Zusammenhang mit Herder. Dabei macht er, zum Schluß wieder an die Thaer-Hypothese denkend, die gute Beobachtung, daß Thaer, falls er die „Erziehung" verfaßt hätte, das Kunststück fertig gebracht hätte, im Jahre 1773 bereits Gedanken aus einer erst 1774 veröffentlichten Schrift benutzt zu haben.

---

[1]) Eine ganz unmögliche Auffassung. Vgl. dazu meine Abhandlung „Lessings Gottesbegriff", Protestantische Monatshefte, 1914, S. 181–188, 240–247.

So werden denn allerdings die Grundlinien, die Krieck für eine neue Auffassung Lessings des Denkers zeichnen wollte, sich eine erhebliche Korrektur gefallen lassen müssen; auch seine Schrift bedeutet nicht die Lösung, sondern nur eine Etappe auf dem Wege zur Lösung „ungelöster Probleme“. Aber in der Widerlegung der Thaer-Hypothese wird kaum etwas nachzuholen übrig bleiben: Die Thaerlegende dürfte damit für immer oder, wenn das unter Menschen nicht möglich ist, für die nächsten hundert Jahre erledigt sein.

Berlin-Neukölln. G. Fittbogen.

Motz, Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“ in ihrem Verhältnisse zum System der protestantisch-lutherischen Orthodoxie einer- und zum Rationalismus der Reimarusschen Schutzschrift andererseits. Programm der Realschule an der Bogenstraße. Hamburg 1914.

Motz sucht die Unsicherheit, mit der die Lessingforschung gegenwärtig der „Erziehung des Menschengeschlechts“ gegenübersteht, dadurch zu überwinden, daß er in den Gedankengehalt dieser Lessingschen Schrift — denn die Thaer-Legende macht auf ihn keinen Eindruck — eindringt und ihr Verhältnis zu den beiden feindlichen Geistesmächten seiner Zeit darlegt. Daraus ergibt sich der klare und einfache Aufbau der Schrift, Teil 1 (S. 6—25): der Gedankengehalt von Lessings „Erziehung“; Teil 2 (S. 25—32): das System der lutherischen Orthodoxie und Lessings Verhältnis zu ihr; Teil 3 (S. 32—53): der Rationalismus des Reimarus und Lessings Verhältnis zu ihm.

Aber die Schrift leidet an zwei methodischen Mängeln. Der erste ist, daß sie keine Inhaltsangabe der „Erziehung“ enthält. Sind sich alle Forscher über den Inhalt einer Schrift klar, so bedarf es dessen natürlich nicht. Liegt die Sache aber so, wie gegenwärtig bei der „Erziehung“, daß der Streit im allerelementarsten Sinn darum geht, was denn eigentlich darin steht, so fehlt einer Arbeit, die nicht mit einer Analyse des Inhalts beginnt, das Fundament. Das ist der Fall mit vorliegender Schrift. Motz begnügt sich damit, die wichtigsten Begriffe der „Erziehung“ herauszuheben und zu bestimmen; aber in welchem Zusammenhang diese innerhalb des Gedankenganges der „Erziehung“ stehen und was sie da sollen, bleibt völlig im Dunkeln.

Am eingehendsten behandelt Motz mit Recht den für das Verständnis der „Erziehung“ grundlegenden Begriff der Offenbarung. Er kommt dabei zu dem „Resultat“, daß Lessing „eine irgendwie über, wenn auch nicht wider die Vernunft gehende Offenbarung doch wohl hie und da“ anerkenne. Man beachte die dreifache Einschränkung: „irgendwie“ — aber

wie? weiß man nicht — „doch wohl“ — aber ganz bestimmt wagt man das nicht zu behaupten — „hie und da“ — also meistens nicht, aber manchmal hatte Lessing diese glückliche Inkonsequenz. Es komme nämlich häufig vor, daß kritisch gesinnte Theologen im Alter eine „Hinneigung nach der positiven Seite des Christentums“ zeigen, und diese erfreuliche Erscheinung könne man auch bei Lessing beobachten. — Zwar hat Lessing selbst in der Vorrede zur „Erziehung“ alle Offenbarungsreligionen als „Irrtümer“ bezeichnet; aber Motz versichert uns, während sonst voller consensus darüber herrscht, daß gerade in dieser Vorrede Lessing seine eigene Überzeugung ausspreche, — Motz also versichert uns, Lessing habe das „nur im Sinne der Gegner“ getan.

Dies führt auf den zweiten methodischen Mangel der Schrift: Motz betrachtet die „Erziehung“ wenn nicht ganz, so doch fast ganz isoliert. Er müßte aber nicht bloß alle einschlägigen Schriften und Fragmente Lessings aus jenen Jahren zu Rate ziehen, ehe er Lessing ein so hilfloses Schwanken zuschreibt, sondern auch die vertraulichen, außerordentlich klaren Äußerungen in den Briefen Lessings und seiner Freunde. Dann würde er, vom Klaren ausgehend, das Undurchsichtige und Verhüllte enträtseln; dann würde er auch nicht mehr leugnen, daß in Lessings Schriften mancherlei taktische Manöver vorkommen, und er würde auch seine etwas gewalttätige Umdeutung der bekannten Briefstelle an Mendelssohn (9. Januar 1771) aufgeben. Lessing sagt dort nämlich, daß er den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn leider nur unter einem Vorwand betreiben könne, Motz aber läßt ihn sagen, er sehe „eine Untergrabung der Orthodoxie als eine für ihn unter den obwaltenden Umständen unmögliche Sache“ an!

So bringt uns die Schrift im ganzen nicht vorwärts. Das Beste daran ist die Darstellung von Reimarus' Anschauung, die auf Grund der Originalhandschrift gegeben werden konnte. Aber die Eingliederung dieser richtig erfaßten geistigen Größe in den Gesamtzusammenhang der Entwicklung des deutschen Geisteslebens ist nicht sehr glücklich. Lessing, heißt es (S. 33), habe in Reimarus den Rationalismus, und zwar den entschiedenen deistisch angehauchten Rationalismus, bekämpft. Nun ist aber Reimarus nicht bloß deistisch angehaucht, sondern Deist vom reinsten Wasser; er ist Anhänger einer eigenen Religion, eben des Deismus, und daher unbedingter Gegner des verhaßten Christentums, während die meisten Rationalisten auf dem Boden des Christentums stehen bleiben. Anderseits ist gerade Lessing in Dingen der Religion selbst Rationalist. Die recht bedeutenden Differenzen, die allerdings zwischen beiden bestehen, müssen daher eine andere Ursache haben als den „Rationalismus“ des Reimarus. „Rationalisten“, in dem unbestimmten Sinne Motzens, sind beide, aber Reimarus ist Deist und Lessing ist es nicht.

Berlin-Neukölln. G. Fittbogen.

Goethe-Literatur.

Simmel Georg, Goethe. Leipzig 1913 [1912], Klinkhardt und Biermann. 4 M.

In den letzten Jahren hat Simmel eine Anzahl von Aufsätzen als Vorläufer und Bruchstücke des gegenwärtig vorliegenden Buches erscheinen lassen, aber er hat nur weniges daraus unverändert hinübergenommen und das Buch ist also ein neues, für sich zu betrachtendes Werk, das sich auf der Frage aufbaut: „Was ist der geistige Sinn der Goetheschen Existenz überhaupt?“ Auf eine solche Frage kann ja keine endgiltige Antwort erfolgen, sondern Andeutungen, Hinweise, Umrisse, die der Leser aus seiner hier vorausgesetzten Kenntnis von Goethes Leben und Werken sich weiter ausführen, in seine eigene Denk- und Anschauungsweise umsetzen und wohl auch umbiegen wird. Zu solcher ergänzenden Mitarbeit fordert der Verfasser selbst auf: „Die inhaltlichen und fragmentarischen Bestimmungen, die ich hier als ... Lösung vorlege, mögen von andern anders gefaßt werden; Goethes unaufhörliches Versuchen und Umformen möglicher Standpunkte, die durch alle Gegensätze hindurchführende Entwicklung seines langen Lebens geben einer schwer übersehlichen Zahl von Deutungen jener Einheit und Ganzheit Raum.“ Außer dieser Selbständigkeit des Urteils hat der Leser, um aus dem Buche wirklichen Gewinn zu schöpfen, sich seinen Erinnerungsvorrat fortdauernd gegenwärtig zu halten, weil ihm sonst Simmels geistvolle, weit ausgreifende, dialektisch bewegliche Erörterung leicht zu abstrakt, zu sehr ihrer eigenen Bewegung hingegeben erscheinen kann. Simmels rastloses, ungenügsames Denken scheut vor endgiltigen Resultaten zurück, unterbaut die tiefe Schicht mit einer tieferen, übergreift die These durch eine weiter gefaßte, auch die Antithese einschließende, und so entfaltet sich ein kunstvolles, zuweilen auch künstliches Gedankengespinst, dessen Reiz und Wert unabhängig ist von irgendwelcher endgiltigen Ermittlung. Daß die eingewobenen Zitate nicht zum Beweis, sondern nur zur Erläuterung dienen und sich leicht durch gegensätzliche Zitate aufheben ließen, sagt Simmel selbst, und so muß eben das Gesamtbild sich selbst bewähren, indem es das Goethebild des Lesers erleuchtet und wieder davon erleuchtet wird. Dieses Gesamtbild, diese Anschauung von Goethes Individualität kann „nicht unmittelbar ausgesprochen werden, sondern man kann nur zu ihrer Nachbildung durch eine Summe partieller Bilder auffordern, deren jeweilige Motive durch die großen geistesgeschichtlichen Begriffe unserer Welt- und Lebensdeutung bestimmt sind,“ und das geschieht hier unter den Rubriken: Wahrheit, Einheit der Weltelemente, Getrenntheit der Weltelemente, Individualismus, Rechenschaft und Überwindung, Liebe, Entwicklung.

Ich versuche nun, diese Gedanken Simmels im trockensten Umriß und meist mit seinen eigenen Worten wiederzugeben.

Bei Goethe mündet das subjektive Leben mehr als bei irgend einem

anderen Menschen wie selbstverständlich in der objektiv wertvollen Produktion in Kunst, Erkennen, praktischem Verhalten. Alle diese Betätigungen sind bei ihm in unvergleichlich hohem Maße von der künstlerischen Grundform durchdrungen, und so gewahren wir bei ihm die vollkommenste Einheit von Leben und Schaffen. Sein Erkenntnisdrang richtet sich auf das Fruchtbare, dem Menschen Gemäße und Wesensgleiche, ihn Fördernde, auf eine vitale Wahrheit, die ein höchster Lebenssinn oberhalb der logischen erschaut. Goethes Weltbild ist von der Kategorie der Einheit durchwaltet, nicht einer logisch-absoluten Einheit, für die alle Mannigfaltigkeit verschwindet, sondern einer lebendigen, den Reichtum des Individuellen umfassenden, und die ihm so vertrauten Ideen der Kontinuität, der Polarität und des Gleichgewichts sind ihm die Mittel, um die Welteinheit als lebendige vorstellen zu können. Die Synthese seiner Weltanschauung vollzieht sich, indem er zwischen Kunst und Wirklichkeit durchgehende formale und metaphysische Gleichheiten erschaut, in der Jugend durch liebevolles Ineins-deuten und -Empfinden, in seiner von der italienischen Reise beherrschten klassizistischen Zeit durch Erfassen des gemeinsamen Harmonisch-Ganzen in der italienischen Natur, der griechischen Kunst, dem unverbildeten Menschenwesen, im Alter durch Aufstellen einer Autonomie der Kunst, die aber nun die Versöhnung mit der Natur in sich trägt. — Goethes Lebensanschauung ist individualistisch, der Tendenz seines Jahrhunderts entsprechend, und also der theologischen wie der soziologischen und der naturalistischen Denkart entgegenstehend. Wenn das Leben seinen reinen Sinn erfüllt, erzeugt es den ihm angemessenen Inhalt aus sich heraus, der nicht gerade einzigartig sein muß. Goethe begreift die Individualität als Modifikation des Allgemein-Menschlichen, das in einer jeden als ihre Substanz oder Lebensdynamik besteht. Der Wert des Gesamtseins ist ein Dekret der Seele, der Ausdruck einer Lebensstimmung und weder zu beweisen noch zu widerlegen. Er steht dem Wert des Individuellen nicht entgegen, weil die Spezifikation ins Unendliche die Art ist, wie das ungebrochene Eine, der Typus lebt, so daß die Schätzung des Individuellen und die des Allgemeinen die Schätzung *eines* Lebensprozesses ist. Dies erst erschließt den Sinn von Goethes immer wiederholter Forderung, im Individuellen das Allgemeine zu sehen. — Die Einheit von Subjekt und Objekt, die zu leben und zu verkünden den metaphysischen Sinn seiner Existenz ausmacht, vollzieht sich in immer erneuter Rechenschaft und Selbstüberwindung, die bei ihm keine Beschränkung des Selbst, sondern eine Beschränkung auf das eigentliche Selbst bedeutet und durch die zerspaltenden Affekte der Sehnsucht, der Erinnerung, des Leidens an der Vergangenheit hindurch zum Leben im Hier und Jetzt hindurchdringt. — Gemäß dem Gesamtsinn seiner Existenz, die, dem eigenen Gesetz gehorchend, eben damit dem Gesetze der Dinge entspricht, hat sich auch sein Liebesleben gestaltet. Seine Neigungen treten auf und vergehen, als wären sie von seinem Inneren und dessen

Entwicklungsnotwendigkeiten bestimmt. Mit allen seinen sinnlichen Hingerissenheiten bleibt er immer Herr seiner selbst und konnte sich ganz hingeben, ohne damit aus seinem Zentrum gerückt zu werden. Er war den Frauen untreu, weil er sich selbst treu war. Die Untreue ist nicht eine bloße tote Diskontinuität in seinem Leben, sondern der tiefste Zusammenhang des Lebensprozesses setzt sich gerade durch diesen Bruch seiner Inhalte fort. Er selbst aber teilt das schmerzensreiche Schicksal seiner Geliebten. Ihm scheint die Liebe kein Glück, außer auf rasch herabsinkenden Höhen des Rausches, gebracht zu haben, und der Fall Christiane ist wohl ein Ergebnis der Ermüdung und Resignation, die Flucht in die bescheidene Sicherheit des Halbglücks. — Auch in seiner Entwicklung erweist sich die hohe menschliche Normalität seines Wesens. Mit ihm hat das schlechthin Normale erwiesen, daß es die Dimensionen des ganz Großen ausfüllen kann. In der Jugend hat der Prozeß des Lebens das Übergewicht über dessen Inhalte, im Alter die Inhalte über den Prozeß. Der junge Goethe strebt zum Ideal der Vollendung des persönlichen Seins, der Mann nach objektivem Wirken und Erkennen, bei dem Greis tritt eine Verehrung der Form hervor, bis zur Formalistik hin, die aber in seiner letzten Alterskunst durch eine Richtung zum Mystisch-Symbolischen durchbrochen wird, mit der manche der allergrößten Künstler zuletzt eine mit allem früheren unvergleichbare Ausdrucksstufe gewinnen: Michelangelo, Rembrandt, Beethoven, Wagner, Ibsen. Hinter diesem typischen Wandel, der nicht aus einem Verlust hervorgeht, sondern aus der nur ihre Äußerungen wechselnden organischen Entwicklung der Energie steht das durchwaltende Urphänomen seines Künstlertums und hinter diesem ein letztes Personal-Allgemeines, eine über alles Einzelne erhabene Einheit des Seins, wie sie einem jeden Individuum eigen ist, aber bei keinem anderen so eindringlich zu erschauen. Daß in seiner Jugend der subjektive Prozeß, im Alter die objektiven Inhalte dominieren, sind nur Akzentverschiebungen und Entwicklungsstadien innerhalb der harmonischen Gesamtrelation seines Lebens zum Weltsein. Wir empfinden seine Entwickelung als die typisch menschliche. —

Simmels Buch stellt sich dem breiten Geschreibe über das Einzelne in Goethes Leben und Werken bewußt entgegen als ein Versuch, das Letzte und Wesentliche des Goethischen Geistes zu erfassen oder doch darauf hinzudeuten. Wir atmen bei dieser Höhenwanderung dünne Luft und schauen die blühenden Gefilde nur von weitem in großen Umrissen, aber gerade das will das Buch leisten, und somit ist es wohlgelungen.

Alt Karl, Goethe und seine Zeit. Leipzig 1911, Quelle und Meyer. (Wissenschaft und Bildung, herausgegeben von Paul Herre, Heft 99.) 1 M.

Robertson, J. G., Goethe and the twentieth century, Cambridge 1912, University press. 1 Sh.

Die beiden einander entsprechenden, mit Kenntnis und Liebe geschriebenen kleinen Bücher stellen Goethes Entwicklung in den Zusammenhang der europäischen Geistesgeschichte hinein. Der Engländer blickt noch etwas weiter über die Jahrhunderte hin, und da er nach seiner eigenen Erklärung Goethes Gestalt vom englischen Standpunkt anschaut, so erscheint ihm manches uns doch wertvolle Werk als geringfügig. Im wesentlichen kommen aber beide Betrachter überein, und es ist ein Genuß, aus der Kleinarbeit aufschauend dieses einzige Leben in großen, würdig dargestellten Zügen an sich vorbeiwallen zu lassen.

Carlyle Thomas, Goethe. Thomas Carlyles Goetheporträt, nachgezeichnet und herausgegeben von Prof. Dr. Samuel Sänger. Neue durchgesehene Ausgabe, Berlin, Oesterheld, 1910.

Aus Carlyles Briefwechsel mit Goethe und aus seinen Goethe-Aufsätzen hebt Sänger das Wesentliche in geschmackvoller, leicht retuschierender Übersetzung heraus und fügt eine Einführung, ein Nachwort (Carlyles literarisch-ästhetische Kritik) und eine kurze Würdigung der englischen Goethekritik nach Carlyle hinzu. Sie mündet in den Satz: „Es ist bemerkenswert, daß in dem Verhältnis zum deutschen Dichter nach der ersten stürmisch jubelnden Verherrlichung durch Carlyle die Innigkeit und Herzlichkeit zu schwinden droht.“ Bedenken gegen Sängers Auslese-Verfahren, wie er sie erwartet und im voraus abwehrt, möchte ich nicht erheben, aber er hätte nicht mitten in dem Briefwechsel das Wort nehmen sollen, z. B. S. 36: „ein Dokument aus Goethes weitschweifigem Alters- oder Sakralstil, aus dem ich hier abdrucken lasse, was auf die Schätzung, die Carlyle in Weimar genießt, Licht wirft.“ Und wie konnten in dieser „neu durchgesehenen Ausgabe“ Goethes Verse S. 132, 140, 145, 172 mit einer solchen Menge der ärgerlichsten Fehler wiedergegeben werden? Das ist besonders verwunderlich bei einem Buche, das einen künstlerischen Gesamteindruck erregen will und bis auf einige Unebenheiten (S. 18: „Mit dem Bilde dieses Vorbilds vor Augen“) dieses Ziel auch wirklich erreicht.

Castle Eduard, Goethes Bildungsideal und das moderne Gymnasium. Wien und Leipzig 1912, Carl Fromme. 50 Pf.

Goethes pädagogische Anschauungen und ihre Entwicklung stellen sich hier in reichlichen Zitaten dar, die Castle zu einem gefälligen Gesamtbilde vereinigt. Der Spruch S. 23 „Eine Schule ist als ein einziger Mensch anzusehen“ usw. (Hecker, Goethes Maximen und Reflexionen Nr. 118) bezieht sich aber nicht auf Unterrichtsanstalten, sondern auf wissenschaftliche Sekten, und Goethe denkt hier besonders an Newtons Schule.

Maaß Ernst, Goethe und die Antike. Berlin, Stuttgart, Leipzig 1912, W. Kohlhammer.

Der Verfasser ist Altphilolog, hat sich mit Goethe viel und liebevoll beschäftigt und geht mit Begeisterung an die Arbeit. Das wären also gute Omina für's Gelingen, aber man stutzt schon beim ersten Blick auf das Inhaltsverzeichnis: „Erste Dichtung. — Götz. — Homer. — Nausikaa. — Klassische Walpurgisnacht. — Helena. — Tragiker. — Komiker. — Mignon und Harfner. — Pindar. — Platon. — Satyros. — Andere Dichter. — Prosaiker. — Römer. — Tassos Epos. — Altertumswissenschaft. — Ausgang." Der Stoff ist also bald nach den antiken Einflüssen, bald nach Goethes Dichtungen aufgeteilt, die Linien müssen sich überschneiden und eine straffe, kunstgemäße Darstellung ist von vornherein ausgeschlossen. Sie ist freilich auch kaum erstrebt, denn Maaß läßt hier seine Feder walten, in dem Vertrauen, daß sein Schwung, seine Wärme und Liebe die für das einzelne Kapitel ihm vorliegenden Notizen schon gestaltend durchdringen werde, und so entsteht eine Darstellung in Zickzackwegen, mit vielen unerwarteten Aufenthalten bei Nebensachen, wie sie z. B. aus Michael Bernays' Aufsätzen bekannt ist. Wer nach seiner eigenen Geistesart auf eine geschlossene, klar gegliederte Darstellung Wert legt, wer mit sicherer Hand geführt sein will, dem erregt ein solches Schlendern ein Unbehagen, das nur sehr wertvolle Ergebnisse ihm vergüten könnten. Und diese bleiben schließlich aus, oder sie finden sich doch nur ganz vereinzelt unter vielem, was längst bekannt, und nicht wenigem, was zwar neu, aber schief, oft geradezu unrichtig ist. Alles das wird hier mit der gleichen Wärme, der gleichen Überzeugung von seinem Wert vorgetragen, so daß ein kundiger Leser sich fortwährend in der Defensive halten muß, der unkundige aber schlecht belehrt wird. Ich bin verpflichtet, dieses herbe Urteil zu rechtfertigen und stelle also zunächst eine Anzahl Irrtümer des Verfassers zusammen, zum Erweis, daß er sich in der Goetheforschung zwar viel umgesehen, aber doch nicht heimisch gemacht hat.

S. 87: „Gleich darauf [nach der Straßburger Zeit] besprach Goethe homerische Erscheinungen des Büchermarktes, so R. Wood, Über das Originalgenie des Homer". Aber diese Rezension steht ja in dem Jahrgang 1773 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen, an dem Goethe nicht mitgearbeitet hat, vgl. die Weimarer Ausgabe 38, 303. — S. 120: „Ein mutwilliges Gedicht diese zwölfte der römischen Elegien, ganz herausgesponnen aus dem fünften Odyssee-Buch 125 ff., wo Demeter sich mit dem Jasion auf dem Getreideacker verbindet". Nein, ganz herausgesponnen aus Ovid, Amores III, 10. Homer sagt in drei Versen eben nur, daß diese Verbindung erfolgte, aber alle besonderen Züge: Das Ceresfest, die reiche Ernte in Kreta, als die Göttin dort ihre Hochzeit

mit Jason beging, die Nutzanwendung am Schlusse finden sich nur bei Ovid. Beim Ausmalen der rituellen Gebräuche hat Goethe dann noch eine Angabe Wielands (Horazens Satyren übersetzt, 1786, II, 98) verwendet, und die Homerstelle war ihm wohl gar nicht gegenwärtig, als er die Elegie dichtete. Jedenfalls hat sie keine Einwirkung geübt. — S. 277: „Aus seiner letzten Zeit stammt das Gedicht ‚Die neue Sirene' auf die Schauspielerin Henriette Sontag: Habt von Sirenen gehört?" Aber das Gedicht hat mit Henriette Sontag nichts zu schaffen. Goethe ist vielmehr durch eine Stelle in einem Brief Göttlings dazu angeregt worden, vgl. die Weimarer Ausgabe 5^{II}, 88. — S. 361 führt Maaß als einen Fall, wo Goethes Phantasie „original aus eigener Bildkraft" mit Vogeltypen spiele, die „Papageien" im Brief an Kestner vom 19. Juli 1773 an, aber Goethe deutet hier vielmehr auf Wielands Erzählung in den „Beiträgen zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens" 1, 20 ff., wo Koxkox sich einen Papagei abrichtet, mit dem er Gespräche führt. — S. 467 leitet Maaß das Epigramm „Ein Quidam sagt" aus Xenophons Denkwürdigkeiten ab, aber die Verse zielen nach einer von Richard M. Meyer und mir gleichzeitig gefundenen Beobachtung auf Arnims Zueignung an die Brüder Grimm vor seinen „Vier Novellen", Berlin 1811: „Ihr Freunde wißt, daß ich von keiner Schule, Daß ich um keines Menschen Beifall buhle", vgl. Archiv für d. Stud. d. n. Spr. Bd. 114, S. 162. Damit ist mein früherer Hinweis auf Xenophon erledigt, auf den sich Maaß beruft. — S. 487: „Hamann schreibt einmal: Das Wahre mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals von uns direkt erkennen; wir schauen es nur im Abglanz, Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen; wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsch nicht entsagen, es dennoch zu begreifen". Das schreibt Hamann „einmal"? Ei, wo denn? Dann hätte ihm nämlich Goethe die herrlichen Worte entwendet, denn jetzt eröffnen sie den „Versuch einer Witterungslehre" (Weim. Ausg. II, 12, 74). Es kann einem jeden geschehen, daß er seine eigenen Notizen mißversteht, und der Irrtum würde an sich nicht schwer wiegen, aber wie konnte Maaß Hamann diese Sätze zutrauen, die doch Goethes Gepräge so greifbar aufweisen?

Nun könnte ja das Buch diese und viel mehr Fehler aufweisen und doch recht wertvoll sein. Es müßte dann eben durch fruchtbare Betrachtung solche schließlich nur an einzelnen Stellen haftenden Mängel vergüten. Aber eben den Sinn für das Fruchtbare, Förderliche, jene Gabe des glücklichen Aperçu, der schöpferischen Erkenntnis, die den Forscher vom bloßen Gelehrten unterscheidet, vermißt man in diesen bei aller Begeisterung so gequälten und unnatürlichen Gedankengängen schmerzlich, wie die folgenden Proben zeigen werden. S. 137: „Durch den Nebel im Jenaer Tale fühlt sich Goethe einmal — noch vor Italien — an seine

damals fertige ‚Zueignung' erinnert. Niemand kann heute mehr wissen, ob nicht zu allererst ein solcher zufälliger Sinneseindruck aus der Erfahrung des Tages die Wahl der Odysseusszene für einen poetischen Zweck bestimmt oder doch mitbestimmt hat. Von Trebra, ein Teilnehmer an den Ilmenauer Lustbarkeiten der Weimarer Gesellschaft, kannte ein schönes Gemälde von Goethes Hand wohl aus dem Sommer 1776." ‚Folgt Trebras Beschreibung des Gemäldes] Trebra kannte es? Freilich, und wir auch, es ist in den Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 10, Tafel 4 abgebildet. Und „niemand kann wissen, ob nicht zu allererst ein solcher zufälliger Sinneseindruck usw.?" Nun, Goethe schreibt am 12. Dezember 1785: „Die Tage sind sehr schön, wie der Nebel fiel, dachte ich an den Anfang meines Gedichts. Die Idee dazu habe ich hier im Thale gefunden". Das ist denn doch ein klarer Hinweis, daß er im Sommer 1784 die göttliche Frauengestalt der Zueignung als eine Vision im Nebel des Saaletals erschaut hat, den die Sonne durchleuchtete. Solche Gestalten hat seine Phantasie aus Nebel und Wolken nicht nur in der „Zueignung" entwickelt, vgl. die Cottasche Jubiläumsausgabe 40, XXVI ff. Maaß schiebt das mit einem „Niemand kann wissen" bei Seite, weil er eine ganz andere Anregung vorzubringen hat: die Begegnung des Odysseus mit Athene in der Odyssee, Buch 13, wo die beiden ein langes, behagliches Gespräch führen, aus dem Maaß gewaltsam die „Zueignung" herleitet, weil Athene dem Odysseus die Landschaft Ithakas anfangs mit Nebel verhüllt. „Und wie dann die Wahrheit und der Dichter beraten [!], so im Homer Athena und Odysseus. Die Lage erscheint als dieselbe, nur matter in der ‚Zueignung', schärfer, bestimmter im Homer. Athena fragt wie einem Bekannten gegenüber ‚Kennst du mich denn nicht, wirklich nicht?' Dazu kommt, daß Odysseus in dem auf fremder Insel ihm zum Glück begegnenden Hirten ein göttliches Walten, also Athenas, die sein Schutzgeist war, geradezu erwarten mußte. Anders der Dichter in der ‚Zueignung'. Also [!] hat Goethe die tiefe und schöne Odysseeszene doch wohl nachgebildet". Welch ein unnatürliches Denken! — S. 73: „Der ‚Götz' ist eine neue Ilias . . . Das sehen wir jetzt wohl, wenn wir wollen". Wie Maaß das meint, ergeben die folgenden Sätze, die ich aus seiner übermäßig lang hingesponnenen Erörterung herausheb: „Sein Weislingendrama hat Goethe also wohl aus der Verschmelzung zweier Vorlagen geschaffen. Er benutzte für seine Neuschöpfung die Shakespeareschen Gestalten des Antonius, der Kleopatra und der zwischen Bruder und Gatten stehenden Oktavia, außerdem den homerischen und unhomerischen Paris, Helena und Oinone und Oinones Sohn von Paris, diesen für Weislingens Buben Franz, ungefähr so, wie sie ihm aus dem Lorrainschen Werke und dessen Quellen (Homer Euripides Vergil) im Gedächtnisse hafteten. Dabei hat er geändert. Während Helena den schlafenden Gatten (Deiphobus) den Feinden wehrlos in die

Hände liefert und durch sie vernichten läßt, bedient Goethes Adelheid sich eines von der Zigeunerin erhaltenen Sympathiezaubers" usw. Im einzelnen: S. 67: „Weislingen besitzt Züge, die bei Loen teils dem Paris, teils dem Deiphobus angehören". S. 68: „Und wie zuletzt Oinone, den einst geliebten, nun todeswunden Paris aufsucht, ohne ihn retten zu können, ähnlich Maria". S. 69: „Paris ertappt und ersticht das eigene Kind: eine Figur wie Weislingens Bube Franz". S. 71: „Neben diesen Traum [Götzens] von Weislingens Untreue tritt jetzt jener Traum derselben antiken Dichtung von Troja, welcher Priamus vor Paris warnen sollte. Darüber las Goethe bei Loen folgendes: Hekuba, die Gemahlin des Königs Priamus zu Troja, hatte vor der Geburt des Paris einen bedenklichen Traum usw." Und so quält Maaß hier die ärmliche Parallele durch fünfzehn Seiten hin und will uns den Homer und seinen Nacherzähler Loen als eine Götzquelle aufreden. Solche unnatürlichen Beziehungen zwischen Goethe und der Antike finden sich in dem Buch noch vielfach, z. B. S. 374: „Die eine bestimmende Stoffquelle [für den Harfner im Wilhelm Meister] wird im Ödipus mit Sicherheit erkannt. Andere können noch gefunden werden". Das geschieht dann hier sogleich: die zweite Quelle ist nämlich Shakespeares „Perikles"! Ähnlich S. 500: „Einen komischen Ägisth hat Goethe in dem zerlumpten Rhapsoden der zweiten Epistel gezeichnet."

Recht merkwürdige Entdeckungen hat Maaß zur Chronologie von Goethes Dichtung gemacht. S. 108 ff. erfahren wir, daß Wilhelm Meisters theatralische Sendung zum Teil schon vor dem Februar 1773 vorhanden war! Beweis: An diesem Tage wendet Goethe in einem Brief an Kestner die Verse Ilias 24, 340 ff. auf sein Schlittschuhlaufen an. „Dasselbe Bild, aber in abweichender Verwendung und doch in der gleichen Nachbarschaft der Schlittschuhläufer, begegnet in Wilhelm Meisters theatralischer Sendung S. 225 ... Hier erscheint fest geordnet in zwei auf einen dritten Vorgang bezogenen Vergleichen, was in jenem Briefe gewaltsam und übermütig dadurch verbunden wird, daß Merkur seine eigenen schnellen Flügelschuhe zum Eislaufen sogar persönlich dem jungen Goethe anlegt. Die Stelle im ‚Meister' erweist sich damit als die frühere, also vor Februar 1773 verfaßte, mit Notwendigkeit". Mit Notwendigkeit erweist sich nur, daß es Maaß an der Schärfe des Denkens fehlt, wenn er auf diese herrliche Erwägung hin die Theatralische Sendung entgegen allen Zeugnissen um zehn Jahre zurück ansetzt. Ebenso S. 275 f.: „Über das Vorhandensein der ‚Klassischen Walpurgisnacht' gibt eins der in Venedig während der zweiten Italienreise 1795 [wohl nur Schreibfehler für: 1790] verfaßten Epigramme eine zeitliche Auskunft ...

So erreget ein Dichter, von Sphinxen Sirenen Centauren
Singend mit Macht, Neugier in dem verwunderten Ohr.

Wen meint Goethe? Niemand weiß es. Er meint ſich ſelber, den Dichter der Klaſſiſchen Walpurgisnacht". Nicht übel! Alſo 1790 deutet Goethe in ſeinem Epigramm behaglich auf das Manuſkript der klaſſiſchen Walpurgisnacht, das ihm daheim wohlverwahrt im Pulte liegt! „Niemand weiß es", außer unſerem Revolutionär in der Chronologie von Goethes Dichtungen. S. 560 rückt Maaß die klaſſiſche Walpurgisnacht gar noch 15 Jahre weiter zurück, bis an den Anfang der Weimarer Zeit. Er hält nämlich die „Proſerpina" von 1777 für ein „Nebenergebnis des Sinnens" um die geplante Szene, in der Fauſt die Helena im Hades losbitten ſollte!

Nach Kritikers Fug und Recht habe ich eine Menge verfehlter Aufſtellungen herausgehoben und ich könnte noch recht lange ſo fortfahren. Natürlich ſteht nun zwiſchen alle dem auch viel Richtiges in dem wunderlichen Buche, aber Maaß hält gar zu vieles von dem, was nur richtig iſt, auch für neu. So hat er z. B. ſeine Nachweiſe S. 464 ff. aus Hamann zu Goethes Brief an Herder vom Juli 1772 zwar gewiß ſelbſtſtändig gefunden, aber ſie ſtehen ſämtlich ſchon im Jungen Goethe 6, 184. Zwei ſeiner zutreffenden Hinweiſe ſind aber wirklich neu: Die Stelle aus Mark Aurels *εἰς ἑαυτόν*, die Maaß zu den Verſen „Vom Vater hab ich die Statur" zitiert, ſind mindeſtens eine intereſſante Parallele, vielleicht aber boten ſie Goethe wirklich die Anregung zu ſeinem Gedicht. Noch wichtiger iſt der Hinweis S. 560 auf des Spätlateiners Martianus Capella „Hochzeit des Merkur und der Philologie" als Quelle zum „Triumph der Empfindſamkeit". Die Fabel iſt recht ähnlich, und obendrein findet ſich dort auch der ſeltene Name „Mana", den bei Goethe eines der Hoffräulein führt. Dieſer Fund überzeugt, und er wird das Buch überdauern.

Maaß Ernſt, Goethes Medea. Marburg, J. A. Koch 1913. (Sonderabdruck aus der Feſtſchrift der Univerſität Marburg für die Philologenverſammlung 1913.) 4 M.

Auf zwei ſchon länger bekannten und einigen weiteren hier zuerſt publizierten Zeichnungen hat Goethe Beſchwörungsſzenen dargeſtellt. Dieſe deutet nun Maaß auf die Medea-Fabel und gelangt ſo zu einem Scheinbilde „Goethes Medea", von dem wir bisher noch gar nichts wußten, alſo zu einem Komplex von Phantaſie-Vorſtellungen, die Goethe in dieſen Zeichnungen niedergelegt haben ſoll. Das wäre ein beſcheidenes, aber doch ganz willkommenes Ergebnis, und wir würden über den anſpruchsvollen und irreführenden Titel gern hinwegſehen, wenn es nur ſonſt mit dieſen neuen Beobachtungen ganz juſt wäre. Leider ſind ſie alle zuſammen ein einziges Hirngeſpinſt. Da iſt z. B. die Szene auf Tafel C: zwei Frauen in einem Zauberkreiſe wenden ſich mit pathetiſcher Gebärde zum Vollmond. Am Rande der Zeichnung ſieht man eine Bodenerhöhung, ein Felſenſtück oder etwas dergleichen, das Maaß zu dem folgenden Gebilde

seiner Phantasie umdeutet: „Hinter den Frauen, hart am Kreise, liegt das Gesicht ihnen abgekehrt und regungslos ein Mann, von den Erklärern des Bildes bisher nicht erkannt, auch nicht beachtet.“ Die Gruppe der „Erklärer“ ist übrigens auch wieder nur ein Phantasiegebilde, denn sie besteht allein aus Heuer, der das Bild publiziert hat, und dieser hat offenbar eine Bodenerhöhung nicht für den geschlachteten oder nicht geschlachteten Aeson gehalten und die zwei Frauen nicht für die in zwei Personen zerspaltene Medea. Bei Ovid (Metamorph. 7, 182) beschwört nämlich Medea die nächtlichen Gottheiten, zuerst hoch aufgerichtet und dann mit gebeugten Knien, und nun sagt Maaß: „Goethe hat, um die von Ovid nacheinander geschilderten Bewegungen Medeas nebeneinander zu stellen, die zaubernde Person verdoppelt“. So wälzt nun unser Erklärer den Unfug seines eigenen Denkens auf Goethe ab, nur weil die Zeichnung durchaus Medea vorstellen muß. Was sich dann immer noch nicht fügt, schiebt er gelassen bei Seite: „Zweitens fehlt in der Zeichnung jeder Anhalt dafür, daß der Liegende auf blutige Art wie bei Ovid geheilt oder verjüngt werden soll.“

Ich will nun hier nicht alle weiteren Gewaltstreiche vorführen, mit denen Maaß auch die übrigen Zeichnungen auf die Medea-Sage deutet, und begnüge mich mit wenigen Proben. Die Tafel A (= Nr. 470 des Katalogs der Leipziger Universitäts-Ausstellung 1909) zeigt eine Tänzerin neben einem Weibe, das ein Kind in den Kochkessel steckt. „Die Hauptsache aber läßt der Ausstellungskatalog ganz unerwähnt. Es ist ein kahlköpfiger Greis auf dem Boden zwischen der Dreifußgruppe und der Tanzenden, regungslos liegend zugedeckt mit langem Mantel.“ Ganz schön, wenn nur dieser kahlköpfige Greis nicht der Schwaden einer Räucherkerze wäre! Es ist wirklich nichts anderes, aber Maaß braucht einen Greis, nämlich wieder den geschlachteten Aeson, und so erschafft ihn seine erregte Phantasie aus Rauch und Qualm.

Zum Schluß noch eine weitere Probe des in dieser Schrift waltenden Denkens. Maaß beschreibt die Gestalten einer Zeichnung: „Außer Kaliban und Pansfratze im Vordergrunde zusammen sieben Geister. Goethe verwendet die Sammelzahl gern, z. B. am 20. September 1775: ‚Lili sieben Worte gesagt‘, und ‚Geh nur! ich will im alten Nest Wie sieben böse Geister hausen‘ steht in Scherz, List und Rache“. Also von den neun Gestalten der Zeichnung beseitigt Maaß zwei, damit er sieben übrig behält und auf Biegen oder Brechen die Zitate mit der Siebenzahl vorführen kann. Diese Art des Denkens durchzieht das ganze Schriftchen, dessen Betrachtungsweise und Ergebnis der Verfasser selbst mit dem Goethe-Zitat anstaunt: „Am Neuen sehen die Menschen nur das Seltsame. Im Seltenen jedoch das Bedeutende zu erblicken, dazu gehört schon etwas.“ Mir bringt die Schrift ein anderes Zitat in den Sinn: „Was dieser Mann nicht alles hört’ und sah!“

Trampe Adolf, Goethe und Spinoza. Ein Beitrag zur Darstellung der Goetheschen Weltanschauung. Fulda o. J. (1911). 60 Pf.

Schneege G., Goethes Spinozismus. (Pädagogisches Magazin, Heft 455.) Langensalza 1911, Hermann Beyer. 1 M.

Die Kluft zwischen Goethes und Spinozas Anschauungen zeigt Trampe ungefähr zutreffend, aber in seltsamer Beweisführung. Statt sein Material aus den Werken Goethes und Spinozas zu holen, kittet er endlos Zitate aus Literar- und Philosophie-Historikern zusammen. So ist z. B. Bielschowsky sein Gewährsmann für die bekannte Erzählung in Dichtung und Wahrheit von dem Altar mit Mineralstufen, auf dem der Knabe ein Brandopfer mit Räucherkerzen darbringt, einen Satz aus Goethes Tagebuch sollen wir in Springers Essays aufsuchen und durch die ganze Schrift hindurch hören wir fortwährend, was Siebeck, Kuno Fischer, Hering, Bode und viele andere sagen. Diese mannigfachen Meinungen behandelt Trampe als vollgiltiges und in sich gleichwertiges Beweismaterial, auf dem er seine Darstellung aufbaut. Sie wirkt nun eigentümlich kraft- und farblos und wird durch die wunderliche Gliederung in Paragraphen mit Abteilungen und Unterabteilungen (1, a, α, β, γ) nicht gerade frischer. Um sich mit dem Verfasser zu verständigen, müßte man erst alle diese entlehnten Sätze früherer Autoren in ursprüngliche Beobachtungen zurückbilden, aber dann hätte man eine ganz andere Schrift vor sich, die Trampe eben nicht geliefert hat.

Dagegen entwickelt Schneege klar und eindringlich die Übereinstimmung wie den Gegensatz zwischen Goethe und Spinoza, ohne freilich zu neuen Ergebnissen zu gelangen, die in dieser nun schon so oft behandelten Frage auch kaum zu erwarten sind. Er überschaut zunächst die Zeugnisse, zeigt dann die Umbildung von Spinozas Ideen bei Herder und Goethe und legt dar, wie in Goethes Naturbetrachtung und metaphysischer Resignation das mit Spinozas Gedanken Verwandte sich unter seinem Einfluß befestigt.

Hehn Viktor, Über Goethes Gedichte. Herausgegeben von Eduard von der Hellen. Stuttgart und Berlin 1911, Cotta. 5 M.

Ein Manuskript zu Dorpater Universitätsvorlesungen vom Jahre 1848, gedruckt im Jahre 1911! Von keinem anderen als von Viktor Hehn möchten wir jetzt unter so veränderten Bedingungen der Erkenntnis noch hören, was er damals über Goethes Gedichte zu sagen hatte. Wir schauen hier in eine Zeit hinein, da die Briefe an Frau v. Stein noch unbekannt waren und wo man nicht wußte, wem die Lida-Gedichte oder die drei Oden „An Lila. — Elysium. — An Uranien" gelten. Aber auch mit dem dürftigen Material, über das er verfügte, weiß Hehn

Goethes Liebeslyrik ungefähr zutreffend zeitlich zu ordnen, und die Lücken der damaligen Kenntnis ergänzt er mit seiner Ahnungskraft. Sobald er sich nun mit der unsicheren biographischen Überlieferung auseinandergesetzt hat und als ein poesieempfänglicher Mensch dem Kunstwerk gegenübersteht, ist er in seinem Element, und wir folgen mit Freude seiner schönen und klaren Darlegung, auch wo sie sich den Hörern anbequemt, bei denen er eben gar nichts voraussetzen durfte. Er hat wohl bei seiner Niederschrift schon den Druck in Aussicht genommen, denn sie ist in edlem Schriftdeutsch gehalten. Merkwürdig ist seine Geringschätzung des Westöstlichen Divan (S. 324), noch merkwürdiger, daß er hier den später so gehaßten Heine unbefangen, ja bewundernd würdigt. Leidenschaft ist eben stärker als Erkenntnis und modelt sie unbarmherzig.

Masing Woldemar, Sprachliche Musik in Goethes Lyrik. Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, Heft 108. Straßburg 1910, Trübner. 2 M.

Masing hat schon vor langer Zeit in einer kleinen Schrift (Über ein Goethesches Lied. Leipzig 1872) die geheimnisvolle Sprachmusik des Liedes „Über allen Gipfeln" behandelt und er untersucht nun hier die musikalische Wirkung einiger weiterer Goethischer Gedichte (So hab ich wirklich dich verloren; Wenn die Reben wieder blühen; O gieb vom weichen Pfühle; Über Tal und Fluß getragen; Liebchen, kommen diese Lieder; Ach was soll der Mensch verlangen; Alles kündet dich an; Freudvoll und leidvoll; Feiger Gedanken bängliches Schwanken), um dann zuletzt noch einmal „Über allen Gipfeln" in seinem ergreifenden Zauber zu betrachten. Das musikalisch Wirksame in diesen Gedichten ist „ein Hinübergreifen der sprachlichen Melodik, die sonst auf die Verschlingung der Schlußreime in den einzelnen Strophen beschränkt zu sein pflegt, über diese Schranke nach zwei einander entgegengesetzten Richtungen hinaus, indem verbindende Gleichklänge von der einen Strophe aus über die andere und von den Versschlüssen aus ins Innere der Verse hinein sich verbreiten, und zwar in Anordnungen, deren Gesetzmäßigkeit derjenigen der Endreimverschlingung in ihrem Prinzip entspricht". Der Reim wird also durch Assonanzen ergänzt, welche die empfindungerregenden wesentlichen Wörter verbinden, eine Fülle zarter Beziehungen zwischen den Versen wie zwischen den Strophen herstellen und das durch Rhythmus, Reim und Strophengrenzen kräftig und faßlich gegliederte Gebilde nun noch mit einem Zusammenhang von mehr oder weniger ins Ohr fallenden Harmonien durchdringen, in denen sich das Gewebe des Gedankens und der Empfindung abbildet. Diese geheime Interpretation des Gedichts durch Klangverbindungen, die zum Teil von den Reimen ausstrahlen, bleibt dem Genießenden in ihrer Technik verborgen, und auch dem Dichter wird

sie während des Schaffens nur wenig bewußt, aber sie ist ein mächtiges Element der Wirkung. Masing stellt diese Zusammenhänge durch einfache und anschauliche graphische Schemata dar, die wenigstens das Wesentliche gut ausdrücken, wenn sie auch, wie er selbst anerkennt, nicht alles zarte Hin- und Herwirken in der Folge der Klänge abbilden. Auch die wissenschaftliche Ausdeutung des Verfassers kann ja nicht das ganze verschlungene Gewebe bloßlegen, und zugleich muß sie wohl auch manches Zufällige mitverrechnen, denn bei der bescheidenen Zahl der Klänge, um die es sich handelt, ergeben sich notwendig auch Scheinbezüge. Auch der königlich mit dem Wortmaterial schaltende und mit dem zartesten Sprach- und Tonsinn seiner poetisch-musikalischen Inspiration hingegebene Dichter ist doch in der Wortwahl beschränkt und kann die Zufälligkeiten seines Materials nicht ausschalten. So vermag ich z. B. bei dem Gedicht „Alles kündet dich an" der Klangrechnung Masings S. 67 nur verstandesmäßig zu folgen, aber ich glaube nicht, daß sie auch für das zarteste Nachempfinden wirklich so zutrifft. Es ist auch kaum möglich, diese subtilen Wirkungen in jedem Falle ganz rein hinzustellen, und Masings Verdienst wird dadurch nicht geringer, daß man seiner Darlegung hie und da etwas hinzufügen oder abziehen möchte. Er beachtet nur die Musik der Vokale und behandelt die Konsonanten als ästhetisch gleichgiltige Geräusche. Es gibt aber doch, auch abgesehen von grober Tonmalerei, eine Sprachmusik der Konsonanten, die ein jeder empfindet, wenn ihm etwa die Strophe erklingt:

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Masing hat das Lied An den Mond nicht behandelt. In den Kreis seiner Betrachtung fällt die den Reim ergänzende Assonanz im mittleren Fuß des 2. und 4. Verses und die Bindung des 1. mit dem 3. Vers durch entsprechenden Beginn. Die Vokale verstärken einander durch reichen Wechsel, und einige von ihnen beherrschen langaustönend und die Bewegung der Seele malend ihren Vers. Nun aber die hier nicht weniger wirksame Musik der Konsonanten! In der ganzen Strophe erscheint nur ein, obendrein wenig ins Ohr fallendes r, während etwa 6 zu erwarten wären, dagegen feiern die l ihr Fest und bilden mit ihrem weichen Fließen die milde, gelöste Natur- und Seelenstimmung ab. Bis zur eigentlichen Tonmalerei steigert sich dann die Konsonantenmusik in dem Vers:

Fließe, fließe, lieber Fluß

und dieses tonmalende fl erscheint dann noch einmal weichend vor dem kräftigen r, das zugleich mit dem Rauschen des Wassers die Bewegung der aus der Versonnenheit sich aufraffenden Seele abbildet:

Rauſche, Fluß, das Tal entlang,
Ohne Raſt und Ruh,
Rauſche, flüſtre meinem Sang
Melodien zu!

In der Entſprechung von „Fluß“ und „flüſtre“ an gleicher Stelle des 2. und 4. Verſes haben wir das konſonantiſche Analogon der von Maſing hervorgehobenen Bindung durch Aſſonanz.

Die Konſonantenmuſik des Liedes An den Mond hat Goethe mindeſtens teilweiſe mit künſtleriſchem Bewußtſein geſtaltet, aber in vielen anderen Gedichten übt er auch eine weniger greifbare, mehr auf unbewußtem Sprachgefühl ruhende Wahl der ſtimmungerregenden Konſonanten. Das ſind ja nun durchaus keine überraſchenden Wahrnehmungen, und viele Leſer werden ſie längſt im ſtillen gemacht haben, aber ſie zeigen doch, wie Maſings wertvolle Betrachtung der Vokalmuſik zu ergänzen iſt.

Leitzmann Albert, Goethes erſte Weimarer Gedichtſammlung. Mit Varianten. — Die Quellen von Goethes und Schillers Balladen. — Goethes römiſche Elegien nach der älteſten Reinſchrift.

Stammler Wolfgang, Anti-Xenien. In Auswahl herausgegeben. (Kleine Texte für theologiſche und philologiſche Vorleſungen und Übungen, herausgegeben von Hans Lietzmann, Heft 63, 73, 81, 100.) Bonn 1910 ff.

Leitzmann bietet hier einen ſorgfältigen Druck der handſchriftlichen Weimarer Gedichtſammlung, die in den Schriften der Goethe-Geſellſchaft Bd. 23 fakſimiliert worden iſt, dazu die Varianten anderer Handſchriften und die ältere Drucküberlieferung dieſer Gedichte bis zur erſten Aufnahme in eine rechtmäßige Sammlung von Goethes Werken. Zu Nr. 3 Künſtlers Morgenlied kommt jetzt die Handſchrift auf Stift Neuburg (Der junge Goethe 4, 35), zu Nr. 5 Prometheus war die Handſchrift der Leipziger Univerſitätsbibliothek heranzuziehen (fakſimiliert in Richard M. Meyers Goethe), und jetzt kommt der im Jungen Goethe Bd. 4, Tafel 3 wiedergegebene erſte Entwurf hinzu. Für Nr. 6 Ganymed liefert die im Jungen Goethe 4, 40 gedruckte Weimarer Handſchrift noch einige Varianten. — Sehr willkommen iſt auch Leitzmanns Abdruck der Quellen von Schillers und Goethes Balladen mit Wiedergabe von drei Holzſchnitten, die Schiller in den Quellen zum Taucher, Hero und Leander, Kampf mit dem Drachen fand. Seine Phantaſie zu beflügeln waren ſie freilich nicht geeignet. Geßlers Tadel (Euphorion 19, 346) ſcheint mir nicht begründet, denn der engliſchen Ballade hat Goethe keine Einzelzüge entnommen, und die von Leitzmann abgedruckte Boccaccio-Stelle enthält alles, was für die „Ballade“ in Betracht kommt. Dagegen hätte Leitzmann aus Sonnerat S. 81 noch eine Stelle über die Bräuche bei der Verbrennung indiſcher

Witwen aufnehmen können, aus der Goethe einige Einzelzüge für „Der Gott und die Bajadere“ entnommen hat. — In dem dritten Heft erhalten wir einen Abdruck der in den Werken 1, 411 als H_{30} bezeichneten eigenhändigen Reinſchrift der gedruckten 20 römiſchen Elegien, dazu die Varianten der zu Goethes Lebzeiten erſchienenen Ausgaben, die Zeugniſſe aus Goethes Briefen und Werken, endlich eine Sammlung von Rezenſionen und brieflichen Urteilen.

Stammlers zweckmäßige Auswahl aus den Anti-Xenien bringt drei dieſer kleinen Schriften vollſtändig und reichliche Proben aus acht weiteren. Für „Kraft und Schnelle des alten Peleus“ wurde Gleims Handſchrift herangezogen. Die Einleitung enthält Literaturangaben, während Erläuterungen durch den Plan der Sammlung ausgeſchloſſen waren.

Fries Albert, Stiliſtiſche Beobachtungen zu Wilhelm Meiſter (Theatraliſche Sendung — Lehrjahre) mit Proben angewandter Äſthetik. Berlin 1912, Emil Ebering. (Berliner Beiträge zur germaniſchen und roman. Philologie XLIV. German. Abteilung Nr. 31.) 2 M. 80 Pf.

Im erſten Entzücken über den friſchen Ton der Theatraliſchen Sendung hat man die Umformung des Romans zu den Lehrjahren für eine „Sünde wider den heiligen Geiſt der Inſpiration“ erklären wollen. Die vorliegende Unterſuchung zeigt nun greifbar, wie falſch dieſes Urteil iſt. Wir ſchauen hier Goethe am Arbeitstiſch über die Schulter, beobachten im einzelnen ſein Verfahren bei der Umarbeitung und werden Zeuge, wie ſeine reife Künſtlerſchaft die Mängel des erſten dem Stoffe zugewendeten und in der Form oft ſorgloſen Diktats beſeitigt. Überladene Satzgebilde löſt er auf, drängt ſchleppende Nebenſätze in Subſtantive oder Attribute zuſammen oder wandelt ſie in Hauptſätze um, erſetzt Fürwörter wie „er, es, dieſer“ durch anſchauliche Hauptwörter, beſeitigt Hilfsverba, und ſo treten durchweg die ſchwachen, tonloſen, unwirkſamen Wörter und Satzteile zurück vor den akzent- und tonreichen, anſchaulichen und kraftvollen Elementen des Satzes. Und zur Kraft geſellt ſich die Klarheit und Schönheit: verkürzte Sätze werden ausgebaut, flüchtig hingeworfene gegliedert, der Ausdruck — zuweilen auf Koſten der erſten, derben, ſinnlichen Friſche — reicher und edler geſtaltet, der Rhythmus kunſtmäßig abgewogen durch ſymmetriſchen Ausbau der Figuren und Sätze, durch beſſere Verteilung der Akzente, kraftvollen Einſatz und architektoniſches Aufgipfeln der Perioden. Das alles zeigt Fries als feinhöriger Stilbelauſcher treffend an zahlreichen Beiſpielen, und es wäre ein großer Genuß, ſo in Goethes Werkſtatt zugelaſſen ſein techniſches Verfahren zu beobachten, wenn uns nur Fries dieſen Genuß nicht empfindlich ſtörte. Er iſt ſo erregt von ſeinen Wahrnehmungen, ſo eifrig, ſie dem Leſer zu vermitteln, daß er ihn nicht zum ruhigen Selbſtſchauen

kommen läßt. Er liebkost Goethes Worte, wendet sie entzückt vor dem Leser hin und her wie ein Antiquitätenhändler beim Vorzeigen seiner Schätze, begnügt sich nicht mit dem allgemeinen Hinweis auf Goethes Intention, sondern bedrängt uns in jedem einzelnen dieser Hunderte von Fällen mit seiner enthusiastischen Anweisung, was wir sehen sollen und wie wir es sehen sollen. Es ist ein verwünschtes Spazierengehen mit einem Begleiter, der einem die Schönheit der Landschaft im einzelnen klarmachen will! Mit einiger Zurückhaltung hätte Fries uns eine reinere Freude an seinem ausgebildeten Organ für Stil und Sprachmusik bereiten können.

Im einzelnen: Die bessere Interpunktion der Lehrjahre deutet nicht, wie Fries S. 41, 44, 76 meint, auf ein Ausreifen des Schriftstellers Goethe, denn die erste Fassung ist ja größtenteils Diktat. Auch zu vielen der selbstkritischen Umformungen wäre der Verfasser der Theatralischen Sendung sofort fähig gewesen, aber er ist eben damals nicht zur stilistischen Revision des ersten Wurfes gelangt. S. 59 mißversteht Fries wie andere vor ihm (vgl. Euphorion XIX, 382) die Stelle: „Mignon trat herein und fragte: ob sie ihn aufwickeln dürfe?"

Ein Anhang bietet locker gereihte Beobachtungen: erlebte Züge im Roman, Parallelen in anderen Werken Goethes, Wirkungen auf Schiller (Wallenstein), Textkritisches (darunter eine überzeugende Besserung zu Weimar. Ausgabe 52, 155_{21}) und endlich eine Sammlung von einigen Lieblingsworten Goethes.

Bötcher Elmar, Goethes Singspiele „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villa Bella" und die „opera buffa". Marburg, N. G. Elwert, 1912. 3 M.

Bötcher untersucht nur den Einfluß der opera buffa auf die Umarbeitung der beiden Singspiele und überschätzt ihn etwas, wie es bei so einseitiger Fragestellung leicht geschieht. Das Gesamtbild der Singspiele in ihrer neuen Form wird doch schließlich nicht durch die opera buffa bestimmt, sondern durch die in Italien seine Dichtung beherrschende Dramaform, wie sie sich in Iphigenie, Nausikaa, Tasso darstellt. Diesem Typus versucht er auch die beiden Singspiele anzunähern, in deren Dialog wir nun mit einiger Verwunderung manche Anklänge an Iphigenie und Tasso wahrnehmen. Bei der Umarbeitung der Gesänge hat dann allerdings auch die opera buffa so eingewirkt, wie Bötcher es hier sorgfältig, aber gar zu breit darlegt: die großen Ensembleszenen, die Introduktionen und reichen Finali haben dort ihr Vorbild. — S. 26 nimmt Bötcher an, daß Goethe erst in Weimar die italienische Oper kennen lernte, aber in dem Briefe an Cornelie vom 27. Dezember 1766 heißt es: „J'avois composé, l'Opéra comique La sposa rapita, et bien d'autres choses."

Dieſe Arbeit war ſchon in Frankfurt unter dem Einfluß der Vorſtellungen entſtanden, die eine italieniſche Operngeſellſchaft dort 1764 gab.

Steinweg Carl, Goethes Seelendramen und ihre franzöſiſchen Vorlagen. Ein Beitrag zur Erklärung der Iphigenie und des Taſſo, ſowie zur Geſchichte des deutſchen und des franzöſiſchen Dramas. Halle 1912, Max Niemeyer. 7 M.

Der Verfaſſer hat in ſeinem Corneille (Halle 1905) und Racine (Halle 1909) Kompoſitionsſtudien zum klaſſiſchen Drama der Franzoſen geboten, und ſo wendet er ſich nun hier zu den beiden dem gleichen Typus angehörigen Dramen Goethes — warum übergeht er Nauſikaa? — und betrachtet an ihnen zuerſt „das äußere Drama", dann „das innere pſychologiſche Drama", ſowie die Charaktere und die Technik. Ein zweiter Teil „Die franzöſiſchen Vorlagen" verfolgt „die Entwicklung des Seelendramas von Corneille zu Racine und Goethe, mit Bezug auf Wagner und die moderne Kunſt". Das Buch fordert nur in Einzelheiten zum Widerſpruch heraus und enthält einige brauchbare Beobachtungen, aber die pflichtmäßige Lektüre iſt dem Referenten doch recht mühſam geworden, denn das wenige Neue verſchwindet faſt in dem wortreichen Vortrag längſt geläufiger Dinge. Die Handlung der Iphigenie und des Taſſo iſt uns ja wohl nicht völlig unbekannt, und nun beginnt das Buch: „Iphigenie, Agamemnons Tochter, die durch ihre Opferung in Aulis den Griechen günſtigen Wind zur Überfahrt nach Troja erwirkte, iſt von Diana, die dieſes Opfer gefordert hatte, gerettet und nach Tauris gebracht worden. Thoas der König des Landes" uſw. uſw. bis zu dem erſehnten Schluß: „Erſt unwillig, dann aber herzlich nimmt er Abſchied von ihnen, überwunden durch die Wahrheit und den edlen Charakter eines Weibes!" Wer nun aufatmend glaubt, daß dieſer Kelch geleert ſei, der bedenkt nicht, daß der äußeren Handlung ja auch noch eine innere entſpricht und daß alſo nun noch eine Paraphraſe dieſer inneren Handlung bevorſteht: „Iphigeniens Klage um ihre nutzlos hingebrachte Jugend tönt uns gleich aus der erſten Szene entgegen. Der Gram über ihr einſames Leben, fern von Eltern und Geſchwiſtern, zehrt ihr das nächſte Glück von den Lippen hinweg" uſw. uſw. So werden nun hier die edlen Verſe zehn Seiten entlang in halbſchürige Proſa umgeſetzt: „Grauen erfaßt ſie vor der Erbarmungsloſigkeit der Götter, denen der Atem erſtickter Titanen gleich Opfergerüchen iſt, die aus der Schlünde Tiefen zu ihnen emporſteigen." Dieſelbe Technik durchwaltet aber auch noch den Abſchnitt „Die Charaktere": „Sie beneidet den Mann, der herrſcht und in der Fremde ſich zu helfen weiß, den der Sieg krönt und dem ein ehrenvoller Tod bereitet iſt". Und wo der Verfaſſer nicht bei Goethe leiht, da muß die Proſa unſerer Hintertreppenromane aushelfen:

„Nachdem sie dieser Entweihung ihrer Person entgangen ist, soll sie sich, nun gerade im Dienste der Göttin, die ihr Blut nicht wollte, die Hände mit Mord beflecken und sich schließlich zu ihrem reinen Werk untauglich machen! Der Fluch will also seinen Fortgang nehmen und sie als Glied einfügen in die Reihe ihrer Väter, deren schreckensvolle Namen sie noch soeben dem König aufzuzählen gezwungen war . . . Ihr ganzes Wesen ist verwandelt, gehoben durch die Aufgabe, der sie sich schon lange entgegengesehnt hatte. Frische Lebenslust blüht wieder in ihr auf. Was gilt ihr Thoas noch und sein Befehl, denen sie zur Quelle neuen Glückes wurde und was die freundliche Warnung seines treuen Boten? Tauris liegt schon weit hinter ihr; so schwellt Freude ihr die Segel auf der Fahrt nach der schönen Heimat! — Umsonst! — Ihr Gewissen treibt sie zurück!" Das ist weder Wissenschaft noch geschmackvolles Nachempfinden. Derselbe Ton beim Tasso: „Die Fürstin hofft, sie beide in Freundschaft zu vereinigen: was braucht es mehr? — Ihr Wunsch ist ihm Befehl!" Zuweilen versagt aber dem Autor auch dieser brutal-flotte Ton und dann sinkt seine Darstellung hilflos zur nüchternsten Umgangssprache: „daß ‚er' der Betrogene ist, kann er nicht sehen, so verdächtig ihm Leonore auch ist. Immer weniger ist er in seiner Kopflosigkeit fähig, die Dinge in ihrem wahren Lichte zu sehen. Man will ihn dumm machen; ruhig soll er sich betrügen lassen, weichen, damit seine Gegner freies Feld haben! Das erregt seinen Trotz und gibt ihm den Entschluß ein, sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen und ihre Absicht zu vereiteln." Eine in so verschiedenen, aber gleichmäßig unbehaglichen Tönen vorgetragene Belehrung über Iphigenie und Tasso könnten wir nur dann willig entgegennehmen, wenn sie eine große wissenschaftliche Förderung brächte.

Steinweg hält nun allerdings seine Wahrnehmung, daß Iphigenie und Tasso dem Typus des Corneille-Racineschen Seelendramas angehören, für ganz neu. Er überschreibt ein Kapitel: „Das Übersehen des Zusammenhanges des deutschen mit dem französischen Seelendrama" und fragt: „Wie kam es nun, daß man diesen Zusammenhang übersah; und wie erklärt es sich, daß weder Goethe noch Wagner, noch auch Schiller . . . dieser Entwicklung gedenken?" Aber dieser Zusammenhang ist gar nicht übersehen worden. So zieht z. B. H. Morsch in seiner Iphigenien-Ausgabe (Leipzig, Hesse 1906) die Entwicklungslinie vom klassischen Drama der Franzosen zu Goethes Iphigenie vorsichtig und mit Nachweis der Zwischenglieder, während Steinweg von Corneille und Racine unmittelbar eine Brücke zu Goethe schlägt und überall bewußte Herübernahme von Motiven und technischen Kunstgriffen sieht. Und auch Goethe war sich dieses Zusammenhanges wohl bewußt, denn er führt in dem Verzeichnis seiner Werke für den Grafen St. Leu (Goethe-Jahrbuch 15, 18) auf: „Iphigénie en Tauride. Tragédie en cinq actes tout afait

selon les regles ... Le Tasse. Tragédie selon les Regles." Als Kern des Buches bleiben also schließlich nur die Einzelnachweise für den technischen Bau des französischen Seelendramas (sie finden sich freilich auch schon in den beiden früheren Büchern des Verfassers über Corneille und Racine) und einige technische Beobachtungen zu Iphigenie und Tasso. Steinweg unterscheidet im Tasso das „Duellstück" von der „Intrigue" [Leonore Sanvitales]. „Von den 24 Szenen des Ganzen kommen neun auf den ersten Teil [Duellstück], fünfzehn auf den zweiten [Intrigue]. Beide Teile stehen also im Verhältnis von drei zu fünf zueinander." Freilich, aber soll Goethe etwa dieses Verhältnis gewollt und ausgeklügelt haben? Durch weitere Teilung in Szenengruppen gelangt Steinweg dann zu dem Satz: „Es folgen also 2 + 4 + 2 + 1 und 3 + 4 + 3 + 4 + 1 Szenen in engerem Zusammenhang aufeinander." Nun ja, bei so kleinen Ziffern ergeben sich leicht solche scheinbare Entsprechungen, aber so wie Steinweg seine Beobachtung hier formuliert, scheint er ja wirklich Goethe eine Zahlenspielerei des dramatischen Ablaufes zuzutrauen? Ebenso teilt er S. 200 Orests Monolog III, 2 in Abschnitte von 8, 15, 14, 14, 9 Versen und sagt dazu: „Wie Zahlensymmetrie nur eben vermieden ist, zeigen die Abschnitte in ihren Abmessungen selber." Nur eben vermieden? Wie stellt sich Steinweg das Dichten vor? An der Beobachtung ist nur das etwa richtig, daß in einem solchen begrenzten rhythmischen Gebilde wie Orests Monolog die einzelnen Impulse in nicht ganz ungleicher Dauer ablaufen, so daß sich öfter solche ungefähr einander entsprechende Abschnitte ergeben. Das ist aber etwas ganz anderes, als wenn Steinweg uns hier glauben machen will, daß Goethe „nur eben vermieden" habe, sich selbst in spanische Stiefel einzuschnüren. Noch erstaunlichere mathematische Entdeckungen macht der Autor S. 197 ff. an einer Fabel von La Fontaine, aber es ist nun wohl an der Zeit, diese Anzeige zu beenden.

Fränkel Jonas, Wandlungen des Prometheus. Antrittsvorlesung, gehalten am 6. November 1909. Bern, Max Drechsel. 1910. (Berner Universitätsschriften, herausgegeben vom Rektorat der Hochschule zu Bern, Heft 2.) 1 M. 50 Pf.

Die Reihe der Prometheusdichtungen, die in Fränkels Rede an uns vorüberziehen, beginnt mit Hesiod und Aischylos und hat ihren ersten Höhepunkt in Goethes „Prometheus" und „Pandora". Dazwischen liegen Erwähnungen bei den Neuplatonikern, Tertullian, Campanella und kleine Dichtungen von Calderon und Le Sage. Die Kurve wendet sich von Goethe abwärts zu A. W. Schlegel, G. L. Tobler, Herder und Feuchtersleben, hebt sich zu Hebbel, Byron und Shelley, senkt sich zu D. Falk und Lipiner und endet bei Carl Spittelers „Prometheus und Epimetheus. Ein Gleichniß", Aarau 1881, 2. Auflage, Jena 1906. Diese Dichtung

hat als „eines der größten Werke aller Zeiten“ Fränkel den Plan zu seiner Überschau eingegeben. „In Spitteler hat sich die Entwicklung des Prometheus-Mythos vollendet: er hat den Mythos zertrümmert, um den Mythos zu erschaffen“.

Kettner Gustav, Goethes Nausikaa. Berlin 1912, Weidmann. 1 M. 60 Pf.

Kettner hat die leider nur wenigen Jahre der Muße, die ihm nach seinem Rücktritt vom Schulamte gegönnt waren, zu einigen Monographien über Goethische Dichtungen benutzt (außer den beiden hier angezeigten noch: „Goethes Drama Die Geschwister“, Neue Jahrbücher f. d. kl. Altertum Bd. 25, S. 595 ff.). Es sind durchweg sorgfältige und abgerundete Arbeiten. Die Studie über „Nausikaa“ kommt im Aufbau von Goethes Plan mit meiner früheren Arbeit (Goethe-Jahrbuch 25, 89) überein, scheidet aber genauer die vor und nach dem Kauf eines Homer am 15. April 1787 entstandenen Partien. Dieses Homer-Exemplar hat sich in Goethes Bibliothek erhalten, und Kettner teilt daraus die von Goethe angestrichenen Stellen mit. Aber nicht nur Goethe, sondern auch Kettner unterstreicht diese Stellen, denn er preßt doch wohl diese kleinen Züge ein wenig, um ihre mögliche Einfügung in Goethes Plan zu erweisen. Den Nausikaa-Abschnitt der Italienischen Reise „Aus der Erinnerung“ behandelt er als ein treu durch 30 Jahre in Goethes Gedächtnis bewahrtes und zuverlässiges Material. Dann hätte aber Goethe wenige Wochen nach dem ersten Entwurf den an „Iphigenie“ und „Tasso“ sich anfügenden Bau seines Dramas völlig umgeworfen zugunsten einer reich bewegten Handlung mit Episoden und Nebenfiguren. Der Bericht in Dichtung und Wahrheit über den Ewigen Juden, Mahomet usw. zeigt doch, wie unzulässig es ist, solche späten Angaben für den Aufbau des ursprünglichen Plans zu verwenden. — In einem Anhang bietet Kettner einen sehr genauen Abdruck der handschriftlichen Überlieferung.

Kettner Gustav, Goethes Drama Die natürliche Tochter. Berlin 1912, Weidmann. 3 M. 40 Pf.

Schon wiederholt (Euphorion 18, 823; 19, 404) konnte ich hier über Monographien berichten, in denen ein Werk Goethes nahezu abschließend behandelt wird, so daß ein weiterer erheblicher Fortschritt nur von neuem Material oder neuen Untersuchungsmethoden zu erwarten ist. Zu dieser Gruppe gehört auch die vorliegende schlichte und gediegene Arbeit, die ich gerade wegen ihrer Zuverlässigkeit nur kurz bespreche, denn es wäre wertlos, sie hier bloß auszuschreiben, und ich habe zu dem Resultat nur ganz geringfügige Korrekturen vorzuschlagen.

Nach einer Übersicht über die ganze Reihe der Revolutionsdramen,

deren Gipfel „Die natürliche Tochter“ darſtellt, gibt Kettner zuerſt einen Auszug aus der Quelle, der alles von Goethe Benutzte geſchickt heraushebt und ſo dem Leſer die eigene Lektüre des unerfreulichen Buches erſpart, ſchildert dann die Entſtehungsgeſchichte des Dramas, die poetiſche Geſtaltung des Rohſtoffs, die Kette der Motive, den Hintergrund der Zeit, die einzelnen Charaktere, und entwirft zum Schluß auf Grund der Skizzen und Zeugniſſe vorſichtig und einleuchtend den Plan der Fortſetzung. Dieſen Verſuch zu einem Wiederaufbau des Geſamtplans verteidigt er in einem Exkurs erfolgreich gegen abweichende frühere Aufſtellungen von Morris und Caſtle. Aus den mancherlei kleinen und größeren Ergebniſſen der Unterſuchung hebe ich hervor, daß die lettre de cachet ein nachträglich von Goethe eingefügtes Motiv iſt, das einige Unklarheiten und Widerſprüche mit ſich gebracht hat, und daß die Verſe 2826 ff. aus einer Stelle in Soulavies Tableau du mécanisme de l'ancien gouvernement erwachſen ſind. Da ich der klaren und gründlichen Darſtellung Kettners faſt durchweg zuſtimmen kann, ſo ſtelle ich hier nur noch wenige Bemerkungen zu ein paar Einzelheiten zuſammen. S. 113. Kettner findet den Mönch „fremdartig in der Welt der Goetheſchen Menſchen“ und meint: „man fragt ſich vergebens, wie er darauf geführt iſt.“ Es handelt ſich doch wohl um eine Neugeſtaltung des Bruder Marcus aus den „Geheimniſſen“, der wohl etwas weicher und naiver, aber gerade ſo rein, ſelbſtlos und ehrwürdig erſcheint. Beide ſollten etwa wie der griechiſche Chor die wechſelnden Vorgänge mit ihrem klaren, reinen Anteil begleiten und die Geſinnung des Dichters ausſprechen. — S. 146. Die Formel „Patriotiſches Zuſammenhalten durch Föderalism“ möchte ich nicht umſchreiben: „freiwillige Einigung der verſchiedenen Gemeinden“, ſondern vielmehr: der verſchiedenen Stände und Parteien, denn von den Gemeinden iſt ja in dem Geſpräch nicht die Rede. Zu ſeiner weiteren Ergänzung des Geſprächs benützt Kettner die Formel „Zerſtörung der einen Parthei“ nicht. Der demokratiſche Handwerker will die eine Partei, nämlich die der Ariſtokraten, ganz zerſtören, während der Gerichtsrat als Idealiſt und der Soldat als Realiſt die vorhandenen Kräfte aller Parteien zuſammenzufaſſen ſtreben. — S. 148. Kettner ergänzt die Formel „Fehlt die Neigung“: [Dem Gerichtsrat] fehlt die Neigung [zu ſolchem Wirken]. Richtiger wohl: Der Gerichtsrat beklagt, den anmutigen Landſitz nicht genießen zu können, weil ihm Eugenies Neigung fehlt. Und nun folgt ihre „Annäherung“. — S. 149. Die Formel „Entſchluß“ bedeutet Eugenies Entſchluß, nach der Hauptſtadt aufzubrechen. Kettner umſchreibt nur im allgemeinen ihre Stimmung, aber wir ſollten ſchon hier Zeugen ihres Aufbruchs ſein und nicht im nächſten Akt von ihrem Erſcheinen in der Hauptſtadt überraſcht werden. — S. 151. Ganz ſo ſtatiſtenhaft, wie Kettner meint, kann das Volk in der Revolutionsſzene auf dem Platz in der Hauptſtadt doch nicht gedacht werden. Das verbieten die Formeln, in denen Goethe den Gehalt dieſer Szene darſtellt:

„Aufgelöste Bande der letzten Form.[1]) Die Masse wird absolut. Vertreibt die Schwankenden. Erdrückt die Widerstrebenden. Erniedrigt das Hohe Erhöhet das Niedrige Um es wieder zu erniedrigen." Wie Goethe die Masse handelnd im Stile seines Dramas darstellen zu können glaubte, ist freilich schwer zu begreifen, aber er stockte ja auch schon beim Schematisieren dieser Szene, wie Kettner treffend hervorhebt. Die Formel „Erhöhet das Niedrige Um es wieder zu erniedrigen" umschreibt Kettner wohl nicht zutreffend: „Das Niedrige (d. h. der Handwerker) wird erhöht. Aber auch der Demagoge selbst erfährt die launenhafte Willkür der Menge: auch er wird wieder erniedrigt." Der Handwerker vertritt ja eben die Menge, und für eine Spaltung zwischen der Menge und ihrem Führer geben die Skizzen keinen Anhalt. Die erhöhten Niedrigen sind vielmehr der Weltgeistliche, der Hofmeister und der Sekretär, die zu Beginn dieses Akts die Bewegung leiten, um dann beim Eingreifen des Handwerkers wieder erniedrigt zu werden, denn wir finden sie im nächsten Akt sämtlich im Gefängnis.

Mit seiner sorgfältigen Arbeit beseitigt Kettner fast die ganze frühere Literatur über die Natürliche Tochter, denn er hat von seinen Vorgängern das Richtige übernommen, ihre Fehler vermieden, eine Fülle eigener Beobachtungen hinzugefügt und das Ganze zu einer abgerundeten Darstellung zusammengefaßt.

Von dem Hagen Erich, Goethe als Herausgeber von „Kunst und Alterthum" und seine Mitarbeiter. Berlin 1912, Mayer und Müller.

Die Zeitschriften, die Goethe sich zu bequemem Aussprechen seiner künstlerischen und wissenschaftlichen Anschauungen geschaffen hat, waren bisher noch nicht monographisch behandelt worden. Jetzt erhalten wir eine Arbeit über „Kunst und Alterthum", die hoffentlich einen der vielen nach einem Goethe-Thema Ausschauenden zu einer ebenso tüchtigen Studie über die „Propyläen" anregen wird. Der Verfasser bietet für jedes der 18 Hefte eine knappe Entstehungsgeschichte und prüft mit sicherer Technik die Autorschaft der einzelnen Aufsätze. Das wäre in jedem Falle dankenswert, auch wenn sich dabei nur die in der Weimarer Ausgabe niedergelegten Entscheidungen bestätigten, aber es ergibt sich vielmehr eine kleine Umwälzung im Bestande von Goethes Werken: drei Aufsätze sind aus der Weimarer Ausgabe zu streichen und acht Aufsätze oder Teile von solchen neu aufzunehmen. Den überzeugenden Beweis wiederhole ich hier nicht. In seiner Liste der in die Weimarer Ausgabe irrtümlich aufgenommenen Stücke führt v. d. Hagen dann auch noch mit einem Frage-

[1]) In der Schreiberhandschrift steht versehentlich: „Aufgelöste Bande. der letzten Form." Also: Die letzten bisher noch zusammenhaltenden Bande der Staats- und Gesellschaftsform lösen sich.

zeichen die Voranzeige von Meyers Geschichte der bildenden Künste auf (Kunst und Alterthum IV, 1, 134 ff.), aber dieser trockene Auszug ist eine Selbstanzeige Meyers, wie schon Weizsäcker gesehen hat. Die darin vorkommende Wendung „wenn dem Verfasser fernere Thätigkeit gegönnt ist" zeigt deutlich, daß hier Meyer selbst spricht, und es läßt sich auch sonst aus diesen den Inhalt des Buches nüchtern und ungeschickt begleitenden Sätzen nicht einer herausheben, den Goethe geschrieben haben könnte. Die 14 Jahre später gemachte Angabe Riemers, daß der Aufsatz von Goethe herrührt, ist sicherlich ein Erinnerungsfehler, und die gleichzeitigen Zeugnisse ergeben nur, daß Goethe die Reinschrift des Aufsatzes durch seinen Schreiber besorgen ließ, wie bei vielen anderen in Kunst und Alterthum gedruckten Arbeiten Meyers. Sonst habe ich aber den knappen und kundigen Ausführungen v. d. Hagens durchweg nur beizustimmen.

Mentzel E., Wolfgang und Cornelia Goethes Lehrer. Leipzig, R. Voigtländer [1909]. 4 M. 80 Pf.

In seinem Haushaltungsbuch hat Goethes Vater die Honorare verzeichnet, die er den verschiedenen Lehrern seiner Kinder gezahlt hat. So kennen wir zunächst die Namen dieser Lehrer, und wer wie Goethe ein „Todfeind von Wortschällen" ist, wird Elisabeth Mentzel dankbar sein, die in dem vorliegenden Buche auf Grund vieler schriftlicher und gedruckter Lokalquellen diese leeren Namen in anschauliche Menschenbilder verwandelt und die pädagogischen Zustände in Frankfurt zu Goethes Jugendzeit schildert. Wolfgang hat 1752 bis 1755 die Spielschule von Maria Magdalena Hoff (1710 bis etwa 1758) besucht und dort wohl auch den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben erhalten, denn im Februar 1754 schafft der Herr Rat für 12 Kreuzer ein Abc-Buch mit Sprüchen Salomonis an und im Dezember für 18 Kreuzer einen Katechismus mit Bibelsprüchen. Vom Anfang April 1755 bis Januar 1756 ging Wolfgang in die öffentliche Elementarschule des Schul-, Sprach- und Rechenmeisters Johann Tobias Schellhaffer (1715—1773) am Eck der Goldfeder- und Schüppengasse. Das 1644 errichtete Gebäude (Haus Bienstein) steht heute noch. Das ist also die öffentliche Schule, von der Goethe in „Dichtung und Wahrheit" (Werke 26, 21) so unbehagliche Eindrücke berichtet. Von seinen Privatlehrern nennt er dort nur einen mit Namen: den Italiener Domenico Giovinazzi (geb. Ende des 17. Jahrhunderts, gest. um 1763). Giovinazzi war ein entlaufener Dominikanermönch aus Neapel, der 1723 nach Frankfurt kam und dort vierzig Jahre als Lehrer des Italienischen gelebt hat. Sein Unterricht in den Jahren 1760—1762 befähigte den Knaben Wolfgang, eine komische Oper „La sposa rapita" zu verfassen. Der Kalligraph Johann Henrich Thym (1723—1789) unterrichtete Wolfgang vom Herbst 1756 bis Ende 1758

im Schreiben, Rechnen, Geographie und Geschichte. Goethes Handschrift ist der seines Lehrers sehr ähnlich. Der zweite Hauptlehrer Goethes war seit Ende 1756 der Theologe Gottlieb Scherbius (1728—1804), der Sohn eines Türken Pery Cherbi, der als dreijähriger Knabe bei Belgrad gefangen und nach Deutschland verkauft worden war. Scherbius war Goethes Lehrer im Lateinischen und Griechischen und wird von seinem Schüler als Praeceptor aestimatissimus in den Labores juveniles genannt. Der Kupferstecher Johann Michael Eben (1716—1761), nach den beigegebenen Proben ein ängstlich-sorgfältiger Künstler von bescheidener Begabung, unterrichtete den Knaben von 1758—1761 im Zeichnen. Französisch hat Wolfgang 1757—1762 von Marie Madelaine Gachet (1712—1789) gelernt. Den sonderbarsten Unterricht hatte er aber bei dem Sergeanten Carl Christian Christfreund (1723—1801), einem getauften Juden, der im Juni 1761 vom Herrn Rat 1 Gulden 30 Kreuzer für Unterweisung im Judendeutsch erhielt. Das echte Hebräisch lernte er, wie wir schon aus „Dichtung und Wahrheit" wußten, bei dem Rektor des Frankfurter Gymnasiums Johann Georg Albrecht (1694—1770). Dieser Unterricht begann wahrscheinlich 1762 und dauerte bis zu Wolfgangs Abgang zur Universität. Klavierunterricht empfing er seit dem Mai 1763 von dem Kantor Johann Andreas Bismann (1715—1811), einem in Frankfurt eingewanderten Thüringer. In Bismanns Todesjahr erschien der erste Band von „Dichtung und Wahrheit", in dem seine Scherze zur Anlockung neuer Schüler erzählt sind (Werke 26, 184). Englischen Unterricht nahm Goethe zusammen mit dem Vater und Cornelien 1762 und dann noch einmal 1763 bei dem Kandidaten Christoph Schade (geb. 1734 in Hildburghausen), der vier Jahre in Jena Theologie studiert und sich dann acht Monate in England aufgehalten hatte. Den Schluß der Reihe machen der Fechtlehrer Johann Christian Juncker (1709—1781) und der städtische Stallmeister Carl Ambrosius Runckel (1709—1767), der Vater der hübschen Lisette Runckel, für die Wolfgang einige Jahre lang zärtliche Empfindungen hegte. Dieser Unterricht im Fechten und Reiten gehörte zu seiner Vorbereitung für die Universität. Fechten lernte er vom Januar bis März 1765 und reiten vom Vorfrühling 1765 bis zur Abreise nach Leipzig. Von seinen Lehrlingserfahrungen in diesen beiden Künsten gibt Goethe in „Dichtung und Wahrheit" einen lebhaften Bericht. Zuletzt führt die Verfasserin noch den Pensionsinhaber Leopold Heinrich Pfeil (1725—1792) vor, der als Schützling des Herrn Rat sich für Wolfgangs Erziehung interessierte und seine französischen Briefe von der Universität korrigierte.

Diesen reichen Zuwachs zu unserer Kenntnis von Goethes Knabenjahren hat Elisabeth Mentzel aus bisher unbekannten Quellen zusammengetragen und zu Lebensbildern von Goethes Lehrern gerundet. Die be-

hagliche Fülle und die Darbietung auch unwichtigen Materials ist das gute Recht des Lokalhistorikers. Vielleicht wäre aber doch bei Verzicht auf bloße Füllsätze und unbedeutende Vermutungen eine knappere Darstellung möglich gewesen. Unter den 21 Abbildungen ist eine bisher unbekannte Einzeichnung Goethes vom 1. Juli 1782 in das Stammbuch von Johann Justus Scherbius, dem Sohne seines Lehrers, hervorzuheben. Das Blatt zeigt auch eine gute Silhouette Goethes.

Eine sehr wertvolle Ergänzung zu Elisabeth Mentzels Buch bietet E. Schwabe in seinem Aufsatz: Goethe als Lateinschüler (Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. 1911, 2. Abteilung, Bd. 26, S. 346). Schwabe betrachtet die im Jungen Goethe gedruckten Labores juveniles im Lichte der Pädagogik des 18. Jahrhunderts, erweist Wolfgangs Unterricht als übereinstimmend mit den Vorschriften, die Joachim Lange in seinem Hodegus latinitatis (1734) für den Privatunterricht eines begabten Kindes gibt, beschreibt die von Wolfgang benützten Lehrbücher und prüft die Methode seiner Lateinlehrer. Dabei ergibt sich, daß der Orbis pictus im Material und in der Reihenfolge zugrunde gelegt wurde. Die Colloquia familiaria sind zuerst lateinisch entworfen (vom Vater oder vom Kandidaten Scherbius), und Wolfgang hat sie wohl nur ins Deutsche zurückübersetzt. Eine Menge lateinischer Redensarten in den Colloquia stammen aus Langes Hodegus, aus dem Orbis pictus und aus Terenz. Von einer Betrachtung der griechischen Übungsstücke sieht Schwabe ab, weil er ihre überzahlreichen Fehler auf den Herausgeber des Jungen Goethe zurückführt. Aber diese Hunderte von argen Fehlern sind vielmehr sorgfältig nach Wolfgangs Handschrift wiedergegeben worden und der Direktor der Frankfurter Stadtbibliothek Friedrich Ebrard hat bei einer Revision der Korrekturfahnen noch eine Anzahl unwillkürlich beim Abschreiben berichtigter Fehler wieder in ihr Recht eingesetzt.

Funck Heinr., Die schöne Seele. Bekenntnisse, Schriften und Briefe der Susanna Katharina von Klettenberg. Leipzig 1911, Insel-Verlag. 5 M.

Die „Bekenntnisse einer schönen Seele" hat Dechent 1896 für eine von Goethe nur überarbeitete Selbstbiographie erklärt, die Frl. v. Klettenberg in den letzten Jahren ihres Lebens verfaßt hätte. Diese Annahme hat schon mehrfach Widerspruch gefunden, und Funck zeigt nun hier deutlich, daß Goethe für die „Bekenntnisse" wohl gar keine schriftliche Quellen benützt hat, jedenfalls aber keine zusammenhängende Selbstbiographie des Frl. v. Klettenberg. Er kannte ihr Leben aus ihren eigenen Mitteilungen und denen seiner Mutter, und aus diesen Erinnerungen hat er die „Bekenntnisse" gestaltet. Das ist der Ertrag des vorliegenden Buches für die Goetheforschung. Es bietet fünf Aufsätze, die Frl. v. Klettenberg zu K. v. Mosers „Der Christ in der Freundschaft" beigesteuert hat,

und dann ihre Lieder und Briefe, also alles in Schrift und Druck von ihr Vorhandene, nach den Quellen revidiert und vermehrt. Funcks sorgfältige Einleitung faßt zusammen, was wir von ihr wissen. Er meint, daß sie „keineswegs zu jenen anderen Frauenbildern aus Goethes Jugendzeit gehört, die wie Friederike Brion und Charlotte Buff uns nichts weiter wären, wenn sie nicht Freundinnen Goethes gewesen wären". Das gilt doch höchstens für den engen Kreis von Susanna's Gesinnungsgenossen, und ohne Goethe wüßten die meisten von uns wohl überhaupt nichts von ihr.

Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften herausgegeben von Hans Gerhard Gräf und Albert Leitzmann. 3 Bände. Leipzig 1912 [1911], Insel-Verlag. 7 M.

Eine Ehrenpflicht des Goethe- und Schiller-Archivs ist hier würdig erfüllt. Über die neuen Rechtlesungen in den beiden Textbänden hat Gräf in dieser Zeitschrift Bd. 19, 746 berichtet. Ich füge hinzu, daß 1, 87_{12} wie leicht ein Hörfehler des Schreibers für vielleicht ist. — Auch Leitzmanns Kommentar im dritten Bande bringt einen reichen Zuwachs kleiner Ermittlungen zu dem bisherigen Bestande unserer Kenntnis, wie er sich in den Arbeiten von Düntzer, Jonas, v. d. Hellen darstellt. Die Aufgabe des Rezensenten kann es nicht sein, eine solche sorgfältige Arbeit nachprüfend zu wiederholen, und ich biete hier nur ein paar Notizen, die sich mir bei einer schnellen Durchsicht ergeben.

1, 24: dem Juden-Buchhändler [Michaelis]; 3, 7: dem Judenbuchhändler. Beide Lesungen sind irrige Besserungen für: dem Juden Buchhändler. Dieses Anfügen der Gewerbebezeichnung als Apposition zu dem Wort Jude ist dem älteren Sprachgebrauch ganz geläufig. — 3, 4: wie jener Knabe. Newton vergleicht sich mit einem Knaben, der am Strande des Ozeans der Wahrheit Muscheln sammelt. Dieses Bild schwebt Goethe hier vor, aber er hat es etwas ungebildet. — 3, 78: ein kleines Gedicht. Hier war noch anzuführen, daß Goethe die Idee zum „Schatzgräber" in einer deutschen Übersetzung von Petrarcas Schrift De remediis utriusque fortunae gefunden hat, denn nur so kann der Leser der Gedankenverbindung folgen, durch die er im nächsten Satze zu „Petrarchs Testament" gelangt. — 3, 80: kohobieren. Leitzmanns Erklärung „destillieren" macht den Satz nicht deutlich: „wir wollen es [den Plan zum epischen Gedicht: Die Jagd] noch ein wenig kohobieren lassen". Kohobieren ist ein Teil des Destillationsverfahrens und bedeutet: zurückgießen zu erneuter Destillation. Goethe meint also: wir wollen den Prozeß der poetischen Gestaltung unterbrechen, um später ein reineres Produkt zu erhalten. — II, 168: in Herders Fußtapfen treten: ungeschlacht grob werden wie Herder gegen Kant in der eben herausgekommenen Metakritik (vgl. Schiller an Goethe, 7. Juni 1799) und wie Rabelais.

Vogel Jul., In der Stadt der Lagunen. Skizzen zu Goethes Aufenthalt in Venedig. Leipzig 1912 [1911], Klinkhardt & Biermann. 4 M. 50 Pf.

Vogel bietet hier ein Seitenstück zu seinem Buch „Goethes Leipziger Studentenjahre". Er schildert das Stadtbild von Venedig, wie es sich Goethe darstellte, das Menschentreiben, Theater, Musik, Volkspoesie, Kunst und Kunstsammlungen. Ein Schlußkapitel behandelt kurz Goethes zweiten Aufenthalt in Venedig. Die beigegebenen 16 Tafeln nach Gemälden des 18. Jahrhunderts bringen die Stadt und ihre Bevölkerung lebhaft vor Augen. Besondere neue Ergebnisse lassen sich aus der kundigen und schlichten Darstellung nicht gerade herausheben, aber das hübsche Buch wird den Goetheverehrer nach Venedig begleiten oder, wenn er zu Hause bleiben muß, ihn als eine Ergänzung zu den entsprechenden Abschnitten in Goethes Italienischer Reise im Geiste dorthin versetzen.

Voigt Julius, Goethe und Ilmenau. Unter Benutzung zahlreichen unveröffentlichten Materials dargestellt. Mit 7 Handzeichnungen Goethes, einer Karte, einem Faksimile und 22 Bildbeigaben. Leipzig 1912, Xenien-Verlag. 5 M.

Über Goethes Beziehungen zu Ilmenau haben wir schon eine kleine Literatur, die aber durch die vorliegende Arbeit überboten und völlig erledigt wird, denn Voigt hat alle irgend erreichbaren Quellen ausgeschöpft und besonders aus den Akten des Weimarischen Staats-Archivs und den Handschriften des Goethe-Archivs einen reichen neuen Ertrag gewonnen. Wir erhalten hier zum erstenmal einen so genauen Einblick in Goethes Tätigkeit bei der Ordnung des zerrütteten Ilmenauer Steuerwesens, wie ihn die nur teilweise erhaltenen Akten gestatten, und seine im allgemeinen schon bekannten Bemühungen um das Ilmenauer Bergwerk werden mit einer Fülle bisher unbekannten Aktenmaterials ins helle Licht gesetzt. Auch über die beiden Schützlinge, die Goethe in Ilmenau unterbrachte, Peter im Baumgarten und den geheimnisvollen Kraft, erfahren wir manches neue. Alle diese Ergebnisse hat Voigt geschmackvoll seiner sorgfältigen und anziehenden Darstellung eingefügt.

Geitel Max, Entlegene Spuren Goethes. Goethes Beziehungen zu der Mathematik, Physik, Chemie und zu deren Anwendung in der Technik, zum technischen Unterricht und zum Patentwesen. München und Berlin 1911, R. Oldenbourg. 6 M.

Das Buch gehört zu den vielen Arbeiten, in denen Vertreter der verschiedensten Gebiete die Stellung Goethes zu ihrem Fache behandeln. Geitel sammelt, was er von Goethes Beziehungen zur Technik auffinden kann, und führt das so gewonnene Material in zeitlicher Folge vor, so daß man hier Goethes technisches Leben begleitet. In den Akten der Oberaufsicht über die Weimarischen Anstalten für Wissenschaft und Kunst ist

noch viel ungedrucktes Material vorhanden, das aber erst in einem vom Goethe-Archiv zu leistenden Werke über Goethe als Beamten herauskommen wird. Geitel wendet sich mit seinem Buch an einen weiten Kreis und hat deshalb viele wohlbekannte Briefe, Aphorismen, Aufsätze und Aktenstücke eingeflochten, die das Bild abrunden. Eine Anzahl hübscher Abbildungen dienen dem Buche zu erwünschtem Schmuck. Ich stelle nun hier einige Berichtigungen zusammen: S. 27. Das Bild des Frl. v. Klettenberg ist nicht authentisch. — S. 47. Als Quelle des Tagebucheintrags vom 5. März 1779 hätte Geitel nicht Bd. 40 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik angeben sollen, sondern die Weimarer Ausgabe, Abteilung 3, Bd. 1, S. 81. — S. 54 und 58 werden Verse aus Faust und der Elegie Amyntas in eine unmögliche Verbindung mit Goethes technischen Interessen gebracht. Zu den Seismos-Versen wurde Goethe vielmehr durch einen Karton Rafaels angeregt. — S. 108. Goethe hätte im Reineke Fuchs, Gesang 10, Vers 113 ff. das elektrische Fernsehen vorgeahnt? Die Stelle findet sich ja in Goethes Vorlage! Da ist also wohl der Dichter des Reineke de Vos im 15. Jahrhundert der Vorahner gewesen? So geht es, wenn man „alle köstliche Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpiert, ausrauft, um seinen Paradiesvogel ausschließlich damit zu schmücken" — wie Goethe von dem Jesusverehrer Lavater sagte. — Zur Ergänzung weise ich noch auf den von Geitel übersehenen Tagebucheintrag vom 27. Februar 1832 hin, in dem sich drei Wochen vor Goethes Tode die neue Zeit ankündigt: „Die Eisenbahn von Liverpool nach Manchester, ein interessantes Heft, durchzugehen angefangen."

Brandt Hermann, Goethe und die graphischen Künste. Heidelberg 1913, Carl Winter. 4 M. 80 Pf.

Brandt führt zunächst Goethes eigene Versuche im Radieren vor und schildert ihn dann als Beurteiler, Sammler und Anreger von graphischen Arbeiten. Das Material aus Goethes Werken, Briefen und Gesprächen findet sich hier zu bequemer Übersicht geordnet, besondere neue Ergebnisse lassen sich aber nicht gerade herausheben. Zu dem Gedicht „Ziblis" im Leipziger Liederbuch ist Goethe gewiß nicht durch Dürers Stich „Die Eifersucht" angeregt worden, wie Brandt S. 117 vermutet. Die sechs von Goethe radierten Blätter und die beiden Vignetten für Schönkopf sind dem Buche beigegeben.

Klein Otto, Longus Hirtengeschichten von Daphnis und Chloe im Urteile Goethes. Bitterfeld 1912, Oskar Böhme.

Das Buch ist 20 splendid bedruckte Kleinoktavseiten stark und würde im Format des Euphorion nicht ganz 5 Seiten einnehmen. Der Inhalt

reicht aber nicht aus, diesen Raum angemessen zu füllen, denn der Verfasser hat nur mitzuteilen, daß Daphnis und Chloe ein schöner spätantiker Hirtenroman ist, den Goethe wiederholt gelesen und gelobt hat (diese Goethezitate füllen glücklich 4 von den 20 Seiten des Werks), und daß von diesem schönen Roman verschiedene Ausgaben im Buchhandel zu haben sind, mit deren Aufzählung der Verfasser sein Werk beschließt. Und so etwas muß nun in den Bibliotheken bewahrt werden, so lange unsere Kultur dauert!

Braun Frederick Augustus, Margareth Fuller and Goethe. The development of a remarkable personality, her religion and philosophy, and her relation to Emerson, J. F. Clarke and transcendalism. New York 1910, Henry Holt.

Die amerikanische Schriftstellerin Margaret Fuller (1810—1850) ist durch Übersetzungen (Tasso, verschiedene Gedichte, Eckermann) und durch verständnisvolle Würdigung in verschiedenen ihrer Schriften für Goethe eingetreten, der damals in Amerika noch wenig geschätzt wurde. Brauns Buch gehört zur amerikanischen Literaturgeschichte, wie auch der Untertitel zeigt, und ist an dieser Stelle nicht näher zu besprechen.

Das Goethe-National-Museum zu Weimar. Große Ausgabe des Führers im Auftrage der Direktion besorgt von Dr. M. Schuette. Leipzig, Insel-Verlag 1910.

Dieser Führer durch das Goethehaus genügt allen wissenschaftlichen Ansprüchen und zeugt von dem neuen Geiste, der unter den Direktionen Koetschau und v. Oettingen dort eingezogen ist. In dem knapp und klar gehaltenen Text werden die Kunstwerke kritisch bestimmt, ihre Herkunft und die Erwähnungen in Goethes Werken angegeben und Exkurse über die Geschichte des Goethehauses und über die einzelnen Sammlungen eingefügt. Ein Register, ein Grundriß des ersten Stockwerks und 26 Tafeln sind beigegeben. Recht zweckmäßig sind die Grundrisse und schematischen Zeichnungen der Zimmer mit Angabe des Standorts der einzelnen Kunstwerke, denn alle Raumbeschreibung in Worten ist mühsam und schwerfällig. Im einzelnen wüßte ich zu dem trefflichen kleinen Buche nur wenig zu bemerken. S. 2: Karl Augusts Schenkungsurkunde stammt vom 18. Dezember 1806 (nicht 1801). — S. 17: Der betende Knabe wurde 1815 (nicht 1812) aus Frankreich zurückgebracht. — S. 35: Über Goethes Sammlung geschnittener Steine vgl. Furtwängler (Die antiken Gemmen, Leipzig 1900), der Goethes Sammlung eine eigene Tafel mit ausführlicher Erläuterung widmet. — S. 89: Zu dem Seil aus der englischen Marine mit eingewebtem roten Faden vgl. Werke 20, 212. — Im Vorwort

meint die Verfasserin: „Wie es scheint, teilte Goethe mit vielen Sammlern die Scheu, sich über Herkunft und Erwerbungsart seiner Sammlungen zu äußern.“ Aber Goethe versichert vielmehr das Gegenteil (Werke 27, 318): „Ich habe mich gewöhnt, beim Vorzeigen meiner Sammlungen der Personen zu gedenken, durch deren Vermittlung ich das Einzelne erhielt, ja der Gelegenheit, dem Zufall, der entferntesten Veranlassung und Mitwirkung, wodurch mir Dinge geworden, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.“

Von der Hellen Eduard, Goethes sämtliche Werke, Jubiläums-Ausgabe, Register. Stuttgart und Berlin, Cotta [1912]. 3 M.

Mit Namenregistern sind schon verschiedene Goethe-Ausgaben versehen und das der Weimarer Ausgabe ist in Arbeit, dagegen war ein Gedankenregister bisher nur zu Goethes Gesprächen vorhanden. Einige sachlich geordnete Anthologien von Gedanken aus Goethes Werken bieten nur eine bescheidene Auswahl, denn eine einigermaßen vollständige Gedanken-Anthologie würde einen erschreckenden Umfang erreichen, da dieselbe Stelle oft unter sehr verschiedenen Rubriken abzudrucken wäre. Wir besitzen deshalb nur für einzelne Gebiete wie Religion, Pädagogik u. dgl. brauchbare Zusammenstellungen. Hier hilft also nur das Registerverfahren, und für das vorliegende großartige Namen- und Sachregister zur Jubiläumsausgabe werden alle Gruppen von Goetheleſern dankbar sein. Der Forscher kann beobachten, wie Goethes Gedanken über einen Gegenstand sich entwickeln, umbilden, auch wohl einmal widersprechen, wie mannigfach der Ausdruck eines Gedankens sich nach Gelegenheit, Zusammenhang, Stimmung gestaltet und wie er sich beim Übergang von der didaktischen zur poetischen Form wandelt. Der Goethe-Verehrer wird Lieblingsstellen nachgehen, deren Fundort ihm gerade nicht gegenwärtig ist, oder er wird versuchen, sich bei den einzelnen Stichworten an die ganze Stelle und ihren Zusammenhang zu erinnern und so seine Goethefestigkeit erproben. Der Massenproduzent von Goethe-Aufsätzen endlich wird mit noch geringerer Mühe als bisher wertlose Artikel über „Goethe und ...“ herstellen. Gegen solchen Mißbrauch dieses Registers gibt es kein anderes Mittel, als daß sich in dem grenzenlosen Geschreibe über Goethe noch entschiedener als bisher die Gruppe derer abgrenzt, die nur schreiben, wenn sie etwas zu sagen haben, und daß die anderen in Jahresberichten, Sammelreferaten, Literaturangaben und Auswahlbibliographien entschlossen ignoriert werden.

Berlin. M. Morris.

Hölderlin, Sämtliche Werke. Historisch kritische Ausgabe unter Mitarbeit von Friedrich Seebaß besorgt durch Norbert v. Hellingrath. 5. Bd.: Übersetzungen und Briefe 1800—1806. München und Leipzig 1913, bei Georg Müller. 8 M.

Nicht weniger als sechsmal konnte man in den letzten Jahrzehnten die Kunde vernehmen, daß eine große Gesamtausgabe der Dichtungen Friedrich Hölderlins uns geschenkt werden würde. Da aber dem Versprechen die Tat nie folgte, wich die Hoffnung, daß die Kunde doch noch einmal Wahrheit werden könnte, immer mehr dem Mißtrauen. Ihm ist es vielleicht zuzuschreiben, wenn der Verlag von Georg Müller in München selbst der offiziellen Ankündigung des Leipziger Insel-Verlags, daß Schreiber dieses eine kritisch-historische Gesamtausgabe der Werke und Briefe Hölderlins vorbereite, anscheinend keinen Glauben schenkte und deshalb flugs einen blutjungen Anfänger hinter die Aufgabe setzte. Da dieser seitdem auch schon wirklich in überraschender Eile zwei Bände seiner Ausgabe fertiggestellt hat und auch die Ausgabe des Insel-Verlags soeben zu erscheinen beginnt[1]), so wird die wissenschaftliche Welt demnächst also höchst wahrscheinlich das langentbehrte Gesamtwerk Hölderlins sogar in zwei kritisch-historischen Ausgaben ihr eigen nennen dürfen.

Handelte es sich hierbei nur um einen neuen krassen Fall buchhändlerischer Konkurrenz, so ginge er lediglich den Insel-Verlag an, der die Liberalität, mit der er beim Vertragsabschluß dem Interesse der Wissenschaft entgegenkam, mit schwerem materiellen Verlust zu büßen hat. Auch wenn nur noch das widerwärtige Wettrennen in Benutzung des handschriftlichen Materials und die dadurch bedingte Erschwerung der Editionsarbeit in die Wagschale fielen, brauchte die wissenschaftliche Kritik sich nicht weiter um diesen Punkt zu kümmern. Allein die Angelegenheit ist weit dringlicher und ernster. Keine kleinere Gefahr besteht, als daß hier durch Reklamesucht und Kritiklosigkeit die gesamte Hölderlin-Forschung der Lächerlichkeit preisgegeben wird.

Die Veröffentlichung der Hellingrathschen Ausgabe begann mit dem 5. Bande. Er brachte, wie es pompös im Vorwort heißt, „zum erstenmal das große Übertragungswerk Hölderlins vereint" (S. IX). Es handelt sich hierbei in der Hauptsache um Pindar- und Sophokles-Übersetzungen aus den ersten Jahren nach Hölderlins Rückkehr aus Frankreich, also aus einer Zeit, in der des Dichters Geisteskrankheit die Klarheit seines Denkens schon stark beeinträchtigt hatte. Demgemäß trägt denn auch fast jede zweite Zeile den unverkennbaren Stempel der Katatonie. Ganz abgesehen davon, daß des Dichters kranker Geist des öfteren gar nicht mehr fähig ist, den Gedankengang des Originals zu erfassen, ringt seine Sprache beständig vergebens nach sinngemäßem Ausdruck — ein bejammernswerter Anblick! Wenn wir trotzdem voll Ergriffenheit vor dieser Sisyphusarbeit stehen bleiben, statt mit abgewendetem Antlitz an

[1]) Die vorliegende Besprechung ist bereits zu Anfang des Jahres 1914 verfaßt. Doch liegt mir auch heute nur der erst erschienene 5. Band vor. Auch ist nach dem 1. Band, der vor ungefähr anderthalb Jahren herauskam, noch kein weiterer Band erschienen.

dieser Qual vorüberzueilen, so geschieht es, weil vielleicht nirgends so wie gerade hier fühlbar wird, mit welcher Inbrunst der unglückliche Dichter noch im Hinsinken sein Idol griechischer Schönheit zu umfassen strebt.

Was nun ist aus alledem in den Augen dieses jüngsten Hölderlin-Forschers geworden? — Wer es aus Hellingraths Doktor-Dissertation — „Pindarübertragungen von Hölderlin" (Jena 1911) — noch nicht erfahren hat, dem verrät es die Vorrede. Sie beginnt — ich zitiere diplomatisch getreu: „Da in diesem Bande zum erstenmal das große Übertragungswerk Hölderlins vereint ist, muß wol etwas gesagt werden über dessen Bedeutung. Die geschichtlicher Betrachtung in dem sich darstellt, daß die jahrhundertlangen Versuche des Abendlands griechische Kunst lebendig sich zuzueignen einen Abschluß finden in ihm, da hier zuerst die Sprachgestalt griechischer Dichtung, klar erfaßt, in neu für sie gebildete Gestalt der lebenden Sprache übergeführt wird, ohne Fälschung durch ihr fremdes, wie andere Übersetzer es in sie hineintrugen durch die Anlehnung an überlieferte Formen sei es der vaterländischen sei es der lateinischen Dichtung. Solcher geschichtlicher Stellung dieser Übertragungen entspricht ihre Bedeutung für die Gegenwart: sie sind dem, dessen Kenntnis der griechischen Sprache nicht hinreicht zu ganzem verlebendigen, einziger Zugang zu griechischem Wort und Gebilde. Erst in großem Abstande folgen die nächstgelungenen Versuche deutscher Übersetzer, Humboldts Agamemnon und weiterhin der Voßische Homer" (S. IX). Zur Ehrenrettung der beiden Letztgenannten sei gleich hier erwähnt, daß die jüngeren Übersetzer bei Hellingrath noch viel schlechter wegkommen. „Wer da noch nicht," heißt es in der Vorrede weiter unten, „durch ihre eigene Kraft von der Unvergleichbarkeit Hölderlinischer Kunst überzeugt wird, der versuche etwa den Ödipus in der Übersetzung von Solger Thudichum Minckwitz Donner neben den Hölderlins zu legen um den Unterschied einzusehen zwischen ehrlichem Streben und redlicher Arbeit Befähigter und der unfehlbaren Leichtigkeit dessen dem unsere Sprache wie keinem sich hingab. Gar nicht zu reden von den angeblichen Übersetzungen der Vieweg Marbach Wilamowitz Schnabel, die den Sophokles in Wahrheit verzerren und verhöhnen, nicht nur, wie jene, seine Dunkelheit und gewaltsame Härte aufhellen und abschwächen" (S. XI).

Es wäre nun ganz gewiß im höchsten Grade ungerecht, wollten wir die Überzeugungstreue dieses jugendlichen Enthusiasten irgendwie anzweifeln. Ihm gilt die „Unvergleichbarkeit" Hölderlinscher Übertragungskunst wirklich für ausgemacht. Denn was uns hier im ersten Augenblick als Absurdität erscheint, entpuppt sich uns bei näherem Hinschauen nur als die logische Folge einer einseitigen Doktrin. Das Dunkel lichtet sich, sobald wir erfahren, daß dieser Hölderlin-Schwärmer noch einen zweiten Meister mit gleicher Begeisterung verehrt, einen zeitgenössischen — Stefan George. Gerade dieser aber war es, der die Entgeistigung der Dichtkunst

gleichsam zum Prinzip erhob. Um dem Gefühlsgehalt des Lautes, des Rhythmus, der Sprachmelodie restlos zum Ausdruck zu verhelfen, glaubte er auf alle „Gedankenkunst" mit höhnischem Lächeln herabschauen zu dürfen. Ganz in diesem Sinne heißt es denn auch bei Hellingrath: „Viele der Heutigen gehören zum mindesten noch den Ausläufern einer Welt an, die seltsam hilflos war vor echter Kunst. Einer Welt, die noch eine gewisse Fähigkeit sich bewahrt hatte die Absicht, den Erkenntnisgehalt, selbst den seelischen Gehalt eines Kunstwerks zu erfassen, dagegen für den Körper, das Gestalt werden, das ausgestaltet sein allen Sinn verloren hatte. So konnte die Dichtung der Spätromantik noch lebendig sein in ihr, solche aber deren Wesen vor allem Sprachgestaltung ist, in der Wort und Wortgefüge mehr gilt als Meinung und Bedeutung, fand bei keiner Gesamtheit mehr Aufnahme oder wurde doch mißverstanden und umgedeutet, die Griechen so gut wie Klopstock; und selbst von Goethe, den man doch las und rühmte, wurde die sprachmächtigere Spätzeit mit viel Geschick übersehen" (S. X).

Können wir uns da noch wundern, wenn gerade die Leistungen des geisteskranken Dichters uns als das non plus ultra aller Dichtkunst voll Überschwang von dieser Gemeinde gepriesen werden? — Hier bietet sich ja als Naturprodukt, was dort gewaltsam und widernatürlich angestrebt wird. Denn gerade darin liegt der geheimnisvolle Reiz aller geisteskranken Dichtung — bei Nietzsche und anderen nicht weniger als bei Hölderlin —, daß der Gefühlsgehalt, der in der Sprachmelodie sich darstellt, sich in demselben Maße auszuleben beginnt, in dem der gedankliche Gehalt, der jenem bis dahin beständig Schranken setzte, sich verflüchtigt. Und daß es sich auch bei Hellingrath im Grunde um gar nichts anderes handelt, als um diese gar nicht sonderlich neue Erkenntnis, das beweisen seine naiv anmaßenden „Anweisungen" zum besseren Verständnis des Dichters, „etwa daß die Verszeilen zu dem Zweck abgesetzt sind um abgesetzt gelesen zu werden, zu dem Zweck rhythmisch gestaltet, daß die Stimme des Lesenden rhythmisch ertöne, und daß gerade wo der Fortgang der Erzählung vorzuwiegen scheint, wie in der vierten Pythischen Ode, stärkere Hervorhebung des metrischen Gefüges dem ein Gegengewicht zu bilden hat. So erst wird man, laut lesend und immer wieder laut lesend, die verschiedenen Töne auffassen lernen, mit denen Hölderlin die verschiedenen Töne griechischer Lyrik wiedergegeben hat, das ruhigere wogendere oder stoßendere Strömen der Pindarischen Oden und die gränzenlose flackernde Erregtheit der Sophokleischen Chöre" (S. X).

Dieses „Strömen" aber und diese „Erregtheit" erscheinen dem Herausgeber als so wesentliche Momente der künstlerischen Gestaltung, daß ihnen gegenüber alle anderen zurücktreten müssen. Daß Hölderlin sich an gar manchen Stellen die gröbsten Schnitzer geleistet hat, wird gelegentlich als „bloße Ungenauigkeit in der Beachtung der grammatischen

Beziehung" kühl abgetan: „Hölderlin hat von jeher größte Gleichgiltigkeit gezeigt in dieser Sache. Und, da ihn die Vorlagen im wesentlichen als Kunstwerk und Sprachgestalt angingen, er in dieser Hinsicht aber sicher genug sein durfte das Rechte zu treffen, gab er sich mit grammatischem und intellektualem Verständnis rasch zufrieden. Überhaupt war es gerade seine innerste Verwandtschaft, sein angeborenes Begreifen des Hellenischen, das sorgfältig tastendem Lernen und Prüfen ungünstig sein mußte" (S. 335). Wir können nur wünschen, daß auch jugendlichere Übersetzer solch liebenswürdige Beurteiler finden möchten. Weit bedenklicher dagegen könnte es stimmen, daß die vielgerügte Unklarheit der Hölderlinschen Übersetzung scheinbar gar als bewußte Absicht gedeutet wird: „Die Dunkelheit und gewaltsame Härte, die man auch beim lesen des griechischen Urbildes sich nicht wegdeuten und wegleugnen darf, deretwegen eine treue Übersetzung schwer zugänglich sein muß und weit abliegend von der gewohnten Weichheit und Verständigkeit deutscher Dichtungen" (S. XI).

Allein — wie gesagt — es scheint nur so. Wir würden den Herausgeber mißverstehen, wenn wir glaubten, er vertrete die Auffassung, daß die Sprache eines Pindar und eines Sophokles an sich dunkel und schwerverständlich sei. Als gebildeter klassischer Philologe weiß er, daß das nur einer kritiklosen, unhistorischen Betrachtungsweise so erscheinen könnte. Sicherlich meint er, daß diese „Dunkelheit und gewaltsame Härte" nur für uns „beim Lesen des griechischen Urbildes" bestehe, daß gerade darum aber eine „treue Übersetzung" gleichfalls „schwer zugänglich sein müsse". Aber selbst das kann er nicht so recht meinen. Denn ausdrücklich betont er kurz vorher, daß diese Schwerfälligkeit keineswegs eine Notwendigkeit ausmache, sondern den eigentümlichen Reiz gerade der Hölderlinschen Übersetzung: „Freilich ist jetzt nach dieser Tat des ersten erfassens" — gemeint ist „Humboldts Agamemnon und weiterhin der Voßische Homer" — „eine Zeit denkbar, deren Übertragungen durch bei gleichem Streben sichere Beherrschung des Stoffes und der wissenschaftlichen Hilfsmittel manche Vorzüge für den Gebrauch sich erwerben; eines bleibt Hölderlin unverlierbar: der Zauber der die Kühnheit des frühesten Eroberers umgibt, die Wucht ersten ringens mit dem Sprachgeist" (S. IX f.). Daß Hellingrath aber keineswegs der Ansicht ist, Hölderlins Übersetzung sei etwa schwerfällig, das bekennt er uns da, wo er uns empfiehlt, „etwa den Ödipus in der Übersetzung von Solger Thudichum Minkwitz Donner neben den Hölderlins zu legen um den Unterschied einzusehen zwischen ehrlichem Streben und redlicher Arbeit Befähigter und der unfehlbaren Leichtigkeit dessen dem unsere Sprache wie keinem sich hingab" (S. XI).

Mit welch „unfehlbarer Leichtigkeit" aber in dieser Spätzeit die Sprache sich unserem armen Geisteskranken hingab, das zeigen seine so-

genannten „Anmerkungen“ zu den beiden Sophoklesstücken. Aber selbst sie vermögen den selbstsicheren Kommentator nicht aus der Fassung zu bringen. Statt einzuräumen, daß hier die höchsten und tiefsten Ideen mit der hilflosesten Ohnmacht des Intellekts in erbarmungswürdigem Kampfe liegen, erhebt er hier erst recht die Undurchdringlichkeit zum Trumpf. „Daß diese Wiedergeburt griechischen Rausches nicht nur Hingerissenheit und traumhaftes Erfassen war sondern klare Erkenntnis und bewußter Wille, zeigen, wenn es zu zeigen noch nötig war, die Anmerkungen die Hölderlin seiner Sophoklesübersetzung beifügte, ein Denkmal jener Nüchternheit die er das ‚Maß der Begeisterung‘ nennt. Ein kühner Versuch für eigentlich der rechnenden Vernunft sich entziehende Dinge einen Ausdruck zu finden der sie fast widerrechtlich bis ganz nahe ans Gebiet wissenschaftlichen Geistes mit sich reißt; Hölderlins bedeutendstes theoretisches Werk und wol das Wichtigste was über die Tragödie gesagt worden ist“ S. XI f. Um die Stichhaltigkeit dieser These zu beweisen, widmet der Herausgeber diesem „bedeutendsten theoretischen Werk Hölderlins“ in seinen Anmerkungen einen erläuternden Kommentar. Natürlich muß er dabei zu den gewagtesten Vorstellungen seine Zuflucht nehmen, um die wirren Ideen des kranken Dichters wenigstens annähernd unter einen Hut zu bringen. Um uns z. B. „Hölderlins Dämonologie, den Grund seltsamer Abweichungen von der Worttreue“ verständlich zu machen, wird uns zugemutet zu glauben, Hölderlin habe „seit langem — im Grunde von jeher — die Götter ganz ernst genommen, sie durchaus als lebendig daseiend geglaubt“ (S. 358). Allein trotz aller dieser Jongleurkunststücke wird man nicht behaupten dürfen, dasjenige, was der Kommentator hier in die katatonischen Träumereien des Schwerkranken hineininterpretiert, sei „das Wichtigste, was über die Tragödie gesagt worden ist“. Man wird sich vielmehr mit der Feststellung begnügen müssen, daß hier ebenso wie in den von mir soeben erstmals vollständig veröffentlichten Aufsatzentwürfen überaus bedeutende Vorstellungen zwar den Ausgangspunkt geboten, sich zu gedanklicher Klarheit aber in keiner Weise durchgerungen haben.

Eine Feinheit für sich bilden dann noch die Einführungsworte, die der Herausgeber den Briefen widmet: „Die Briefe endlich dieses Bandes, würdiges Zeugnis jener geläutertsten Spätzeit Hölderlins, sind ganz schlicht und ohne Beiwerk Ausdruck des Menschlichen, des Lebens in seiner getragenen Einfachheit und dieses Leben ist ganz erfüllt und aufgesogen vom göttlichen, dem Werk“ (S. XII). Gemeint sind die Briefe vom Juni 1800 bis April 1804. Es hätte wohl niemand geglaubt, daß man den eigentümlichen Stempel, den der geistige Zerfall des Briefschreibers diesen ergreifenden Herzensdokumenten aufgeprägt hat, in solchem Maße verkennen könnte.

Allein alle diese Bizarrerien sind schließlich Zutaten, die die Qualität

der Ausgabe an sich nicht zu beeinträchtigen brauchen. Sind solche aufdringlichen Hinweise des Herausgebers auf die Unzulänglichkeit des Lesers auch peinlich und störend, so können und müssen wir sie doch scheiden von dem, was der Kommentator als Herausgeber leistet. Ziehen wir darum diese Zutaten ab, um zu sehen, was übrig bleibt!

Fragen wir uns also: Was bringt die Ausgabe und wie bringt sie es? — Die erste Frage läßt sich darum noch nicht beantworten, weil Hellingrath bis jetzt in die geheimnisvollen Tiefen der Inedita noch kaum hinabgestiegen ist[1]). Er bringt zwar einen Teil der Übersetzungen zum erstenmal, aber auch hier handelt es sich fast immer um glatte Texte mit nur geringfügigen Korrekturen. Auch die Textgestaltung bot bis dahin noch keine Schwierigkeiten, da durchweg nur eine Handschrift oder ein Originaldruck vorlag. Immerhin aber muß anerkannt werden, daß die Inbrunst, mit der Hellingrath seinen Autor umfaßt, wenigstens der Zuverlässigkeit des Textes zugute gekommen ist, wenn sich auch natürlich über die eine oder andere Lesung wird streiten lassen. Mißlicher aber steht es um die Frage der Orthographie. An sich hat der Herausgeber mit Recht die Schreibweise des Autors zu wahren gesucht, er hat sie selbst da, wo — wie in den Briefen — die „Urschriften nicht zugänglich waren und der erste Druck veränderte Rechtschreibung hat, möglichst schonend wieder eingeführt" (S. 363). Aber es spricht jedem wissenschaftlichen Standpunkt geradezu Hohn, wenn er bei den Sophoklesübersetzungen, wo wir gleichfalls nur den ersten Druck besitzen, zwar sehr wohl erkennt, daß „die Rechtschreibung des Druckes eine Mischung Hölderlinischer Schreibweise mit der oder den dem Setzer oder Korrektor gewohnten" sei, nichtsdestoweniger aber voll Naivität gesteht, er „habe dieses nicht reizlose Durcheinander beibehalten, nur selten, wo es zu arg wurde, im Sinne Hölderlinischer Schreibart gemildert" (S. 348). Wollte er den angesichts der Briefe aufgestellten Grundsatz streng wissenschaftlich durchführen, so mußte er hier alles tilgen, was bei Hölderlin nicht anderweitig belegbar, beziehungsweise durch Analogie erschließbar war. Ebenso willkürlich ist endlich Hellingraths Behandlung der Interpunktion. Er regelt sie gemäß dem in seiner Dissertation aufgestellten und anscheinend auch im eigenen Gebrauch befolgten Grundsatz, „nur sparsam bei stärkeren Einschnitten der Rede und bei mißverständlichen Stellen zu interpungieren", wobei die Begründung dieses Standpunktes wieder ganz besonders kennzeichnend ist: „Denn es wird niemand so toll sein die Pindarübersetzung anders als laut zu lesen, die heutige amtliche Art der Zeichensetzung

[1]) Dasselbe gilt von dem mir nicht vorliegenden 1. Band, in dem Friedrich Seebaß die Gedichte und Briefe der Jugendzeit herausgegeben hat. Er bietet nichts, was das hier über den 5. Band Gesagte ungerechtfertigt erscheinen ließe. Eher wäre zu betonen, daß die Vorrede, die Hellingrath auch hier beigegeben hat, den Ton sogar noch höher nimmt.

jedoch ist nur aus der abscheulichen Unsitte des nur mit dem Auge lesens der Bücher erklärbar und nur dabei erklärlich" (a. a. O. S. 82).

Bleibt noch, was die Verlagsanstalt aus Eigenem beigesteuert hat. Auch hier hält das weniger Rühmenswerte dem Anerkennenswerten durchaus die Wage. Denn die Ausstattung des Werkes an sich ist gut, wenn auch die Beilagen der Qualität nach höchst mäßig sind. Dagegen wirkt die Spezialität der Müllerschen Ausgaben, die vielgepriesene „chronologische Anordnung" hier gerade störender als sonst, wo die Nachteile oft durch Vorzüge anderer Art aufgewogen werden. Sie fehlen hier durchaus. Denn da Hölderlins Dichtungen fast durchweg ganz allmählich entstanden sind, so bedeutet diese Anordnung hier nicht nur die reinste Willkür, sondern geradezu eine Täuschung. Nichtsdestoweniger wird sie ihren Reiz auf den einen oder anderen ja gewiß nicht verfehlen.

Tübingen. Franz Zinkernagel.

Wüstling Fritz, Tiecks William Lovell. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts. Halle a. S. 1912, Max Niemeyer (Bd. VII der Bausteine zur Geschichte der neueren Literatur, herausgegeben von Franz Saran). 5 M.

Das eigenartige und schwierige psychologische Problem in Tiecks Jugendroman „William Lovell" (1795/96) hat mich selbst lange beschäftigt. Es aus seinen geschichtlichen Voraussetzungen zu verstehen und seine Bedeutung für den ganzen Roman darzustellen, waren die Untersuchungen gewidmet, die ich unter dem Titel „Die Ironie als entwicklungsgeschichtliches Moment" (Jena 1909) selber herausgab. Die besondere Aufgabe dieses Buches gestattete mir es nicht, über den Rahmen der streng begrenzten Untersuchung hinaus den Roman Tiecks von allen Seiten literaturgeschichtlich zu bestimmen. Umsomehr hätte ich es begrüßt, wenn ein anderer an diese Aufgabe hinangetreten wäre, die nicht in meiner Absicht gelegen hatte, die mir aber als Ergänzung zu meinen Bestrebungen erwünscht schien. Leider wird diese Lücke besonders nach der Seite der Sprache und der Romantechnik durch Wüstlings Schrift nicht ausgefüllt. Der Verfasser geht zwar mit seinem dritten Kapitel, das über die Quellen des Romans handelt über mein Programm hinaus; auch steht bei ihm der „philosophische Roman", bei mir der „psychologische Roman" im Vordergrund des Interesses. Immerhin tritt Wüstling aber doch, wenn er „die möglichste Erschöpfung des Gedankengehaltes" (S. 79) als seine Aufgabe bezeichnet, mit meinen Untersuchungen in eine gewisse Konkurrenz. Man hätte deshalb annehmen dürfen, daß er sich besonders da, wo er zu anderen Ergebnissen als ich gelange, mit meinem Buche von Fall zu Fall auseinandersetzen würde. Das erspart er sich aber. Er stellt besonders in dem analytischen Teil seiner Arbeit in einer ganzen Reihe von sehr wesentlichen Fragen für

die Beurteilung der Dichtung ziemlich ſubjektive Anſichten auf, die oft ſehr wenig durch objektive Materialforſchung belegt erſcheinen, und kümmert ſich im übrigen nicht um das, was bei mir Ergebniſſe einer exakten, äußerſt vorſichtig von Schritt zu Schritt vorſchreitenden geſchichtspſychologiſchen Unterſuchung iſt, in der es im Gegenſatz zu Wüſtling peinlich vermieden worden iſt, jemals eine Behauptung aufzuſtellen, für die nicht ſofort auch in einem Zitat der objektive Beweis erbracht wäre. Ich gebe zu, daß es dadurch ſehr viel unbequemer iſt, mein Buch zu leſen als das von Wüſtling, aber einen Nachteil meines Buches ſehe ich darin gerade nicht. Da Wüſtling ſich mit mir nicht auseinandergeſetzt hat, ſo wird mir nun nichts anderes übrig bleiben, als mich mit ihm auseinanderzuſetzen.

Die wichtigſte Frage des „William Lovell“ iſt immer noch die nach dem Verhältnis des Dichters zu dieſer Schöpfung, d. h. nach der Abſicht, nach der Überzeugung, die er in ihr zum Ausdruck hat bringen wollen, genauer geſagt, die Frage nach dem Träger dieſer Überzeugung im Roman: Iſt Lovell, der Held der Haupthandlung, oder ſind die ihm gegenübergeſtellten Vertreter der Nebenhandlung, als deren bedeutendſter Charakter Mortimer erſcheint, die Träger dieſer Überzeugung? Erklärt Tieck ſich für Lovell und mit ihm gegen jene, oder erklärt er ſich für jene und mit ihnen gegen Lovell? So läuft das ganze Problem auf die alte Streitfrage der Identifizierung Tieck-Mortimer, wie ſie Haym, oder Tieck-Lovell, wie ſie Haſſler beantwortete, hinaus. Die Identifizierung Haſſlers ſchloß keine Rechtfertigung des Charakters Lovells in ſich. Die Identifizierung Hayms und die aller derer, die ſeiner Autorität folgten, ſchloß eine ſolche Rechtfertigung ſogar aus.

Es ſtimmt nun durchaus mit den von mir bereits in der „Ironie“ vertretenen Anſichten überein, wenn Wüſtling ſagt: „Die Forſchung über Charaktere und Gehalt des Tieck'ſchen Romans iſt meiſt aus dem Grunde fehl gegangen, weil ſie, mit fertigen ſittlichen Maßſtäben an den Roman herantretend, den Haupthelden ſchnell verwarf und zudem die anderen Perſonen zu wenig berückſichtigte“ (S. 1). Sieht man in den „fertigen ſittlichen Maßſtäben“ und dem „eilfertigen Verwerfen“, das die ſpäteren Beurteiler der Dichtung mit den Vertretern der Nebenhandlung des Romans teilen, die „Heuchelei“, die Tieck nach ſeinen eigenen Angaben mit ſeiner Jugenddichtung habe enthüllen wollen — eine Anſicht, die Wüſtling freilich nicht teilt, wiewohl Tiecks eigene Worte im Roman ſie zu rechtfertigen ſcheinen (vgl. Ironie, S. 412 und 454) — dann wirkt es doppelt peinlich, einen Charakter wie Lovell, den Tieck verſtändlich zu machen und damit ein für allemal gegen ſolche „Heuchelei“ zu ſchützen ſuchte, immer wieder aufs neue gerade von denen dieſer Gefahr ausgeſetzt zu ſehen, die ſonſt nicht gleich Laien über Dichtungen zu urteilen pflegen, ohne ernſtlich über die Abſicht des Dichters mit ſich zu Gericht gegangen zu ſein. Ich begrüße

es deshalb, daß Wüstling Lovell mit unbefangenem Blick gegenübertritt und gleich im ersten Kapitel seiner Arbeit die schnellfertigen Ablehnungen früherer Beurteiler, von denen nur Hettner ein gewisses Verständnis für das Edle in Lovell zeigt, mit Bestimmtheit zurückweist. Er verschweigt freilich, daß ich diese Stellung schon vor ihm eingenommen habe (Jr. S. 408 und 412 f.) und mich dabei nicht nur von Sympathie und Antipathie habe leiten lassen, sondern auf dem Wege analytischer Untersuchung Beweise beigebracht habe, wie Tieck im Gegensatz zu jenen früheren Beurteilern „Lovell aufgefaßt wissen will" (Jr. S. 9, 11, 412), dieses Urteil außerdem durch einen in diesem Zusammenhang besonders wichtigen Brief Tiecks an Solger erhärtet habe (Jr. S. 24), der von allen früheren Beurteilern übersehen worden ist und unbegreiflicherweise auch von Wüstling, der die alte Streitfrage von neuem anschneidet, wieder unberücksichtigt bleibt.

Wird Wüstling dem Helden Tiecks in höherem Grade gerecht, so bedeutet das noch nicht, daß er in Lovell den Träger der besseren Überzeugungen Tiecks sieht, daß er, wie ich in der „Ironie", glaubt, Tieck erkläre sich für Lovell und mit ihm gegen Mortimer und die Seinen, daß diese es sind, an denen Tieck nach seinen eigenen Angaben „die Enthüllung der Heuchelei, Weichlichkeit und Lüge" habe vollziehen wollen. In dieser entscheidenden Frage für die Beurteilung der ganzen Dichtung fällt Wüstling wieder ganz in die, wie es mir erscheint, engherzige Auffassung der früheren Beurteiler zurück, sieht in der Gruppe um Mortimer die Träger der Überzeugung Tiecks und läßt diesen an Lovell, dem „guten Lovell", wie Tieck ihn in dem Brief an Solger doch genannt hat, das „furchtbare Gericht" vollziehen, als welches Köpke es mit Übertreibung bezeichnet hat.

Wüstling sucht seine Ansicht durch eine „Analyse des Romans", die er im zweiten Kapitel gibt, zu rechtfertigen. Man kann zunächst in Frage stellen, ob dieses zweite Kapitel überhaupt als eine Analyse des Romans anerkannt werden darf. Wüstling analysiert nicht die Dichtung als Ganzes, sondern jeden einzelnen Charakter der Dichtung. Unter diesen Einzelanalysen scheint mir als eine Analyse des Romans höchstens die eine Analyse des Helden William Lovell mit Einschränkung gelten zu können, weil Lovell hier in einer gewissen Entwicklung dargestellt wird, die sich mit der Haupthandlung des Romans als solchem im wesentlichen deckt. Ich habe in meiner „Ironie" diese selbe Entwicklung weiter ausgeführt und daneben nur noch in einem besonderen Abschnitt Balder, einer Nebenfigur des Romans, beiläufig eine kleine Sonderbetrachtung gewidmet, der ich entfernt nicht die Bedeutung einer „Analyse" jemals gegeben haben würde. Wüstling spricht nun von den zwei Analysen meines Buches (S. 182 ff.). Man sollte glauben, er meine die deskriptive Betrachtung und die genetische Betrachtung des „William Lovell" im

erſten und im fünften Kapitel der „Ironie“; denn das ſind in der Tat zwei Analyſen des Romans. Wüſtling denkt bei Analyſen aber gar nicht an den Roman als Ganzes, ſondern immer nur an einzelne Charaktere, und verſteht daher unter den beiden Analyſen: meine Darſtellung der Entwicklung des Helden und meine beiläufige Betrachtung Balders. Nun will ich auf die Analyſe Balders nicht einmal Gewicht legen, ich will ſtatt der elf Analyſen Wüſtlings nicht zwei, ſondern nur eine einzelne Analyſe, die des Helden und Trägers der Haupthandlung gegeben haben. Wüſtling macht mir dieſe Beſchränkung zum Vorwurf. Die Nebenhandlung werde von mir dadurch zu ſehr vernachläſſigt und ihre Bedeutung unterſchätzt, wie er glaubt. Ich kann als beſter Kenner meines eigenen Buches Wüſtling ohne weiteres zugeben, daß hier tatſächlich die größte Schwäche der „Ironie“ liegt. Ich hatte urſprünglich neben der Beſprechung der Haupthandlung des Romans noch eine beſondere Beſprechung der Nebenhandlung beabſichtigt. Bei der Darſtellung der Haupthandlung kam ich aber zu der Einſicht, daß Haupt- und Nebenhandlung im „William Lovell“ in ſo enger Wechſelbeziehung ſtehen, daß eine getrennte Behandlung — will man ſich nicht wie Wüſtling auf Analyſen einzelner Charaktere beſchränken — gar nicht möglich iſt. Die Darſtellung der Haupthandlung nötigte mich, bereits ſo häufig auf die Nebenhandlung einzugehen, daß das weſentlichſte über ſie bereits geſagt war, ehe ihre beſondere Beſprechung in Angriff genommen werden konnte. Ich entſchloß mich daher, dieſe ganz fallen zu laſſen. Dadurch iſt etwas Unausgeglichenes in die Darſtellung gekommen. Hätte der Plan ſich nicht beim Schreiben geändert und ändern müſſen, hätte die Anlage von vornherein eine andere ſein können, dann wäre der Schlußabſchnitt „Enthuſiasmus und Reſignation“ (S. 473 ff.) unnötig geweſen, mit dem jetzt nur noch nachträglich ein gewiſſer Ausgleich zwiſchen Haupt- und Nebenhandlung künſtlich wieder angeſtrebt wurde. Um zu Wüſtling zurückzukommen, muß ich nun aber dennoch ſagen, daß mir mit meiner einzigen Analyſe Lovells, wie Wüſtling ſie auffaßt, trotzdem mehr erreicht zu ſein ſcheint, als mit ſeinen elf Analyſen; denn durch die Notwendigkeit, bei dieſer Analyſe des Charakters Lovells oder der Haupthandlung des Romans auf die Nebenhandlung ſo vielfältig eingehen zu müſſen, iſt trotz Wüſtlings Zweifel (S. 184) eine innere Beziehung zwiſchen Haupt- und Nebenhandlung zutage getreten, die es berechtigt erſcheinen läßt, meine Analyſe in der Tat nicht nur als die des Einzelcharakters Lovells, ſondern als eine ſolche des Romanganzen zu bezeichnen. Eine ſolche innere Beziehung zwiſchen Haupt- und Nebenhandlung vermögen die Einzelanalyſen Wüſtlings nicht darzuſtellen. Vielmehr gelingt es Wüſtling, Haupt- und Nebenhandlung nur in ſehr äußerliche Beziehungen zu bringen.

Wüſtling glaubt, auf die ſelbſtändige Analyſe einiger Charaktere des Romans verzichten zu dürfen, weil ſie nur ein Schattendaſein im

ganzen der Dichtung führen (S. 11, 1). Die übrigbleibenden elf Charaktere teilt Wüstling nicht in zwei Gruppen nach Haupt- und Nebenhandlung, sondern in drei Gruppen. Er geht dabei von einer Äußerung Tiecks aus (S. 3 ff.), die er dahin deutet, Tieck habe mit seinem Roman einmal gegen die einseitigen Vertreter einer reinen Verstandeskultur (Rationalismus), dann ebenso gegen die Vertreter einer einseitigen Gefühlskultur (Sturm und Drang) angehen wollen. Wüstling will demnach in die beiden ersten seiner drei Gruppen diese beiden Arten der von Tieck abgelehnten Charaktere zusammenfassen, in der dritten alsdann die von Tieck den beiden vorigen als vorbildlich gegenübergestellten. Ob diese Gruppenbildung eine glückliche ist, ist sehr die Frage.

Die Einteilung der Charaktere des „William Lovell" ist in der Tat eine sehr schwierige. Bei einem Versuch wird man sehr bald erkennen, daß die zunächstliegende, freilich sehr äußerliche Zweiteilung der Personen nach Haupt- und Nebenhandlung mit den Hauptvertretern Lovell und Mortimer nicht genügt. Der alte Burton ist in dieses System nicht unterzubringen. Er steht in einem so großen Gegensatz zu der Gruppe um Mortimer, daß er mit dieser nicht vereinigt werden darf, und der Haupthandlung, die sich um die Person Lovells kristallisiert, steht er ganz fern. So führt auch diese Betrachtung zu einer Dreiteilung nach den Charakteren Burton, Lovell und Mortimer, wie sie bei Wüstling ja auch in getrennten Gruppen erscheinen. Aber daß sie eben in Gruppen erscheinen, ist insofern bedenklich, als Burton gar nicht gruppenbildend zu bewerten ist. Er steht im Roman durchaus allein. Daß er bei Wüstling in einer ganzen Gruppe erscheint, liegt an dem geschilderten Motiv, das Wüstling seiner Einteilung zugrunde gelegt hat. Diese Einteilung erweist sich bei der Durchführung aber als eine gewaltsame, die den inneren Verhältnissen keineswegs entspricht. Tatsächlich bleibt die äußere Gruppierung nach Haupt- und Nebenhandlung mit einer Sonderstellung Burtons dennoch die einzig mögliche.

Wüstlings erste Gruppe soll die Vertreter der „verstandestüchtigen Aufklärung" (S. 12) in sich vereinigen. Hier erscheinen mit Burton Rosa und Andrea vereint. Zunächst möchte man doch sehr bezweifeln, daß die Vertreter der reinen Verstandeskultur in einem Mann wie Andrea einen der ihren anerkannt haben würden. Wüstling zieht es deshalb auch vor, der ganzen Gruppe einen umfassenderen Namen zu geben, er nennt sie „Die Egoisten und Freigeister". Wieder fragt man sich, warum dann Lovell nicht in dieser Gruppe erscheint. Wüstling bringt ihn mit Balder und Emilie Burton in die zweite Gruppe, die der Vertreter einer „absoluten Herrschaft des Gefühls" (S. 13), die er dann „Die Schwärmer" nennt, und in der Lovell dann freilich auch schlecht zu entbehren wäre. Will man die Einteilung Wüstlings machen, dann gehört Lovell eben in beide Gruppen, der beste Beweis, daß die Wüstlingsche Einteilung gar

nicht ſcheidet, ſondern zerreißt, wie wir immer wieder ſehen werden, und damit auch gar nicht beweiskräftig für den „Gehalt“ der Dichtung iſt (S. 71 ff.), wie Wüſtling dieſen auffaßt und doch gerade durch ſeine Gruppierung dartun möchte.

Betrachten wir die erſte Gruppe näher. Wenn man von Roſa vorerſt abſieht, dann iſt zu bedenken, daß Burton und Andrea ſoviel Weſensverſchiedenheit zeigen, daß ſie kaum noch zuſammen in eine Gruppe zu paſſen ſcheinen; daß Andrea unter gewiſſen Geſichtspunkten eben mit Lovell in eine Gruppe zu gehören ſcheint, was man von Burton wieder nie wird ſagen können. Wenn die erſte Gruppe „Egoiſten und Freigeiſter“ genannt wird, dann müßten die Perſonen in ihr Charakteren entſprechen, die ſich bewußt der neuen bürgerlichen Moral der Aufklärung entgegenſtellen. Da dieſe, die Tugend im bürgerlichen Sinne, auf dem neuen ſozialen Gefühl beruht, das ſich erſt in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts entwickelt hat, ſo müßte es ſich um Charaktere handeln, wie ſie erſt in der zweiten Hälfte, früheſtens in der Mitte des Jahrhunderts hervorzutreten beginnen. Das mag von Andrea gelten. Burton dagegen erſcheint doch faſt wie der Spätling einer noch älteren Generation von Charakteren. Er hat noch etwas von dem ſogenannten „politiſchen Menſchen“ an ſich, der der ganzen bürgerlich-ſozialen Entwicklung vorangegangen war und, von keines ſozialen Gedankens Bläſſe angekränkelt, ſeine utilitariſtiſche Lebensanſchauung auswirkte, dem jede Kabale („Lüge“) zur Verfolgung ſeiner egoiſtiſchen Zwecke gut war. Es iſt in dieſem Zuſammenhang bezeichnend, daß Burton ſich während ſeines ganzen Lebens den Charakter Cromwells, alſo den einer ſehr viel älteren Zeit zum Muſter gewählt hat (Lov. II, 421). Er will ſich glaubhaft machen, jeder habe bei allen ſeinen Handlungen ſtets einen beſtimmten Zweck im Auge, nämlich den, die anderen zu hintergehen (Wüſtl., S. 14). Er iſt noch ganz der völlig iſolierte Menſch im Sinne des Lamprechtſchen Zeitalters eines rein individuellen Seelenlebens, wenn er ſagt: „Jeder redet im Grunde eine Sprache, die von der des anderen völlig verſchieden iſt“ (II 409), und damit zu dem Schluß kommt, daß der Menſch nur die Möglichkeit hat, ſich und ſeinen Vorteil zur Norm für ſeine Handlungen zu machen. Jede Gefühlsregung iſt ihm noch völlig fremd. Er braucht das Gefühl, d. h. ein entwickelteres Gefühl im Sinne des fortgeſchrittenen achtzehnten Jahrhunderts gar nicht erſt in ſich zu ertöten, wie Wüſtling es für die Charaktere ſeiner ganzen erſten Gruppe (S. 12) allgemein vorausſetzt. Er ſteht daher den Verhältniſſen mit einer abſoluten Gelaſſenheit gegenüber, die es ihm möglich macht, ſie zu berechnen und zu beherrſchen, anſtatt von ihnen beherrſcht zu werden. Er iſt meinetwegen, mit Wüſtling (S. 17) zu reden, ein Schurke, wenn wir ihn mit den ſittlichen Maßſtäben unſerer Zeit meſſen, oder auch bereits vom Standpunkt Karl Wilmonts (I 133) und der ganzen Generation Eduards

(I 105), aber es wäre unhistorisch, ihn aus der Zeit des politischen Menschen, in der er wurzelt, so zu nennen. Wenn Wüstling (S. 18) glaubt, daß Tieck habe zeigen wollen, daß Gewissen und Gefühl trotzdem doch auch bei Burton zu ihrem Rechte zu kommen suchen, so verkennt er, wie mir scheint, hier die Motive der Äußerungen, die er anführt, nachdem er Seite 15 bereits Burtons eigene materialistische Erklärungen dafür angeführt hatte. Wenn Burton dafür sorgen will, daß niemandem die Betrachtungen über seine Lehrstunden in die Hände fallen (II 397 f.), dann will er nicht aus einem Gefühl der Scham dafür sorgen (Wüstling S. 18), sondern lediglich, damit ihm niemand in die Karten guckt.

Ich gebe dem Charakter Burtons eine andere Deutung wie Wüstling. Wenn angezweifelt werden sollte, ob Tieck wirklich 1795 noch Vertreter des ehemaligen politischen Menschen habe wahrscheinlich machen wollen, so sei nur darauf hingewiesen, daß Lessing und der junge Schiller uns vor Augen geführt haben, daß solche Spätlinge der Kabale in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch sehr wohl wahrscheinlich waren. Sie sind darum freilich keine zeitgemäßen Erscheinungen mehr. Sie müssen aufgefaßt werden als seltene Vertreter einer älteren, wesentlich schon vergangenen Generation. Daß es sich bei Burton um einen solchen handelt, hat Tieck selbst empfunden, wenn er ihn sagen läßt: „Es muß aber doch Menschen geben, die auf dieselben Gedanken (wie Burton) gefallen sind, und ich fürchte mein Vater und die mehresten alten Herren, die ihn besuchen, gehören zu diesen" (II 399). Warum sollten solche Spätlinge am Ende des Jahrhunderts auch nicht mehr denkbar sein? Leben doch unter uns, besonders auf dem Lande und in katholischen Gegenden, heute noch Menschen mit einem sogar ganz mittelalterlichen Seelenleben. Die Gesellschaft einer Zeit setzt sich nicht zusammen aus Vertretern des für diese Zeit als einem neuen besonders charakteristischen Seelenlebens, vielmehr sind diese als an der Spitze der Entwicklung voranschreitende in der Regel sogar in der Minderheit. Ihre seelische Haltung setzt sich vielmehr erst in der breiten Masse in höherem Grade durch, wenn diese Haltung bereits nicht mehr als jüngste in der Entwicklung die für die Zeit geschichtlich charakteristischeste ist, weil sie bereits von den Entwicklungsfähigsten in einer abermals neueren überholt ist. So sind in jeder Zeit Vertreter aller früheren Entwicklungsstufen möglich und die der verschiedenen jüngeren Stufen sogar besonders wahrscheinlich. Wir haben daher in einem Roman von 1795 von vorneherein nicht nur den Menschen von 1795 zu erwarten. Wir brauchen uns gar nicht zu wundern, nebeneinander etwa den politischen Verstandesmenschen (Burton) aus dem Anfange des Jahrhunderts, den empfindsamen Aufgeklärten (Eduard) aus der Mitte des Jahrhunderts, den leidenschaftlichen Gefühlsmenschen der Siebzigerjahre (fehlt allerdings), den Enthusiasten des Gefühls und Intellekts (Lovell) des ausgehenden Jahrhunderts, wie auch

den Vertreter der Reſignation (Mortimer) dieſer ſelben Zeit zu finden. Niemals finden wir im Roman von 1795 aber den Menſchen von 1912. Wüſtling aber, dem jede Vorſtellung von einer charakterologiſchen geſchichtlichen Entwicklung abgeht, der eine abſolute Vorſtellung vom Menſchen hat, als ob dieſer keiner allgemeinen Entwicklung unterworfen wäre, beurteilt jeden Charakter des Romans nach dem Menſchen von heute, vermag daher den Romanfiguren nicht immer gerecht zu werden und rückt die ganze Dichtung dadurch in eine ſchiefe Beleuchtung. Er fällt damit wieder in den alten Fehler früherer Beurteiler zurück, den er ſelbſt gerügt hatte.

Andrea, der mit Burton bei Wüſtling in einer Gruppe erſcheint, iſt ein ganz anderer Charakter als jener. Er hat, wie Wüſtling betont, ſogar eine Entwicklung durchgemacht (S. 24), und zwar, wie man hinzufügen kann, dies eben im Gegenſatze zu Burton; denn er wurzelt urſprünglich eben in einem ganz anderen Boden als der verſtandesmäßig politiſche Menſch. Andrea paßt deshalb ſchon ſchlecht in Wüſtlings erſte Gruppe der Vertreter der reinen Verſtandeskultur, in der, will man ſie gelten laſſen, Burton ganz allein ſtehen müßte. Seite 75 erſcheint Andrea dann auch tatſächlich einmal bei Wüſtling in der zweiten Gruppe. Die ganze Gefühlsentwicklung des achtzehnten Jahrhunderts muß bereits für die Grundlagen des Charakters Andreas vorausgeſetzt werden. Er war ſchon über Empfindſamkeit und Leidenſchaft hinaus, er war urſprünglich Enthuſiaſt im Sinne des ausgehenden Jahrhunderts. Als ſolcher ſtand er den Dingen nicht gelaſſen gegenüber, beherrſchte ſie nicht, ſondern wurde von ihnen beherrſcht, betrog nicht, ſondern wurde betrogen. Er gehört damit in den Grundlagen ſeines Weſens ſchon ganz der Generation der Romantiker an, denen Ricarda Huch vorgeworfen hat, daß ſie „nicht leben, ſondern gelebt werden" (vgl. auch Walzel, Romantik 1912, S. 153). Er iſt unter den Perſonen des Romans dem Alter nach der erſte, den die große Sehnſucht nach der verloren gegangenen Kraft ergreift, über die Burton, jener Spätling einer vergangenen Zeit noch verfügt, ſeine Verhältniſſe unbeirrt von rechts und links geſtalten zu können. In dieſem, wie mir ſcheint, ungleich tieferen pſychologiſchen Zuſammenhang ſehe ich den künſtleriſchen Grund für die Einführung des Charakters Burtons in den Roman ganz anders als Wüſtling (S. 19), bei dem ſich die Charaktere jenem doktrinären Syſtem fügen müſſen, das er nicht aus der Dichtung heraus analyſiert hat, ſondern mit dem er, lediglich einer nachträglichen Äußerung Tiecks folgend, von vornherein von außen an den Roman hinantritt, ja, das er dieſem gewiſſermaßen gewaltſam aufpreßt. Burton verkörpert nach meiner Anſicht den Enthuſiaſten, vor allen Dingen Lovell gegenüber ein verloren gegangenes Ideal. Daß Burton von ſeiner Fähigkeit einen ſchlechten Gebrauch macht, ändert an dieſer

Tatsache nichts. Über die psychologischen Voraussetzungen für die künstlerische Gestaltung Burtons als Romanfigur habe ich mich in der „Ironie" S. 353 näher ausgesprochen, damit auch in diesem Punkte über die eine Analyse des Charakters Lovells hinausgehend.

Andrea strebt aus der Abhängigkeit, aus der Passivität herauszukommen, wie nach ihm noch vielmehr Lovell. In den gleichen Voraussetzungen und in diesem gleichen Streben liegt die innere Wesensverwandtschaft beider, das, was Andrea ebenso wie Lovell von Burton trennt; denn dessen Voraussetzungen sind eben ganz andere, ein auf Entwicklung zielendes Streben wäre für ihn ganz sinnlos. Andrea strebt danach, gleich einem Burton zu herrschen, anstatt beherrscht zu werden. Diesem Zwecke dient, wie Wüstling richtig zeigt, seine ganze Philosophie. Wüstling stellt ja zwar rein tatsächlich fest, daß Andrea nach Herrschaft über die Menschen strebt (S. 26); aber mit der tatsächlichen Feststellung ist wenig getan: denn sie ist unverständlich. Will man überhaupt von diesem Streben sprechen, dann muß man auch die psychologischen Motive dieses Strebens in einem entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhange nachweisen, wodurch es überhaupt erst verständlich wird; denn dieses Streben ist doch, aus dem geschichtlichen Zusammenhang losgelöst, nichts weniger als selbstverständlich. Ich habe die geschichtspsychologischen Motive dieser zeitcharakteristischen Erscheinung für die Person Lovells in meiner „Ironie" dargestellt. Die Motive sind bei Andrea dieselben wie bei Lovell. Wüstling hätte sich diese Erklärungen zunutze machen oder sich mit mir auseinandersetzen müssen. Man sollte meinen, daß es sich nach meiner „Ironie" niemand mehr mit einer Analyse des „William Lovell" so leicht machen sollte.

Andrea erreicht das Ziel seines Strebens nach Herrschaft über andere in viel höherem Grade als Lovell, wird dieser doch von ihm beherrscht. Durch dieses relative Maß von Herrschaft über andere ähnelt Andrea auf den ersten Blick Burton. Deshalb erscheint er wohl auch bei Wüstling mit Burton in einer Gruppe. Wieder ist es aber auch sehr charakteristisch, daß Andrea sein Ziel niemals in gleichem Maße erreicht, wie es für Burton von vornherein gegeben ist. Er erkennt selber an, daß Burton, wiewohl dieser an Jahren jünger ist, ihm von jeher „überlegen" war (III 424). Andrea gelangt nur bis zu einem beschränkten Grade zur Herrschaft. Die Voraussetzungen seines Charakters wirken störend hierbei. Burton sagt von seinem Standpunkt aus von ihm: „zum Umgange mit Menschen ist er verdorben" II 417. Er ist eben nicht mehr der politische Verstandesmensch einer älteren Zeit, er ist ursprünglich der enthusiastische Mensch des ausgehenden Jahrhunderts, und nun wirken auch bereits andere Motive aus dem Seelenleben der letzten Generation dieses Jahrhunderts mit in ihm. Er spielt letzten Endes mit den Menschen ebenso wie Lovell. Burton spielt nicht mit den Menschen, deshalb kann er sie

ganz anders faſſen. Und nun erfüllt Andrea ſchließlich ebenſo wie Lovell in dem Gefühl ihrer endlichen Ohnmacht die Wut. Die Stimmung der Rache, der Menſchenfeindſchaft taucht in ihnen auf. Um ſich zu rächen, ſuchen ſie zu zerſtören, immer mit dem entſprechenden Gradunterſchiede zwiſchen Andrea und Lovell. Damit kommt jener eigentümlich nihiliſtiſche Zug in den Roman. Wieder erſcheinen hier Lovell und Andrea innerlich verwandt. Burton ſteht ganz anders da. Er haßt die Menſchen nicht, er verachtet ſie nur. Er will die Menſchen nicht zerſtören, er will ſie nur betrügen. Ihn leitet ja doch der Egoismus; und weil er dieſem zu genügen weiß, verliert er ſich auch nicht wie jene an andere Motive, die mit ſeinem materiellen Nutzen gar nicht in Einklang zu bringen wären. Andrea iſt in Burtons Auge deswegen ein „Narr“ (II 417). Der Italiener Adriano ſieht in ihm „nichts als einen gefährlichen philoſophiſchen Charlatan: er iſt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, die Skizze zu einer koloſſaliſchen Figur, aber die Vollendung, die Verteilung des Lichtes und Schattens fehlt ihm gänzlich“ (III 168). Burtons größte Widerſacher würden ihm nie nachſagen, daß er ein Narr oder Scharlatan ſei. Sie ſehen in ihm einen ſchlechten Menſchen (I 105) oder einen gemeinen Menſchen (I 133), aber er bleibt in ſeiner Art doch immer ein ganzer Kerl, in ſeiner Art der einzige in ſich vollendete Charakter des ganzen Romans.

Wüſtling ſieht den Grund zur Einführung der Figur Andreas in den Roman im Sinne ſeines vorausgeſetzten Syſtems darin, daß Tieck habe zeigen wollen, wie einſeitige Verſtandesbildung Andrea um alle Menſchenwürde gebracht habe, ihn in Materialismus und brutale Machtmoral habe verfallen laſſen und ihn zur Menſchenverachtung habe führen wollen (S. 30). Wer ſagt uns denn aber, daß Tieck damals, als er den Roman ſchrieb, wirklich in der Machtmoral und Menſchenverachtung etwas ſo Minderwertiges geſehen habe? Was die Machtmoral anbetrifft, ſo möchte das zum mindeſten ſehr zweifelhaft erſcheinen, da der Drang, aus der Abhängigkeit heraus zur Herrſchaft über die anderen zu gelangen, das ganze Syſtem des Romans beherrſcht, wie ich in der „Ironie“ gezeigt habe, ohne daß Wüſtling es zu widerlegen vermocht hätte. Ich ſehe daher auch wieder den künſtleriſchen Grund für die Einführung des Andrea in den Roman in ganz anderen Umſtänden als Wüſtling. Andrea iſt überhaupt keine ſelbſtändige Perſon. Tieck bedurfte ſeiner nur als Mittel zum Zweck, um die Abhängigkeit Lovells durch ihn um ſo größer erſcheinen zu laſſen. Ich habe dieſe künſtleriſche Abſicht Seite 445 der „Ironie“ angedeutet, damit die Bedeutung der Figur Andreas zeigend und auch hier wieder über die eine Analyſe des Charakters Lovells hinausweiſend auf den Zuſammenhang des Romanganzen.

Neben Burton, der alle beherrſcht, und Andrea, der viele beherrſcht, ſteht Roſa bei Wüſtling mit in derſelben Gruppe. Roſa iſt der Schüler

und Gehilfe Andreas. Er beherrſcht Lovell, oder vielmehr Andrea beherrſcht Lovell durch Roſa. Damit iſt der künſtleriſche Grund für die Einführung der Figur Roſas gegeben. Wüſtling will uns aber glauben machen, Tieck habe Roſa wiederum nur geſchaffen, um uns ein neues abſchreckendes Beiſpiel des reinen Verſtandesmenſchen vor Augen zu ſtellen. Um dies zu beweiſen, muß Wüſtling Roſas Charakter analyſieren, und zwar mit vorausgeſetztem Ziel: eben als Verſtandesmenſch. Er gibt zwar in einer Fußnote (S. 20) zu, daß es bei der Abhängigkeit Roſas von Andrea ſchwer ſei, deſſen eigene Anſichten von denen Andreas zu ſcheiden. Es kommt hinzu, daß Roſas Mittel, andere zu beherrſchen, darauf beruht, ihnen immer nach dem Munde zu reden, ihnen immer nur ihre eigenen Anſichten entgegenzubringen. Da Roſa Lovell beherrſcht oder für Andrea beherrſchen ſoll, ſind alle ſeine Äußerungen bei ſeiner Methode gar nicht ſtichhaltig, ihn ſelbſt, ſondern immer nur Andrea einerſeits, vor allen Dingen aber Lovell andererſeits zu charakteriſieren (vgl. Jr. S. 375), welch letzterer bei Wüſtling gar nicht mit Roſa in einer Gruppe ſteht. So kommt denn auch gar nichts bei dieſer Analyſe heraus. Was Wüſtling von Roſa ſagt, läßt ſich nicht gerade als falſch widerlegen, es fehlt ihm aber auch jede Beweiskraft, vor allem jede Beweiskraft im Sinne des von Wüſtling verfolgten Syſtems als Beleg für die künſtleriſchen Abſichten Tiecks mit der Einführung dieſer Figur.

Wir kommen zur zweiten Gruppe, die nach den Intentionen Wüſtlings die einſeitigen Gefühlsmenſchen darſtellen ſoll. Balder wird zuerſt analyſiert (S. 30 ff.). Die wechſelnden Zuſtände ſeiner ſeeliſchen Verfaſſung werden uns rein tatſächlich mitgeteilt; aber die pſychologiſchen Erklärungen für dieſe Erſcheinungen werden nicht gegeben, und doch ſind dieſe gerade ſtark von äußeren Umſtänden bedingt, mithin auch ganz nach dieſen Bedingungen zu bewerten, während bei Wüſtling alle Erſcheinungen abſoluten Wert zu haben ſcheinen. Gerade an Balder zeigt ſich, wie die ganze poſitive ſeeliſche Verfaſſung des enthuſiaſtiſchen Menſchen von damals abhängig von ſeinen Beziehungen zu anderen Menſchen iſt, wie Störungen dieſer poſitiven Verfaſſung lediglich Äußerungen eines Verluſtes dieſer Beziehungen ſind (vgl. Jr. S. 421 u. 428). Wenn Wüſtling endlich zu dem Schluß kommt, daß Tieck Balder ablehne, weil ſeine Weſensart zu Wahnſinn und Verachtung des irdiſchen Daſeins führe (S. 35), ſo iſt wieder die Frage aufzuwerfen, ob Tieck denn tatſächlich darin Minderwertigkeiten geſehen habe. Für den Wahnſinn iſt das recht ſehr zu bezweifeln. Ich berufe mich dafür auf die Belege, die ich Ironie S. 423, Anm. 1 bereits gegeben habe (vgl. auch Wüſtling ſelber S. 187).

An zweiter Stelle ſteht Emilie Burton in dieſer Gruppe (S. 35 ff.). Sie erſcheint zunächſt nichts weniger als eine Schwärmerin. Wüſtling ſieht ein „geſundes Gleichgewicht von Gefühl und Einſicht“ in ihr (S. 36), das ſie eigentlich in die dritte Gruppe verweiſen müßte. Tat-

ſächlich gehört ſie auch an die Seite der Eduard, Mortimer und Amalie. Wenn Wüſtling ſie trotzdem in die zweite Gruppe ſetzt, ſo tut er das nur um der ſeeliſchen Haltung willen, die Emilie von dem Augenblicke an zeigt, wo Lovell in ihren Lebensweg getreten iſt. Er überſieht nur, daß ſie nun aber ſo unter der Suggeſtion, die von Lovell auf ſie ausgeht, ſteht, daß aus allen ihren Äußerungen gar nicht mehr ſie ſelbſt, ſondern Lovell ſpricht. Tieck ſoll uns nach Wüſtlings Anſicht haben zeigen wollen, daß ihre ungezügelten Empfindungen ihr zum Verhängnis wurden, weil ſie dieſe mit Unterdrückung der prüfenden Stimme des Verſtandes zu hoch ſchwellen ließ (S. 37). Tatſächlich beweiſt er nur, daß Emilie ſich auf ihren Verſtand, mit dem ſie ſich beſonders Amalie gegenüber aufgeſpielt hat, viel zu viel eingebildet hat, wie er denn überhaupt das Unechte, Eingebildete ihrer ganzen Weſensart enthüllt, indem er ihren Hochmut, ihre eingebildete Sicherheit zu Fall kommen läßt. Tieck geht ebenſo gegen das Unechte, Eingebildete ihres Verſtandes, wie gegen das Unechte, Eingebildete ihrer Gefühle vor. Als Beiſpiel für die einſeitigen Gefühlsmenſchen iſt Emilie nicht zu verwerten. Auch hier rächt ſich wieder das Gewaltſame der Konſtruktion Wüſtlings.

Es folgt die Analyſe Lovells. Die verſchiedenen Stadien ſeiner Entwicklung werden vorgeführt. Wiederholt ſtellt Wüſtling bei ihm eine Schwäche des Willens feſt (S. 38 ff.), als ob er über einen Charakter unſerer Tage ein abſolutes Urteil zu fällen hätte, und als ob nicht gerade dieſe Schwäche des Willens etwas ſo ſehr hiſtoriſch Bedingtes wäre. Lovell kommt durch die Blainville zu Fall. Daß dieſem Ereignis im Roman nicht nur eine negative, ſondern gleichzeitig eine poſitive Bedeutung beikommt, daß der weltfremde Lovell dadurch belehrt und der Welt im guten Sinne wiedergegeben wird, überſieht Wüſtling. Vor allem überſieht er ſodann die tieferen pſychologiſchen Motive, die Lovell dazu führen, ſich dem Genuß in die Arme zu werfen. Ich habe im erſten Kapitel der „Ironie“ ſo ausführlich dargetan, daß es ſich dabei nicht um eine niedere Sinnlichkeit handle, ſondern um eine Notwendigkeit der geiſtigen Selbſterhaltung, daß es nachgerade recht befremdlich erſcheint, wie man hinterher noch wagt, eine Analyſe des William Lovell ſo leicht zu nehmen, ohne ſich mit mir auseinandergeſetzt zu haben. Lovell erſcheint in Wüſtlings Analyſe in einer vollſtändig falſchen moraliſchen Beleuchtung. Ohne pſychologiſche Erklärungen für ſeine Handlungsweiſe müßte man ihn freilich ſo abfällig beurteilen, wie frühere oberflächliche Beurteiler das getan haben. Zu dieſen möchte Wüſtling doch aber nicht gehören. Noch ſchlimmer verſchiebt ſich das Bild in Wüſtlings Analyſe von dem Augenblicke an, wo Lovell wieder nach England kommt. Daß er jetzt geradezu unter einer Art pathologiſchen Zwanges ſteht, davon ſagt Wüſtling dem Leſer nichts. Was muß dieſer ſich denken, wenn er hört, daß Lovell nun Emilie verführt? Was muß er ſich denken, wenn Wüſtling erzählt: „Zur weiteren

Bereicherung seiner Erfahrungen tritt er jetzt auch noch einer Räuberbande bei. Warum nicht einmal Stehlen und Morden aus Beruf?" (S. 54). Sollte man nicht glauben, Lovell würde aus freiem eigenen Entschluß ein Räuber? Und Lovell vermag doch gar keine Entschlüsse zu fassen. Er lebt nicht, er wird nur gelebt, er wird Räuber und weiß selbst nicht wie. Und das künstlerische Motiv Tiecks ist dabei, doch nur zu zeigen, daß Lovell nicht einmal zu diesem Handwerk brauchbar ist (III 292), weil er zu nichts brauchbar ist, da er die Dinge seiner Umgebung nicht beherrscht, sondern von ihnen beherrscht wird, und vergebens aus seiner Passivität strebt.

Wüstling endet: „Das Extreme in Gefühl und Verstand wurde Lovells Verhängnis" (S. 56). Das läßt sich hören. Aber Lovell sollte doch als Beispiel der einseitigen Gefühlsmenschen vorgeführt werden. „Der Dichter zeigt: alles war eitel. Er dachte zu viel und fühlte zu stark und war zu wenig tätig". Es wäre kühn, von einem Menschen wie Lovell, wenn man ihn unter den historischen Bedingungen seiner Zeit betrachtet, Tätigkeit zu erwarten. Aber Wüstling sieht ihn freilich nicht historisch, sondern absolut. Tieck zeigt aber auch gar nicht, daß Lovell zu wenig tätig war, sondern er zeigt, weshalb Lovell nicht tätig sein konnte. Tieck liegt jeder Vorwurf, jede Absicht, ein warnendes Beispiel aufzustellen, fern. Wenn Wüstling die Absichten des Dichters nicht hat erkennen können, dann hätte er sie in der „Ironie" ausführlich beschrieben finden können. Dort findet er auch S. 471, warum die Helden der Romane der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zur Erfüllung jedes praktischen Berufes innerlich unfähig sind. Er hätte dies wenigstens bei seinen eigenen Betrachtungen über die Berufslosigkeit (S. 74) in Rücksicht ziehen sollen. Schließlich wirkt der moralisierende Ton bei Wüstling fast peinlich, wenn es heißt: „Hier zeigt sich wieder deutlich, wohin Ungenügsamkeit und angemaßte Götterkraft führen: zur Verachtung jedes Menschenwertes, des eigenen wie des fremden". Allerdings spricht sich ein tiefer Pessimismus in der Beurteilung des Menschenwertes durch die Figur des William Lovell aus. Aber wer sagt uns denn, daß Tieck im Pessimismus etwas grundsätzlich Minderwertiges gesehen hat, etwas, das wie eine Strafe droht für ungezogene Kinder?

Wüstling kommt nun zur dritten Gruppe, der positiven Gruppe, in der ein Ausgleich zwischen Verstand und Gefühl stattgefunden hat, wie er meint (S. 56). Er bespricht zunächst Eduard und zitiert verschiedene lobende Äußerungen anderer Personen des Romans über ihn, woraus er den Schluß zieht: „Wenn Tieck den Eduard mit so vortrefflichen Eigenschaften ausstattet, so wird das, was er verteidigt, auch wirkliche Lebenswerte enthalten" (S. 57). Wüstling vergißt nur, daß es sich um einen Briefroman handelt, in dem folglich nur subjektive Ansichten der Briefschreiber zum Ausdrucke gelangen, hinter denen sich im Sinne höherer romantischer Ironie die eigene objektive Beurteilung des Dichters hier

wie überall verbirgt. Wüſtling zeigt dann, daß Eduard ein weiches Herz hat, er ſollte ruhig ſagen: Ein ſo weiches Herz, daß er aus der ſeeliſchen Verfaſſung unſerer Zeit überhaupt nicht mehr zu verſtehen iſt, ſondern nur aus der Zeit jener ſentimentalen Empfindſamkeit der Mitte des 18. Jahrhunderts, wo ſich die unperſönliche Gefühlsſchwelgerei überhaupt noch nicht zu einer Kraft ſtarken und perſönlichen Gefühls aufgerafft hatte. Aber ſolche Unterſchiede kennt Wüſtling nicht. Für ihn iſt der Menſch von damals und von heute ja ein und derſelbe, für ihn gibt es nur einen abſoluten, unhiſtoriſchen Menſchen. Das ſtarke perſönliche Gefühl ſchließt aus, um ſich auf ein beſtimmtes Ziel um ſo ſtärker zu richten, es wird damit zur Leidenſchaft. Eine ſolche ausſchließende Leidenſchaft würde dem empfindſamen Eduard gar nicht genügen. Er möchte jeden lieben, und wäre er ſein eigener Mörder!

Wüſtling bringt einen ganz falſchen unhiſtoriſchen Begriff in dieſen empfindſamen Charakter, wenn er von Eduard ſagt: „Trotz dieſer gefühlszarten Anlage beſitzt er die glückliche Gabe der mâze“ (S. 57). Es ſtellt die Dinge geradezu auf den Kopf, wenn Wüſtling fortfährt: „Übertreibung zärtlicher Gefühle, auch ſeinem beſten Freunde gegenüber, erſcheint ihm tadelnswert“. Wüſtling beruft ſich dabei auf III 142. Dort klagt ſich Eduard nun gerade im Gegenteil an, Emilie und Lovell gegenüber „immer zu kalt“ geweſen zu ſein. Er beklagt es, daß „die kleinliche Furcht nicht für affektiert oder ſonderbar zu gelten“ ihn oft davon abgehalten habe, ſich jenen noch unbedingter hinzugeben. Alſo aus der Tatſache, daß Eduard gegen ſeine Überzeugung ſeine Gefühle nicht frei hat ſchalten laſſen, dichtet Wüſtling ihm die „mâze“ als Überzeugung an. Der folgende Satz entbehrt daher der logiſchen Vorausſetzung, wenn Wüſtling unter Hinweis auf I 41 ſagt: „Deshalb kann er, wie Tieck zeigt (!), ſollte ſein warmes Herz auch eine Täuſchung erfahren, nicht wie Andrea oder William ein Hartherziger werden und den Glauben an jeden harmoniſchen Klang verlieren“. I 41 iſt dabei gar nicht von Andrea oder William die Rede, auf die die Bezeichnung „hartherzig“ ſchlecht paßt, ſondern von Burton. Wo kommt nun die „geſunde Mäßigung“ her, die Wüſtling an Eduard rühmt? Nur dem ſeiner ſentimentalen Weſensart unverſtändlichen, hinreißend enthuſiaſtiſchen Gefühl Lovells gegenüber rät Eduard zur Mäßigung, ſich ſelbſt nie! Seinem unperſönlichen, empfindſamen Gefühl kann er gar nicht genug nachgeben. Lovell hat ihn vergiften wollen. Da bäumt ſich nicht ein ſtarkes, äſthetiſch erhebendes Gefühl des geſunden Haſſes in ihm auf, das ihn beſtimmte, dieſen verworfenen — denn für ihn müßte er das freilich ſein, wenn auch für uns nicht — dem ausgleichenden Arm menſchlicher Gerechtigkeit zu überliefern, ſondern eine erbärmliche Weichlichkeit nach unſeren Begriffen beſtimmt ihn, ſeinem eigenen Mörder noch auf und davon zu helfen. Ich habe „Ironie“ S. 455 geſagt: „Kaum können wir uns heute

in das Seelenleben eines Mannes hineinfühlen, der der inneren Beziehungen zu dem nicht entbehren kann, der ihm Gift in den Wein goß, eines Mannes, der seinem eigenen Mörder den Weg zur Flucht bereitet". Ich habe es nicht bei dieser Charakterisierung belassen, sondern ich habe die uns befremdende Erscheinung aus der seelischen Verfassung der damaligen Zeit zu erklären versucht. Das alles hat Wüstling nicht stutzig gemacht. Das vorweggenommene System zwingt ihn Eduard „positiv" auszulegen. Er urteilt: „Seine tiefe Liebe, die nicht auf oberflächlichem Enthusiasmus beruht, wandelt sich sogleich in Mitleid, das zur Tat rät", und „Tieck zeigt dadurch, daß ein wirklich ernst empfindender Mensch, weil er nicht überschwenglich sich einem Gefühl hingibt (?), zu positivem Wirken kommen kann" (S. 57). Ich muß gestehen, daß ich von „Tat" und „positivem Wirken" dann allerdings eine erheblich andere Vorstellung habe. Wüstling sagt, in Eduards Liebe werde Burtons, Lovells und Rosas Egoismus durch die Praxis widerlegt (S. 58). Wäre es denn Egoismus gewesen, wenn Eduard seinen Mörder zur Verantwortung gezogen hätte? Schließlich heißt es: „Diese Liebe überwindet bei Eduard immer wieder alle Nachtgedanken und gibt ihm dem Tage und seiner Pflichterfüllung zurück (III 236)". Auf der angeführten Seite teilt Eduard Mortimer nur mit, daß er Betty liebe. Wie Wüstling aus diesem Briefe etwas von „Pflichterfüllung" herauslesen kann, ist mir rätselhaft. Wüstling nennt Eduard: „Einen Jüngling mit solch gesunder Kraft zur Bezwingung lebensfeindlicher Stimmungen" (S. 59). Wer den „William Lovell" nicht gelesen hat, der möchte sich nach Wüstlings Schilderung fast die Vorstellung eines Naturburschen von Eduard machen.

Für den Ausgleich zwischen Verstand und Gefühl in Eduard beruft sich Wüstling auf dessen Gedankenaustausch mit Lovell über die Antike, wobei Eduard weniger auf eine gefühls-, als eine verstandesmäßige Auffassung der Dinge Wert legt (S. 54). Nach meiner Ansicht spricht sich darin nur die nüchterne rationalistische Denkart der vorsubjektivistischen Zeit aus, in denen das unpersönliche sentimentale Gefühl in gar keine streitbare Auseinandersetzung mit dem herrschenden Verstand getreten ist, infolgedessen auch von einem Ausgleiche zwischen Verstand und Gefühl noch gar nicht die Rede sein kann. Eduard, dieser „edelste junge Mann", dieser „vortreffliche Jüngling" mit der ungesunden Schwächlichkeit einer weichlichen Sentimentalität, mit den selbstgefälligen Anschauungen eines alles besser wissenden Rationalismus, mit den objektivistischen Tugendgrundsätzen einer vorsubjektivistischen Moral ist ein typischer Vertreter der empfindsamen Aufklärung der vierziger und fünfziger Jahre. Er würde in einem Roman von Gellert eine zeitgemäße Figur darstellen. Es ist ein ausgesprochener Mangel an historischem Sinn dazu nötig, um in ihm den Träger des Ideals eines noch jungen, temperamentvollen Dichters der beginnenden Romantik zu sehen.

Amalie Wilmont ſoll als zweites Beiſpiel des Ausgleichs zwiſchen Verſtand und Gefühl vorgeführt werden. Von Verſtand iſt in Wüſtlings Analyſe zwar weiter nicht die Rede. Dieſen, wenn auch einen unechten eingebildeten Verſtand vertritt ihr gegenüber denn auch tatſächlich immer nur Emilie aus der Wüſtlingſchen Gruppe der Schwärmer. Amalie iſt Emilie gegenüber dagegen anfangs ſogar ungleich weniger maßvoll in ihrem Gefühlsleben. Es mag aber zugeſtanden werden, daß hernach ihr Gefühl an Leidenſchaft abnimmt, nachdem Lovell ihr den Abſchied gegeben hat. Wüſtling kleidet das in die Worte: „Der Dichter zeigt, wie die mâze ihren Lohn in ſich trägt. Sie hat ſoviel geſunde Kraft, nach einigem Zögern Mortimer die Hand zum Ehebund zu reichen“ (S. 61). Nun wiſſen wir alſo ganz genau, worauf die philiſterhaften moraliſchen Anſchauungen Tiecks zielen: Der Peſſimismus als Strafe und der Ehebund als Lohn. Gegenüber der poſitiven Wertung in den Worten „geſunde Kraft“ dürfte Wüſtling die negative Bedeutung des Charakters Amaliens aber beſſer getroffen haben, wenn er hernach davon ſpricht, daß Amalie lediglich eine gewiſſe „Gefühlsreſignation“ auf ſittlicher Bahn erhält (S. 61 ff.). Freilich ſcheint Wüſtling die Reſignation poſitiv zu bewerten, wie wir noch ſehen werden. Daß übrigens Amaliens Fürſorge für Arme und Kranke ein liebenswürdiger Zug ihres Charakters iſt, läßt ſich nicht beſtreiten, daß dieſe Fürſorge aber ſolch eine Rolle im Roman ſpiele, daß man ſie als „poſitive Arbeit, zu der Amalie ſich erhebt“ (S. 61) einſchätzen könnte, davon iſt doch gar nicht die Rede.

In verhältnismäßig höherem Grade kann man Wüſtlings Analyſe von Walter Lovell gelten laſſen. Dieſer hat in ſeiner Jugend eine „empfindſame Epoche“ durchgemacht, in der er ſich mit Enthuſiasmus jedem Freunde in die Arme warf. Böſe Erfahrungen haben ihn klüger gemacht, „kälter“. Ob er in der Verfaſſung aber ein Ideal des Ausgleichs zwiſchen Verſtand und Gefühl darſtellt, bleibt ſehr die Frage. Gerade er ſcheint mir doch ein Beiſpiel dafür zu ſein, daß dieſer Ausgleich nicht mehr gelingt; denn Walter Lovell iſt dabei nicht glücklich: eine gewiſſe Schwermut liegt auf ſeinen Briefen, ſchon ehe Burton ihn mit jenem ſchändlichen Prozeß verfolgt, ſchon ehe Williams Herz ſich von ihm wendet. Bereut Walter nicht ſpäter ſeine ganze Haltung aus der Zeit, die Wüſtling als eine ſolche des Ausgleichs an ihm rühmt? Gewiß verſchiebt ſich gegen Ende ſeines Lebens wieder ſeine Haltung zugunſten eines Vorwiegens des Gefühls. Aber der Dichter „lehrt“ uns nicht damit (S. 65), daß Walter hätte anders bleiben ſollen. Der Dichter „lehrt“ überhaupt nicht halb ſoviel, wie Wüſtling meint. Er iſt viel zu viel Dichter dafür. Er zeigt uns höchſtens, daß Walter nicht anders bleiben konnte, daß ſeine urſprüngliche Weſensart doch wieder zum Durchbruch kommen mußte.

Karl Wilmont iſt der liebenswürdigſte Charakter in Tiecks Roman. Man kann auch Wüſtling zugeben, daß in ihm wirklich ein gewiſſer Aus-

gleich zwiſchen Verſtand und Gefühl ſtattgefunden hat, wohl verſtanden: ein gewiſſer. Bei genauerer Betrachtung ſieht man, daß letzten Endes doch auch er paſſiv an ſein Gefühl hingegeben bleibt, daß der Ausgleich nicht ſo weit geht, um ihn aus dieſer paſſiven Hingabe an ſein Gefühl zu einer aktiven Teilnahme an dem Leben der Außenwelt zu erheben. In dieſer Paſſivität bleibt auch er ganz ein Kind ſeiner Zeit, der Zeit, die ſchließlich das traurige Jahr 1806 über unſer Vaterland geſchickt hat. Wenn man auch Wüſtlings Analyſe Wilmonts in ihrem größten Teil beſtehen laſſen kann, was er (S. 67) über Wilmonts „ernſte Tätigkeit“ ſagt, verlangt doch ſtark der Einſchränkung. Deſſen charakteriſtiſchſte Eigenſchaften ſind im Gegenteil eine gewiſſe „Trägheit“, zu der er ſich ſelbſt wiederholt bekennt (I 46 ff. und II 46), und eine gewiſſe Unentſchloſſenheit. Wilmont treibt ſich planlos umher, ohne ſich zu irgend einer entſcheidenden Tat aufraffen zu können, ſo daß ihm ſchließlich Mortimer ſelbſt ſagen muß, daß er nicht mehr wiſſe, was er von ihm denken ſolle (II 51). Nach Burtons Tod tritt Wilmont zwar in den Dienſt des Miniſters (wie Werther), aber wenn Wüſtling darauf ſein Lob „ernſter Tätigkeit“ gründet, dann ſollte er doch auch beachten, wie dieſer Verſuch bei Wilmont ausſchlägt: Wilmont verwünſcht dieſen Schritt als die größte Dummheit, die er in ſeinem Leben begangen habe (II 34, 35 ff., 37, 109). Erſt nachdem Lovell Emilie, Wilmonts Braut, in den Tod getrieben hat, rafft dieſer ſich zur erſten männlichen Tat auf: ganz anders als dem weichlichen Eduard, der ſeinem eigenen Mörder zur Flucht verhilft, bäumt ſich ihm das Herz in einem ſtarken Gefühl des Haſſes, er verfolgt Lovell, bis er ihn im Duell fällt. Dann hinterher iſt er freilich darum wieder nicht zufrieden mit ſich (III 475). Er will in den Krieg wie Werther (vgl. deſſen Brief vom 25. Mai): „es wird in der Engliſchen Armee wohl eine Stelle für einen Lebensſatten übrig ſeyn, der ſich dann wenigſtens noch einbilden kann, zum Beſten ſeines Vaterlandes zu ſterben“ (III 476). Merke wohl: „einbilden“. Bei Werther iſt es eine Grille. Wüſtling ſpricht dagegen von dem Entſchluß: „den Heldentod für das Vaterland zu ſterben“: „So ſtellt er noch zuletzt ſeine Kraft in den Dienſt einer größeren Sache“ (S. 67). Trotzdem Wilmonts ſchwächliches Sichgehenlaſſen, denn etwas anderes iſt dieſe Grille doch nicht, höchſtens Ausdruck des Lebensſattſeins iſt, rühmt Wüſtling an Wilmont, daß er „der mutige Tagesfreund, der ſein Herz nicht verzärtelt hat, ſo viel ſittliche Energie beſitzt, daß er nicht Hand an ſich legt“ (S. 67). Ach, dieſe Energie reicht nur ſo lange, als die Rache den Lebensſatten in Spannung hält. Es iſt immer wieder der Fluch des vorausgeſetzten Syſtems, daß in Wüſtlings Analyſen nicht etwas bewieſen wird, ſondern etwas bewieſen werden ſoll.

Gegen die Analyſe Mortimers (S. 67 ff.) wird man im einzelnen nichts einwenden können, doch ſtellt ſich mit dieſem nunmehr um ſo

dringender die Frage nach der Einſchätzung der ganzen dritten Gruppe Wüſtlings ein, deren Hauptvertreter Mortimer iſt. Es iſt für Wüſtling die poſitive Gruppe, die Gruppe der Träger der beſſeren Überzeugung des Dichters. Wir haben geſehen, daß der Ausgleich zwiſchen Verſtand und Gefühl, der dieſe Gruppe nach Wüſtling charakteriſieren ſoll, vielleicht mit der einzigen Ausnahme Mortimers, nicht einwandfrei nachzuweiſen iſt. Wiederholt rühmt Wüſtling den Perſonen dieſer Gruppe eine „geſunde Kraft zum Leben“ nach. Auch dieſe muß bei einer Nachprüfung wiederholt abgelehnt werden, und ſie ſteht in Widerſpruch mit einer gewiſſen „Reſignation“, die bei Eduard (S. 59), bei Amalie (S. 61 f.), bei Mortimer (S. 69) in Erſcheinung tritt, die bei dieſen wie auch bei den anderen Perſonen der Nebenhandlung noch in viel weiterem Maße nachgewieſen werden kann, als Wüſtling dies tut. Dieſe Reſignation iſt tatſächlich das einzige, unableugbare Gemeingut aller dieſer Perſonen, ſie iſt bei keinem ſo ausgebildet, wie bei Mortimer.

Es kommt darauf an, wie man dieſe Reſignation bewerten muß. Gewiß gibt es eine Reſignation, der eine poſitive Bedeutung beizumeſſen iſt. Das klaſſiziſtiſche Ideal der Harmonie beruht auf einer derartigen poſitiviſtiſchen Reſignation gegenüber den extenſiven Tendenzen des Seelenlebens. Aber handelt es ſich bei Tieck denn noch um dieſe ſelbe Art von Reſignation? Nur wer auch die Erſcheinung der Reſignation im „William Lovell“ in einem hiſtoriſchen Zuſammenhang ſieht, kann das entſcheiden. Für Wüſtling iſt die Reſignation aber auch wieder eine abſolute Erſcheinung, die heute wie morgen gleich zu bewerten iſt. Um ſo merkwürdiger iſt es, daß er in ihr dann im Gegenſatz zur landläufigen Auffaſſung etwas Poſitives ſieht. Aber die Sache will es: das vorausgeſetzte Syſtem muß erfüllt werden. Dabei habe ich gerade die geſchichtlichen Vorausſetzungen der Reſignation bei Tieck in meiner „Ironie“ eingehend unterſucht. Ich habe gezeigt, daß die Reſignation das Korrelat des Enthuſiasmus iſt, wie die Poeſie der Einſchränkung in einer vorausgehenden Generation das Korrelat der Leidenſchaft war. Ich habe gezeigt, daß die eine ohne die andere nicht ſein kann, daß beide zuſammen erſt ein vollſtändiges Bild vom Menſchen der damaligen Zeit geben. Ich habe gezeigt, daß die Poeſie der Einſchränkung ſich zur Reſignation wandelt, indem die Leidenſchaft ſich zum Enthuſiasmus ſteigert. Ich habe gezeigt, daß die Poeſie der Einſchränkung bei Werther z. B. noch ein poſitiver Faktor iſt, der einen Ausgleich mit der Leidenſchaft ermöglicht, ſo daß Goethe die Wendung zum klaſſiſchen Ideal der Harmonie vollziehen kann. Ich habe ſchließlich gezeigt, daß mit der Überſteigerung des Gefühlslebens deſſen Korrelat im „Anton Reiſer“ bereits ſeine poſitive Bedeutung verliert und eben zu einer negativ zu bewertenden Reſignation wird, indem der Menſch von damals nicht Eigenſchaften entgegentreten muß, die mit dem Schlechten, ſondern die mit dem Beſten zuſammenhängen, das

ſeine Seele entwickelt hat (Jr. S. 312 ff.). Dies iſt dieſelbe Art von Reſignation, die wir nur noch weiter entwickelt im „William Lovell“ wiederfinden (Jr. S. 473 ff.). Die geſchichtliche Betrachtung macht es ganz unmöglich, in dieſer Reſignation noch den Gegenſtand eines poſitiven Ideals ſehen zu können, und die Reſignation hat viel tiefere hiſtoriſche Gründe in der Entwicklung der Seele des Menſchen im 18. Jahrhundert, als daß ſie nur mit einem Hinweis auf das Auftreten Kants hinreichend erklärt werden könnte, wie Wüſtling glaubt (S. 74).

Dieſer widerſpricht ſich dann auch ſelber, wenn er die Reſignation erſt poſitiv preiſt, da er die gleichen Symptome dieſer Erſcheinung hernach in anderem Zuſammenhang als minderwertig charakteriſieren muß. Im dritten Kapitel, in dem Wüſtling die Quellen des Romans unterſucht, ſpricht er von dem Einfluß des „Sebaldus Nothanker“ auf den „William Lovell“. Da heißt es S. 123: „Moral, Familienleben, laue Leidenſchaft und ein gut Teil Philiſtertum ſind die Ideale des Kreiſes um Nothanker. Ähnliches findet ſich im Lovell.“ Und nun werden uns die Träger des poſitiven Ideals, beſonders Mortimer, von ihrer hausbackenen Seite gezeigt (S. 123 ff.). Es wird aber nichts anderes dabei vorgeführt, als was vorher als Reſignation und Ausgleich zwiſchen Verſtand und Gefühl ſo hoch geprieſen wurde. Dieſe Philiſterhaftigkeit ſoll alſo das höchſte Ideal Tiecks geweſen ſein. Das mag ſich einreden laſſen wer will. Mich vermag Wüſtling nicht davon zu überzeugen.

So bliebe wieder die Frage nach dem poſitiven Ideal Tiecks einerſeits und die Frage nach den Trägern der „Heuchelei, Weichlichkeit und Lüge“ übrig, die Tieck nach eigenem Ausſpruch habe enthüllen wollen. Ich habe die ſchlechten Eigenſchaften in der „Ironie“ auf die Figuren der Nebenhandlung abgewälzt. Wüſtling will ſie nach früherer Auffaſſung wieder dem Romanhelden zuſchieben. Ich bin heute geneigt, ihm einen Schritt entgegenzukommen, ohne ſeine Anſicht teilen zu können. Die Dreiteilung der Perſonen des Romans, nicht nach Wüſtlings gewaltſamen Gruppen, ſondern in ſolche der Haupthandlung und Nebenhandlung mit einer Sonderſtellung des alten Burton könnte mich veranlaſſen, die Worte „Heuchelei, Weichlichkeit und Lüge“ auf dieſe drei Kategorien anzuwenden. Dann hätte Tieck die Heuchelei enthüllt an den Beſſerwiſſern Eduard, Mortimer und beſonders an Emilie als Beiſpiel für alle ihr Weſensverwandte, die Weichlichkeit an Lovell und ſeines gleichen, die Lüge aber an Burton. Wüſtling ſpricht einmal von Tiecks „Mißachtung der ſicheren, einfachen, unkomplizierten Naturen, die nichts erfahren, nichts erlebt haben, die nicht vor den eigenen Tiefen und Abgründen ihrer Seele einmal erſchrocken ſind“ (S. 93). Wer ſind dieſe im Roman denn anders als Eduard, Emilie und Mortimer im Gegenſatz zu Lovell? Sie können alſo nicht wohl ſeinem Ideal entſprechen. Wenn wir nun jetzt noch einmal die Worte Tiecks aus dem Jahre 1828 betrachten, die Wüſt-

ling auf Rationalismus und Dogmatismus deutet und ſeiner erſten Gruppe zugrunde legt, ſo fällt auf, daß auch hier von denen die Rede iſt, die „nicht einmal die Möglichkeit meiner Zweifel begriffen“, die auf Überzeugungen vertröſteten, „auf welchen jene Wiſſenden ſo ſorglos wie auf unerſchütterlichen Fundamenten wohnten“ (bei Wüſtling S. 3). Dieſe Worte paſſen ja gar nicht auf die Burton, Roſa und Andrea aus Wüſtlings erſter Gruppe, ſondern auf die Poſitiven der dritten Gruppe. Tieck erklärt ſich alſo ſelber gegen dieſe. Wüſtlings Gruppierung beruht mithin auf einer irrigen Interpretation von Tiecks Worten und iſt bereits in ihren Vorausſetzungen widerlegt. Lovell, dem „guten Lovell“, bleibt immer Tiecks ganze Sympathie trotz der verwerflichen Weichheit; denn Heuchelei und Lüge ſind wenigſtens ſeine Schwächen nicht. Anderſeits hat Wüſtling ſelbſt in einer Fußnote (S. 110, 2) einmal die Möglichkeit geſtreift, daß Burton Träger der Lüge ſein könne. Ich ſehe in ihm dieſen Träger nicht wie Wüſtling dort wegen der „Trugbeweiſe“, durch die ſich Kraftmenſchen wie er „von der Schuld an ihren Verbrechen freiſprechen wollen“, ſondern viel unmittelbarer wegen dieſer Verbrechen, Betrügereien, Kabalen ſelbſt, mit denen er ſeine Mitmenſchen verfolgt.

Tieck hätte alſo ein poſitives Ideal gar nicht in ſeinem Roman zur Darſtellung gebracht. Und warum nicht? Er war noch ein Suchender, ein Unfertiger und vermochte darum auch das Fertige nicht zu ſagen. Um es zu finden, nahm er kritiſch Stellung zu den verſchiedenen Tendenzen ſeines eigenen Weſens und machte aus jeder einzelnen Tendenz — ein typiſches Zeichen des Erſtlingswerkes — ein ſelbſtändiges Geſchöpf. Ich habe ſchon in der „Ironie“ darauf hingewieſen, daß der Enthuſiaſt Lovell und der Reſignierende Mortimer nicht vollwertige Menſchen, ſondern nur künſtliche Schemen gewiſſer Tendenzen des Menſchen Tieck ſind, und daß darin die künſtleriſche Schwäche des Romans liegt. Aus der Not aber wird eine Tugend: Der Verfaſſer ſteht über dem Ganzen im Sinne höherer romantiſcher Ironie. Wüſtling hat dieſe Auffaſſung angefochten (S. 184), er hat mich aber nur durch die Unmöglichkeit, ſeine eigene Konſtruktion durchzuführen, in meiner Anſicht beſtärkt. Und ich glaube, daß ich mit der hiſtoriſchen Ergründung der einzelnen ſeeliſchen Tendenzen im „William Lovell“ und ihrer Anwendung auf eine Beurteilung des Romanganzen von innen heraus ungleich mehr und tieferes über das Verhältnis von Haupt- und Nebenhandlung geurteilt habe, als Wüſtling mit ſeinem von außen an den Roman hinangetragenen Syſtem in ſeinen elf Charakteranalyſen, trotzdem Wüſtling mir die Beſchränkung auf die eine Analyſe des Helden zum Vorwurf macht.

Wenn Wüſtling ſagt: „Der Lovell hat nicht nur eine negative Seite; es lebt vielmehr in zahlreichen Partien der Atem der wahren großen Kunſt, die künſtleriſcher Ausdruck der Weltanſchauung einer bedeutenden Perſönlichkeit iſt“ (S. 71), ſo liegt darin eine ganz gewaltige

Überſchätzung des Romans und des blutjungen Verfaſſers. Ich ſehe gerade umgekehrt darin den großen Reiz dieſes noch durchaus unfertigen Kunſtwerks, daß Tieck ſo jung iſt, daß ihm alles das, was die ausgereifte Perſönlichkeit macht, noch fehlt, daß er in allen Partien mit den Problemen des Lebens noch ſolch einen harten Kampf kämpft und noch nichts Abſchließendes über ſie zu ſagen weiß. Wenn Wüſtling weiter ſagt, die einſeitige Formulierung des Gehaltes, als habe Tieck mit dem Roman nur die Heuchelei, Weichlichkeit und Lüge enthüllen wollen, ſei von den Literaturgeſchichten aufgegriffen worden, „ohne wenigſtens zu unterſuchen, gegen welche Laſter und Auswüchſe Tieck im beſonderen ankämpft" (S. 71), ſo genügt es, dieſe Worte niedriger zu hängen und ſie der Beurteilung aller derer zu überlaſſen, die meine „Ironie" geleſen haben.

Ich ſtimme Wüſtling vollkommen zu, wenn er die Anſicht vertritt, man könne das Weſen des „William Lovell", ſeinen tiefſten Gehalt nicht begreifen, wenn man ihn nicht als einen philoſophiſchen Roman auffaſſe (S. 72). Nur ſind Wüſtlings anſchließende Erörterungen über das Thema des Romans nicht erſchöpfend. Man erfaßt das Weſen des Tieckſchen Romans auch nicht, wenn man ihn nur als philoſophiſchen Roman faßt. Er iſt daneben pſychologiſcher Roman in einem Sinne, der mit Philoſophie wenig zu tun hat. Ich habe, wie in der „Ironie", ſchon oben darauf hingewieſen, daß das Streben, aus der Abhängigkeit, aus dem romantiſchen Gelebtwerden heraus zur Herrſchaft über ſich und andere zum Leben zu gelangen, das ganze Syſtem des Romans beherrſche. Dieſes Streben iſt nur aus der geſamten ſeeliſchen Entwicklung des 18. Jahrhunderts und ihren Ergebniſſen gegen deſſen Ende heraus zu verſtehen. Wer neben dem philoſophiſchen dieſes rein pſychologiſche Motiv überſieht, dem bleibt die Seele des Romans genau ſo verborgen, wie Wüſtling das aus anderen Gründen nicht unberechtigt Haym nachſagt.

Im dritten Kapitel hat Wüſtling die Quellen des Romans unterſucht und zunächſt unſere bisherigen Kenntniſſe über das Selbſterlebte des Dichters im „William Lovell" um manchen Zug bereichert. Erfreulich iſt es, daß er die übers Ziel ſchießenden Schlüſſe Haßlers auf die Abhängigkeit Tiecks von Rétif de la Bretonne zurückweiſt. Wertvoll ſind ſeine neuen Feſtſtellungen der Bedeutung von Wielands „Agathon" und des Cromwelleſſays von Voltaire für den Materialismus und die Machtmoral im „William Lovell". Wenn ich indes bereits in der „Ironie" (S. 212 und 400) Rétif als Quelle des Materialismus in „William Lovell" ablehnen mußte, ſo muß ich dieſes Urteil jetzt auch auf den „Agathon" ausdehnen. Bei allen liegt eine gemeinſame, nicht literariſche, ſondern rein pſychologiſche Quelle für den Materialismus zugrunde. Die Bedeutung des „Agathon" für die literariſche Formgebung dieſes Materialismus mag darum beſtehen bleiben.

Köpkes (I 206), Haymns und Haßlers Andeutungen über den Einfluß von Schillers „Geiſterſeher“ auf den „William Lovell“ geht Wüſtling weiter nach. Kritiſch nimmt er Stellung gegenüber der Abhängigkeit Tiecks von Richardſon, wie Donner ſie vertreten hatte, weiſt das Zuviel zurück, ergänzt das Bild, um einige unanfechtbare Parallelen, die für das tiefere Verſtändnis des Romans freilich nichts ergeben. Vor allen Dingen verteidigt er Tieck aber gegen den Vorwurf Donners, daß er in ſeinem Roman die hohe Sittlichkeit Richardſons nicht habe erreichen können. Und das mit Recht. Die Figuren des „William Lovell“ ſind bereits ſelbſtändige Subjekte. Die Figuren der „Clariſſa“ wiſſen von einer ſubjektiviſtiſchen, darum zwar problematiſchen, aber um ſo viel tieferen Moral noch gar nichts. Sie ſind noch ganz unſelbſtändige Individuen, die durch außer ihnen beſtehende, objektiviſtiſche Maximen regiert werden. Wer ſolche noch anerkennt, wie die Figuren Richardſons, für den iſt es leicht zu wiſſen, was gut und böſe iſt. Die Sittlichkeit in der „Clariſſa“ ſteht nicht höher als die im „William Lovell“, ſondern ſie iſt eine äußerlichere, der gegenüber die problematiſche Sittlichkeit im „William Lovell“ eine Verinnerlichung bedeutet. Den inneren Wert von Menſchen der vorſubjektiviſtiſchen Zeit gegen den von Menſchen der ſubjektiviſtiſchen Zeit auszuſpielen, wie Donner das tut, iſt unmöglich und beweiſt höchſtens einen Mangel an hiſtoriſchem Sinn.

Auch Stangers und Freys Anſichten über den Einfluß von Jonſons „The new Inn“ führt Wüſtling erfreulicherweiſe auf das richtige Maß zurück. Der Einfluß, wenn ein ſolcher überhaupt zugeſtanden werden muß, iſt jedenfalls nur ein ganz äußerlicher. Intereſſant iſt es, daß bei Jonſon bereits der Vergleich des Lebens mit einer Komödie auftaucht (S. 122). Die Bedeutung des „Sebaldus Nothanker“ für den „William Lovell“ ſcheint mir Wüſtling zu überſchätzen. Alle jene Symptome der ſich zur Reſignation wandelnden Poeſie der Einſchränkung, für die ein philiſtröſer Zug ſo nahe liegt, finden ſich in der Literatur der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ſo verbreitet, daß man für ihre Wiederkehr im „William Lovell“ eine einzelne Quelle unmöglich verantwortlich machen kann.

Nachdem Wüſtling im erſten Teil ſeines dritten Kapitels die Quellen für das „Verſtandestum“ in Tiecks Roman unterſucht hat, wendet er ſich im zweiten Teil der „Reaktion des Gefühls“ zu. Wieder nimmt Wielands „Agathon“ hier eine bedeutende Stellung ein. Die Verwandtſchaft der Beziehungen Lovells zu Amalie und der Blainville mit denen Agathons zu Pſyche und Danae iſt überraſchend und überzeugend. Aber nicht nur das Übereinſtimmende, ſondern auch das Trennende zwiſchen Wieland und Tieck hat Wüſtling gut herausgearbeitet, ohne es freilich geſchichtlich zu erklären. Und doch liegt die geſchichtliche Betrachtung hier ſo nahe. Iſt Tieck doch 40 Jahre jünger als Wieland, liegt zwiſchen

„Agathon“ und „Lovell“ doch der große Umſchwung der ſechziger- und ſiebziger Jahre, der Durchbruch des Subjektivismus, der Übergang von lauer Empfindſamkeit zur Leidenſchaft mit allem, was daraus folgt: vor allem dem Mut zur Kataſtrophe und der Stellungnahme zu den Nachtſeiten des menſchlichen Lebens. Gewiß iſt es der naive Optimismus (S. 132), dieſes Symptom vorſubjektiviſtiſchen Seelenlebens, der Tieck von Wieland abgeſtoßen hat. Und wenn Wüſtling auch in dieſem ein Stück der „Heuchelei“ zu ſehen glaubt, die Tieck habe enthüllen wollen, ſo hat er ganz gewißlich recht. Aber dieſer naive Optimismus iſt auch die Heuchelei der Nebenfiguren des Romans, die Tieck enthüllt, wenn er Emilie „zerbrechen“ läßt, indem er ſie in „Gelegenheiten“ bringt (S. 133), die dem lauen Empfinden Wielands noch ohne Gefahr für die Tugend ſo möglich erſchienen, wie dem Dichter der „Schwediſchen Gräfin“.

Seit Rouſſeau ſind Naturgefühl und Leidenſchaft ebenſo allgemeines Zeitgut geworden wie die ſubjektiviſtiſchen Anſchauungen durch die Gefühlsphiloſophen in Deutſchland. Wenn Wüſtling von letzteren ſagt: „Daher iſt es ſchwer im einzelnen zu beſtimmen, von wem Tieck dies und jenes hat“ (S. 142), ſo iſt das gewiß auf Naturgefühl und Leidenſchaft auszudehnen, und ſicherlich erklärt ſich letztere überhaupt nicht allein aus einer literariſchen Abhängigkeit, ſondern findet vor allem in der realen ſeeliſchen Entwicklung ihre tiefere Quelle, jener Entwicklung, die ſich in der Literatur nur widerſpiegelt. Was Wüſtling über Rouſſeau als Quelle Tiecks ſagt, iſt daher wenig beweiskräftig. Auch die „unmittelbaren Parallelen“ zwiſchen beiden, die er (S. 139) anführt, ſind ziemlich belanglos. Derartiger Parallelen in Einzelzügen ließen ſich noch ungleich mehr aus der Literatur des 18. Jahrhunderts herausleſen, wenn man wollte. Ich verweiſe nur auf ſolche in der „Pamela“, in Pfeils „Geſchichte des Grafen von P.“, in Brawes „Freigeiſt“ oder in der „Inſel Felſenburg“. In dieſer hat Lemelie die geſchwängerte Schweſter verlaſſen wie Lovell die verführte Emilie. Die Szene, in der er van Leuven vom Felſen ſtürzt (Neudruck S. 162—166), bildet die Situation im „William Lovell“ II 237 f. vor, und hier iſt ein Einfluß ſogar wahrſcheinlich. Ich ſprach mich inzwiſchen in meinem Buche „Utopie und Robinſonade“ (Weimar 1914) S. 31 darüber näher aus. In der Geſchichte Plagers im zweiten Bande der „Felſenburg“ kann der Alchimiſt und Betrüger Elias, ebenſo wie Daniel Artiſta Züge für Andrea hergegeben haben (Felſenburg II 261). Sein Gehilfe Eliſaeus iſt der Roſa des Andrea. Plagers ſentimental-leidenſchaftliches Begehren nach einer Verbindung mit Elias, dem „wundervollen Elias“, entſpricht ganz dem Lovells nach einer ſolchen mit Andrea. Aber was iſt mit ſolchen Parallelen bewieſen? Ich führe ſie nur an, um zu zeigen, wie billig es iſt, dergleichen aufzuzählen. Sie können darum dennoch rein zufällig ſein. Eine Notwendigkeit für die Abhängigkeit Tiecks läßt ſich damit nicht beweiſen. Eine unmittelbare Quelle Tiecks brauchen die be-

treffenden Dichtungen darum nicht zu fein. Wüſtling neigt aber ſehr dazu, derartigen Äußerlichkeiten zuviel Gewicht beizulegen. Weil dem St. Preux ein Engländer, Mylord Eduard, als Freund und Berater zur Seite ſteht, ſoll deſſen Name und Stellung auf Eduard Burton weiſen (S. 139). Den Namen Mortimer ſoll Tieck aus Shakeſpeare haben (S. 141). Das kann ja ſein, aber wenn dieſer Nachweis nicht Mittelglied einer bedeutſameren Schlußkette iſt, ſo iſt er an ſich doch gänzlich belanglos. Den Namen Lovell findet Wüſtling bei Jonſon, Shakeſpeare und Richardſon (S. 141), beſtes Zeichen, daß mit ſolcher Vielfältigkeit überhaupt keine zuverläſſige Abhängigkeit bewieſen werden kann. Die Hetäre Laura ſoll ihren Namen nach der Laure bei Rétif haben (S. 99), als ob in Tiecks eigener Zeit und Umgebung der Name Laura nicht oft genug vorgekommen wäre. Zu welchen Äußerlichkeiten Wüſtling ſolche Motivenjagd führt, zeigt am bedenklichſten, wenn er in dem Namen Roſaline einen Anklang daran findet, daß Lovelace Clariſſa nur ſein „Roſenknöſpchen“ nennt (S. 117).

Die Bedeutung des Wunderbaren bei Shakeſpeare für den Dichter des „William Lovell“ läßt ſich einwandsfrei feſtſtellen. Ob aber auch die „Wucht des inneren Kraftgefühls“, wie Wüſtling meint (S. 140), unmittelbar von Shakeſpeare auf den „William Lovell“ gewirkt hat, oder durch das Mittelglied der deutſchen Dichtungen, die vor Tiecks Roman bereits unter Shakeſpeares Einfluß geſtanden haben, läßt ſich gar nicht beweiſen. Wüſtling gibt weiter ſelber zu (S. 146), daß ſich bei Klinger, Heinſe und im „Werther“ direkte und indirekte Beeinfluſſung gar nicht feſtſtellen laſſen, und ſo haben ſeine Ausführungen im folgenden auch nur ſehr beſchränkte Bedeutung. Im „Werther“ und „Anton Reiſer“ glaube ich ſehr viel bedeutendere Parallelen zum „William Lovell“ feſtgeſtellt zu haben als Wüſtling, habe mich aber wohl gehütet, darum in dieſen Dichtungen Quellen des Tieckſchen Romans zu ſehen.

Das beſte, was Wüſtling in ſeinem Buche bringt, iſt die Herausarbeitung des Gegenſatzes vom „William Lovell“ mit ſeinem erkenntnistheoretiſchen Peſſimismus zum Sturm und Drang, der im Gefühl noch eine zuverläſſige Quelle wahrer Erkenntnis zu haben glaubte, und des Gegenſatzes eben dieſes erkenntnistheoretiſchen Peſſimismus zu dem Peſſimismus des Sturms und Drangs, der ſich lediglich aus einer Melancholie des Gefühls (Weltſchmerz) ergab (S. 168, vgl. S. 151). Den Einfluß der Philoſophie Kants und Jacobis behandelt Wüſtling in beſonderen Abſchnitten und zeigt z. B., wie der erkenntnistheoretiſche Peſſimismus im „William Lovell“ und ein gewiſſer ſittlicher Verfall als deſſen Folge auf einer mißverſtandenen Auffaſſung der Lehre Kants beruhte, welche Auffaſſung zu einem Skeptizismus führte, der Kants Meinung gar nicht entſprach (S. 167 f.).

Im letzten Kapitel behandelt Wüſtling die romantiſchen Elemente des Romans. In dieſem Kapitel nimmt er Stellung zu meiner „Ironie“, während das mit Rückſicht auf die analyſierende Methode meiner Unterſuchungen in ſeinem erſten und zweiten Kapitel weit notwendiger geweſen wäre. Er ſagt, ich ſei zu der Anſicht verführt worden, „der Roman ſei ein romantiſcher“ (S. 183). Wüſtling hält den „William Lovell“ alſo für keinen romantiſchen Roman. Er meint, daß mindeſtens in gleich ſtarker Potenz in ihm Aufklärung und Sturm und Drang ſtecken (S. 179). Das entſpricht gewiß dem erſten Eindruck, den man von Tiecks Roman gewinnt. Wüſtling zwingt zu dieſer Anſicht dann das vorausgeſetzte Syſtem ſeiner Analyſen. Hält man aber zunächſt auch an dieſem erſten Eindruck feſt, dann zeigt doch gerade der analytiſche Verſuch ſehr bald, daß die Elemente der Aufklärung und des Sturms und Drangs keineswegs derartig beſtimmende Faktoren in Tiecks Dichtung ſind, daß ſie als Ausgangspunkt einer analytiſchen Betrachtung dienen können. Nach dieſen Elementen läßt ſich eine Ordnung, ein Syſtem in das Ganze nicht bringen. Der Verſuch, die Perſonen nach dieſen Elementen zu gruppieren, ſcheitert, da die gegenſätzlichen Elemente von Aufklärung und Sturm und Drang oft in ein und derſelben Perſon zum Ausdruck gelangen.

Weiter zeigt ſich aber auch, daß das, was auf den erſten Blick wie ein Element der Aufklärung oder ein ſolches des Sturms und Drangs erſcheint, ſich bei genauer Betrachtung als ganz etwas anderes darſtellt. Der Gegenſatz zwiſchen Tieck und dem Sturm und Drang kommt nicht nur, wie Wüſtling richtig heraushebt, darin zum Ausdruck, daß dem Gefühl bei Tieck nicht mehr jene Kraft zur Erkenntnis des Transzendenten beigemeſſen wird, ſondern auch darin, daß das Gefühl ſelbſt eben ein ganz anderes geworden iſt, oder umgekehrt: das Gefühl iſt in der Zeit des Sturms und Drangs bei aller Kraft und Leidenſchaftlichkeit noch ganz etwas anderes als der Enthuſiasmus des Gefühls im „William Lovell“, eben weil dieſem Enthuſiasmus in der Überſteigerung jene Kraft und relative Bodenſtändigkeit des Gefühls der Geniezeit verloren gegangen iſt; und das Verſtandestum der Aufklärung iſt bei aller nüchternen Zergliederung der Dinge noch ganz etwas anderes als der zerſtörende Enthuſiasmus des Intellektes im „William Lovell“, den ich in der „Ironie“ als „Wahrheitsfanatismus“ bezeichnet habe. Gewiß handelt es ſich hier wie dort nur um Gradunterſchiede, und es mag auch zugeſtanden ſein, daß hier wie überall in der Geſchichte die Übergänge fließen, daß eine ſcharfe Scheidung in manchen Fällen nicht eintritt, ſo daß es leicht erſcheinen mag, dieſe Theorie zu widerlegen. Tatſächlich treten Gefühl und Intellekt aber im „William Lovell“ doch in einem ſolchen Grade der Überſteigerung alles deſſen, was im Sturm und Drang und in der Aufklärung begegnet, auf, daß eine Identifizierung dieſer Elemente des „William Lovell“ mit denen der vorromantiſchen Zeit gar nicht mehr möglich iſt,

ſo daß es ſich gerade in dieſen Elementen um zeitcharakteriſtiſche Erſcheinungen der Romantik handelt. Aufklärung und Sturm und Drang haben am „William Lovell“ nicht mehr Anteil als die Tendenzen vorangegangener Zeiten an jeder Dichtung haben, die in ihrem Weſen darum doch nichts anderes als vollkommener Ausdruck ihrer eigenen Zeit iſt. Ich denke hierbei im „William Lovell“ nicht an die Ausnahmen, die Spätlinge des Romans wie Burton und ſeinen Sohn Eduard, ſondern an die Zeitgemäßen: Walter Lovell, William Lovell, Andrea, Roſa, Balder, Mortimer, Emilie. Gefühl und Verſtand ſind im „William Lovell“ mit der Überſteigerung in einen ſolchen Grad des Gegenſatzes geraten, daß ein Ausgleich, eine „Harmonie“ zwiſchen beiden gar nicht mehr möglich iſt, dieſe jenen daher auch nicht mehr in befriedigendem Maße in einer Figurengruppe des Romans gegenübergeſtellt werden kann. An die Stelle der „Harmonie“ ſetzt die Romantik die „Allſeitigkeit des Gegenſatzes“. Nur mit dieſer Allſeitigkeit kann der romantiſche Dichter ſich identifizieren, nicht mit einem ihrer Teile. Deshalb iſt Tieck nicht für oder gegen dieſe oder jene Gruppe von Perſonen ſeines Romans, ſondern er iſt für alle, weil er gegen alle iſt, und darin beſtätigt ſich der durchaus romantiſche Charakter ſeiner Dichtung.

Bonn. Fritz Brüggemann.

Hartmann Max, Ludwig Achim von Arnim als Dramatiker. Breslauer Beiträge zur Literaturgeſchichte, herausgegeben von Prof. Dr. Max Koch und Prof. Dr. Gregor Sarrazin, Heft 24 (Breslau, Ferdinand Hirt, 1911). 3 M. 40 Pf.

I.

„Die vorliegende Abhandlung möchte neben dem Zwecke einer zuſammenfaſſenden Darſtellung der Dramendichtung Achim von Arnims auch ſowohl der Eigenart des poetiſch hochbegabten Führers der jüngeren Romantik gerecht werden, wie an einem typiſchen Beiſpiel die Unmöglichkeit der Verwirklichung romantiſcher Kunſtideen im Drama darlegen. Die geſchichtlichen Dramen, insbeſondere in ihrem Verhältnis zu den Quellen, werden im zweiten Teil eingehender unterſucht.“

Mit dieſen Worten — in dieſem Stil! — charakteriſiert der Verfaſſer ſelber ſeine Schrift (Germaniſch-Romaniſche Monatſchrift IV S. 175). Ich habe die Erfüllung der ſtolzen Ankündigung in ihr vergebens geſucht. Das Programm wird denn auch bereits auf S. 14 ſehr eingeſchränkt und als weſentlicher Inhalt der Arbeit die Beſprechung der hiſtoriſchen Dramen Arnims angegeben, während die übrigen nur ſummariſch betrachtet werden ſollen. Der Stoff wird in drei Teile gegliedert: Das erſte Kapitel ſichtet chronologiſch Arnims dramatiſches Schaffen, das zweite zeigt ſeine Beziehungen

zur Geſchichte, das letzte gilt der dramatiſchen Technik des Dichters. Aber in dem Maße, als die Schwierigkeit der Unterſuchung von Kapitel zu Kapitel ſteigt, ja in weit höherem Maße, verſagt die Kraft des Verfaſſers. Mit einer Ungeſchicklichkeit, die ihresgleichen ſucht, breitet er ſeine Kollektaneen vor uns aus, die aus dem hundertſten ins tauſendſte führen und dabei doch nur altbekannte, für das Verſtändnis der Arnimſchen Dramen recht überflüſſige Dinge vorbringen. Auf dieſe Weiſe wird viel Papier ſchmählich vertan und es dauert ſehr lange, bis die Rede auf Arnims Dichtungen kommt. Seine poetiſche Renaiſſancetätigkeit wird gewürdigt, ſeine Wiedererweckung deutſchen Altertums, deutſcher Volkspoeſie, die ſich auf dramatiſchem Gebiete in der Erneuerung des altdeutſchen Theaters bewährt. Nun folgt eine Aufzählung der kleineren Dramen, die die „Schaubühne“ von 1813 enthält, und der in die „Dolores“ eingelegten Dramolets. Mit welchem Rechte die „Tragikomödie von dem Fürſtenhauſe und der Judenfamilie“ mitgezählt, ja S. 15 gar als „lyriſches Spiel“ bezeichnet wird, weiß ich nicht. Denn außer dem Titel enthält dieſe Einlage dritter Potenz durchaus nichts Dramatiſches und man könnte mit gleicher Berechtigung die Novellen von der „Zerbrochnen Poſtkutſche“, die der Dichter als Operette, und von der „Weihnachtsausſtellung“, die er als Schwank bezeichnet, in die Beſprechung der Dramen einbeziehen. Das 23. Kapitel des zweiten Buches der „Dolores“ hat die Überſchrift: „Überſicht der Tragikomödie ꝛc.“, iſt alſo gar keine „dramatiſche Skizze“, ſondern nur die Inhaltsangabe einer ſolchen; daß es ſich dabei um ein Puppenſpiel handelt, erwähnt Hartmann gar nicht, wie er ja überhaupt Arnims Stellung zu dieſem bei den Romantikern ſo beliebten Spiel (vgl. Gaismaier, Zeitſchrift für vergleichende Literaturgeſchichte XIII 508[2]) unerwähnt läßt. Unerwähnt bleibt auch die ſtarke Abhängigkeit der erſten Szene des „Hylas“ vom Eingange des Shakeſpeareſchen Timon. Wie ſchon bei „Ariels Offenbarungen“ wird uns auch bei Beſprechung von „Halle und Jeruſalem“ an Stelle einer genießbaren Analyſe ein geſchmackloſes Ragout von Leſefrüchten vorgeſetzt. Doch darf man immerhin für den ziemlich überzeugenden Nachweis dankbar ſein, daß die Merlinſage in der von Friedrich Schlegel in der „Sammlung romantiſcher Dichtungen des Mittelalters“ herausgegebenen Faſſung auf Arnims Dichtung abgefärbt hat.

Wirkliche Unterſuchung bietet Hartmann erſt bei Beſprechung der „Gleichen“. Es wird wahrſcheinlich gemacht, daß Arnim des Grafen von Soden gleichnamiges Ritterſtück benützt hat. Nach dieſer glücklichen Feſtſtellung wäre es aber doppelte Pflicht des Verfaſſers geweſen, in eindringlicher Analyſe zu zeigen, wie weit Arnim den Vorgänger hinter ſich gelaſſen hat; mit der bloßen Konſtatierung iſt zu wenig getan. Überhaupt wird hier die ſchönſte Gelegenheit zu tief gehender Betrachtung verſäumt. Hartmann erkennt zwar richtig, daß das Gleichenproblem den Dichter

wiederholt beschäftigt hat, ahnt aber nicht, wie sehr es im Mittelpunkt von Arnims gesamtem Schaffen steht, daß es mehr oder minder deutlich in fast allen seinen Dramen und Erzählungen erscheint; sieht vor allem die Bedeutung nicht, die es für die Erkenntnis von Arnims Liebesphilosophie hat. Namentlich ein Vergleich des Schauspiels mit der in Problemstellung und Lösung nah verwandten Novelle von den „Drei liebreichen Schwestern" müßte hier zu schönen Resultaten führen. Über alle diese Dinge hoffe ich in kurzer Zeit in einer eigenen Studie ausführlich handeln zu können.

Nach der zutreffenden Bemerkung, daß die Grimmschen Sagen nicht Arnims Quelle waren (was ja schon aus der Tatsache hervorgeht, daß die „Gleichen" in der ersten Fassung bereits 1815 entworfen waren, der II. Teil der „Deutschen Sagen" aber erst 1818 erschien), gibt Hartmann der Vermutung Raum, Arnim habe seinen Stoff aus Johann Bernhard Hellers „Merkwürdigkeiten der Landgrafschaft Thüringen" (Jena und Leipzig 1732) und aus Melisantes' „Bergschlösser" (Frankfurt und Leipzig 1721) geschöpft; den schuldigen Beweis dafür will er noch nachtragen.

Bei Besprechung des „Marino Caboga" nennt der Verfasser — des Dichters eigener Angabe folgend — Johannes von Müllers allgemeine Geschichte, Arnim nennt aber auch noch Büschings Erdbeschreibung, S. 223 und (vgl. XV S. 360) eine Schrift „Alter und Neuer Staat des Königreiches Dalmatien" (Nürnberg 1718) S. 229. Bezüglich der geplanten Tragödie über das zeitgenössische Parteitreiben, deren ein Brief an Müllner Erwähnung tut, möchte ich die Frage aufwerfen, ob daraus nicht schließlich die Novelle „Metamorphosen der Gesellschaft" geworden ist. Das Überwiegen des Dialogs scheint darauf hinzudeuten, die ironische Behandlung wäre nach all dem, was wir über die drei Fassungen des Gleichendramas wissen, kein Gegenargument.

Was endlich die „Briefe über das neue Theater" betrifft, so ist dem Verfasser ein wichtiges, freilich an recht versteckter Stelle gedrucktes Zeugnis entgangen: das Schreiben, mit dem Arnim am 23. Februar 1818 den ersten Teil des Manuskripts den Herausgebern der „Wünschelrute" einsendet: „Sie erhalten hier für Ihr Blatt den Anfang einer von mir entworfenen Theater Correspondenz, zu welcher viele berufen waren, aber bis jetzt nur einer, nämlich Clemens Brentano tätig wurde, sie sollte die Hindernisse und Hoffnungen der Schauspielkunst in einer Art Historie entwickeln." (Literarische Mitteilungen. Festschrift der Literaturarchiv-Gesellschaft, Berlin 1901, S. 77.) Auch der Bericht über Aufführungsversuche Arnimscher Dramen ist nicht lückenlos; R. Steig erwähnt in der Einleitung seiner Auswahl I S. XIII, eine Vorstellung der „Gleichen" in Regensburg und auch „Das Loch" ist ja (vgl. VI S. 35), wenn auch nicht auf öffentlicher Bühne, gespielt worden.

Nach solcher — recht oberflächlichen — Sichtung von Arnims dramatischem Lebenswerk erörtert der Untersuchung zweiter Teil „Arnims Stellung zur Geschichte im allgemeinen"; d. h. es werden diejenigen Novellen und Wunderhornlieder (auch einige Dramen) aufgezählt, die historische oder halbhistorische Stoffe behandeln; und da Arnims historisches Interesse eng verknüpft ist mit seinen patriotischen und politischen Tendenzen, bleibt uns auch der beliebte „Überblick" über diese nicht erspart. Wobei es scherzhaft zu lesen ist, wie Hartmann infolge Unkenntnis von Bodes Buch über das Wunderhorn (und des Wunderhorns selbst) das einem Liederbuche des frühen 18. Jahrhunderts entlehnte Freiheitslied der „Appelmänner" für Arnims Gut ansieht und daraus seine Schlüsse zieht. (S. 67; vgl. dazu Bode S. 751.)

Nachdem so mehr als die Hälfte des Buches (denn erst auf S. 70 sind diese Aufzählungen zu Ende) mit unnützem und ungeschicktem Rubrizieren vertan ist, scheint sich endlich der Verfasser seiner eigentlichen Aufgabe zu besinnen und legt die Ergebnisse seiner nicht mit besonderen Unkosten betriebenen Quellenuntersuchung vor. In des Samuel Buchholz „Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenburg" eine der Quellen des „Waldemar" zu sehen, lag für Hartmann, der sich Hagemeisters Greifswalder Dissertation über Fouqués Dramen zum Muster seiner Arbeit genommen hat, recht nahe; schöpft doch aus ihr auch Fouqué seinen „Waldemar". Die andern S. 79 als Arnims Quellen genannten Bücher sind gleichfalls, was aus Hartmanns Darstellung nicht gerade deutlich hervorgeht, schon bei Hagemeister S. 57 genannt. An einen eingehenden Vergleich mit Fouqués stoffverwandter Dichtung aber, der doch für die Erkenntnis Arnimscher Bühnenkunst sehr lehrreich sein müßte, wird trotz der gemeinsamen Quelle nicht gedacht. Die Analyse des — allerdings unendlich verwickelten — Doppeldramas wird durch die beständigen Vergleiche mit Buchholz und durch Hartmanns stilistische Unfähigkeit geradezu unverständlich, zeugt auch nicht von sehr eindringender Lektüre; daß Waldemars Pilgerschaft nicht lange dauert, braucht man nicht erst zu hypostasieren (S. 81): es geht aus Waldemars Worten selbst hervor, der XVIII S. 90 von „dieser kurzen Zeit" spricht.

Noch schlechter steht es um die Analyse des Trauerspiels „Markgraf Karl Philipp von Brandenburg", wo wir wohl von den Hauptzügen der zugrundeliegenden historischen Tatsachen, keineswegs jedoch von denen der Dichtung selbst genauere Kenntnis erhalten. Doch ist der Nachweis dankenswert, daß der 1804 bei Heinrich Fröhlich in Berlin erschienene Roman des Benoit Patono, Le Marggrave Charles et la Marquise Salmour-Balbiano Arnims vermutliche Quelle darstellt.

Mit den Analysen aber wird es immer schlimmer. Beim „Glinde", den schon Bottermann (Die Beziehungen des Dramatikers A. v. Arnim zur altdeutschen Literatur, Göttingen 1895, S. 70 f.) mit der Quelle ver-

glichen hat, bleibt für Hartmann, der vertiefter Betrachtung aus dem Wege geht, nichts mehr zu tun übrig; um doch etwas zu sagen, erzählt er den Inhalt. Kurfürst Friedrich von Brandenburg will mit Hilfe Glindes, des Bürgermeisters von Stettin, dem er die Unabhängigkeit der Stadt verspricht, in den Besitz Pommerns gelangen. „Als aber," setzt Hartmann fort, „bei dem Streit um die Erbfolge ... die Meinung sich nur zugunsten Herzog Erichs von Dänemark wendet, glaubt der Brandenburgische Kurfürst seine Sache ganz verloren und beschließt einen feindlichen Überfall auf Stettin, den er noch in derselben Nacht unternimmt. Glinde aber eilt den anstürmenden Brandenburgern entgegen und fällt im Zweikampfe mit Friedrich, der eben noch sein bester Bundesgenosse war. Plötzlich von Reue erfaßt über den heimlichen Verrat, den er an seiner Stadt begangen, glaubt er nur dadurch seine Schuld zu büßen, daß er den Tod sucht" (S. 91). Von all dem ist nicht ein Wort richtig. Dem Verfasser, der in jeder Zeile seiner Schrift zeigt, daß er nicht schreiben kann, scheint auch die Kunst des Lesens fremd zu sein. Wie wäre es sonst möglich, daß einer, der Arnims Dramen zum Gegenstand einer Monographie macht, dieses kleine, verhältnismäßig leicht übersehbare Schauspiel so gründlich mißversteht!

Ich muß also den Inhalt selbst erzählen. — Glinde will seine Stadt frei machen und dem Hansabunde zuführen, um diesen Preis den Brandenburger im Erbstreit um Pommern unterstützen; das beschwört er dem Kurfürsten bei der grünen Linde am Grabe des letzten pommerschen Herzogs. Wenige Stunden darauf ist der grüne Baum — „ein wunderbares Zeichen Gottes" (XVIII S. 246) — verwelkt. Darüber kommt Glinde zum Bewußtsein seiner Schuld, daß er ein so gefährliches Unternehmen insgeheim, ohne mit dem Volke in der Stadt darüber beraten zu haben, wagen will. Heimlich wollte er ihr Glück begründen. Aber nun muß er sich fragen: „Giebts denn was (d. h. ein Glück), das uns ist aufgedrungen — Freiheit ist nur Glück" (XVIII S. 256) und er faßt den Entschluß, durch Flehen oder Gewalt den Kurfürst, dem er eben die Tore der Stadt zu öffnen versprochen, zum Rückzuge zu bewegen. Es kommt zum Kampf, Glinde fällt, aber die Stadt ist gerettet. Der wackere Glinde hat „in Treue gegen seine Stadt das eigne große Werk (d. h. die Verbindung der unabhängigen Stadt mit der Hanse) aufgegeben" (XVIII S. 261). Aber gerade das mystische Motiv des welkenden Baumes — echtester Arnim! und zugleich von tiefem symbolischen Gehalt — übersieht Hartmann und läßt so die eigenwillige Dichtung und noch mehr Glindes Charakterzeichnung als baren Unsinn erscheinen.

Doch glaube man ja nicht, daß es sich da um eine zufällige Entgleisung handle, um einmalige Unachtsamkeit. Zwar, daß S. 61 behauptet wird: „Der Gothaische Krieg von 1567 bildet den Hintergrund in der Erzählung ‚Die Kirchenordnung'" ist ein erklärbares Mißverständnis;

der Erforscher der Arnimschen Dramen glaubte, die persönliche Bekanntschaft mit den Novellen sich ersparen und mit Morris' Zusammenstellungen sich begnügen zu dürfen, wobei ihm das Mißgeschick widerfuhr, eine etwas vage stilistische Wendung des Gewährsmannes (Morris IV S. 9) wörtlich zu nehmen. In Wahrheit beschränken sich die Beziehungen der Novelle zu jenem historischen Ereignis darauf, daß sie mit den Worten beginnt: „Zur Zeit des Gothaischen Krieges" ... Aber auch bei den Dramen, die der Verfasser doch wohl gelesen haben muß, begegnen solche Schnitzer in arger Fülle. „Der Stralauer Fischzug" [1]), für den wieder Buchholz den Stoff geliefert haben dürfte, endet keineswegs so wie uns Hartmann (S. 95 und wieder S. 111) weißmachen will; nach seiner Meinung wird der Bürgermeister Arm „auf Befehl des Kurfürsten gehängt, noch rechtzeitig wieder abgeschnitten, als seine Frau darum bittet". Der Befehl zum Hängen wird allerdings gegeben; da aber mit dem Eintreffen des Bürgermeisters Reich der Grund für so schwere Strafe wegfällt, widerrufen. „Es war noch eben höchste Zeit," spricht Arms Frau Brunhilde, „sie legten ihm den Strick schon an" (XVIII S. 310). Ist das so undeutlich? — Auch der Inhalt der „Befreiung von Wesel", die schon Bottermann im Verhältnis zur Quelle betrachtet hat, wird falsch wiedergegeben. Nicht Susanne fesselt den spanischen General Lozau (der bei Hartmann übrigens konstant als Lozau erscheint), sondern Peter Mülder (S. 101, 103, 111; vgl. V S. 333). Auch aus den „Appelmännern" liest Hartmann ganz falsche Dinge heraus (S. 108, 110; vgl. VI S. 188)[2]) und Bemerkungen auf S. 105, 111 lassen sehr befürchten, daß ihm die Handlung der „Gleichen" ebensowenig klar geworden ist.

Zur „Kapitulation von Oggersheim", deren Quelle Hartmann im I. Bd. des Theatrum Europaeum findet (dessen II. Bd. Arnim selbst als Grundlage seiner „Befreiung von Wesel" nennt), weise ich ergänzend auf die Übereinstimmung von VI S. 229 f. mit dem Wunderhornlied „Es geht ein Butzemann" hin. Ein ähnliches scherzhaftes Motiv wie in diesem Lustspiel verwendet Arnim übrigens auch in den „Kronenwächtern" (IV 146—150).

„Nach Betrachtung der Geschichtsdramen," ward uns schon S. 58[1]

[1]) Denselben Stoff behandelt Julius von Voß; vgl. Johannes Hahn „Julius v. Voß" [= Palaestra 94] (Berlin 1910), S. 170 f.

[2]) Besonders arg ist das Mißverständnis auf S. 121 f.: nicht im Schlafe, sondern wachend, mit dem zweiten Gesicht, sieht Pfarrer Remel den Feuer ausstreuenden Vivigenius und Bürgermeister Appelmann läßt keineswegs „auf dieses ihm wiedererzählte Traumbild hin seinen Sohn köpfen". Das wäre denn doch selbst für einen Arnim zu sonderbar! Sondern weil Vivigenius gegen Remel die Drohung ausstößt, ihm den roten Hahn aufs Dach zu setzen. Denn „der große Bund von den Mordbrennern hat alle Strenge aufgedrungen" (vgl. VI S. 153, 156 f.).

verſprochen, „werden im dritten Teil alle Dramen zuſammenfaſſend Berückſichtigung finden.“ Dieſes letzte Kapitel behandelt vor allem Arnims „dramatiſche Technik“. Die Beobachtung, daß unſer Dichter in den Expoſitionen ſeiner Dramen oft recht glücklich iſt, dann aber, je näher er dem Ende kommt, ſich in Zerfahrenheit und Willkür nicht genug tun kann und durch die unheilbare Kombinationswut alle ſeine Werke ſchädigt, iſt gewiß ſehr treffend, nur überſchätzt Hartmann die Neuheit dieſer Bemerkung, die ſchon ſo viele vor ihm gemacht haben. Wie gering ſein eigenes äſthetiſches Verſtändnis wiegt, zeigt das nur ſchwer ernſt zu nehmende Urteil, daß der „Glinde“ unter Arnims Dramen, wenigſtens vom rein dramatiſchen Standpunkte aus, am höchſten ſtehe (S. 102). Beſonders aber zeigt eine Aufzählung von Lieblingsmotiven des Dramatikers Arnim, die Hartmann unternimmt, die unübertreffliche Oberflächlichkeit und Beſinnungsloſigkeit ſeiner Methode. Alle dieſe Motive erſcheinen in gleicher Menge in den Romanen und Novellen des Dichters, beweiſen alſo für die Dramen gar nichts. Übrigens iſt die Statiſtik ſelbſt für dieſe letzteren, ſowohl was die Mannigfaltigkeit der Motive als die Häufigkeit ihrer Verwendung betrifft, unvollſtändig. Was aber ſoll man dazu ſagen, daß der Verfaſſer als Einzelmotiv das „Heirathss- und Ehe-Thema“ nennt (S. 109)? Ein geräumiger Topf, in den ſich bequem mancherlei Kraut und Rübe werfen läßt. Und wie viel iſt da erſt im einzelnen unrichtig! Ich übertreibe durchaus nicht, wenn ich behaupte, daß etwa auf S. 111 jede Zeile zu beanſtanden iſt.

In ähnlicher Weiſe wie die Motive werden die Charaktere „betrachtet“. Auch über die Schickſalsidee bei Arnim ſchwätzt Hartmann, der Minors grundlegende Studien nicht kennt, allerhand, ohne auch nur eine richtige Vorſtellung davon zu haben. Was er da über den „Auerhahn“ vorbringt, iſt jetzt durch meine Abhandlung (Euphorion XIX 241 ff.) erledigt. Noch mehr im unklaren iſt er über das Verhältnis der „Gleichen“ zum Schickſalsdrama; er überſieht völlig, daß dieſe Dichtung Arnims, im Gegenſatz zu allen übrigen, die dem Ende zu immer phantaſtiſcher werden, in ſeiner zweiten Hälfte realiſtiſcher wird und ganz rationaliſtiſch ausgeht.

Ein paar nichtsſagende Bemerkungen über das lyriſche und komiſche Element in Arnims Dramen beſchließen die Unterſuchung.

II.

Kein Menſch wird glauben wollen, daß ein ſolches Machwerk in einer Sammlung von Univerſitätsſchriften, die von einem angeſehenen und gerade um die Arnimforſchung verdienten Gelehrten geleitet wird, aufgenommen werden konnte. Es muß den Anſchein tragen, daß ich aus reiner Freude am Tadeln Hartmanns Schrift mühſelig nach Fehlern und Irrtümern abgeſucht und das Gute darin wiſſentlich und abſichtlich ver-

ſchwiegen habe. Aber das Gegenteil iſt der Fall. Ich habe alles, was nur halbwegs als Vermehrung unſeres Wiſſens angeſehen werden kann, gewiſſenhaft gebucht und hätte anderſeits ohne allzu große Anſtrengung die doppelte Seitenzahl mit der Aufzählung tatſächlicher Unrichtigkeiten füllen können. Auch habe ich bisher nur von Irrtümern im einzelnen geſprochen, nichts über die ganz verfehlte Methode, die unglaublich mangelhafte Literaturkenntnis des Verfaſſers geſagt, nichts über die alles Maß überſteigende Nachläſſigkeit der Drucklegung, wenig über die beiſpielloſe Verwahrloſung des Stils.

Soll man es für möglich halten, daß Hartmann nicht einmal die Überſchriften der Arnimſchen Dichtungen genau anzugeben weiß? (S. 9, 73 ‚Der richtige Waldemar‘: Das Doppeldrama heißt ‚Der echte und der falſche Waldemar‘, der erſte Teil einfach ‚Waldemar‘, der zweite ‚Der falſche Waldemar‘; S. 60 ‚Nelſon und die Lady Hamilton‘ für ‚Nelſon und Meduſa‘; S. 61, 66: ‚Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau‘ wird zum ‚Tollen Invaliden von Fort Ratoneau‘). Görres erſcheint als Redakteur des ‚Teutſchen (ſtatt Rheiniſchen) Merkur‘ (S. 12), Brentanos ‚Viktoria und ihre Geſchwiſter‘ verwandelt ſich in ‚Viktoria und ihre Kinder‘ (S. 41). Von den vielen Zitaten iſt kaum eines (ich übertreibe nicht!) ganz richtig wiedergegeben, manche bis zur Unverſtändlichkeit entſtellt. Das Außerordentlichſte hat ſich der Verfaſſer S. 66 geleiſtet: Da druckt er aus ‚Ariels Offenbarungen‘ eine ſinnloſe Zeile ab: „Doch denkt, daß große nie tot geblieben“, und ſetzt dahinter ein Ausrufzeichen in Klammer. Ich ſchlage die Stelle nach und finde, klar und verſtändlich: „Doch denkt, daß große **Tat** nie tot geblieben“. Aus Heines beißendem Witzwort, Fouqués Rittergeſtalten ſeien „aus Eiſen und Gemüt (Walzel VII 152), wird S. 13 ein „aus Blut und Eiſen“, ohne daß es Hartmann, der die Stelle nicht aus eigener Lektüre zu kennen ſcheint, zum Bewußtſein kommt, wie ſich durch ſolche Permutation der Spott in Lob verwandelt. Berühmte Namen wie Savigny, Schenkendorf, Burgsdorff, Radziwill erſcheinen ausnahmslos in falſcher Schreibung. Auch in der Chronologie hat der Verfaſſer ſeine eigenen Anſichten; danach wäre Brentano mit dem ‚Ponce‘ ſchon im Sommer 1801 hervorgetreten, Arnims Roman ‚Die Kronenwächter‘ ſchon 1809 ausgegeben worden.

Soll ich wirklich noch Worte verlieren über einen Schriftſteller, der über romantiſche Dichtung ſchreibt, ohne Walzels ‚Romantik‘ zu kennen, der zur Umſchreibung des romantiſchen Programms nicht dieſen, nicht Minor, nicht Haym, ſondern — F. H. Schlegels Raſtatter Programm von 1861 heranzieht?

Aber einmal noch muß ich die Feder eintauchen, um an ein paar aufs gerathewohl herausgegriffenen Beiſpielen zu zeigen, welche Sprache Hartmann ſpricht. S. 4: „Bezeichnend iſt, wenn . . .“ — „Teils perſönliche Beziehungen führen den Bruch Schillers mit den Häuptern der

Romantik herbei". — S. 74: „Ich ſtelle nun die vergleichenden (!) Punkte zwiſchen Arnims Dramen und der Darſtellung von Buchholz nebeneinander". — S. 104: „ein Techtelmechtel der Bedienten Sebaſtian und Kathi". — S. 116: „Einſchließend die männlichen Charaktere der nichthiſtoriſchen Dramen möchte ich Folgendes feſtſtellen". — „Eine aſketiſche Weltfremde." uſw. uſw.

III.

Mit einem gewiſſenhaften, ernſt zu nehmenden Forſcher könnte man darüber rechten, ob es klug war, Arnims Dramen denen von Eichendorff, Schütz und beſonders von Fouqué gegenüberzuſtellen und im Vergleich mit dieſen zu werten; ob es nicht entſprechender und ergebnisreicher geweſen wäre, ſie neben die Werke Heinrich von Kleiſts und Zacharias Werners zu ſtellen, wie man ja auch den Erzähler Arnim neben E. T. A. Hoffmann und nicht neben Fouqué zu ſetzen hätte; ob es ſich nicht empfohlen hätte, den fortwirkenden Einfluß Arnims auf Immermann, Georg Büchner, Hebbel zu erwägen, wie ja die Nachwirkung ſeiner Novellen noch in den Schöpfungen Gottfried Kellers zu ſpüren iſt. Hartmann gegenüber ſind ſolche Einwendungen unangebracht. Aber ein künftiger Bearbeiter von Armins Dramen, den wir nach dem völlig mißlungenen Verſuche mehr als zuvor erſehnen, wird dieſe Fragen nicht unbeantwortet laſſen dürfen. Eine Schrift über Armin und Kleiſt, die ich vorbereite, wird manchem dieſer Probleme nachzugehen ſuchen.

IV.

Walther Küchler hat vor einiger Zeit (Zeitſchrift für franzöſiſche Sprache und Lit. XXXIX S. 44) bei Beſprechung einer mit Hartmanns Schrift artverwandten Doktorarbeit geſchrieben: „Man ſoll einer Anfängerarbeit gegenüber im allgemeinen, ſo weit es geht, Nachſicht üben. So weit es geht. Aber wenn in einem Falle, wie dem vorliegenden, eine ſolche Unfähigkeit, ein ſo bodenloſer Leichtſinn zutage treten, ſo hat die Kritik die Pflicht rückſichtslos einzuſchreiten". Ich wüßte es mit eigenen Worten nicht beſſer zu ſagen, warum ich mich dem undankbaren Geſchäft mühevollen Nachprüfens und ausführlicher Kritik unterzogen habe.

Prag. Joſ. Körner.

E. T. A. Hoffmann im perſönlichen und brieflichen Verkehr. Sein Briefwechſel und die Erinnerungen ſeiner Bekannten, geſammelt und erläutert von Hans von Müller. Zwei Bände (1. Band: Hoffmann und Hippel. 2. Band: Hoffmanns Briefwechſel [mit Ausnahme der Briefe an Hippel] in 3 Heften). Berlin, Paetel 1912.

Der seit langem verheißene Briefwechsel Hoffmanns liegt in vier stattlichen Abteilungen, insgesamt mehr als 1000 Seiten füllend, vor uns. Des Hoffmann-Archivarius Hans v. Müller Einleitungen und Fußnoten orientieren uns mit einer sich bis auf die Geschichte der Drucklegung und die Korrekturbesorgung erstreckenden Akribie über das langsame, immer wieder durch widrige Umstände verzögerte Werden der schon seit 1901 vorbereiteten Sammlung. Wir können bei diesen Details nicht verweilen, sondern müssen uns mit einem Überblick über das Material und seine Bedeutung für die Hoffmannforschung begnügen.

Der erste Band wird von dem bescheiden in den Hintergrund tretenden Herausgeber dem treuesten Freunde Hoffmanns als lang verschollenes Eigentum übergeben: v. Müller hält es (I S. XXXVI) für eine Forderung der Gerechtigkeit, Hippel nicht nur unter den Freunden Hoffmanns, sondern auch unter dessen Biographen und bisherigen Briefherausgebern den ihm gebührenden ersten Platz zu geben: er bringt im wesentlichen das Buch, das Hippel selbst 1822 druckfertig an Hitzig sandte, das dieser zwar unvollständig publizierte, aber treu bewahrte, so daß, während Nachforschungen bei der weitverzweigten Familie Hippel geringe Ergebnisse zeitigten, diese von Hippel vorbereitete Publikation dem emsigen Sammler zur Hand kam und nun, durch Stellen aus Hippels Tagebuch und den ebenfalls von Hans v. Müller gefundenen Tagebüchern Hoffmanns, deren vollständige Ausgabe wir sehnlichst erwarten, ergänzt, veröffentlicht wird.

Ungefähr zwei Drittel der Briefe hat Hippel selbst zurückbehalten, die sich bis jetzt als unauffindbar erwiesen haben (I S. XXXIV). Indes bietet Hans v. Müllers Publikation, so gewissenhaft im allgemeinen Hitzig mit dem Hippelschen Material geschaltet hat, doch manches Neue: Aus Hippels „Erinnerungen" das schöne Denkmal, das der Schüler seinem und Hoffmanns einstigem Lehrer Wannowski setzte (I 8 ff.), der als Rationalist[1]) sicher auf den Intellekt Hoffmanns von Wirkung war, die vielleicht die Grundlage für die merkwürdige Mischung von Wirklichkeitssinn und phantastischer Anlage war, die Hoffmanns Schaffen charakterisiert und die die vielleicht schon im pietistischen Königsberg einsetzenden, später verstärkten mystischen Einflüsse nie völlig zur Geltung kommen ließ. Auch Hoffmanns Humor — im Sinne von „Brambilla" (Grisebach XI 86) — konnte sich an Wannowskis philosophischen Vorträgen, die „für humoristisch gelten konnten" (I 9), nähren. — Als Ehrenrettung des von Hoffmann über Gebühr geschmähten ersten Erziehers Otto Doerffer können die feinen psychologischen Bemerkungen Hippels

[1]) Hans v. Müller vermutet mit Grund, daß der Rationalismus Wannowskis die Ursache für die Streichung dieser Partie durch Hitzig gewesen sei (I S. XIX): wie der positive Lutheraner ja auch das fatale „religiös bey den religiösen" des Indifferentisten Hoffmann streicht (I S. XXIII und I 62).

gelten (I 6 f.), die Hitzig gestrichen hatte (I S. XL); von gleicher psychologischer Spürkraft zeugt der Vergleich der beiden Freunde (I 12 f.), den Hitzig unbegreiflicherweise ebenfalls unterdrückt hatte. Hans v. Müllers Lobsprüche auf den „bescheidensten aller Memoirenschreiber" scheinen uns vollauf berechtigt: der sich oft in Antithesen bewegende Herausgeber knüpft daran eine von uns gern unterschriebene Ablehnung des Hippelbiographen Theodor Bach (Theodor Gottlieb v. Hippel, der Verfasser des Aufrufs „An mein Volk". Ein Gedenkblatt zur fünfzigjährigen Feier der Erhebung Preußens, Breslau 1863), der Hoffmann 1813 nicht als ehrlichen Künstler, sondern „als ächten Virtuosen im noblen und ästhetischen Vagabondieren" nach Leipzig gehen läßt (I S. XL). Die biographische Skizze (Hippels äußeres Leben XLV ff.) ist uns aus der Hand v. Müllers eine willkommene Gabe, ein kleines Pendant zu Ferdinand Jos. Schneiders leider noch unvollendeter Biographie des älteren Hippel (Prag 1911), auf dessen familiendynastische Tendenzen Müller ein psychologisch interessantes Streiflicht wirft (Einleitung S. XLVI). Die Gegensätze, die Schneider (a. a. O. S. 1) im ostpreußischen Volkscharakter überhaupt aufzeigt, scheinen hier meines Erachtens im engeren Rahmen der Hippelschen Familie vorhanden gewesen zu sein. Hans v. Müller beschränkt sich allerdings im wesentlichen auf die für Hoffmann direkt oder indirekt wichtigen Verhältnisse Hippels und sieht von der nach Bachs und Schleinitzens gemeinsamer ungenügender Publikation (vgl. S. XXXII, XLV) neuerdings nötigen Würdigung des Politikers Hippel absichtlich ab. Indes erhalten wir in die Privatverhältnisse Hippels so viel Einblick, um der Feststellung des Herausgebers, der überschuldete Majoratsherr habe dem geldbedürftigen Freunde 1803/4 und 1807/8 nicht schneller und durchgreifender zu helfen vermocht (S. LV), zuzustimmen [1]).

Hippels bereits von Hitzig publizierter Tadel, daß Hoffmann seinen Verwandten geringe Achtung gezollt habe (I 13), erfährt durch die Briefstellen I 44 ff., 72 ff., 145, 150, die hier zum erstenmal erscheinen (S. XXIII), Bestätigung; der Tod des Groß-Onkels verdirbt ihm „sehr zur Unzeit" einen „recht frohen Tag", er muß nun die Bälle meiden, „das einzige, wodurch ich noch an einem sehr feinen Faden mit der Beaumonde von Königsberg zusammenhänge" (I 73); er hofft auf den Tod der Großmutter und zeigt auch beim Tod der Mutter nur eine Anwandlung von Rührung, die bald wieder dem üblichen witzigen Ton Platz macht. Hans v. Müller konstatiert (XXXIX): „Es wird kaum in Abrede zu stellen sein, daß eine gewisse Kühle Hoffmanns gegen Menschen, die nicht wirklich seinem Innern etwas zu bieten hatten, hier mitsprach," verweist aber auf ganz anders klingende Tagebuchnotizen, die uns noch

[1]) Gegenüber Grisebach, der Hippeln für einen „sehr vermögenden Mann" hält (Einleitung S. XXXI).

nicht vorliegen. Uns muß — wenn wir neben dem Dichter Hoffmann auch auf den Menschen Gewicht legen — das ausdrückliche Zeugnis seines gewiß im Alltagsleben und in konventionellen Gefühlsäußerungen fest wurzelnden Freundes genügen: Hoffmann „sey keineswegs ein gemütloser Satyriker gewesen" I 21 . . . „Als ob Humor, den man ihm doch einräumte, nicht das Kind eines tiefen, zarten und kräftigen, dann erst bitteren, verwundenden Gefühles sey, wenn es selbst hart verwundet worden" ebenda.

Der zweite, in drei handliche Hefte gegliederte Band bringt die übrige Korrespondenz Hoffmanns im Zeitraum von 1803—1822. Über die ungemein genaue Editionstechnik, deren Prinzipien I S. XLII f. und II_1 S. LV ff. niedergelegt sind, braucht wohl kein Wort verloren zu werden. Der Herausgeber läßt uns auch hier das Werden der Ausgabe förmlich miterleben, wodurch sich allerdings die rasche Benützung der Bände ein wenig erschwert; wer sich aber näher in die meist in Kleindruck gehaltenen, ungemein reichhaltigen Seiten versenkt, trägt reichen Gewinn davon. Wer so viel wie Hans v. Müller bringt, dem ist manches erlaubt, was man einem geringer Befrachteten ankreiden würde: auch erscheinen „angenehme Schnörkel" für einen Hoffmannforscher fast als stilgemäß. Dazu rechnen wir vor allem eine an ältere Jahrgänge von Haupts Zeitschrift gemahnende drastische Polemik, die sich aber nicht so sehr gegen lebende Forscher, als vielmehr gegen Zeitgenossen Hoffmanns richtet: gegen Kunz, dessen „von Schweiß triefende" Sätze er allenthalben verächtlich aus den echten Hoffmanniana herauslöst, und gegen den Fürsten Pückler Muskau, dessen wenig erfreuliche Familiengeschichte in das dritte Anhangs-Heft als umfangreiche Intermezzoreihe eingearbeitet ist. Die divinatorische Seelenkunde des Herausgebers spricht sich besonders deutlich und drastisch in der Kritik der Kunzschen Erinnerungen aus: „Kunzens ‚Supplemente' gehören zu den quälendsten Erscheinungen der Memoirenliteratur. Ein gemeiner und roher Mensch schildert darin einen zarten und bis zum Raffinement durchgebildeten Geist in einem Tone, als wenn beide zwei gleichstehende Wesen wären . . ." II 631. Der Herausgeber kann sich kaum genug tun, die „leichenschänderische Frechheit", mit der Kunz den Toten als Freund reklamiert II 632, ins rechte Licht zu rücken. Er legt scharfsichtig das System der Fälschungen[1]) dar, das Kunz, um seinem von Hoffmann abgebrochenen Briefwechsel einen würdigen Abschluß zu geben, in Szene setzte, von den taktlosen Indiskretionen gegenüber der Familie Marc zu geschweigen II 633. Kunz hat sich Einschübe in echte Briefe gestattet, die ihn als einzigen intimen Bam-

[1]) Diese Fälschungen sind viel weniger harmlos und vor allem viel weniger genial als die gelungenen Hoffmann-Imitationen J. P. Lyers (vgl. F. Hirths Lyermonographie)

berger Freund Hoffmanns zeigen sollten; er hat für sein Stuttgarter Supplement (1839, V 212 ff.) einen Brief erdichtet[1]), dessen Bestandteile Hans v. Müller als Wiederholungen und Erweiterungen aus echten Briefen Hoffmanns an Kunz schlagend nachweist (II 321, Anm. 7, 8, 11). Wie weit Bamberg und vornehmlich Kunz dem Berliner Modeschriftsteller entrückt war, lehrt im sprechendsten Gegensatz zu Kunzens Fälschung der Brief an den Bamberger Arzt Dr. Speyer, den Müller bereits Februar 1902 in der „Insel" veröffentlicht hatte und jetzt mit Recht als den wichtigsten im 2. Bande bezeichnet. Hier erscheint der tüchtige, vornehme Arzt als einziger Bamberger Freund Hoffmanns: „Wohl kann ich es sagen, daß unser gemütliches Zusammenseyn in Bamberg das einzige ist, dessen Erinnerung aus jener bösesten aller bösen Zeiten durchaus hell und rein, ohne Makel und auch ohne auf diese oder jene Weise die vernarbten Wunden wieder aufzureißen, erscheint" (II 400). Und hier fallen sehr harte Worte über Kunz (II 402), die völlig zu dem kühlen Ton der beiden einzigen echten Briefe (II_2 279 f. und II_2 300 f.) passen, die Hoffmann seit Ende 1815 noch an Kunz gerichtet hat. Kunz erscheint für immer aus der Reihe der Freunde Hoffmanns gestrichen und es erscheint uns als eine Ironie der Literaturgeschichte, daß er zu seinem Memoirenwerk von eben dem Pückler angeregt wurde, den Hippel in der Ausgabe der Briefe seines Oheims an Scheffner (Hippels Werke XIII S. VIII, Hans v. Müller I 275) und in den Erläuterungen zu Dorows Briefpublikation (vgl. H. v. Müller I 278) mit unverhohlener Verachtung behandelt.

Wenn wir unter den Persönlichkeiten Umschau halten, die uns aus dem Briefwechsel als wichtige Faktoren in Hoffmanns äußerer und innerer Entwicklung in die Augen springen, so tritt uns neben Hippels treuer, lebenslang bewährter Freundschaft vor allem Adolph Wagner in den Gesichtskreis, dessen erst zu schreibende Biographie vielleicht enger mit der Hoffmanns zu verknüpfen wäre als die Pücklers. Der einzige erhalten gebliebene Brief Hoffmanns an Wagner (II 291 ff.)[2]) zeigt deutlich die Herzlichkeit der Freundschaft, die während des zweiten Leipziger Aufenthaltes Hoffmanns, also zur Zeit der Vollendung des „Goldenen Topfes", geschlossen wurde[3]). Und es ist meines Erachtens auf den Verkehr mit gelehrten Mystikern zurückzuführen, wenn das Topfmärchen, das im August 1813 noch bedenklich an das erste Abenteuer des Prinzen Biribinker gemahnt[4]), in ganz andere Bahnen gelenkt wird. Wagner hatte gerade

[1]) Grisebach hat (LXXIX) diesen Brief als ein „köstliches Produkt Hoffmannscher Laune" reproduziert.

[2]) Von Hans v. Müller bereits Februar 1902 in der „Insel" publiziert.

[3]) Vgl. dazu H. v. Müllers als Privatdruck vorgelegte Tagebuchproben aus dem Jahre 1813 S. 6.

[4]) Vgl. an Kunz II_1 154 bei Müller.

1813[1]) seine Übersetzung von Saint Martins „L'Homme de Désir" unter dem Titel: „Des Menschen Sehnen und Ahnden" herausgegeben. Der Hymnus der Elementargeister, die die befreite Anselmusseele jubelnd nach Atlantis geleiten Maaßen I 335[2]), erscheint vorgebildet in Saint Martins Reinigungsweg der menschlichen Seele durch die Regionen, deren Mächte mit lebendigem Hauche, mit Feuerhänden sie zu höheren Sphären emporläutern: die schon durch Jakob Böhme vgl. Strich, Mythologie II 300 den Romantikern nahegebrachte Verbindung von Elementen mit der menschlichen Seele, der Nerv romantischer Elementargeisterpoesie[2]), wird hier in dithyrambischer Form, auch dem Weltkinde Hoffmann genießbar, geboten. Die schwerfällige Einleitung Wagners enthält als Leitmotiv den jeder Mystik immanenten Gedanken der Exkorporation — den neuen Zellkern des Topfmärchens, der den ursprünglichen Plan[3]) verdrängte: die von Kunz geforderte „befriedigende Pointe" wird zur mystischen Hochzeit von Anselmus und Serpentina im Sinne des Novalis und der zugrundeliegenden Rosenkreuzertradition vgl. Spenlé, Novalis 232).

Ich will nicht Hoffmanns Märchendichtung völlig in die seltsamen, oft abstrusen Gedankengänge des gelehrten Sonderlings pressen, obschon Wetzels Rezension in den Heidelberger Jahrbüchern die Verknüpfung des Topfmärchens mit Ideen, wie sie Wagner besonders in seinem Nachwort zu Kannes „System der indischen Mythe" Leipzig 1813, S. 565—611 dunkel genug auskramt, nahelegt: eine mystische Kulisse für Hoffmann glaube ich aber in diesen seltsamen Produkten gefunden zu haben, die nur einen kleinen Niederschlag der Unterredungen bilden dürften, die Adolph Wagner nach dem Zeugnis seines Neffen so anziehend[4]) zu gestalten wußte. Zwischen dem Briefe II 291 ff. und Richard Wagners Selbstbiographie waltet eine seltsame innere Beziehung, die man meines Erachtens zwanglos für Hoffmann fruchtbar gestalten kann. Der Dichter leitet den Brief an den „liebsten Alf" mit einem Scherz ein: er bewährt sich einem auf Besuch kommenden Zauberer[5]) gegenüber als stärkerer

[1]) Nach Schickedanz' Datierung des ohne Jahresangabe erschienenen Werkes, vgl. Baader, sämtl. Werke XII, 52.

[2]) Saint Martin hat schon in den Schlußstadien seines 1775 erschienenen, von Math. Claudius 1782 übersetzten Erstlingswerkes auf mystischer Basis die romantische Kunstprinzipien: Musik, Malerei und Poesie, errichtet vgl. Irrtümer und Wahrheit", Breslau 1782, S. 553 ff.) und so die Verwendung der Böhmeschen Elementenlehre in der romantischen Dichtung lange vor Tiecks Böhmestudium vorbereitet.

[3]) Vgl. v. Maaßen I, Einleitung S. XXIII.

[4]) Richard Wagner, Mein Leben I 32.

[5]) Wohl Fouqué, der seinerseits mit A. Wagner über Hoffmann korrespondiert vgl. II 222 : II 242 wird Fouqué scherzhaft als ein „der Zauberei beflissener" bezeichnet.

Zauberer[1]) „ſpitzbemützt und in magiſchen Büchern leſend" — er wirft ſich alſo dem Freunde gegenüber in das Koſtüm, das dieſer ſelbſt nach dem Zeugniſſe ſeines Neffen als Hauskleidung benützte (Mein Leben I 16): „Mein Oheim Adolf hatte ſein Studierzimmer ein für allemal in einem finſteren Gemach des Hofes aufgeſchlagen. Dort traf ich ihn zuerſt unter einem großen Wuſte von Büchern in einer unſcheinbaren Hauskleidung, deren Charakteriſtiſches in einer hohen ſpitzen Filzmütze beſtand, wie ich ſie in Eisleben bei dem Bajazzo der Seiltänzer geſehen hatte." Hier dürfte das Urbild für den Hoffmannſchen Magus, der trotz der literariſchen Tradition ſerapiontiſch „geſchaut" iſt, zu ſuchen ſein und ich wage es, im Archivar Lindhorſt und ſeinem „orientaliſchen Schwulſt"[2]), wie die Kaffeegeſellſchaft (Maaßen I 256) den Phosphorusmythus betitelt, ſeinem ſeltſamen Koſtüm und dem faszinierenden Antlitz, deſſen Augen „aus den knöchernen Höhlen des magern runzlichten Geſichts wie aus einem Gehäuſe hervorſtrahlten"[3]) (Maaßen I 267) — ein Denkmal für den gelehrten Freund zu erblicken, deſſen Intereſſe für Hoffmann mehr als jede Apologie die hohe geiſtige Bedeutung des Dichters, den man gelegentlich als unwiſſenden Trunkenbold hinzuſtellen beliebte, bezeugt.

Die Annahme, der literariſch-traditionelle Typus des Genius der Bundesromane, der auch im Topfmärchen noch deutlich zutage tritt, ſei durch Adolph Wagners liebenswürdig-ſeltſame Perſönlichkeit mit lebendigem Gehalt gefüllt worden[4]), wird diskutabel, wenn man bedenkt, daß die Kontraſtfigur zu Lindhorſt, Konrektor Paulmann, neben den typiſchen Philiſterqualitäten aus Brentanos Abhandlung den Smollettſchen Pedantentypus[5]) als Schulpedanten, der die Schulſtudia für „die Grundlage von allem" erklärt (Maaßen I 269) und, während es in ſeiner Familie bedenklich rumort, beharrlich „in den Alten" lieſt, repräſentiert — und wenn man nun die Mitteilung Richard Wagners daneben hält, daß ſein

---

[1]) Man denke an den Wettkampf von Proſper Alpanus und der Fee Roſabelverde im Klein Zaches; eine andere Szene dieſes Märchens beruht ja (Hitzig [3]III 139) ebenfalls auf einem Erlebnis.

[2]) „Schwülſtige Sätze" pflegte man nach Richard Wagners Zeugnis in Polemik dem Oheim nicht mit Unrecht vorzuwerfen, was Hoffmann zweifellos bekannt war; vielleicht ſind Wagners dunkle Schriften die Urbilder der Pergamente Lindhorſts, die ſich nur dem Eingeweihten erſchließen.

[3]) Für den achtjährigen Richard Wagner iſt der Oheim ein Eindruck „durchaus rätſelhafter, befremdender Art"; auf Hoffmann wirkt (Leipziger Tagebuchprobe S. 13) der Bruder Adolfs, Friedrich Wagner, „exotiſch".

[4]) Der Name Lindhorſt knüpft noch an einen Königsberger Bekannten an, der mit der von Hitzig unterdrückten, von v. Müller wieder ans Licht gebrachten Hoſenanekdote (Müller I 44 ff.) zuſammenhängt.

[5]) Vgl. Dibelius, Engliſche Romankunſt I 179; Smollett war Hoffmann nach einem freilich ſehr ſpäten Zeugnis bekannt: er erwähnt in ſeiner Verteidigung des „Meiſter Floh" den Peregrine Pickle, der auch von der dort zitierten Stelle auf das Flohmärchen gewirkt haben dürfte.

Oheim dem Pedantismus in Staat, Kirche und Schule „eine schroffe, aber doch humoristische Verachtung“ entgegenbrachte, was den Neffen natürlich „feurig“ anzieht. Daß Hoffmann den Vater Veronikas, der Repräsentantin der sinnlichen Liebe, des „bösen Prinzips“ im Sinne der Mystik, gerade als Schulpedanten darstellt, gibt doch zu denken. Hingegen ist es wohl nur ein hübscher Zufall, daß in einem Brief unseres Dichters an Fouqué (Müller II 224 f.) Adolph Wagner und der goldene Topf als einzige Themata hart nebeneinander gerückt sind; mit herzlichem Bedauern spricht der als gemütlos ausgebotene Hoffmann von „unserem lieben, armen Adolph“ und empfiehlt unmittelbar darauf Anselmus, Lindhorst und Serpentina dem Wohlwollen des Neunhausener Schloßherrn, der gern beide Freunde bei sich gesehen hätte (vgl. II 222).

Wagen wir es hier eine luftige Linie von dem vom Dichter selbst am höchsten geschätzten Werk[1] zu einer der anziehendsten Persönlichkeiten dieses vielfach mittelmäßigen Dichtermilieus zu ziehen, so konnte Hans v. Müller mit festerer Hand die Spur Pückler-Muskaus im „öden Haus“ (II 326 f., 605) nachweisen; ja, da das „interessante Mädchen“ Edwine — Helmine Lanzendorf mit Recht vom Herausgeber als eine Vorstudie zur Prinzessin Hedwiga aufgefaßt wird (II 606), so kommt der Pücklersche Kreis sogar in lose Beziehung zum Hauptwerk des Dichters. Müller hat in der Einleitung des Kreislerbuches Hedwiga als die am tiefsten erfaßte und am gewaltigsten dargestellte Hoffmannsche Figur bezeichnet (S. XLVIII): sie ist trotz der ansprechenden Detailnachweise (II 606) über den vermuteten Lebenshintergrund völlig hinausgesteigert, wie sie auch über ihre literarische Grundlage, die typische Bundestochter des maurerischen Unterhaltungsromans (vgl. Schneider, Die Freimaurerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts S. 209 ff.) trotz unverkennbarer Residuen[2]) hinausgewachsen ist. Immerhin erscheint die

[1]) Hoffmanns Selbstkritik tritt aus dem Briefwechsel ungemein sympathisch ans Licht; er bekennt Hippeln (I 263): „Ich schreibe keinen goldnen Topf mehr! So was muß man nur recht lebhaft fühlen und sich selbst keine Illusionen machen!“ Ferner an Helmina von Chezy (II 314): „... da ich bis jetzt, das Mährchen vom goldnen Topf vielleicht ausgenommen nichts von eigentlicher Bedeutung geliefert.“ Er fühlt vielleicht, daß er die maßvolle Phantastik des Topfmärchens nicht mehr erreicht, daß für größere Kompositionen seine Gestaltungskraft versagte. Hans v. Müller hält übrigens mit Baudelaire, Blei und Paul Ernst die „Brambilla“ für das bedeutendste Werk Hoffmanns (II 418, 470).

[2]) Ihr durch die Umtriebe der geheimen Gesellschaften auf dem Gebiete des animalischen Magnetismus zwanglos mit der Bundestochterqualität zu verknüpfender somnambul-kataleptischer Charakter hat meines Erachtens bei Hoffmann eine ähnliche Funktion erhalten, wie bei der differenzierten Verfeinerung des Typus: bei Mignon: beide werden durch ihre kataleptisch-pathologischen Züge aus dem Kreise der Helden ausgeschaltet (vgl. Wolff, Mignon S. 250), wobei allerdings der diametrale Unterschied zwischen dem zum Welt- und Staatsbürger erziehenden, aktiv akzentuierten Roman Goethes und dem zu tiefst pessimistischen,

ſchöne, von Pückler gern etwas dämoniſch aufgeputzte, Hoffmann ſicher als Modeſchönheit, um die ſich ſogar der König bemühte, bekannte Helmine Lanzendorf in einer gewiſſen Relation zu Hedwiga: vielleicht in bewußtem Kontraſt zur höchſten, myſtiſch geſteigerten Geliebten, Julia: irdiſche und himmliſche Liebe.

In umfangreichen Intermezzis hat v. Müller das Porträt des Fürſten Pückler-Muskau in ziemlichen ſchwarzen Farben gemalt (II 596—630): es war neben den (II 596) angegebenen Geſichtspunkten: Pückler, Koreff und Helmine untereinander und zu Hoffmann in Beziehung zu ſetzen, vielleicht für den künſtleriſch empfindenden Herausgeber das Beſtreben maßgebend, dem ehrlichen, bewährten Hippel im „ſkrupelloſen Dandy“ eine Kontraſtfigur gegenüberzuſtellen. Allerdings iſt Pückler mit Hoffmann auch direkt verknüpft: er ſchmeichelt dem berühmten Modedichter, den er — als er auf den Madrider Geſandtſchaftspoſten hoffte — ſogar nach Spanien mitnehmen wollte (II 610), läßt aber den politiſch Kompromittierten im Stich. Hans v. Müller hebt ſehr fein eine gewiſſe innere Verwandtſchaft zwiſchen Hoffmann und Pückler heraus, um den ſchneidenden Kontraſt in der ganzen übrigen Charakteranlage noch fühlbarer zu machen. So dürften ſich — es fehlen dafür zwar Zeugniſſe — die zuerſt ſich freundlich geſtaltenden Beziehungen zwiſchen den beiden geändert haben: der Herausgeber trägt die ziemlich anſprechende Vermutung vor, daß Pückler als Pudel Ponto und Baron Alzibiades von Wipp im „Kater Murr“ karikiert ſei (II 616 ff.). Ich füge als zwangloſe Parallelen hinzu: die Stelle XIII 111 in den „Geheimniſſen“, wo ſich der Baron zur Promenadezeit als Sonntagsreiter blamiert und Pücklers „wilde Reiterkraftſtücke vor möglichſt großem Publikum“ (Müller II 613). Vielleicht iſt der Baron nicht nur eine Parodie auf die Philhellenen, ſondern auch auf Pückler, der möglichſt „intereſſant“ von einem orientaliſchen Botſchafterpoſten zurückkehren will (II 609): dazu etwa die Stelle XIII 63 in „Die Irrungen“. Es iſt immerhin möglich, daß ſich Hoffmann den Prototyp der berliniſchen Elegants und politiſchen Don Quixote, den „Bettelfürſten“ Pückler als heimliche Zielſcheibe ſeines Unmutes gegen dieſe geckenhaften Kreiſe, der im Briefe Schnüſpelpolds (Grisebach XIII 87 ff.) trotz des humorvollen Tones deutlich genug durchbricht, auserkoren hat: Beziehungen hatte der Freund Koreffs und Fouqués genug, um auch hinter die glänzenden Kuliſſen dieſer Kreiſe ſchauen zu können.

Aus dieſer Publikation wird die aus Kletkes Sammlung, ſowie aus dem Wallborn-Kreisler-Briefwechſel der „Kreisleriana“ ohnedies bekannte Tatſache des regen Verkehrs zwiſchen Hoffmann und Fouqué noch deutlicher und nimmt, wenn man die geringen Qualitäten des

noch mit dem paſſiven Lebensgefühl des „William Lovell“ innerlich zuſammenhängenden Kreisleriroman, der nicht nur Hedwiga (Kreislerbuch XXXIX), ſondern auch den Helden preisgibt, betont werden muß.

romantischen Belletristen Fouqué bedenkt, fast wunder: aber Fouqués Beziehungen zu Adolf Wagner erscheinen als vermittelnde Anziehungskräfte, von der durch Hitzig vermittelten gemeinsamen Arbeit an der „Undine" abgesehen. Hans v. Müller vermutet übrigens, Hoffmann sei, als Brentano und Devrient in seinen Gesichtskreis traten, „der Nordstern- und Serapionsbrüder mit Fouqué als Tête und Hitzig als Queue" überdrüssig geworden. Indes lassen sich zu Brentano, den Hoffmann gegenüber Fouqué als „wahnsinnigen Clemens" II 258 bezeichnet, leider keine nahen Beziehungen feststellen: der nicht abgesandte, aber dem Dichter mündlich vermittelte Brief Brentanos[1] II 252 ff. bezeugt indes deutlich die große Ideenverwandtschaft der beiden Dichter, die neuerdings durch die Hypothese, Clemens Brentano, nicht Wetzel, sei der Dichter der einst auch Hoffmann zugeschriebenen „Nachtwachen" von Bonaventura, wieder in gewissem Zusammenhange erscheinen, wozu die Stelle im Briefe nicht ohne Interesse ist: „Vieles war mir, als hätte ich es selbst geschrieben, was mir beinah' noch nie widerfahren." Brentano findet in der Geschichte vom verlorenen Spiegelbilde — man denke an die große Rolle der Spiegel in der mystischen Terminologie — einen von Hoffmann nicht ausgeführten religiösen Kern: er wünscht, daß Erasmus Spikher seine Unschuld „durch Jesum" wieder gefunden hätte II 255. Es projiziert den Spiegelbildverlust auf sich selbst und verknüpft damit ein ebenfalls aus der mystisch religiösen Sphäre geholtes Metapherspiel von Wort und Brot, an dessen dunkler Fassung die den Text getreu und aufschlußreich begleitenden Noten des Herausgebers scheiterten II 256. Es ist mir nur von Interesse, das in Hoffmanns Werken latente, einem Mystiker wie Brentano sofort auffallende, aber ihm — da es Hoffmann nicht völlig ernst damit ist — nicht befriedigende mystische Gerüst gerade aus einem so berufenen Zeugnisse aufzuzeigen[2]; diese nicht künstlerisch fühlenden Naturen leicht mißverständliche Seite der Kunst Hoffmanns hat wohl so ausgesprochene Fälschungen hervorgerufen, wie die des famosen Sondershausen II 465, der Hoffmann völlig ins Christlich Sittliche zu deuten sich bemüht, um ihn als Reklame für seine Kantaten und Oratorien zu verwenden. In diesem Zusammenhange erscheinen mir auch die flüchtigen Spuren einer kühleren Bekanntschaft mit Wetzel (II 146, 149, 406) wichtig, dessen Rezension des goldenen Topfes in den Heidelberger Jahrbüchern ganz im Sinne seines intimsten Freundes Schubert die

[1] Der Brief war bereits 1855 von Christian Brentanos Witwe publiziert worden. (Hans v. Müller I 252.)

[2] Ebenso ist das „erklärende Gegenstück" des „Elementargeist" (den übrigens Baader als Eideshelfer gegen einen nationalbürtigen Gegner benützt [Über Divinations- und Glaubenskraft im II. Band der Philosophischen Schriften und Aufsätze, Münster 1832, S. 49]): „die Salamanderin" von Elise v. Hohenhausen (im Taschenbuch zum geselligen Vergnügen 1823), die in Hoffmanns Technik latenten Bundesromanqualitäten zutage treten läßt.

Antitheſe von unbewußter, dumpfer Harmonie von Menſch und Natur in der Urzeit und der bewußten Myſtik und Magie, die Schubert (vgl. Strich II 155) für das erneuerte Chriſtentum forderte, nicht willkürlich ins Märchen hineinlieſt, wie Sakheim meint, ſondern aus dem myſtiſchen, freilich nicht völlig zutage tretenden Hintergrund herauslöſt. Allzu herzlich dürfte indes die Beziehung Hoffmanns zu dem „ſchalkäugigten Redakteur" (an Kunz, 8. September 1813; Müller, II 163) nicht geweſen ſein.

Es iſt ungemein zu bedauern, daß der Briefwechſel Hoffmanns mit Speyer, den der Herausgeber außer Holbein als den einzigen wirklichen Bamberger Freund Hoffmanns namhaft macht, bis auf wenige Stücke vernichtet wurde. Wir hätten vor allem beſſeren Einblick in die wahren Stimmungen des Dichters während der Bamberger Jahre: der Brief II 138 ff. iſt ein unſchätzbares Dokument: der Alkoholismus erſcheint als Folge der unleidlichen Bamberger Verhältniſſe[1]), die ihn innerlich mit ſeinen höheren Tendenzen entzweiten. II 400 ff. enthält nicht nur die wichtige Nachricht vom Bruch mit Kunz (II 412), ſondern auch die wundervolle Botſchaft an Julia (II 405), deren Andenken wohl der geplante Kreisleiterroman aufs neue ſchmerzlich erneute. In einer Stelle dieſes Briefes wird die Liebe völlig ins Unſinnlich-Myſtiſche gerückt: erſt „die entfeſſelte Pſyche" kann jenes Weſen, das ihre Sehnſucht war, „recht erſchauen . . . im wahrhaftigen Seyn". Hier bricht ein Ton durch, der in der übrigen Korreſpondenz ſich faſt nirgends hervorwagt: ich rücke als Pendant nur die Stelle aus den „Briefen aus den Bergen" (II 378) hierher: „Es iſt ein anmutiger myſtiſcher Glaube, nach dem es Augenblicke gibt, in welchen der im Irdiſchen eingezwängte Menſch den Raum beſiegt, und in welchen die pſychiſche Annäherung ſo mächtig wird, daß ſie wirkt gleich der phyſiſchen, und von dieſer kaum zu unterſcheiden iſt." Die Briefe aus den Bergen ſind aus dem „Freimütigen", wo ſie der Herausgeber 1905 entdeckte und zunächſt in der „Deutſchen Rundſchau" (XXXVI 4, S. 72 ff.) publizierte, endgiltig in die vorliegende Publikation übergegangen, die nun das bisher in Zeitſchriften und Privatdrucken zerſplitterte Material abſchließend zuſammenfaßt[2]), ſo daß ein Fehlurteil

[1]) Daß in dem ebenfalls ſehr wichtigen vom Herausgeber als Unikum vorgelegten Briefe an Holbein (II 304 ff.) der Bamberger Aufenthalt als „keine üble Epiſode", als „ein Flitter auf dunklem Grunde", als „eine Faſtnachtsſzene im komiſchen Roman des Lebens" erſcheint, ſteht meines Erachtens, wenn man die große Verſchiedenheit der Briefe in Betracht zieht, nicht ſo ſehr mit dem Brief an Speyer im unlösbaren Widerſpruch, als es für den erſten Anblick ſcheint: der Brief an Speyer iſt ein „Beichtbrief", jener an Holbein eine alltägliche Plauderei.

[2]) Ein dritter Band mit Nachträgen, ſowie die Publikation der Tagebücher wird das monumentale Werk vorläufig beſchließen: wir können nur den Wunſch ausſprechen, daß Hans v. Müller ſich entſchließt, aus dieſem faſt nur durch ſeinen unermüdlichen Eifer hochgetürmten Material die grundlegende und abſchließende Biographie Hoffmanns zu verfaſſen.

wie das unverschuldete Walzels (Lit. Echo XI 409, 412, dazu Hans v. Müller II S. XXXIV künftig ausgeschlossen ist.

Der gesamte Briefwechsel mit Speyer würde uns vielleicht auch Aufschlüsse über die von diesem bedeutenden Arzt angeregte Produktion Hoffmanns auf psychopathischer Basis bringen: Speyer soll II 144 den „Magnetiseur" vor dem Druck lesen, damit er beurteile, ob Hoffmann in medizinischer Hinsicht gehörige Konsequenz beobachtet habe. Die Korrespondenz über den „Magnetiseur" mit Kunz zeigt meines Erachtens am deutlichsten, wie wichtig der Briefwechsel und die in ihm aufgespeicherten Daten auch für die innere Geschichte der Produktion werden können. Hoffmann bittet erst im Brief vom 26. Juli 1813 Kunz um die Zusendung von Schuberts „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft", die er nach der eben vollendeten Lektüre von Schellings „Weltseele" — man sieht: ganz systematisch — vornehmen will (II 148): am 20. Juli hat er aber bereits Kunz über das vollendete Sendschreiben Albans[1]) Bericht erstattet. Er gebraucht in diesem Briefe den Schubertschen Terminus „Nachtseite" mißverständlich (II 143), weil er es noch gar nicht kennt. Es steht also zu vermuten, das von Alban im Sendschreiben empfohlene Buch sei nicht Schuberts Werk[2]), sondern die „Weltseele", die Hoffmann während der Konzeption des „Sendschreibens" nach dem brieflichen Zeugnis studierte. So unbedeutend eine derartige Feststellung erscheinen mag, so wichtig erscheint sie mir für die Aufrollung des Hintergrundes für den „Magnetiseur". Die Herrenmoral des dämonischen Magnetiseurs biegt weit ab von den Ideen, die Schubert vorträgt: Schellings „Weltseele" scheint übrigens an einer Stelle merklich gewirkt zu haben (vgl. Schelling, Auswahl von F. Medicus I 471 f. und Maaßen I 223). Freilich kommen Kluges „Darstellung des animalischen Magnetismus" und ähnliche Handbücher in Betracht, aber der Geist, der im „Sendschreiben", wie im „Magnetiseur" überhaupt weht, ist ein anderer und weist auch über Schelling zu Novalis und zu Ritter, der Hoffmann als „gestreicher Physiker" wohl bekannt war. Nur der reinen Herzens wollende Magnetiseur bekommt die Priesterwürde (Fragmente aus dem Nachlaß eines jungen Physikers II 85), die Alban sich mit unreinem Herzen anmaßt: vielleicht ein bewußt gestaltetes Gegenstück, wie nach Walzels ansprechender Vermutung Klein Zaches zum Peter Schlemihl. Ausdrücklich wird ganz im Sinne der Mystik die Individualisation das „Willkührliche" zum Teuflischen, zur sündlichen Magie gestempelt (Fragm. II 91): Alban

[1]) Im Briefe mit deutlichem Anklang an Jean Pauls „Titan" Albano, was zu dem von Joh. Cerny aufgezeigten jeanpaulisierenden Charakter einer später fortgelassenen Episode (bei Maaßen I 461 f.) trefflich paßt.

[2]) Wie v. Maaßen I 494 als selbstverständlich hinstellt, obwohl seiner Einleitung zum I. Bande Hans v. Müllers Leipziger Privatdruck, der diese Briefe enthielt, zur Verfügung stand (Müller II, XXXIV).

erscheint als Teufel, als feindlicher Dämon, wie ja die höhere Magie des Magnetismus von Eschenmeyer (an Baader; Sämtl. Werke XV 323) mit den Dämonen und Erdgeistern in Zusammenhang gebracht wird; Baader selbst äußert sich (im April 1815; Sämtl. Werke XV 260) Schubert gegenüber: „Um hellzusehen, muß man in dem entschlafen, in dem man hellsehen will — sei es der Erdgeist — der Nervengeist — der Teufel — oder der Herr." Derartige Ideengänge dürften der Hintergrund für Hoffmanns Mystik des Magnetismus, die eng an die Elementargeistermythologie anschließend nebst dem Schicksalsgedanken sein spezifischer Mythos oder der Ersatz für einen solchen ist. Den „Ansichten" Schuberts, die vor der entscheidenden Begegnung Schuberts mit Baader verfaßt sind, mangelt diese Perspektive, die nicht davor Halt macht, Christus selbst als hervorragendsten Magnetiseur in Anspruch zu nehmen. Hoffmann scheint in den letzten Jahren derartigen Konstruktionen nicht mit jenem Feingefühl ausgewichen zu sein wie zur Zeit der Abfassung des Topfmärchens. Wir setzen neben die Stellen im „Meister Floh", die mit dem Gedanken der Erbsünde, mit „der Schlange des Paradieses" (XII, 121, 126) ein nicht ganz harmlos artistisches Spiel treiben, eine sehr bezeichnende Stelle aus dem wichtigen einzigen Brief an Holbein, den Hans v. Müller vorlegen kann[1]) (II 304 ff.): Die Schlange aus der Zauberflöte ist „die Wurzel oder vielmehr das Zündkraut alles Übels, das rastlos fortbrennt hier auf Erden" (II 305); es ist immerhin bemerkenswert, daß sich sein pessimistisches Lebensgefühl hier gerade dieser, sonst ihm nicht geläufigen Terminologie bedient.

So wird, um wieder auf die Chronologie der Schubertlektüre zurückzugreifen, Hoffmanns Briefwechsel zur Quelle für die Geschichte seiner Produktion und die Hoffnung des Herausgebers, besonders durch den zweiten Briefband „die Erkenntnis der Entwicklung" von Hoffmanns literarischer Produktion entscheidend zu fördern (II S. XLIII) ist vollauf berechtigt: nur eine mit kleinen Zeiträumen, nicht aber mit großen, schematisch charakterisierten Strecken rechnende Betrachtung wird dem „verschlungenen Gang dieser Entwicklung, in der es manchen Stillstand, manchen Nebenpfad, manchen Rückzug gibt" (ebenda) gerecht. Hans v. Müller wendet sich, vor Verkennung seiner Absicht durch die oft bezeugte Hochschätzung Ellingers geschützt, gegen dessen Biographie, die an den willkürlichen Einheiten der Sammelwerke festhält, so daß die chronologische und die innere Entwicklung gar nicht zur Darstellung gelangt; Müller zeigt, wie sowohl Hitzig als auch Ellinger infolge eines förmlich sich selbst suggerierten Schemas unter Vernachlässigung der genaueren Chronologie zu falschen Schlüssen gelangen: nicht erst auf dem Krankenbette, sondern einen Monat vor dem Ausbruch der tödlichen

[1]) Holbeins Erinnerungen werden in den dritten Band aufgenommen werden (II 304).

Krankheit, also in der Zeit wo „ein Erlahmen der poetischen Schöpferkraft" eintrat, während ihm das Krankenbett wieder die „alte Kraft des Erzählens und Gestaltens" zurückgab — ist Ellingers Lieblingsstück aus dem Kreisler Roman geschrieben vgl. Müller II, XLVIII. In diesem Zusammenhange verdienen die Vorschläge des Herausgebers für eine neue Anordnung einer Gesamtausgabe ganz besonderes Interesse und es wäre dringend zu wünschen, daß uns neben oder statt der üblichen historisch kritischen Ausgaben das Lebenswerk des Dichters in dieser innerlich begründeten Gruppierung durch Hans v. Müller vorgelegt würde. Es ist ja überhaupt zu beklagen, daß der verdienstvollste Hoffmannforscher, der genaueste Kenner der gesamten Überlieferung nicht an der von E. G. v. Maaßen veranstalteten Gesamtausgabe mitarbeiten konnte, deren Einleitungen und Anmerkungen soweit sie chronologische Feststellungen und Briefstellen enthalten, ohnedies meistens auf Hans v. Müllers einem engeren Kreise mitgeteilten Proben beruhen Maaßen I, S. IX, dazu Hans v. Müller II, S. XXXIII f.. Nur eine so eng mit Hoffmanns ganzem Nachlaß verwebte Persönlichkeit wie Hans v. Müller hätte, gestützt auf die von ihm gefundenen und miteinander in Kontakt gesetzten Dokumente, uns Hoffmanns Werk, befreit von den äußerlichen Zufälligkeiten der ersten Drucke, nahe gebracht. Hören wir sein Programm: „Eine Ausgabe von Hoffmanns Schriften wäre . . . vor allem in drei Hauptabschnitte zu gliedern: der erste müßte die grüblerisch-sentimentale Zeit des Liebhabers der Frau Hatt 1795/96 zeigen, der zweite die Periode der Lust- und Singspiele des vergnügten Ehemannes 1803 4 mit den Versterten von 1807/8 als Ausklang und der dritte die reife, bittersüße Kreisler-Zeit von Juliens Seelenbräutigam 1809 22, der . . . die Stimmungen seiner ersten Periode auf einer höheren Stufe noch einmal erlebt, mit tieferem Gedankengehalt erfüllt und mit freigewordener Kunst zum Ausdruck bringt. Nach jahrzehntelangem tiefen Versenken in den Geist der Musik und in die düsteren Geheimnisse abnormer Seelentätigkeit ersetzt der gereifte Mann die umfangreichen Romane seiner Jugendzeit — den dreibändigen ‚Cornaro' und den ‚Geheimnisvollen' — durch die Papiere des Bruders Medardus und die Biographie des Kapellmeisters Kreisler; das programmatische Hauptwerk dieser dritten Periode aber ist der ‚Goldene Topf', den Hoffmann auf der Höhe des Lebens . . . gedichtet hat . . ." II 677 f.. Wichtiger als die geistreiche Parallele Hoffmann—Nietzsche, in die der letzte Satz ausläuft, erscheinen mir zwei Anmerkungen: die erste knüpft an den ‚Geheimnisvollen' an und weist auf die Bundesromane des ausgehenden 18. Jahrhunderts hin, die meines Erachtens für Hoffmanns gesamte Produktion — die Märchen mit eingeschlossen — von einschneidender Bedeutung sind[1]); die zweite knüpft

[1]) Im Zusammenhang mit den Beziehungen Hoffmanns zum Bundesroman gewinnt v. Müllers Hinweis auf Hoffmanns Vorliebe für Cramers

unter Berufung auf F. Strich und J. Černy die Schöpfung des modernen Mythus an das Topfmärchen: nun, Hoffmann ist auf mythologischem Gebiet keineswegs selbständig, sondern nur im Zusammenhang mit der romantischen Mythologie überhaupt zu würdigen, wie ja auch Strich (II 302) Hoffmanns Märchen von Fouqués Märchennovellen ableitet; Sucher (Les sources du merveilleux chez E. T. A. Hoffmann S. 139 f.) hat neuerdings Hoffmanns Mythologie gegenüber der Mystik der „puissance sombre" in den Hintergrund gerückt, so daß wir den Topfmythus nicht gerade als „revolutionäre Tat" (v. Müller II 678) empfinden können; gerade Hans v. Müllers Hinweis auf die Bundesromane im Zusammenhange mit Schneiders Darlegungen über diese Romangattung rückt Suchers richtiges Empfinden, der Schicksalsgedanke sei Hoffmanns eigentliche „Mythologie" gewesen (vgl. Sucher a. a. O. 219), in eine noch näher freizulegende Perspektive.

Mit berechtigtem Nachdruck weist v. Müller (II 680) darauf hin, daß sowohl die „Phantasiestücke" als auch die Serapionsbrüder keine einheitlichen Werke, sondern Sammlungen heterogenster und aus verschiedensten Zeiten stammender Stücke darstellen. Hans v. Müllers Vorschlag, diese „leichten Bindungen" wieder aufzulösen und die Schriften der dritten Periode in die drei Kategorien: Poetische Werke, theoretische Werke, Memoirenartiges aufzuteilen, ist ungemein einleuchtend: für die Produkte des Werdenden nimmt v. Müller die historische Folge, für die Arbeiten des fertigen Mannes die Gattungen der Schriften als Einteilungsmoment an (II 683).

Noch muß kurz auf die ungemein detaillierte Geschichte der bisherigen Ausgaben im 3. Hefte hingewiesen werden, die wir in der Hoffnung, der Herausgeber werde die Resignation, die aus II 563 spricht, fallen zu lassen Gelegenheit haben, als Prolegomena der eben skizzierten idealen Gesamtausgabe auffassen. Ich will hier nur darauf hinweisen, daß es schwer begreiflich ist, daß Hoffmann bei dem großen Interesse der Verleger an seinen Werken, das zwischen Reimer und einer Reihe anderer Firmen in den Zwanziger- und Dreißigerjahren zu erbitterten Konkurrenzkämpfen führte (II 568 ff.), derart in Vergessenheit geraten konnte: allerdings war die Kauflust des Publikums doch für zwei Unternehmungen nicht groß genug; die Biographie, die Reimers Konkurrent voraus hatte, schien keine Anziehungskraft zu üben, bis endlich das

Romane (II 678 f.) besondere Bedeutung: ist doch Cramers „Kluger Mann" ebenso wie Grosses „Genius" ein Prototyp der Gattung, die für die Entwicklung des Romantisch-Wunderbaren trotz der von Walzel (Deutsche Romantik S. 139, dazu Walzels Rezension von Hemmers Tieckpublikation Deutsche Literaturzeitung vom 30. September 1911) angedeuteten Differenz mehr in den Details als im Gesamthabitus nicht ohne Belang ist. Eine genaue Durchsicht Cramers dünkt mich lohnend: ich glaube in einer Novelle der „Geniestreiche" ein bereits geformtes Vorbild für den „Magnetiseur" nachweisen zu können.

Brodhag-Heubelsche Supplement vom Jahre 1839 trotz der von Müller II 665 f. gerügten schweren Mängel einen gewissen Höhepunkt erreichte.

Wir brauchen heute weder Hitzig noch Kunz: das ist das große Verdienst Hans v. Müllers. Bei ihm war das viele und oft seltsame, widerspruchsvolle Menschlich-Allzumenschliche, das aus diesen Briefen spricht, in treuer Hut. Und wenn der um Hoffmanns Quellen bemühte oder seinen Schaffensprozeß belauschende Literarhistoriker nicht die erwarteten großen Aufschlüsse davonträgt, so sei es erlaubt, eine Stelle aus einem Briefe des Herausgebers an den Referenten anzuführen, die auch dem Enttäuschten Trost zu bringen vielleicht imstande ist: „Überhaupt hatte Hoffmann ein sehr feines Gefühl dafür, was in einen Brief, was in ein Buch gehört. Er erwähnt seine Produktion meist nur nebenbei . . ."

Wien. Max Pirker.

Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen. Herausgegeben von Anna von Sydow. Sechster Band: Im Kampf mit Hardenberg 1817—1819. Berlin, Mittler und Sohn, 1913 (1912). 12 M.

Auch in diesem neuen umfänglichen Bande des wertvollen Briefwerkes stehen wie in den beiden vorhergehenden die politischen Dinge, mit denen Humboldt aufs innigste verknüpft war, im Vordergrunde des Interesses: er geleitet uns durch die letzten Phasen seiner staatsmännischen Wirksamkeit, die dann wegen der Unversöhnlichkeit seiner Grundsätze und Forderungen mit dem unter Hardenbergs Staatskanzlerschaft herrschenden System ihr frühzeitiges Ende finden sollte. Der Zeitraum vom Herbst 1817 bis zum Ende des Jahres 1819 umfaßt Humboldts einjährige Londoner Gesandtentätigkeit, seine Teilnahme am Aachener Kongreß und an den Schlußverhandlungen des Frankfurter Territorialrezesses und die nicht volle fünf Monate geführte Leitung eines vom Ministerium des Innern abgetrennten besonderen Ministeriums für ständische, städtische und kommunale Angelegenheiten. Gebhardts aktenmäßige Darstellung wird durch den Briefwechsel Humboldts mit seiner Frau im ganzen und einzelnen überall ergänzt und bestätigt: die lebendigen Ergüsse persönlichster Stimmungen, wie sie diese Briefe mit einem Farbenreichtum sondergleichen ausbreiten, sind für den Historiker geradezu unschätzbar, wenn sie auch nirgends besondere Überraschungen gewähren, den nahen Anteil Witzlebens an der Berufung ins Ministerium etwa ausgenommen (vgl. S. 433. 466. 481. 493. 502. 589). Ich kann nur wenige Einzelheiten herausgreifen. Die allgemeine politische Zeitstimmung erscheint dem neuen Beobachter zwar recht trübe und unerfreulich: Die Unstetigkeit der Regierenden vermag nur schwer die Menschen bei gutem Willen zu erhalten (S. 101), eine salbungsvolle Wichtigkeit macht sich breit (S. 255), der Aufschwung der

Nation, die doch die ſichtbare Tendenz nach der Beſchäftigung mit Ideen nicht verleugnen kann, hat ſichtlich nachgelaſſen (S. 350); „Der Glanz iſt davon gewichen und die wahre Tugend auch. Jetzt flattern wie ſchwarze Geier ſo Scheintugenden daran herum, die immer hervorkommen, wenn die Verderbnis recht groß iſt. Das iſt der nämliche Eindruck, den mir Tacitus und die Schriftſteller dieſer Zeit immer gemacht haben ... In Deutſchland und bei uns iſt nicht gerade ſolche Verderbnis, aber eine Flachheit und vor allem eine Eitelkeit, eine Sucht eines jeden, ſich in alles zu miſchen, keine Bewunderung mehr des Großen, keine Ehrfurcht für das von lange her Geachtete, bei vielen eine wunderbare Religioſität ſtatt einfacher Religion, viel recht gutes Streben, auch aufopfernde Geſinnung, aber mit ſo vieler Parade, ſo vielem Beſtehen und Trotzen darauf, mit einem ſolchen Weſen aus ſich ſelbſt Machen, wovon wirklich oft die Beſten nicht frei ſind, daß man wohl mit der Bibel ſagen kann: Sie haben ihren Lohn dahin" (S. 262). Aber das Wartburgfeſt iſt trotz ſeiner burſchikoſen Geſchmackloſigkeiten doch ein ſchönes Zeichen dafür, wie der deutſche Geiſt ſich gehoben hat (S. 42. 52); „Demokratismus und Demagogie finde ich nirgends in Deutſchland, wo von einem Geſchäft die Rede iſt; die exiſtieren wirklich nur in den Zeitungsartikeln und Pamphleten" und durch die ſtürmiſchen Szenen in der bayriſchen und badiſchen Kammer ſelbſt geht der größere Ernſt, der in politiſchen Verhandlungen an die Stelle der früheren Frivolität getreten iſt (S. 555).

Die individuellen Grundlagen von Humboldts ſtaatsmänniſcher Wirkſamkeit habe ich ſchon bei Gelegenheit der früheren Bände mehrfach eingehend charakteriſiert (vgl. Euphorion 18, 180. 20, 235) und an der letztgenannten Stelle auch ausgeführt, daß es die Tragik in Humboldts politiſcher Laufbahn geweſen iſt, daß ſie in die Zeit von Hardenbergs Staatskanzlerſchaft fiel, der ihn nur da nicht zu beſchäftigen ſich entſchließen konnte, wo er allein hingehört hätte, weil er ihm ſelbſt dort im Wege geſtanden haben würde. In dem vorliegenden Bande ſpielt ſich der letzte Kampf der beiden Staatsmänner mit dramatiſcher Lebendigkeit vor unſern Augen ab: um ſeine Frau auf dem Laufenden zu erhalten, hat Humboldt auch ſeinen entſcheidenden Briefwechſel mit Hardenberg und Witzleben ſowie mit dem König wörtlich ſeinen Briefen an ſie eingefügt (zu dem großen Briefe an den König S. 470 vom 9. Februar 1819 muß man durchgehends Hardenbergs biſſige Randbemerkungen vergleichen, die Gebhardt, Wilhelm von Humboldt als Staatsmann 2, 338 veröffentlicht hat). Gerade nach dem glücklichen Abſchluß der Steuerkommiſſionsverhandlungen im Staatsrat im Herbſt 1817, der ſeine Brauchbarkeit in der inneren Verwaltung ſo glänzend bewährt hatte (vgl. auch, was Humboldt hier S. 126 über Bülows Sturz bemerkt), aber auch zugleich die Furcht und das Mißtrauen gegen ſeine überragende Geiſteskraft bei den Machthabern geweckt hatte, die ſeitdem nicht wieder ſchlafen gehen wollten,

hatte ihn Hardenberg wider seinen Willen kategorisch auf den Londoner Gesandtschaftsposten beordert und ihn damit auf unbestimmte Zeit zunächst lahm gelegt. Alle Gutgesinnten, die seine Unparteilichkeit, strenge Sachlichkeit und Gerechtigkeit nach Gebühr zu schätzen wußten, erhofften seinen baldigen Wiedereintritt in ein Ministerium (S. 126. 215. 254), wenn dies auch wegen seiner zu wenig religiösen Anlage das Kultusministerium nicht wohl sein konnte (S. 95). Und für Humboldt selbst stand es von Anfang seines Londoner Aufenthalts an fest, nicht länger als ein Jahr in England zu bleiben und ein Ministerium nur unter der Bedingung verschiedener Personalwechsel anzunehmen, andernfalls aber sich von den Geschäften zurückzuziehen und sich auf die Staatsratstätigkeit zu beschränken (S. 26. 31. 54. 186. 253). Veränderungen im Ministerium traten nun zwar mehrere in verhältnismäßig kurzer Zeit ein, aber ohne daß man an den Verbannten auf der Nebelinsel gedacht hätte. Eine etwaige Verwendung am Frankfurter Bundestag schien Humboldt von vornherein unannehmbar (S. 186. 247). Schon im April 1818 zieht er dann die Konsequenzen seines Entschlusses und bittet in Rücksicht auf den besorglichen Gesundheitszustand seiner Frau, der einen Aufenthalt in England für sie nicht ratsam erscheinen läßt, und auf die Verwaltung seiner Güter um seine Enthebung von dem Londoner Posten: auf Einwendungen Hardenbergs hin muß er sein Gesuch unter ausführlicherer Begründung bald zum zweiten Male stellen, kann aber trotzdem nicht erreichen, daß Hardenberg es an den König weitergibt. Da geschieht Ende Sommers das Unglaubliche: das erledigte Ministerium des Auswärtigen wird dem Dänen Bernstorff übertragen, ein Armutszeugnis für die gesamte preußische Beamtenschaft, eine empfindliche Kränkung besonders Humboldts (vgl. S. 369). Dieser erneuert darum im September sein Entlassungsgesuch und schreibt, um allen Hintertreibungen zu entgehen, direkt an den König: Hardenberg versucht seinen Fehler zu entschuldigen, worauf Humboldt mit Kälte erwidert. Eine Kabinettsordre vom 19. Oktober beruft Humboldt dann wirklich ab, beauftragt ihn mit der Geschäftsführung beim Frankfurter Territorialrezeß, die Humboldt selbst sich mehrfach erbeten hatte (S. 313. 351. 467. 534), und läßt seine spätere Bestimmung im ungewissen. Er verläßt nun Ende Oktober 1818 London und geht direkt nach dem Aachener Kongreß, um mit dem König, Hardenberg und Bernstorff mündlich zu verhandeln, was durch die gleichzeitige Anwesenheit seines Bruders Alexander wesentlich erleichtert wird. Einen Antrag Hardenbergs, unabhängiger dirigierender Minister der neuerworbenen Rheinprovinzen zu werden (vgl. schon Euphorion 18, 181), konnte Humboldt aus gewichtigen Gründen nicht annehmen (S. 368. 377. 392. 396. 401. 438), vorausgesetzt, daß es dem Kanzler wirklich damit ernst war. Von einer Tätigkeit im Staatsrat, die Humboldt selber als seine Lieblingsbeschäftigung für die Zukunft ansah (S. 329. 365. 368. 387. 471), wollte Hardenberg am wenigsten

hören, da er dann sofort eine Oppositionspartei unter seiner Führung befürchtete (S. 368. 372). Wie Humboldt dann doch nach scharfen Auseinandersetzungen im Sommer 1819 eine Abteilung des Ministeriums des Innern als Chef übernahm, mit welchen Schwierigkeiten seine kurze Amtsführung zu kämpfen hatte, wird im einzelnen aus den Briefen deutlich, die die Stimmungen und Gedanken in dieser Epoche bis zum September aufs klarste verfolgen lassen; mit dem Aufhören des Briefwechsels entgehen uns dann allerdings die Berichte der letzten drei Monate. Wenn auch mit seinem Ausscheiden aus dem Dienst zu Sylvester 1819 eine der allerbesten Kräfte für das politische Leben des Vaterlandes verloren ging, er selbst konnte sich mit der Überzeugung trösten: „Bei manchen brauchbaren Eigenschaften, die ich dazu habe, bin ich doch nicht für das äußere Wirken geboren. Man muß dazu eine bestimmtere und mehr elastische Kraft haben und auch mehr in der Wirklichkeit befangen sein" (S. 319; vgl. auch S. 327). Ohne jede Bitterkeit zog sich sicher derjenige ins Privatleben zurück, der schreiben konnte (S. 388): „Überhaupt ist es das Schicksal des Lebens, daß es immer eine Macht gibt, die einen anfangs trägt, hebt, unterstützt, aber am Ende auftritt und sagt, daß man ihr angehört, daß die Freiheit dahin ist, daß man der eigenen Empfindung, dem inneren Leben entsagen muß. Schiller ... hat diese Idee auf die mannigfaltigste Weise symbolisch dargestellt, sie kommt aber auch in jedem unbedeutenden Privatleben vor. Ich fühle lange eine Sehnsucht, mich dieser Macht zu entziehen, ohne sie zu verletzen; es ist nicht Furcht vor ihr, nicht Abneigung gegen das, wozu sie hinzieht, aber es ist die überhandnehmende Herrschaft des inneren Lebens, das wie ein Strom, der dem Meere naht, immer höher und mächtiger schwillt, je mehr er der äußersten Küste des irdischen Daseins zueilt ... Wenn ich wahr sein soll, so zieht es mich bloß ... zu einem Dasein, das durch nichts Bestimmtes erfüllt wird, scheinbar zu keinem Ziele führt und in dem doch kein Moment leer und kein Gefühl ohne Frucht ist."

Ich mustere hier gleich Humboldts Urteile über die politischen Größen seiner Zeit, zunächst die preußischen und deutschen. Von zwei Unterredungen mit König Friedrich Wilhelm III. wird berichtet: während des Aachener Kongresses war er gegen Humboldt überaus freundlich, sagte ihm mehr Schmeichelhaftes als je und lobte besonders seine Arbeitsamkeit, Kenntnisse und Umsicht (S. 375; vgl. auch S. 384); ganz ähnlich verlief eine Audienz im August 1819 in Berlin, bei der er seine Kenntnisse, Talente und Verdienste in schmeichelhaftester Weise anerkannte und von der Humboldt weiter erzählt (S. 588): „Er sprach von der Schwierigkeit der Zeit, von den gemachten Versprechungen der Konstitution, eigentlich sehr vernünftig, gar nicht dagegen, aber natürlich mit Bedenklichkeit und Vorsicht. Er kam auch auf die Verhaftungen und wie notwendig sie gewesen wären: er sagte aber wirklich sehr gescheut, das alles läge daran, daß man im

Jahre 14 und 15 gleich nach dem Frieden die Zügel habe zu sehr schießen lassen, was mit von der . . . [Lücke] einiger Personen hergekommen sei." Von der Neigung zu literarischen Beschäftigungen hatte Humboldt in seinem Gesuch nichts erwähnt, da der König das ebenso wenig liebe „als die Palmenzone in Alexanders ehemaligen Briefen" (S. 214). Den Kronprinzen Friedrich Wilhelm (IV.) glaubte Humboldt durch Gegner gegen sich eingenommen (S. 373), wurde aber in Frankfurt von ihm mit wahrer Herzlichkeit empfangen („Wir lechzen ordentlich in Berlin nach Ihnen" S. 572). Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser, ließ sich durch Karoline in Ems viel von Italien erzählen (S. 585). Der Kronprinz, spätere König Ludwig I. von Bayern verkehrte in Rom allabendlich im Hause Karolinens, die viel Unverdautes, aber auch sehr viel Gutes in ihm fand; „es ist nie von etwas andrem die Rede als von Kunstgegenständen und von dem Haß, den er lebendig im Herzen nährt, und seiner Zukunft" (S. 148); von seiner Kunstliebe hofft sie Bedeutendes für später (S. 157); Humboldt erwidert (S. 150): „Er war immer und unausgesetzt von reiner und guter Gesinnung und hat mir viel Zuneigung bewiesen, wenn er auch eine Zeit hindurch sehr unzufrieden mit mir war"; sein Gedicht an die deutschen Künstler in Rom wird S. 179 besprochen. Unter den Staatsmännern kommt am häufigsten natürlich auf Hardenberg die Rede, mit dem sich in diesen Jahren der endgültige innere Bruch vollzog. Die Phasen dieser letzten Entwicklung lassen sich in den Briefen genau verfolgen. Eine gewisse Liebe und Achtung für Hardenberg, das Produkt der gemeinsam Schulter an Schulter verlebten großen Zeit der Erhebung, hat Humboldt niemals verloren, was er immer wieder betont, und glaubte darum auch in der Zeit des inneren Bruches das Persönlich-Menschliche von dem Dienstlich-Geschäftlichen, die gesellschaftliche Form von dem inneren Leben in den Ideen reinlich scheiden zu sollen. Von Aachen schreibt er: „Ich bleibe freundlich und gut mit ihm als Privatmann, allein in Geschäften sind wir auf immer und unwiederbringlich getrennt" (S. 383); „Von meiner Seite kehrt das Vertrauen nie zurück" (S. 389); „Außerdem hat die Gewohnheit, mich täglich zu sehen, seine alte Neigung zu mir wieder hervorgerufen und er findet mich amüsanter als seine gewöhnlichen Umgebungen. Da ich keinen Schatten der Bitterkeit gegen ihn in der Seele habe und sogar, wenn ich sie hätte, sie unterdrücken würde, so mag ich ihm diese persönliche Genugtuung nicht versagen" (S. 396); „Im Privatleben habe ich mich in Aachen nicht von ihm getrennt. Jedermann aber sah auch, daß dies nur eine Folge seines Bemühens war, und dann, verzeihe mir, aber eine solche Trennung von einem Mann, der doch in wichtiger Zeit Verdienst gehabt hat, mit dem man in vielen und merkwürdigen Tagen zusammen gewesen ist, der übrigens nicht aus Feindschaft, sondern nur aus Schwäche und Kleinlichkeit gegen mich handelt, könnte ich nie selbst billigen; sie widersteht mir innerlich" (S. 421; vgl. noch S. 414. 437. 465. 516.

587). Daß Hardenberg nicht Menſchenkenner genug war, dieſe Sachlage zu durchſchauen und nachzufühlen, vielmehr ſich ſtets in wärmſter Freundſchaftlichkeit gab, machte die Begegnungen beider Männer oft faſt tragikomiſch (S. 594. 604. 610). Aber bei aller perſönlichen Liebe zu Hardenberg überſah Humboldt natürlich die ſchweren Fehler des Kanzlers nicht, die auch das Staatsſchiff in mancherlei Gefahren brachten: die Sucht, ſich überall einzumiſchen, alles ſelbſt zu regieren, keine Verantwortlichkeit neben ſich gelten zu laſſen (S. 349. 435. 442. 457), das mit dem Alter noch immer zunehmende Mißtrauen (S. 365. 381. 389), die unbegreifliche Schwäche (S. 366), die leidenſchaftliche Verblendung, mit der er „eine Art perſönlichen Bollwerks um ſich herum“ ſchaffe (S. 262. 483). Wohlwollend und voll Achtung iſt Humboldts Urteil über Hardenberg bis zuletzt geblieben, wie noch die ſchönen Worte in ſeinem Briefe an Varnhagen vom 7. Mai 1830 beweiſen. Karolinens Urteile ſind um etliche Grade temperamentvoller und bedeutend ſchärfer (S. 215. 405. 525). In dauernder wohltuender Einigkeit in der Beurteilung politiſcher Dinge und Perſönlichkeiten fühlte ſich Humboldt dagegen mit dem Freiherrn vom Stein: auf dem Aachener Kongreß ſahen ſie ſich mit herzlicher Freude wieder (S. 367. 374); in Frankfurt kam man jeden zweiten Abend zu regelmäßigem Gedankenaustauſch zuſammen (S. 413. 422. 429. 468. 489. 520. 553) und Humboldt hatte in den wichtigen Kriſen dieſer Monate und bei der Abfaſſung der entſcheidenden Geſuche und Briefe in Sachen ſeines Eintritts ins Miniſterium an Stein den treuſten und kundigſten Berater (S. 441. 444. 453. 463. 486); in Naſſau durfte er dann auch ſein einfaches häusliches Daſein mit dem großen Manne und ſeiner vielfach ſo anders gearteten Gattin teilen (S. 544. 553). Einige Urteile Humboldts über Stein will ich noch zitieren: „Handelnde durch die höchſten Anſichten zu lenken, Ziel und Abwege ermahnend und warnend anzugeben, eine Art Leuchtturm zu ſein, der den Hafen zeigt, wenn er auch freilich nicht ſelbſt hineinführt, dazu iſt er mehr als irgend ein andrer und auch jetzt vollkommen gemacht“ (S. 257); „Wenn eine gewiſſe Tüchtigkeit des praktiſchen Tuns, eine große Treue und Anhänglichkeit an die natürlichſten Verhältniſſe nicht zugleich mit etwas eigentlich Idealiſchem in Geiſt und Gemüt verbunden iſt, ſo iſt neben der Stärke immer auch das Ausſchließende da. Selbſt in Stein hier merke ich das oft, obgleich den nun Jahre, Erfahrung und ein gewiſſer Grad der Phantaſie, den er doch hat, oft darin weiter und zulaſſender machen“ (S. 455); „Stein hat eine treffliche Manier des Schreibens, eine ganz unmittelbar aus der Geſinnung fließende, ſo daß man kaum merkt, daß die Worte nur ein Mittel ſind“ (S. 489); „Er hat lauter ſo feſte und entſchiedene Richtungen, daß alles in ſeinem Geiſt und ſeinem Charakter wie eine Notwendigkeit erſcheint. Es mangelt ihm vielleicht, wenn er auch eine große und milde Achtung für verſchiedenartiges Daſein hat, an Beweglichkeit und Empfänglichkeit, ſelbſt eben in

ein andres einzugehen, allein er ist desto mehr ganz, was er einmal ist" (S. 490); „Er ist seinem Leben und seiner ursprünglichen Richtung nach zu sehr bloß dem Wirklichen im Leben zugewendet und hat nicht genug Freude und Interesse am bloß reinen Denken und Empfinden, an der Form der Welt und der Menschen. Das ist aber nur im Grunde ein Mangel an dieser Gattung der Bildung; denn sonst besitzt er eine große Tiefe und Weichheit des Gefühls, gewiß auch Stärke und Lebendigkeit der Phantasie und also Empfänglichkeit für Wissenschaft und Kunst; er hat auch sehr viel vom unmittelbaren Gebrauch ganz unabhängiges Wissen. Nur ist das alles nicht zur höchsten Richtung vereinigt, die es zu nehmen fähig wäre" (S. 523); „Er hat ganz unstreitig die klarste und parteiloseste Ansicht der Dinge, was vielleicht nicht einmal immer so sein Fall war, es aber gewiß jetzt ist. Er fühlt am meisten, was geschehen müßte, und ist selbst noch milde und vorsichtig in der Art es herbeizuführen" (S. 544); „Er ist wirklich einer der trefflichsten Menschen, von einer Schärfe und Bestimmtheit der Grundsätze, wie es ungemein selten ist, und von einer Billigkeit und Gutmütigkeit, die man ebenso wenig leicht findet. Dann tut es einem wohl, einen Mann dieser Art im Hafen zu erblicken, seiner eigenen Meinung nach am Ende dessen, was er hat tun und leisten können, und nun nur noch in Ruhe, Betrachtung und Teilnahme lebend" (S. 553). Blüchers Tod im September 1819 ging Humboldt sehr nahe (S. 607): „Ihn nur überhaupt lebend zu wissen, ist eine Art Beruhigung in der Zeit; es wird selten wieder ein Mensch von solchen Naturgaben aufstehen; auch hat man vor seiner Freimütigkeit noch eine immer wohltätige Scheu." Altenstein wird als redlicher Mann charakterisiert (S. 373), Beyme als geschwätzig und unzuverlässig, aber auch freundlich und menschlich (S. 383. 558); von Ancillon ist Humboldt bei näherer Bekanntschaft angenehm enttäuscht (S. 611); Eichhorn ist einer der Denkendsten und Geschicktesten (S. 615). Zu Gneisenau, den Stein für einen der bösesten Feinde Humboldts hielt (S. 370), dessen Briefe Humboldt als geziert und phrasenhaft tadelt (S. 34. 269), wollte sich trotz aller Freundlichkeit seinerseits kein recht klares Verhältnis gestalten (S. 587. 604. 611). Witzleben „ist und bleibt der Kälteste und Gescheuteste und der die Sachen am richtigsten beurteilt; darum sind aber die Gespräche mit ihm auch nicht gerade die, die den meisten Mut einflößen" (S. 586). Bernstorff endlich, ein Jugendbekannter Humboldts (S. 283. 393) und dann sein Kollege in Wien, dessen Berufung in den preußischen Dienst und an eine so hervorragende Stelle überall stark verstimmte (S. 322. 328; vgl. auch Niebuhrs Charakteristik S. 301), der nichts Imponierendes, nichts Vertrauen und Sicherheit Erweckendes an sich hatte (S. 289. 408), ist durch den Beinamen „der gute Bernstorff" hinreichend gekennzeichnet (S. 323. 380). — Politische Persönlichkeiten des Auslands werden nur wenige genannt. Mit Metternich verkehrte Humboldt in Aachen in der alten Weise,

obſchon er in ihm ſeinen politiſchen Feind nicht verkannte (S. 379. 410. 514); „Er hat ſich im Äußeren ſehr und nicht zu ſeinem Vorteil verändert, er iſt alt geworden und die Züge hängender; auch ſieht das eine Auge, was er im Grunde gar nicht brauchen kann, matt und wie erloſchen aus“ (S. 410). Der Prinzregent von England (Georg IV.) gab ſich bei Geſellſchaften in Humboldts Hauſe äußerſt natürlich, gutgelaunt und für ernſthaftere Dinge intereſſiert (S. 166. 268; vgl. auch S. 357). An Caſtlereagh wird ſeine ſtete Bereitſchaft zu förderlichen Diskuſſionen über politiſche Fragen gerühmt (S. 19).

Selbſtanalyſen Humboldts, wie ſie keiner ſeiner vertrauteren Korreſpondenzen ganz fehlen und wie ſie im Briefwechſel mit ſeiner Frau naturgemäß einen breiten Raum einnehmen (vgl. Euphorion 17, 408. 18, 185. 20, 239), bietet auch der vorliegende Band wieder mehrere und wir hören das Bekannte über ſeine tiefſte ſeeliſche Anlage in immer neuen und neuen Formen, ſtiliſtiſch immer gleich abgerundet und vollendet, ſich wiederholen. „Ich trage eigentlich einen zwiefachen Menſchen in mir, einen, der immer von der Welt ab nach der Einſamkeit gerichtet iſt, und einen, der ſich durch die Umſtände und manchmal zu leicht auch durch die Luſt, ſich in einer Lage zu verſuchen, nach der Welt hinſtoßen läßt“ (S. 223); „Ich bin von Natur und von Kindheit an mehr von einer innerlichen Natur geweſen. Meine äußeren Sinne ſelbſt ſchon ſind weder ſehr ſcharf noch gerade ausgebildet und das wäre noch das wenigſte. Allein in der Seele ſelbſt entſpricht ihnen etwas, das erſt eigentlich macht, daß man wirklich ſcharf ſieht und hört. Ich überſehe leicht oder erkläre mir, was ich zu ſehen glaube, auf dieſe oder jene Weiſe und ſehe daher falſch. Unſre Erziehung war eigentlich gemacht, das zu befördern ... Ich habe die Erziehung, die man mir gab, in meiner Manier aufgenommen und dieſe verſtärkt“ (S. 336); „Ich habe ein inneres Sein, das keiner äußeren Mittel, keiner Zeit zur Beſchäftigung bedarf, das wie der Boden, über den die Welle geht, immer dasſelbe bleibt und nur in ſich immer wächſt, ſich mit jedem Gedanken, jedem Gefühle, jeder Sorge vermiſcht, das mich nie ſinken läßt und mit dem ich alles gewöhnlich ſo genannte Unglück verachte, mit dem ich noch glücklich ſein würde in der Enge eines Grabes und das auf eine ſehr wunderbare Weiſe mit der Phantaſie vermiſcht iſt. Ich lebe und webe darin, ſeit ich mir meiner ſelbſt bewußt bin, alles Gute in mir ſtammt davon her und kehrt dahin zurück“ (S. 455); „Dieſe meine Leidenſchaftsloſigkeit) entſteht aber zum Teil aus meiner Kindheit und erſten Jugend, wo wenig Menſchen ſo viel an ſich gearbeitet haben, ſo tief in ſich gegriffen, ſo wenig nachſichtig mit ſich umgegangen ſind als ich und aus eigenem, heimlichem Antrieb und bloß um Herr zu werden über mich ſelbſt, ohne andern Zweck als dieſen rein und einfach gedachten. In mir iſt das ganz, noch ehe ich die Alten ſelbſt leſen konnte, durch die alte Geſchichte entſtanden und ſo hat es ſich fortgeſponnen“ (S. 500).

In meinem Buche über Humboldts Sonettdichtung habe ich (S. 76) von dem eigenartigen kaleidoskopischen Leben gehandelt, das seine Phantasiewelt in Traum und Wachen beständig erfüllte, so oft Wille und Bewußtsein sich dem genußreichen Schauspiel hingaben; eine direkte Bestätigung dafür bringt nun einer unsrer Briefe (S. 145): „In mir haben sich seit meiner frühsten Kindheit Gestalten gebildet von Männern und Frauen, davon manchen gar nichts Wirkliches zugrunde liegt und wo in andern die schwache Wirklichkeit, an die sie sich anlehnten, so gut als verschwunden ist. Als Kind und bis in mein 14., 16. Jahr, wo das Leben mehr die inneren Gestalten zurückscheucht, lebte und webte ich darin und noch kommen sie mir manchmal vor"; daß diese Welt in den Tagen des Alters wieder eine ungeahnte Bedeutung für Humboldt gewann, zeigt eben eine große Zahl seiner Sonette. Eigenartig sind zwei Stellen wegen einer besonderen Naturauffassung: gewissen Örtlichkeiten, wie Rom, Neapel, Sizilien, Kreta, ist durch eine Gunst des Schicksals auf mystische Weise eine überirdische Weihe gegeben, die mit den Örtlichkeiten selber empfunden wird und die z. B. Amerika, „nicht menschlich und nicht göttlich, das Riesengerippe einer wilden, das Leben im Leben erstickenden Natur," bei aller Üppigkeit und Mannigfaltigkeit nicht haben kann (S. 264); eine englische Muschel- und Korallensammlung, „wahrhaft das Feengebiet der Natur," deren Schönheit ihn an orientalische Paläste in Tausend und einer Nacht erinnert, führt seine Reflexion durch den Gedanken an die ewige Verschlossenheit und Abgeschiedenheit solcher Schönheiten der organischen Natur zu der Idee einer im gesamten Weltall herrschenden Symmetrie, Schönheit und gesetzmäßigen Fülle, die das Walten der Naturkräfte wie von selbst umkleidet (S. 333). Auch die stille Liebe zu den Gestirnen, die ja „ein sichtbares Band der Entfernten" sind, tritt wieder hervor (S. 3. 77); Seestürme werden sehr anschaulich beschrieben (S. 3. 364). Die sonst so häufigen Rückblicke in frühere Lebensepochen mit ihrer lebendigen Vergegenwärtigung einzelner Momente der Vergangenheit begegnen in diesem Bande nicht: nur Burgörners und Erfurts wird in zärtlichster Weise gedacht (S. 559. 561) und an die Reise von Berlin zur Hochzeit, auf der ihn die Freunde bis Schöneberg begleiteten, taucht bei dem Namen Bernstorffs eine flüchtige Erinnerung auf (S. 393). Humboldts eigenartiger Humor kommt besonders bei der wiederholten Charakteristik der Gräfin Karoline Schlabrendorf (S. 279. 281. 288. 297. 533; vgl. über sie Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang 1, 205) und bei der Schilderung eines Besuchs bei Ilgen in Pforta zur Geltung (S. 564; vgl. auch S. 463. 578). Gern hört man auch in diesem Bande Humboldts reife und tiefe Weisheit mit fast mit den Jahren noch zunehmender Neigung und stets tadelloser Formvollendung in Betrachtungen sich offenbaren: über die Liebe (S. 11. 62. 105. 261. 424. 518. 551), über die Lebensalter (S. 38. 112), über antike und moderne Kirchhöfe (S. 43;

vgl. auch Briefe an eine Freundin 1, 249), über Glück und Unglück (S. 63. 102. 202. 416. 455. 557), über den Sinn des Lebens (S. 87. 286. 409. 430. 455. 517. 607), über die Wehmut (S. 101. 105. 155), über den Wandel der Zeit (S. 103. 286), über die Reue (S. 134), über den Tod (S. 200. 236. 261. 456), über Religion (S. 200. 444. 517), über den Gelehrtenberuf (S. 237), über die Sprache (S. 261. 456. 541), über den Selbstmord (S. 375), über die Frauen (S. 416. 492), über die Nacht und den Traum (S. 225. 505), über Eltern und Kinder (S. 517), über Leidenschaft (S. 526), über die Häßlichkeit (S. 606), über den Willen (S. 607).

Für sein inneres Verhältnis zur Antike, das die hingebende Wärme und Andacht einer religiösen Verehrung an sich trägt, wie es denn auch ihn durchs ganze Leben begleitet hat (vgl. jetzt auch mein Buch über Humboldts Sonettdichtung S. 60), findet Humboldt wieder herrliche Worte: „In mir hängt wirklich alles Geistige wie an einem letzten Ring an den Alten und die wahren Alten sind doch nur die Griechen" (S. 146); „Man mag auch in Dichtkunst Indisches und Arabisches und Altdeutsches und ich weiß nicht was aufsuchen, es gewährt nie einen reinen Genuß wie den, der ganz natürlich ohne allen künstlichen Enthusiasmus hervorgeht, wenn man den Homer oder Horaz oder Dante oder so einen liest. Auch halte ich mich von jetzt an gewiß immer mehr daran: es ist der eine lichte Punkt in der geistigen Menschheit, in den man sich nie genug vertieft" (S. 151); „Wenn man mehr von den Lüften des Aventins außer der lebendigen Gegenwart alles versteht, was von dem Altertum zu uns herübergekommen ist, so ist es die einzige Luft, von der ich wenigstens immerfort innerlich lebe und seit meinem 14. Jahr an. Denn so weit kann ich zurückgehen in die Zeit, wo mich die Geschichte des Altertums ganze Tage in mir beschäftigte, längst ehe ich ein Wort Griechisch und kaum ein bißchen Lateinisch wußte" (S. 192; die Lüfte des Aventin stammen aus Juvenal 3, 84); „Ich kann es nicht anders beschreiben, als daß es (das Altertum) mir eine wahre und die einzige echte Heimat ist; alles, was in der Geschichte darauf folgt, ist mir gleichgiltig und die Gegenwart kommt mir nie anders als eine öde Wirklichkeit vor, von der mich die Neigung ewig entfernen würde, wenn nicht eine traurige Notwendigkeit zwänge, darin einzugreifen und sich ihrer anzunehmen. Ich kann auch nicht sagen, daß es etwas einzelnes ist, das mich in den Alten so fesselt, so sehr ich ihre Kunst, ihre Dichtung, selbst vieles in ihren Sitten und ihrer Lebensweise liebe. Es ist vielmehr der Geist im ganzen und allgemeinen, seine Einfachheit und seine Fülle, seine Stärke und seine Zartheit, seine Natürlichkeit und seine Größe" (S. 232); „Die stille Größe und die Anmut ist mit der schönen Zeit der Griechen gewichen und mich wird weder das Mittelalter noch das Moderne jemals besitzen" (S. 506). Die tiefste sittliche, für das Leben und seine Kämpfe stählende

Wirkung ſieht er vom Studium der Antike auf den Menſchen ausgehen, der ſich in ſie verſenkt, „eine ganz andre Kraft, dem Schickſal zu begegnen, und eine ganz andre Luſt, ihm durch ſeine Höhen und Tiefen zu folgen“ (S. 237). Seinem Lehrer Löffler weiß er zwar tiefſten Dank, daß er ihn in das Studium der griechiſchen Sprache eingeführt hat, dem er ohne dieſen Zufall fern geblieben wäre (S. 146), und möchte „einige Stellen aus Homer, Heſiodus und Pindar noch verſtehen zu können und im Gedächtnis zu behalten“ nie im Leben entbehren (S. 488), aber ſeiner Frau, die ſo viel Griechiſch vergeſſen zu haben bedauerte, ſetzte er doch auseinander, daß es auf ein weitläufiges gelehrtes Studium der griechiſchen Sprache und Literatur weniger ankomme als darauf, wenige und die beſten Schriftſteller wieder und immer wieder zu leſen (S. 486): er ſelber kam ja oft viele Monate lang nicht dazu, zuſammenhängend zu leſen, und mußte ſich begnügen, einige Blätter im Homer täglich zu genießen (S. 233; Zitate begegnen aus Homer S. 396. 410, aus Pindar S. 93. 617, aus Kallimachos S. 460, aus Juvenal S. 192. 263)[1]. Gegen die neueren Forſchungsergebniſſe in der Topographie Roms befindet er ſich ſogar in Oppoſition, weil ſie die Phantaſie verderben und das Alte neu machen (S. 60): „So war man nun einmal gewohnt, die drei Säulen Jupiter tonans zu nennen und die eine stator: nun ſoll man Dioskuren ſagen und gar an den elenden Phokas denken. Alle Altertümer in Rom haben etwas Mythiſches; man wußte recht gut, daß es nicht damit ſo war, wie es geſagt wurde, aber ſie waren in den Namen mit den Anekdoten und Fabeln zu eigenen Weſen geworden, aus denen das Bild des heutigen Rom hervorging. Ich werde auch bis an meinen Tod dabei bleiben und mich nicht an die gelehrten Erklärungen kehren: man kann das ſeinen Kindern überlaſſen“. So ſehr war ihm die Antike feſter Maßſtab alles Vortrefflichen, daß er für die Forts von Ehrenbreitſtein kein höheres Lob weiß als „Es gleicht den Werken der Alten“ (S. 549) und von ſeiner Schwiegertochter Mathilde ſchreibt (S. 402): „Ihre Schönheit hat in der ganzen Gegend Aufſehen gemacht wie Helenas durch Hellas und Argos“. Eine ungeahnte Vertiefung aber brachte der Londoner Aufenthalt Humboldts Auffaſſung der Antike: hinter den römiſchen Eindrücken und den Reliquien römiſcher Kunſt, die er zehn Jahre früher für immer als weihevollen Beſitz in ſein Inneres aufgenommen und mit dem Beſten und Wertvollſten in ihm verſchmolzen hatte, hinter dieſem antiken Daſein ſozuſagen aus zweiter Hand tat ſich ihm hier die Pforte zum wahren antiken Daſein, zum Griechentum der älteren Zeit auf und es war ihm von der Gunſt des Schickſals vergönnt, einen

[1]) Von den Pindarſtellen findet ſich die zweite in Humboldts Überſetzung Geſammelte Schriften 8, 72, die erſte in den Iſthmien 6, 47; die Stelle aus Kallimachos iſt das 131. Fragment Bentleys.

Blick in das gelobte Land Athen und seine Kunst zu tun wie Moses, und er durfte auch diese Wunder mit hinübernehmen in das unbekannte Land. Die starke Sehnsucht, Athen selbst noch zu schauen (S. 321. 357), ist ihm nicht mehr erfüllt worden. Er war sich selbst klar, daß darin der Hauptgewinn seines Londoner Aufenthalts liege (S. 233). Diese Wirkung ging, abgesehen von einer ganzen Anzahl von Menschen, die Athen selbst gesehen hatten und die er in London kennen lernte, von zwei Dingen aus: von dem Panorama von Athen, das er in London häufig besuchte (S. 192. 283), und von den Elginschen Monumenten und dem phigaleischen Fries. Das Panorama von Athen nach Entwürfen Robert Burfords (vgl. über ihn Dictionary of national biography 7, 300) war noch nicht allzu lange in Henry Aston Barckers Panoramatheater am Leicesterplatz, ganz in der Nähe von Humboldts erster Wohnung aufgestellt, das einen der Hauptanziehungspunkte von London bildete. Die Parthenonreliefs der Sammlung Elgin, seit 1816 im Britischen Museum, waren Humboldt schon bei seinem ersten kurzen Aufenthalt in London im Juni 1814 „tief in die Seele" gegangen (vgl. Euphorion 18, 186): auch jetzt widmet er ihnen intensive Aufmerksamkeit und nimmt noch am Tage vor der Abreise von ihnen wie von lebendigen Wesen Abschied (S. 252. 357). Die seit 1811 in London befindlichen, 1814 von Wagner in Kupferstichen veröffentlichten Basreliefs vom Apollontempel in Phigalia, eine Reihe Amazonen- und Zentaurenkämpfe in leidenschaftlicher Bewegung darstellend, sah er nun zum erstenmal und kann sich nicht genug tun, das Grandiose, die Lebendigkeit und den Reichtum zu bewundern, neben dem alles andre klein, starr und ärmlich erscheint (S. 39); eine eingehende Vergleichung mit den Parthenonreliefs lehrt ihn in diesen, wo „die Gestalt in allen ihren Modifikationen und die Idee vorherrschend" ist, „ein buntes Gewühl des mannigfaltigsten und höchsten sinnlichen Lebens ohne bedeutende einzelne Empfindung", in jenen vielmehr etwas Sentimentales, wie es die Natur eines Kampfes zwischen Männern und Weibern nahelegt, „diesen Ausdruck des Lebens weniger, aber dagegen einen viel stärkeren der Empfindung" erkennen (S. 242). Von den äginetischen Statuen, die dann durch den Kronprinzen Ludwig von Bayern für München gewonnen und von Thorvaldsen restauriert wurden, sah Humboldt Zeichnungen bei dem Archäologen Cockerell und machte an ihnen die merkwürdige Entdeckung, „daß außer und gleichsam über der Nachahmung der Natur noch gewissermaßen eine reine Idee von Form darin ausgeführt oder vielmehr daß die Natur nicht bloß so, wie sie etwa an einem Individuum, auch dem schönsten, in die Sinne fällt, dargestellt, sondern erst einer Idee unterworfen und danach behandelt ist" (S. 193); im Gegensatze zu Winckelmanns Auffassung des Idealischen in der Kunst sucht er den Begriff der künstlerischen Form in der geometrischen Eurhythmie der plastischen Verhältnisse, die die griechische Kunst wohl der ägyptischen abgelernt

haben könnte (S. 243; vgl. darüber jetzt Walzels wertvollen Aufsatz „Wilhelm von Humboldt über Wert und Wesen der künstlerischen Form“ in der Internationalen Monatsschrift 8, 31). Humboldts intensives Interesse für die plastische Kunst, die ihm dem Heidnisch-Antiken so konform scheint wie auf der andern Seite Musik und Malerei dem Christlichen (S. 74; über die englischen Maler vgl. auch S. 141), zeigt sich auch sonst: bei Lord Lansdowne hat er Gelegenheit, Canovas Venus mit einer antiken Amazone zu vergleichen („Aber die Person hat bei Gott doch Waden, die Venus blos eine Art Stöcke zu Beinen“ S. 168); obwohl der modernen Plastik (statt Marmorstatuen empfiehlt er Erz) im Grunde recht abgeneigt (S. 65), besucht er die Werkstätten Westmacotts und Chantreys, deren Werke, meist Grabmonumente oder Statuen nach dem Tode, ihm einfach und schlicht, aber auch meist trocken und ohne Grazie und Genie erscheinen (S. 92); der Aufstellung der eigenen, aus Italien mitgebrachten, dann nach Tegel übergeführten Antiken im Schlosse Monbijou konnte er sich, da sehr vorzügliche darunter waren, mit vollem Recht erfreuen (S. 592). Daß Humboldt bei dieser seiner Vorliebe für die Antike nicht einseitig war, lehrt uns ein Satz wie dieser (S. 507): „Die biblischen Stoffe und die ersten Jahrhunderte des Christentums bilden für sich wieder ein eigenes und sehr schönes Altertum“. Die Bibel, die ihm Karoline bei ihrer Abreise nach Italien im April 1817 geschenkt hatte (vgl. Euphorion 20, 242 Anm.), hat er in London ganz durchgelesen „vom ersten Vers des Alten Testaments bis zum letzten der Offenbarung Johannis; es bleibt ein sehr wunderbares Buch und es hat mich geschmerzt, wie ich gegen das Ende kam“ (S. 199).

Es muß ein ganz eigenes Interesse erregen zu beobachten, wie auf eine Individualität wie die Humboldts England und die englische Nation mit ihrem weltläufigen Realismus, ihrer Verfassung und ihren Sitten einwirkten. Die Reflexe des englischen Wesens in Humboldt verdienen um so eher hier eine zusammenfassende Erörterung, als in unsern Briefen überhaupt die ersten ausführlichen Berichte darüber veröffentlicht worden sind: wir wußten, da aus dem ganzen Londoner Jahre bisher nur fünf Briefe bekannt waren und auch diese nur teilweise Charakteristisches enthalten, von dieser Epoche im Leben Humboldts so gut wie gar nichts. Die Grundstimmung seiner Seele mußte schon wegen der Trennung von Karoline eine düstere sein und bleiben: er will schwören, daß ihm London eine tiefere Einöde ist als Auleben (S. 25). Aber das hielt ihn natürlich nicht ab, nach seiner Gewohnheit immerfort zu lernen (S. 460), zu seiner reichen Kenntnis nationeller Eigenart auch noch das Bild der englischen, deren Nichtkennen er als „ordentliche Lücke“ in sich empfand (S. 95), mit möglichster Deutlichkeit hinzuzugewinnen und seine kurzen Eindrücke vom Juni 1814 (vgl. darüber Euphorion 18, 187) nach allen Seiten hin zu vertiefen. Das Achtungswerte in dem praktischen Realismus des

engliſchen Weſens erkennt er an, ohne daß es doch ſeinem innerſten Sein recht ſympathiſch iſt (S. 138): „Ich glaube nie, daß ich an dieſem Lande einen ſolchen Gefallen finden würde, daß ich über ſeine Mängel auch nur einigermaßen blind würde, allein ſchon in ſo wenigen Monaten, als ich hier bin, wird man doch durch vieles gewonnen und ich begreife ſehr gut, wie beſonders Leute, die an dem Äußeren kleben, wenn ſie erſt einmal lange genug hier geweſen ſind, um dem Leben Geſchmack abzugewinnen, nicht füglich in einem andern Lande leben können, wie man es auch häufig genug findet. Aber Zeit gehört dazu, ſelbſt um nur vieles erſt zu begreifen und zu verſtehen. Für mich wird hier kein Bleiben ſein." Bei Gelegenheit des engliſchen allgemeinen Mißtrauens gegen magnetiſche Heilungen (vgl. auch Euphorion 20, 255), während man ſich doch zugleich von Quackſalbern durch Univerſalmedizin behandeln läßt, bemerkt er (S. 77): „Der kalte und ſogar mehr als das, der rohe Realismus, der hier an der Tagesordnung iſt, läßt gar nichts aufkommen, was man nicht mit den Händen berühren und mit dem Verſtande erklären kann." Dieſer praktiſche Realismus war freilich auch imſtande geweſen, die bewundernswürdigſte Staatsverfaſſung der Welt zu ſchaffen: „Im Regieren bleibt England immer ein unerreichtes Muſter" (S. 412). Von den gewöhnlichen Unruhen bei den Parlamentswahlen und den rohen Übergriffen des Pöbels bei dieſen Gelegenheiten gibt Humboldt ſehr ausführliche und draſtiſche Schilderungen, muß aber doch mit Staunen gewahren, wie das engliſche Volk doch z. B. in der Behandlung Leigh Hunts mit richtigem Gefühl die Schranke zu finden weiß, fühlt ſich dabei an die demagogiſchen Einrichtungen der antiken Stadtſtaaten erinnert und warnt vor dem kindiſchen Unterfangen, dieſe nationellen Einrichtungen, die „wirklich zu einem Naturwerke geworden" ſind, ohne weiteres auf Deutſchland zu übertragen, für das ſie nicht geeignet ſein würden (S. 225. 233). Auch die engliſche Rechtspflege iſt ihm ſympathiſch (S. 130): „Man fragt nur, ob die Tat geſchah und was das Geſetz ſagt. Man wühlt gar nicht ſo in der Moralität und den Empfindungen der Armen und mir wäre, wenn einen ſolche Verirrung träfe, das viel lieber." Humboldts ſarkaſtiſche Bonmots gegen London und ſein Klima, z. B. daß das Gras kein Verdienſt habe, grün zu ſein, weil der Himmel ſo ſchwarz ſei, waren ihm vorausgegangen (S. 8); als er aber nun wirklich dort leben mußte, machte er die merkwürdigſten pſychologiſchen Erfahrungen über die Wirkung dieſes Klimas auf die Menſchen: „Die Engländer laſſen ſich ſelten gehen, ſie fahren wie der Wind, der ſie umweht, hin und wieder und kommen nicht zu ſich ſelbſt; aber wer ſich den Eindrücken überläßt, den haucht es unendlich ſehnſüchtig an. Aber es iſt nicht die himmliſche Sehnſucht, die man in den wahrhaft menſchlichen Ländern hat, die einen gerade aufwärts zieht und doch innig verſchmolzen iſt mit Bewunderung und Liebe zu allen Umgebungen, wo man die Gräber liebt, weil ſie dem Himmel

eignen und an den Boden heften; es ist hier eine nähere, irdischere, wo man hinüber möchte über Meer und Berge oder sich verschließen in dem dumpfen Gefühl, das sich mit Wehmut ums Herz schlingt, ohne daß man davon lassen kann. Ob die Menschen selbst hier so etwas empfinden, ist mir nicht deutlich und ich zweifle daran; aber der Fremde geht darum nur noch fremder herum, was für mich großen Reiz hat" (S. 138); „Aber auch für mich selbst wird mir manchmal bange. Man ist in dem Nebel und der Inselartigkeit, die doch nun wieder in sich so unendlich viel Bewegung und wirkliche Größe an Talent, Charakter, praktischer Weisheit hat, wie verzaubert, man vertieft und verirrt sich in dem, was man einmal ergreift, und wen nicht Sehnsucht nach der Ferne bewegt, dem wird es zu nichts. Daraus muß dann manche Verdrehung hier entstehen" (S. 153); Maria Stuarts Strophen an die Wolken fallen Humboldt häufig als adäquater Ausdruck dieser sehnsüchtigen Stimmung ein (S. 263). Mit dem Londoner Nebel, der alle Reinigung zu einer so kostspieligen Sache macht (S. 69), mit dem täglichen Kampf mit dem Kohlendampf (ebenda) und der Dunkelheit aber galt es sich abfinden, wenn sie auch nur eine Folge des Rauchs, also ein menschliches Übel und nicht eigentlich ein Fluch des Himmels ist (S. 20). Den Nebel, der ihn an Dantes Hölle erinnert (S. 130), schildert er folgendermaßen: „Gestern hatten wir nach ziemlich starkem Frost den ersten eigentlichen Nebeltag, wo der Nebel ganz dick und undurchsichtig und von Zeit zu Zeit gelb ist . . . Wie ich einmal eine halbe Stunde nicht vom Blatt aufgesehen hatte, blickte ich nach dem Fenster und läugne dir nicht, erschrak und fürchtete mich ordentlich. Auch nicht der mindeste Gegenstand war zu sehen, nur die dicke, nicht feuer-, sondern blaßgelbe Masse, die wie ein giftiger Dunst das Fenster durchdringen zu wollen schien. Bald darauf wurde es noch ärger und nun zog der Nebel durch den Kamin in die Stube; denn das tut er und lagert sich um einen herum, daß man ihn deutlich in der mittleren Höhe des Zimmers sieht. Manchmal sollen sogar die Lichter einen Schein um sich haben" (S. 72; vgl. auch S. 91); „Der völlig heitere Himmel ist allerdings sehr selten und existiert vielleicht nie, allein der Nebel bleibt doch auch nicht unveränderlich. Dann hat der Nebel etwas Charakteristisches hier, nämlich eine gewisse bronzegelbe Farbe, die zwar die Menschen am meisten verabscheuen, die aber macht, daß die hiesige Luft mit dem Tiber unter den Flüssen vergleichbar ist. Wirklich ist der Nebel hier, wie man es auch im Ossian sieht, nicht so prosaisch grau wie bei uns" (S. 42). Der an den römischen Himmel gewöhnte Dioskurenkoloß freilich machte sich im Abguß „wie ein Geist im Schattenreich" und es wird „Tage geben, wo das Haupt des Armen wie ein Berggipfel in Nebel gehüllt sein wird" (S. 92. 93). Den Engländer selber macht sein Klima rabiat (S. 64): „Wenn es ihnen hier zu arg wird, rennen sie ans Meer und Münster

beſchreibt ſehr poſſierlich, wie ſie da auf den Dünen oder ſonſt auf der Heide herumreiten, ſich von einem furchtbaren Oſtwind durchwehen laſſen und immer über die fine open air frohlocken.“ Die Reize der engliſchen Landſitze, das Entzücken aller Beſucher, laſſen Humboldt kalt und er findet ſie nicht hübſcher und viele nicht ſo hübſch als Tegel (S. 333). Daß die Wege in England ſo gut ſind, hält er für ein wahres Unglück, denn „alles Hin- und Herreiſen wird nun ebenſo wie in Berlin eine Fahrt nach Potsdam behandelt“ (S. 11). Für die Kunſt iſt England kein Boden und man kann die engliſchen Künſtler nur negativ loben: ſie haben nicht das Manierierte der Franzoſen, aber es fehlt auch an eigenem poetiſchen Schwung und man findet nur trockene Korrektheit, da auch ihre Phantaſiebegabung von der Leichtigkeit, dem immer in ſich ſelbſt zurückſchwankenden Gleichgewicht wahrer Kunſt weit entfernt iſt (S. 141); „Für einen Künſtler muß es hier eine ſchreckliche Exiſtenz ſein“ (S. 93). Literariſches Intereſſe findet ſich zwar bei vielen (S. 34), aber „der Mangel des Poetiſchen fühlt ſich hier entſetzlich. Es gibt auch in andern Ländern jetzt kaum noch große Dichter, aber man ahndet doch noch einen Geiſt, der wie aus einer ſchönen Vorzeit umgeht und das Leben nicht ſo herabſinken läßt. Hier gibt es wohl ein paar leidliche Dichter, aber es iſt eine furchtbare Proſa um ſie her, in der ſie faſt mit erſtarren“ (S. 113): ſprach ihm niemand von Lord Byron, den er doch ſchon früher ebenſo wie Campbell nach Gebühr gewürdigt hatte (vgl. Euphorion 18, 202), von Shelley, Keats, Coleridge, Wordsworth und Walther Scott? Im Drurylanetheater ſah er Richard III. mit Kean und Romeo und Julie mit Miß O'Neill und fand die Spielweiſe zwar natürlicher als die franzöſiſche, aber doch dem Charakter der Nation entſprechend realiſtiſch, geiſt- und gemütlos (S. 8. 22). Die Pedanterie der Sitten, die jeden Fremden unweigerlich zwingt, in den Tiſchgebräuchen (S. 96) und der peinlichen Verteilung der Dienſtbotendepartements ſowie andern Kleinigkeiten auf dieſem für das häusliche Wohlbefinden ſo wichtigen Gebiete (S. 19. 69. 156. 159. 279) ſchildert er ebenſo draſtiſch wie die Gepflogenheiten bei einem echt engliſchen Rout, wo die Ladies auf den Treppenſtufen ſitzen, alles in wilder Unordnung ſich umhertreibt und man Gaſtgeber und Gaſtgeberin völlig ignoriert („Einmal ging auf dem Flur ein Mann herum, von dem einige meinten, es möchte wohl der Hausherr ſein; es wurde aber nie ins klare gebracht und man bekümmerte ſich nicht weiter um ihn“ S. 188). Für eine engliſche Sprachſtunde, in der eine Fibel geleſen und faſt buchſtabiert wurde, mußte Humboldt eine halbe Guinea bezahlen und kam ſich wie der Strepſiades in den ariſtophaniſchen „Wolken“ vor (S. 78).

Während es Humboldt zu ſeinem eigenen tiefen Schmerze nicht beſchieden war Rom wiederzuſehen, „die Stadt, die ſo wunderbar Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit verbindet, in der es einem gleich natürlich

und leicht wird, an das einsame Bett des Grabes und an den Glanz überirdischen Daseins zu denken" (S. 552), durfte seine Gattin Karoline vom Frühjahr 1817 an zwei volle Jahre dort verbringen, eine Zeit, die sie in tiefster Wehmut und reinstem Glück genossen hat und die ihr niemand inniger gegönnt hat als der auf die Nebelinsel verbannte Gemahl. Das Verhältnis der beiden Gatten stellt sich uns auch in diesem Bande in unwandelbarer Innigkeit und unverrückbarem tiefsten gegenseitigen Vertrauen und Verstehen dar und man kann nichts Ergreifenderes lesen als die einfachen, warmen und echten Worte der Liebe, die beide einander widmen. Besonders wird Humboldt nicht müde, immer und immer wieder zu versichern, wie sie es gewesen sei, die ihm die Pforte zu allem menschlichen Glück aufgetan habe, wie er nur durch sie und für sie lebe und wie sie den Angelpunkt seiner gesamten geistigen Existenz bilde (vgl. jetzt auch mein Buch über Humboldts Sonettdichtung S. 68). Ich hebe nur die schönste der vielen Stellen heraus, in denen diese beseligende Überzeugung sich ausspricht (S. 142): „Ich kann mir Schritt vor Schritt nachweisen, wie ich alles durch dich geworden bin, teures, geliebtes Wesen, wie selbst, was mir angehört, sich höchst wahrscheinlich nie entwickelt hätte und wie das Gefühl der vollsten, natürlichsten und höchsten Weiblichkeit, was keine Frau auf Erden so wie du gibt, indem es schon in mir eine Stimmung fand, die gern und tief darin einging, eine Eigentümlichkeit in mir ausgebildet hat, an der alles andre hängt und die außer dir kein Mensch so kennt oder nur ahndet . . . Man kann es dem Epheu vergleichen, der wohl manchmal hemmt und Kräfte nimmt, aber von dem man sich nie loswinden, in dem man lieber alle eigene Kraft selbst verhauchen möchte" (vgl. noch S. 325. 358. 417. 436. 456. 519. 554). Sollte ihm die Geliebte von der Seite genommen werden, so weiß er deutlich, wie es ja dann auch in ergreifender Weise seine letzten Lebensjahre gelehrt haben, daß es für ihn „dann nur Stillstand und Wehmut der Erinnerung und Schmerz des Entbehrens" geben kann (S. 326); voll innigsten Glücksgefühls sieht er die endliche, nun dauernde Wiedervereinigung mit Karoline sich nahen (S. 488), denn er darf bekennen (S. 617): „So schließt es sich am Abend des Lebens ruhig und freundlich mit den Kindern zusammen und wir gehen in heiterem Rückblick auf die Lebenden zu den Gestorbenen. Wir haben wirklich viel Glück im Leben gehabt, es hat wie ein Segen auf uns geruht, weil ich dich hatte, mein süßes, einzig geliebtes Kind." Karolinens Briefe sind reich an Naturschilderungen wie an künstlerischen Eindrücken, wie sie besonders das römische Leben ihr täglich entgegentrug: Stimmungsbilder aus Rom und der Campagna weiß sie ebenso wirkungsvoll zu entwerfen (S. 16. 37. 76. 344) wie die Bergwälder von Nocera oder die Kirche von Assisi zu schildern (S. 240. 537). Sie verfolgt Thorvaldsens rastlose Tätigkeit mit innigster Teilnahme, dessen Hoffnung mit der Granatblume sie in Marmor

ausführen läßt, „wirklich eine himmliſche Figur, etwas noch nie Gekanntes und im edelſten Stil", während ihre eigene Büſte, „ein altes männliches Geſicht mit weiblichen Locken", ſie wenig befriedigt (S. 80. 102. 125. 140. 271); Canova „wird in ſeinen Arbeiten immer flacher" und wiederholt ſtets dasſelbe weder reizende noch tiefe Geſicht (S. 85); auch Danneckers Chriſtus läßt ſie kalt (S. 569); innigen Anteil nimmt ſie an dem tragiſchen Tode des jungen Malers Fohr (S. 238. 258. 272; eine Reproduktion ſeiner letzten Zeichnung, Hagen mit den Donaunixen, iſt unſerm Bande beigegeben; vgl. über ihn auch von der Hagen, Briefe in die Heimat 2, 310). Für die Malerei der älteren Italiener hat ſie viel übrig (S. 269): „In dieſer ſymboliſchen Malerei iſt ein wunderbarer Zauber, viel Großes und Außerordentliches iſt mit ſo kindiſcher Unbehilflichkeit, oft ohne alle eigentliche Wiſſenſchaft ausgedrückt und der Phantaſie wird ſoviel Spielraum gelaſſen, daß man nicht weiß, ob man die Menſchen oder ihre Werke mehr lieben und verehren ſoll" (vgl. auch die Bemerkung über Fra Angelico S. 543). Zur Ergänzung der römiſchen Berichte Karolinens ſind überall auch ihre in dem Buche „Gabriele von Bülow" abgedruckten Briefe heranzuziehen.

Über Humboldts ſchriftſtelleriſche Tätigkeit enthält der vorliegende Band nur ſehr wenige Notizen. Er ſelber erklärt, daß er infolge der vielen neuen Eindrücke nicht dazu komme, etwas Eigentliches zu arbeiten, und vielleicht überhaupt in England nicht dazu kommen werde (S. 88. 95): wir kennen aus der Londoner Zeit tatſächlich nur zwei Fragmente eines Aufſatzes über die bewegenden Urſachen der Weltgeſchichte (Geſammelte Schriften 3, 360) und einer Arbeit über Preßfreiheit gegen Gentz (ebenda 7, 637). Von ſeinen diplomatiſchen Ausarbeitungen erwähnt er das Mémoire über die Barbaresken (ebenda 12, 216), das in Petersburg viel Aufſehen gemacht habe, und eine Arbeit, die Schweden betrifft (S. 275): Die erſtere ſetzt Gebhardt vermutungsweiſe ins Jahr 1818, nach unſrem Briefe fällt ſie ſpäteſtens in den Auguſt dieſes Jahres. Am 4. Februar 1819 wurde nach wochenlanger Arbeit die „Denkſchrift über Preußens ſtändiſche Verfaſſung" (Geſammelte Schriften 12, 225) vollendet, deren Gedanken in England herangereift waren, ehe Humboldt eine Ahnung davon hatte, daß er ſelbſt ein Miniſterium für ſtändiſche Angelegenheiten erhalten würde, und nun in eingehendſter Weiſe mit Stein in Frankfurt durchgeſprochen wurden (S. 462. 489): auf Humboldts Anſichten über die künftige preußiſche Verfaſſung (vgl. S. 381. 434. 442. 450. 452. 463. 475. 545. 586. 588. 602) hier näher einzugehen iſt nach der ausgezeichneten Skizze Lenels über dieſen Gegenſtand in Beyerles Deutſchrechtlichen Beiträgen 9, 95 überflüſſig. An mehreren Stellen erwähnt Humboldt ältere eigene Arbeiten: die S. 55 genannten jugendlichen Überſetzungen aus dem Lateiniſchen, zu denen ihn Bahrdts Überſetzung des Tacitus anregte, ſind nicht erhalten und auch nicht genauer beſtimmbar;

den Aufſatz über das Studium des Altertums von 1793 mit den Randbemerkungen Dalbergs, Schillers und Wolfs las er 1818 wieder mit großer Freude und fand ihn in ſich vollendet und mit das Beſte und Gedachteſte, was er je gemacht habe (S. 181); bei Gelegenheit einer Rezenſion einer lateiniſchen Übertragung von Schlegels Elegie auf Rom in den Heidelberger Jahrbüchern hatte man auch der Humboldtſchen Stanzen (aus denen Karoline S. 14. 117. 150 zitiert) mit Anerkennung gedacht und ſie „ſanfter und gefühlvoller mit einem Anſtrich chriſtlicher Frömmigkeit“ gefunden (S. 415; vgl. auch Briefe an Welcker S. 39); der S. 194 bei Gelegenheit des plaſtiſchen Formproblems herangezogene römiſche Aufſatz, in dem „die Kunſt gewiſſermaßen ganz auf die Mathematik gebaut“ war, muß wohl, wenn es ſich nicht um eine verlorene Niederſchrift über dieſen ſpeziellen Gegenſtand handelt, „Latium und Hellas“ ſein, wo ſich (Geſammelte Schriften 3, 144) eine ähnliche Stelle findet. Über ſeine poetiſchen Verſuche urteilt Humboldt (S. 150): „Ich bin wie die Sibylle, deren Blätter herumfliegen. Ich liebe wirklich alles, was ich in der Art gemacht habe, aber es iſt mir nicht gegeben, dafür Sorge zu tragen. Es ſind ja doch nur Worte, die, wenn man ſie jetzt wieder ſagte, anders, vielleicht beſſer hervorkommen würden. Das iſt eben der Unterſchied mit den wahren gelungenen Werken: denen wie die meinigen hängt immer das Individuum an, ohne daß ſie davon loskommen können; die andern reißen ſich los und geben dem Individuum durch ſich ſelbſt eine vom Leben unabhängige Geſtalt.“

Ich gehe zu dem eigentlichen literariſchen Ertrag des Bandes über und beginne naturgemäß mit Goethe. Humboldt beſuchte ihn auf der Durchreiſe von Frankfurt nach Berlin am 26. Juli 1819 (das genauere Datum ergeben Goethes Tagebücher 7, 74, die vom Inhalt der abendlichen Geſpräche nichts enthalten) und berichtet darüber (S. 580): „Er war heiterer und mitteilender und ungezwungener, als ich ihn lange gefunden habe, und es hat mich wirklich ſehr gefreut, ihn noch einmal ſo zu ſehen. Er hat ſeinen Divan eben vollendet, noch einen Anhang in Proſa über den Orient dazu gemacht und ſprach mit vieler Liebe von dieſer Arbeit. Im Geſicht und in der körperlichen Haltung gealtert fand ich ihn wohl, allein ſchwach oder kränklich im geringſten nicht; er ſprach namentlich über ſein Alter, ſchien aber noch auf ein ſehr hohes zu rechnen. Das einzige, was ich mit einer Art Schmerz an ihm bemerkte, iſt, daß er doch in ſeinem einſamen Leben ſich ſo in ſich zu vertiefen, in allen ſeinen Ideen, ohne in neuere Anſichten einzugehen, ehern zu werden und ſich ſo zu beſchränken ſcheint. So merkte ich deutlich, daß er mit der Kunſt der Deutſchen in Rom doch im Grunde unzufrieden iſt. Er erwähnte Fohrs Kopf, von Amsler geſtochen, den er beſitzt: er lobte außerordentlich das eigentlich Techniſche des Stichs, aber zugleich fand er ſehr viel Mängel daran und im Grunde eine falſche Manier in Zeichnung und

Behandlung. Einiges, das er von Wilhelm Schadow gesehen hatte, tadelte er auch. Dann setzte er hinzu: „Und die ewigen Madonnen!“ Hierin liegt es nun eigentlich: die eingewurzelte Abneigung gegen das Christentum in ihm macht ihm diese ganze Richtung verhaßt und vermutlich hält er auch das Suchen und Auffinden der höchsten Kunst in den Zeiten vor Rafael für einen kränkelnden Geschmack, ob er sich gleich darüber nicht aussprach. Von dem wohltätigen Einfluß, den deine Anwesenheit in Rom auf die Künstler ausgeübt hat, sprach er unaufgefordert mit großer Lebendigkeit. Aus ein paar kleinen Zügen sehe ich auch, wie viel Zeit er so mit Sammlungen und Aufzeichnungen zubringen muß, die eigentlich weiter gar keinen Wert haben. So erzählte er mir, er habe gerade an demselben Tag in seinem Tagebuch von 1810 gefunden, daß ich damals bei ihm gewesen sei. Er wußte gar nichts diesmal von meinem Kommen und mußte also nur dies Tagebuch von selbst studiert haben. Um ein Gewitter, das einige Tage vorher in Weimar und Jena gewesen war, war er so intriguirt, daß er mich lange ausfragte, ob ich nichts davon bemerkt hätte, und ließ am Ende auch sein Tagebuch kommen, um Tag und Stunde genau zu bezeichnen. Über die äußeren politischen Dinge habe ich ihn sehr gut gefunden, gegen keine Seite erbittert: er scheint das eigentlich ganz bei Seite liegen zu lassen, ohne sich darum zu bekümmern, was bei seiner Denkart und in seiner Lage gewiß das Vernünftigste ist. Da man nach altem Gebrauch bei ihm immer zu Abend essen muß, so war beim Essen sein Sohn, seine Schwiegertochter und deren Schwester. Die erste ist nicht hübsch, gefiel mir aber mehr als die andre, obgleich diese hübscher, nur sehr dick ist. Die Kinder waren entzückt über Berlin, wo sie gewesen waren, und lobten alles“; sie erzählten dann unter anderem, daß bei einer Aufführung von Szenen des Faust im Schlosse Monbijou ein kolossaler, hell erleuchteter Kopf Goethes in leibhaftiger Ähnlichkeit als Erdgeist erschienen sei, was schreckhaft gewirkt habe. Über Goethes Stellung zu den Nazarenern, die sein Manifest über neudeutsche religios-patriotische Kunst von 1817 mit aller Deutlichkeit aussprach (vgl. auch Euphorion 20, 249), vgl. Harnack, Goethe in der Epoche seiner Vollendung[2] S. 191, über seine Beurteilung der Madonnenmalerei Euphorion 18, 195; die Notiz über einen Besuch Humboldts im Juli 1810 ist unrichtig, da Goethe und er sich im Sommer dieses Jahres nicht gesehen haben (vgl. ebenda 17, 424); über das Gewitter vom 8. Juli enthalten Goethes Tagebücher 7, 67 eine ausführliche meteorologische Beschreibung; über Goethe als Erdgeist vgl. Graf Brühls Brief an Goethe vom 26. Mai in Teichmanns Literarischem Nachlaß S. 248 und Goethes Antwort vom 2. Juni in den Briefen 31, 163. Karoline erwidert auf den langen Bericht (S. 589): „Ich kann mir den alten Herren in seiner Burg recht lebhaft denken. Manchmal kann es mich so recht schmerzen, daß bei solch einer reichen Natur das Glück einer uneigennützig ganz sich

hingebenden Liebe ihm doch wohl in dem Lauf langer Jahre nicht ge worden iſt. Mir iſt es immer, als wenn Schiller das ausſchließlicher zuteil geworden, ſich darum auch etwas Heiligeres, die Zukunft ſtill Verehrenderes ſich in ihm entwickelt hätte. Aber eine ungeheuer kräftige Geſtalt ſteht er unter dem Menſchengeſchlecht da, gleichſam ſich anreihend an die erhabenen Göttergeſtalten griechiſcher Mythe. An ſeinem Phyſiſchen möchte ich, könnte ich, ſeine Entfernung von allen chriſtlichen Ideen entwickeln, vielleicht auch an dieſem Mangel und Nichtempfangen aufopfernder Liebe; das alles hängt tief in ihm zuſammen. Wenn er von meinem guten Einwirken auf die Künſtler in Rom weiß, ſo iſt das unſtreitig durch Luiſe Seidler: ſie iſt mit ihm in direkter Korreſpondenz und ſie war mir ſehr gut“ (vgl. Erinnerungen und Leben der Malerin Luiſe Seidler S. 161. 181. 227). Humboldt entgegnet korrigierend (S. 597): „Über Goethe ſchreibſt du ſehr ſchön und richtig. Liebe hat ihm immer gefehlt, er hat ſie ſchwerlich empfunden und die rechte iſt ihm nicht geworden. Allein der wahre Grund dazu iſt doch wohl das früh in ihm waltende, ſchaffende Genie und die Phantaſie geweſen. Wo ſich die Natur einen ſolchen eigenen und inneren Weg bahnt, da wird es wohl unmöglich, ſich einem andern Weſen in der Wirklichkeit uneigennützig hinzugeben, und ohne das iſt keine Liebe denkbar: man muß ſich immer erſt verlieren, um ſich ſchöner und reicher wieder zu empfangen. Aber eine Leere läßt es dann freilich im Leben zurück und ich glaube nicht, daß außer den Stunden und Zeiten des glücklichen Hervorbringens Goethe eigentlich glücklich oder reich in ſich beſchäftigt iſt.“ Daß Goethe nicht geiſtig altere durch das Altern des Körpers und daß er darin einzig ſei, hebt Humboldt noch einmal hervor (S. 613) und tadelt es an einer andern Stelle (S. 558), daß Goethe bei aller Liebe zu Ernſt Schiller nie einen Schritt für ihn getan habe, während doch durch ein einziges Wort Humboldts zu Beyme ihm der Eintritt in den preußiſchen Juſtizdienſt eröffnet worden ſei: „Es iſt mehr Unbehilflichkeit, glaube ich, als bloßer und leerer Egoismus, der jede Bemühung ſcheut“; von Willemer ließ er ſich Anekdoten über Goethes Frankfurter Aufenthalt vor vier und fünf Jahren erzählen (S. 551). Das oben erwähnte Manifeſt der Weimariſchen Kunſtfreunde gegen die neudeutſche religios-patriotiſche Kunſt hat, wie Karoline (S. 14) berichtet, die römiſchen Künſtler „ſehr aufgeregt, mehr, dünkt mich, wie nötig war, denn er hat ihr Beſtes nicht geſehen und ſo doch eigentlich nur oberflächlich geurteilt. Der einzige ſehr Angegriffene darin iſt Friedrich Schlegel, man muß aber ſagen nicht mit Unrecht, obgleich freilich die Rüge ſpät kommt“ (vgl. auch Neue Briefe von Karoline von Humboldt S. 76). In Frankfurt erfuhr Humboldt, daß für die ſchöne Seele im Wilhelm Meiſter Fräulein von Klettenberg das Modell geweſen iſt, deren geiſtliche Gedichte „ſich durch eine rührende Einfachheit und wirklich poetiſches Feuer auszeichnen“ (das von Humboldt zitierte Gedicht „In meine Bibel“,

das er „unendlich hübſch“ findet und deſſen Reimſtellung er lobt, ſteht mit ihren andern geiſtlichen Liedern in Lappenbergs bekanntem Buche) und las Goethes „Neueſtes von Plundersweilern“, „in Gedanke und Sprache unendlich Goethiſch“, in einer Schloſſer gehörigen Handſchrift, ohne zu wiſſen, daß es ſchon zwei Jahre früher in der Ausgabe B gedruckt war (S. 484; die Abweichungen der zitierten Verſe ſtimmen zur Handſchrift H^1, vgl. Goethes Werke 16, 407 Weimariſche Ausgabe). Karolinens Beſchreibung der ſpaniſchen Gemälde, die, ſeit langen Jahren Goethe geliehen, von ihm außerordentlich geſchätzt wurde, von ihm wiederzuerhalten war trotz aller diplomatiſchen Bemühungen nicht möglich (S. 136. 150. 583) und das Manuſkript iſt im Nachlaß des Dichters verſchollen (vgl. darüber Euphorion 17, 412). Auch das Intereſſe für Goethes Dichtungen bekennt Humboldt ſeiner Frau zu verdanken (S. 146): „Für deutſche Dichtkunſt iſt mir erſt durch dich der Sinn aufgegangen. Ich hatte, ehe ich dich ſah, ſelbſt von Goethe ſehr wenig geleſen, den Werther etwa nur einige Monate vorher“ (vgl. auch Euphorion 14, 376). Zitate finden ſich aus Hermann und Dorothea (S. 143) und aus den Gedichten (Kenner und Enthuſiaſt S. 11, Zauberlehrling S. 321).

Schillers erhabenes Bild blieb Humboldt ſtets eine der heiligſten Erinnerungen. Am Schluß einer Betrachtung über die ſeelenvolle Schönheit des menſchlichen Auges ſagt Humboldt (S. 430): „Darin haben nur die Lippen etwas ähnliches, um die es bei geiſtvollen Menſchen, die gerade dieſen Ausdruck beſitzen, auch iſt, als umſchwebte ſie der Hauch des Seelenvollen der Rede, die ſie gewohnt ſind zu empfangen, und als hinge er in einem Ausdruck, der ſich nicht ſchildern läßt, unaufhörlich an ihnen. Ich habe nur zwei Menſchen gefunden, die das in ſehr hohem Grade hatten, dich und Schiller. Bei ihm iſt es faſt noch in der Danneckerſchen Büſte ſichtbar geblieben, obgleich er in ihr wie in der Natur eine etwas zu ſtark aufgedrückte, männliche Schärfe in der Oberlippe hat.“ Über Schillers Dramen im allgemeinen macht er die Bemerkung (S. 102): „In Schiller war es gerade wie bei Thorvaldſen: er ſpielte im edelſten Sinne des Worts nicht bloß mit dem Stoff, ſondern auch mit den Formen. Faſt in jeder ſeiner letzten Tragödien verſuchte er ſich an einer neuen. Er hat mir ſelbſt einmal gerade darüber geſchrieben und ich muß nur nachſehen, ob dieſer Brief unter den aus der Plünderung geretteten iſt“ (dieſer Brief iſt nicht erhalten; vgl. auch Geſammelte Schriften 6 526) und findet darin den Satz, daß der Menſch oft an Mächte, die ihn anfangs gehoben und getragen haben, ſeine Freiheit verliert, auf die mannigfaltigſte Weiſe ſymboliſch dargeſtellt (S. 388). Bei Gelegenheit der Beobachtung, daß große dichteriſche Geſtalten wirkend ins wirkliche Leben eintreten, ſagt er (S. 145): „Für alle Menſchen, die je den Wallenſtein mit Sinn geleſen haben, iſt doch ſeitdem die Welt und die Menſchheit anders, ſeitdem ihnen eine Geſtalt wie Thekla aufgegangen iſt, und da-

durch wirkt sie nun auch auf die, die nicht einmal das Stück kennen, teils unsichtbar, teils als ein Name, an den sich nun auch außer dem Stück ein bestimmter Charakter heftet." Im August 1819 sieht er das Drama in Berlin mit Eßlair in der Titelrolle (S. 591): „Es ist eine ganze Welt in dem Stück und in lebendiger äußerer und der tiefsten inneren Bewegung, eine Fülle der Gedanken, Ansichten, Betrachtungen, daß man jedesmal über das Genie erstaunt, das dies alles hervorbringen konnte"; er bedauert die notwendigen Kürzungen des Dramas, zumal naturgemäß vieles Schöne aus den Gesprächen andern in sich uninteressanteren Szenen aufgeopfert werden muß, da diese zur Entwicklung unentbehrlich sind, aber nun wie z. B. die mit Buttler und Gordon zu viel Breite gewinnen; Eßlair als Wallenstein hat nicht Würde und in den heftigeren Momenten nicht Kraft genug, so daß er sich überschreien muß, und „die Rolle scheint mit Fleck untergegangen zu sein (über Eßlairs Wallenstein vgl. auch Tieck, Kritische Schriften 3, 67). Maria Stuarts Strophen an die Wolken sind für Humboldt der beste Ausdruck seiner von England hinwegstrebenden Sehnsucht (S. 263): „Schiller hatte wirklich eine Gabe, die ich bei keinem wieder je gekannt habe, sich in Lagen zu versetzen, ja Naturereignisse zu schildern, die er nie gesehen hatte," worauf Karoline bestätigend erwidert, daß seine Individualität mehr als die Goethes in seinen Dichtungen verschwinde (S. 292). Aus der „alten guten Zeit, wo wir noch mit Schiller zusammen waren" hat Humboldt sich die Neigung zu psychologischer Zergliederung bewahrt (S. 143); „Als ich mit Schiller in Jena war, behauptete ich immer, eine Frau könne kein Bildhauer sein und keine Tragödie schreiben, und Schiller war auch meiner Meinung; wir hatten damals manchmal sehr komische Ideen" und nun hat er in London eine wirkliche Bildhauerin kennen gelernt (S. 144). Von einer Familie Spencer wird berichtet (S. 34): „Schiller ist in dem Haus verehrt und der Übersetzer des Oberon (Sotheby) sagte neulich, die Glocke sei vielleicht das größte Gedicht, das er kenne. Sie stellen Schiller ganz neben Shakespeare und fühlen, daß er keine Nachahmung ist." Um die Jahreswende 1817 auf 18 beschäftigte sich Humboldt auf Veranlassung der Frau von Berg, die danach gefragt hatte, eingehend mit seiner Korrespondenz mit Schiller; er bewundert die Tiefe und Wahrheit der psychologischen Analysen darin und die merkwürdige Tatsache fällt ihm auf, daß niemals ein Wort über öffentliche politische Begebenheiten darin vorkommt, weil man alle diese Dinge damals vom wissenschaftlichen und künstlerischen Leben als störend fernhielt („Das Vergangene ist vergangen und niemand zaubert es zurück" S. 104); „Ich glaube wirklich, daß sie zu den interessantesten gehören, die es noch von Schiller geben mag. Er ging schon darum weder mit Goethe noch Körner so in die innersten Fragen über sich und seine poetische und schriftstellerische Individualität ein, weil keiner von beiden sie so ausführlich mit ihm erforschte und untersuchte. Auch sind die Briefe

gerade aus seiner wundervollsten Periode, vor dem Wallenstein, wo er, wie unglaublich es einem jetzt vorkommt, geradezu an seinem Beruf zum Dramatischen verzweifelt. Es hat nie eine solche Denkkraft über eine solche (Genialität?) gebrütet." Für die Zukunft Ernst Schillers etwas bei Beyme haben tun zu können, der sich an Schillers Besuch bei ihm in Potsdam im Jahre 1804 und an die „ihm natürliche Freundlichkeit und Menschlichkeit" erinnerte, erfüllt Humboldt mit freudiger Genugtuung (S. 558). Zitate finden sich aus Don Carlos (S. 113; Humboldt scheint zu glauben, aus Tasso zu zitieren) und den Gedichten (An die Freunde S. 169; Lied von der Glocke S. 29. 62. 139; Sehnsucht S. 344; Triumph der Liebe S. 65).

Ich wende mich zu den sonstigen Größen der deutschen Literatur, zunächst der älteren Generation. Im September 1819 sah Humboldt in Berlin Lessings Emilia Galotti und bemerkt bei dieser Gelegenheit (S. 609): „Ich hatte das Stück in unendlicher Zeit nicht gesehen. Es zieht doch an, wenn es auch weder erhebt noch rührt: es ist ein fortgehender Witz, beständige Antithesen, die aber, was ein Verdienst darin ist, nicht künstlich und gesucht erscheinen; die Sprache ist vielmehr im ganzen einfach und natürlich. Dabei ein sichtbares Streben, immer die Leidenschaft zu malen und zu schildern. Witz und Leidenschaft machen eigentlich das ganze Stück aus: die Personen, die Handlung sind dem nur so untergelegt. Nach dem großen Ziel, eine wahrhaft tragische Begebenheit in Verbindung mit dem waltenden Schicksal hinzustellen, ist nicht einmal gestrebt. Was das Stück an Effekt und wirlich an innerem Wert besitzt, ist einzig und allein das Verdienst des wirklich sehr genievollen Menschen, der es dichtete, der unter allen Deutschen in den Stücken des Kopfes und Verstandes immer sehr einzig dastehen wird. Unter andern Händen wäre es in dieser Manier fast unter das Gemeine herabgesunken. Was bloßer Verstand, Witz und eine lebendige, aber kalte Phantasie wirklich in einer Tragödie vermögen, ist auf einen bewunderungswürdigen Grad darin gezeigt." Nur in je einem Zitat begegnen Wieland und Herder: das eine ist aus dem Oberon (S. 335), das andre (S. 130) aus dem 1787 im dritten Bande der Zerstreuten Blätter unter den „Bildern und Träumen" erschienenen Gedicht „Das Flüchtigste" (Sämtliche Werke 29, 80). Lenzens „Liebe auf dem Lande" wird mit einem Verse über die Duldsamkeit der Frauen angeführt (S. 41. 62). In Frankfurt liest Humboldt seit der Kindheit zuerst wieder Millers „Siegwart", den ihm Schlosser geliehen hatte, und berichtet davon sehr merkwürdig (S. 461): „Ich hatte wirklich lange eine eigene Passion darauf. Ich war zehn Jahre alt, als er erschien, und habe ihn etwa zwei, drei Jahre später gelesen. Es lag mir noch in der Erinnerung, wie ich bei einer der vielen Stellen, wo die Farbe des Himmels beschrieben wird, den blassen Herbsthimmel im Tegelschen zum erstenmal mit einer Art Gefühl erkannte. Auch hatte ich seit dem Sieg-

wart Phantasien von Amtmans und Predigertöchtern, die jetzt auch in der Wirklichkeit ganz verschwunden sind ... Es ist eine völlige Abwesenheit von Poesie von Anfang bis zu Ende, es ist die bloße und platte Schilderung der Wirklichkeit, dabei die schlechteste Art der Romanerfindung, indem, um ein Motiv für ein Gefühl oder einen Entschluß zu finden, immer ein neuer, unerwarteter Vorfall herbeigeführt wird, der weiter nicht zur Verwicklung gehört, nebenher noch eine jämmerliche Übertreibung aller Lächerlichkeiten und Schlechtigkeiten des Lebens. Im Grunde ist die Gattung ganz dieselbe wie in den Kotzebueschen Stücken, nur daß diese, in späterer Zeit geschrieben, mehr Leben, mehr Verstandesschärfe und auch eine gewisse, wenngleich höchst mäßige Kunstanlage mehr haben. Allein neben dem allen ist doch in dem Menschen, der den Siegwart geschrieben hat, ein wahres und sehr einfaches Gefühl gewesen, wovon in Kotzebue auch keine Spur zu entdecken ist, und darum ist jenes gar kein verächtliches Buch, hat zwar nicht die mindeste Farbe der Poesie, aber von einer Seite recht sehr ihr Wesen. Wo gerade dies berührt wird, haben die Schilderungen eine unglaubliche Wahrheit und müssen einen zu allen Zeiten um so mehr anziehen, da die damalige Romansprache noch so ganz aus schlichten Worten zusammengesetzt ist und gar nicht die eigenen, jetzt gestempelten Ausdrücke kennt"; er führt dann noch als meisterhaft geschildert aus, wie Therese den leidenschaftlichen Liebhaber durch Scherz und Kälte martert und wie das wieder auf sie selbst zurückwirkt; „Dann hat man doch auch an einer solchen Liebe länger zu lesen: jetzt geht alles so geschwind, daß man es gar nicht recht froh wird" (zu der Stelle über die Predigertöchter vgl. Briefe an eine Freundin 1, 43). Weiterhin zitiert Humboldt aus dem Roman das Lied vom Gärtner von „rührender Einfalt", das er zunächst für anderswoher übernommen ansehen möchte (S. 501), und erklärt, dem Roman durch den Vergleich mit Kotzebue wirklich fast Unrecht getan zu haben (S. 507): „Das Lied ist wirklich vom Verfasser Miller selbst. Er hat eine Sammlung herausgegeben, in der es besonders steht. Ich habe sie neulich ganz durchgeblättert: es ist aber sonst nichts so Hübsches darin, aber eine sehr hübsche kleine Lebensbeschreibung Höltys. Die Leute damals schrieben noch so einfach: jetzt findet man immer so ungemeine Worte und solchen Apparat, der dann doch zu nichts mehr, ja eben darum zu viel weniger führt" (der Aufsatz „Etwas von Höltys Charakter" beschließt die Ausgabe der Gedichte Millers von 1783). Derselbe Schlosser lieh Humboldt damals auch die ihm gleichfalls seit den Kinderjahren bekannte „Insel Felsenburg" von Schnabel, aus der er die Verse auf die „angenehme Cordula" und die beiden Geister in scharlachenen Feuermänteln zitiert; „es ist nichts daran" (S. 462. 508). Von Kotzebues Ermordung und dem Verhalten Sands werden ausführliche Einzelheiten erzählt (S. 510. 520. 526. 539. 556) und Humboldt sieht die Gefahren voraus, die dies unglückselige Ereignis den deutschen Hochschulen notwendig bringen wird

(S. 512): „Es ist gewiß, daß eine große Menge verschrobener Ideen in vielen Köpfen sitzt, aber ebenso gewiß, daß die Art, wie einige diesen haben entgegenwirken wollen, dabei nur das Übel vergrößert hat. Die Stourdzaische Schrift hat in dieser Art ungemeinen Schaden getan" (vgl. darüber Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert 2, 485). August Wilhelm Schlegel, der zuerst an die Universität Berlin berufen werden sollte (S. 33; an derselben Stelle wird erzählt, daß er nach dem Tode der Frau von Stael nur seine alte Pension und die Manuskripte geerbt habe, die sehr wenig bringen würden), sah Humboldt im Dezember 1818 in seiner neuen Stellung als Professor der indischen Philologie in Bonn wieder; er berichtet: „Ich fand ihn ganz, wie wir ihn zuletzt in Wien gesehen haben, immer und ewig mit sich beschäftigt und nur von sich und seinen Unternehmungen redend. Aber in diesen letzteren scheint er mir jetzt gar keine glückliche Wahl getroffen zu haben: er beschäftigt sich mit Sprachuntersuchungen, vorzüglich dem Indischen, und macht von seinem höheren Talent eigentlich keinen Gebrauch. Er lebt jetzt noch in Bonn ohne seine Frau: du weißt aber vielleicht nicht, daß er Paulus' Tochter geheiratet hat. Er bewohnt ein eigen gemietetes großes Haus, spricht von großen Gesellschaften, alles in der höchsten Grandeur. Wie sich das mit der gar nicht so großen Besoldung zusammenreimen wird, muß man auch abwarten" (S. 401); „Schlegel ist lebendig, nimmt leicht Interesse und weiß doch immer sehr viel. Mit ihm in sehr nahem Verhältnis zu stehen, auch nur in so stetem Zusammensein, wie er mit der Stael war, mag allerdings nicht angenehm sein, allein zum bloßen Gespräch habe ich ihn sehr gern. Nur bleibt es wahr, daß er sein Talent oder dieses ihn verlassen hat: poetisch scheint er mir gar nicht mehr, er hat sich vielmehr zu einem trockenen Studium hingewendet, es mag aber freilich allen so gehen und man mag es nur selbst nicht merken: wie der Körper nach und nach verknöchert, so verliert auch wohl der Geist, was ihn früher leichter und freier emporhob" (S. 612; es schließt sich hier unmittelbar die oben zitierte Stelle über Goethes Alter an). Sein Bruder Friedrich schrieb, wie Karoline berichtet, seiner Frau nach Rom sehr bitter über Hardenbergs Günstling Koreff (S. 404): „Er nennt ihn den ersten Pagliazzo der preußischen Monarchie. Der hat überhaupt eine große Bitterkeit im Leibe: die Versammlung, zu der er in untergeordneten Verhältnissen vor kurzem gehörte, nennt er eine schlechte Hundekomödie" (über Schlegel am Frankfurter Bundestag haben wir jetzt Bleyers ausführliche Arbeit, München und Leipzig 1913); im März 1819 kam er nach Rom und war dort sehr glücklich (S. 513; vgl. auch Erinnerungen und Leben der Malerin Luise Seidler S. 206). Dorothea, Humboldts alte Bundesschwester aus den Tagen der Henriette Herz, war längere Zeit zum Besuch ihrer Söhne in Rom und kam dort natürlich viel mit Karoline zusammen, die ihr „liebevolles und verständiges Betragen"

rühmt (S. 212. 277); Humboldt schreibt von ihr (S. 411): „Mit der andern Laufbahn, die Schlegel ergreifen würde, fürchte ich, macht sich die gute Frau Illusionen. Man kann in solchen Dingen über niemand richten: aber wenn sie gesucht hätte, sich still und sanft vom vorigen Mann, den sie nicht liebte, zu trennen und für sich zu leben, war es wohl besser. Es bestraft sich immer, wenn man, auf eingebildete höhere Ideen gestützt, den einfachen Weg gewöhnlicher Pflicht verläßt.“ Von den übrigen Romantikern ist sehr selten die Rede: das Gerücht von Schleiermachers polizeilicher Überwachung im Juli 1819 erklärt Humboldt für unwahr (S. 582. 584); Görres' im Namen der Stadt Koblenz an den König gerichtete Adresse in Sachen der Verfassung und sein Bericht über ihre Übergabe an Hardenberg (Politische Schriften 4, 1), „deren Freimütigkeit alles andre bisher so Gedruckte übertrifft“, sind „mit einem großen Talent geschrieben ... Am meisten möchte ich aber das rechte Gemüt darin vermissen. Über die Sache an sich kann nur immer der Lesende selbst urteilen: das muß aber jeder sagen, daß die Adresse, die Unterredung und der Druck der Schrift nachher zu den stärksten und sichtlichsten Zeichen der Zeit gehören, die es geben kann“ (S. 128. 136). Schenkendorfs so früher Tod ging Humboldt sehr nahe (S. 99): „Bis auf die letzten Jahre seines Lebens, wo er häuslich glücklich zu sein schien, war es ihm eigentlich nie sehr gut gegangen. Er hatte mit tausend Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, war fast von allen Menschen mißverstanden und in unangenehme Händel verwickelt worden. Es ist ein wahrer, großer Verlust. Er war einer der sehr gut Gesinnten, von Kopf und tätig in jeder Lage, und wahrscheinlich hätte er doch auch noch mehr gedichtet. Es ist wieder einer, der voraus in das Haus der Vielen geht, wie es in einem griechischen Epigramm heißt. Mir tut es äußerst leid: ich war ihm sehr gut und er hatte auch immer viel Anhänglichkeit für mich.“ Über Niebuhr, der damals Humboldts früheren römischen Posten verwaltete, urteilt Humboldt: „Er ist gut und edel; aber wenn du sagst, daß er zu dem nicht gut ist, was er jetzt treibt, so glaube ich, kann man das ziemlich von allem sagen, was er treiben könnte. Er hat keine praktische Richtung: er taugt gewiß mehr zum Gelehrten und Schriftsteller. Allein bei dem letzten geht es ihm doch auch vielleicht weniger an Gemüt als an Seele ab. Er hat etwas Schroffes und Trockenes, wo es bloß Ideen oder gar nicht mehr die Gegenwart berührende Gegenstände gilt, einen Mangel an vielfach gewandter Empfindung und Einbildungskraft, nur wo es die nahe Wirklichkeit berührt, da ist er voll Anteil, Wärme, Lebendigkeit, aber auch auf eine für eine Schrift (?) zu irdische Weise, so wie es sich zum Handeln schickte, wozu er nun aber wieder leider nicht gemacht ist. So ist eine Art von Mißverhältnis in seinem Wesen, woran aber auch seine körperliche Beschaffenheit viel schuld sein mag“ (S. 154; vgl. auch S. 287); seine scharf tadelnde Bearbeitung

der ersten bayrischen Landtagsverhandlungen billigte Humboldt nicht (S. 555); auch Karoline stand ihm freundschaftlich nahe (S 241. 503. 521). In Bornemanns plattdeutschen Kriegsliedern fand Humboldt „sehr hübsche Sachen" und ließ den Verfasser bei einem Besuch in London, da er auch bei etwas Plattheit doch „einigen Verstand" zeigte, bei Tische einige rezitiren (S. 321). — Unter den literarischen Persönlichkeiten des Auslands ist Frau von Stael an erster Stelle zu nennen, die im Juli 1817 gestorben war (vgl. Euphorion 20, 251). Humboldts Bruder erzählte ihm in London viel von ihren letzten Monaten und ihrer beständigen Todesfurcht, die sie sogar am Schlafen verhinderte (S. 32): „Freilich hatte die Stael nicht die natürliche Größe und Tiefe der Empfindung, in der Leben und Tod ineinander übergehen, dem ersten die unterjochende Anziehungskraft und dem letzten seinen Schrecken nehmen . . . Aber die arme Frau konnte eigentlich nie dahin kommen, innere Harmonie und Ruhe zu gewinnen. Von ihrer Kindheit an haben die Eindrücke der Welt das stille Entwickeln ihrer Kräfte gehindert und sie ist nie einem Menschen wahrhaft nahe gekommen, der eine große Macht hätte über sie ausüben können"; ähnlich urteilt Karoline (S. 241): „Sie war immer eine merkwürdige Frau, aber die Tiefe und die Höhe der Menschheit waren ihr durch früh ausschließlich einseitige französische Bildung doch wohl verschlossen." Ihr nachgelassenes Werk, die „Considérations sur la révolution française", las Humboldt ohne rechte Freude: er fand darin eine kleinliche Behandlungsart des großen Gegenstandes, Unfähigkeit die deutsche Erhebung gegen Napoleon zu verstehen, Eitelkeit, Überschätzung der Franzosen, nüchterne Religionsbetrachtung trotz aller interessanten und glücklichen Stellen und der sehr vorzüglichen Diktion (S. 217) und die Verfasserin erschien ihm neben Mirabeau, Diderot und andern als Typus der französischen Geistesart des ausgehenden 18. Jahrhunderts, die er so charakterisiert (S. 265): „Man bleibt immer in der unseligen Mitte stehen, wo Einbildungskraft und Empfindung, wenn sie je angeregt werden, doch immer nur dem Verstand dienen; es wird ein künstliches Spiel mit der Sprache getrieben, bei dem man den Worten ihre natürliche und einfache Bedeutung nimmt und ihnen eine geschrobene und alambiquante unterschiebt, und wenn man noch so viel von diesen Produkten gelesen hat, so behält man doch nur als reines Resultat gewöhnliche Gedanken und schiefe Empfindungen mit einer Menge unhaltbarer Behauptungen und schielender Vergleichungen." Sonst sind Urteile über ausländische Literatur in unserm Bande selten: „Romeo und Julia ist nicht mein Lieblingsstück, aber das Werk eines großen Genius ist immer ein großer Genuß" (S. 22); Calderons „Das Leben ein Traum", das Humboldt im September 1819 in Berlin mit Krüger als Sigismund sah, über den er ziemlich abfällig urteilt (vgl. über ihn Stein, Deutsche Schauspieler 2, 11), gibt Gelegenheit zu einer eingehenden

Charakteriſtik der ſpaniſchen Dramen (S. 615): „Es iſt kein feſter Zuſammenhang in der Geſchichte, keine Charaktere wie in unſern deutſchen Stücken, alles iſt beinah feenartig und ſchwebt wie außer der Welt; aber dieſer Mangel an Wirklichkeit ſchwebt doch gar nicht in der Luft und vergeht nur ſo vor der Phantaſie. Immer iſt ein wahrer und tiefer Stoff an Gedanken und Empfindung. Ja man kann ſagen, daß das Innerſte, Eigentümlichſte des Menſchen und der Welt dargeſtellt wird, ohne daß man es gerade recht auf die Erde herabzieht und es der Rauheit im irdiſchen Elemente bloßgibt. Es iſt immer das Zarteſte, Flüchtigſte, Heftigſte und Glänzendſte der Phantaſie, aber feſtgehalten von dieſen unſichtbaren Fäden.“ Auch ein bedeutender Vertreter der alten arabiſchen Literatur, Antara el Abſi, trat Humboldt damals in London durch Hamiltons Überſetzung nahe (S. 144).

Die Muſterung des Humboldtſchen Freundeskreiſes, ſoweit er in unſerm Bande vorkommt, beginne ich mit Humboldts Bruder Alexander, über den wegen öfteren perſönlichen Zuſammenſeins häufig zu ſprechen Gelegenheit war. Vier Wochen nachdem Humboldt ſeinen Londoner Poſten angetreten hatte, beſuchte ihn Alexander dort, „gerade wie du ihn immer kennſt, nur ſtärker geworden und ſehr gealtert“ (S. 31), mit dem Phyſiker Arago und blieb den ganzen November 1817 in ziemlich regem geſellſchaftlichen Leben (S. 64); in der zweiten Hälfte des September 1818 erſchien er zum zweitenmal für drei Wochen, diesmal mit dem Zoologen Valenciennes, in London, faſt noch lebendiger als das Jahr vorher (S. 320), „ſehr gut und ſanft und aufgeweckt und luſtig“ (S. 324), „vergnügt und wirklich ſehr liebenswürdig“ (S. 325), voller Reiſepläne für Tibet und Oſtindien (S. 334), und reiſte dann ziemlich plötzlich auf der Außenſeite der Diligence ab (S. 336). Dann ſahen ſich beide Brüder auf dem Aachener Kongreß wieder, wo Alexander durch ſeine alte Vertraulichkeit mit König Friedrich Wilhelm III. und ſeine perſönliche Diplomatie die heikeln Verhandlungen des Bruders mit ihm und dem Staatskanzler weſentlich erleichterte und förderte, daneben auch durch ſein Nachahmungstalent ergötzte und durch ſeine Erzählungen „unbezahlbar“ war (S. 379. 382. 384. 386 390. 400. 536). Eine Charakteriſtik Alexanders hebe ich trotz ihrer Länge aus (S. 46): „Du kennſt Alexanders Anſichten: ſie können nie, ſo ſehr ich ihn liebe, die unſern ſein. Unſer Umgang iſt wirklich oft komiſch. Ich laſſe ihn immer ſprechen und gewähren: was hilft das Streiten, wo die erſten Baſen aller Grundſätze verſchieden ſind? Alexander iſt nicht bloß von einzig ſeltener Gelehrſamkeit und wahrhaft umfaſſenden Anſichten, er iſt auch überaus gut von Charakter, weich, hilfreich, aufopfernd, uneigennützig; aber es fehlt ihm nun einmal das ſtille Genügen an ſich und dem Gedanken und daraus entſpringt alles übrige. Darum verſteht er nicht die Menſchen, obgleich er immer mit ihnen lebt und ſich ſogar vorzugsweiſe mit ihren Empfindungen beſchäftigt,

nicht die Kunst, obgleich er alles Technische daran recht fertig versteht und ganz leidlich selbst malt, nicht, so kühn und schrecklich das zu sagen ist, die Natur, in der er täglich Entdeckungen macht. Von Religion wird es weder sichtbar, daß er eine hat, noch, daß ihm eine mangelt. Sein Kopf und sein Gefühl scheinen nicht bis an die Grenze zu gehen, wo sich dies entscheidet. Dabei ist nichts mehr über diese Hauptsachen der Menschheit beweglich in ihm, sondern alles wie mit eisernen Schranken abgeschieden und eingezwängt. Jetzt ist nun sein Steckenpferd, zwar durchaus monarchische, allein lauter konstitutionelle Ideen zu haben, sich zwar in nichts Politisches zu mischen, allein in Paris mit den Liberalen, hier mit der Opposition zu harmonieren. Alle Augenblicke erwähnt er seine Grundsätze darin, allein er hat auf keine Weise tief darüber gedacht: die schwachen und erbärmlichen Begriffe, die darüber in Frankreich kursieren, genügen ihm vollkommen und wenn er mich je nötigte, mich über meine Meinung in dieser Rücksicht zu erklären, wüßte ich gar nicht, wie ich es machen sollte, sie ihm nur zu erklären. Glücklicherweise tut er das aber nicht, sondern sieht mich eigentlich als einen durch mich selbst und meine Stelle Andersdenkenden an, was denn auch recht gut ist. Er erzählt mir stundenlang von den Menschen in Paris, ihrem persönlichen Treiben und ich sitze ruhig dabei und denke nur immer und ewig das, daß keiner von allen, die er da nennt, und keine mir auch nur das leiseste Interesse, selbst nicht einmal der Neugierde des Verstandes einflößen. Dagegen ist er höchst interessant, wenn er von seinen Studien spricht, und da immer an der rechten Stelle. Das letzte, was ich gewöhnlich, wenn er lange Zeit bei mir gewesen ist, denke, ist, daß es eine der wundervollsten Erscheinungen in der moralischen Welt ist, daß mein Vater und meine Mutter nur zwei Kinder und gerade zwei gehabt haben, die, indem sie doch im ganzen durchaus dieselbe Richtung haben, eigentlich bloß im Gedanken und im geistigen Beschauen der Dinge zu leben, dann auf einmal in allem in größere Verschiedenheit und Gegensätze ausgehen, als Menschen in verschiedenen Weltkörpern sein könnten. Und im Grunde ist Alexander nicht so geworden, er ist von jeher so gewesen; das Ausland hat ihn nicht verändert, sondern er hat das Ausland gesucht, weil ihm in Deutschland, soviel vorzüglicher er auch als die meisten Deutschen ist, nicht heimlich sein konnte. Sogar hier ist er nicht recht gern und nicht in seinem eigentlichen Wesen" (vgl. auch S. 64. 81. 85. 337. 406). Über den zweiten Teil von Alexanders französischer Reisebeschreibung urteilt der Bruder (S. 43): „Es ist natürlich voll interessanter Stellen und wichtiger Untersuchungen, aber den Einfluß der Sprache sieht man dem Buche auch sehr an: es sind eine Menge von Stellen, die wirklich deutsch nicht würden gesagt worden sein, weil sie zu alltäglich geklungen hätten. Es ist unendlich schade für Alexander, daß er diese Wendung genommen hat, die sich nur dadurch entschuldigen und be-

greifen läßt, daß es freilich unmöglich gewesen sein würde, das Werk mit diesen Kupfern und Karten so in Deutschland herauszugeben." Auch über die Eltern Humboldts findet sich eine kurze Bemerkung: die Mutter hatte immer Angst vor dem Verarmen, „mein Vater war dagegen wie Alexander, immer ausgebend und immer reich in der Idee; indeß wußte er auch in Wahrheit zu erwerben und ohne kleinliche Mittel" (S. 348). — Humboldts lange unterbrochene Korrespondenz mit Brinkmann, einst so intim, erlebte in den Londoner Tagen noch einmal eine kurze Nachblüte, „ganz wie ehemals dieselbe Hand, dasselbe Geschwätze, dieselben unterstrichenen Worte"; Brinkmann lobte die Agamemnonübersetzung, ohne doch von der Einleitung ein Wort zu sagen, und erzählte von seinen 17.000 Briefen und seinem lebhaften jüdischen Umgang (S. 180). Gentzens Schrift über Maria Stuart findet Karoline von meisterhafter Kunst (S. 292); über seine Furcht vor allen Leuten in altdeutscher Kleidung wird gespottet (S. 513). Friedrich August Wolf „ist wie immer und ich glaube, wenn man ihn öfter sähe, auch noch so amüsant wie sonst; daß er alles tadelt, gegen alles spricht, immer wie ein Mensch tut, dem alle vernünftige und bessere Tätigkeit unmöglich gemacht sei, muß man sich freilich gefallen lassen; das liegt nun in seiner Art" (S. 612). Schlabrendorfs körperliche Verwilderung in Kleidung und Barttracht wird einmal wieder erwähnt (S. 280). Ergötzlich ist der Bericht, wie Riemer in Weimar Humboldt, der spät abends von Goethe nach Haus geht, auf der Straße auflauert (S. 582): „Er hatte zwei Bände eigener Gedichte, schrecklich zu hören! unterm Arm, mit denen er mich beschenkte". Franz Bopp, der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, der in London mit einem Stipendium der bairischen Regierung Sanskrit studierte, ist „in jeder Hinsicht ein guter Kopf; er ißt oft ganz allein mit uns und ich habe ihn trotz mancher äußeren Unbehilflichkeit, die ihm anklebt, sehr gern" (S. 351). Der „gründlich gelehrte, unermüdet fleißige" Immanuel Bekker zeigte sich in Rom Karoline gegenüber von seiner liebenswürdigsten Seite (S. 538. 539. 551). Über Christian Schlosser urteilt Humboldt (S. 607): „Es liegt nicht, so gut und schätzenswürdig er sonst ist, in dem Menschen selbst, eine solide Ausdauer zu haben, und es fehlt ihm offenbar an Selbstverläugnung und Demut. Er hat nur Kraft, solange ihn die Phantasie in einer Art Schwung erhält; wenn das nachläßt, verliert er sie auch und schiebt dabei immer die Schuld der Dinge auf andre oder die Umstände, ohne sich gehörig erst zu fragen, ob er selbst beide nicht anders behandeln kann. Es ist sehr schade um ihn, denn es bringt ihn nicht blos um die äußere Wirksamkeit, nach der er doch sehr strebt, sondern macht auch, daß sein Denken und Wissen fragmentarisch bleibt." Der berühmte Cuvier gefiel in London nicht sonderlich wegen seiner Anmaßung und Eitelkeit (S. 218).

Zu einer letzten Gruppe seien drei Frauen zusammengefaßt, die

Humboldt seit jugendlichen Tagen nahe gestanden haben. Henriette Herz, die einen großen Teil der Zeit von Karolinens italienischem Aufenthalt in Rom mit ihr zusammen war und auch die Heimreise gemeinschaftlich mit ihr unternahm, voller Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit (S. 16. 108. 532. 538. 539. 572), pünktlich „wie der Lauf der ewigen Gestirne" (S. 81), wird von Karoline folgendermaßen geschildert: „Die Herz wirst du auch schrecklich verändert finden, selbst der Bau der Knochen scheint sich im Kopf verändert zu haben und leider trägt sie noch immer die Netze und wunderbare Turbane statt einer simpeln Haube, in der sie am besten aussieht. Das eigentliche Verschwinden der Schönheit ist doch eine traurige Sache, wenn sie einen gewissen Punkt erreicht hat" (S. 550); „Sie hatte kurze Ermel: dies erzähle ich nur der Seltenheit wegen, denn seit 33 Jahren, wo ich sie kenne, habe ich sie nie so gesehen, hätte mich auch jetzt dessen begeben; ein kompletter Mannesarm mit starken Adern" (S. 574); wenn die Zahlenangabe genau ist, so hätte Karoline Henriette Herz schon im Jahre 1786 kennen gelernt, was bisher nicht bekannt war. Ein englisches Lied, das ihm „noch von der Herz" bekannt war, sang Humboldt, wegen seiner Antipathie gegen die Musik aufgezogen, in Gesellschaft in Gegenwart des Prinzregenten vor (S. 166). Auch an der Jugendfreundin Karoline Wolzogen war die Zeit nicht spurlos vorübergegangen. Humboldt schreibt von ihr, als er sie 1819 in Frankfurt wiedergesehen hatte (S. 531): „Sie ist, wie du sie immer gekannt hast, im Inneren nämlich, im Äußeren leider hat sie sich sehr zu ihrem Nachteil geändert. Sie ist so unförmlich dick, ihre Züge haben alle ehemalige Zartheit verloren; dabei zieht sie sich, wie es auch nie ihr fort war, für diese Gestalt gar nicht vorteilhaft an. Es ist wunderbar, da sie gar nicht so alt ist, nur wenige Jahre älter als wir. Die Stein und ihre Tochter haben mir gar nicht glauben wollen, daß Karoline wirklich einmal sehr hübsch gewesen sei, und man kann es doch nicht leugnen. Wahr ist es aber, daß sich alle, auch die letzte Spur verloren hat: nicht die Augen einmal haben sich erhalten, es tut mir immer weh", worauf seine Gattin erwidert (S. 550): „Aus Karolinens Reise nach Rom wird wohl nichts werden: sie reist zu lange schon blos in Gedanken. Hübsch von Zügen habe ich doch nie finden können, daß Karoline jemals war: der Mund war ihre hübscheste Partie, die Augen waren es nur durch Jugend und Frischheit, Arme und Hände, auch Füßchen waren immer sehr schön bei ihr, aber ihre Toilette war immer äußerst vernachlässigt und sogar ungeschmackvoll." Humboldt findet sie stehen geblieben und dadurch zurückgekommen (S. 596) und Karoline schreibt von ihr nach längerem gemeinsamen Zusammensein in Ems (S. 600): „In ihrem Inneren finde ich sie sehr unverändert, nur kann ich nie die große Lust zur Wirklichkeit, zum Treiben des wirklichen Lebens mit ihrer Verschwebtheit im Poetischen reimen. Das eine und das andre füllt sie nicht ganz: so schwebt sie

ewig zwischen beiden. Sie ist immer voller Plane: mündlich werde ich dir einen besonders so kuriosen erzählen, den sie so ausführbar findet, da ein einziger Blick in den Spiegel sie davon zurückkommen machen sollte, daß ich mich nicht genug damit wundern kann." Aus ihren Briefen voll wohlgemeinter, aber oft krauser und rätselvoller politischer Weisheit teilt Humboldt Verschiedenes der Gattin mit (S. 148. 155. 248. 256. 577), was diese mißbilligt (S. 273): „Ihr Brief ist interessant, indessen muß man bei ihr nicht aus den Augen lassen, wie sie an vorgefaßten Ideen hängt. Die wirkliche Welt hat gar wenig gemein mit der ihrer Phantasie. Dann liebe ich in ihr das Drängen zu politischen Beurteilungen nicht: mit dem Herzen mag ichs wohl, daß eine Frau die Politik berühre, mit dem Verstande nicht"; Humboldt erwidert darauf (S. 296): „Über Karoline Wolzogen hast du sehr recht. Sie gewinnt nicht mit den Jahren: die Phantasie wird nicht weniger wesenlos, indem sie an Zartheit und Frische verliert. Ich weiß auch nicht, ob viel von ihrer Tragödie zu erwarten ist" (über diesen Plan Karolinens vgl. Euphorion 20, 254). Von Rahel endlich schreibt Humboldt in der ersten Londoner Zeit (S. 59): „Ein Brief von der Varnhagen an mich wird dich nicht wenig wundern. Es gilt Fliegennaturen, die nicht nachlassen: da er mit mir in Frankfurt verunglückte, muß nun sie versuchen. Als ich sie in Brüssel mit ihm fand, nötigte sie mich durch ein Billet sie zu besuchen. Wir blieben glücklicherweise nur kurz allein, sie tat viele Fragen und klagt noch über die Einsilbigkeit meiner Antworten. Ihr jetziger, vier Seiten langer Brief ist zwar bloß Scherz und Schmeichelei, allein sie fragt, ob mir Briefe von ihr hierher angenehm sein würden, und will also immer sichtbar anknüpfen. Ich denke nach meiner alten Regel die Unhöflichkeit an den Anfang zu setzen und nicht zu antworten."

Zum Schluß noch ein paar kulturgeschichtliche und sprachliche Bemerkungen. Über die Zeitungen stöhnt Humboldt S. 68, Goldfeder und Gänsekiel vergleicht er S. 111, seine Passion für Wachslichte bekennt er S. 460. Sprachlich habe ich mir folgendes notiert: abschülfern S. 549 (vgl. abschülbern bei Fontane, Gesammelte Werke 1, 7, 63), rein wie eine Biene S. 214, Butterkrebs S. 565, lustig wie Goldschmieds Junge S. 341, Hellingsemmel S. 583 (nicht Hallingsemmel; vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch 4, 2, 975), Marterholz S. 579 (in welcher Bedeutung?), Mohnpielen S. 333. 359 (vgl. Fontane 1, 1, 415. 427 6, 253. 256), schlabbrig S. 579, der Wunder S. 279. Nicht feststellen konnte ich den Ursprung dreier Zitate (S. 17. 212. 240).

Jena. Albert Leitzmann.

Die neue vollständige Leuthold-Ausgabe.

In drei stattlichen, vornehm gedruckten und vornehm gebundenen Bänden legt der Verlag Huber u. Co., der schon 1879 die erste Leuthold-Ausgabe in einem schmächtigen, auch äußerlich bescheidenen Bändchen herausgegeben, die „Gesammelten Dichtungen" Leutholds nunmehr vor[1]). „Eingeleitet und nach den Handschriften herausgegeben von Dr. Gottfried Bohnenblust". Jeden Band schmückt ein Bildnis des Dichters: den ersten das eigenartige und im ganzen noch am meisten befriedigende Jugendbild Lenbachs[2]); den zweiten die Wiedergabe einer Photographie aus der Mitte der sechziger Jahre, das weitaus sympathischeste aller mir bekannten Leuthold-Porträts; den dritten die schon den früheren Baechtoldschen Ausgaben beigegebene Radierung von Georg Papperitz, ein sicherlich sehr charakteristisches, aber auch das in seiner Schroffheit fast Bösartigkeit des Ausdrucks von allen am wenigsten erfreuliche Bildnis, das schon in die Zeit des Verfalls gehört. Außerdem sind dem ersten Bande zwei Faksimiles beigefügt.

Mit dieser seit langen Jahren ersehnten und immer wieder einmal geforderten kritischen und vollständigen Ausgabe ist endlich 35 Jahre nach dem ersten Druck der Gedichte und nach dem Tode des Dichters jedem die Möglichkeit gegeben, aus eigener Kenntniß die Gesamterscheinung Leutholds zu beurteilen, ohne von der Willkür und dem Geschmacke der jeweiligen Herausgeber abhängig zu sein. Erst jetzt ist diesem unglücklichen Dichter das monumentum aere perennius errichtet worden, auf das er mehr als mancher andere, dem es weit früher zuteil wurde, ein Anrecht hatte, und der Dank dafür soll dem Herausgeber wie dem Verleger nachdrücklich ausgesprochen werden.

Den ersten Band eröffnet Bohnenblusts Einleitung, eine gute Zusammenfassung des Wissenswertesten über Leuthold von wohltuender Sachlichkeit. Sie gibt zunächst auf neun Seiten eine knappe, alles Wesentliche mitteilende, alles moralisirende Be- und Verurteilen unterlassende Schilderung des äußeren Lebensganges[3]). Dann folgt S. IX — XXXVI eine ebenso lobenswerte Würdigung des Dichters. Von außergewöhnlicher Gerechtigkeit gelangt sie zu einem Urteile, das, wie ich glaube, als abschließendes gelten darf. Ebensoweit entfernt von übertreibender Überschätzung als von nörgelnder Verkleinerung sucht Bohnenblust zwischen Lob und Tadel der

---

[1]) Frauenfeld 1914 [ausgegeben 1913]. Gesamtpreis 29 M. Einzelpreise: Bd. I 12 M.; Bd. II u. III je 10 M.

[2]) Im Besitz der Zürcher Kunstgesellschaft. Ein weiteres sehr schönes Leuthold-Bildnis von Lenbachs Hand (datiert 1863) befindet sich im Besitze der Kunsthandlung Heinemann in München. Es hätte wohl die Aufnahme in die neue Gesamtausgabe verdient.

[3]) Knappste Fassung war hier umsomehr das Richtige, als eine ausführliche Biographie Leutholds von Bettina Ségal lic. ès lettres Paris demnächst erscheinen soll.

Vorgänger seinen eigenen Weg und findet zwischen denen, für die Leuthold nur ein Dichter und jeder Zoll ein Dichter ist, und denen, die ihn nur als Übersetzer und Techniker wollen gelten lassen, auf sicherer Bahn zu gutem Ziele. Die von gewisser Seite ebenso stark übertriebene, als in manchen Fällen unleugbar große Abhängigkeit des Dichters von größeren und geringeren Vorgängern[1]) führt er auf das richtige Maß zurück und weist den Vorwurf des Plagiates bei bloßem Wortanklang (in ganz verändertem Zusammenhang) ebenso bestimmt zurück, als er wirkliche Anregungen, die der Dichter selbst übrigens nie geleugnet hat, mit philologischer Treue feststellt, und etwa in der Gegenüberstellung von Jakob Burckhardts schöner „Serenade" (1849) und Leutholds „Serenade" (1869), die sicher ohne jene nie entstanden wäre, die Ähnlichkeit der äußeren und die Verschiedenheit der inneren Situation feinsinnig aufdeckt. Und er gelangt von Leuthold ausgehend und auf Leuthold gemünzt zu Sätzen, deren allgemeine ästhetische Geltung mir unbestreitbar scheint, die ich jedenfalls vollinhaltlich unterschreibe und, wenn auch nicht in gleicher Fassung, doch dem Sinne nach durchaus übereinstimmend seit Jahren in meinen Vorlesungen vertrete: „Die Kunst ist nicht ein Wissen von Formen, deren Anwendung Schönheit schaffte. Vorhandensein der Form beweist nichts. — Die Kunst ist aber auch nicht Darbietung irgend eines Stoffes, dessen Darstellung Schönheit schaffte. Neuer oder alter Stoff: gleichviel, als solcher bedeutet er keine Kunst. — Kunst ist Darstellung des innern oder innerlich geformten Lebens in der Welt der Erscheinung. Diese Darstellung ist Befreiung des Schaffenden und befreit auch den Betrachter; denn sie löst auch ihn aus der Zufälligkeit äußerer Beziehung und Bindung und stellt ihn der Erscheinung frei gegenüber ... Alles Erlebbare ist auch als darstellbar anzusehen; aber kein Stoff und keine Form als solche bedeutet den künstlerischen Vorgang. Sondern das Leben so zu formen und die Form so lebendig zu erzeugen, daß beide identisch und untrennbar erscheinen, das ist Kunst" (S. XXIX f.). Und den Nachahmungsforschern, Priorităts-philistern und Reminiszenzenjägern gegenüber bleibt Bohnenblusts nachdrückliches Wort zu Recht bestehen: „Lebendige Werte erweisen sich nur durch lebendige Wirkung. Stoffe und Formen kann eine äußere Forschung nachweisen, registrieren, katalogisieren, zählen und zuweisen — lebendige Werte nicht. Das Reich des Schönen ist keine Anatomie" (S. XXX). Lebendige Werte aber und darum auch lebendige Wirkungen sind Leutholds besten Gedichten zu eigen. Und für den Lyriker voran wie für jeden Dichter ist die Frage nach den Werten und Wirkungen seines Werkes weit wichtiger, als die Frage nach der Zahl seiner Lehrmeister und Anklänge (vgl. S. XXXIII).

[1]) Beispiele für beides bietet Margaretha Plüß, Leutholds Lyrik und ihre Vorbilder. Berner Dissertation 1908.

So gehe ich denn auch in der endgiltigen Einschätzung des Dichters Leutholb einig mit Bohnenbluft, wenn dieser sagt: „Um der Intensität des Lebens und der leuchtenden Reinheit klingender Form willen liebe ich Leutholds gute Lieder, manche Sonette und Ghaselen, auch Oden und Elegien. Er sammelt im kleinsten Punkte die größte Kraft. Um dieser starken intimen Wirkungen willen ist er mir Dichter, nicht Übersetzer; Künstler, nicht Techniker" (S. XXXI).

Über die besonders schlechte, durch Änderungen Geibels, Baechtolds und Gottfried Kellers „verbesserte" Drucküberlieferung der Gedichte Leutholds wie über die ganz ungewöhnlichen Herausgeberschwierigkeiten infolge der Beschaffenheit der Handschriften Leutholds mit ihren vielen Lesarten, die nur selten eine als die endgiltig vom Dichter gewollte erkennen lassen, habe ich früher an diesem Orte gehandelt (Euphorion XVIII 548 ff.), als ich die im ganzen als verfehlt abzulehnende Leutholb-Ausgabe des Insel-Verlages von Artur Schurig charakterisirte. Ich brauche das damals Ausgeführte jetzt nicht zu wiederholen. Die am Schlusse jener Besprechung von mir aufgestellte Forderung einer den gesammten Nachlaß des Dichters im Drucke vorlegenden kritischen Ausgabe, aus welcher erst eine den Bedürfnissen weiterer Kreise Rechnung tragende endgültige Auswahlausgabe herzustellen wäre, erfüllt auch diese vorliegende dreibändige und durchaus als endgültig zu bezeichnende Ausgabe insofern nicht ganz, als sie vielmehr beides: Auswahlausgabe für den Laien und kritische Ausgabe für den Forscher vereinigen will. Dr. Bohnenbluft hat inzwischen im Euphorion XIX, 652 ff. die Grundsätze dargelegt, nach welchen er verfahren ist, und die Einleitung wiederholt (S. XXXVII—LII) diese Ausführungen mit geringen Zusätzen und mit einigen wenigen Streichungen. Das wichtigste daraus können wir in diesem Zusammenhange nicht entbehren. Die Schwierigkeit ist eine doppelte, eine innere und eine äußere; eine, die nur ein Poet, und eine, die nur ein Philologe lösen kann. Aus den vielen vorhandenen und zumeist gleichwertig (d. h. so, daß sich keine endgiltige Entscheidung des Dichters erkennen läßt) nebeneinander stehenden Lesarten „die schönste und schwerwiegendste" mit andern Worten die beste und charakteristischeste auswählen: das ist Aufgabe des Dichters, die hier eben vom Herausgeber nach bestem Wissen und Gewissen zu erfüllen, jedoch ohne subjektives Ermessen gar nicht zu lösen ist. Sodann aber „eine Ausgabe nach den Anforderungen vollständiger und geordneter Mitteilung herzustellen": das ist Aufgabe des Philologen, die in diesem Falle durch den Zustand der Handschriften und der Drucküberlieferung noch ganz besonders erschwert wird[1]). Vollständig im letzten Sinne ist auch

[1]) Gottfried Bohnenbluft ist beides: er hat einen Band Gedichte (bei Huber u. Co. Frauenfeld) veröffentlicht, der von der ernsten Kritik gelobt wurde.

diese vorliegende Ausgabe nicht; „lächerliche Knabenverse und inhaltlose Fragmente“ sind ganz weggelassen, von den Skizzen und Entwürfen ist „alles irgendwie Wertvolle“ im Anhange mitgeteilt. Die Varianten sind im kritischen Apparat sämtlich, allerdings in kürzester Form angegeben, so daß viel Geduld dazu gehört, sich den handschriftlichen Zustand eines Gedichtes vorzustellen, wie ihn für die Ode „Meerfahrt“ das Faksimile (Bd. I nach S. 244; leider nicht unmittelbar neben dem Druck des Gedichtes!) vor Augen führt[1]).

Den Korrekturen Geibels ebenso wie den Kürzungen Baechtolds gegenüber (auch wenn diese auf Vorschlag Gottfried Kellers vorgenommen wurden) hat Bohnenblust mit Recht auf die ursprünglichen Fassungen Leutholds zurückgegriffen. Aber auch die von Leuthold selbst an Prof. Honegger gesandten und von diesem in Bd. IV des Werkes: Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz (Glarus 1877) und in: Das Schweizerhaus. Ein Vaterländisches Taschenbuch auf das Jahr 1877 (VI. Jahrgang, Bern 1876) veröffentlichten Gedichte mußten infolge störender Druckfehler und eines Mißverständnisses des Herausgebers, sowie infolge der Flüchtigkeit der Abschriften des schon erkrankten Dichters nach den Handschriften verbessert werden. Bei den Übersetzungen aus dem Französischen wurde natürlich an Stelle der stark feilenden Überarbeitungen Geibels in „Fünf Bücher französischer Lyrik“ (Stuttgart 1862) Leutholds Originalfassungen gedruckt.

Während die Übersetzungen im zweiten Bande geordnet sind nach der Sprache der Originale, sind die Gedichte selbst nach Leutholds eigenem hiefür maßgebenden Vorgang in seinen Reinschriften (der ersten Zeit) und in seinen Entwürfen (der zweiten Zeit) nach ihrer inneren Zusammengehörigkeit zu folgenden Gruppen vereinigt: Lieder — Episteln und Zeitgedichte — In erzählendem Tone — Sonette — Ghaselen — Oden — Elegien — Sprüche — Episches. Innerhalb dieser Gruppen sind die vom Dichter selbst gewollten Zyklen beibehalten, im übrigen aber ist die Anordnung, soweit möglich, chronologisch; so werden auch die Lieder in zwei große Folgen: solche der frühen Zeit 1848—1857 und solche der späten Zeit 1869—1872 (im Anhange bis 1876) und ähnlich die Ghaselen in einen ersten Kreis 1849—1855 und einen zweiten Kreis 1869—1872 geteilt.

Die beiden Aufgaben: Auswahlausgabe und kritische Ausgabe vereinigt Bohnenblust in der Weise, daß er sich entschloß, „angesichts der

---

[1]) Hier, wo Handschrift, Druck- und Lesarten zum Vergleiche stehen, sei auf zwei Kleinigkeiten aufmerksam gemacht. Bohnenblust gibt (III, 255) zu V. 5 die Lesart: Friede beschleicht das Herz, in der Handschrift steht deutlich: Friede beschleicht mir das Herz. — Der Ausdruck zu 7: „Tief aufhorcht die Natur (diese Variante auch in 9 vorgesehen und dort im Text verwendet)“ ist irreführend, indem V. 9 dies vielmehr die erste und unverändert gebliebene Fassung des Textes, also nicht „als Variante vorgesehen“ ist.

künstlerischen Ungleichheit des Materials die eigentliche Ausgabe, den ersten Band, als Auswahl bestehen zu lassen und diese nur durch sorgfältig gewählte Stücke zu mehren, das übrige aber als Anhang beizugeben" (S. XXXIX). Das Letztere in der Weise, daß er im zweiten Band alle Übersetzungen vereinigt, im dritten fast zweihundert zumeist ungedruckte Gedichte gibt und Bericht über die Handschriften, Lesarten, Bibliographisches beifügt, aber auch S. 221—229 einige im Nachlaß befindliche Briefe von und an Leuthold (von Geibel und Oehlschläger) sowie einen äußerst charakteristischen Brief von Wilhelm Hertz an Baechtold über Leuthold abdruckt. Auf diesem Wege denkt er „die notwendige Auswahl mit der erwünschten Vollständigkeit, die Pietät gegen die Überlieferung mit den Anforderungen eines geschlossenen Werkes zu verbinden". Und er schließt seine Einleitung mit den Worten: „Der ehrliche Wille hat uns geleitet, dem toten Dichter zu geben, was er im Leben nie gesehen, *seine Lieder in seinem Ton*. Und das soll uns genügen" (S. LII).

Sehen wir nun im einzelnen, wie der Herausgeber diese schwierige selbstgestellte Aufgabe gelöst hat. Die Hauptfrage ist: was gibt die Ausgabe Neues bis dahin Ungedrucktes? und die Antwort darauf wird zunächst zusammenfassend lauten müssen: nicht nur vieles überhaupt, sondern auch neben vielem Unbedeutenden manches Wertvolle. Auch der Verteilung dieses Neuen auf Band I und Band III wird man im allgemeinen zustimmen können, wenn auch in einzelnen Fällen wohl ein anderer Herausgeber anders entschieden hätte: hier müssen naturgemäß persönliches Empfinden und subjektive Bewertung den Anschlag geben. Wir durchmustern zunächst den ersten Band. Unter den Liedern aus früher Zeit ist neu das zehnte der „Liebeslieder" mit der schönen Gegenüberstellung erster scheuer Jugendliebe und späteren vollen Auskostens des Liebesgenusses, und das dreizehnte „Erste Liebe", von dem allerdings Baechtold die zwei letzten Strophen mit Veränderungen in die „Spielmannsweisen" eingereiht hatte, das aber nun vollständig (neun Strophen!) erst zur vollen vom Dichter gewollten Wirkung kommt. Unter den „Waldliedern" ist das klanglich und rhythmisch reizvolle, auch als Selbstbekenntniß wertvolle VIII. „Waldvögelein" neu; von den „Wanderliedern" das dritte des kleinen Zyklus Neapel mit dem Sondertitel „Lazzaroni", ein kräftiges am Schlusse drastisches Stimmungsbild in drei Strophen. Unter den neuen „Liedern von der Riviera" (erster Kreis) erscheint mir II „An Angiolina" recht unbedeutend und ich würde das in den dritten Band verwiesene allerdings zu lang geratene aber als anschauliches Selbstbekenntnis einer rasch genossenen feurigen Leidenschaft doch wertvolle „Lebewohl" (III 74—76) vorgezogen haben; eine hübsche, für Leuthold sehr bezeichnende Steigerung: fromm — rein — schön gibt das VI. „Wie schön bist du", während das VIII. „Wie ein kristallner Bergesquell" durch die eigenartige Stimmung (Tannhäuser im Venusberg, auf den auch die Schlußzeile Bezug nimmt),

das IX. „Mein Lieb erzählt, wenn im Verenden“ durch den hübschen Vergleich der alten gemmesischen Geschichte und des blühenden heutigen Lebens, und das X. „Zum Angelus“ durch seine vier schönfließenden Refrainstrophen die Aufnahme an dieser Stelle gewiß rechtfertigen. Das XI. „Lucciole“ dagegen, ein hübsches, aber nicht eben bedeutendes Naturbild mit Bezugnahme auf eigenes Dichten und Leben, hätte wohl auch im dritten Bande stehen können. Unter den Liedern der späteren Zeit sind im zweiten Kreis der Rivieralieder das III. „Der Atem will mir stocken“, ein kurzes nur zweistrophiges Stimmungsbild weltverlorener Liebe, bei den Trinkliedern das hübsche dritte Triolett „Wer nicht solch Leben sich erkor“ neu: ein viel draftischeres Trinktriolett „Ich kenne jene Freuden hasser“ ist philologisch unanfechtbar, da von Leuthold selbst mit einem? versehen, in den Apparat (III 242) verwiesen, dürfte aber dichterisch den im Text gegebenen, mindestens dem letzten, vollauf ebenbürtig, wenn nicht überlegen sein. Neu sind weiterhin die zwei kurzen schönen Lieder „Du schön wie die Göttin“ und „Unter des Dorfes Linden“, sowie das besonders feine „Trauer 2“ mit der ergreifenden Erinnerung an den früh „von plumpen Händen des rohen Zufalls hingerafften“ geliebten Stiefbruder, der bei einer Rauferei in München erstochen wurde. Ebenso wertvoll erscheint das neu mitgeteilte „Thalatta 2“, eine prächtige Schilderung des stürmisch bewegten Meeres im gleichen Rhythmus und gleicher Strophenform, wie das längst bekannte (übrigens auch um zwei neue Strophen vermehrte) Thalatta 1 („Wie süß ist's von wonnigen Lüften umhaucht“) eine solche des ruhigen sonnenbeschienenen Meeres gibt. Unter den Zeitgedichten ist neu das III. „Der Chassepot schweigt, die Mitrailleuse“ mit kräftiger zweiter den deutschen Geist feiernder Strophe, unter der Gruppe Erzählendes „Die gefangenen Juden“, eine lebendige fast dramatische Umformung des biblischen Vorbildes, Psalm 137, aus früher Zeit des Dichters, und weiter die zwei Gedichte „Roman“ 1 und 2, welche die Vorgeschichte zu dem seit der ersten Baechtold'schen Ausgabe unter demselben Titel allein bekannten Gedichte „Da liegt im Schatten der Linden“ in zwei kurz abgesetzten, in ihrer Kürze anschaulichen und eindrucksstarken Bildern geben.

Sehr zahlreich sind die neu aufgenommenen Sonette, im ganzen zweiundzwanzig, darunter manche eben so schöne, als biographisch wertvolle. Da finden wir Zeitsonette mit scharfer Abwehr gegen die „Zukunftsfeuerwerker“ („An einen Freund“) oder gegen das „Gesindel der Weltbefreier“ („Das hat am Volk, das man so oft gepriesen“), ein anderes mit kräftigem Eintreten für wahre Freiheit gegen Pöbelsinn („Mein ganzes Leben war ein reges Fechten“). Da finden wir eine ganze Reihe schöner Selbstbekenntnisse, wie „Selbstkritik“ mit dem stolzbescheidenen Schlusse:

Zwar ich erhob mich über die Gemeinheit;
Doch fehlt mir, der ich reich an Plan und Stoffen,
Die wahre Kunstvollendung, Maß und Einheit.

den kräftigen „Zuruf“ an ſich ſelbſt, das ſchöne Bekenntnis von 1854 „An zwei meiner Univerſitätslehrer“ (der eine iſt ſicher Jakob Burckhardt) mit dem ganz bitteren Ergebnis:

Denn nichts blieb mir, als ein getäuſchtes Hoffen,
Ein brechend Herz und eine Handvoll Lieder.

das prächtige „Leidenſchaft“ (mit der bezeichnenden Stelle: „In meines Lebens Buch die meiſten Zeilen Schrieb ſie“), die beiden durch ein Sonett von Emil Deſchamps veranlaßten herben und bittern „Das Genie“ 1. 2., die ſchroffe Gegenüberſtellung von Griechentum und Chriſtentum in „Conceptio immaculata“ und ein nochmaliges feines Dichterberufes bewußtes Selbſtbekenntnis „Schön iſt's, wenn Tauben gleich die heitern Stunden“, das die Weihe des Schmerzes feiert. Unter den Schweizer Sonetten ſind neu „1853. 2.“, ein kräftiger Aufruf an das Schweizer Volk zur Verteidigung ſeiner Freiheit, und die drei Nummern der Folge „1857“, die eindringlich und anſchaulich die alte und die neue Schweiz einander gegenüberſtellen. Unter den Sonetten aus dem Süden das ſchöne „Aus Rom“, das er als Niobe, der nur der Schönheit Zepter noch geblieben, anſpricht, das reizvolle Genrebild der ihr Kind ſtillenden Mutter „Aus Neapel 2“, der ſcharfe Kampfruf gegen ſchweizeriſches Söldnertum „In Meſſina“, die Schilderung des inneren Zwieſpalts Italiens „An die Italiener“, die Gegenüberſtellung des Weltentdeckers Columbus und des Welteroberers Napoleon in ihren Geburtsſtätten „Cogoletto und Corſika“, das Lob des Todes für die Freiheit des Vaterlandes „Das ſchönſte Loos“ und endlich „Auf klaſſiſchem Boden“, die bittere Frage, ob es ſeines Lebens Glück ſei, „Wenn ſich durch ſchöpferiſches Wonnebeben Der Gott des Schönen gnädig zu mir wendet“, oder ſein Fluch „daß mir die Mittel nicht gegeben, Um dieſem Gott zu opfern und zu leben“.

Unter den neuen Ghaſelen hätten die wenig bedeutenden „Die Poeſie“ und „Mit dir und mit dem Gott der Liebe“ wohl beſſer im dritten Bande Platz gefunden, während die dort mitgeteilten kürzeren und reizvolleren „Grünt nicht die Rebe, die ums Fenſter ſich geſchlungen“ und „Arabiſch“ die Aufnahme in den erſten Band verdient hätten. Schön iſt das neue flammende Selbſtbekenntnis „Keine blaſſe Laura will ich“ mit dem für den Dichter ſo bezeichnenden Schluſſe:

Qualvoll waren meine Tage, Meine Nächte ſchlummerloſe,
Bis ich endlich jeden Wiſſens Tiefſte Tiefe fand im Weine
Und des Lebens höchſte Weisheit Fand in einem Frauenſchoße.

während „In ein Album“ recht unbedeutend iſt, dagegen die ſarkaſtiſche Empfehlung der neuen, der Schönheit abgewandten Zeit „Nütze deine Augenblicke“ überhaupt recht charakteriſtiſch und in einer Variante noch von beſonderem Intereſſe iſt: ich meine die offenſichtlich auf Richard Wagner gemünzten Verſe des im Juni 1870 geſchriebenen Gedichtes:

Fürſten, die einſt Sängerfreunde,
Ziehn jetzt Komponiſten vor,
Nur die Muſikanten finden
Keinen Unterſchied der Zeit.

Was von neuen Oden mitgeteilt wird, iſt durchweg höchſt erfreulich: die zwei kraftvollen Strophen „Auf Heinrich von Treitſchke“ und die zwei ſcharfen Strophen gegen die Franzoſen „Das franzöſiſche Volk“ ſo gut wie die kräftigen und ſchneidigen ſieben Strophen wider Papſttum und Jeſuitenherrſchaft „Gegen Rom“, die ſchöne Betonung der Verwandtſchaft zwiſchen Schweizertum und Deutſchtum „Am Genferſee 2“ und das herbe Selbſtbekenntnis „Vom bittern Lorbeer“ mit dem peſſimiſtiſchen Schluſſe:

Jeder Großtat, jedem Verdienſt des Geiſtes
Folgt der Undank nach und des wahren Glückes
Freun ſich jene nur, die im Dunkel leben
Schlicht und geräuſchlos.

Endlich ſind in der Abteilung Sprüche zehn neue Dichter-Ritornelle mitgeteilt auf Heine, Herwegh, Laube, J. G. Fiſcher, Geibel, Greif, Herrmann Schmid, Felix Dahn, Oelſchläger und Julian Schmidt, außerdem neunzehn neue zum Teil recht ſcharfe Diſtichen und fünfunddreißig neue gereimte Sprüche. Den Schluß des erſten Bandes bildet die Abteilung „Epiſches“ und darin iſt neu „Die Schlacht bei Sempach“, die über gereimte Geſchichtschronik nicht weſentlich hinauskommt.

Sehr zahlreich ſind die bis dahin ungedruckten, im zweiten Bande nun zum erſten Male veröffentlichten Überſetzungen, die ich, nach Sprachen und Dichtern geordnet, raſch verzeichne: drei aus dem Griechiſchen des Sophokles, Kalliſtratos und Melinno; zehn Elegien des Tibull aus dem Lateiniſchen; eine Umſchrift eines deutſchen Volksliedes des 15. Jahrhunderts (in den Lesarten Bd. III 278 f.); aus dem Italieniſchen zehn Sonette Petrarcas, ein Sonett und ein langes Strophengedicht Giuſtis; aus dem Engliſchen je ein Gedicht von Shakeſpeare, Robert Burns, Walter Scott, White, Hemans und Cunningham, drei von Thomas Moore und dreizehn von Lord Byron; aus dem Franzöſiſchen ſechs Madrigale und zwei Triolette, je ein Gedicht von La Monnoye, Chénier, de Peyronnet, Millevoye, Campenon, Delphine Gay, Eliſe Mercoeur, Anais Ségalas, Reboul, Belmontet, Olivier, Durand, Baudelaire, Bérat, je zwei von Lamartine, Marceline Desbordes-Valmore und de Bons, je drei von Alfred de Muſſet und André Richard, und neun von Victor Hugo; endlich aus dem Ungariſchen ein Volkslied. Außerdem aber wirken faſt wie neu eine Reihe Überſetzungen aus dem Franzöſiſchen von Gedichten, die ſich allerdings ſchon in den Fünf Büchern franzöſiſcher Lyrik in Überſetzungen von Emanuel Geibel und Heinrich Leuthold (Stuttgart 1862) finden, dort aber ſo weſentlich von Geibel überarbeitet ſind, daß

die oft weit charakteristischeren, wenn auch weniger glatten Originalfassungen Leutholds, die hier zum ersten Male gedruckt werden, ihren vollen Eigenwert behaupten. Da Bohnenblust die Geibelschen Überarbeitungen, soweit sie eingreifend veränderten, im dritten Bande in den Lesarten mitteilt, so hat jeder Leser das Material zum Vergleichen in der Hand. (Auch Baechtolds recht weitgehende Bearbeitung von Wiklafs Becher nach Longfellow wird III 281 f. der Originalfassung Leutholds im Texte II 98 f. gegenübergestellt.) Am stärksten verändert hat Geibel bei folgenden Übersetzungen: Lamartine „Der See" III 285 f. (zu II 158 f.), „Erinnerung" III 286 f. (zu II 160 f.); Victor Hugo „Des Sultans Favoritin" III 289 f. (zu II 172 f.), Mazeppa III 291 f. (zu II 177 f.); Arsène Houssaye „Die Abreise, Die Wiese, Der Dichter" III 298 f. (zu II 210 f.); Péranger „Die Schwalben" III 304 f. (zu II 277 f.) und „Mein Rock" III 305 f. (zu II 288 f.). Ich gebe wenigstens ein Beispiel, um zu zeigen, wie Geibel mit Leutholds Text umgesprungen ist. In Lamartines „Erinnerung" lauten die Verse 57—60 folgendermaßen:

C'est ta main qui sèche mes pleurs,
Quand je vais triste et solitaire
Répandre en secret ma prière
Près des autels consolateurs.

Bei Leuthold:

Es trocknete mir deine Hand
In meinem Auge stets die Zähren,
Wenn ich vor tröstenden Altären,
Ein Beter, einsam klagend stand.

Bei Geibel:

Und deine Hand ist's wunderbar,
Die mir vom Auge nimmt die Tränen,
Wenn ich geflohn mit meinem Sehnen
Zum Trost verheißenden Altar.

Wie banal klingt Geibel neben der viel eigenartigeren Fassung Leutholds! Wie unnötig und lahm ist das reimende Flickwort „wunderbar" bei Geibel, wie abgebraucht sein „mit meinem Sehnen" gegenüber Leutholds dem Original weit näher kommenden „einsam klagend" (triste et solitaire); wie konventionell der nicht einmal ganz reine Reim Geibels Thränen: Sehnen, wo Leuthold klangvoller und tadellos rein reimte Zähren: Altären; wie viel einfacher, schöner und dem Original näherstehend endlich Leutholds tröstende Altäre als Geibels Trost verheißender Altar. Und solche Beispiele ließen sich zu Dutzenden anführen.

Im dritten Bande der Ausgabe wird das Meiste bis dahin Ungedruckte mitgeteilt. Die vom Herausgeber getroffene Teilung bringt es aber mit sich, daß hier am meisten Unbedeutendes beisammen steht. Vieles ist nur für den Leuthold-Forscher oder für den unbedingten Leuthold-

Verehrer von Wert: diese beiden werden allerdings auch hier reiche Ausbeute finden. Es mag daher gerechtfertigt erscheinen, wenn ich an dieser Stelle nicht alles Neues aufzähle (es hieße das ohnedies nichts anderes, als den größten Teil des Registers abschreiben!), sondern versuche, was mir persönlich oder dichterisch für Leuthold besonders bezeichnend erscheint, gruppenweise zusammenzufassen und mit einigen Bemerkungen zu begleiten. Ich erwähne dabei ausschließlich bis jetzt nirgends gedruckte Gedichte. Die bei Leuthold so oft wiederkehrende Verherrlichung der schweizerischen Heimat, die sich in der späteren Zeit meist mit der Bitterkeit über die ihm dort zuteil gewordene Verkennung verbindet, finden wir ausgesprochen in den frühen Gedichten „Politische Studien" 1—4 mit der großartigen Steigerung in und zu 4, während in 2 ein ebenfalls bei unserem Dichter häufiger wiederkehrendes Motiv kräftig durchgeführt wird: die Gegenüberstellung von Frankreich (hier ausnahmsweise auch England) und Deutschland, die wie immer so auch diesmal zum Preise des damals noch „in schwarzrotgoldenen Träumen befangenen" Deutschland führt; „Helvetia": eine schöne, wenn auch noch jugendlich pathetische Verherrlichung der Heimat; die kräftige, auch weit längere erste Fassung „Der freie und der unfreie Rhein" von 1850, die später (nach 1870) zu dem im Deutschen Dichterheim 1890 zuerst gedruckten, weit zahmeren Gedichte „Der freie Rhein" verkürzt wurde. Auch die zwei scharfen Gedichte „Zur Frage des Schweizerischen Kommunismus" aus dem Frühling 1852 mögen als wertvolle Zeitgesänge ebenso wie das folgende forsche und flotte „An den Schweizerischen Bundesrat" und die eindringliche „Mahnung" mit dem Ausklang: „Sei wach in dieser ernsten Zeit, sei einig o mein Vaterland", Erwähnung finden, während das schöne „Grütli" (1852) mehr lyrischen Charakter zeigt. Aus etwas späterer Zeit (1854) hebe ich das merkwürdige Stück „An der Grenze" hervor, eine Art politischer Ballade: Ungar und Italiener feiern die Freiheitskämpfe ihrer Völker, an denen sie teilgenommen, während der Schweizer traurig in die Nacht hinausirrt:

Es ist das allerschönste Land,
Das Gott zur Heimat mir verlieh;
Ich habe Kopf und Herz und Hand
Und hab noch nichts getan für sie.

Von ganz ungewöhnlicher Schärfe ist der erste der Zwei Briefe „Flut und Ebbe" gegen die Heimat, „dieß Land im Duodezformate", und ihre Bewohner, „die kleine Krämerwelt", gehalten, der allerdings aus fremder Rolle heraus geschrieben zu sein vorgibt, während die „Antwort" darauf die Schlußaufforderung: „Komm mach dir eine Stellung, einen Namen und laß die Träume deiner Knabenzeit!" sehr energisch zurückweist, auch den nicht geleugneten Schattenseiten der Heimat gegenüber die Lichtseiten betont und schließt:

Mag immer deine Muse mit Bedacht zum höfisch künstlichen Ballet
sich schürzen,
Die meine soll einst in die Freiheitsschlacht als kecke Bannerträgerin
sich stürzen.
Und siegt sie nicht, die göttliche Idee, für die ich mitgefochten und
gerungen,
So sei von einem großen Völkerweh das kleinere der eignen Brust
verschlungen.

Dies zweite Briefgedicht wäre allerdings ebensosehr, ja noch mehr in die nachher zu besprechende Gruppe der Selbstbekenntnisse einzureihen. Eine weitere Variation der oft beklagten Verkennung durch die Heimat gibt unter den neuen Ghaselen „Mögen sie mich dort verdammen", das wiederum eben so sehr Selbstbekenntnis ist. Auch unter den neuen Sonetten ist das Selbstbekenntnis „Mich haben Zorn und Unmut oft getrieben" deshalb auch hier zu nennen, weil der Dichter, der ohne sich mit Dante oder Aristophanes gleichsetzen zu wollen zwar gegen die Heimat viel gesungen, dies aber vernichtet hat, da doch „viel an meiner Heimat auch zu loben Und ich noch nichts zu ihrem Ruhm gedichtet". Unter den neuen Oden tritt die „An Gottfried Keller" vom 10. Juni 1872 mit allem Nachdruck für deutsches Wesen gegen Frankreich auf, wie die im Oktober desselben Jahres gedichtete „Unsere Sprache" in vier prächtigen Strophen, denen leider eine fünfte in bösem Leitartikelton angehängt ist, das Erz der deutschen Sprache feiert, und während die zwei dreistrophigen Oden „Am Genfersee" sich scharf gegen Eroberwillkür, Hohlheit und Fäulnis des westlichen Nachbarvolkes wenden, preist die folgende „Blut und Eisen" den kräftigen Stamm des Nordens und den aufs neue siegreich gewordenen Geist des Germanenvolkes. Auch die schon am 28. Dezember 1871 „Den Freunden in der Heimat" gewidmeten Verse betonen, daß nun Berlin der Mittelpunkt der europäischen Politik geworden sei.

Eine große Zahl neuer, zumeist pessimistisch gehaltener Selbstbekenntnisse des Dichters erscheinen mir auch dann wertvoll, wenn sie poetisch nicht sonderlich gelungen sind. Man könnte vielleicht einwenden, solche Stimmungen Leutholds seien ja aus seinen früher veröffentlichten Gedichten zur Genüge bekannt, aber ich meine doch, daß fast jedes wieder seinen eigenen Ton oder doch seine eigene Nuance hat, und daß auch ihre fast erschreckende Häufigkeit nachdenklich stimmen und unsere Gesamtbeurteilung beeinflussen wird. Ich zähle zu dieser Gruppe das trotz einzelner konventioneller Wendungen schöne frühe „O dichte nicht mehr, sagtest du" mit der feinen Schlußstrophe:

Doch, kann es schweigen denn, das Meer,
Wenn wilder Sturm die Flut empört?
Und kann der Holzstoß widerstehn,
Wenn lodernd Feuer ihn verzehrt?

und das gleich darauf folgende kurze „Die Welt und ihre Luſt, nie hab' ich ſie begehrt"; auch das gewiß wenig bedeutende „Hier am Ufer irr ich einſam" vom 4. November 1853 verdient als Selbſtbekenntnis ebenſo Beachtung, wie das um 1855 entſtandene, zu den Liedern von der Riviera gehörige „Lebewohl", die Schilderung einer raſch auflodernden Leidenſchaft, in dem einige Strophen ſo ſchön ſind, daß man hier einmal ausnahmsweiſe faſt einer mit Geibel-Baechtoldſchem Rotſtift kürzenden Bearbeitung das Wort reden möchte, um das Gedicht für die der Allgemeinheit beſtimmte Auswahl zu retten. In bitterſtem Peſſimismus klagt „Auf Erden", daß es Freundſchaft, Liebe, Ehre, Vollendung, Vergeltung, Glück und die Gewißheit des Himmels hienieden nicht gibt. Derſelbe Grundton durchzieht die unter dem Titel „Verſöhnung" zuſammengefaßten vier Gedichte von 1855, die den Abſchluß der zweiten von Leuthold handſchriftlich angelegten Sammlung bilden: 1. „Einem Auswandernden", 2. „Aus dem Süden", vierzehn Strophen, die im Lobe Platens gipfeln und von denen fünf in zum Teil eingreifender Bearbeitung Geibel als „Fragment aus Sizilien" ſchon im Münchener Dichterbuche 1862 veröffentlichte, wobei der tief melancholiſche Schluß und alles Perſönliche wegfiel, das dem Gedichte erſt ſeinen Wert und innern Klang gibt; 3. „Einſt und jetzt": im erſten Teile (dreizehn Strophen) ein autobiographiſcher Rückblick auf Kindheit und frühe Jugend, im zweiten (elf Strophen) ein ungewöhnlich hoffnungsfroher Ausblick („Mir blieb ein feſtes Lebensziel, Mir blieb ein ungebeugter Stolz") und ein freudiges Bekenntnis zu Italien und deſſen Einfluß auf ſeine Dichtung; dies letztere wiederholt ſich noch eindringlicher und Italiens große Vergangenheit mit der Gegenwart (1855!) wirkungsvoll kontraſtirend im 4. „Aus Florenz", worin der Dichter ſtolz bekennt „Mein Ideal ward das Prinzip des Schönen In edler Form ein göttlicher Gehalt" und im Trotze gegen die ideallose eigene Zeit ſchließt mit dem Gelöbnis:

Doch, feſt vertrauend, daß die Offenbarung
In meiner Bruſt ſich einſt als wahr erweiſt,
Statt vor des Tages Götzen, dem ſie frönen,
Knie ich, ein Schüler, am Altar des Schönen.

Auch in den Nachträgen zu den vermiſchten Jugendliedern ſind dieſe perſönlichen Töne zahlreich, ſo in dem bittern „Mich drückt, der gern das höchſte Ziel erklommen", in dem weich elegiſchen „Das friſche Grün der Wieſen iſt dahin", in dem zech- und liebefrohen „Stets liebt' ich Weingenuß und Minne" und in dem noch flotteren, im ſelben Sinne geſungenen „Einſt hab ich Wiſſenſchaft getrieben", während „Rückkehr" wieder in peſſimiſtiſcher Entſagung aus Pracht und Größe der Vergangenheit zu Elend und Blöße der Gegenwart, aber auch aus dem Weltlärm zu idylliſcher Philiſterruhe zurückführt. Herb und trotzig klingt dagegen

ein zweistrophiges Bekenntnis vom Anfang 1871, deren zweite Strophe allein („Genuß liegt im Kampf nur, im Tatendrang") Baechtold als Spruch (XXIX) veröffentlicht hat und dessen erste lautet:

Mir ist verleidet die süße Frucht,
Die von selber der Boden spendet;
Mir behagt, was ich lang erst umsonst versucht
Und endlich mit Mühsal vollendet.

Wie schon in den Strophen „Aus dem Süden" ordnet sich Leuthold auch in dem neu mitgeteilten Sonett „Auf Platen" diesem Dichter als Schüler unter und vergleicht sich ihm nur im Schicksale der Verkennung. Eine schöne in keiner Weise überhebliche aber ernste und kräftige Selbstverteidigung gibt das Sonett „Im Stillen mag sich gern mein Geist entfalten", während das Folgende mit gehaltenem Stolz den Wert der „Einsamkeit" preist, und ein weiteres „Wie leicht ists jenem, sein Talent zu pflegen" sein von feindlichen Elementen stets bedrohtes Leben dem des Mannes, „dem Stand und Glück ein ruhig Loos bereiten", wirksam gegenüberstellt. Das Sonett hat ja jederzeit besonders gern als Gefäß des Selbstbekenntnisses gedient und so finden wir denn auch unter den Sonetten noch eine ganze Reihe hiehergehöriger Stücke. Wenn etwa „Wem milde je ein Gott Talent verliehen" auch ohne unmittelbare Nennung des eigenen Schicksals die echte nach Vollendung ringende Begabung auf den sicheren Nachruhm vertröstet, so hofft das folgende „Ach meine eigene Heimat schlug mir manche Wunde" auf eine große Dichtung, die er trotzdem dem Schweizervolke zum Beispiel und zum Ruhme schreiben will und denkt er nicht minder stolz im nächsten „Der Freunde fand ich viel der edlen biedern" mit seinen Liedern feurige Kohlen auf die Häupter seiner Feinde zu sammeln, spricht er in einem andern „Ob viele mir im Vaterland entzogen" ähnliche Gedanken in neuer Wendung aus, während er in den ziemlich schwachen Versen von „Klage und Trost" sich mit den Musen und dem Reich der Phantasie über die Härte der Menschen tröstet, in „An einen Freund" sein Lied für zu gut erklärt, um den Angriff der ihn verleumdenden Pöbelseelen abzuwehren und in der schönen „Widmung" einer Gedichtsendung an Alexis Garonne dem Freunde und dessen harmonischer Ganzheit gegenüber wehmütig die eigene Zerrissenheit eingesteht. Ganz und gar für sich steht das Sonett „Hyänengesang", eine sehr gemeine Selbstschilderung, die wohl vergröbernde Umschreibung eines gegen ihn gerichteten Angriffes eines der Krokodil-Genossen ist. Denn daß es für dieses Konventikel Münchener Dichter bestimmt war, beweist die beigefügte Erklärung „Zur Erbauung in der Schweinhalle oder auch bei Daburger (Lokal des Krokodils) vorzutragen" und „Die Übertragung in ägyptische Idiome gestattet". Auch unter den neuen Distichen sind zwei recht scharfe Doppeldistichа „An einen Distichendichter, der über griechische

Vasen geschrieben" ausdrücklich „Fürs Krokodil" betitelt. Ebenso schlagen die neuen Oden zum größten Teile Töne der Selbstverteidigung oder Selbstverherrlichung an, und mehrfach wird der Gegensatz hervorgehoben des Dichters, der nach Schönheit strebt und der Schönheit dient, zur Ungunst der nur nach materiellen Gütern ringenden Zeit, so in den Oden „Vom blinden Wahne" und stärker noch „Eine Prophezeiung", während die nie zu endgiltiger Gestalt redigierte Ode „Feiles Gefolge" scharf gegen Überzeugungslose und Schmarotzer ins Zeug geht, eine andere „Eigenes Maß" in drei schönen Strophen Strenge gegen sich selbst, Milde gegen die Schwächen Anderer predigt und die beiden zweistrophigen „Das Gute" verlangen, daß das Gute um seiner selbst willen getan werde, und auf die gerechte Wage der Geschichte hoffen.

Unter dem Neuen rein lyrischer Art überwiegt weit das Unbedeutende: ganz natürlich, weil hier schon die früheren Herausgeber alles Gute vorweggenommen oder, was allenfalls von ihnen übersehen worden war, von Bohnenblust im ersten Band eingereiht wurde. Naturgemäß sind auch hier die oft auffallenden Anklänge an ältere Dichter besonders häufig, wie etwa die auf den ersten Blick erkennbare Heine-Nachahmung in „An Lina" oder „Herbst" oder „Daß einmal noch in sanfter Windung". Einiges, was mir nach irgend einer Richtung der Erwähnung wert erscheint, sei noch hervorgehoben: „Pantheismus", ein Gedichtchen, das alle göttlichen Schönheiten der Natur in der Geliebten vereinigt findet; „Nicht üppige Schönheit ist es, die", eine feine für den Dichter bezeichnende Schilderung der Geliebten; „Wie schön ist die kristallne Flut", eine stimmungsvolle, musikalisch weiche Seeschilderung; das flotte „Trinklied" von 1871, das hübsche „Scheuche nicht die zarten Triebe", die scharfe Absage an eine einst Geliebte „Entzückt hat mich einst als ein herrlicher Bau"; das anschaulich warme, vielleicht an Karl von Lützow gerichtete „Solitude"; ein paar scharfsatirische Stücke wie „Du bläst so gut und doch — ich staune", „Weh Jedem, der sie nicht beachtet" und „Gewissen foi-disant Rittern des Geistes", das letzte gegen Redwitz und andere gerichtet; endlich unter den erzählenden Gedichten das flotte und frische „Der Weg nach Straßburg" in wirksamem burschikosen Tone.

Damit ist aber immer noch nicht alles Neue der neuen Ausgabe erschöpft. Daß sie alle Gedichte in Leutholdscher Urfassung gibt, ist selbstverständlich; die Geibelschen, früher, d. h. bis auf Schurig allein bekannten Umarbeitungen teilt der Herausgeber in sieben Fällen in den Lesarten des dritten Bandes zum bequemen Vergleiche mit. Ich habe darüber seinerzeit bei Besprechung der Insel-Ausgabe an dieser Stelle gesprochen und wiederhole das hier nicht. Dagegen gibt die neue Ausgabe noch eine ganze Anzahl unbekannter, d. h. von Baechtold gestrichener Strophen in schon bekannten Gedichten über die bereits von Schurig wieder eingefügten hinaus. Von Leuthold selbst gestrichene Strophen da-

gegen werden im Apparat des dritten Bandes mitgeteilt. Von solchen von Leuthold verworfenen Strophen finden wir eine zu dem Gedichte „Heimweh" III 233; zwei zu „Die Kapelle am Strande" III 234; von diesen hatte Schurig die zweite in seinen Text aufgenommen, was sie nach Form und Inhalt auch verdiente, wenn nicht die durch den Bleistiftstrich klar erkennbare Willensmeinung des Dichters vorläge; zwei zu „Auf eine Todte" III 238: das bei Bohnenblust im Texte noch zehnstrophige Gedicht hatte Baechtold auf vier Strophen verkürzt, wodurch gerade der Grundton des Ganzen, der Ton leidenschaftlicher Anklage gegen die herzlose „christlich-kühle" Philisterwelt so gut wie ganz verloren ging. Die flotten beiden Trinklieder „Lenzlied" und „Greift zum Becher und laßt das Schelten" sind aus einem vierstrophigen Entwurf entstanden, der III 241 mitgeteilt wird. Dem dritten Triolette folgt in der Handschrift von Leutholds Hand das Wort „Schluß?" und dann noch eine weitere Strophe „Ich kenne jene Freudenhasser" ebenfalls mit einem Fragezeichen versehen und deshalb von Bohnenblust nur III 242 mitgeteilt. Bei dem Gedichte „Auf eine Italienerin" folgt den drei schönen musikalischen Strophen auf der nächsten Seite im Manuskript eine Strophe in gleichem Rhythmus aber nur mit Reim in Zeile 2 und 4 (während in den drei ersten auch 1 und 3 reimen); diese Strophe paßte allerdings inhaltlich zu jenen, es kann aber bei ihrer isolierten Stellung zweifelhaft sein, ob sie nicht den Reim eines neuen dann ungeschrieben gebliebenen Gedichtes bilde, was mir besonders dadurch, daß in dieser Strophe von dem in jenen drei besungenen Tanze nicht mehr die Rede ist, wahrscheinlich wird. Bohnenblust gibt diese Einzelstrophe im Apparat III 244; vielleicht wäre es richtiger gewesen, sie unter die Gedichte des Anhangs im Texte des dritten Bandes einzureihen. Zu dem Gedichte „Trauer 1" finden wir eine von Leuthold eingeklammerte an dritter Stelle stehende Strophe III 247. Vom ersten der „Zeitgedichte" gibt der Apparat III 249 die beiden Schluß-Strophen in wesentlich anderer Fassung, vom zweiten ebenda eine weitere Strophe, die in der Handschrift auf das Gedicht folgt und von der unentschieden bleiben muß, ob sie als dazugehörig oder als Fragment eines weiteren Zeitgedichtes zu betrachten ist. Die Terzette des Sonetts „Aus Venedig" lesen wir III 252 in anderer Fassung, ebenso Strophe zwei der Ode „Auf Moritz Hartmann" III 257 f. in mehrfachen anderen Fassungen, und eine von Leuthold verworfene recht schwache vierte Strophe der Ode „Auf Carl Brater" III 258. Die Ode „Gegen Rom 1" ist aus zwei geplanten Oden zusammengezogen; III 259 f. finden wir die zwei Anfangsstrophen der ursprünglichen zweiten. Für die Sprüche gibt der Apparat III 265 einen irrtümlicherweise im Anhang nicht eingereihten Zweizeiler (nach Spruch 21 einzuschalten) sowie neue, zum Teil längere Fassungen der Sprüche 25 („Auf ein Buch") 27 („Recepte zur Lebensklugheit") 32 und 34 ebenda.

Im Texte des ersten Bandes sind von neuen, bisher unbekannten (also auch bei Schurig nicht gedruckten) Strophen aufgenommen: „Die alten Schweizer“ Strophe 2, 4 und 6 (von Baechtold gestrichen, 4 sicher aus formalen Bedenken, da sie sich nicht genau ins Schema der andern fügt); „Erste Liebe“ Strophe 1—7 des neunstrophigen (!) Gedichtes; „Freiheit unter deinem Flügel“ Strophe 3 (an deren Stelle setzte Baechtold und ihm nachfolgend Schurig den Spruch 79 „Trinkspruch“); „Die zerfallene Vigne 3.“ Strophe 4 und 6 und wenn man hier die vierte als unbedeutend weil nichts sagend bezeichnen kann, so gibt dagegen die sechste ein so hübsches, anschauliches und die Schilderung des verwilderten Gartens abrundendes Bild, daß Baechtolds Streichung (wohl der mißverständlichen Beziehung des Dem in Zeile 2 wegen) schwer begreiflich ist; sie lautet:

Der Knabe mit dem Drachen,
Dem einst ein Silberquell
Entsprudelt aus dem Rachen,
Er stürzte vom Felsgestell.

Auch im ersten „Thalatta“-Gedicht („Wie süß ist's, von wonnigen Lüften umhaucht“), das überhaupt jetzt erst durch Hinzufügung des bis dahin unbekannten zweiten seine volle, nun durch den Stimmungsgegensatz gehobene Bedeutung erhalten hat, sind Strophe 4 und 6 neu (nicht wie es III 247 irrtümlich heißt Strophe 3, 4 und 6); in dem zuerst von Ernst und dann von Schurig mitgeteilten, jedoch bei beiden fälschlich in achtzeilige Strophen abgeteilten „Waldsturm“ sind die letzten vier, poetisch unbedeutenden aber die Nutzanwendung des Naturbildes auf das Menschenleben enthaltenden Zeilen neu. Ferner in „Zeitgedichte II“ Strophe 2, in dem an orientalische Formen anklingenden und darum unter die Ghaselen aufgenommenen „Das Handgemeng“ Strophe 2, in Spruch 53 ebenfalls Strophe 2. Im achten Gesange der Penthesilea sind drei Strophen (47—49) neu. Endlich bei den im Anhang (Bd. III) aufgenommenen aber schon früher gedruckten Gedichten Strophen 3—5 von „Alpenglühen“; nur die beiden ersten Strophen waren im deutschen Dichterheim, Jahrgang X (1890) abgedruckt.

Diese Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, wieviel tatsächlich Neues diese Ausgabe bringt. Daß nicht alles darunter hocherfreulich sein würde, wußte jeder Kenner Leutholds voraus. Daß aber endlich eine vollständige Ausgabe, die allen billigen Anforderungen gerecht wird, geschaffen wurde, ist hohen Dankes wert. Und wenn man das schmächtige Bändchen der einzigen vom Dichter selbst noch erlebten Ausgabe von 1879 neben diese drei stattlichen Bände legt, die nun endlich nach 34 Jahren das Lebenswerk des Dichters zusammenfassen, so muß neben der Trauer um den allzufrüh Geschiedenen stärker doch das Gefühl der Befriedigung sein, daß dem Vielverkannten nun endlich sein Recht geworden ist und der

große Lyriker in reiner Gestalt mit all seinen Schwächen, aber auch mit all seinen Vorzügen vor uns steht. Viel mühsame Arbeit war dazu erforderlich, aber sie belohnt sich vollauf: denn das Urteil der Nachwelt wird nun endlich, aufgebaut auf der erst jetzt möglichen vollen Kenntnis des Dichters, kritisch abwägend Leuthold nach allen Seiten gerecht werden können.

München. Emil Sulger-Gebing.

Ergänzungen und Berichtigungen.

Bd. XX, S. 155: Als Quelle eines vor dem August 1767 entstandenen Goethischen Gedichts nennt Th. A. Schröter ein 1769 gedrucktes Buch. Goethe fand das französische Gedicht, wie längst bekannt ist, in der Élite de poésies fugitives, Londres 17[illegible] Als Verfasser ist dort übereinstimmend mit Boies Angabe Sablière genannt, vgl. der junge Goethe 6, 37.

Berlin. Max Morris.

Bd. XX, S. 162 („Est, est" von Wilhelm Müller) verweist J. Bolte auf seine Zusammenstellung in R. Köhlers Kl. Schriften 3, 14 f. 1546 erzählt schon Bartholomäus Sastrow (Herkommen u. s. w. ed. Mohnike 1823 1, 390) diese Geschichte; 1600 Joh. Wolf, Lectiones memorabiles 2, 7.

Bd. XX, S. 3'8: Herr Schuldirektor a. D. Dr. M. Krummacher in Kassel vermutet in Proße eine Abkürzung von promissa oder italienisch promessa = Verlobte oder Braut.

Bd. XX, S. 358–360 (Gottsched an eine Dame). Die Empfängerin des Briefes ist eine Frau Dr. Heck, geborene Monteton, in Dresden. Auf die Spur leitete mich, daß im Briefe „Dero leichtfertige Freundinn, Mad. Godefroy" erwähnt ist. Nun sagt Eugen Reichel in seinem „Gottsched", Zweiter Band, S. 871, daß Gottsched mit einem französischen Ehepaare Godefroy seit vielen Jahren gut bekannt war, deren Tochter („die lose Madem." im Briefe) jene Frau Heck zur Freundin hatte. Diese wandte sich 17. April 1765 brieflich an Gottsched, und daraus entspann sich ein mehrere Monate währender Briefwechsel, der von F. W. Gubitz 1821 in seinem „Gesellschafter" gedruckt ist, wie Reichel mittheilt, der dabei auch einen Satz aus vorliegendem Briefe mittheilt: „Wer hat nämlich mehr Ballen Papier verderbet als eben ich?" Gottsched bespricht in diesem Briefe die von Frau Heck geäußerte Absicht, die Charaktere des la Bruyere ins Deutsche zu übersetzen. Er meint dabei, von Theophrasts Charakteren gebe es bereits Übersetzungen, deren beste die von M. Ephraim Müller, zu Dresden in Walthers Verlage erschienene sei; man solle diesen Anfang beibehalten und die la Bruyereschen Schilderungen hinzufügen. Nun erschien 1772 folgendes Werk: „Theophrasts Kennzeichen der Sitten. Nebst des Herrn Johann de la Bruyere Mitgliedes der französischen Akademie Moralischen Abschilderungen der Sitten dieser Zeit. Aus dem Französischen übersetzet von einem Mitgliede der königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Preußen. Zwey Theile. Frankfurt und Leipzig, zu finden im Krausischen Buchladen. 1772" (3 Bl. 656 S.) 8° mit Titelkupfer von Qu: Marc:. Der erste Theil geht bis S. 304, der zweite von da bis zum Schluß. Zuerst kommt eine „Abhandlung vom Theophrast" S. 1–23 S. 24–70 folgt die Uebersetzung des Theophrast, alles übrige gehört la Bruyere, von dem auf den letzten Seiten 615–656 „die Rede, welche er bei seiner Aufnahme in die franzöſ. Akademie 1693 gehalten hat" mitgeteilt wird. In der Vorrede wird auf Bl. 3 gesagt: „Es sind mir über dieser Arbeit beynahe fünf Jahre verstrichen". Danach könnte diese Uebersetzung wohl aus der Feder

der Frau Heck stammen, besonders wenn sich herausstellen sollte, daß die Abhandlung vom und Uebersetzung des Theophrast wirklich ein Nachdruck der Müllerschen ist. Sollte aber Frau Heck Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Königsberg gewesen sein? Oder sollte ein anderer ihre Idee alsbald aufgenommen haben? Und hätte etwa Gottsched dabei Anteil? Das sind Fragen, die zu lösen wohl interessant wäre.

Memel. Johs. Sembritzki.

Bd. XX, S. 386, letzte Zeile des Textes lies: Danae statt Dame.

Bd. XX, S. 705 Z. 16 lies: Quinctilian statt: Quintilian.

Bd. XX, S. 709 Z. 8 lies: „Hermann's Schlacht".

Bd. XX, S. 747: Von verschiedenen Seiten (von Ludwig Bellermann in seinem letzten Briefe, von Professor E. Castle in Wien, von Dr. E. Berend in München, von Dr. O. Günther in Leipzig) wurde darauf hingewiesen, daß die Verse „Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte" Theodor Körners „Aufruf" entstammen.

Bd. XX, S. 747 8 ist ein unliebsames Versehen untergelaufen, das ich nur durch meine damalige schwere Erkrankung entschuldigen kann. Schenkendorfs Gedicht „An Myrrha" wurde nämlich von Professor Czygan selbst im Euphorion XIV, S. 90 1 vollständig veröffentlicht. Da Herr A. Köhler das Versehen selbst bereits bemerkt und bedauert hat, so darf ich von der Veröffentlichung der mir zugegangenen Erklärungen von P. Czygan in Königsberg und W. Mühlhoff in Münster i. W. füglich absehen. A. Sauer.

Mitteilungen.

Bitte. Mit einer Monographie über Julius Roderich Benedix beschäftigt, bitte ich Archivare, Bibliotheken und Sammler um gütige Mitteilung oder Überlassung von handschriftlichem Materiale (Briefe, Manuskripte usw.) des Dichters. Porto und Kosten werden ersetzt.

Berlin S. 14, Sebastianstr. 16 II. Wilhelm Schenkel, cand. phil.

Bitte. An alle Besitzer von Briefen Paul Heyses ergeht hiermit die Bitte, die in ihrem Besitze befindlichen Briefe des verewigten Dichters für eine möglichst umfassende Sammlung seiner Korrespondenz, die seine Witwe zu verwirklichen unternommen hat, im Original oder in Abschrift freundlichst zur Verfügung zu stellen. Die uns zur Abschrift anvertrauten Briefe sollen mit möglichster Beschleunigung kopiert und ihren Besitzern wieder zugestellt werden.

Da vereinzelt in unberechtigter Weise Briefe Paul Heyses gedruckt worden sind, wird gleichzeitig darauf aufmerksam gemacht, daß nach den gesetzlichen wie den testamentarischen Bestimmungen keine Veröffentlichung aus seinen Briefen ohne ausdrückliche Genehmigung seiner Witwe erfolgen darf.

Anfragen, Mitteilungen und Zusendungen bittet man zu richten an den Verwalter des literarischen Nachlasses Paul Heyses.

München, Clemensstraße 38. Dr. Erich Petzet.

Der Unterzeichnete beabsichtigt, eine Biographie der Schriftstellerin Louise von François zu schreiben, und bittet alle Personen und Anstalten, die handschriftliches Material besitzen, ihn gütigst davon in Kenntnis zu setzen.

Solothurn, Stadtgarten 316, Schweiz. Hans Enz, cand. phil.

An alle Verehrer Dantes! Nach längeren Vorbereitungen hat sich soeben eine Neue Deutsche Dante-Gesellschaft gegründet. Ihr Ziel und Zweck ist die Pflege des italienischen Dichters mit allen Mitteln wissenschaftlicher und künstlerischer Betätigung, und dieser Pflege auch im deutschen Sprachgebiet einen zusammenfassenden Mittelpunkt, eine würdige Heimstätte zu geben. Bei der immer lebhafter werdenden Beschäftigung mit Dante und seinem Lebenswerk ist der Zeitpunkt hierzu nicht nur günstig, sondern geradezu zwingend. An alle Freunde seiner Muse ergeht der Ruf; an alle Verehrer seiner Kunst, gelehrte wie ungelehrte, Forscher wie Laien, richtet sich die Aufforderung. Die Gesellschaft ist von jeglicher Parteistimmung oder sonstigen Strömung so ferne, wie die Bewunderung des erhabenen Dichters, dessen Namen sie trägt. Die Mitgliedschaft verpflichtet zur Förderung der Zwecke der Gesellschaft; für den Jahresbeitrag von 10 Mark wird das Deutsche Dante-Jahrbuch unentgeltlich geliefert. Zum Beitritt genügt die einfache Anmeldung beim Verlag des Jahrbuchs, Eugen Diederichs in Jena: Dr. Hugo Daffner, Berlin; Geheimer Justizrat Professor Dr. Josef Kohler, Berlin; Geheimer Hofrat Professor Dr. Hermann von Grauert, München; Universitätsprofessor Dr. Karl Voßler, München; k. k. Hofrat Professor Dr. Ludwig Pastor Edler von Camperfelden, Direktor des österreichischen historischen Instituts in Rom. — Der Jahresbeitrag von 10 Mark ist an die Geschäftsstelle Eugen Diederichs in Jena oder an deren Postscheck-Konto 3553 Leipzig einzubezahlen. Die folgenden Jahresbeiträge sind jeweils bis zum 1. März einzusenden. Nicht eingegangene Beiträge werden vom 1. April an mit den entstehenden Spesen durch die Post eingezogen.

In der Handschrift abgeschlossen am 15. Juli 1914, im Satz am 24. April 1915.

Fiſchart-Studien.

Von Adolf Hauffen in Prag[1]).

XVI.

Fiſcharts Rechtsſtudien in Siena, Straßburg und Baſel.

1. Fiſcharts Beziehungen zu Italien.

Da Fiſchart in den erſten Verſen ſeines „Barfüßer Secten vnd Kuttenſtreit“ ausdrücklich erklärt, daß er in Siena ſtudiert und ſeine Studien vollendet hat, ſollte man ihm doch Glauben ſchenken. Der größte Teil der Forſcher tut es auch, ſo Wackernagel (Fiſchart S. 17 f.), W. Scherer in ſeiner Beſprechung der Fiſchart-Ausgabe von Kurz (Kleine Schriften 2, 303): „Fiſchart ſchöpfte an der Quelle wie ſo viele damals, ſtudierte in Siena ... und erwarb dort den juriſtiſchen Doctorgrad.“ Die letzte Angabe iſt eine naheliegende Vermutung Scherers; denn damals war Fiſcharts Promotion zu Baſel noch nicht bekannt. Goedeke (Dichtungen von Fiſchart S. XXIV) ſagt: „ich habe kein Bedenken den Eingang des Sectenſtreits ... für glaubwürdig zu halten“; Erich Schmidt in ſeinem Fiſchart-Artikel (Allgemeine deutſche Biographie 7, 32): „Vor 1570 war er als Student der Rechte in Siena“. Beſſon (Étude sur Fischart S. 6) hält Fiſcharts Angabe für wahrſcheinlich. Nur Wendeler (Archiv f. Literaturgeſchichte 7, 348 Anmerkung) verhält ſich ohne Angabe von Gründen ablehnend: „Fiſchart, ob in Siena geweſen? Ich glaube es nicht.“ Doch es gibt genug Gründe und Beweiſe für einen Aufenthalt Fiſcharts in Italien und insbeſonders für ſein Rechtsſtudium in Siena, die hier vorgeführt werden ſollen[2]).

[1]) Vgl. Studien I—VIII Euphorion 3, 363—375; 4, 1—16 und 251—261; 5, 25—47 und 226—256; 6, 663—679; 8, 529—571; 9, 637—656; 10, 1—21; 11, 22—65 und 371; 13, 52—57. IX—XIII Neue Fiſchart-Studien, 7. Ergänzungsheft zum Euphorion (VIII und 245 S.). XIV und XV Euphorion 19, 1—16; 20, 332—356 und 589—606.

[2]) Für dieſe Studie werden die folgenden Bücher und Abhandlungen nur mit den im Verzeichnis geſperrten Worten angeführt: von Chledowski, Siena.

Für einen Aufenthalt von mindeſtens einem halben Jahre in Italien ſpricht ſeine Kenntnis des Italieniſchen und verſchiedener Kulturgebiete des damaligen Italien, ebenſo wie es für ſeinen Aufenthalt in den Niederlanden und Frankreich erwieſen werden konnte (vgl. Euphorion 20, 332—356). Er las und verwertete mehrere italieniſche Schriften im Original, ſo Giorgio Vaſaris Vite de piu eccellenti pittori, scultori ed architetti (2. Auflage 1568) für ſeine Vorrede zu den Papſtbildern (Wackernagel S. 150), Girolamo Bargaglis Dialogo de givochi, che nelle vegghie Sanesi usano di fare (Siena 1572) für das 25. Kapitel der Geſchichtklitterung (vgl. unten S. 483 f.); Nicolo Machiavellis Ritratti delle cose dell' Alamagna (vgl. Euphorion 6, 673 und 675) und des Biſchofs von Como Paolo Giovios Dialogo dell' Imprese für ſeine Einführung in die Emblematum Tyrocinia (Wackernagel S. 188). Er beſaß, ſo viel bekannt, mindeſtens drei italieniſche Bücher (vgl. unten S. 465); er führt im Catalogus catalogorum (B 7 b) ein Buch eines Profeſſors für römiſches Recht zu Siena im 15. Jahrhundert an: Consilium Bapt. Caccialupi de dignitate et praerogativa Monachorum und ebenda (D 8 a) einen ſcherzhaften italieniſchen Titel Mascarata del Mondo a la riverso, Con Ghiribizzi di Calmo: Et Branata di Nicolo Amazzacento. Er verwendet italieniſche Sprichwörter Chi schernisce il zoppo, dee esser diritto auf einem Stammbuchblatt (Archiv f. Literaturgeſchichte 10, 421), dasſelbe und noch andere Sprüche, ſo z. B. Chi non sa tacere, non sa partare; Chi guarda la lingua, guarda l'anima sua; Assai ben balla, a chi fortuna sona als handſchriftliche Einträge auf dem letzten Blatt des Fiſchart gehörigen Werkes Hieroglyphica sive de sacris Aegyptiorum, aliarumque gentium literis commentarii (Baſel 1567) von Joannes Pierius Valerianus Bolzani, päpſtlichem Protonator und Erzieher der Prinzen Hippolit und Alexander von Medici. Fiſchart erwähnt dieſes Werk in der erſten Ausgabe der Geſchichtklitterung (189, Z. 12 v. u.) und in der Einführung in Emblematum Tyrocinia (Wackernagel S. 191).

Berlin 1905. — Friedrich H. Denifle, Geſchichte der Univerſitäten im Mittelalter. 1. Bd. Berlin 1885. — Guſtav C. Knod, Oberrheiniſche Studenten im 16. und 17. Jahrhundert auf der Univerſität Padua. (Zeitſchrift für die Geſchichte des Oberrheins. Neue Folge 15, 196—258 und 432—453; 16, 246—262 und 612—637; Nachtrag und Regiſter 17, 620—638.) — Arnold Luſchin von Ebengreuth, Vorläufige Mitteilungen über die Geſchichte der deutſchen Rechtshörer in Italien. (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wiſſenſchaften. Philoſophiſch-hiſtoriſche Klaſſe 127. Bd.) Wien 1892. — Roderich von Stintzing, Geſchichte der deutſchen Rechtswiſſenſchaft. Zwei Abteilungen. München 1880 und 1884. — Wilhelm Wackernagel, Johann Fiſchart von Straßburg und Baſels Antheil an ihm. Baſel 1870. — Lud. Zdekauer, Lo studio di Siena nel rinascimento. Milano 1894.

Hier seien gleich weitere auf Italien bezügliche handschriftliche Randbemerkungen Fischarts zu demselben Werke angefügt. Pierius empfiehlt in seiner Vorrede dem Herzog Cosimo von Florenz — dem Landesherrn von Siena zu Fischarts Studienzeit — als praeclaros comites: justitiam et religionem. Fischart schreibt an den Rand: Firmant Consilium, Pietas, Politeia Coronam: ascribit ille Antimachiavelli author ad coronam Regalem tribus columnis incumbenten (vgl. Euphorion 6, 674). In der Vorrede (S. 7) ist von Löwen die Rede. Fischart bemerkt dazu: „Zu Florentz zieht man Löwen, wie bei den Pfaltzgraven vnd hertzogen zu Baiern, zu Mönchen vnd Haidelberg." — Pierius (S. 1): „Leones non iis servire a quibus aluntur, sed altores potius servire leonibus." Dazu Fischart: „Wie die Welschen von den Teutschen sagen, daß sie ihren Pferden thun."

Die Hauptquelle für seinen Barfüßer Streit Marc Antonio Coccios (Sabellicus) Rhapsodiae historiarum Enneades (Venetiae 1498—1504)[1] konnte er am leichtesten in Italien kennen lernen. Nur in Siena konnte er die Copia d'una lettera nella quale diffusamente narra le funerabile pompe fatte nella morte del . . , Marchese di Marignano erwerben, welche mit zwei weiteren italienischen Schriften aus Fischarts Besitz in Wolfenbüttel aufbewahrt ist (Alemannia 1, 252). Gian Giacomo di Marignano hatte nämlich als Führer des spanisch-toskanischen Heeres Siena 1555 erobert und war in dem gleichen Jahr gestorben (vgl. unten S. 471).

Fischart kannte auch das zu Venedig 1517 erschienene (1524 durch satirische Anspielungen auf Mönchsorden erweiterte) Epos Macaronea (Verse mit italienischen Stämmen und lateinischen Endungen) von Teofilo Folengo mit dem Decknamen Merlino Coccajo. Er spielt 1583 in der Geschichtklitterung (S. 31) darauf an: „Schreibt doch Merlin Coccai inn seinen Nuttelversen." Da Fischart schon im Dominici Leben (V. 214 und 1001) makkaronische Bildungen anwendet, lernte er Folengos Nudeldichtung gewiß bereits in Italien kennen.

Fischart erzählt im Barfüßer Streit, daß er von Siena aus Assisi besucht hat. Daß er wirklich dort war, habe ich bereits erwiesen

[1] Sabellicus in Rhapsodiae Enneadis IX liber VI gibt kurze Nachrichten über das Leben der heiligen Dominikus und Franciskus, über Gründung und erste Ausbreitung der von ihnen gestifteten Orden und sagt über die Franziskaner u. a.: Antracinus in iis commentariis, quos ad me de huiusmodi re dedit saepius testatur, difficile sibi videri locorum numerum posse ab ullo inveniri, sed multo difficilius initiatorum, qui ut idem ille, caeterique de eadem re a me appellati coniectura assequuntur, sint hodie ad sexaginta milia numero. Er berichtet dann kurz über die Streitigkeiten der verschiedenen Kongregationen. Vgl. dazu Fischart V. 80 f.:

Es sind vnser Mönch sechzig thausent. Wie selbs beschreibt Sabellicus.

(Neue Fiſchart-Studien S. 204 f.). Doch auch eine unrichtige Angabe beſtärkt den Nachweis (V. 143—150):

Doch zeygtens mir in ſonderheit
Ein Thafel, die hett zůbereit
Der künſtlich Maaler Parri gar;
Daran gar ſchön gemalet war,
Wie Brůder Lew ſich heßlich ſtelt,
Das ſein Gſell Frantz verließ die Welt
Vnd durch all Chör in Himmel fuhr
Mit ſtecken, Corden vnd der Schnůr.

Mit wenig Worten wird hier das Bild im weſentlichen richtig beſchrieben. Es iſt die Viſion mit dem feurigen Wagen (Verzückung), das achte Bild in den Fresken der Franz-Legende, wo der eine Mönch, alſo Bruder Leo, mit ausgeſtreckter Hand einen Ordensbruder auf den heil. Franz aufmerkſam macht, der in ſeiner Ordenstracht von Flammen umgeben gen Himmel fährt. Thode weiſt alle Fresken der Franz-Legende in der Oberkirche zu Aſſiſi mit voller Beſtimmtheit Giotto zu[1]). Dieſe Anſchauung galt aber nicht immer. Während Crowe und Cavalcaſelle den Zyklus außer den drei letzten Bildern dem Giotto-Schüler Gaddo Gaddi zuwieſen, vermutete C. F. von Rumohr (Italieniſche Forſchungen 1827, II, 66), daß Spinello Vater und Sohn die Franz-Legende gemalt haben. Es muß alſo auch zu Fiſcharts Zeit in Aſſiſi die Meinung geherrſcht haben, daß Parri Spinelli († 1410) der Maler der Viſion ſei. Parri, der Sohn Spinellos, ging ja mittelbar aus Giottos Schule hervor und malte wie dieſer ſeine Figuren in langen und ſchlanken Verhältniſſen. Hätte Fiſchart ſeine Kenntnis aus Vaſari geſchöpft, der die ganze Franz-Legende und auch andere Fresken in Aſſiſi, die nicht von Giotto herrühren, dieſem großen Meiſter zuſchreibt, ſo wäre er nie auf Parri Spinelli verfallen. Außerdem erwähnt Vaſari die Viſion überhaupt nicht. Fiſchart ſah alſo dieſes Bild ſelbſt und nach ſeiner, gewiß glaubhaften Angabe, wurde ihm in Aſſiſi Parri als Maler genannt.

Auch eine weitere Angabe V. 5 ff., daß Aſſiſi im Herzogtum Spolet liege, iſt richtig. Spoleto kam allerdings ſchon im 13. Jahrhundert zum Kirchenſtaat, aber als Bezeichnung der Landſchaft blieb der Name noch jahrhundertelang im Brauch.

---

[1]) H. Thode, Franz von Aſſiſi und die Anfänge der Kunſt der Renaiſſance in Italien. Berlin 1904 (S. 118 ff. 130—132 Beſchreibung und Abbildung der Viſion). — G. Vaſari, Leben der ausgezeichnetſten Maler, Bildhauer und Baumeiſter. Aus dem Italieniſchen von Ludw. Schorn 1, 138—141 Giotto; 2, 139 f. Spinelli. Von der neueſten deutſchen Ausgabe Vaſaris von Jäſchke, Gottſchewski und Gronau (Straßburg 1904 ff.) ſind die Bände mit Giotto und Spinelli noch nicht erſchienen. — Karl Woermann, Geſchichte der Kunſt aller Zeiten und Völker. Leipzig und Wien 1905 (2, 365—371).

Die Stelle im Nacht Rab V. 2069 „Ich bin im Bapſtumb auch geweſen“ kann ſich nur auf Italien beziehen. — In der Geſchichtklitterung (178) ſchreibt Fiſchart „Bolongia“; es iſt ein Verſuch die Ausſprache von Bologna, wie er ſie in Italien hörte, phonetiſch wiederzugeben.

Daß Fiſchart erſt von Paris nach Italien kam, ergibt ſich aus der Reihenfolge der Landſchaften in ſeiner Schilderung des Zwiſtes zwiſchen Franziskanern und Dominikanern im Dominici Leben. Er fängt mit der Heimat an, von der er die Bildungsreiſe antrat (V. 427 ff.). Wenn ſie in Deutſchland nicht „einander plagen“, weil dieſem Orden (durch) die Reformation) „der Kitzel vertrieben iſt“, ſo umſo mehr an anderen Orten. Und nun bringt er ſeine Beobachtungen in Flandern und Paris vor (V. 441 ff. u. 481 ff., vgl. Euphorion 20, 333—339). Dann kommt erſt Italien an die Reihe (V. 579 ff.):

Wie wenn ich erſt jetzt ſolt beſchreiben,
Was ſie in Welſchland drinnen treiben,
Wie jeder Orden richt und tracht,
Das er den andern zſchanden macht.

Die weiteren Ausführungen machen ganz den Eindruck des Selbſtgeſehenen, ebenſo wie die Beſchreibung der Kutten (V. 775—852) und der Bericht über die Ordensheiligen und die vielen für jeden Heiligen eigens erfundenen Gebete (V. 935—960), beſonders V. 947 ff.:

In jedem Kloſter, Kirch, Capell,
In jedem winckel, Chor und Cell
Hencket ein ſonder Teflein dort,
Darauf ein ſonder gbet und wort.

Aus Fiſcharts eigenen Worten an zwei Stellen erſieht man, daß er ſich in Italien auch um die bildende Kunſt bekümmert hat. In ſeiner Vorrede zu den Bibliſchen Hiſtorien (Kurz, Fiſcharts Dichtungen 2, 280) rühmt er die Könige von Frankreich und England, daß ſie Künſtler durch Aufträge gefördert haben und fügt hinzu: „Wie ſehr ſie auch die Hörzogen von Florenz vnd ſchir alle Italianiſchen Fürſten erheben, iſt männiglichem, ſo darinn geraiſet, zu wiſſen.“ In der Vorrede zu den Papſtbildern (Wackernagel S. 151 f.) macht er ſeiner Empörung Luft über das „heimdückiſche“ Vorgehen Vaſaris, der in ſeinem oben erwähnten Werk die deutſche Kunſt verkleinert, verleugnet oder verſchweigt, und ruft aus: „weißt man ſich doch ſeiner ſelbſt bekandtnüß nach der Italianer Landruchtbarer vnart zu erinnern, welche vermag, das ſie alle außländiſche Künſtler auff das eüßerſt haſſen vnd verfolgen.“

Doch wurde Fiſcharts Kunſtſinn ſicher in Italien geſtärkt und geläutert. In Siena zumal, das im 14. vnd 15. Jahrhundert mit Florenz in der Kunſtblüte wetteiferte, konnte er die prächtigen Kirchen

und weltliche Bauwerke, die Gemälde und Fresken der von Ducci di Buoninsegna vor 1300 begründeten Malerschule, welche bis ins 16. Jahrhundert kräftig gedieh, besonders die Kunstwerke des jüngsten Vertreters dieser Schule, des fruchtbaren und vielseitigen, dem neuen Realismus huldigenden Erneuerer der Siener Malkunst Giovanantonio Bazzi, genannt Sodoma (1477—1549) genau betrachten und bewundern. Auch gaben ihm Bildwerke in Assisi und in Siena die erste Anregung für seine Jugenddichtungen, den Barfüßerstreit und besonders für das Dominici Leben.

Die 1347 in Siena geborne Caterina Benincasa trat 1365 in den dritten Orden des h. Dominicus ein. Seit dem fünfzehnten Lebensjahre hatte sie Visionen, in denen ihr Christus als himmlischer Bräutigam erschien und ihr die fünf Wundmahle eindrückte. Durch ihre aufopfernde Krankenpflege, besonders im Pestjahr 1374 kam sie in den Ruf der Wundertätigkeit. Durch ihr Ansehen und ihre Geistesgaben gewann sie auch großen Einfluß auf den päpstlichen Stuhl; 1461 wurde sie als Katharina von Siena heilig gesprochen. Sie ist die Schutzheilige ihrer Vaterstadt und des Dominikanerordens.

Ihr Wohnhaus in Fontebranda wurde zu einem kunstgeschmückten Heiligtum umgestaltet. Der 1525 heimgekehrte Sodoma malte in der Kirche S. Domenico herrliche Fresken aus der Legende der h. Katharina. Außerdem wurden auch andere Kirchen Sienas mit Bildern und Statuen dieser Heiligen versehen (Chledowski, S. 200 ff. Luise Richter, Siena. Berühmte Kunststätten Nr. 9. 1901).

Die h. Katharina erwähnt Fischart im Barfüßerstreit V. 221 bis 246, wo er absichtlich oder irrtümlich im Widerspruch zur Legende angibt, Maria habe ihr die Wundmahle „eingetruckt". Im Dominici Leben ruft er sie (V. 250 ff.; 1725 ff.) als seine Muse, als studiorum regina und als „Göttin" der Predigermönche an; V. 4621 ff. nimmt er Abschied von ihr.

In Siena hatte Fischart Gelegenheit, das Mönchswesen näher kennen zu lernen, ihre mannigfaltigen Trachten, Eifersucht und Hader zwischen den verschiedenen Orden und den Zwist innerhalb des Franziskanerordens (Dominici Leben V. 579 ff. und V. 606—674, ein Auszug des Barfüßerstreits). Das Mönchstum nahm in Siena jahrhundertelang eine wichtige Stellung ein. Die Augustiner, welche ein altes, durch viele Wunder berühmtes Kloster Selva di Lago bei Siena besaßen, hatten Sitz und Stimme in der Regierung, verwalteten die Finanzen des Staates und erlangten dadurch einen großen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Während aber die alten Orden in der Einsamkeit lebten, gingen die neuen Bettelorden unter das Volk, wählten die Städte zu ihrem Wohnsitze und teilten alle Leiden der städtischen Bevölkerung. So auch in Siena, wo sie über-

dies die ſittliche Wohlfahrt überwachten. Dreimal beſuchte S. Francesco Siena, zuerſt 1212, wo er den blutigen Bürgerzwiſt durch ſeine öffentliche Anſprache dämpfte. Das nächſte Mal veranlaßte er den Bau eines Franziskanerkloſters. Beim letzten Aufenthalt wurde er, obwohl ſchwer krank, von einem Dominikaner durch die Auslegung der h. Schrift gequält, was die Siener dem Predigerorden nicht verzeihen konnten. An ſeinen Aufenthalt knüpften ſich mehrere Legenden an, z. B. die von der Eiche, die aus einem vom h. Franz in die Erde geſteckten Stab herrlich heranwuchs und erſt 1612 verdorrte. Die Dominikaner beſaßen auch eine Kirche und ein Kloſter in Siena und waren geachtet, aber das Herz der Bevölkerung gehörte den Franziskanern. Ihrem dritten Orden traten viele Laien aus den niederen Schichten bei. Dadurch geſtärkt, konnten die Franziskaner ſpäter mit Erfolg gegen die regierenden Familien auftreten. Sie waren die erſten, welche in der Volksſprache predigten und italieniſche Kirchenlieder dichteten, die bald volkstümlich wurden. Sie bekämpften von Anfang an nachdrücklichſt den Wucher. Sie erhielten 1254 in Siena das Privileg der Inquiſition, behandelten es aber viel milder als die Dominikaner anderwärts.

Siena wurde im 13. Jahrhundert der Schauplatz der beginnenden erbitterten Kämpfe innerhalb des Franziskanerordens ſelbſt, die aus dem Gegenſatz zwiſchen dem Feſthalten an der gänzlichen Armut (bei Obſervanten und Spiritualen) und der milderen Auffaſſung, welche die dem Orden reichlich zuſtrömenden Mittel zur Erbauung prächtiger Kirchen und Klöſter und andere den Orden fördernde Zwecke zu verwerten ſtrebte (Konventualen), erwuchſen. Beſonders von den Obſervanten zweigten ſich bis ins 16. Jahrhundert immer neue Gruppen ab, ein Vorgang, den eben Fiſchart im Barfüßerſtreit verſpottete. (Weitere Ausſprüche Fiſcharts aus ſeinem Aufenthalt in Italien vgl. S. 473 und 487 f.).

Auch der Myſtizismus entwickelte ſich um 1250 zu Siena aus dem Franziskanerorden und wurde von Fra Hugo durch leidenſchaftliche Predigten und ſpäter von Jacopone da Todi durch gefühlswarme volkstümliche Dichtungen vertreten. Die Anhänger dieſer Richtung, die Sekte der Fraticelli, hatten ihren Hauptſitz in Siena unter dem Namen Bivochi oder Bighini und wurden als Ketzer verfolgt (Chledowski, S. 121—139).

Siena war auch ſpäter, beſonders im 16. Jahrhundert ein Herd häretiſcher Beſtrebungen, wozu auch deutſche evangeliſche Studenten viel beitrugen. Hier wurde Bernardino Ochino 1487 geboren und trat, nachdem er einige Zeit dem Franziskanerorden von der Obſervanz in Siena angehört hatte, 1534 in den Kapuzinerorden über, deſſen erſter Generalvikar er 1541 wurde. Da er ſich 1542 in Venedig offen zur Reformation bekannte, wurde er nach Rom vorgeladen, floh

aber nach Genf und wirkte hier, in Süddeutſchland, in London und wieder in der Schweiz als Prediger italieniſcher Gemeinden. Als Antitrinitarier aus Zürich ausgewieſen, wanderte er nach Mähren. In Auſterlitz ſtarb er 1564 an der Peſt. In Siena kamen auch die beiden Sozzini zur Welt, Lelio 1525 und deſſen Neffe Fauſto 1539. Lelio wandte ſich erſt rechtswiſſenſchaftlichen, dann theologiſchen Forſchungen zu. Da er Zweifel an der Dreifaltigkeit hegte, verließ er die Heimat und wanderte unſtät durch halb Europa; 1562 ſtarb er in Zürich. In dem gleichen Jahre kam ſein Neffe dahin und befeſtigte ſich durch das Studium des reichen literariſchen Nachlaſſes Lelios in der neuen konfeſſionellen Richtung. Noch 1562 kehrte er in die Heimat zurück und wirkte bis 1574, durch Ämter und Ehren ausgezeichnet am Hofe des Großherzogs Franz von Medici (Alſo während Fiſcharts Aufenthalt in Siena). Dieſe Stellung behinderte aber Sozzinis theologiſche Forſchungen, weshalb er (auch wegen der Verfolgung durch die Inquiſition) Italien für immer verließ. Er zog in die Schweiz, nach Siebenbürgen, ſchließlich 1579 nach Polen, wo er den Socianismus, eine beſondere Ausgeſtaltung des Unitarismus begründete. Dort ſtarb er 1604 (vgl. Real-Enzyklopädie für proteſtantiſche Theologie[3] 14, 256—260 und 18, 459—463).

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts iſt Minus Celſus in Siena geboren und wahrſcheinlich von Ochino in die Lehren der deutſchen Reformation eingeführt worden. Während der blutigen Verfolgung der Proteſtanten in Italien durch Pius V., 1569, floh er nach Graubünden, welches damals eine Zufluchtsſtätte von Vertriebenen aus aller Herren Länder war. Die daſelbſt zutage tretenden gehäſſigen Streitigkeiten zwiſchen den verſchiedenen Sekten und die immer mehr um ſich greifende hartherzige Geſinnung gegen Andersgläubige beſtimmte den milde denkenden Celſus, eine Schrift in italieniſcher Sprache abzufaſſen, die er, nachdem er ſich 1571 in Baſels ſchützende Mauern begeben hatte und bei ſeinem Landsmann, dem bekannten Verleger Peter Perna, Korrektor geworden war, der weiteren Verbreitung wegen ins Lateiniſche übertrug. Seine Disputatio: In haereticis coercendis quatenus progredi liceat wurde nach ſeinem Tode, und zwar wegen Bedenken des Verlegers erſt 1577 veröffentlicht. Fiſchart mochte in Siena von dieſen häretiſchen Beſtrebungen gehört haben und war darum vielleicht umſo mehr geneigt, den Wunſch Pernas zu erfüllen und dieſe Disputatio herauszugeben. Er verſah ſie auch mit einer umfänglichen lateiniſchen Vorrede[1]).

[1]) Vgl. Georg Schelhorn, Dissertatio epistolaris de Mino Celso Senensi. Ulm 1748. — Joh. M. Schröckh, Chriſtliche Kirchengeſchichte ſeit der Reformation 5, 188—193. — Vgl. meine Ausführungen über dieſe Disputatio in der Zeitſchrift für deutſche Philologie 45, 422 f.

2. Siena und ſeine Univerſität im 16. Jahrhundert.

Die uralte etruſkiſche Ortſchaft Saena Julia wurde unter Auguſtus eine römiſche Kolonie. Ende des 12. Jahrhunderts erhielt Siena ein kaiſerliches Privileg auf Koſten der biſchöflichen Gewalt. Im Laufe des 13. Jahrhunderts übernahm Siena (Stadt und Gebiet), das im Kampfe mit Nachbarrepubliken, beſonders mit dem guelfiſch geſinnten Florenz erſtarkt war, die Führung der ghibelliniſchen Partei in Mittelitalien. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts war die Republik infolge dauernder Bürgerfehden dem Verfall nahe. Um dieſe Zeit warf ſich Pandolfo Petrucci zum Alleinherrſcher auf und regierte gerecht, aber nach ſeinem Tode 1512 begannen wieder die inneren Wirren. Im Jahre 1530 gelangte das Volk zur Herrſchaft. Karl V., der Siena als wichtigen ſtrategiſchen Punkt ſchätzte und als Reichsſtadt betrachtete, gab ihr 1542 eine neue Verfaſſung, bei der alle Parteien, auch der zurückberufene, vertriebene Adel gleichmäßig berückſichtigt wurden. Doch das alte Mißtrauen zwiſchen den verſchiedenen Parteien und den einander feindlichen Familien ließen Siena auch jetzt nicht zur Ruhe kommen. Die raſch wechſelnden ſpaniſchen Statthalter und die ſpaniſche Beſatzung hauſten übel in Stadt und Land und erregten wiederholt kleinere Erhebungen. Neben Spanien erſtrebten auch Frankreich, Toskana und der Papſt den Beſitz des Freiſtaates. Am 27. Juli 1552 überfielen Franzoſen Siena, beſetzten es mit Hilfe der Bevölkerung und vertrieben die Spanier. Doch anfangs 1553 begannen die Verſuche der Spanier mit Unterſtützung florentiniſcher Truppen zur Wiedereroberung des Gebietes. Da Ende 1553 ein großer Teil der ſpaniſchen Truppen zurückgezogen wurde, entſchloß ſich Herzog Coſimo I. von Toskana, allein vorzugehen. Die Leitung ſeines Heeres übergab er dem Marcheſe Marignano, der anfangs 1554 die Belagerung Sienas begann, welches ſich aber dank ſeiner günſtigen Lage, ſowie dem Todesmute ſeiner Bevölkerung und der Franzoſen unter der Führung Montlucs erſt am 21. April 1555 ergab. Obwohl der Stadt von Coſimo allgemeine Amneſtie zugeſagt ward, verließen ſie 435 Popolani und 212 Edle mit den Ihrigen und verlegten die Republik Siena nach Montalcino. Siena befand ſich jetzt in einer entſetzlichen Lage. Das Gebiet war völlig verwüſtet; die Maremma blieb für immer eine unfruchtbare Einöde. „Wo die Spanier ihren Fuß hingeſetzt, erloſch die Kultur!“ Tauſende von Bürgern und Bauern kamen in dieſen unheilvollen Jahren ums Leben, die Überlebenden gerieten in äußerſte Not.

Siena kam nun dem Namen nach unter die Herrſchaft Philipp II, der aber am 3. Juli 1559 unter drückenden Bedingungen Coſimo damit belehnte. Bis zum Ende dieſes Monats nahm der Herzog,

weil Frankreich im Frieden mit Spanien vom 3. April 1559 zu Cateau-Cambresis auf seine italienischen Pläne verzichtete, neben Montalcino auch die übrigen von Franzosen besetzten Ortschaften ein; nur die Häfen blieben vorderhand in spanischen Händen. Ende 1560 hielt sich Cosimo, ein Fürst von ungewöhnlichen Geistesgaben, voll Tatkraft und Gerechtigkeitssinn, einige Zeit in Siena auf, wo er freundlich aufgenommen wurde, weil man seine ernsten Bestrebungen zur Hebung von Stadt und Land anerkannte. Er schuf auch segensreiche Einrichtungen, welche im wesentlichen bis zum Erlöschen der Medici (1737) in Kraft blieben. Er bestellte einen Rat von 100 und eine Bahia daraus von 20 Mitgliedern, an denen die vier Parteien (Monti) gleichmäßig beteiligt waren. Doch der grundlegende Unterschied gegen früher war, daß keine wichtige Angelegenheit ohne die Zustimmung des herzoglichen Statthalters erledigt werden konnte. Siena und Toskana blieben auch unter der Regierung der Medici voneinander unabhängige Staaten und die alte Feindschaft dauerte noch weiter. Cosimo sorgte auch für die Vermehrung der Bevölkerung. Siena sank während des Krieges von 40000 auf ungefähr 8000 inzwischen gänzlich verarmte Leute herab. Doch nach dem endlich erreichten Frieden hob es sich anfangs der Sechzigerjahre schon auf 13000 und in den Achtzigerjahren auf 20000 Seelen (vgl. A. v. Reumont, Geschichte Toskanas 1, 166—233).

Das neue Aufblühen der Stadt kam auch ihrer Universität zugute. Die Anfänge des Studiums reichen in die Mitte des 13. Jahrhunderts zurück. Die ersten Nachrichten besagen, daß die Stadt um 1240 eine hohe Schule eröffnete und um 1250 Lehrkanzeln für Grammatik, Recht und Medizin errichtete. Innozenz IV. verlieh dieser Universität 1252 einige Freiheiten; 1262 nahm die Stadt die fremden Studenten in ihren Schutz. Ein einzigartiges Ereignis, besonders in Italien, fällt in das Jahr 1275, wo der Rat das Statut der Universität mit Umgehung der kaiserlichen und päpstlichen Autorität bestätigte; 1310 überwies er den Studenten mehrere Privilegien. Am 16. August 1357 verlieh Karl IV. der Universität das Recht der Promotion für Jus und Medizin und nahm sie in seinen kaiserlichen Schutz. Erst 1408 bestätigte Gregor XII. das kaiserliche Privileg, verlieh ihr das Promotionsrecht für Theologie, sowie einige Einkünfte und ernannte den Bischof von Siena zum Kanzler der Universität. Damit ward das Studium erst befestigt. Am 22. April 1459 verlieh Pius II. der Universität alle sonst an italienischen Hochschulen üblichen Rechte und Benefizien.

Die Freude am Disputieren wurde im 15. Jahrhundert auch in Siena zur Leidenschaft. Bis in die Schlafsäle setzte man die Kontroversen fort. Nach einer Verordnung von 1475 waren die Professoren

verpflichtet, gleich nach ihren Vorlesungen in Talar und Barett auf die Piazza zu gehen und dort öffentlich eine halbe Stunde zu disputieren. Im 15. und auch noch im 16. Jahrhundert ging es den Studenten so gut, daß sie die ganze Zeit bis zur Erreichung des Doktorgrades, fünf bis sieben Jahre hier verblieben. Ein heiteres, auch ausgelassenes und wüstes akademisches Treiben herrschte daselbst, und die Gemeinde sorgte, wie anderwärts in Italien, mütterlich für die Studenten. Neben dem Collegium Sapienza, einer seit 1404 für Scholaren bestimmten Pension, wohnten die Studenten in Privathäusern.

Siena leistete der Aufnahme des Humanismus in Dichtung, Kunst und Wissenschaft immer einen deutlichen Widerstand. Die Gründe dafür waren teils politische Erwägungen, teils Festhalten an den mittelalterlichen Überlieferungen, was dem Studium eine dauernde Stätigkeit verlieh. Freilich finden sich auch hier im 15. Jahrhundert Humanisten, die Gräzisten Francesco Filelfo und Mariano Socino, aus deren Schule der vollendete Typus eines Humanisten, Eneas Silvius de Piccolomini, und später der Geschichtsschreiber der Republik Agostino Dati hervorgingen. Aber eine humanistische Gelehrtenschule konnte hier wie anderwärts in Italien, schon des kräftigen wissenschaftlichen Individualismus wegen nicht entstehen; hingegen gingen aus humanistischen Bestrebungen zahlreiche wissenschaftliche und literarische Gesellschaften, Academia oder Congrega benannt, besonders zahlreich in Toskana und in Siena, hier im 16. Jahrhundert 23 Gesellschaften, hervor. Die bedeutendste war die um 1524 gegründete la grande zubenannte Academia degli Intronati, welche Fischart in der Geschichtklitterung zweimal erwähnt: „Es haben heut die newen Academien der Intronater vnnd Illustrater zu Siene vnnd Casale jhr Muster daher genommen," nämlich vom Spielverzeichnis (S. 268) und „die Senisch Academy à l'intronato" (S. 296).

Während in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Studium in Florenz und Pisa zurückging, wuchs der Ruf Sienas, wo um diese Zeit berühmte Gelehrte verschiedenster Wissensgebiete wirkten. Cosimo, der früh beabsichtigte, Siena in seinen Besitz zu bringen, hegte auch den Wunsch, daß die Scholaren seines Gebietes ihre Studien in Siena vollendeten. In diesem Sinne schloß er mit dem Freistaat am 10. März 1541 eine Capitulatio auf fünfzehn Jahre ab[1]).

* * *

In dem Zeitraum von der Aufnahme des Humanismus und des römischen Rechtes in Deutschland bis zum Dreißigjährigen Kriege

[1]) Denifle 1, 429—452. — Zdekauer. — Chledowski 2, 127—148. — De Angelis, Discorso storico sull' Università di Siena (2. ed. Siena 1840) S. 14 ff.

war die Zahl der deutſchen Studenten in Italien ungemein groß, beſonders an den Univerſitäten in Bologna, Padua und Siena. Im ausgehenden Mittelalter befanden ſich darunter überwiegend Söhne des Hochadels; im Laufe des 16. Jahrhunderts aber ſtieg die Zahl der Bürgerlichen raſch, beſonders aus dem Grunde, weil ſich inzwiſchen deren Wohlſtand gehoben hatte und wegen der inzwiſchen erfolgten Ausgeſtaltung eines juridiſch gebildeten Beamtenſtandes. Denn weitaus die meiſten Deutſchen widmeten ſich in Italien dem Rechtsſtudium, darunter auch Fiſchart, der ja ſpäter auch juridiſcher Beamter wurde.

In den Jahrzehnten um 1500 übte die älteſte italieniſche Univerſität Bologna noch immer wie in den früheren Jahrhunderten eine große Anziehungskraft auf die rechtsbefliſſene Jugend des Reiches, namentlich Oberdeutſchlands, und auch eine nachhaltige Einwirkung auf das deutſche Geiſtesleben überhaupt aus. Die meiſten bedeutenden Juriſten, Hiſtoriker, Politiker und Humaniſten, welche Deutſchland bis zur Reformation aufzuweiſen hat, finden ſich in der deutſchen Matrikel zu Bologna. Doch ſeit ungefähr 1540 wird dieſe Hochſchule aus ihrer bevorzugten Stellung durch Padua dauernd verdrängt und im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts in der Zahl deutſcher Studenten auch von Siena überflügelt.

In den deutſchen Nationsmatrikeln fand Luſchin (S. 2 f.) für Bologna in den Jahren 1546—1562 und (nach der zehnjährigen Lücke wegen des Auszuges der deutſchen Studenten) von 1573—1602 die Zahl von 2989 Juriſten, für Padua (1546—1630) 8672 und für Siena, wo die deutſche Matrikel erſt von 1573 an erhalten iſt, von da bis 1630 die verhältnismäßig größere Zahl von 6308 Juriſten. Weiters beſuchten von 1570—1579 Bologna deutſche Studenten überhaupt (auch Artiſten und Mediziner) in der Zahl von 498, Padua 1194, Perugia 41, Piſa 21 und Siena von 1573—1579 die für den kürzeren Zeitraum beträchtliche Anzahl von 559 bei durchſchnittlich 80 Immatrikulationen im Jahre. Zu Doktoren der Rechte wurden promoviert in Bologna von 1377—1630 ungefähr 1000, in Padua von 1523—1630 bei großen Lücken an 200, in Siena von 1485—1627 über 400 Deutſche[1]).

Die Gründe der um dieſe Zeit geringer werdenden Anziehungskraft der studii mater et domina lagen nicht nur im Mangel tüchtiger Rechtslehrer, ſondern auch darin, daß Bologna damals Hauptſitz der Inquiſition war, was für die meiſt evangeliſchen deutſchen Studenten eine große Gefahr bedeutete. Empört über die 1562 von dem päpſtlichen Legaten, der die Stadt regierte, an einigen deutſchen

[1]) Luſchin S. 4—7, 20. Die Zahlen, die Luſchin S. 20 erzielt, gelten für deutſche Studenten überhaupt, nicht nur für Juriſten, wie Knod a. a. O. S. 198 Anmerkung 5 irrtümlich angibt.

Studenten vollzogene Tortur, verließ die ganze deutſche Nation die ungaſtliche Stadt und zog nach Padua. Doch auch hier zeigten ſich alsbald bedrohliche Erſcheinungen. Die Bulle Pius' IV. vom 4. März 1565 machte die Erteilung des Doktorgrades von der professio fidei abhängig. Und da der Verſuch der Republik Venedig, die fremden Studenten von dieſer Verfügung zu befreien, mißlang, ſo verließen von dem halben Tauſend Fremder vierhundert Padua. Die von der deutſchen Nation geforderte Immunität vor der Inquiſition wurde erſt 1587 vom Dogen gewährt. (Luſchin S. 22 f. und 77. Knod S. 198 f. und 229.) Solche Fährlichkeiten ſind für Siena nicht belegt und auch unwahrſcheinlich. Die Inquiſition, welche hier ſeit 1566 ſtatt der früheren vier Inquiſitoren aus dem Minoritenorden ein einziger ausübte, handhabte man immer verhältnismäßig milde. Auch hatte die Republik Übergriffen geiſtlicher Gewalt zu ſteuern geſucht und Herzog Coſimo I. ſelbſt duldete keinen Fanatismus und ſchützte auch Ketzer vor Verfolgung. (Reumont a. a. O. 1, S. 130 ff.)

Dieſe Erſcheinungen, die kurze Zeit vor Fiſcharts Reiſe nach Italien fallen, mußten ihn und viele deutſche Studenten, auch engere Landsleute[1] von ihm beſtimmen, in Siena zu ſtudieren. Ein Haus des alten Straßburg im Schneidergraben hatte den Namen „Zu dem hohen Sien", das iſt die ſeit 1379 belegte deutſche Bezeichnung für die auf einem Berg erbaute Stadt. Es muß ein Beſitzer dieſes Hauſes in Erinnerung an ein erfolgreiches Studium in Siena ſeinem Hauſe dieſen Namen gegeben haben. Das deutet auch auf eine alte Überlieferung hin[2].

Wie an den übrigen italieniſchen Univerſitäten mit ſtarkem Fremdenzuzug fand auch in Siena ſchon im 14. Jahrhundert die Teilung der Studentenſchaft in zwei Körperſchaften ſtatt, die universitas citramontanorum, alſo der Italiener, die ſich ſpäter weiter teilt in Nationen nach den größeren italieniſchen Landſchaften und Staaten, und die universitas ultramontanorum, alſo der Fremden, die in einzelne Landsmannſchaften zerfällt. Beide Körperſchaften wählten für ſich je einen Vizerektor und gemeinſam den Rektor. Die deutſche Nation wählte für ſich auch ein Oberhaupt, den Konſiliar. Die Konſiliaren bildeten mit dem Rektor den akademiſchen Senat. An den meiſten italieniſchen Univerſitäten war die deutſche Nation ein Organ der Univerſitätsverfaſſung, nur in Bologna, Padua und Siena ein dauernder landsmannſchaftlicher Verband. In Bologna gelangten die deutſchen Scholaren ſchon gegen Ende des 13. Jahrhunderts zu einer

[1] Natürlich kann man Straßburger in Siena erſt von 1573 ab belegen. (Vgl. Knod, S. 224; 248 Anmerkung; 434; 437.)

[2] C. Schmidt, Straßburger Gaſſen- und Häuſernamen. Straßburg 1887 (S. 161 f.).

festen Organisation, in Padua erst gegen die Mitte, in Siena erst in den Sechzigerjahren des 16. Jahrhunderts.

Von der Geschichte und der Verfassung der deutschen Nation in Siena ist wenig bekannt. Die Verhältnisse dürften denen von Padua ähnlich gewesen sein, die Knod (S. 199—230) nach dem dortigen reichen archivalischen Nachlaß ausführlich vorführt. (Für Bologna vgl. Luschin 54—56.) Die Notwendigkeit, die für gemeinsame Zwecke der deutschen Scholaren bestimmten Einnahmen, Auslagen und Überschüsse zu verwalten, ergab die Gründung einer Nationskasse, aus der allmählich in Bologna, Padua und wahrscheinlich auch in Siena die Matrikel, die Statuten und die gesamte Organisation der Nation erwuchs. Jeder in Padua angekommene deutsche Student hatte sich in die Nationsmatrikel einzutragen, die vorgeschriebenen Gebühren zu bezahlen, sich eidlich zu verpflichten, den Satzungen der Nation nachzukommen, zuerst sein Recht bei ihr zu suchen, sich anständig zu betragen und schließlich in konfessioneller Hinsicht größte Zurückhaltung zu üben, um keinen Anstoß zu erregen. Das war wichtig, weil die Mehrheit der deutschen Nation um die Mitte des 16. Jahrhunderts dem evangelischen, und zwar zumeist dem Augsburgischen Bekenntnis angehörte. Die deutsche Nation galt hier, da sie auch die älteste und stärkste war, als die vornehmste. Sie hatte eine ausschlaggebende Bedeutung bei den allgemeinen Angelegenheiten der Universität und mehrere Privilegien.

Auch in Siena bildete die deutsche Nation eine Körperschaft für sich, und zwar spätestens seit der Mitte des 15. Jahrhunderts, weil den deutschen Scholaren bereits um 1470 die Barbara-Kapelle in der Dominikanerkirche mit der Grabstätte gehörte. Doch während des langen schrecklichen Krieges von 1552 ab verödete die Universität. Insbesonders fremde, also deutsche Studenten kamen nicht dahin, so daß sich die Nation auflöste und deren Grabstätte zerfiel. Erst 1557, mit dem Anschluß Sienas an Toskana und dem Beginn eines längeren Friedens besserten sich die Zustände an der Universität, zumal Cosimo I. in jeder Weise das Gedeihen dieser Hochschule, selbst auf Kosten der Schwesteranstalt Pisa förderte. Für das Jahr 1566 erfahren wir schon die Anwesenheit deutscher Studenten; 1569, also während Fischarts Studium, muß deren Zahl schon groß gewesen sein, weil sie die Renovierung ihrer Grabstätte veranlaßten; 1570 wird mit der Herrichtung der Barbara-Kapelle und der Erbauung einer neuen Gruft begonnen, in welcher von 1570—1591 vierzehn deutsche Studenten, nur aus dem Adel und Patriziat bestattet wurden. Die Studenten minderer Herkunft beerdigte man jedenfalls anderwärts. Dieselbe Scheidung finden wir ja auch in deutschen Matrikeln italienischer Universitäten jener Zeit, nicht nur in Siena, sondern auch in

Bologna und Padua. An der Spitze der Nation, deren Matrikel von 1573 geführt wurde, die auch eine Kasse, eine Bibliothek und ein, leider nur in dürftigen Resten erhaltenes Archiv besaß, stand ein Konsiliar und zwei Prokuratoren, welche aus den Mitgliedern für kurze Fristen gewählt wurden [1]).

3. Der Lehrbetrieb an den Rechtsfakultäten in Italien und die Professoren in Siena während Fischarts Studienzeit.

Das römische Recht erfuhr seit dem 12. Jahrhundert nach der Auffindung vollständiger Handschriften des Corpus juris civilis eine Neubelebung auf der Rechtsschule zu Bologna durch Irnerius und dessen Schüler, die sogenannten Glossatoren, welche in ihren Vorlesungen die alten Texte mit einer fortlaufenden Erklärung versahen. Ihre Tätigkeit ermöglichte es erst, eine Übersicht über den ausgedehnten Stoff zu gewinnen und ihre Erklärungen, welche Accursius Mitte des 13. Jahrhunderts in der Glossa ordinaria zusammenstellte, sind noch jetzt von Wert. Zur Erklärung und Erforschung des römischen Rechtes trugen auch die Postglossatoren an italienischen Universitäten im 14. Jahrhundert bei. Durch die zahlreichen Deutschen, welche in Italien Rechtswissenschaft studierten, wurde das römische Recht auch im deutschen Reiche vom 14. bis zum 17. Jahrhundert allmählich, und zwar fast ganz auf literarischem Wege, aber wegen des heftigen, zum guten Teil berechtigten Widerstandes nicht vollständig durchgeführt. Um 1500 gibt es an allen deutschen Universitäten eine geordnete und ständige Vertretung des römischen Rechtes (vgl. Georg von Below, Die Ursachen der Rezeption des römischen Rechtes. Historische Bibliothek. Bd. 19. München und Berlin 1905, S. 106 ff.).

An Stelle des frischen, befruchtenden Wirkens der Rechtswissenschaft im 12. Jahrhundert war aber im 13. eine geistlose, unfruchtbare Tätigkeit eingetreten. Das öffentliche Leben, die leidenschaftlichen Parteikämpfe in den italienischen Republiken wirkten ungünstig auf die Rechtswissenschaft ein. Und auch der Einfluß anderer Wissenschaften war für sie damals nicht ersprießlich. Von der Philosophie

[1]) Arnold Luschin von Ebengreuth, Grabstätten deutscher Studenten in Italien (Mitteilungen der k. k. Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale Neue Folge 13, S. VIII—XIX, XCIII—CII, CXXV—CXXVIII, S. X: Über die Wiederherstellung der Gruft. S. CXXIX f.: Vorrede zur deutschen Matrikel 1574. S. CXXX ff.: Auszüge aus Rechnungsbüchern. Luschin weiß im ganzen, auch außerhalb der Barbara-Kapelle 66 Gräber deutscher Studenten von 1474—1725 nach. Diese Abhandlung ist durchgesehen und ergänzt, doch mit Streichung des Anhangs in italienischer Übersetzung erschienen: I sepolcri degli scolari tedeschi in Siena (Bullettino Senese di Storia Patria. Anno III und V 1896—1898).

hat die Rechtswiſſenſchaft in dieſer Zeit nur die Dialektik übernommen und deren logiſche Formen und ſchulmäßige Beziehungen ſo überwuchern laſſen, daß man die Herkunft der darin verkleideten Rechtsbegriffe überſah, die ſachliche Erkenntnis verloren ging, und daß aus dem fertigen Gebrauch der Quäſtionen und Diſtinktionen der Schein der Wiſſenſchaftlichkeit über die Wertloſigkeit des Inhalts hinwegtäuſchte. Durch dieſen leeren Formalismus und das barbariſche Latein ſind die juriſtiſchen Werke des 14. und 15. Jahrhunderts ganz ungenießbar.

Die gleichmäßige immer mit denſelben Mitteln fortgeſetzte Methode mußte im Laufe der Jahrhunderte zu einer rein äußeren Kunſtfertigkeit führen; die immerwährende Wiederholung und Verarbeitung des Überlieferten hemmte jede ſchöpferiſche Kraft. Bei der mittelalterlichen Auffaſſung des unbedingten Glaubens an die Autorität mußte die analytiſche Exegeſe zu einer immer komplizierteren Zergliederung ausarten, die zuletzt zu einem in zwölf Stufen aufgebauten Typus führte. Und anſtatt des Textes wie früher, wurde im 15. und 16. Jahrhundert im ganzen nur mehr die Gloſſe erläutert, deren innerer Wert wohl das Studium erleichterte, die aber jetzt nicht mehr als Hilfsmittel, ſondern als Hauptſache betrachtet wurde. Die alte Gloſſe wurde immerfort vermehrt durch die Schriften der Cinus, Bartolus, Baldus und anderer namhafter italieniſcher Rechtsgelehrter, deren Meinungen, die ſogenannte communis opinio doctorum mit der Zeit der Autorität des alten Textes gleichgeſtellt wurde. Durch das Anſchwellen dieſer Kommentare war es nun nicht mehr möglich, wie früher das geſamte römiſche Recht, ſondern nur wahllos einige Abſchnitte daraus, und zwar mit einer zeitraubenden, geiſttötenden Weitſchweifigkeit zu erläutern. Das Studium der übrigen Quellen wurde dem Privatfleiß der Studenten, alſo dem Zufall überlaſſen. Im 16. Jahrhundert war es in Padua und wohl auch an anderen italieniſchen Univerſitäten üblich, daß die Studenten am Morgen, wenn keine Vorleſungen ſtattfanden, die wichtigſten Gegenſtände des Corpus juris civilis nach einem alphabetiſchen Handbuch ſtudierten.

Dieſe Lehrmethode benannte man im 16. Jahrhundert mos docendi Italicus. Sie galt damals noch als ſelbſtverſtändlich, nicht nur in ihrer Heimat, ſondern auch in Frankreich und Deutſchland, wo ſie wiederholt durch amtliche Erläſſe angeordnet wurde. Während aber in Frankreich und in Deutſchland gegen dieſe Methode bald tiefgreifende Gegenſtrömungen platzgriffen und ſie im Reich insbeſondere bis zum Beginne des 17. Jahrhunderts hauptſächlich durch die ſynthetiſche Methode verdrängt worden iſt, herrſchte der mos Italicus in der Heimat im allgemeinen noch zwei Jahrhunderte länger.

In dieſe trockene Exegeſe kam ſchon im 14. Jahrhundert ein friſcher Zug hinein durch die Disputationen, die allmählich über die

Vorleſungen ein Übergewicht erlangten, bei denen ſpäter das Prunken mit der Kunſt der Dialektik durch das methodiſche Eindringen in den Stoff verdrängt wurde und wobei das Talent, die Perſönlichkeit, die augenblickliche Erfindung nicht durch die Laſt der Überlieferungen verdrängt werden konnte.

Auch in Italien begann um 1500 ein langſamer Aufſchwung. Abgeſehen von der Vermehrung der Lehrkanzeln und dem raſchen Anwachſen der Veröffentlichungen auf dem Gebiete des römiſchen Rechtes wirkte der allgemeine Fortſchritt der geiſtigen Bildung auch auf die Rechtswiſſenſchaft günſtig ein. Die alte Methode gieng lange neben den neuen Beſtrebungen einher, ſo daß namhafte Gelehrte in ihrem Lehrbetriebe dem alten und in ihren Werken dem neuen Geiſte huldigten. Während im 15. Jahrhundert die Rechtswiſſenſchaft vom Humanismus unberührt blieb, ſelbſt bei Humaniſten, die neben philologiſchen auch juridiſche Schriften verfaßten, bemühten ſich bei Beginn der Neuzeit Politianus und Bologninus um den Text der Pandekten. Ulrich Zaſius, der in Tübingen durch italieniſche Gelehrte, namentlich durch Paulus de Cittadinis in das römiſche Recht eingeführt wurde, hat als erſter in Deutſchland den Humanismus mit der Erforſchung der Rechtsquellen verbunden. Ein anderer Schüler Cittadinis', Andreas Alciatus, wurde nach ſeiner Heimkehr aus Frankreich (1532) der Begründer der humaniſtiſchen Richtung in der Rechtswiſſenſchaft in Italien. Er lehrte in Bologna und dann in Paris und bot das Vorbild einer fruchtbaren Kritik der Quellen und einer klaren und knappen Darſtellung. Der berühmte franzöſiſche Rechtslehrer Jakob Cujacius, der an mehreren heimiſchen Univerſitäten und 1566 und 1567 in Turin wirkte, drang ſelbſtändig und ſcharfſinnig in den Geiſt des römiſchen Rechtes und brachte es gleichſam zu neuem Leben. Dem Wirken dieſer Männer, die in Italien den durch philologiſchen und ſynthetiſchen Gehalt ſich auszeichnenden mos docendi Gallicus eingeführt hatten, iſt es zu danken, daß man ſich auch hier im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts hie und da um den alten Text bekümmerte und ſowohl dieſen wie die Gloſſe auch für die Praxis zu Rate zog.

Erfriſcht und befruchtet wurde eben die Rechtswiſſenſchaft in Italien ſchon ſeit dem 14. Jahrhundert durch ihre regen Wechſelbeziehungen mit der Ausübung des landesüblichen Rechtes. Es war eine neue Beſtrebung von anderer Art als die ältere Arbeit der Gloſſatoren, auch zunächſt von geringerem Wert und Erfolg, doch hinreichend, um den Anteil größerer Kreiſe zu gewinnen, um die neu erſtandene Rechtswiſſenſchaft weiterzuführen und bis zur allgemeinen Wiedergeburt der Wiſſenſchaften lebendig zu erhalten. Bologna verlor damals den Vorrang als Rechtsſchule gegenüber Piſa, Perugia, Padua und Pavia, die jetzt um den erſten Rang wetteiferten.

Der Humanismus und die Philoſophie brachten der Rechtswiſſenſchaft in Italien wegen des fehlenden inneren Zuſammenhanges wenig Nutzen. Aber die Romaniſten dieſer Zeit waren nicht nur Gelehrte, ſondern auch Praktiker. Für ſie war die Herſtellung eines kritiſchen Textes bei weitem nicht ſo wichtig, als die Ausgeſtaltung eines im Leben anwendbaren Rechtes. Eine feine Kaſuiſtik erſchien ihnen darum als höchſte Stufe ihrer Leiſtungen und gerade im 16. Jahrhundert wurde in Italien die Kaſuiſtik beſonders reich ausgebildet. Die Kommentatoren gaben jetzt nicht nur Theorie, ſondern nahmen auch Rückſicht auf das geltende Recht. Die Lehrtätigkeit an den italieniſchen Univerſitäten weiſt jetzt einen ausgeſprochenen praktiſchen Zug auf. Da die Advokaten, Richter, Beamten es nicht verſtanden, mit ſolcher Kenntnis und Genauigkeit ſchwierige Fälle zu prüfen und darüber zu entſcheiden wie die Gelehrten, ſo wurden dieſe von geiſtlichen und weltlichen Höfen wie von Gerichten um Gutachten angegangen. Dieſe meiſt überaus lehrreichen Konſilien bedeuten bei vielen Rechtsgelehrten jener Zeit den Gipfel ihrer Lehre und wiſſenſchaftlichen Tätigkeit. Die italieniſchen Romaniſten haben ſich nie vom römiſchen Rechte ganz losgeriſſen, aber ſie haben es unter Beibehaltung ſeiner Technik mit den Rechtsgewohnheiten ihrer Heimat und Zeit in Übereinſtimmung gebracht. Gerade im 16. Jahrhundert bildete ſich durch ihr Wirken ein italieniſches Recht aus, das nicht im Gegenſatz zum römiſchen Recht, ſondern von dieſem ausgehend ſich zu einer davon verſchiedenen Form entwickelt hat. Dieſe Beſtrebungen zeigen einen großen einheitlichen Zug von ganz moderner Phyſiognomie[1]).

In dem gleichen Zeitraum findet auch bei der wiſſenſchaftlichen Behandlung des kanoniſchen Rechtes eine lebendige Wechſelwirkung zwiſchen Univerſitäten und Papſttum, zwiſchen Wiſſenſchaft und kirchlicher Geſetzgebung ſtatt. Aus den Bedürfniſſen beider vollzog ſich die Fortbildung des Kirchenrechtes. Der frühere Gegenſatz zwiſchen Romaniſten und Kanoniſten war ſchon im 15. Jahrhundert faſt ganz geſchwunden. Wiederholt ſind jetzt Profeſſoren des kanoniſchen Rechtes hervorragende Zivileſten. Darum nehmen auch jetzt die Kanoniſten die praktiſche Lehrmethode an und Humanismus und Textkritik kommen etwas ſpäter auch dem Kirchenrechte zugute. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts iſt der Fortſchritt beſonders merkbar. Im Jahre 1563 erſchien der letzte Anhang zum Corpus juris canonici, die Inſtitutiones von Lancellotti. Und da im Decretum Gratiani und anderen Texten Fehler, Verſehen und Fälſchungen entdeckt wurden,

[1]) Friedrich Karl von Savigny, Geſchichte des römiſchen Rechtes 6, 1—24. 402—410. — Stintzing, 1, 102 ff.; 367 ff. — V. Brugi, Giureconsulti italiani del secolo XVI. (Archivio giuridico 70, 247—270. S. 264 „I nostri studi avevano un carattere eminentemente pratico".)

berief Anfang der Sechzigerjahre Pius IV. eine Kommiſſion von Kardinälen und Gelehrten zur Ausarbeitung einer kritiſchen Ausgabe des Corpus juris civilis, die 1582 in Rom erſchien. (G. Tiraboſchi, Storia della letteratura italiana. Nuova edizione 7, 1050—1055.)

Zu dieſer Entwicklung ungefähr iſt alſo die Rechtswiſſenſchaft und ihr Lehrbetrieb in Italien angelangt, als Fiſchart nach Siena kam. Was nun insbeſonders die Rechtslehrer daſelbſt betrifft, ſo konnte ſich dieſe Univerſität mit Bologna und Padua nicht meſſen. Gleichwohl beſaß die Siener Rechtsſchule im 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts einen großen Ruf. In dieſer Zeit waren die Lehrkanzeln auch hier zum großen Teile ein Vorrecht altheimiſcher Geſchlechter. Berühmt wurden darunter beſonders die Piccolomini und die Soccini. Mariano Socinus, der Ältere, deſſen vielſeitiges Wiſſen und gründliche Rechtskenntnis von ſeinem Freunde Pius II. gerühmt wurde, lehrte in ſeiner Heimat bis zu ſeinem Tode, 1467. Sein überaus begabter, aber gewalttätiger Sohn Bartholomäus war bis 1471 in Siena und dann an anderen Univerſitäten Profeſſor. In ſeiner Exegeſe zog er gelegentlich klaſſiſche Schriften heran; als Lehrer fand er den größten Zuſpruch und erzielte einen außerordentlichen Ruf. Sein Neffe Marianus der Jüngere[1]) lehrte in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Siena und anderwärts römiſches Recht und erzog bedeutende Schüler, beſonders Guido Pancirolus. Der Einfluß dieſer Juriſten war ſo nachhaltig, daß noch lange die Schule oder Überlieferung Sociniana auch über Siena hinaus angewendet wurde. Wie ein Vorläufer der neueren Rechtsſchule erſcheint Joh. Caccialupi mit ſeinem Tractatus de modo studendi (1476).

Einer der bedeutendſten italieniſchen Rechtsgelehrten ſeiner Zeit, der Mailänder Philipp Decius, ein Gegner Bartolemeo Socinos und Alciatis, lehrte in Siena von 1484—1487 kanoniſches Recht und dann auch nach ſeiner Rückkehr von Piſa ungefähr von 1528 bis zu ſeinem Tode (1535) römiſches Recht. Er ſchrieb tüchtige Kommentare, ſeine Hauptſtärke aber lag in geiſtreichen und ſchlagfertigen Disputationen, wobei er in mehrſtündigen Reden alle Gegner beſiegt haben ſoll. Die auf älteren Gewohnheiten beruhende, ſehr unzweckmäßige, von Decius 1517 für Piſa etwas gebeſſerte Studienordnung übertrug er auch auf Siena, wo ſie dauernd beibehalten wurde. Darnach ſollte man während eines vierjährigen Kurſus für römiſches Recht aus jedem Teile der Digeſten nur wenige Titel erklären. Ähnliches wurde auch für das kanoniſche Recht feſtgeſetzt. (Savigny a. a. O. 6,

[1]) Sein Sohn und Enkel waren die oben S. 469 f. erwähnten Häretiker Lälius und Fauſtus.

297—308; 322—342. De Angelis, Biografia delli Scrittori Sanesi 1, 266 f.). Mit und nach Decius las auch der 1555 verſtorbene Claudio Tolomei römiſches Recht. Von ihm ſind einige kleineren juriſtiſchen Schriften erhalten; vor allem aber widmete er ſich als Dichter und Philologe der heimiſchen Volksſprache, insbeſondere dem Toskaniſchen.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts rangen an der juridiſchen Fakultät in Siena verſchiedene Richtungen und perſönliche Beſtrebungen miteinander: die Methode Sociana neben dem Lehrziel von Decius, Verſuche, beide Syſteme miteinander zu verbinden, alſo Feſthalten an den alten Überlieferungen und Autoritäten in ausgeſprochenem Gegenſatze zu Alciat; ſpäter Verquickung der Philoſophie mit dem Rechte und vorübergehende Verſuche zur Einführung der neuen Methode.

Von der Eroberung Sienas 1555 an bis 1570 ungefähr fehlen genauere Angaben über die damals tätigen Profeſſoren. Weder De Angelis, noch Tiraboſchi, Roſſi, Jöcher-Adelung und Michaud teilen mit — und konnten es wohl auch nicht — von wann bis wann die von ihnen genannten Gelehrten an der dortigen Univerſität wirkten. Doch kommen für Fiſchart höchſtwahrſcheinlich in Betracht je zwei Vertreter zweier alter Siener Patriziergeſchlechter, von denen beſonders die Benvoglienti durch Jahrhunderte dem Staate und der Wiſſenſchaft treue Dienſte leiſteten.

Girolamo Benvoglienti, Profeſſor des römiſchen Zivilrechtes, war der Lehrer der hervorragenden Rechtsgelehrten Aleſſandro Turamini und Francesco Accarigi, was auch für die Tüchtigkeit des Lehrers ſpricht. Er gründete 1577 die Academia de Filomati, die raſch emporblühte, und verfaßte mehrere Bücher, von denen aber nur wenige gedruckt wurden. Er ſtarb um 1605. Turamini rühmt ſeinen praeceptor in ſeinem auch das Naturrecht und die Philoſophie des Rechtes behandelnden Werke Ad rubricam pandectarum de Legibus libri tres (II. cap. 10 Nr. 13): non tantum legibus studium totius philosophiae conjungens, nihil est tam arduum et difficile quod non assequatur intellectu, ut obscuriora Jurisconsultorum responsa fere omnia proprio splendori germana interpretatione restituerit, tum vero Senis omnes ab huius saeculi barbarie ad puriorem ac nitidiorem dicendi modum revocaverit, sed etiam morum probitate . . . refulget. Und als „faticoso e sublime ingegno" beurteilt ihn Ugurgeri[1]).

[1]) Luigi De-Angelis, Biografia degli scrittori Sanesi 1, 94. — P. Roſſi, La prima cattedra di Pandette nello studio Senese (Studi Senesi 1905 S. 7 u. 10). — L. Rava, Turamini (Studi Senesi 5, 117—185).

Da Turamini 1579 in Siena zu leſen begann, muß er ſchon anfangs der Siebzigerjahre Benvoglienti gehört haben und ſo kann auch Fiſchart 1568 auf 1569 deſſen Schüler geweſen ſein.

Profeſſor für kanoniſches Recht war Fabio Benvoglienti, Giureconsulto di molto credito, aber auch Polyhiſtor. Neben großen Werken auf ſeinem eigentlichen Gebiete, beſchäftigte er ſich mit der Rhetorik des Ariſtoteles, überſetzte ſeines Ahnherrn Bartolommeo Geſchichtswerk De origine et antiquitate Senarum urbis ins Italieniſche und verfaßte lateiniſche, griechiſche und italieniſche Dichtungen. Er ſtand im Briefwechſel mit Minus Celſus und Pietro Aretino. Da er noch mit Claudio Tolomei — alſo in den Fünfzigerjahren — befreundet war und da er ſeine Schriften zwiſchen 1560 und 1580 veröffentlichte, muß er ſozuſagen Fiſcharts Lehrer geweſen ſein[1]).

Celſo Bargagli, Dottore irrefragabile e sicuro wurde in ſeiner Heimat Advokat und übernahm die Lettura für römiſches Recht. Von 1578 ab hielt er Promotionsreden, muß alſo inzwiſchen Ordinarius geworden ſein. Auch Bargagli hatte Accarigi zum Schüler. Sein Hauptwerk, das wahrſcheinlich aus Vorleſungen erwachſen iſt, Tractatus de Dolo wurde nach Celſos Tode von deſſen Bruder Scipione (1604) herausgegeben[2]). In ſechs umfänglichen Büchern wird der Stoff mit Heranziehung der Quellen des römiſchen und kanoniſchen Rechtes, der Kommentare und der damaligen Rechtſprechung gründlich behandelt. Es galt für das beſte Werk dieſes Gebietes[3]). Aus dem Titel und der Vorrede dieſes Werkes ergibt ſich, daß Bargagli in Siena und ſpäter viele Jahre in Macerata die ordentliche Lehrkanzel für römiſches Recht inne hatte. Doch die Jahre des Antritts dieſer Lehrkanzeln ſind nicht angegeben. Höchſtwahrſcheinlich aber iſt es nach allem, was wir von ihm wiſſen, daß er bereits vor 1570, alſo während Fiſcharts Studienzeit Vorleſungen abhielt.

Sein Bruder Girolamo Bargagli war einige Jahre (alcuni anni) Profeſſor für römiſches Recht in Siena[4]). In ſeinem in Siena

---

[1]) De-Angelis a. a. O. 1, 92—94. — Tiraboſchi a. a. O. 7, 1250 f. — Ch. G. Jöcher, Allgemeines Gelehrten-Lexikon. Fortſetzung von Adelung 1, 1691 f.

[2]) Die erſte Ausgabe, Hanau 1604 (Wien, Hofbibliothek 39 N 11) enthält im Anhang die 20 von Bargagli zu Siena und Macerata gehaltenen akademiſchen Reden; in der zweiten, Nürnberg 1700 (Prag Univerſ.-Bibliothek 25 C 85) fehlen ſie.

[3]) De-Angelis 1, 64—66. Roſſi, Pandette S. 7, 10, 19.

[4]) De-Angelis 1, 67—69 und 187. — Die Angabe bei Jöcher-Adelung (1, 1430) und Michaud, Biographie Universelle (3, 97), daß Bargagli 1586 geſtorben ſei, widerſpricht der Mitteilung De Angelis, daß Großherzog Ferdinand I., der erſt 1587 den Thron beſtieg, Bargagli zum Auditore della Ruota in Florenz ernannt habe.

(1572) erſchienenen Dialogo de givochi, che nelle vegghie Sanesi si usano di fare[1]) beſchreibt er 130 Geſellſchaftsſpiele und gibt

[1]) In meiner Beſprechung von Rauſchens Diſſertation (Euphorion 18, 491—498) erwähnte ich Wendelers kurzen Hinweis (Archiv für Literaturgeſchichte 7, 348 f.) auf Bargaglis Dialogo als Quelle für Fiſcharts Spielverzeichnis. Inzwiſchen fand ich Gelegenheit, dieſes mit dem Dialogo zu vergleichen. Am Anfang dieſes Buches gibt Bargagli eine Liſte von 130 Spielen. Keinen von dieſen Spielnamen hat Fiſchart im Original herübergenommen, wie es hingegen ſo oft mit Rabelais' Spielen der Fall war. Der einzige italieniſche Name bei Fiſchart Contemonte (260 links) findet ſich nicht bei Bargagli, wohl aber hat Fiſchart daraus über 30 Spielnamen genau oder frei verdeutſcht, meiſt, der Vorlage entſprechend, ſie mit dem Artikel im Genitiv eingeleitet und alle erſt in die zweite Ausgabe (1582) aufgenommen. Fiſchart (259 links) Des Schultheiſſen: Bargagli: Del podesta. — (260 rechts) Der Girlande: Delle ghirlande. — Des Andres (ſcherzhaft für) Dell Andreoccia. — Der Liebhell: Dell inferno amoroso. — Des Friden machens: Della pace. — (261 links) Des gröſten betrugs: Delle furberie und Degl Inganni. — Des Spitals der Narrn: Dello spedale de pazzi. — (261 rechts) Des beitens on Reden: Delle parole et de cenni. — (262 rechts) Der krippel vnd Lamen: Delli storpiati. — (263 links) Des ernſten Schulmeiſters: Del maestro di scuola. — Der Hofämpter: Della corte del principe. — Deß Artzets: Del medico. — (263 rechts) Das Handwerck außſchreien: Del gridare un arte. — Deß Teuffels Muſic: Della musica del diavolo. — (264 links) Deß Bilgramſteurens: Del Pellegrinaggio. — (264 rechts) Deß Venus Tempels: Del tempio di Venere. — Deß böſen, das es gut werd: Del male, che bene ci metta. — (265 links) Der Verzäuberin: Delle Incantatrici. — (265 rechts) Der Hoffarben des Scheidens: De Colori und Della Partenza. — (266 rechts) Der Träum: De sogni. — Deß beichtens (und 267 links) Der Sünden buß: De falli et delle penitenze. — (268 links) Der ſchmach vnd raach: Delle ingiurie und Delle vendette. — Der Newe (!) Zeitung beim Bronnen: Delle nuove del forno. — Des Promouirens inn der Lehr der Lieb: Delle pruove fatte in amore. — Der Heimlichkeit: Dell segreto. Fiſchart hat auch Bargagglis Beſchreibung der Spiele benützt. Er hat für einige Spielnamen die vollſtändige Form der Regeſten verdeutſcht. Bei den obigen zwei Fällen, wo er je zwei Spielnamen der Vorlage zu einem zuſammenzieht, ſtehen dieſe in der Beſchreibung hintereinander (Bargagli 93 f. und 102). Er hat ferner zwei Zuſätze zu ſeiner Verdeutſchung der Beſchreibung entnommen: (262 rechts) Das A b c reimen: Del A B C (was Bargagli 131 als Reimſpiel bezeichnet). — (265 rechts) Der vnverſtändtlichen ſprachen: Delle lingue (als Nachahmung des babyloniſchen Turms erklärt). Es iſt möglich, daß Fiſchart noch andere Spielnamen aus Bargaglis Dialogo benützte, aber bei ſeiner willkürlichen Art iſt es nicht immer ſicher feſtzuſtellen.

Durch dieſes Buch wurde er wahrſcheinlich veranlaßt zu den Titeln in ſeinem Catalogus catalogorum (C 5ᵃ): „Theses de Puellamore, disputatae in Academia Senensi, per Madonnam Camillam, in offenem Frawenzimmer freiopponentiſch" und in der Geſchichtklitterung 1582 (S. 20) „Theſes im Frawenzimmer zu disputieren fürgelegt".

Bargaglis Dialogo benützte noch Georg Philipp Harsdörffer für ſeine Frauenzimmer-Geſprechsſpiele. Nürnberg 1641—1649 (vgl. Gervinus, Geſchichte der deutſchen Dichtung⁵ 3, 378 f.).

Zu Fiſcharts Spielverzeichnis in der Geſchichtklitterung wäre noch zu erwähnen: Joh. Bolte, Zeugniſſe zur Geſchichte unſerer Kinderſpiele (Zeitſchrift des Vereins für Volkskunde 19, 381—415), wo die Nachwirkung einiger Spielnamen Fiſcharts erwieſen wird.

davon ausgehend geiſtreiche Betrachtungen über Religion und Lebensführung, die einen klaren Einblick in die italieniſche Kultur jener Zeit eröffnen. Dieſe Spiele wurden von vornehmen Damen und Herren geſpielt, wobei die Damen durch Geiſt, Witz und Beredſamkeit zu glänzen trachteten. Wahrſcheinlich geſchah dies in der Academia Intronata, deren Mitglied Bargagli war. Sein Dialogo zeigt eine reife Darſtellung und eine große Beleſenheit in der klaſſiſchen und der neueren italieniſchen Literatur. Ganz jung kann er alſo damals nicht mehr geweſen ſein und alſo auch ſchon vor 1570 Vorleſungen gehalten haben. Seinen feſten Wohnſitz hatte er damals jedenfalls in Siena, ſonſt hätte er auf das Titelblatt des Dialogo nicht ſtatt des Familiennamens ſeinen Geſellſchaftsnamen der heimiſchen Akademie Del Materiale Intronato geſetzt. Viel ſpäter — nicht vor 1587 — wurde er Beiſitzer des Gerichtshofes in Florenz. Seine Komödie La Pellegrina erſchien zu Siena 1589. Juridiſche Schriften hat er nicht veröffentlicht.

* * *

Nun müſſen die erſten drei Verſe des Barfüßerſtreites näher betrachtet und erläutert werden:

Da ich in Welſchland war vor Jaren
Zu Senis, etwas zuerfahren,
Da mein ſtudieren zu vollenden.

Schon Wackernagel (S. 17 f.) meint mit Recht, daß man die Angaben „vor Jaren“ und „mein ſtudieren zu vollenden“ nicht buchſtäblich nehmen dürfe. Der Barfüßerſtreit iſt von 1570 auf 1571 entſtanden. „Vor Jaren“ ſtreng genommen wäre der Anfang der Sechzigerjahre. Da Fiſchart 1546 zur Welt kam, hätte er ja allenfalls 1562 oder 1563 die Univerſität Siena beſuchen können, denn es kam ja damals oft vor, daß 16-, 17jährige ſich an Hochſchulen immatrikulieren ließen, aber zunächſt natürlich für die Artiſtenfakultät. Doch einerſeits begann in Siena, wo Stadt und Land in den langen Kriegen bis 1555 ſchrecklich gelitten hatten, erſt von 1566 ab ein Zuzug fremder Studenten (vgl. oben 475), anderſeits beſuchten damals Deutſche italieniſche Univerſitäten hauptſächlich der Rechtswiſſenſchaft, auch der Medizin wegen, denn in den philoſophiſchen Wiſſenſchaften konnte man damals in der Heimat viel mehr lernen als in Welſchland. So hörten z. B. von Straßburgern von 1567—1600 in Padua 54 Rechtswiſſenſchaften und von 1569—1600 daſelbſt nur 24 zuſammen Philoſophie und Medizin (Knod a. a. O.). Da ich zu erweiſen verſucht habe, daß Fiſchart 1567 zu Paris baccalarius artium und 1568 zu Straßburg magister artium wurde (Euphorion 20, S. 537 ff.) und aus den eben genannten Gründen kann er ſich erſt 1568 nach Siena begeben haben.

Nun muß der ſcheinbare Widerſpruch in Fiſcharts Ausſage über ſein Studium in Siena erklärt und behoben werden „Zu Senis etwas zuerfahren, Da mein ſtudieren zu vollenden".

Er wollte alſo hier „etwas" lernen, wozu in der Heimat keine Gelegenheit vorhanden war. Alſo das kanoniſche Recht, von dem an der Straßburger Akademie nur ein kleiner Teil und das in Baſel überhaupt nicht vorgetragen wurde, ferner das römiſche Recht nach der beſonderen Lehrmethode der Italiener. Da er außerdem von einer Vollendung ſeiner Studien ſpricht, ſo muß er hier unbedingt zu einem vorläufigen Abſchluß ſeiner Studien gekommen ſein, und zwar muß er die laurea di legge (wie die Bezeichnung damals in Siena und in Italien überhaupt lautete), alſo das Baccalaureat beider Rechte erworben haben, was ja damals eine unerläßliche Vorbedingung für die Erlangung des Doktorhutes war. Da weiters die Straßburger Akademie damals noch nicht das Recht beſaß, Baccalaureate der höheren Fakultäten zu erteilen und Fiſchart in Baſel kurze Zeit nach ſeiner Immatrikulation Doktor beider Rechte wurde (vgl. unten), iſt es ſozuſagen ſicher, daß er in Siena die laurea di legge erhielt.

Das Baccalaureat war in Siena und Pavia ein eigener akademiſcher Grad, während man anderwärts in Italien damit Scholaren bezeichnete, welche beſtimmte Vorleſungen hielten, um den Bedingungen der Promotionsordnung zu entſprechen. Luſchin (S. 64) nimmt nur Pavia davon aus, aber Zdekauer (S. 82) ſagt ausdrücklich, was insbeſondere für Fiſcharts Studiengang ſtimmt, daß auswärtige Studenten nach Siena kamen per aggiungere al magistero nelle Arti la laurea di Legge. Gewiß hatte Fiſchart nicht die Abſicht, in Siena das juridiſche Doktorat zu machen, denn dazu, auch zur Erreichung der Lizenz hätte er mehrere Jahre dort verbringen müſſen. In Bologna waren ſechs Jahre zur Erwerbung des Doktorats für das kanoniſche Recht (in decretis oder decretorum) und weitere ſieben Jahre und im achten Jahre die vorgeſchriebene Vorleſung eines Baccalars für das Doktorat aus dem römiſchen Recht (legum oder in legibus) Bedingung. Später wurden Erleichterungen gewährt, beſonders, wenn man das Doktorat utriusque juris ablegte, was um 1500 allgemein üblich wurde. In Siena währte ſchon um 1476 nach Caccialupis Studienordnung die Friſt zur Erwerbung des Doktorates beider Rechte nur fünf Jahre. Auch die Taxen waren damals noch ziemlich hoch, obwohl ſie im 16. Jahrhundert verringert wurden. Um 1432 betrugen die Taxen für Rigoroſum und Promotion in Bologna $62\frac{1}{2}$ Dukaten in Gold, um 1560 in Padua höchſtens 50, in Bologna 32—40, in Siena ungefähr 34 Goldkronen. Mit den üblichen Ehrengeſchenken und dem Doktorſchmaus waren die Auslagen immerhin recht hoch. (Luſchin, S. 43, 64—79, 81 f., Zdekauer, S. 85 und 99.)

Gewiß hatte Fiſchart nie den Ehrgeiz, Rechtsgelehrter zu werden. In der Rechtswiſſenſchaft hat er ja nie etwas geleiſtet, obwohl er ſich mit zwei Werken, die zum Teil in dieſes Gebiet hineingehören, beſchäftigt, den Malleus maleficarum herausgegeben und Bodins Démonomanie verdeutſcht und mit umfänglichen, doch nicht juridiſchen Zuſätzen verſehen hat. (Euphorion 4, 1—16 und 251—261.) Die im Titel und der Vorrede der „Fünfzehen Bücher vom Feldbaw" (1587) in Ausſicht geſtellten „colligirten Feldbaw Rechten vnd Landſitz Gerechtigkeit" wurden nicht veröffentlicht und waren nur „Collectaneen", aus Fachſchriften zuſammengeſtellte Leſefrüchte und „Obſervationes", wahrſcheinlich praktiſche Beobachtungen in ſeiner Stellung als Amtmann zu Forbach. Aus Widmungen ſeiner Schriften entnehmen wir, daß er ſich ſchon früh eine Stellung als Amtmann erwünſchte. Hiefür war juriſtiſche Vorbildung erforderlich, doch nicht das Doktorat. Es gibt genug Amtleute am Ausgang des 16. Jahrhunderts und ſelbſt in Fiſcharts Schwägerſchaft, die nicht Doktoren waren. (Vgl. Knod a. a. O. 16, 616.)

Wenn alſo Fiſchart in Siena noch nicht an ein Doktorat dachte — es dauerte ja noch hübſch lange, bis er es erreichte — ſo muß er wirklich auch bei der Abfaſſung des Barfüßerſtreites die Meinung von der Vollendung ſeiner Studien gehabt haben.

Es iſt alſo nach den übrigen Lebensdaten Fiſcharts ſicher, daß er ſich, wie es auch bei der Mehrzahl der damals in Italien ſtudierenden, den Doktorgrad nicht anſtrebenden Deutſchen der Fall war, nur kürzere Zeit, zwei bis höchſtens vier Semeſter in Siena aufhielt.

Daß ſich Fiſchart daſelbſt mit dem kanoniſchen Recht und beſonders eingehend mit der Kirchengeſchichte und den Schriften der führenden Scholaſtiker beſchäftigte, erſehen wir bereits aus ſeiner Erſtlingsdichtung, dem Nacht Rab (1570), wo er förmlich mit ſeinem neu erworbenen Wiſſen prunkt, nicht nur mit ſeinen Kenntniſſen aus der griechiſchen Grammatik, ſondern vor allem mit denen aus der katholiſchen Theologie. Und, was in ſeinen ſpäteren Dichtungen nicht wiederkehrt, er ſetzt hier gelehrte Anmerkungen hinzu, eine beſonders umfängliche zu V. 555 ff. über die Frage der Prieſterehe mit Anführung der Tripartita Historia (einer von Theodoritus, Sozomenus und Sokrates aus Konſtantinopel verfaßten Kirchengeſchichte), mehrerer Konzilsbeſchlüſſe und Entſcheidungen nach dem kanoniſchen Rechte. Er erwähnt päpſtliche Dekrete und Dekretalen und ganze Reihen von Kirchenvätern und Scholaſtikern (vgl. Fiſcharts Dichtungen, hg. v. Kurz 1, 9; 12; 17 f.; 35 uſw.; Anmerkungen S. 258—275).

Einzelne Schriften der Kirchenväter wurden am Straßburger Gymnaſium geleſen. Hingegen waren hier und an den proteſtantiſchen Univerſitäten Deutſchlands die ſcholaſtiſchen Schriften verpönt; Fiſchart konnte dieſe hauptſächlich in Paris und Siena kennen lernen.

Von Siena her kannte er wahrſcheinlich auch die italieniſchen Bezeichnungen für die Martern und Strafen der Inquiſition (Nacht Rab V. 1719 ff.). Angeführt unter den Gefahren in Rom:

Strapecorda vnd Bastada,
Andare di notte perla strada,
Die hefftig Inquisition.

Strapacorda von strapata di corda, d. h. Aufziehen mit dem Seil; Baſtada von bastonata, Schlag mit dem Stock. Andare di notte per la strada, wörtlich: nachts durch die Straße gehen. Dieſe Redewendung hängt nicht mit der Inquiſition zuſammen. Dieſes „nachtgehen" iſt aber gefährlich wegen der Raufhändel und ſonſtigen Unfugs, der damit verbunden war. Das gaſſatim (gaſſatum, gaſſaten, gaſſen) gehen (hauen, hauieren, treten), nachtſchwärmen uſw. hauptſächlich der Studenten war damals in vielen Städten verboten und wurde ſtrenge beſtraft. (Vgl. Geſchichtklitterung 271, 7 f.)

Ob ſich Fiſchart in Siena auch am „feuchtfröhlichen" Studentenleben beteiligte? In der Heimat war er beſtimmt ein trinkfeſter Student, ſonſt hätte er nicht in ſeiner Trunkenlitanei eine echte und rechte Studentenkneipe ſo lebendig ſchildern können (vgl. Euphorion 20, 502 f.). Zwei Ausſprüche von ihm weiſen geradezu auf italieniſche Trinkſtuben hin. Im Dominici Leben erzählt er eine von ihm ſtark ausgeſchmückte Legende. Danach trafen Dominikus und ſein Ordensbruder Berchtram auf einer Fußwanderung deutſche Pilger, „gar gut Geſellen", welche beide Mönche zu einer Zeche einluden und ſie hiebei lehrten, „Wie man auff teutſch zutrinken ſol". Dominikus ruft nun aus (V. 2077 f.):

„Ich trinck à vostra Seignoria
Stah gar von questa compagnia!"

Alſo in deutſch-italieniſchem Gemiſch: Ich trinke auf Euer Herrlichkeit. Der zweite Vers iſt vielleicht beabſichtigtes Kauderwälſch, denn „ſtah gar" läßt ſich weder deutſch noch italieniſch erklären. Der Sinn iſt möglicherweiſe: Achtung vor dieſer Geſellſchaft. Die zweite Stelle (Geſchichtklitterung 153, 6 f.), in der Trunkenlitanei, iſt ganz verſtändlich: „Landsmann trinck, trinck mein, Compan, Curaſche, Boneſchere. Allegremente. Jo prinde à vostra Signoria." (Allegremente erſt 1582 hinzugefügt.) Alſo: Kamerad, Mut, Guten Abend. Munter. Ich trinke auf Euer Herrlichkeit! Die vom Schriftitalieniſchen abweichenden Formen in beiden Stellen entſprechen der mundartlichen Ausſprache, wie ſie eben Fiſchart in Italien hörte.

Die deutſchen Studenten in Italien dürften danach in ihre Trinkſprüche aus Scherz italieniſche Ausdrücke und Redewendungen übernommen haben.

* * *

Es iſt auffällig, daß noch im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts ſo große Scharen deutſcher Studenten und Fiſchart mit ihnen nach Italien zogen, obwohl damals die Rechtswiſſenſchaft an deutſchen Univerſitäten glänzend vertreten und nach vielen Richtungen Italien vorausgeeilt war. Die Gründe für dieſe ſeltſame Erſcheinung ſind einerſeits die Macht der Gewohnheit, „die launiſche Göttin Mode", die hiebei ausnahmsweis lange anhielt, dann einige uns Deutſchen eingefleiſchte Eigenſchaften, Wiſſensdurſt und Wanderluſt, aber auch ſträfliche Bewunderung fremder Sitte, ſchließlich und vor allem die noch am Ausgang des 16. Jahrhunderts von Panciroli als die herrſchende und allein richtig bezeichnete zur Virtuoſität ausgebildete alte Methode der Dialektik, beſonders die Kaſuiſtik der Italiener, der ſich die Deutſchen nicht gewachſen fühlten und welche diesſeits der Alpen in der Praxis viel länger herrſchte, als in der Wiſſenſchaft. (Luſchin, Grabſtätten, a. a. O. S. CXXX ff. und Stintzing 121 und 523.)

In dieſer Zeit aber zeigt ſich merkbar die Unzufriedenheit der deutſchen Studenten mit dem mos Italicus. Ihre Forderungen werden erſt Ende der Siebziger- und Achtzigerjahre erfüllt, doch die Bewegung hebt gewiß ſchon Ende der Sechzigerjahre, alſo während Fiſcharts Studienzeit an. In Deutſchland hat inzwiſchen die Rechtswiſſenſchaft erfolgreich ganz neue Wege beſchritten. Seit den Zwanzigerjahren bemühten ſich ſelbſtändige Geiſter mit Vermeidung der italieniſchen Gloſſen und Kommentare in das Verſtändnis des alten Textes einzudringen, dieſen von ſcholaſtiſchen Umarbeitungen zu befreien und in der urſprünglichen Form herzuſtellen, eine wiſſenſchaftlichere und fruchtbarere, von der Philoſophie erhellte ſyſtematiſche und ſynthetiſche Methode durchzuſetzen, ſowie den Bedürfniſſen des heimiſchen Rechtslebens mehr und mehr Beachtung zu ſchenken.

Darum beſchwerten ſich die deutſchen Studenten darüber, daß das römiſche Recht more Italico per quaestiones et auctoritates recentiorum Jurisconsultorum erklärt werde und ſie verlangten eine eigene Lehrkanzel für Pandekten, wie ſie an deutſchen Univerſitäten ſeit langem beſtand, ſo z. B. in Baſel und Wittenberg ſeit 1537. In der Tat wurde in Padua 1578 mit der Bemerkung: eodem modo fit in publicis Germaniae Gymnasiis eine ordentliche und in Bologna von 1588 auf 1589 eine außerordentliche Lehrkanzel für Pandekten errichtet. In Siena war die Errichtung einer ordentlichen Lehrkanzel einbegriffen in der gründlichen vom Großherzog Ferdinand I. am 6. Oktober 1589 erlaſſenen Riforma intorno allo Studio di Siena, wo es in der Begründung heißt: perchè con molta ragione si desidera in gratia anco dei SS^{i} Tedeschi ... che si leggano le Pandette, farassi eletione ... di un Pandettista

ordinario und weiters wird im Gegensatz zu dem bisherigen Lehrbetrieb betont: in particore dovrà essere obligo del Pandettista lo stare in tutto e per tutto al testo. Der erste Vertreter dieser Lehrkanzel, Franz Accarisius, ist diesen Forderungen glänzend nachgekommen und hat dadurch auch ein stärkeres Zuströmen deutscher Studenten veranlaßt. Doch konnte auch er auf die Dauer an der neuen Methode nicht streng festhalten. Er mußte sich doch einigermaßen dem in Siena seit langem bräuchlichen von Decius geregelten Lehrbetriebe anbequemen und die neue Methode mit dem alten Stamm des mos Italicus verbinden, zumal er selbst die Institutionen seit 1581 ganz in der alten Weise vortrug. (Rossi, Pandette S. 3—20, Brugi a. a. O. S. 267.) (Schluß folgt.)

Johann Balthasar Schupp.

Neue Beiträge zu seiner Würdigung

von Carl Vogt in Bonn.

(Nachtrag zur Bibliographie.)

(Schluß.)[1]

37a. 1650, Okt. 28.

Epicedion für Johann Adolf Fabricius (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 291).

MONUMENTUM SEPULCHRALE *VIRO Admodum Reverendo & Clarissimo* DNO. M. **JOHANNI ADOLPHO FABRICIO** Poëtæ Laureato ingeniosissimo & Archidiacono in æde D. Jacobi vigilantissimo .... ex hoc querulo & calamitoso semper ægrotantium Nosocomio, in æterna perpetuò triumphantium palatia cum spe futuræ & lætissimæ ressurrectionis inter ardentissima Uxoris, unici filii & duarum filiarum effusa suspiria Anno 1650. die Simonis & Judæ 28. Octobris ætatis 59. Ministerii 36. evocato. Pii adfectus & singularis Condolentiæ testificandæ studio erectum A Collegis Adfinibus & Amicis. HAMBURGI, Typis Jacobi Rebenlini. [in 4°; Expl. der Commerz-Bibl. Hamburg].

[Blatt 3 a b.]

FAbrici, Collega mihi, sed tempore parvo,
Perquàm lecte, fugis terrea claustra soli:
Tam citus immundi tetrique ergastula mundi
Deseris? Et raperis cœlica ad astra poli?
Enthea Scripturæ debebas dogmata diæ
Ulterius terris proposuisse malis.

---

[1]) Vgl. oben, S. 103 ff.

Verúm aliud visum SUPERIS, Ad busta vocatus
Corpore, Divino Numine, busta petis.
Spiritus ast animæ volitat gemantia ad arces,
Venerat unde prius, limina sidereas.
Pro sacris Pario tumulum de marmore clarum,
Fas fuerat meritis constituisse tuis.
At jam præpedior multarum pondere rerum,
Quò minus hîc valeam, quod voluisse velim.
Sed monumenta brevi statuam tibi perpete Cippo
Mox alia, & laudes connumerabo tuas.
Interea Salve, turbis addicte beatis
Anglorum. Salve, perpetuumque vale.
Scilicet & tempus veniet, tellure solutos
Cum sistet junctos æthere Jova bonus.

Dum Collegæ, amico, Vicino, & Confeßionario meo honoratißimo, Cippum Romano more, in templo Jacobæo erigendum, parabam, at per concatenata negocia alia hâc vice perficere non poteram, qualiacunque hæc raptim apponebam, calamo festinante

Jo. Balth. Schuppius S. Th. D.
Eccles. Hamb. ad D. Jacobi
Pastor.

Der Verstorbene war Schupps Diakon, und der Pastor dachte wohl daran, ihm eine Gedächtnisrede zu halten und sie drucken zu lassen oder ein Epitaphium zu errichten; doch ist nichts der Art erhalten. (Über Fabricius vgl. Fabricius: Memoriæ Hamburgenses II, S. 887 ff.)

37 b. 1650, Nov. 24.

Epithalamion für Landgraf Ludwig VI. von Hessen-Darmstadt (zu Euphorion Bd. XVI, S. 291).

De / felicissimo nexu & amplexu, / **HOLSATIÆ, / atque / HASSIÆ,** / gaudium & applausus / Jo. Balthasaris Schuppij, Gissâ Hessi, S. Th. D. quon- / dam Professoris Marpurgensis, nunc Eccl. Ham- / burgensis ad D. Jacobi Pastoris. / (Strich) / HAMBURGI, Typis GEORGII PAPENII. / Anno M. DC. L. [4 Blatt in 4°; Expl. der Gr. Hof-Bibl. Darmstadt].

Ad Sereniß. & Potentiß. Principem ac / Dominum, Dominum / **FRIDERICUM,** / Ducem Holsatiæ, Hæredem Norvvegiæ &c.

PRinceps inclyte, regiumque germen,
Affecti FRIDERICE cura fida cœli,
Quem Germania nostra, quem remotæ
Demisso venerantur ore gentes;
Quem Phœbus colit, atque Pindus omnis,
Quem pulchro vehit ad poli cacumen
Curru Gloria nescio resolvi:
Princeps inclyte, quæso da loquenti,
Da mitis veniam, calent repente,
Calent pectoris intimi recessus,
Cor exastuat, exsilitque lingua.

Huc omnes patrias ciere Musas,
Huc quodcunque meis subinde Cattis,
Aut unquam cecini, vocare vellem,
Si voto nimio liceret uti:
Dum *Princeps* tibi *Nata* LUDOVICO
Pari traditur, *Hassicæque* nostræ
Domus Cimbrica jungitur vicissim:
Et non gratuler, & precer perenni
Nexu stemmata tanta colligari,
Ac porrò magis & magis? profectò,
Non unquam mihi gratulationes,
Non unquam mihi plura vota vellem.

Princeps optime, Teutonumque lumen
Sole clarius, *ô Marite Felix!*
O felix Pater! [O] socer beate!
En tuæ Cytheræa læta pompam
Adducit MARIÆ! Thoro parato
Accurrit bona Juno. Quanta *Nata* est,
Et quantus *Gener!* ille LUDOVICUS
Jam ducit MARIAM! Favete fata,
Fave sol melior, favete stellæ,
Et undis Theti plaude utrinque totis!

Longum vive, precor, Virago princeps,
Princeps Filia, Principisque Sponsa,
Et felix thalamum occupa beatum:
Quam virtus beat invidenda Divis,
Quam firmat vegetæ calor juventæ,
Quam formæ nitor absolutus æquam
Dianæ facit, elegansque morum
Trigæ gratia comparat venustæ.
Heros inclyte LUDOVICE vive,
Heros Patrie, nostra spes amorque,
Sanguen Martis, & innubæ Minervæ,
Orbis delicium, decusque sæcli.
Et felix thalamum occupa beatum,
Florentem casiaque floribusque
Et cunctis Arabum bonis fluentem.
O feliciter exigatis ævum.
Divûm progenies datura Divos!

At verò FRIDERICE, cui benigni,
Indulgentia Numinis laborat,
Gaude gaudia, quanta jure debet
Princeps optimus, optimus maritus,
Et felix Pater & socer beatus.
Princeps maxime, regiumque germen,
Affecti FRIDERICE cura fida cœli!

An den Durchleuchtigen Hochgebohrnen / Fürsten und Herrn, / **H. Ludwigen,** / Landgraffen zu Hessen, Grafen zu Catzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain, Nidda, Isenburg, und / Büdingen ꝛc. / Meinen Genädigen Fürsten und Herrn.

Erfahrung bringt es mit, so unsre Bäume grünen,
Wird es den Vögelein zu ihrer Freude dienen:
Geht es den Fürsten wohl, so sieht der Unterthan
Sein Feld und Eigenthum mit frohen Augen an.
Sind unsre Bäum entläubt, so wird man mehr von Raben
Und anderm Raubgeschlecht als süsse Singer haben:
Geht es dem Fürsten schlecht, so sieht der Unterthan
Sein Feld und Eigenthum mit trüben Augen an.
So wünschet denn umb diß den Fürsten Blüht und Leben,
Weil derer grünen uns kan Safft und Schatten geben,
Weil ihr verschwächen uns viel Sorg' und Schmertzen giebt,
Wird ihre Krafft befugt, gewündschet und beliebt.
Wünscht ihrer Liebe Glück, ein glückliches befreyen
Das unsre Fürsten thun, kan manches wol gedeyen
Dem Volck und Lande seyn. So sol ein jederman
Der sich in ihrer Pflicht zu seyn erkennen kan,
Vor ihrer Liebe Glück an Gottes Liebe flehen.
Was Fürsten hat man nun vor Bräutigams zu sehen?
Bevor vom SachsenBluht, O Hochbeglückter Greis
Von Sachsen, der sein Bluht in solchem wachsen weis!
Dort freyen Christian und Moritz seine Söhne,
Hier seiner Tochter Sohn der Tochter Tochter Schöne
Von allen Tugenden die Fürsten zugehört,
O GOtt beliebter Greis, der sich also vermehrt,
Was seiner Söhne Ruhm, was ihrer Liebsten Tugend,
Was Fürstliches Gemüth und angenehme Jugend,
In solchen allen sey, mach' eines andern Hand
Die unser Deutsch beschirmt, zu seiner Zeit bekand.
Ich wil bey meinem Herrn und Fürsten Ludwig bleiben,
Und auff sein FreudenFest mit frohen Augen schreiben.
So grosse Gnad Er mihr bewiesen hat, so hat
Mein Hertze grossen Fug die höchste Majestat,
Vor sein und seiner Heyl, mit Eyfer anzuflehen,
Und durch diß kleine Blat in derer Zahl zustehen
Die ihm den besten Wundsch zu thun nicht lassen kan.
Trieb seine Gnad auff mich mein Hertze schon nicht an
Ihm solchen Wundsch zu thun, so thät es seine Liebe,
Die ihn von Jugend auff an diese Leuthe triebe,
Die weiser Sinnen sind. Er ist auch so ein Fürst,
An dem du Tapfferkeit und Weißheit sehen würst.
O schöne FürstenAhrt die weise Leuthe liebet,
Und selbst auff allen Fall ein weises Urtheil giebet.
Bey weisen wird man weis. Ein solcher Herr sei Ihr,
Fürst Ludwig. Tretet auf in eurer bästen Ziehr
Und singet Ihm sein Lob ihr süssen Castalinnen,
Singt seiner Liebsten Zier Ihr schönen Charitinnen,
Ihr Parcen, die ihr uns das thun vom Leben spinnt,
Weil solches Fürsten Blut von Weißheit gros zerrint.
So tretet auf den Platz, und saget diesen Beyden,
Ein langes Leben zu, von Frieden und von Freuden:
Gieb, Liebe, deine Hand, das ihre Liebes Glut,
Wie nu, stäts bleiben sol, verspricht das sich Ihr Blut
Von Jahr zu Jahren hin mit Freuden sol vermehren.
Ein jedes lasse sich zu eurem bästen hören,

Ich thu das meine mit, und zwar biß in mein Grab,
Weil ich es ſchuldig bin. Lebt Adlers Alter ab
Und ſehet mittler Zeit ein Anzahl ſchöner Printzen,
Aus eurem Bluth erzeugt, die eueren Provinzen
Zu gutem Troſte ſind. Regiert in guter Ruh,
Es fall euch alles Glück auff allen Ecken zu.
GOtt ſey auch eure Burg. Sitzt unter Palm und Reben,
Die ihre Luſt und Frucht in groſſer Mänge geben.
Es ſtehe Fried und Recht, es ſtehe Lieb und Treu,
Es ſtehe Krafft und Macht Euch und den Euren bey,
Es geh' Euch wie Ihr wündſcht. Was diß und jenes Leben
Beſeeliget, das ſol, das wol euch JEſus geben.
Was eures Stammes iſt, was unter eurer Macht,
Was ferner etwan mag von euch ſeyn auffgebracht,
Dis alles ſey und bleib im Frieden, Glück und Segen,
Und dem Gewaltigſten von Hertzen angelegen.
Dis wündſcht Euch, deutſcher Fürſt, in deutſchgereimter Sprach,
Aus deutſchem HertzensGrund ein treuer Deutſcher nach.

Chor der Caſtalinnen.

Liebe, lieber Sohn und Fürſt, liebe, das aus deinen Lenden
Deines gleichens Frucht entſteh, uns das Hertze zuzuwenden.
Alſo ſol der Helicon,
Wider in der Blüthe ſtehen:
Alſo ſol die Lorbeer Krohn
Uber deinen Scheitel gehen.
So ein Fürſten Sinn, als du, gegen uns, uns Caſtalinnen
Die wir dieſe Jahre her mehr von Thränen lieſſen rinnen,
Als von Worten, macht uns neu,
Wandelt unſer Leid in Lachen,
O der Himmel ſteh' euch bey!
Uns noch gröſſer froh zu machen.

Chor der Charitinnen.

Unſer ſind nicht mehr alß drey, kom du ſchöne Princeſſinne,
Unſers Ludwigs Ehe-Gemahl, ſey die vierte Charitinne,
Wir ſind freundlich ſchön und zart,
Gott und Welt-beliebter Jugend,
Haben aller Tugend Ahrt:
Du haſt gleiche Zier und Tugend.
Zeuge ſolcher Ahrt ſo viel, als der lieben Caſtalinnen,
So ſind unſer mit der Zeit drey und zehen Charitinnen,
Bring' auch ſo viel Printzen auf
Die ſich deinem Fürſten gleichen,
Alſo wird der Tugend hauff,
Alle Laſter überreichen.

Chor der Parcen.

oder Lebens Spinnerinnen.

Spinnet, Schweſtern, Spinnet hier einen langen Lebens Faden,
Sonder Schwäche, ſonder Knopff. Es ſoll alles wol gerahten

Was diß FürstenBlut beginnt,
Spinnet ihm ein langes Leben,
Spinnet liebe Schwestern spinnt.
GOtt wird das Gedeyen geben.
Hundert Jahre sind zu kurtz, reisset reisset dessen Faden
Der bey GOtt ein Eckel ist, und den Menschen nur zu schaden.
Diesen aber setzet an,
Die der Himmel hoch beliebet,
Welchen Herr und Unterthan
Ein geneigtes Hertze giebet.

Vnter andern vielfältigen Geschäfften, aus unterthänigem patriotischen Hertzen eylends vberschickt
von
J. B. Schuppio, D.

ENDE.

Hier lagen für Schupp mancherlei Verbindlichkeiten vor. Ludwig VI. war der Thronerbe seines angestammten Fürstenhauses, dem er viel zu danken, und von dem er noch Gehalt aus der Zeit seiner Marburger Professur zu fordern hatte. Wahrscheinlich ist er auf Grund seiner Gratulation zu den Einzugsfeierlichkeiten in Darmstadt eingeladen worden und hat zum Ausgleiche seiner Ausstände bei der Universität die Nutznießung des fürstlichen Hofgutes bei Wiesecк erhalten. (Vgl. Beitr. zur hess. Schul- und Univ.-Gesch. II, S. 113 ff., 191 ff., 196 f., 216 f., 224 f.; Unterr. Student, HZug, S. 237; Streitschriften I, S. 102 f.) Ludwig VI., geboren am 25. Januar 1630, studierte 1643—1645 in Marburg. Er heiratete am 24. November 1650 die Tochter des Herzogs Friedrichs III. von Holstein-Gottorp, Marie Elisabeth, die Schwester der Königin Hedwig Eleonore von Schweden, und unterhielt politische Beziehungen zu diesem Lande. Dieser Umstand dürfte mit eine Erklärung für Schupps Schwedenfreundlichkeit sein. Ludwigs Mutter Sophie Eleonore und die seiner Gemahlin, Herzogin Marie Elisabeth von Holstein, waren Schwestern, Töchter des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen. Der junge Landgraf war Mitglied des Palmenordens, hatte eine Vorliebe für geistliche deutsche Gesänge und fertigte selber in den Jahren 1649—1656 eine metrische Übersetzung der Psalmen an. (Vgl. Beitr. z. hess. Schul- und Univ.-Gesch. II, S. 174; Rommel: Geschichte von Hessen V, S. 816; VIII, S. 16; IX, 1, S. 446; Histoire généalogique de la maison souveraine de Hesse, Strasbourg 1819, 1820, II, S. 164, 168). Über die Hochzeit in Gottorp, die Reise nach Hessen, die Einzugsfeierlichkeiten in Gießen am 22. bis 24. Februar 1651 sowie in Darmstadt am 26. Februar bis 4. März berichtet ausführlich das ‚Theatrum Europæum' VI (von 1663), S. 1202^{b}—1204^{a}.

37c. 1650, um Nov. 26.

Gelegenheitsgedicht für Johann Rist (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 291).

Neüer Himlischer Lieder Sonderbhares Buch .... Außgefertiget und hervorgegeben von Johann Rist. Lüneburg, Bei Johann und Heinrich, die Sterne. Anno M.DC.LI [in 8°; Expl. der Univ.-Bibl. Bonn].

[Blatt Biij] III.

An den WolEhrwürdigen, Edlen / und hochgelahrten / **Herren Johann Risten, Käiserlichen** / gekrönten Poeten, der Hochlöblichen / Fruchtbringenden Gesellschaft Anver- / wanten, und wolverordneten Pastoren / zu Wedel.

SO noch einmahl, mein Riſt! der Geiſt der Eüre Sinnen
Beherſchet, feiret nicht. Gleich wie ein Waſſer quilt
Und wann es iſt erſchöpft, von neüem wird erfüllt,
So iſt es hie bewant. Es reitzet ein Beginnen
Das ander ſtetes an. Der Strom der Pierinnen
Iſt bei Eüch, wie er fleüſt: Er oder deſſen Bild,
Daran kein Unterſcheid. Komt Durſt? Er wird geſtilt:
Komt er noch eins, Herr Riſt wird uns Erquikkung gönnen
Und immer, immer fort. Es iſt genug bekant,
Was Edler Riſt an Eüch, der Himmel hat gewandt,
Der woll' uns Dürſtigen Eüch ferner lange laſſen:
Drauff gieſſet immer fort: daß auch nach uns die Welt
Dardurch ergetzet werd! O, dem es nicht gefält,
Muß, was uns in der Hitz' erfriſchen kan, auch haſſen!

* * *

In Eil, in groſſer Eil hab Ich mein Riſt geſchrieben
Den Abriß meiner Pflicht. Es faſſet kein Papier
Und keine Feder trinkt, daß alles was in Mir
Von Liebe gegen Eüch, und diſes Buch geblieben.

Unter vielen verdrießlichen Geſchäften, ſchikt es ſeinem hochgeehrten Freünd und wehrten Bruder in Chriſto Hertzwolmeinentlich

Johann Balthaſar Schupp, der H. Schrifft Doctor, diſer Zeit Paſtor der Kirchen zu Sanct Jakob in Hamburg.

Riſts Zuſchrift zu dem Buche iſt vom 20. Dezember 1650 datiert; desgleichen das Urteil des Flensburger Generalſuperintendenten; dasjenige des Hamburger Seniors D. Johannes Müller dagegen vom 26. November. Ungefähr in dieſelbe Zeit wird auch Schupps Gedicht fallen, der vorher bereits von Riſt Epicedia beim Tode ſeiner erſten Frau empfangen hatte. (Vgl. Euphorion XVI, S. 14.)

37d. 1651, März, 8./13.

Epicedion für Margar. Eliſab. Schultetus (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 291).

Piæ, exactæque matrisfamilias singulare exemplar **MARGARITA ELISABETA** Nata Calendis Januarii anno Christianæ Æræ CIↃ.DC.XIIX ... Nupta IIX. Cal. Decemb. ann. CIↃ.DC.XLIV. Viro Rev. & Doctiss. Dn. M. JOACHIMO SCHULTETO, Ecclesiastæ apud Hamburgenses Jacobéo ... defuncta octavo Idus Martij ann. CIↃ.DC.LI ... Cujus, cùm corpus exanime in ædibus Jacobéis tertio Idus Martij ... honoratè monimento traderetur, beatissimam memoriam colebant, & de morte desideratissimæ conjugis superstitem *Dn. Collegæ, ac Amici consolabantur.* TYPIS MICHAELIS PIPERI. [in 4°; Expl. der Commerz-Bibl. Hamburg; darin als Nr. 3:]

UXoris casum luges, SCHULTETE, beatæ,
Quæ festinata morte perempta cadit.
Quid verò? pia mors, præceps licet, optima mors est,
Non hîc discrimen tempora mortis habent.

Tu merito, Collega doles, fletuque madescis,
Sic tamen, ut justo fine modoque fluat.
Omnia quæ miseris unquam solatia præstent,
Jam SCHULTETE tenes, nec monitoris eges.
Nunc facto præstante doce, quo turba dolendûm
Exemplo discat fortior esse tuo.

Reverendo Domino Collegæ suo condolens
mittebat inter alia negocia
JO. BALTHAS. SCHUP, S. Th. D. Eccles.
Hamb. ad D. Jacobi Pastor.

Schultetus (Schultze) war damals Schupps jüngster Diakon. (Vgl. Fabricius: Memor. Hamb. II, S. 887—889.)

1656, nach Juli 4.
‚Der Sontägliche Spatziergang' (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 293).

In dem Nachworte zu seiner ‚Katechismuspredigt' (H, S. 217) sagt Schupp: „Was mich sonderlich am Sontag allhier eckele, wirst du sehen in meinem Sontäglichen Spatziergang, welcher neben andern unterschiedlichen Lateinischen und deutschen Tractätlein des nechsten Tages herfür kommen wird." Die Schrift ist nicht erschienen, und wenn Moller (II, S. 801 a. E.) diese Worte auf die Übersetzung ‚Der Geistliche Spatziergang' bezieht, so ist das ein Irrtum, weil diese einerseits nicht von Schupp selber herrührt und andrerseits von Hamburger Verhältnissen gar nichts enthält. (Vgl. Euphorion, Bd. XVI, S. 280 ff.)

38. 1652, Herbst / 1667 (zu Euphorion, Band XVI, S. 291).
Der bekehrte Ritter **FLORIAN.**

Wichtige Aufschlüsse über die erste Niederschrift und die Schicksale dieses Traktates ergeben sich aus dem in H fehlenden Nachworte der folgenden Schrift:

39. 1654, Jan. 30. (zu Euphorion XVI, S. 292).
Der Lobwürdge / **Löw**, /

Einem vorneh- / men Freund zu Ehren ey- / lend abgemahlet / Durch / JOH. BALTHASAR Schuppen / der Heil. Schrifft Doctorn / zu Hamburg. / (*Zierleiste*) / Gedruckt im Jahr, 1658. [Expl. der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel: 16 Blatt in 12^0.]

Wir haben hier einen Abdruck vor uns; die Erstausgabe dürfte nach damaliger Sitte und dem Nachworte zufolge in 4^0 gehalten gewesen sein. Das Datum ergibt sich aus des Adressaten Markus Pensin Biographie bei Schröder (VI, S. 19 f.). Über die Lesarten bei anderer Gelegenheit. Auf Blatt B iij — B 11^a ist ein „Braut-Lied" aus dem Jahre **1657** abgedruckt, über das weiter unten noch ein Wort zu sagen ist; vgl. Nr. 47 a. Aber der Einzeldruck enthält auf Blatt B—Bij^v auch noch ein in H fehlendes wichtiges Nachwort, das ich hier mitteilen möchte:

[B] An den Leser.

GUnstiger vielgeehrter Leser. Weil ich hier noch etwas Platz finde, muß ich bey Annahung der Franckforter Mess, dir dieses weinig zu wissen thun, daß ich für ungefehr anderthalb Jahren [Herbst 1652] im Saurbronnen zu Wildungen mich auffgehalten, und die Zeit zu vertreiben, ein Tractätlein auffgesetzt hab, genant das Papistische Plus ultra, darin ich remonstrirt, was der Pabst für Grieff

gebraucht hab, daß er sich zu einem Weltlichen Potentaten gemacht hab, und das Pabstthumb eine lauter Statisterey sey, wie die heutige Politici reden: daß alle Articul des Apostolischen Glaubens, welche dem Pabst nicht gedient haben, sich und seine Clerisey groß und reich zu machen im Pabstthumb [B^{v}] seyn unverfälscht blieben, die übrige hab er von Zeiten zu Zeiten gebogen zu seinem Zweck, und seyn alle Papistische Ceremonien und in GOTtes Wort nicht gegründete Lehren, lauter arcana politiæ Ecclesiasticæ, dadurch der gemeine Ley im Zwang gehalten werde: Und daß dieses viel gelahrte Papisten wol verstehen, und in vertrawlichen Discursen sich deßwegen expectoriren, allein sie sehen, daß das gantze Werck so an einander henge, daß sie sorgen, wann sie einen Stein weg thun wollen, so werde der gantze Babylonische Thurn sincken und übern Hauffen fallen. Dieses Tractätlein haben nicht allein viel grosse Herren, sondern auch viel gelahrte Leut zu Wildungen, Marpurg, Giessen und Franckfort gesehen, ich hab es auch in Römer zu [Bij] Franckfort geschickt, und in Catalogum setzen lassen. Nachdem ich aber vermeynt, ich wolt es in der Rück-Reise noch einmahl durchlesen, ist es mir entweder durch Nachlässigkeit meines Dieners [Famulus] oder durch andere Leut, davon ich groß Argwohn hab, abhanden kommen, wie unterschiedenen vornehmen Kaufleuten in Hamburg und Franckfort bekannt ist. Wiewol ich mich nun der Materien noch erinnere, und sie mit GOTtes Hülff bey guter Ruhe wieder auffsetzen wil, so bitt ich doch die jenige, welche bißher offt darumb geschrieben, sie wollen diesen Verzug nicht mir, sondern einem Unglück zuschreiben. Was meine scripta profana anlanget, die etlich mahl im Catalogo gestanden, davon hab ich offt Bedencken getragen, ob ich sie wieder wolle auffle- [Bij^{v}] gen lassen. Weil aber von unterschiedenen hohen Orten an mich begehret wird, daß ich sie wolle aufflegen lassen, oder sie sollen me inscio & reluctante wieder auffgeleget werden, und dann H[err]. D[octor]. Lüncker, Professor zu Marpurg, sich darzu erklärt, daß er sie ediren wolle, als lasse ich es endlich geschehen, und wird er selbst zeugen, was damals mein scopus gewesen, und daß es nicht ohn Nutz der Universität abgangen sey. Gehab dich wol.

T

SCHUPPIUS.

Die letzte Bemerkung bezieht sich auf die im „Volumen Orationum ... Francofurti 1659" zusammengefaßten lateinischen Reden, die einzeln 1655 und 1656 erschienen; vgl. oben, Band XVI, S. 247—249.

40. 1654/1657 (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 292 f.).

A^{1} Der Rachgierige und un- / versöhnliche / **LUCIDOR,** / Erinnert und ermahnt, / Durch / **ANTENORN,** / Einen Liebhaber der H. / Schrifft. / (*Zierleiste*) / Hamburg, / Gedruckt durch Christoff Demlern, / In Verlegung Zacharias Dosen. / Im Jahr M.DC.LVII.

[Exemplare der Kgl. Bibliothek zu Berlin (Diez 5891) und der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel (Deut. Litt. 289): 7½ unpaginierte Bogen in 12°: Titel mit Widmung auf der Rückseite; Blatt Aij—A8^{v} Zuschrift; A9—A12^{a} Lectori S.; A12^{v}—Hij Mitte: Text; Hij Mitte bis H6^{a} Nachschrift.]

A^{2} Der Rachgierige und un- / versöhnliche **LUCIDOR,** / Erinnert und ermahnt, / Durch / **ANTENORN,** / Einen Liebhaber der H. / Schrifft. / (*Zierleiste*) / Hamburg, / Gedruckt durch Christoff Demlern. / In verlegung Zacharias Doosen / Im Jahr M.DC.LVII.

[Exemplar der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, zusammengebunden mit der „Publica invitatio ... 1657" (vgl. unten Nr. 46): 8 unpaginierte Bogen in 12°: Titel mit Widmung auf der Rückseite; Blatt Aij—A8^{v} Zuschrift; A9^{a}—12^{a} Lectori S.; A12^{v}—H9^{a} Text; H9^{v}—12^{v} Nachschrift.]

B Der Rachgierige und un= / verſöhnliche / **LUCIDOR,** / Erinnert und ermahnt, / Durch / **ANTENORN,** / Einen Liebhaber der H. / Schrifft / (*Vignette*) / Gedruckt im Jahr, / 1658.

[Exemplar der Kgl. Bibliothek zu Berlin (Al 4792): 8 unpaginierte Bogen in 12°: Titel mit Widmung auf der Rückſeite; Blatt Aij—A8ᵛ Zuſchrift; A9ᵃ—12ᵃ Lectori S.; A12ᵛ—H8ᵛ Text; H9ᵃ—12ᵛ Nachſchrift.]

C Der / Rachgierige / und / unverſöhnliche / **Lucidor.** / Erinnert und ermah= / net durch J. B. Schupp. D. / (*Arabeske*) / Gedruckt im Jahr nach Chriſti / Geburt 1659.

[Exemplar im Privatbeſitze: 8 unpaginierte Bogen in 12°: Titel, Rückſeite weiß; Blatt A2ᵃ Widmung; A2ᵛ—A8ᵛ Zuſchrift; A9ᵃ—12ᵃ Lectori S.; A12ᵛ—H8ᵛ Text; H9ᵃ—12ᵃ Nachſchrift.]

H (S. 269—328) enthält einen nachläſſigen Abdruck aus B. — Der Inhalt iſt in allen Drucken derſelbe. Indem ich die Lesarten zurückſtelle — vielleicht finden ſich ja noch mehr Ausgaben — bemerke ich, daß unter dem Vorworte an den Leſer (H, S. 274) alle Einzelausgaben als Datum das Jahr 1654 haben. Dasſelbe ſetzt alſo nicht bereits die Hamburger Kämpfe voraus, ſondern Schupp ahnte ſchon damals den Zuſammenſtoß mit dem Miniſterium wegen des Stils und hielt wohl aus dieſem Grunde mit der Veröffentlichung zurück.

41. 1656, Juli, 4. (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 293).

B Gedenck daran / **Hamburg.** / Oder eine / Catechiſmus Predigt, / von dem dritten Gebot, / Am Freytag nach Mariæ Heimſu= / chung, Im Jahr 1656. in der Kirchen zu / St. Jacob in Hamburg gehalten, und zum / andernmal auff frommer Leute begeh= / ren in Druck verfertiget / Durch / JB. Schuppium D. / (*Arabeske*) / Hamburg / Bey Zacharias Doſen, / (*Strich*) / ANNO 1657.

[Exemplare der Kgl. Bibliothek zu Berlin und der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel: 4 unpaginierte Bogen in 12°: Titel mit Widmung auf der Rückſeite; Blatt Aij—Avᵃ Zuſchrift an die Alterleute; Avᵛ—D7ᵛ Text; D8ᵃ—12ᵛ An den Leſer].

C Gedenck daran / **Hamburg.** / Oder eine / Catechiſmus= Predigt, / von dem dritten Gebot, / Am Freytag nach Mariæ / Heimſuchung, im Jahr 1656. in der / Kirchen zu S. Jacob in Hamburg / gehalten, und auff frommer Leu= / te begehren in Druck / gegeben / Durch / J. B. Schuppium. D. / (*Arabesken*) / Leipzig, / In Verlegung Johann Barthol / Oehlers, Buchh. / Gedruckt bey Johan=Erich Hahn. / Im Jahr M DC LIX.

[Exemplar der Kgl. Bibl. zu Berlin (Al 4781): $5^1/_2$ unpaginierte Bogen in 12°: Titel; Blatt Aᵛ—Aijᵃ Widmung; Aijᵛ—Bijᵃ Zuſchrift; Bijᵛ—E8ᵃ Text; E8ᵛ—Fᵃ An den Leſer; Fᵛ—F5ᵃ Sendſchreiben an die Alter=Leute; F5ᵛ—6ᵛ Gedichte.]

H (S. 180—221) enthält einen nachläſſigen Abdruck aus C. — Die Erſtausgabe war mir noch nicht erreichbar; deshalb über die Lesarten ſpäter. Dieſe Schrift iſt eine der wenigen, an denen Schupp bei Neuauflagen Zuſätze und Änderungen vorgenommen hat.

42. 1656, Sommer / **1657,** Nov. 21. (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 293 f.).

A Salomo / Oder / Vorbild eines guten Re= / genten, aus den Eilff erſten Capituln des / erſten Buchs der Königen entworfen, und

an- / dern Gottsfürchtigen und sinnreichen Politicis / auszuführen und [so!] zu elaboriren / überlassen / von / ANTENORN einem Liebhaber / der H. Schrifft. / Hamburg, / Gedruckt bey Michael Pfeiffern, / (*Strich*) / Im Jahr 1657.

[Exemplar der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel: 134 + 60 unpaginierte Blatt in 12°: Titel mit Widmung auf der Rückseite; A2ª—A4ᵛ Zuschrift; Avª—M2ᵛ Text; 2. Teil: A—E7ᵛ Text; E8ª—11ª Nachschrift; Blatt 59ᵛ und 60 sind weiß.]

B SALOMO, / Oder / Regenten-Spiegel, / Vorgestellt / Aus denen eilff ersten Ca- / pitulen des ersten Buchs / der Königen: / Andern Gottsfürchtigen und / Sinnreichen Politicis außzufüh- / ren vnd genawer zu elaboriren / überlassen, / Von / ANTENORE, Einem / Liebhaber der H. Schrift. / (*Arabeske*) / M DC LVIII.

[Rundum schmale Zierleiste; Exemplar der Kgl. Universitäts-Bibliothek zu Bonn: 12 + 5 unpaginierte Bogen in 12°: Titel, Rückseite weiß; Blatt A2ª Widmung; A2ᵛ—A5ª Zuschrift; A5ᵛ—M10ª Text; die letzten 5 Seiten sind weiß; 2. Teil: A—E7ᵛ Text; E8ª—11ª Nachschrift; die letzten 3 Seiten sind weiß.]

C SALOMO, / Oder / Regenten-Spie- / gel, / Vorgestellet / Aus denen eilff er- / sten Capitulen des er- / sten Buchs der Kö- / nigen. / Andern Gottsfürchti- / gen und Sinnreichen Politicis auszuführen und genauer / zu elaboriren überlas- / sen: Von / ANTENORE, / Einem Liebhaber der / H Schrifft. / (*Strich*) / Gedruckt im Jahr 1658.

[Rundum breite Zierleiste; Exemplar der Kgl. Bibliothek zu Berlin (Bm 8530): 12 + 5 unpaginierte Bogen in 12°; Einrichtung wie B, das genau nachgeahmt ist; die Seiten stimmen fast immer überein, vielfach auch die Zeilen; die Priorität ergibt sich aus der Druckeinrichtung der Nachschrift und aus den Lesarten.]

D SALOMO .... Frankfurt 1659. [in 12°; Exemplar der Stadt-Bibliothek zu Hamburg; Schröder VII, S. 125].

E SALOMO / Oder / **Regenten-** / Spiegel, / Vorgestellt / Aus denen eilff ersten Capi- / tuln des ersten Buchs / der Königen: / Andern gottsfürchti- / gen und Sinnreichen Politi- / cis auszuführen und genauer zu / elaboriren überlassen / von / JOH. B. SCHUP- / PIO, D. / (*Strich*) / Anno M.DC.LX.

[Exemplar im Privatbesitze: $11^1/_2$ + 5 unpaginierte Bogen in 12°: Titel, Rückseite weiß; Blatt Aijª Widmung; Aijᵛ—A5ª Zuschrift; A5ᵛ—M5ᵛ Text; 2. Teil: A—E7ᵛ Text; E8ª—11ª Nachschrift.]

H (S. 1—128) druckt, wie sich aus den Lesarten ergibt, sehr nachlässig aus einer Vorlage, die es mit E gemeinsam hat, höchst wahrscheinlich aus D, das ich noch nicht einsehen konnte. B ist laut Titel und Lesarten eine verbesserte Ausgabe von A, das darnach nicht mehr als Druckvorlage gedient hat und sehr selten geworden ist. C und E sind Nachdrucke, vermutlich auch D. Indes C seine Vorlage noch ziemlich genau wiedergibt, enthalten H und seine Vorlage sowie E, und dies am meisten, zahlreiche Verschlechterungen der Lesart.

Zur Datierung ist auch die Widmung an den Grafen Christian von Rantzau (H, S. 1 f.) zu beachten. Derselbe hatte durch Urkunde vom 26. März 1656 Schupp zum Comes Palatinus ernannt und ihn in den erblichen Adel erhoben. Die Überreichung der Urkunde, die im Hamburger Staats-Archive (Cl. VI. Hᶜ. Nr. 6. Vol. 5ª. 1ª.) aufbewahrt wird, war demnach für Schupp die Veranlassung zu der Schrift. (Vgl. Schröder, S. 122, der aber aus dem einen Akt zwei macht; Oelze, S. 177, der den Zusammenhang richtig erfaßt hat.) Ferner sagt Schupp

(H, S. 80): „Ich höre von dem königlichen Printzen in Schweden, daß er allbereit in der Wiegen stattliche Anzeigungen von sich gebe, daß ihn ein grosser Held gezeuget hab, und daß einer unter seinen Voreltern Römischer Käyser gewesen sey." Das hätte man von dem am 24. November 1655 geborenen Karl XI. im Sommer 1657 nicht mehr gut sagen können. Und wenn es (S. 86) heißt: „Wann deine Kinder wol erzogen sind, und etwas gelernt haben, so werden es ihnen die Nordische Könige, welche bald werden für einen Mann stehen, an Brodt nicht mangeln lassen," so ist das im Sommer 1657 völlig undenkbar, weil sich da gegen Schweden von allen Seiten Feinde erhoben, die durch seine Erfolge um ihr eigen Wohl besorgt geworden waren, und weil vor allem Dänemark, das bereits seit Ende 1656 gerüstet hatte, am 2. Mai so offene Feindseligkeit zeigte, daß der schwedische Resident Kopenhagen verließ. (Vgl. Fried. Ferd. Carlson: Geschichte Schwedens, IV. Bd. Gotha 1855, S. 573. 231 f.)

Eine Art Vorbild für den „Salomo" bildet die Schrift:

Das / **Hauß Ahab** / des Königes Jsrael, / Allen Königen, Fürsten, Re- / genten vnd OberHerrn, insonder- / heit den jenigen, die deß Gottlosen / Königes Ahabs fußstapffen folgen, / zur warnung vnd besserung / vorgestellet. / *Proverb. 25. v. 5.* / (*Zitat*) / *Syrach. 10. v. 24.* / (*Zitat*) / *Psalm. 125. v. 3.* / (*Zitat*) / Jm Jahr vnsers Erlösers 1653.

[Exemplar der Kgl. Bibliothek zu Berlin (Bm 8530); einschließlich Titelblatt 96 Seiten in 12^0.]

Sie entspringt derselben Zeitströmung, die Politik aus der Bibel abzuleiten, ist aber im Unterschiede von dem vielseitigen „Salomo" ganz theologisch gehalten und aus zahlreichen Bibelzitaten, die am Rande angemerkt sind, zusammengesetzt.

43. 1656, Juli, 11. / Herbst (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 295).

Der schändliche / **Sabbath-schänder** / **Durch alle und jede Stände,** / Vormahls aus GOttes Wort überwiesen und / bestrafft, / von / **Johañ Balthasarn Schuppen,** / Weiland der Heil. Schrifft Doctore, und Pasto- / re der Haupt-Kirchen zu S. Jacobi in / Hamburg. / **Anitzo aber** / Ans offentliche Licht gestellet durch des / Autoris ältesten Sohn, / **Anton-Meno Schuppen,** / Und auff dessen Kosten, / **Mit unterschiedlicher Potentaten** / Privilegiis, gedruckt in / **Hamburg** / (*Strich*) / durch / **Henning Brendeke,** / Jm Jahr 1690.

[Exemplar der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel: 19 Blatt und 610 Seiten in 8^0. Der Rotdruck des Titels ist durch Fettdruck wiedergegeben.]

Vor dem Titel befindet sich ein Kupferporträt, das vielleicht den Herausgeber darstellt, der mit seinem Vater gar keine, mit Christoph Helwig eine entfernte Ähnlichkeit hat. Um sich gegen unerlaubten Nachdruck zu schützen, hat Anton Meno Schupp die Exemplare aus seinem Verlage (er hat nämlich keinen Verleger gefunden!) mit seiner Unterschrift und seinem Siegel versehen (Rückseite des Titels). Interessant ist die Widmung und Zuschrift an das bereits verstorbene Ehepaar Nicolaus von Beseler, das er, wie bereits Moller bemerkt hat, als seine und seines Vaters Wohltäter preist, sowie an deren Erben (Blatt 2^*—8^v).

Jn dem sehr breiten Vorbericht verteidigt sich der Herausgeber gegen die Leute, die sich Gedanken darüber machen, womit er als ein Mann ohne Amt seine Zeit zubringe. Er berichtet über die „Kirchen-Arbeit" (die geistlichen Schriften) seines Vaters, die er herausgeben wolle, und der dann seine eigenen

Schriften folgen sollen. Besonders verbreitet er sich über die vorliegenden Predigten, die Schupp im Jahre 1656 an den auf die Predigt „Gedenck daran Hamburg" folgenden Freitagen gehalten habe, und für deren treue Wiedergabe er sich verbürgt. Daraus ergibt sich als Datum der ersten der 11. Juli. Zufolge der Einleitung zur 2. Predigt (S. 143 f.) war Schupp vom 18. Juli an, an dem er dieselbe halten wollte, 8 Wochen krank, so daß wir als mutmaßliche Daten für die 2.—5. Predigt den 12., 19., 26. September und 3. Oktober erhalten. Darnach wollte er bis zum I. Advent (30. November) in den Freitagspredigten das Buch Ruth erklären (S. 143 f.).

Was nun den Inhalt anlangt, so ist die erste Predigt, wie bereits Baur (Prediger, S. 9. 36 ff.) bemerkt hat, nicht mit „Gedenck daran Hamburg" identisch, wie auch ich nach Mollers irriger Angabe glaubte. Allein in der Annahme, die Predigten seien wirkliche Konzepte und nicht so ausführlich vor der Gemeinde gehalten worden, kann ich Baur nicht zustimmen, sondern ich halte sie für nachträgliche Ausarbeitungen. In ihrem jetzigen Umfange können sie unmöglich gehalten sein. Gerade die auch von Baur beanstandeten ausführlichen Zitate, dazu noch mit Quellennachweis am Rande, entsprechen nicht Schupps Art und vor allem nicht seiner Predigtweise. Wohl kann ich mir denken, daß er in seinem Konzept sich passende Literatur angemerkt hat, um die Stelle schnell noch einmal überlesen zu können, nicht aber um sie abzuschreiben. War er doch ein eifriger Gegner solch törichter Schreibarbeit (vgl. Vom Schulwesen, S. 70—72; Beiträge zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte II, S. 155). Diese Zitate hat dann Anton Meno Schupp ausgeschrieben und damit entgegen seiner Behauptung die Treue verletzt. Auch sonst finden sich zahlreiche Breiten, die ich um ihres Stiles und ihrer weibischen Art willen nicht vom Vater Schupp herleiten kann. Als lehrreich merke ich da zwei Parallelen an, die im „Sabbathschänder" viel breiter ausgeführt sind: „Salomo", H, S. 15 = „Sabbathschänder", S. 502: die Anekdote „in den Beltz" und besonders „Salomo", H, S. 62—73 = „Sabbathschänder", S. 39—70 über die Entweihung der Sonn- und Festtage durch Jahrmärkte.

Hervorzuheben ist, was Anton Meno Schupp im Vorworte (Blatt 19^{ab}) von hinterlassenen Schriften seines Vaters, die er herausgeben wolle, ankündigt:

„Schließlich gebe ich denen Herrn Buchhändlern hiermit zu vernehmen, daß ich zwar noch viele Manuscripta meines Vaters s. g. in Händen habe, welche ich, nach und nach, ans öffentliche Licht kommen zu lassen entschlossen bin, zuförderst aber diese hier benante, welche schon eine zeitlang mundiret, und allerdings fertig gelegen, des Drucks erwartende: Nemlich, 1. Eine Rolle oder Register der Sünden und Missethaten, so wider ein jedes Gebot Gottes begangen, und guten theils, von dem gemeinen Hauffen, nicht für Sünde und Unrecht geachtet werden; (à 10 Bögen, compress geschrieben). 2. Instrumentum Pacis Conjugalis, oder, Friedens-Artickel zwischen Ehemann und Weib, aus Gottes Wort vorgetragen und erkläret; (à 66. geschriebene Bögen). 3. Der erste Theil des Gesetz-Spiegels, vorstellende die Erklärung der ersten Tafel des göttlichen Moral-Gesetzes; (à 54. Bögen). 4. Die geistliche Rose des Ehestandes, oder, des Ehestandes Herrlichkeit und Beschwerlichkeit, unter dem erfreulichen Bild der Rosen, anmüthig zu betrachten vorgestellet; (à 15 Bögen). Imgleichen diese, welche ich bereits auff die helffte ins reine gebracht: 1. Die geistliche Hauß-Apoteck, oder vollständiges Hand- und Gebet-Buch, für Krancke und Sterbende, in allen Fällen; (à 60 Bögen). 2. Die neu-eröffnete vollständige Buß-Beicht- und Communion-Schule, auff eine besondere Art angeordnet, zuforderst für Krancke, und andere in Noth und Elend steckende Personen. 3. Die völlig-unterrichtete Kranken-Wärterin. 4. Lazarillo, der langwürige Creutzträger, zur Gedult

angewiesen, und getröstet. 5. Passion-Schatz der Krancken und Sterbenden. So nun einer der Herren Buchhändler etwan belieben tragen möchte, mir hiernächst ein und anders dieser Manuscriptorum abzuhandeln, und in seinen Verlag zu nehmen, würde ich mich willig und raisonable dazu finden lassen."

Die Titel sind vom Sohne nach seinem Geschmacke zurecht gemacht (vgl. seine eigenen Schriften bei Moller II, S. 804), und inhaltlich sind oder waren die Schriften ohne Zweifel ebenfalls Überarbeitungen von Konzepten seines Vaters.

44. 1657, Mai (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 295).

AMBROSII / MELLILAMBII / **Send-Schreiben**, An einem (so!) vornehmen / Cavallier. / Betreffend / Die Schwedische und Polnische Waffen, etc. (*Strich*) / Anno 1657.

[Exemplar der Kgl. Bibliothek zu Berlin (Flugschr. 1657, Nr. 3): $2^1/_2$ unpaginierte Bogen in 4°.]

H (S. 360—379) enthält einen ziemlich guten Abdruck, in dem die bessernde Hand eines Redaktors nicht zu verkennen ist. Es sind Druckfehler und Lesarten verbessert, aber auch neue Fehler eingeschlichen. Vor allem macht H neue Absätze und führt viel Fettdruck ein, der in A fehlt. Wenn Moller (II, S. 799) die Schrift in dem Formate 12° anführt, so kann da ein Irrtum vorliegen; aber zu denken gibt Schupps eigene Behauptung in der „Ehrenrettung", Neudruck, S. 46, er habe in seinen Traktaten Namen und Ort des Druckers angegeben. Doch vgl. Nr. 45.

Eine Ausgabe der Schrift o. O. 1659 in 12° zitiert Vincent Placcius: De Scriptis & Scriptoribus anonymis atque pseudonymis, S. 225. Wahrscheinlich handelt es sich um eine Verwechslung mit dem „Pratgen"; jedenfalls habe ich die Ausgabe noch nicht finden können.

45. 1657, Juli, 5. (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 295).

A Ein Holländisch / **Pratgen** / Von dem jetzigen Krieg zwischen den / beyden Nordischen Königreichen / gehalten. / (*Strich*) / Gedruckt im Jahr 1657.

[Exemplar der Großherzogl. Hof- und Landes-Bibliothek zu Karlsruhe: 3 unpaginierte Bogen in 4°.]

Das Datum ergibt sich aus der Rückseite des Titels: „CUM BONO DEO. / Ein Holländisch Pratgens, zwischen / Peter Janson, einem Kauffmann von Amster- / dam, und Magister Peer, einem beruffenen Feld- / prediger, gehalten am VI. Sonntag nach / Trinit. 1657." Nach Grotefends „Zeitrechnung" war das der 5. Juli, und das stimmt. Denn erst am 20. Juni erhielt Karl X. Gustav die dänische Kriegserklärung, und erst am 18. Juli stand er mit 6000 Mann an der Grenze von Holstein; vgl. Allgem. Deutsche Biographie XV, S. 363. Nach der Schrift selber (H, S. 400) waren bei ihrer Niederschrift die feindlichen Heere mit ihren Waffen noch nicht aneinander geraten.

B Eine Ausgabe der Schrift o. O. 1659 in 12° besitzt die Kgl. Universitäts-Bibliothek zu Breslau; ich konnte sie aber noch nicht einsehen.

H (S. 380—400) enthält einen höchst nachlässigen Abdruck mit zahlreichen Auslassungen; auch ist viel Fettdruck durch einfachen Druck wiedergegeben. Vielleicht fallen diese Fehler seiner Vorlage, etwa der Ausgabe B, zur Last.

46. 1657, Sommer (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 295 f.).

J. B. SCHUP- / PII, D. / publica invitatio / *Ad adornandum memo- / riale Biblicum.* / (*Strich*) / HAMBURGI, / Typis CHRISTOPHORI DEMLFRI, [so!] / M.DC.LVII.

[Exemplar der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel: 1 unpaginierter Bogen in 12°.]

Das seltene Schriftchen handelt auf Blatt 2—7ᵛ von einer Mnemonik, mit der man sich an Hand von Bildern, die Schupp erdacht hat, den Inhalt der Bibel einprägen könne. Der Inhalt deckt sich etwa mit den Ausführungen im „Salomo" (H, S. 48—53) und ist in „Vom Schulwesen" für ein weiteres Gebiet ausgeführt (S. 78—98); wörtliche Parallelen finden sich in beiden. Der „Invitatio" zufolge dachte er daran, seine Idee durch Anton Meno ausarbeiten zu lassen; und im August 1657 schrieb er an Albinus von einem Kupferblatt, das derselbe mitgenommen habe, um es in Frankfurt drucken zu lassen. „So bald ich exemplaria bekomme, will ich völlige auslegung der bilder überschicken." (Reifferscheid, S. 641). Der Sohn hat aber offenbar die Pläne nicht ausgeführt, wie er ja denn auch die Neuausgabe des „Theatrum Historicum" nicht besorgt hat, und dem Vater haben die bald beginnenden Hamburger Kämpfe, über die ich demnächst reichliches Urkundenmaterial veröffentlichen werde, keine Zeit mehr gelassen.

In dem Schriftchen folgen dann als Anhang (auf Blatt 8ᵃ—10ᵛ) die lateinischen Übersetzungen des 151. Psalms und des Briefes an die Laodicäer nebst einem Urteile des Hieronymus über letzteren. Diese Publikation hat man ihm am 22. September 1657 im Ministerium zum Vorwurfe gemacht, und in der „Ehrenrettung" (Neudruck, S. 45 f.) hat er sich dagegen verteidigt.

Auf Blatt 11ᵃ—12ᵛ handelt er schließlich über die beste Art von Bibellektüre, bei der man sich durch Inhaltsübersichten, Unterstreichen und Randbemerkungen ebenfalls eine „memoria localis" aneignen könne. Ganz ähnlich so hat er sich bereits in der „Aurora" (S. 77—82) ausgesprochen.

47. 1657, Aug. 16./26. / Okt. 7./17.
Freund in der Noth (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 296 f.).

Auf Seite 23 f. des Neudruckes erwähnt Schupp die Belagerung von Münster durch den Bischof Christoph Bernhard von Galen in einer Art, die es zur Gewißheit macht, daß er von dem Waffenstillstand vom 7./17. Oktober, geschweige denn von dem Frieden vom 11./21. Oktober 1657 noch keine Kunde hatte. Die Beschießung der Stadt begann am 16./26. August. (Vgl. Theatrum Europæum VIII von 1693, S. 83—96.) Bald nach den Verhandlungen im Ministerium über Schupps Stil, die am 22. und 23. September stattfanden, erschienen der ‚Freund in der Noth' und der ‚Salomo' im Drucke und gaben nach weiteren ergebnislosen Verhandlungen die Veranlassung zur Einholung der bekannten Theologischen Gutachten am 12. November 1657. (Vgl. Euphorion, 8. Ergänzungsheft, S. 17—19; Ziegra II, S. 261 f.; Sammlung von alten und neuen theolog. Sachen, Leipzig 1748, S. 840 f.; Staats-Archiv Hamburg: Protocollum Rev. Ministerii IV, S. 144 f.; Streitschriften I, Einleitung. Die bis jetzt noch nicht veröffentlichten Urkunden, die Bertheau nur mangelhaft verwertet hat, werde ich noch in einer Darstellung von Schupps Hamburger Zeit zum Abdrucke bringen.)

47a. 1657, ohne Datum.

Brant-Lied, / Gerichtet auff der Frantzosen / Sprich-Wort: / Contentement passe richesse, / Dem Ehrenvesten und Wollgeachteten /

HERRN / **Henrich Mäven** / Handels-Mann in Hamburg. / Seinem sonderbahren werthen Freund / und fleissigen Zuhörer, / Als er seinen Hochzeitlichen Ehren / Tag hielt, und sich zum andern mahl / in den Ehe-Stand begab / Mit der Ehr und Viel-Tugendrei- / chen JUNG-FRAUEN / **Anna Sann**. Offerirt / Von / J. B. SCHUPPIO, D. (*Zierleiste*) / Im Jahr, 1657.

[Exemplar der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel: 9 unpaginierte Blatt in 12°; enthalten auf Blatt Biij–11ᵛ der Schrift „Der Lobwürdge Low . 1658"; vgl. oben Nr. 39; Blatt B11ᵇ und 12 sind weiß.]

Braut-Lied.

Welches kan gesungen werden
Nach H. Simon Dachens: Wol
dem, der sich nur läst genügen, etc.

Oder

Nach H. Mart. Opitzen: Wol dem,
der weit von hohen Dingen, sein Fuß
setzt auff der Einfalt Bahn, etc.

1.

WOl dem, dem GOTT ein Weib beschert,
Das züchtig fromm und Tugendreich,
Das jhn als jhren Herren ehret,
Und seinem Sinn gerecht und gleich!
Ein ander liebe was er wil:
Ich halte von Vergnügung viel.

2.

Was hilft es, viel von Gütern sagen,
Die uns ein reiches Weib gebracht,
Und sich dabey mit Sorgen plagen,
Weil sie nicht sind in unsrer Macht?
Ein ander liebe, was er wil:
Ich halte von Vergnügung viel.

3.

Von reichen Freunden und Verwanten
Viel pralen, ist ein blosser Schein
Viel besser ist es bey Belandten,
Die uns am Stande gleiche seyn
Ein ander liebe, was er wil:
Ich halte von Vergnügung viel.

4.

Ein Weib von treflichem Geschlechte,
Da man auff grosse Freundschaft sieht,
Macht dich zum Sclaven und zum Knechte,
Und sie ist Mann im Hauß Gebiet.
Ein ander liebe, was er wil:
Ich halte von Vergnügung viel

5.

Wiltu auff äußre Schönheit sehen,
Daran die Welt den Narren frist?

Wie leicht, wie bald kan es geschehen,
Daß sie dahin gefallen ist?
Ein ander liebe, was er wil;
Ich halte von Vergnügung viel.

6.

Ist sie geneigt zu neuen Trachten?
So mustu stets zum Kramer gehn,
Das Volck mag sieden, braten, schlachten,
Fürs Putzen läst sie alles stehn.
Ein ander liebe, was er wil;
Ich halte von Vergnügung viel.

7.

Ist sie beredt? so mustu wissen,
Daß nichts, als Schnacken, ihr gefällt.
Wird ihr ein Quer-Wort vorgeschmissen?
So siehstu, wie sie beist und bellt!
Ein ander liebe, was er wil;
Ich halte von Vergnügung viel.

8.

Dem aber, so das Glücke füget,
Das er im Ehstand findet Ruh,
Der kan im Hertzen seyn vergnüget;
Schickt ihm gleich GOTT ein Creutze zu.
Ein ander liebe, was er wil;
Ich halte von Vergnügung viel.

9.

Sein Trost, Erquickung und Vertrawen
Nächst GOTT, ist nur auff das gericht,
Daß er sein liebes Weib kan schawen,
Wie sie bereit jhr Ampt und Pflicht,
Ein ander liebe, was er wil;
Ich halte von Vergnügung viel.

10.

Drumb, welchem GOTT ein Weib bescheret,
Das züchtig fromm und tugendreich,
Das ihn, als ihren Herren ehret,
Und seinem Sinn gerecht und gleich:
Der hat, man sage was man wil,
Trost, Friede, Lust, Vergnügung viel.

DJß, Herr Bräutgam, sind die Reden,
Die jhr fast pflägt vorzubringen,
Wenn man euch von reichen Weibern,
Und dergleichen wolte singen.
Warlich, es ist wol gesagt,
Dächte mancher auch so nach,
Es verbliebe manche Qual,
Manche Thränen, manches Ach.

Wer es nöthig zu beweisen;
Könt' man viel Exempel finden.
Aber weil an diesem Tage
Ihr euch ehlich wolt verbinden,
Und mit einer solchen zwar,
Welche gantz vergnüget euch,
Und, wie ihr gesuchet habt,
Eurem Sinn gemäß und gleich:
So wil ich euch Glücke wünschen,
Daß jhr seyd so wol vergnüget.
Dieser, welcher solche Freude,
Solches Glück' euch zugefüget,
Gebe, daß jhr für und für
Beyde, sonder Noth und Leid,
Zeitlich, ewig, hier und dort
Reich und voll Vergnügung seyd.

In einem Nachworte „An den Herrn Bräutigam" werden diese Gedanken noch etwas variiert und besonders betont, daß er so oft von dem äußersten Ende dieser großen Stadt zu Schupp in die Kirche gekommen sei; wieder ein Beleg für die Anziehungskraft seiner Persönlichkeit; vgl. „Freund in der Not", S. 27; Streitschriften I, S. 56 f.; II, S. 117 f.

Ein Schlußwort mahnt alle Leser, in allen Worten und Werken an die Ewigkeit zu denken, eine Erinnerung, die Schupp immer wiederholt hat; vgl. „Lucidor", H, S. 317—319; „Buß-Spiegel", S. 236 (= F 1719, II, S. 638); „Corinna", S. 18 f. 57. 66; Streitschriften I, S. 72; II, S. 119. 137.

Die Einreihung des Gedichtes erfolgt an dieser Stelle, weil es noch im Jahre 1657 erschienen ist. Die Erstausgabe war mir noch nicht erreichbar; sie dürfte nach damaliger Sitte in 4° gehalten gewesen sein und auch wohl das Datum enthalten, von dem bis jetzt jeder Anhalt fehlt. — Seine Vorbilder hat Schupp in den Melodien angegeben. — Andrerseits springt die Verwandtschaft dieses Hochzeitsgedichtes mit Joachim Rachels „Weibersatire" in die Augen, wenn auch natürlich der Ton ein ganz anderer ist. Rachel hat Schupp gekannt und dessen Schriften benutzt (vgl. Euphorion XVIII, S. 322—325), die Quellen der Weibersatire gehören in der Hauptsache auch zu Schupps Quellen und Vorbildern (Euphorion XVI, S. 673 ff. und Fortsetzungen), Rachel kann also sehr wohl durch ihn auf sie geführt worden sein. Auch Balthasar Kindermann gehört dem Schuppschen Kreise an (Euphorion XVIII, S. 330), und auch Schupp hat eine Schrift „Sieben böse Geister" veröffentlicht (vgl. unten Nr. 49).

60. 1657, vor Sept. 23 (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 304).

A Der / **Geplagte Hiob.** / Das ist, / Fürstellung / Des grossen Creutzträgers / Hiobs, und der manchfaltigen, / schmertzhafften und jammervollen Be- / gegnissen, mit denen Er auf die / Gedultprob gesetzet / worden. / Herausgegeben / Durch / Antenorn, einen Liebhaber / der H. Schrifft. / (*Arabeske*) / Nürnberg, / Gedruckt durch Michael Endter, / Anno 1659.

[Exemplar der Kgl. Bibliothek zu Berlin (Diez 5891): Kupfertitel und 9 Bogen in 12°: Gedruckter Titel mit Sonett auf der Rückseite; Blatt A2ª Widmung; A2ᵛ—Biijª Zuschrift; Biijᵛ—Bvjᵛ An den Leser; Bvijª—J12ª = S. 1—179 Text; die letzte Seite ist weiß.]

a Der / Geplagte / **Hiob.** / Das ist: / Fürstellung / Des grossen Creutz-Trägers / Hiobs, und der mannichfaltigen, / schmerzhaften

und Jammervollen Begeg- / nüssen, mit denen er auff die Ge- / dult- Probe gesezzet worden. / Herausgegeben / Durch / Antenorn, einen Liebhaber / der H. Schrifft. / (*Strich*) / Gedruckt im Jahr Christi / 1659.
[Exemplar im Privatbesitze: $6^1/_2$ Bogen = Titelblatt und S. 1—154 in 12^0: S. 1—19 Zuschrift und Vorrede, Kolumnenüberschrift „Vorrede"; S. 20—23, Zeile 6 An den Leser (Kolumnenüberschrift); S. 23, Zeile 7—154 Text, Kolumnenüberschrift „Der geplagte Hiob". Titelkupfer und Sonett fehlen.]

B Der / **Geplagte Hiob**, / Das ist, / **Fürstellung** / deß grossen Creutzträ- / gers Hiobs, und der manch- / faltigen, schmertzhafften und jam- / mervollen Begegnissen, mit denen er / auf die Gedultprob ge- / setzet / worden. / Herausgegeben, / Durch / ANTENORN, / Einen Liebhaber der H. Schrifft. / (*Arabeske*) / Nürnberg, / Gedruckt durch Michael Endter, / (*Strich*) / Im Jahr 1660.
[Exemplar der Kgl. Bibliothek zu Berlin (Al 4781): 9 Bogen in 12^0: Kupfertitel (ausgerissen); Titelblatt mit Sonett auf der Rückseite; S. 1—204; 4 unpaginierte Blatt Register.]

Die von Moller (II, S. 800) notierte Ausgabe o. O. 1660 habe ich noch nicht finden können; er wird wohl B meinen.

H druckt nachlässig aus B, das als eine verbesserte Ausgabe von A anzusehen ist und viel neuen Fettdruck eingeführt hat, aber auch Verschlechterungen aus Nachlässigkeit aufweist. H hat manche Absätze beseitigt. a ist ein sehr nachlässiger Abdruck von A; das beweisen die verdruckten Seiten (1 statt 31; 68 st. 86; 127 st. 117; 178 st. 118; 130 st. 129; 108 fehlt), die zahlreichen Auslassungen und sonstigen Veränderungen. Es ist aber glücklicherweise für die Textgeschichte ohne jede Bedeutung geblieben. Das Register in B wird schwerlich von Schupp selber, sondern wohl von einem seiner Söhne herrühren. Das Titelkupfer, wohl eine Idee von Schupp, die ganz zu seinen emblematischen Liebhabereien paßt, wird in A und B von ihm folgendermaßen besungen:

Uber das Kupfferblat.

Sonnet.

Schauet diesen Jammermann! tausend
Schmertzen seine Glieder,
tausend Satansplagen, plagen. Auch die
Seel muß leiden Spott:
Freunde, Weib, Gesind und Kinder, ha-
ben sich zuhauff gerott,
abzuängsten sein Gemüt. Hiobs Schwe-
stern, Hiobs Brüder!
schlägt deß Unglücks Donnerstrahl euch auch
so zur Erden nieder:
haltet aus, nehmt auch das böse, wie
das gute, an von Gott.
Halt den Strich! Gott will euch prüfen.
Hoffet auch, Gott wird die Noht,
wann es Zeit ist, wenden ab, euch zweyfäl-
tig laben wieder.
Seht, was euch der Engel weist: lernt Ge-
dult von einem Lamme,
das sich willig lässet schlachten; lernt von
Schiffern hoffen auch,

die getrost vor Anker ligen, wann sich
bleht deß Meeres Bauch.
JEsum zeigt das Ankerholtz, hangend als
am Creutzesstamme.
JEsus trug ein schweres Creutze: traget
ihm ein Spänlein nach.
GOtt, Gedult und Hoffnung lindern, min-
dern alles Ungemach.

Auf dem Bildnis sitzt nämlich Hiob im Vordergrunde, umgeben von seinem Weibe und seinen drei Freunden, die heftig auf ihn einreden. Im Hintergrunde drücken sich ehemalige Freunde scheu vorbei, und aus den Wolken erscheint ein Engel mit einem Kruzifix über der linken Schulter und einem Lammfelle in der Hand, auf dem der Titel steht: der geplag / te aber / gedultige / Hiob.

Was nun die Datierung anlangt, so hat Bertheau mit der Behauptung, die Schrift werde bereits in den Verhandlungen des Ministeriums vom Herbste 1657 erwähnt, recht. Der Wortlaut redet aber nicht von einem Drucke; sondern die Zensur wird, wie an der „Corinna", so auch am „Hiob" Anstoß genommen haben, und deshalb blieben beide vorläufig ungedruckt. Schupps Entschuldigung wegen des Stiles (H, S. 134 f.) dürfte jedoch bereits vor den Hamburger Kämpfen geschrieben sein, wie es beim „Lucidor" der Fall war; vgl. oben Nr. 40. Da das Ministerium seine Absicht, daß der Senat Schupp seine Schriftstellerei verbiete, nicht erreicht hatte, gab dieser die Schrift heraus, sobald er von der literarischen Fehde Ruhe hatte. Bis zur Veröffentlichung der Urkunden vgl. die Einleitungen zu den Neudrucken der Streitschriften und der „Corinna".

63. 1657, August / 1660, Juni 16. (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 306 f.).

α^2 **CORINNA** / **Die Erbare** / und Scheinheilige / Hure. / Beschrieben und andern zur War- / nung vorgestellet. / Durch / Ehrnhold einen Priester / in Gambrivia. / (*Strich*) / Ninive / Bey Jonas Warnern / M.DC.LX.

[Exemplar der Großherzogl. Hof- und Landes-Bibliothek zu Karlsruhe: 2 unpaginierte Bogen in 12^0; Blatt **23** und **24** sind weiß.]

A^1 **CORINNA** / Die Erbare uñ schein- / heilige Hure. / Beschrieben, und allen Vnkeu- / schen Leuten zur Warnung / vorgestellet. / durch / J. B. Schuppium, D. / (*Strich*) / Im Jahr 1660.

[Exemplar der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel; es ist die im Neudrucke (S. XIV) beschriebene Ausgabe A^2 mit allen Eigentümlichkeiten und Fehlern, die bei einer neuen Ausgabe wenigstens teilweise verbessert worden wären. Es handelt sich also um einen ersten Abzug der Originalausgabe, da es unverständlich wäre, wie bei späteren Abzügen Verleger und Ort weggelassen sein sollten, wenn sie auf dem ersten gestanden hätten.]

B CORINNA / Die / Erbare und Scheinheilige / **Hure.** / Beschrieben, und / Allen unkeuschen Leuten / zur Warnung / Mit einer Vorrede, und einem An- / hang, vorgestellet: / Durch / I. B. Schuppium, D. / (*Buchdruckerstock*) / Lüneburg, / Bey Georg Lamprechten / zu finden / (*Strich*) / M DC LXI.

[Exemplar der Großherzogl. Hof- und Landes-Bibliothek zu Karlsruhe: 39 Blatt = $^1/_2 + ^1/_6 + ^1/_2 + 2$ Bogen + 1 Blatt, unpaginiert in 12^0: Titel Rückseite weiß; Blatt a ij—a 5^v Zuschrift; a 6—B 2^v Vorrede; C—F^v „Die andere Rede . . .".]

Über die Ausgaben α^1, β und A^1 habe ich in der Einleitung des Neudruckes berichtet. α^2 ist ein Nachdruck von α^1 und hat mit seinen abweichenden Lesarten die Vorlage für H gebildet. B stammt aus derselben Druckerei wie α^2 und enthält nicht den in jenem bereits gebotenen 1. Teil, der vor Bogen C eingefügt werden sollte. Darauf weist auch die Kustode „CO-" am Ende von Blatt B^{2v}. Merkwürdig bleibt es dann nur, daß in B der Verleger sich nennt. Entweder hat er sich mit Schupp verständigt, oder die Ausgabe fällt nach dessen Tod, so daß er die Kühnheit wagen konnte. Von wem stammen aber dann die zahlreichen Lesarten, die aus B in H übergegangen sind? Schupp hat nie in solchem Umfange an seinen einmal im Drucke veröffentlichten Schriften stilisiert. Man könnte an Jost Burkhard Schupp denken, der auch den „Hauptmann von Capernaum" umgemodelt hat. Aber damit sind nicht die Lesarten von α^2 erklärt. Denn es ist undenkbar, daß Schupp oder einer seiner Söhne neben der Originalausgabe A noch eine veränderte pseudonyme Ausgabe veranstaltet haben sollte. Wir müssen also für α^2 einen unbekannten Redaktor annehmen, und dann hindert nichts, ihm auch die Ausgabe B zuzuweisen, welche dieselben Stileigentümlichkeiten zeigt. Bei der Sorglosigkeit, mit der die Ausgabe H veranstaltet ward, ist es sehr wohl denkbar, daß auch unerlaubte Drucke als Vorlagen benutzt wurden. Ist es somit zweifelhaft geworden, ob Jost Burkhard Schupp der Endredaktor der „Corinna" gewesen ist, so bleibt doch an dem „Hauptmann von Capernaum" ausreichendes Beweismaterial, daß er die in HZug veröffentlichten Schriften Schupps überarbeitet hat. Über die Datierung vgl. den Neudruck.

61. 1657, Aug. 10./20. / **1660**, Febr. 13./23.

Der Hauptmañ / von Capernaum, / Das ist: / Ein Gottesfürchtiger / **Kriegs-Mann** / Vorgestellet / Allen Kriegs Officiern / und Soldaten, / Entworffen von Philandern Weyland / einem Liebhabern GOttes und / des Nechsten, / Nunmehr auff unterschiedliches Anhalten / zum Druck befordert / Durch / **J. B. Philandersohn.** / (*Strich*) / Gedruckt im Jahr Christi / 1666.

[$5^1/_2$ Bogen in 12^0; Exemplar der Univ.-Bibl. Marburg; zu Euphorion, Bd. XVI, S. 305.]

Die Widmung Jost Burkhard Schupps ist vom 25. September 1665 aus Reval datiert und sagt über sein Verhältnis zu dem Traktate nichts aus, weil es ja im Titel steht. Als derselbe dann 1667 die ‚Zugab' veröffentlichte, schrieb er eine neue Widmung und ignorierte die erste Ausgabe vollständig. Und das nicht ohne Grund, denn die Schrift erscheint hier von Grund aus verändert. Kaum ein Satz ist geblieben, wie er lautete. Aber bei stilistischen Änderungen ist der Herausgeber nicht stehen geblieben. Er hat auch den Inhalt erweitert und aus der schlichten Vorstellung des Hauptmannes eine ethische Rechtfertigung des Soldatenstandes gemacht. Indem ich die Einzelheiten für eine Spezialuntersuchung über die Überlieferung von Schupps Schriften verspare, notiere ich außer der von Jost Burkhard Schupp stammenden Widmung und Vorrede (HZug, S. 249—251) nur die beiden großen Erweiterungen: HZug, S. 254_4: „Philander antwortete: Es ist der Krieg . . ." bis S. 279_{10}: „. . . vielmehr dasselbe zu vertilgen sich befliſſen." und HZug, S. 300 f. die Beichte nebst Einleitung. Doch sind in jenes Stück durch Umstellungen einige ursprüngliche Teile hineingeraten, aber auch nicht ohne stilistische Änderungen und Einpassung in den Zusammenhang.

62. 1657, August / **1660**, Februar (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 306).

A Der Ninivitische / **Buß-Spiegel**, / Auß der Wunder-Geschicht des / Propheten JONÆ vorgestellet, / Durch / ANTENORN, einen Liebhaber des / Worts GOttes.

[Exemplar der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel: einschließlich Kupfertitel 298 Seiten und 3 unpaginierte Blatt Register in 8°. Das Titelkupfer stellt im Hintergrunde Hamburg, Ninive, im Vordergrunde Schupp als Buße predigenden Jonas dar und trägt auf einer Kartusche unter dem Bilde die Inschrift: Niniviticher / **Buß-Spiegel,** vorgestellet durch *Antenorn* einen Liebhaber Göttlichn / Worts.]

B Der Niniviticher / **Buß-** / **Spiegel,** Aus der / Wunder-Geschicht Des Propheten JONÆ, / Vorgestellet. Durch ANTENORN, einen Liebhaber des / Worts GOttes.

Exemplar der Kgl. Bibliothek zu Berlin: einschließlich Titel 478 Seiten und 4 unpaginierte Blatt Register in 8°.] Das Exemplar ist angebunden, nicht mitgedruckt, wie Moller sagt, an die Schrift:

Joh. Friederich Mayers, ... Pastoris zu St. Jacobi in Hamburg Hamburgisches **Ninive,** Das ist: Buß-Andachten über den Propheten JONAM. Der Hamburgischen Gemeine GOttes zu St. Jacob in denen ordentlichen Freytags-Predigten fürgetragen. (*Buchdruckerstock; Strich*) Hamburg, In Verlegung Gottfried Liebezeit, Drucks Conrad Neumann, E. E. Raths [Die Fortsetzung ist abgeschnitten, lautet aber offenbar: Buchdrucker zu Hamburg, 1693. Denn die Widmung ist auf Blatt 3ᵛ vom 3. März 1693 datiert.]

C Den Titel vgl. in Band XVI, S. 395; nur ist zu bemerken, daß von den 399 Seiten in 8° sechs Seiten auf das Register kommen.

Abdrucke stehen in F 1684 (S. 1243—1462) und F 1719 (II, S. 516 ff.).

Alle Ausgaben bieten nur den Text ohne irgendwelche Anhaltspunkte über Herausgeber, Verleger, Ort und Jahr. Sehr ansprechend sind Stötzners Vermutungen über einen Zusammenhang zwischen A und HZug; nur irrt er bezüglich des Jahres. Der „Bußspiegel" muß nach der „Zugab" erschienen sein, sonst hätte man ihn doch wie bei F 1684 und F 1719 in B oder HZug mitgedruckt. Da ihn aber Placcius in „De Scriptis & Scriptoribus anonymis atque pseudonymis, 1674" (S. 149) bereits nennt, gewinnt Georgis Angabe, daß er 1669 bei Wust in Frankfurt gedruckt sei, sehr viel Wahrscheinlichkeit. Die Ausgabe B scheint aus derselben Druckerei zu stammen wie die mit ihr zusammengebundene Schrift Mayers, der sich seinen großen Vorgänger zum Vorbilde genommen hatte und vermutlich aus Anlaß der Streitigkeiten mit dem Pietisten Horbius seine Predigten drucken ließ (vgl. darüber J. G. Gallois: Geschichte der Stadt Hamburg, 1853/56, II, S. 95 ff.). Dann dürfte die Ausgabe B im Jahre 1693 oder kurz vorher in Hamburg gedruckt sein, wie Moller sagt; damit fällt Stötzners Vermutung über die Verwechslung der Jahrzahlen 1663 und 1693. Unbestimmt bliebe nun noch die Ausgabe C, die ich mit der Ausgabe F 1701 zusammengebunden fand, indes A an F 1677 angebunden war. Hoffentlich bringen die Lesarten noch Klarheit in das Verhältnis der Drucke untereinander; aber ich konnte sie nur erst teilweise feststellen, weil es mir noch nicht möglich war, alle 5 Drucke miteinander zu vergleichen. Bis jetzt war die Ausbeute sehr gering.

Was nun die Datierung anlangt, so kann ich nach meinen weiteren Forschungen nicht mehr bei dem Jahre 1658 stehen bleiben, sondern muß den Terminus a quo in den August 1657 verlegen. Da begann der „Cimbrische Krieg", von dem Schupp im Eingange redet, und in dem sich alles, was konnte, nach Hamburg flüchtete; vgl. auch die Einleitung zum Neudrucke der „Corinna". Im Herbst dieses Jahres begannen dann auch Schupps Hamburger Kämpfe, auf

die im Eingange angespielt sein kann; denn wir sind nicht über alles unterrichtet, was vorher und zwischendurch gespielt hat; vgl. z. B. Streitschriften II, S. 104. Ferner nötigt zu dieser Ansetzung die inhaltliche Verwandtschaft mit dem „Hiob", der den Klagen über die Verwüstungen des Krieges seine Entstehung verdankt und bei Ausbruch des Streites mit dem Ministerium bereits druckfertig vorlag; vgl. oben Nr. 60. Immerhin wird der „Bußspiegel" nach dem „Hiob" anzusetzen sein, auch nach dem „Hauptmann von Capernaum", aber noch während des Krieges und vor Beginn der literarischen Fehde, die ihm zu einer so umfänglichen Schrift schwerlich Zeit gelassen haben dürfte. Auf das Pseudonym möchte ich nicht allzuviel Gewicht legen, da sich Schupp an das Versprechen vom 23. September 1657, er wolle nicht mehr unter einem Pseudonyme schreiben (Streitschriften I, S. V), nur bis zur Beilegung des Streites mit dem Ministerium im Februar/März 1658 gebunden hat.

50a. 1657, Sept. 22. / **1658**, Jan. 24.
Gelegenheitsgedicht in Streitstimmung (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 298).

Die verschmähete Eitelkeit Und Die verlangete Ewigkeit, In vier und zwanzig Erbaulichen **Seelengesprächen** ... Von Johann Rist. Lüneburg ... 1658. [in 12°; Exemplar der Kgl. Bibliothek in Berlin; darin auf Blatt)( )( )(vj.vj":]

An / Den Wol-Ehrwürdigen, WolEdlen, / Vesten und Hochgelehrten **Herren Johann Rist**, Com. Pal. Cæs. wolverdienten / Prediger zu Wedel an der Elbe, Sei- / nem hochgeehrten Herren und hochgeliebten Bruder in Christo, Als er sein schönes Buch / von der verschmäheten Eitelkeit / heraus gab:

Sonnet.

ES war, geehrter Freund, ein Volk zu Christi Zeiten,
Das ganz ersoffen, prahlt' in stoltzer Gleißnerei,
Es meinte, wenn es nur aus blosser Gleißnerei
Sein Werk und Böses Thun hat können bei den Leuten
Beschönen, wer' es guht: (Matth. 5, 6, & 23.) In solchen Eitelkeiten
Sind noch viel Geistliche, bei welchen alle Treu
Und Lieb' erloschen ist. Sie loben ohne Scheu
Sich selbst, und wollen (Matth. 7) das, was guht ist, übel deuten,
Ihr Koht ist lauter Gold, auch besser als Zibeht,
O grosse Triegerei! Du Himlischer Poet (,) [,]
Du libster Bruder Rist, Du must derselben lachen,
Weil du das eitle Thun der schnöden Welt beschreibst,
Und solche Gleißner nur hin nach dem Himmel treibst,
Fahr fohrt, und gib uns mehr so hohe Himmels Sachen.

Johann Balthasar Schuppe,
der heiligen Schrifft Doctor,
und der Kirchen Sanct Jakob
Haubtprediger.

Das Gedicht setzt den Beginn des Streites mit dem Ministerium voraus und spiegelt Schupps Auffassung von demselben wieder. Den Terminus ad quem liefert die vom 24. Jan. 1658 datierte Zuschrift Rists, und das stimmt mit der Tatsache, daß Schupp erst am 26. Jan. von der Einholung der theologischen Gutachten Kenntnis erhielt. (Rever. Ministerii Hamb. Protocollum IV, S. 196 ff.; vgl. oben Nr. 47. Vgl. auch ‚Teutscher Lehrmeister', S. 28.)

49. 1657, Dez. 29. / 1658, März, 14. (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 297 f.)

A Sieben böse / Geister, / Welche heutiges Ta- / ges Knechte und Mägde / regieren und verführen. / Zur Abscheuung vorgestellet / Durch / *J. B. Schuppium, D.* / Mit unterschiedener Kö- / nigen und Potentaten Privilegi- / en nicht nachzudrucken, bey Straff / der Confiscation und zwölff / Marck lötiges Gol- / des. / (*Strich*) / HAMBURG, Gedruckt bey / Georg Papen, im Jahr 1658.

[Exemplare der Kgl. Bibliothek zu Berlin und der Großherzogl. Hof-Bibliothek zu Darmstadt: 4 unpaginierte Bogen in 12°: Titel mit Widmung auf der Rückseite; Blatt $A\,ij^{v}$—$A\,10^{v}$ Zuschrift; $A\,11^{a}$—12^{v} Vorrede; B—$D\,12^{a}$ Text; $D\,12^{a,b}$ Nachwort.]

B Den Titel s. Euphorion, Bd. XVI, S. 297.

[Exemplar der Kgl. Universitäts-Bibliothek zu Bonn, hat dieselbe Einrichtung wie A, das es zu imitieren sucht, was ihm jedoch infolge Anwendung andersartigen Satzes nicht durchaus gelingt: Seine Seiten werden ungleich.]

C Sieben / **Böse Geister,** / Welche heutiges Tages / Knechte und Mägde regie- / ren und verführen. / Zur Abscheuung vorgestellet, / Durch / J. B. Schuppium, D. / Mit unterschiedener Königen und / und [so!] Potentaten Privilegien nicht nach- / zudrucken, bey Straff der Confisca- / tion und zwölff Marck löti- / ges Goldes. / (*Strich*) / Hamburg, / Gedruckt bey Georg Pappen, / im Jahr 1659.

[Exemplar der Großherzogl. Hof- und Landes-Bibliothek zu Karlsruhe: 4 unpaginierte Bogen in 12°: Titel mit Widmung auf der Rückseite; $A\,ij^{a}$—$A\,10^{a}$ Zuschrift; $A\,10^{v}$—12^{v} Vorrede; B—$D\,11^{v}$ Text; $D\,12^{a,b}$ Nachwort.]

H und B drucken sehr nachlässig aus A, C noch schlechter aus B. — Zur Datierung ist zu bemerken, daß die Erstausgabe des „Bücherdiebs" als Datum des Privilegs den 29. Dezember hat und damit alle Schwierigkeiten beseitigt.

Als ich die Neudrucke der „Streitschriften" herausgab, glaubte ich alle Einzeldrucke erreicht zu haben. Herr Lehramtskandidat Carl J. Kaesen in Huttenheim bei Bruchsal machte mich jedoch in liebenswürdiger Weise auf weitere Ausgaben aufmerksam, und bei weiterem Suchen habe ich dann auch noch andere gefunden. Sie ändern nichts an den in den Einleitungen mitgeteilten Ergebnissen; aber zur Vervollständigung will ich hier noch über die weiteren Drucke berichten.

52. 1658, März, 14. (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 298 f.; Streitschriften I, S. XVIII ff.).

C Der / **Bücher-Dieb,** / Gewarnet und ermahnet / durch / J. B. SCHUPPIUM. D. / (*Zierleiste*) / Gedruckt im Jahr, 1658.

[Exemplar der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel: 1 unpaginierter Bogen in 12° ohne Bezeichnung der Blätter.]

C druckt aus A, dessen Titel es nachbildet, doch mit einer anderen Zierleiste. Das Größenverhältnis der Lettern ist umgekehrt wie in A und B: Der Text hat normale Lettern, das Privileg dagegen (Blatt 7^{v}—10^{v}) und „An den Leser" (Blatt $12^{a,b}$) haben größere Lettern. Einige geringe Lesarten, vor allem Auslassungen infolge Überspringens von Zeilen sind zu verzeichnen; aber für die Textgeschichte ist C nicht von Bedeutung.

54. 1658, Dez. 14. (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 299 und Streitschriften I, S. XX ff.).

A² RELATION aus dem **PARNASSO.**

[Exemplare der Großherzogl. Universitäts-Bibliothek zu Heidelberg und Hof- und Landes-Bibliothek zu Karlsruhe: Titel und Einrichtung wie A¹.]

A² hat einige unbedeutende Lesarten, von denen die wichtigeren mit B übereinstimmen.

55. 1658, Dez. 20. (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 299 und Streitschriften I, S. XXII f.).

A¹ J. B. SCHUPPII D. / **Calender.** / (*Strich*) / Gedruckt zu Wulffenbüttel, durch / Johann Bißmarck. / 1659.

[Exemplar der Großherzogl. Universitäts-Bibliothek zu Heidelberg: $4^1/_2$ unpaginierte Bogen in 12°.]

Es ist der von mir bereits vermutete erste Abzug der Editio princeps und stimmt mit A² auf die Seite genau überein. Wie sich aus Orthographie, Interpunktion und Lesarten ergibt, ist A² eine von Schupp selber verbesserte neue Ausgabe und bleibt deshalb die geeignete Grundlage für den Neudruck.

56. 1659, Anfang (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 299 f.; Streitschriften I, S. XXIII ff.).

A² JB. Schuppij D. / Erste und Eylfertige / **Antwort.** / auff / M. Bernhard Schmitts / Discurs / de Reputatione Academicâ / (*Buchdruckerstock*) / Altena, / (*Strich*) / Gedruckt bey Victor de Leen, / Im Jahr 1659.

[Exemplar der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel: dieselbe Einrichtung wie A¹, mit dem es auf die Seite genau übereinstimmt.]

Der Titel hat zum Teil andere Lettern und einen anderen Buchdruckerstock als A¹. Die fehlerhafte Paginierung stimmt ebenfalls mit A¹, nur daß A² statt 62 die Seite 61 doppelt zählt. Die Druckfehler sind teilweise verbessert. Wollte man in der Annahme, daß Schupp doch wohl die erste Ausgabe an den Wolfenbütteler Hof geschickt habe, die Reihenfolge der beiden Drucke umkehren, so würde das bei der Gleichwertigkeit beider auch nichts verschlagen.

57. 1659, vor der Ostermesse (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 299 ff; Streitschriften I, S. XXVI f.).

A² JB. Schuppij D. / Eylfertiges / **Sendschreiben** / an den / Calenderschreiber / zu Leipzig. / Marcet virtus, sine Adversario. / (*Buchdruckerstock*) / Altena, / (*Strich*) / Gedruckt bey Victor de Leen, / Im Jahr 1659.

[Exemplar der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel: dieselbe Einrichtung wie A¹.]

Der Titel hat teilweise andere Lettern und vor allem einen anderen Buchdruckerstock. Die Seiten stimmen genau mit A¹, nur auf S. 24 hat A² ein Wort weniger. Die verdruckten Seitenzahlen sind verbessert, ausgenommen 45 statt 46 (von mir in A¹ übersehen). Die Druckfehler sind nur teilweise verbessert, und eine Lesart stimmt mit B überein: S. 126, Anm. Bezüglich der Priorität bleibt es bei den Angaben im Neudrucke.

Die drei Erbauungsschriften im engeren Sinne fallen nach den Ergebnissen meiner Forschung alle in Schupps letztes Lebensjahr:

48. 1660, II. Advent, Dez. 9. (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 297).

A Die Kranken / **Wärterin,** / Oder Eine Auslegung des / Heiligen Vater unsers, Wie man es mit armen einfältigen kranken Leuten beten kan, also daß sie es nicht oben hin und aus Gewonheit, ohne Verstand ohne Andacht daher sagen, sondern auch wissen / was für Betrachtung sie dabey haben, und wie sie daraus ihren Glauben und Vertrauen zu Gott stärcken und mehren sollen. (*Buchdruckerstock,* / Lübeck, / (*Strich*) Verlegts Michael Volck, / Gedruckt bey sel: Schmalhertzens Erb: / Anno 1661.

[Exemplare der Kgl. Bibliothek zu Berlin und der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel: $3^1/_2$ unpaginierte Bogen in 12°: Titel, Rückseite weiß; Blatt A ij^a—A iij^r Zuschrift; A 4^r—7^v An den Leser; A 8^a—D 6^v Text.]

B Dasselbe Lübeck 1662 in 12° [Schröder VII, S. 126; konnte ich noch nicht einsehen].

H (S. 425–448 enthält einen recht nachlässigen Abdruck mit zahlreichen Auslassungen und wenigen Verbesserungen.

Die Annahme einer Ausgabe von 1658 gründet sich lediglich auf einen Irrtum Mollers (II, S. 799). Derselbe beruft sich auf Lirenius (Bibliotheca Realis Theologica. Francofurti ad Moenum MDCLXXXV, Band I, Bl. 19^b), der viel fehlerhafte Angaben enthält und dort wie an anderen Stellen (II, 24^r. 252^r. 274^b eine Ausgabe der Lehrreichen Schriften meint, die er irrigerweise ins Jahr 1658 setzt. Da somit keine Ausgabe vor 1661 erschien, und da inhaltlich nichts auf einen früheren Termin weist, ist in der Zuschrift der II. Advent 1660 gemeint, nach Grotefends „Zeitrechnung" der 9. Dezember. Das paßt dann auch vorzüglich zu der damaligen Stimmung Schupps, welcher der Streitschriften und Satiren überdrüssig, sein Interesse der Erbauung zuwandte: vgl. die beiden folgenden Schriften.

64. 1660, Ende Dezember (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 307).

Einfältige Erklärung / der **Litaney,** / Den / Kindern, Knechten / Mägden, und andern einfältigen gemeinen Leuten im Kirchspiel / zu St. Jacob in Hamburg, zum Neuen Jahre mitgetheilet. / Matth. VI. Wann ihr betet, solt ihr nicht viel / plappern wie die Heyden. Dann sie meinen sie werden erhört, wann sie viel Wort machen. Darumb solt ihr euch / ihnen nicht gleichen. / (*Strich*) Lübeck, / Inverlegung Michael Volcken, / Gedruckt bey sel: Schmalhertzens Erb: / Anno 1661.

[Exemplare der Kgl. Bibliothek zu Berlin, Großherzogl. Hof- und Landes-Bibliothek zu Karlsruhe und Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel: $5^1/_2$ unpaginierte Bogen in 12°: Titel, Rückseite weiß; Blatt A ij^a—11^r Widmung und Zuschrift; A 11^r, Zeile 15—C 10^v Text; C 11^a—E 6^v An den Leser; E 7^a—F 6^v Ermahnungen etzlicher geistreichen Theologorum.]

H (S. 889—925) enthält einen relativ guten Abdruck mit einigen Verbesserungen, aber auch Verschlechterungen und Auslassungen aus Nachlässigkeit. — Über die Datierung herrscht im allgemeinen Einigkeit. Um der Verwandtschaft mit der vorhergehenden und der nachfolgenden Schrift willen setze ich sie ans Ende des Jahres. An den Streitschriften, besonders der „Relation aus dem Parnasso" und dem „Calender" hat man ja einen deutlichen Maßstab, wie schnell Schupp schreiben und publizieren konnte; und bei diesen erbaulichen Traktaten lag kein Grund zur Zurückhaltung vor.

51. 1661, Anfang der Passionszeit (zu Euphorion, Bd. XVI, S. 298).

GOLGATHA / Oder / Eine kurtze Anleitung, wie / ein krancker Mensch / ihm die / **Sieben Wort**, / Welche / Der HErr JEsus am / Stam des heiligen Creutzes / gesprochen hat, auff seinem / Todtbette solle zu Nutze machen. / (*Buchdruckerstock*) / Lübeck, / Inverlegung Michael Volcken / Gedruckt bey sel: Schmalhertzens Erb: / Anno 1661. [Exemplare der Kgl. Bibliothek zu Berlin und der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel: 2 unpaginierte Bogen in 12: Titel, Rückseite weiß; Blatt Aij^{a}—Aiij^{a} Vorwort; Aiij^{v}—B4^{v} Text; B4^{v}—12^{v} An den Leser und vier Gebete.]

H (S. 449—469) enthält einen ziemlich guten Abdruck; doch fehlen zwei Gebete: III. Gebet eines Sterbenden, aus den Fragen Anshelmi gezogen. (Blatt B10^{v}—11^{v}) und IV. Gebet damit sich der fromme KirchenLehrer Bernhardus in seiner Anfechtung des Satans erwehrt hat. (Blatt B12^{ab}). Da H durchaus unkritisch verfährt, wird der Grund nicht darin zu suchen sein, daß sie keine Originalgebete von Schupp sind, sondern darin, daß mit dem 2. Gebete gerade die Seite gefüllt war. Bei Moller, der als Druckjahr 1662 angibt, liegt wohl ein Irrtum vor; jedenfalls habe ich keinen Druck aus 1662 gefunden.

Die Datierung ergibt sich mangels weiterer Anhaltspunkte aus dem Vorworte, das vom Beginne der Passionszeit redet, und aus dem über die beiden vorhergehenden Schriften gesagten. Was für geistliche Traktate Schupp im „Eylfertigen Sendschreiben" (Streitschriften I, S. 125), auf das Stötzner verweist, meinte, können wir nicht mehr nachrechnen. Es ist nur verwunderlich, daß er nicht eher eins oder das andere herausgebracht hat, um seinen Gegnern den Mund zu stopfen.

Über die Einzelausgaben der Schriften wider und für Schupp, von denen es ebenfalls meist mehrere Auflagen gibt, möchte ich bei der Untersuchung der Überlieferung berichten. Auch habe ich inzwischen weitere Einzeldrucke entdeckt, kann sie aber aus technischen Gründen in diesem Zusammenhange nicht mitteilen und werde ihrer, zumal ich auf noch mehr Funde rechne, in jener Untersuchung gedenken.

* * *

Aus 22 kleineren und größeren Gedichten kann man wohl in großen Zügen die praktische Stellungnahme eines Mannes zur Dichtung seiner Zeit ableiten. Genau die Hälfte ist in lateinischer, die andere in deutscher Sprache verfaßt. Bis zum Jahre 1636/37 hat Schupp, dem Vorurteile seiner Zeit folgend, nur lateinisch gedichtet. Das bestätigt wieder meine frühere Schlußfolgerung, daß er durch Helwigs Erbe für die höhere Wertschätzung der deutschen Sprache gewonnen worden ist (vgl. Bd. XVII, S. 251; XVIII, S. 332). Einladungsprogramme und Reden an die akademischen Bürger in deutscher Sprache wären damals unerhört gewesen. Deshalb wundern wir uns nicht, in solchen Fällen auch Schupp lateinisch reden zu hören. Aber er hat auch nach jenem Jahre noch in dieser Sprache gedichtet, und es hält schwer, dafür einen triftigen Grund zu finden. Offenbar hat er sich nach dem Geschmacke der Adressaten und ihres Kreises gerichtet und überall da, wo es ihm angängig erschien, deutsche Gedichte überreicht. In den Hamburger Pastorenkreisen z. B. wäre ein deutsches Gedicht als Mangel an Bildung angesehen worden. Schrieb man dort doch auch griechische und sogar hebräische Gelegenheitsgedichte. Und in ähnlicher Weise wird es auch unter den Marburger Professoren Rückständige gegeben haben. Auch vor einem Marburger Bürger konnte ein Professor wohl nicht anders als mit einem lateinischen Gedichte erscheinen; aber an die Mutter eines Studenten von auswärts schickte er ein deutsches. Charakteristisch ist es, daß er an die Glieder des hessi-

schen Fürstenhauses immer deutsch, an den Herzog von Holstein dagegen, dessen Ansichten er wohl nicht kannte, lateinisch dichtete. In dieser Sprache haben wir von ihm 10 Epicedia, 4 aus den Jahren 1636—1643 in Hexametern (Nr. 3a. 4. 16a. 32a), ein Distichon aus 1638 (Nr. 8a) und 5 Trauerelegien aus der Zeit von 1636 - 1651 (Nr. 3b. 21a. 31c 37a. d). Letzteres ist die einzig richtige Form, der Hexameter ist noch angängig; aber in richtigem Takte hat er sich vor den Jamben und lyrischen Metren nach dem Vorbilde des Horaz, mit denen andere sich begnügten, beziehungsweise glänzten, gehütet. Das an den Herzog von Holstein gerichtete Hochzeitsgedicht ist in logaödischen Elfsilblern mit dem Daktylus an zweiter Stelle gehalten; nur sind einige Sechsfüßler untergelaufen.

Das erste deutsche Gedicht aus dem April Mai 1637 an Landgraf Georg II. von Hessen ist in dem damaligen Modevers, dem Alexandriner verfaßt. Desselben hat sich Schupp auch sonst zumeist bedient (Nr. 6a. 16. 24b. 25a. 29. 37b) und in ihm Sonette gedichtet (Nr. 16. 31a. 37a. 50a), aber auch gelegentlich seine Gedanken darin nicht untergebracht und weitere Verse angefügt (Nr. 37c). Seine geistlichen Lieder hat er zumeist in jambischen Dimetern und und Tripodien abgefaßt (Morgen- und Abendlieder, II, S. 937 ff.; Passion- . . Lieder, H, S. 946 ff.). Einige von ihnen bestehen aus trochäischen Tetrapodien (Passion . . Lieder, H, S. 954. 958. 964. 965), und in diesem Metrum hat er auch zwei Gratulationsgedichte, aber keine Epicedia geschrieben, Nr. 25a $_{93\,ff.}$ und 37b $_{72\,ff}$ Beim letzteren sind die Tetrameter, an sich ein Unding, nur eine Täuschung. Sie zerlegen sich in je zwei Tetrapodien, von denen Vers 1 und 3 keinen Reim haben. Schupps Schüler haben sich ebenfalls dieses Metrums bedient (vgl. Diehl, Beitr. S. 302—304).

So weit sehen wir Schuppius in völliger Übereinstimmung mit den Richtlinien, die Opitz in seinem ‚Buch von der Deutschen Poeterey' aufgestellt hatte. Und doch hat er sich in der Vorrede zu seinen Morgen- und Abendliedern (H, S. 935) in einer Weise gegen ihn ausgesprochen, daß man daraus geschlossen hat, er stelle sich auf den voropitzianischen Standpunkt oder den der Silbenzählung, oder er verwerfe in seiner Hamburger Zeit jegliche Theorie der Dichtkunst (Kühmann S. 83 f.). Beides ist, wie seine Praxis zeigt, durchaus nicht richtig. Hat er doch auch die voropitzianische Methode der Silbenzählung in der Person des Hans Sachs verworfen (Euphorion XVIII, S. 478) und der Überzeugung Ausdruck verliehen, jetzt erst, nachdem man es gelernt habe, bei den antiken Dichtern in die Schule zu gehen, — und das hat doch gerade Opitz getan, — beginne das goldene Zeitalter der deutschen Dichtung (‚CONSECRATIO AVELLINI', S. 10; Euphorion XVII, S. 275). Er schreibt keine Saturnier oder Knittelverse, sondern läßt, wie das Opitz forderte, regelmäßig Hebung und Senkung abwechseln. Aber er hat die engen Schranken, die dieser der deutschen Dichtung gezogen hatte, nicht anerkannt, teils mit vollem Rechte, teils nicht zum Vorteile seiner eigenen Erzeugnisse.

Opitz ließ nur Jamben und Trochäen gelten, aber Schupp hat im Jahre 1642, nachdem er ‚August Buchners Anleitung zur deutschen Poeterey' kennen gelernt hatte, daktylische Tetrapodien gedichtet (vgl. Nr. 30a und Bd. XVII, S. 481 f.). Dasselbe haben im Jahre 1643 Schüler von ihm getan, und es ist vielleicht ein reiner Zufall, daß uns nicht mehr Belege zu Gebote stehen. Ein Gedicht ist auch in katalektischen Hexametern gehalten. (Vgl. Diehl, Beiträge, S. 268 f. 271 f. 301 f. 304). In dem jambisch-trochäischen Rhythmengeschlechte dagegen hat Schupp den kyklisch gemessenen Daktylus und Anapäst durch Veränderung der Wortstellung, Synkope, Elision usw. vermieden. Als auffallende Beispiele möchte ich etwa folgende nennen: Nr. 25a $_{61}$ „Der nach viel hundert Jahr[en] noch sol . ."; $_{140}$ „Und wie's Tusculanum spricht"; $_{149}$ „Was dir, für sei[ne]m letzten scheiden . ."; $_{188}$ „Vnsrer Leyr vnd . ." Gewöhnliche Fälle finden sich massenhaft, wo wir nicht so ängstlich wären. Ein kyklischer Daktylus findet

sich nur in Nr. 37b$_{56}$ „Unsers Ludwigs Ehe-Gemahl". In den geistlichen Liedern in H begegnen mehr, aber die sind verdächtig, wie andere Änderungen nicht von Schupp selber zu stammen.

Die Elision und Apokope hat er in zahlreichen Fällen nach Opitzens Vorschriften behandelt: Nr. 6a$_{2.3}$ zierd, / Es; $_4$ Reih' auch; 16$_4$ dem Gesicht vnd; 16$_8$ Zu hohem Stat vnd; $_9$ Auff müglichst' Art; $_{12}$ Werd ewre Ruh' vnd Lust; $_{13}$ hatt' im; $_{17}$ dacht' er; $_{25}$ Eh', O schöne; 24b$_{11}$ riss' in; 25a$_5$ mit solchem grimm erreget; $_{20}$ het' vnd; 29$_7$ bekenn ich; 37b$_5$ Bäum entlaubt; $_9$ Blüht und; $_{11}$ Sorg' und; $_{15}$ Dem Volck und Lande seyn; $_{27}$ mach' eines andern; $_{31}$ Gnad Er; $_{36}$ Gnad auff: $_{37}$ thät es; $_{57}$ ein Anzahl; $_{58}$ Aus eurem Bluth erzeugt; $_{60}$ Es fall euch; $_{61}$ Palm und; $_{65}$ Es geh' Euch; 37c$_{11}$ Der woll' uns; $_{14}$ in der Hitz' erfrischen; 50a$_2$ prahlt' in: $_5$ wer' es; $_{6.7}$ Treu / Und Lieb' erloschen; und viele andere. In anderen hat er vorschriftsmäßig die Elision unterlassen: 29$_{18}$ mit troste beyzuspringen; 30a$_1$ dem Glücke vermehlen; 37b$_{59}$ Zu gutem Troste sind; usw. Aber in viel mehr Fällen hat er sich von dieser Engherzigkeit emanzipiert: 6a$_{1.2}$ mit begierd / Die unbefleckte Seel, zu; $_5$ Ob dieser Himmels Frewd, wie: 16$_8$ Zu hohem Stat und Ehr, will; $_9$ Auff müglichst' Art und Weiß, mein; 24b$_{11.12}$ in hochgelahrter Ruh: / Die; $_{26.27}$ hab? / Die; 25a$_{21}$ ahn seh: Daß; $_{35.36}$ kähm, / Daß; $_{39}$ Munde an; $_{43}$ zoge alles; $_{54}$ an der reyh drein; $_{57}$ seine Helden; $_{60}$ könt, daß; $_{73}$ ergöß. Bevorab; $_{75}$ sagte er; 25a$_{85}$ steine haben; $_{102}$ ohn der; $_{126.127}$ sieh, / So; $_{138}$ Fürste, unser; 29$_9$ ohn welcher ($_5$ ohne nur); 30a$_1$ kont sich; 31a$_{11}$ Die Müh der; 37b$_{55}$ Ich thu das meine; $_{85.86}$ Princessinne, / Unsers: usw. Hier kann man ihm nur zustimmen, ohne zu verkennen, daß er in einigen Fällen nicht glücklich gewesen ist, z. B. 16$_6$ mein schwache Faust; $_9$ mein Trewe; $_{17}$ ein solche Art. Allein hier hat er den Dialekt für sich, der spricht: ‚mein ärm, meiñ faust, meiñ treu; ĕn ârm, ĕ ârt' usw.

Auch in der Synkope, die Opitz nur beim Verbum als erlaubt gelten lassen wollte, hat er sich mit Recht mehr Freiheit genommen. Beim Verbum wendet er die volle Form an, wenn sie gerade in das Metrum paßt, doch überwiegen die synkopierten. Auch begegnen gerade hier einige an sich richtige Formen, die jedoch in damaliger Zeit bereits im Schwinden begriffen waren, weil sie zu Mißverständnissen Anlaß gaben, aber einen Rückhalt im Dialekte fanden. Z. B. 24b$_{15}$ geacht[et]; 25a$_{13}$ tröst[et]en; 16$_{15}$ richt[et]; 25a$_{65.79}$ geacht[et]; $_{127}$ gericht[et]; 31a$_9$ end[e]t; $_{11}$ halt[et]. Bei den übrigen Wortklassen ist das Verhältnis umgekehrt, doch begegnen Formen wie diese: 6a$_2$ sondern; $_3$ Stamms; $_6$ Hochgebornes, vnmuths; 16$_{11.1}$ ewrem, ewre, dapffrer; $_{16}$ Edle; 24b$_1$ güldnen; $_8$ verborgne; $_{10}$ Insuln; $_{11.21}$ thewre; $_{17}$ gnugsam; $_{27}$ andre; 25a$_3$ unsrer; usw. Weniger glücklich sind die um des Metrums willen angewandten Formen: 31a$_3$ selbest; 37c$_5$ stetes; und das volkstümliche ‚seim' 25a$_{149}$. Richtig sind neben 25a$_{86}$ daran; usw. 16$_{21}$ Drauff (25a$_{91}$; 37c$_{12}$); 25a$_{31.54}$ drein; 31a$_9$ dran; aber als Verlegenheitsauskunft müssen gelten 24b$_2$ Auff dieses runde rab; $_{23}$ zu seinen Sternen rauff, wenn diese als Verkürzungen auch im Dialekte vorkommen.

Daß Schupp im Neutrum des Adjektivs neben der jüngeren Form mit Endung auch die ältere ohne Endung anwendet, ist nur zu billigen. Von volkstümlichen und altertümlichen Wortformen, die sich ja in der Sprache des Volkes länger erhalten, könnte man etwa folgende namhaft machen: 16$_4$ denen; $_9$ Weiß; $_{25}$ Eh; 24b$_1$ sahe; $_2$ rab; $_{23}$ rauff; $_6$ Vom Monden; $_{26}$ hab: $_{17}$ Werd, Wort; 25a$_{93}$ Fürste; $_{117}$ Lähne; $_{125}$ Derer; $_{149}$ seim; 29$_{10}$ Creutze; 30a$_6$ Gemühte, bereicht; 37b$_{32}$ Hertze, Majestat; $_{38}$ triebe; usw.

In der Anordnung des Reimes ist er im allgemeinen den von Opitz aufgestellten Regeln gefolgt; eine Ausnahme bildet Nr. 24b, das ihm nicht geglückt zu sein scheint. Innenreim zeigt sich nirgends, und die Zäsur im Ale-

randriner ist überall richtig durchgeführt. Aber der Reim selber ist, was Opitz streng verpönte, häufig unrein, und das zuweilen in einer Weise, die auch wir nicht billigen können: $16_{14.15}$ Liecht — richt; **24b** $_{21.22}$ entrücket — geschicket; **25a** $_{1.2}$ höhen — gehen; $_{11.12}$ Ackermann — ahn; $_{17.18}$ Zierde — führte; $_{21.22}$ Ende — Hände; $_{33.34}$ Ehre — wehre [wäre]; $_{39.40}$ an — kan[n]; $_{69.70}$; **25a** $_{79.80}$ diß — gewiß; $_{99.101}$ gegrüsset — wisset; $_{106.108}$ Spiel — will; $_{115.116}$ für — Zier; $_{123.125}$ Höhen — gehen; $_{135.137}$ schämen — nehmen; $_{142.144}$ Präsent — zugewend; $_{145.146}$ an — kan[n]; $_{165.167}$ künnen [können] — sinnen; $29_{29.30}$ Zehren [Zähren] — kehren; **30a** $_{1.4}$ vermehlen — fehlen; **31a** $_{11.14}$ jnnen — gönnen; **37b** $_{1.2}$ grünen — dienen; $_{23.24}$ zugehört — vermehrt; $_{35.36}$ kann — an; $_{39.40}$ Fürst — wirst; $_{63.64}$ Treu — bey; $_{97.98}$ Faden — gerahten; **37c** $_{2.3}$ quilt — erfüllt; $_{5.8}$ Pierinnen — gönnen; $_{12.13}$ Welt — gefällt; **50a** $_{1.4}$ Zeiten — Leuten; $_{5.8}$ Eitelkeiten — deuten; und gar $_{2.3}$ Gleißnerei — Gleißnerei.

Obwohl Schupp mit Opitz den regelmäßigen Wechsel von betonten und unbetonten Silben für das Richtige hielt und nicht einfach Silben oder Hebungen zählte wie die ältere deutsche Dichtung, der es wie dem Saturnier auf die Zahl der unbetonten Taktteile nicht ankam, so verlangte er doch auch in diesem Punkte etwas mehr Freiheit. Er fragte nichts darnach, „ob das Wörtlein und, die, das, der, ihr und dergleichen kurtz oder lang seyn" (Morgen- und Abend-Lieder, H, S. 935), d. h. ob sie den Ton haben dürfen oder nicht. Er dachte an die schwebende Betonung, die in gewissen Grenzen ihre Berechtigung hat, und die Opitz selber ganz entgegen seiner Theorie in der Praxis oft genug angewandt hat. Schupps Verse geben meiner Ansicht recht. Z. B. 16_{13} Newlich als Amor hatt' . .; $_{16}$ Euch Edle Moltzanin, in Liebe . .; $_{17}$ Wird dann dacht' er . .; $_{22}$ Recht auff euch zu . .; **24b** $_{3}$ Wie Vnser Mylius . .; $_{9}$ Von den Canarien . .; $_{14}$ So glücklichen bemüht . .; $_{26}$ Fragstu mich warumb ich . .; **25a** $_{1}$ auff den Marpurger höhen; $_{10}$ die Edlen Pierinnen; $_{18}$ Philipp der weyse Fürst; $_{20}$ vnd mit Fürstlicher gunst; $_{32}$ Absehen dienst vnd lob; $_{57}$ Arbeiten daß sie ihn . .; $_{60}$ Vnsterblich machen könt, daß, wann es der antrifft; $_{63}$ Anfänge, daß er sich hochwürdig hat gemacht; $_{67}$ dienst vnd devotion; $_{95}$ Nun soll durch Vns vnvergessen; $_{104}$ Solt Ihr auch nicht vndergehn; $_{142}$ Wollen wir, HErr, das Präsent; $_{135}$ Rom soll sich noch für euch schämen; $_{153}$ Vnd du auch, O Coppenhagen; **29**$_{1}$ Soll ich nun ewer Creutz . .; $_{9}$ Niemand ist vnter vns . .; **31a** $_{2}$ Die Kinder der Natur ablegen ihre Pflicht; $_{8}$ Vnd was soll doch das Flehen? **37b** $_{24}$ der sich also vermehrt; $_{39}$ Er ist auch so ein Fürst; $_{45}$ ihr süssen Castalinnen; $_{46}$ Ihr schönen Charitinnen; $_{85}$ kom du schöne Princessinne; **37c** $_{12}$ daß auch nach uns die Welt; usw.

Man kann nicht verkennen, daß in einer ganzen Anzahl dieser Beispiele eine gewisse Unbehilflichkeit zutage tritt. Denn die Ungelenkigkeit der Verse ließe sich leicht durch kleine Änderungen beseitigen. Und dieselbe Ungeschicklichkeit zeigt sich auch in falschen Elisionen, Wortverstümmelungen, Wiederholungen, Flickwörtern usw. Vgl. z. B. $16_{6.17}$; **24b** $_{2.23.61.77}$; **31a** $_{4.5.10}$; **37b** $_{31.79.103}$. Allerdings konnte sich Schupp ja nicht die nötige Muße zu seinen Gelegenheitsgedichten nehmen, sondern er schrieb fast immer in Eile; vgl. Nr. 3b. 4. 8a. 29. 30a. 31a. 34d. 37c. 37b (sogar!). 37d. Aber man sieht doch auch, daß das nicht flüchtig hingeworfene Erzeugnisse eines Dichters sind.

Schupp war zu nüchtern. Deshalb hat er sich auch vor den zu seiner Zeit so beliebten Spielereien gehütet, keine Anagramme, Echos, Akrosticha usw. verfaßt. Das einzige, was er sich erlaubt, sind einige Wortspiele, z. B. rimari sistito causam . . . Causenii vita; Constans . . . Constans Catharina; immundi tetrique ergastula mundi; usw. Er hat auch nicht viel gedichtet. Wie oft haben in damaliger Zeit andere, z. B. sein Hauptgegner in Hamburg, der Senior Müller, den Pegasus bestiegen! Schupp tat's nie, um sich vor den Leuten zu

zeigen, sondern nur, wo irgend eine Verpflichtung vorlag. Und dann faßte er sich möglichst kurz.

In seinen deutschen Gedichten ist er sichtlich bemüht, ein reines Deutsch zu schreiben. — Über Orthographie und Sprachgebrauch im einzelnen braucht man ja bei einem Schriftsteller des 17. Jahrhunderts keine Worte zu verlieren. — Und das berührt recht angenehm im Vergleiche zu seinen prosaischen Schriften, in denen er den Fremdwörtern noch reichlich Spielraum gönnt. Doch ist es für die damalige Zeit nicht zu verwundern, wenn hie und da der antike Götterhimmel hervorlugt, und wenn er vor allem in dem Dankgedichte an Landgraf Philipp sowie in dem Hochzeitsgedichte für Landgraf Ludwig mit Kenntnissen aus der Antike und der Geschichte prunkt. Auch hier ist er im Vergleiche zu anderen mäßig. Ebenso in anderen Punkten: Mit welcher unverschämten Natürlichkeit haben seine Zeitgenossen die Freuden der Ehe besungen! Wie dezent ist es dagegen, wenn er im Geiste seiner Zeit nicht nur ein glückliches Eheleben, sondern auch reichen Kindersegen wünscht. Er ist auch frei von Lobhudelei. Denn die hessischen Landgrafen haben sich väterlich um das Wohl ihres Landes bemüht, besonders Philipp III. war ein hervorragend gelehrter und tüchtiger Mann, der ganz naturgemäß von seinen Landsleuten überschätzt worden ist. Und in Worten des Dankes darf man ja schließlich auch etwas übertreiben.

Allerdings mit Anklagen gegen den Tod als den großen Menschenmörder und mit überschwenglichen Verherrlichungen des Brautpaares, Vergleichungen aus der Antike usw. lassen sich eher poetische Wirkungen erzielen. Aber gerade das verwirft Schupp (in der Vorrede zu den Morgen- und Abendliedern, H, S. 934 ff. und im Teutschen Lehrmeister, S. 49) als leeres Wortgeklingel. Er will Gedanken in wenig Worten, christliche Gedanken, und die hat er geboten: Der Tod ist etwas Natürliches, und wir verschlimmern nur unser Geschick durch Furcht und Aberglauben. Die Verstorbenen haben es ja viel besser als wir. Sie sind nun in ihrem Vaterlande, indes wir noch der Erlösung aus diesem Jammertale harren. Wie begreiflich ist das in den Drangsalen des Krieges! Gönnt den Toten doch die Ruhe der Seligen; nur die Hinterbliebenen sind zu bedauern. Diese böse Welt ist eines tüchtigen Mannes nicht wert, deshalb hat ihn Gott abgerufen. Ein Christ muß auch in der Trauer maßhalten, und vor allem ein Geistlicher muß seiner Gemeinde mit gutem Beispiele vorangehen. — Ich glaube, daß Schupp auf diese Weise besser getröstet hat als tausend andere durch ihre schwungvollen Sentimentalitäten. Aber es ist keine Poesie mehr. (Vgl. Euphorion, Bd. XVIII, S. 361 ff.)

Procopius von Templin 1609—1680.

Von A. H. Kober in Bremen.

Vorbemerkung. Bibliographie. Prosa. Texte.

Procopius ist eine interessante Figur, die verdient, vom Fluche der Vergessenheit erlöst zu werden. Ein Aufsatz von Westermayer, Historisch-politische Blätter Bd. 79, 165 ff., 262 ff. ist das Einzige über ihn. Von Westermayer dann auch der Abschnitt in der Allgem. Deutschen Biographie Bd. 26, 625 f. Beide Artikel beschäftigen sich

hauptsächlich mit dem Leben Procops. Über die Werke wird nur wenig gesagt, auch ist dies Wenige herzlich unbedeutend. Nach Abschluß dieser Arbeit erschien P. Gadient, Prokop von Templin, Regensburg 1912. Von Erwähnungen Procops in J. A. Brühl, Geschichte der katholischen Literatur, Leipzig 1854, Joseph Kehrein, Geschichte der katholischen Kanzelberedsamkeit, Regensburg 1843, kann man absehen. Die einzige neuere Literaturgeschichte, die Procop kennt, ist Nagl-Zeidler, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte, Wien 1899. Vgl. meine Biographie Procops = Die Kultur, Wien 1913, II. III. IV. Westermayer hat zu seinem Artikel benützt: 1. Einen Aufsatz in Kehrs Literaturzeitung 1824. 2. Bernardus a Bononia, Bibliotheca Scriptorum Ord. Fr. Capucinorum. Venetiis 1747. Er konnte also nicht eine Darstellung, die noch zu Procops Lebzeiten verfaßt wurde: Dionysius Genuensis, Bibliotheca Scriptorum Ord. Min. Fr. Capuc. 1. Aufl. Genuae 1680. 2. Aufl. ebenda 1691. Beide Ausgaben benützte ich in der Kgl. Bibliothek zu Berlin.

In neuester Zeit hat nun Karl Bode über Procop gehandelt: Karl Bode, Die Bearbeitung der Vorlagen in Des Knaben Wunderhorn, Palaestra Bd. 79. Berlin 1909. Bode glaubte einen Dichter von einiger Bedeutung wiedergefunden zu haben, dessen Eigenart er in längeren Exkursen feststellen will. Diese Feststellungen bedürfen dringend einer Berichtigung. Bode benützte nur wenig Material. Zunächst übernimmt er alle Fehler Westermayers. Den Dichter beurteilt er nur nach den Wunderhornstücken. Diese aber zeigen ganz und gar nicht den wahren Charakter der Schriftstellerei Procops. Der fundamentale Irrtum der Bemühungen Bodes um Procop wird klar, wenn man weiß, was bisher stets übersehen worden ist, daß Procops Cantiones ex Concionibus entstanden sind. In erster Linie ist Procop Prediger, ja er ist eigentlich gar nichts weiter. Als Verfasser von Predigtkompendien ist er sehr produktiv. Zum Dichter wird er nur aus Not, weil man ihm die Druckkosten für seine umfangreichen Predigtbände nicht bewilligte, so erzählt er selber in einer Anmerkung, wandelte er seine Conciones in Cantiones. Jede Untersuchung Procops muß also ausgehen vom Prediger.

Seine Predigtwerke sind sehr umfangreich und interessant. Beachtenswert auch deshalb, weil sie die Vorstufe zu seiner Poesie sind. Er wandelt Conciones in Cantiones. Das kritische Prinzip, das wir für die Beurteilung seiner Gedichte gewinnen, ist: Vergleichung der Lieder mit den Predigten. Dies Prinzip muß verallgemeinert werden. Man hat die Wechselwirkung zwischen Predigt und Kirchenlied bisher zu wenig beachtet, an einem Beispiel durchgeführt noch gar nicht. Diese Vernachlässigung erscheint um so unverständlicher, als wir als Verfasser von Kirchenliedern meist ohne weiteres praktische Geistliche

anſetzen. Die Entwicklung des Kirchenliedes iſt, namentlich in den Anfängen und in unproduktiven Zeiten, weſentlich gefördert durch die Predigt. Die alten Paraphraſen und Sammelwerke für Prediger erben ſich fort, hier hat man in gehobener Proſa Stoff genug. Das ökonomiſche Prinzip Cantiones ex Concionibus verrät ſich auch in den Litaneien, den unpoetiſchen Aneinanderreihungen von Epitheta. Die Cantiones Procops zeigen alle Formen der geiſtlichen Poeſie überhaupt. Dieſe 571 Lieder ſind gewiſſermaßen eine Zuſammenfaſſung der ganzen geiſtlichen Dichtung am Ende ihrer Epoche. Und dies nun rechtfertigt eine eingehende Behandlung Procops und den Umfang dieſer Arbeit: Procop ſteht in der Geſchichte der geiſtlichen Literatur an einer Stelle, von der aus ſie am beſten zu überſchauen iſt. Hier iſt ein Ende der katholiſchen geiſtlichen Literatur überhaupt. Sie iſt hindurchgegangen durch die Reformation und ihre Gegenreformation, d. h. ſie iſt bis zur äußerſten Selbſtändigkeit gelangt. Bis zur Reformation gab es noch keine ſpezifiſch katholiſche Literatur im Sinne des Bewußt-Katholiſchen, ſo daß es gar nicht zu verwundern iſt, daß im 17. Jahrhundert gerade eine kräftige katholiſche Lyrik erſcheint. Man kann dies nicht als Nachblüte bezeichnen, es iſt vielmehr ſchlechterdings erſtes Werden, Urentſtehung. Gleichzeitig iſt das 17. Jahrhundert ein Endpunkt für geiſtliche Literatur überhaupt. Das iſt für die Predigt zu erklären nicht einfach durch das Schlagwort Zeitalter der Aufklärung, ſondern durch eine rein literariſche Erſcheinung: Die Predigt des Mittelalters iſt eine Miſchgattung von Novelle, Roman, Epos, Drama (Mimik), Lyrik. Mit der feineren Differenzierung der Gattungen muß ſie (in dieſem alten Sinne) verſchwinden. Eine ſolche Differenzierung aber geht Hand in Hand mit der Entdeckung des Individuums. Und dies iſt vielleicht die ſchönſte Frucht jener großen Bewegung, die im gewaltigen Schwunge von der Reformation bis zur Gegenreformation überſchlägt, die beginnt mit der Erſchütterung des Ich in der Reformation und zuletzt in den Zuckungen der großen Kriege die völlige Aufhebung der mittelalterlichen Perſönlichkeit vollendet. Das bedeutet dann auch das Ende des geiſtlichen Liedes; froh ſeiner neuen Entdeckung verwirft der neue Menſch die Formen, die ihm bisher der geläufigſte Ausdruck ſeiner Innerlichkeit waren. (Ein paar Menſchenalter, und er ſchaut nun ſein Ich ſo deutlich, daß ihm graut vor dieſem entſchleierten Heiligtume: die Romantik geht den Weg zurück, jene verworfenen Formen wieder zu ſuchen). Procop ſteht an einem Punkte, von wo aus rückblickend wir die ganze Reihe der katholiſchen geiſtlichen Literatur überſchauen.

Im beſonderen gilt dies noch von einer Gattung der geiſtlichen Poeſie, die vom Standpunkte der Literaturwiſſenſchaft noch nicht unterſucht iſt: von der Marienendichtung. An Procop als an den letzten

Marieenſänger ſind Beobachtungen über dieſe Dichtungsart wohl anzuſchließen.

Ich gebe nun zunächſt einen Überblick über Procops Lebenswerk.

Verzeichnis der Werke Procops.

1. Mariae Hülff Ehrenkrentzlein Paſſau 1642.
2. Mariae Hülff Lobgeſang. Paſſau 1659. Georg Höller. 8°. (18) und 378 Seiten. Augsburg, Stadtbibliothek.
3. Hertzen Freud und Seelen Troſt 1. Paſſau 1660. Höller. 8°. (40) und 803 und (11). Breslau, Königliche Bibliothek.
4. Hertzen Freud und Seelen Troſt. 2. Paſſau 1661. Höller. 8°. (32) und 766 und (10). Berlin, Königliche Bibliothek.
5. Mariae Hülff ob Paſſau Gnaden-Luſt-Garten. Paſſau 1661. Höller. 8°. (24) und 456. Berlin, Königl. Bibliothek. (Regiſtriert als Anonym.)
6. Eucharistiale. Opusculum 1. Paſſau 1661. Höller. 8°. (18) und 608. Darmſtadt, Hofbibliothek. Salzburg, k. k. öffentliche Studienbibliothek. Neudruck. Conſtanz 1666. 4°. Salzburg.
7. Poenitentiale. Opusculum 2. Paſſau. 8°.
8. Orationale. Opusculum 3. Paſſau 1663. 8°. Salzburg.
9. Conjugale. Opusculum 4. Paſſau 1663. Höller. 8°. (8) und 600. Berlin, Breslau, Salzburg, Frankfurt am Main, Stadtbibliothek.
10. Juventuale. Opusculum 5. Paſſau 1663. Höller. 8°. (8) und 552. Breslau. Münſter.
11. Praedestinationale. Opusculum 6. Saltzburg 1663. Johann Baptiſt Mayr. 8°. (16) und 589 und (7). Breslau, Salzburg, Münſter.
12. Threnale. Opusculum 7. Paſſau 1664. Höller. 8°. (12) und 589 und (3). Breslau, Salzburg, Münſter.
13. Decalogale. Opusculum 8. Saltzburg 1664. Mayr. 8°. (16) und 707. Breslau, Salzburg, Münſter.
14. Magdalenale. Paſſau 1665. Höller. 8°. (10) und 599. Breslau, Münſter.
15. Miserere. Saltzburg 1665. Mayr. 8°. (12) und 800. Frankfurt am Main: angebunden an Conjugale 1663, falſch ſigniert: Conjugale et Poenitentiale. Breslau, Salzburg, Münſter.
16. Lignum vitae. Opuscula 1 - 12. München 1665/66 3 Bände. 4°. Breslau: nur 4—12. Salzburg, München, Münſter. Enthält: Praedestinationale[2] Eucharistiale[2] Orationale[2] Poenitentiale[2] Conjugale[2] Juventutale[2] Threnale.[2] Miserere[2] Magdalenale[2] Homo moriens[1] Judiciale.[1]
17. Mariale Festivale et Dominicale. Saltzburg 1665. Mayr. 4°. (22) und 614 und 424. Breslau, Salzburg.
18. Mariale Processionale. Saltzburg 1667. Mayr. 8°. (20) und 312. Breslau.
19. Mariale Festivale Dominicale Processionale Indifferentiale. Saltzburg 1667. Mayr. fol. (88) und 639 und 329 und 158 und (82) Breslau, Salzburg, Münſter.
20. Homo bene moriens. Ingolſtatt 1666. Johann Oſtermayr Opusculum 11. Nachdruck. 8°. (8) und 581 und (3). Salzburg, Münſter.
21. Adventuale. München 1666. Johann Jäcklin. Opuscula 13 bis 16. 4°. (28) und 1038. Berlin, Breslau, Salzburg.
22. Sanctorale. Saltzburg 1666. Mayr. 4°. (19) und 1039. Breslau, Salzburg. 2. Aufl. Saltzburg 1668. Münſter fol. (84) und 1156 und (88). Salzburg.
23. Judicale. München 1666. Opusculum 12. Jäcklin. 8°. (16) und 639. Breslau.
24. Quadragesimale et Passionale. Saltzburg 1666. Mayr. 4°. Breslau, Salzburg, Münſter.
25. Dominicale paschale et pentecostale. Saltzburg 1667. 4°. Salz-

burg. Münſter. 2. Aufl. Saltzburg 1669. Mayr. 4°. (16) und 808 und 270. Salzburg, Breslau.

26. Dominicale aestivale. Opuscula 25—27. Saltzburg 1667. Mayr. 4°. (32) und 283 und 292 und 240. Salzburg, Breslau, Münſter.

27. Funerale. Saltzburg 1670. 4°. (34) und 172 und 476 und 136 und 480. Berlin, Breslau, Salzburg, Münſter.

28. Encoeniale. Saltzburg 1671. 4°. 1110 und (66). Berlin, Breslau, Salzburg, Münſter.

29. Patrociniale. Saltzburg 1674. 4°. (42) und 937 und (43). Breslau, Salzburg, Münſter, Berlin.

30. Catechismale. Saltzburg 1674 bis 1675. 6 Bände, gebunden in 5. 8°. (60) und 512 und (38), (16) und 657 und (32), (16) und 505 und (20), (16) und 542 und (65), (14) und 269 und (12), (16) und 411 und (13). Wien, k. k. Hofbibliothek. Breslau. Salzburg, Münſter.

31. Triennale Dominicale primum. Saltzburg 1676. Mayr. fol. (82) und 1002 und (28). Salzburg, Münſter, Berlin.

32. Sacrum Epithalamium. München. 1678. Jäcklin. 4°. (29) und 815 und (44). Breslau, Salzburg, Münſter.

33. Tugend-Spiegel. Sulzbach 1679. 12°. (12) und 343 und (36). Breslau.

Die vollſtändigſte Sammlung haben Breslau, Münſter. In öſterreichiſchen Bibliotheken ſind Procops Werke recht ſelten. Es haben z. B. die Kloſterbibliotheken Heiligenkreuz 4, Innsbruck 7, Mariaſchein 2, Maria Besnyö 1, Imſt 5 Bände.

Ein Verzeichnis der Werke Procops gibt Bernardus a Bononia. Er nennt:

Re autem vera ita huius Auctoris scripta allexerunt animos, ut non minus Catholicae quam Eterodoxi illius libros sibi avide compararent. Horum titulos hic apponimus, et praeter alia opera si Conciones, et sermones recenseas, ipse numerus quemlibet etiamsi assiduum scriptorem terret. Sunt enim numero 2617.

Praedestinationale. Est opus de Praedestinatione, Justificatione, Gratia et Libero arbitrio, continens 30 Conciones.

Eucharistiale. 26 Conciones.

Poenitentiale. 25 Conciones.

Orationale. 36 Conciones.

Quatuor isti Tomi prodierunt Salisburgi 1653 et Monachii 1665 in 4. et in 8.

Decalogale. Conciones 32.

Conjugale. Conciones 30.

Juventutale. Conciones 30.

Threnale. Conciones 26

Quatuor isti Tomi in editione secunda Salisburgi 1665 in 4. et in 8.

David Propheta (Miserere). Conciones 37.

Magdalenale. Conciones 30.

Homo moriens. Conciones 24.

Judicale. Conciones 30.

Quatuor isti tomi in prima editione. Salisburgi 1665 in 4.

Hi inquam duodecim Tomi primum editi Salisburgi raptim sunt distracti. Propter quod statim Monachii facta est secunda editio in 4 tribus in Tomis Principi Electori Archiepiscopo Moguntino dicata. Tertia quoque facta est editio, sed eo semper eventu, ut statim et raptim dividerentur, licet ad plura millia essent exemplaria

Mariale. Conciones 160. Editum in 4. Salisburgi 1653 et Monachii 1655 et iterum Salisburgi 1667. dicatum Episcopo Estadiensi S. R. J. Principi.

Sanctorale. Conciones 215. Impressum Salisburgi 1654 et Monachii 1659 et iterum Salisburgi 1668 in fol. Archiepiscopo Salisburgensi dicatum.

Prodomus Messiae. Conciones 30.

Deus infans incarnatus. Conciones 18.

Deus infans natus. Conciones 40. tom. 1 in 8.

Epiphaniale. Conciones 18.

Quatuor isti Tomi sub uno titulo Deliciae spiritus Hybernales primum prodierunt Monachii 1666 in 4.

Dominicale Triennale. Conciones 156 Salisburgi 1676 in fol.

Dominicale in Paschale. Conciones 100. tom. 4 in 4. Primus inscribitur Christus triumphans de Morte. Secundus: Deliciae vernales. Tertius: Christi ad coelum ascensus. Quartus: De Consolatione S. Spiritus. Salisburgi 1667.

Dominicale alterum in Paschale. Conciones 100. Salisburgi in 4.

Dominicale simile novum. Conciones 100. Salisburgi 1669 in 4.

Dominicale festivale. Conciones 100. in 4 partibus. Salisburgi 1667.

Quadragesimale et Passionale. Conciones 100. Salisburgi 1666 in 4.

Mariale Dominicale et Festivale. partes duae. Conciones 160. Salisburgi 1665.

De Sanctis Patronis Ecclesiarum Conciones 100. Salisburgi 1674 tom. 2. in 4.

Funerale. Conciones 150. Salisburgi 1670. tom. 4 in 4.

Encoeniale. Conciones 100. tom. 2 in 8.

Sermones 300 semihorales de Doctrina Christiana. tom. 6 in 8.

Sermones 200 in Cantica Canticorum. tom. 2 in 4. Monachii 1669. ibid. 1678.

Deliciae Hybernales, Vernales, Aestivales et Autumnales. tom. 2 in 8. est opus sacrarum Cantionum in honorem B. Virginis et Sanctorum, quorum usus in illis regionibus est frequens. Passavii 1660.

Hymni de B. V. Maria Auxiliatrice. in 8. Passavii 1659.

Speculum virtutum Sanctimonialium, id est Tractatus de vita S. Ehrentrudis. in 12. Sulzbachii 1679.

Bononius zählt 29 Werke, denn Prodromus Messiae-Epiphaniale ist 1 Werk: Adventuale. Mariale Dominicale ist zweimal gezählt; jedesmal 160 Conciones, zuerst Salisburgi 1653, 1667, Monachii 1655, dann Salisburgi 1665. Es fehlen bei Bernardus: Ehrenkrentzlein. Mariae Hülff Gnaden Lust Garten. Mariale Processionale Sonderausgabe 1667. Dominicale festivale, Salisburgi 1667 ist verschrieben für Dominicale Aestivale. Die Nummer an drittletzter Stelle Deliciae Hybernales, Vernales, Aestivales et Autumnales will besagen: Hertzen Freud und Seelen Trost. Der Irrtum erklärt sich aus der Verwechslung mit den Untertiteln von Adventuale und Dominicale in paschale tom. 2. Ganz merkwürdig sind Bernardus Angaben der Erscheinungsjahre und der Auflagen. Von vornherein werden sie schon dadurch falsch, daß er Passau als Verlagsort gar nicht kennt (außer für Hertzen Freud). Nach Bononius wäre als Procops erstes Werk das Praedestinationale

1653 in Salzburg erschienen, in Quartformat, dann München 1665 in Octav. Schon der Übergang von Quart zu Octav ist unwahrscheinlich, wenn wir beim Lignum vitae und beim Mariale den umgekehrten Weg wahrnehmen. Es ist ferner ganz unwahrscheinlich, daß Procop gerade in seiner arbeitreichsten Zeit in Wien sein erstes Werk in Druck gibt. Er hätte doch 1652 für die Herausgabe arbeiten müssen, kam indessen damals gerade aus Italien zurück. Weshalb sollte Procop sein erstes Predigtwerk nicht auch dem Passauer Drucker seiner Lieder anvertraut haben? Weshalb nicht einem Wiener? Man müßte nach Bononius ansetzen: Salzburg 1653, Passau 1663, München 1665. Procop hätte danach die große Salzburger Offizin vertauscht mit der kleinen Passauer! — Procop bezeichnet das Eucharistiale als sein erstes Werk. Aus der Vorrede zu H. F. 2 geht hervor, daß vor 1661 kein Predigtwerk gedruckt war: . . . Quid nunc? Post Cantionem Concio ... nunc praelo typographico subiicio primum Concionum mearum Tractatum de Sanctissimo Altaris Sacramento, Eucharistiale intitulatum, quem proximē absolutum Viennae, Passavii et Lincij videbis. Hiernach ist jeder Zweifel ausgeschlossen: Bononius irrt sich bei der Datierung des Praedestinationale um 10 Jahre; er meint die Passauer Ausgabe 1663. Was er als 2. Auflage Monachii 1665 bezeichnet, ist der Abdruck der Werke 1—12 als Lignum vitae, Monachii 1665 in Quart. Da er alle Werke von hier aus bestimmt (für 5—8 gibt er gar keine 1. Auflage an), datiert er auch Eucharistiale auf 1663 zurück. Von einer 3. Auflage der Werke 1—12 habe ich nichts finden können. Jedenfalls irrt Bernardus (oder sein Gewährsmann) auch hier. Sein Irrtum läßt sich so erklären. Lignum vitae beginnt in allen 3 Bänden mit einem Werke in 2. Auflage; der Titelsammler überträgt dies auf das ganze Werk und schließt also: 1. Auflage der Einzelausgaben Salisb. 1653. 1. Auflage des Lignum vitae Monachii 1665 = 2. Auflage der Einzelausgaben. 2. Auflage des Lignum. Monachii in demselben Jahre (ut statim et raptim dividerentur!) = 3. Auflage der Einzelausgaben. Daß die Angaben des Bernardus nur auf der Kenntnis von Lignum vitae beruhen, geht unzweifelhaft daraus hervor, daß Praedest. als Opus 1 bezeichnet wird, wie nur im Lig. vitae. Richtig trägt Euch. 1661 die Bezeichnung Opus. 1. Vom Mariale nennt Bernardus 4 Auflagen: Salzburg 1653, München 1655, Salzburg 1665, ebenda 1667. Ich kenne nur die beiden letzten, die sich als Editio prima und Editio secunda bezeichnen. Vor der Passauer Marienvision kann das Mariale nicht entstanden sein, denn der der Ausgabe von 1665 beigegebene Stich bezeichnet das Mariale als Frucht dieses Vorganges. Diese Vision fällt in die 2. Passauer

Periode, früheſtens alſo in das Jahr 1655. Unter den abgedruckten Censurae und Approbationes iſt keine vor 1660. Bernardus Angaben des Mariale von 1653—1655 müſſen alſo unrichtig ſein.

Für Sanctorale gibt Bernardus an: Salzburg 1654, München 1659, Salzburg 1668. Nachweiſen laſſen ſich 2 Auflagen: Salzburg 1666, ebenda 1668. Die Ausgabe von 1666, die Bernardus nicht kennt, bezeichnet Procop als erſte: Jedermann das erſtemal zum neuen ißtangehenden glückſeligen freudenreichen MDCLXII. Jahr. Censurae ſind von 1663. Wien und Paſſau liegen hinter Procop (S. 322. 344). Die Ausgaben von 1654—1659 ſollen 215 Conciones enthalten, die von 1666 hat nur 170. Bernardus iſt auch hier ungenau und unzuverläſſig.

Es bleibt noch eine Notiz von Bernardus, die zu denken gibt. Das Epithalamium (Sermones 200 in Cantica Canticorum) ſoll zuerſt München 1669 erſchienen ſein. Dieſe Ausgabe iſt nicht zu ermitteln. Die Angabe von Bernardus könnte ſtimmen, denn 1668—1669 iſt nichts erſchienen außer der 2. Auflage des Dominicale paschale et pentecostale. In Procops Werken findet ſich kein Hinweis auf ein Epithalamium vor 1678. Die Ausgabe von 1678 weiß nichts von einer früheren. Sie iſt gewidmet der Ertz Bruderſchafft Adorationis Perpetuae, die am 27. Dezember 1674 gegründet wurde. Daß ſie eigens zu dieſem Zwecke geſchrieben wurde, ſagt die Vorrede: hab alſo das Epithalamium oder Canticum Canticorum, das hohe Lied Salomonis / . . . für mich genommen / unnd under dem Titul Sponsi / . . . 100 ſolche Sermones gerichtet / die bey der Bruderſchafft Corporis Christi zu brauchen / andere hundert unter dem Titul Sponsae . . . hab ich gerichtet für die Bruderſchafften unſer lieben Frauen; . . . Dieſe Predigten hat Procop nie gehalten. Die Kataloge ſeiner Manuſkriptbände, die faſt alle erſchienenen Werke enthalten, verraten keine Bearbeitung des Canticum Canticorum. Wir müſſen nach alledem annehmen, daß Procop ſich erſt nach 1674 ans Werk geſetzt hat. Bernardus hat alſo auch hier geirrt. Er gibt uns einen Katalog des ganzen Procopiſchen Opus, in den Einzelheiten iſt er ungenau.

Procop weiſt in ſeinen Werken oft auf andere hin, die ſchon erſchienen ſind oder bald erſcheinen ſollen. Ein paarmal gibt er längere Zuſammenſtellungen. 1661 Hertzen Freud 2 Benevole Lector werden 19 Werke aufgezählt, die gedruckt werden ſollen:

1. Eucharistiale, erſchienen 1661.
2. Poenitentiale, erſchienen 1663.
3. Conjugale, erſchienen 1663 & Juvent.
4. Orationale, erſchienen 1663.

5. Decalogale, erſchienen 1663.
6. Mariale, erſchienen 1665.
7. Christus nascens, erſchienen 1666 Adventuale.
   Christus adolescens, erſchienen 1666 Adventuale
8. Christus militans, erſchienen 1666 Quadrages. et Passionale.
9. Christus moriens, erſchienen 1667 Dom. Aest.
10. Christus tryumphans, erſchienen 1667 Dominicale in Paschale.
11. Christus Judicans, erſchienen 1665 Judicale.
12. Christus Regnans, erſchienen 1667 Dominicale in Paschale.
13. Vallis Lachrymarum, erſchienen 1664 Threnale.
14. Homo moriens, erſchienen 1665.
15. Sanctorale, erſchienen 1666.
16. De Consolatione Sancti Spiritus, erſchienen 1667 Dominicale in Paschale et Pentec.
17. De Fide, Spe et Charitate, erſchienen 1665 Miserere.
18. De Praedestinatione, Vocatione et Justificatione, erſchienen 1663.
19. De Vitiis, erſchienen 1665 Magdal.

Eucharistiale Ad Lectorem ſteht dieſelbe Liſte, nur tritt hier zwiſchen Orationale und Decalogale ein neuer Titel: Threnale = erſchienen 1664. Sanctorale Lectori Benevolo faßt Procop zuſammen, was vorliegt: Prodromus Messiae (= Adventuale). Magdalenale. Purgatoriale Juventutale. Mariale. Lignum vitae. Mariale Festivale et Dominicale. 4 tomi de Tempore. Sanctorale. der gantze für dißmal neunteilige Authör gleich 11- 12hundert Predigen. So ſchreibt Procop 1666. Wir zählen nach:

Prodromus Messiae = Adventuale	100
Magdalenale 1665	30
Purgatoriale = Judicale 1666	35
Juventutale 1663	30
Lignum vitae 1665	356
Mariale Dom. et Fest. 1665	160
Sanctorale 1666	170
	881

Magdalenale und Juventutale ſind hierbei 2mal gezählt, denn ſie ſtehen auch im Lignum vitae. Ziehen wir ſie 1mal ab, ſo bleiben 786 Predigen. Ganz ſonderbar iſt die Zuſammenſtellung. Inhaltlich haben dieſe Bände nichts Gemeinſames. Auch die Druckorte ſind verſchieden; ſie haben nicht einmal gleiches Format. Auch zeitlich ſtimmt die Reihenfolge nicht. Prodromus erſcheint 1666 als opus 13—16, Judicale 1666 als opus 12, iſt alſo vor Prodromus zu ſetzen. Magdalenale erſcheint Paſſau 1665 im Lignum vitae 1665 in 2. Auflage als Nr. 10, alſo vor Judicale. Juventutale erſchien ſchon 1663 als Opus 5 in Paſſau, im Lignum vitae als Nr. 7. Die uns bekannten Ausgaben ſtimmen alſo nicht zu Procops Liſte; auch nicht zu Bernards Angaben. Nun nennt Procop an dieſer Stelle noch 3 Werke: Mariale Festivale et Domini-

cale in 1 tomo. 4 tomi de Tempore. Sanctorale. Er unterſcheidet alſo Mariale von Mariale Festivale et Dominicale in 1 tom; getrennt durch Lignum vitae. Das Mariale muß erſchienen ſein nach Magdalenale und vor Sanctorale (Neujahr 1666): alſo 1665. Es iſt die uns bekannte Ausgabe. Das Mariale Festivale et Dominicale in 1 tomo muß in demſelben Jahre erſchienen ſein. Als 2. Auflage bezeichnet ſich aber die Folioausgabe von 1667. Nur das Manuſkript dieſer kann hier gemeint ſein. Wir zählen Mariale alſo nur einmal = 160 Predigen. Es fehlen nur noch 4 tomi de Tempore. Adventuale wird genannt Tomus primus de Tempore. Die anderen ſind alſo noch nicht erſchienen, werden alſo wieder als Manuſkripte gerechnet. Die Bezeichnung de Tempore findet ſich nirgends wieder. Eine Opuszählung nur Dominicale aestivale 1667 = Opuscula 25—27. Da der 1. tomus opus 13—16 zählt, iſt dies Aestivale der letzte Teil de Tempore. Die andern beiden ſind: Quadragesimale et Passionale 1666, Dominicale paschale et pentecostale 1667. Dieſe vier Bände umſchließen das ganze Kirchenjahr.

Adventuale heißt Winterteil, Aestivale iſt für die Sommerzeit; Bernardus hat ein Dominicale in Paschale tom. 4 in 4 Salisburgi 1667, deſſen Bände überſchrieben werden: Christus triumphans de Morte. Deliciae vernales. Christi ad coelum ascensus. De Consolatione S. Spiritus. Demnach iſt dies Werk identiſch mit Dominicale paschale et Pentecostale 1. Aufl. Salzburg 1667. Der Ring iſt: Advent — Septuagesimae = Adventuale. Septuag. — Oſtern = Quadragesimale. Oſtern — Pfingſten = Dominicale paschale et pentecostale. Pfingſten — Advent = Aestivale = Opera 13—27 = 400 Predigen. Insgeſamt 786 und 400 = 1186 Predigten. Wobei Adventuale 2mal gezählt iſt, als Prodromus und als 1 Band de Tempore. Bleiben alſo nur 1086 Predigten. Hat Procop im Sanctorale ſeine Behauptung, er habe 1100—1200 Predigten herausgegeben, nur halten können durch Doppelzählungen und Einrechnung von noch Ungedrucktem, ſo kommt er Adventuale in einer Anmerkung der Wahrheit näher: Hier zählt er 1100 Conciones in 9 tomis, und zwar

400 hisce partibus (= 4 tomi de Tempore)
160 Mariale
170 Sanctorale
361 Lignum vitae

1091 Conciones.

Zählt man Bernardus' Angaben zuſammen, ſo ergibt dies 2523 Predigten. An 2617 fehlen alſo noch 94. Vielleicht hat er noch die Sonderausgabe von Mar. Proc. 1667 mitgezählt, was dann allerdings

2623 ergibt. Zählt man nur Procops Angaben (im Titel) zusammen, so ergibt dies ein falsches Bild, da er öfter einzelne Exordia mitzählt.

Das endgiltige Ergebnis ist dies: Procops Werk umfaßt

1. 571 Gedichte	=	MHL	95		
		HF 1	239		
		HF 2	237		
			571		
2. 2236 Predigten	=	Euch.	26	Mar.	256
		Poen.	25	Sanct.	215
		Orat.	36	Adv.	100
		Conj.	30	Quadr.	100
	Op.	Juv.	30	aest.	78
		Praed.	30	pasch.	100
	1—12	Thren.	26	Fun.	150
		Dec.	32	Enc.	100
		Magd.	30	Patr.	100
		Mis.	37	Cat.	300
		Hom.	24	Trien.	156
		Judic.	35	Epith.	200
				Sp.	20
			361		1875

3. M. G. Lustgarten, eine Zusammenstellung Passauer Marienwunder.

Procops Werk nimmt seinem Umfange nach eine Mittelstellung ein, es ist ansehnlich, im Deutschland der 2. Hälfte des 17. Jhs. sogar recht ansehnlich, ohne indessen eine überragende Ausnahmestellung einzunehmen. Ich nenne zum Vergleiche einige Zeitgenossen. Natürlich kommen nur geistliche Schriftsteller in Betracht.

Alexius Segala (Italus, Poeta Marianus, 1628 gest.), ungefähr 15 op.
Schoenleben (Poeta, 1681 gest. in Laibach), 14 Bände 4°.
Bourdaloue (Redner, 1704 gest. in Paris), 20 Bde. in 12°.
Georg Scherer (Prediger, 1605 gest. in Linz) ungefähr 1800 Predigten.
Johannes Parisiensis, ungefähr 25 op.
Frizon (Poeta latinus, 1700 gest.), 25 opera.
Andries (Meditat. 1658 gest. in Brüssel), 26 op.
Balbinus (Historiker, 1688 gest.), 27 op.
Belintanus (Italus; Prediger, 1611 gest.), ungefähr 30 op.
Jean Busaeus (Prediger, Kontrov. 1611 gest.), 31 op.
Jerem. Drexelius (Prediger, 1623 gest. in Mainz) ungefähr 40 op.
Franc. Costerus (1619 gest.), 42 op.
Becanus (1624 gest.), 45 op.
Bellarminus (1621 gest.), 47 op.
Nadasi (Prediger, 1679 gest. in Wien), 54 op.
Jodocus Kedd, 80 op.
Jacques Gretser (Antihaer.), 142 op.

Hier sind dann die ganz Großen anzureihen wie Valerianus Magnus u. a. Westermayer a. a. O. redet viel von der großen Berühmtheit Procops, und andere, die Procop erwähnen, sprechen dies nach: er ist überall der einst berühmte Procop. Westermayers Angabe geht zurück auf einige Encomia in Procops Werken und auf die Angabe des Bernardus a Bononia. Im Mariale steht ein lat. Encomium des Simon Wagner, Pfarrers in Seekirchen; daneben eins des Verlegers Mayr. Khuen begrüßt Procop in deutschen Strophen im Adventuale und im Lignum vitae; Pogner, ein kaiserlicher Rat in Linz, im Sanctorale. Es ist nicht nötig, auf diese schwülstigen, in ihren Vergleichungen mit Orpheus usw. lächerlichen Produkte persönlicher Beziehungen einzugehen. Sie haben ebenso wenig Wert wie die Worte des Biographen. Die „große Kritik" der Zeitgenossen denkt anders über Procop: außer in dem Catalogus des Bernardus wird Procop nirgends erwähnt; die Enzyklopädieen und Geschichtswerke, eingeschlossen die geistlichen (vgl. meine Lit.-Ang.), kennen ihn nicht. Kein Wunder, daß er von den nächsten Generationen gar nicht genannt wird. Jöcher weiß, daß er ein Scribent, dessen Schriften in mehreren Bänden in Salzburg erscheinen (1750!). Die Literaturgeschichte schweigt von Procop; so Henning, Morhof, Neumeister, Reimmann, Küttner, Erd. Koch, Heinsius, Horn, Holland, Gumposch, Olla Potrida, Gelzer, Bouterweck, Wachler, Eichhorn, Rosenkranz, Gräsſe. Von den neuesten nennen Procop Kehrein, Lindemann, Brugier, Nagl-Zeidler. Ihre Angaben sind folgenden Weg gegangen: Bernardus a Bononia, Wunderhorn, Goethe, Kehrs Literaturzeitung 1824, Brühl, Westermayer. Auch Procops Schriften wirkten nicht in die Ferne. 1 Lied (kein Marienlied!) findet sich ohne Angabe des Autors in Sacrae Cordis Deliciae 1696. Es ist H. F. 1, 90.

Dieses 16 Strophen lange Gedicht, betitelt Innerliche Zubereitung zur heiligen Kommunion, ist eine Darstellung unserer Unwürdigkeit in Form einer Bitte an Jesus und Maria. 9 Strophen werden ausgefüllt mit der Versicherung unserer Sündhaftigkeit. Schon die Wahl und Verdoppelung der Verba in der ersten Strophe betont die Wichtigkeit und Dringlichkeit der Sache.

Hochwürdigs Sacrament
Zu dir mein Seel sich wendt
Nach dir ich wein und heule /
Zu dir ich lauff und eyle
Hertzlich thut mich verlangen
Dich würdig zu empfangen.

Nach 2 mäßigen Strophen steigen die 5. und 6. zu größter Heftigkeit. Wir hatten schon in M. H. L. Ähnliches gelesen, hier aber klingt es ungleich stärker:

Ich bin ja nichts / Mein Gott
Als ein verächtlichts Koth
Ein Gruben voller Unrath
Ein schändlichs Aaß und Unflat
Ein Madensack / der stincket
Und zum Verderben sincket.

Ein Pfützen voller Wust
Ein Ayter und Unlust
Ein lauter Staub und Aschen
Der sich gar nicht laßt waschen
Kan selber nicht außsprechen
Mein Elend und Gebrechen.

Diese widerwärtigen Bilder, mit denen Procop der mönchischen Selbstbeschimpfung seinen Tribut gibt, sind glücklicherweise verhältnismäßig selten; etwas häufiger in den Predigten. Die nun folgenden Strophen bringen nach diesen nur schwache Wiederholungen. In 11 kommt wieder der Umschwung:

Aber du Jesus Christ / der Sünder Hoffnung bist ...

Die Bitte an Jesum und an Maria ist ganz schlicht und bedeutungslos. Merkwürdig ist das Zusammenbinden entgegengesetzter Stimmungen in einem Gedichte, denn die 15. Strophe berührt nach den ersten mit ihrer Verzweiflung fast tändelnd:

Mach in dem Hertzen mein
Ein schöns Ruhbettelein /
Jesu dein lieben Sohne
Daß Er darinnen wohne /
Bil Blümelein drin streue
Auff daß er sich erfreue.

Man muß hier an gewisse Predigten denken, die in dramatischem Aufbau die Phasen der Verzweiflung durchlaufen, um dann mit einer Apotheose zu schließen.

Die von mir gegebene Liste der Werke Prokops ist vollständig. Ich charakterisiere Procops Predigtwerke ganz kurz. Dabei nenne ich einige Vorläufer, und zwar immer nur solche, die eine besondere Gruppe repräsentieren[1]). Das Eucharistiale ist auch stilistisch das älteste Werk Procops. Der Stil ist ruhig, würdig, doch nie trocken. Die Unterhaltung tritt zurück hinter dem sittlichen Ernste und der pädagogischen Tendenz. Polemik fehlt. Der Humor kommt hie und da zum Durchbruch. Drastische Szenen finden sich vereinzelt. Das Tempo der Rede ist das einer flott demonstrierenden Abhandlung; kräftig, gleichmäßig, ohne starke Hemmungen. Zitiert wird sehr wenig. Die Bilder heben sich zuerst nicht stark über die Grundfläche heraus.

[1]) B. = meine Bibliographie.

Erſt gegen Ende hin tritt hierin eine Änderung ein: War das Bild der Predigten bisher eine durch gleichmäßig verteilte intenſive Farben im ganzen gleichmäßig (bunt) wirkende Einheit, ſo iſt es von 11 ff. lebendiger, dramatiſch wirkſamer dadurch, daß auf einer einheitlichen matten Grundfarbe ungleichmäßig hie und da aufgeſetzte grelle Farbenflecke aufblitzen.

Hiſtoriſch: Die erſte Reihenpredigt über das Abendmahl iſt die des Albertus Magnus. (Der Streit Radbert-Ratramnus ſcheint auf die damals noch unentwickelte Predigt nicht übergegriffen zu haben.) Die Hauptmaſſe der Euchariſtialpredigten ſtammt natürlich aus dem Jahrhundert der Reformation. Eck, Holl (1589 geſtorben), Lansperg (1539 geſtorben), Helding (1561 geſtorben), Hirſchpeck (um 1550). Alles dies polemiſch. Aus Procops Zeitalter: Sklerkowski 1611 (B. 81), Hoſſtadius 1614 (B. 100), Wagner 1624 (B. 131), Emanus 1659 (B. 274), Raplerus 1661 (B. 283).

Poenitentiale. Predigten über die Buße. Steht dem Euch. nahe in der Einfachheit des Stiles. Es iſt ebenfalls frei von Polemik. Der Prediger zetert und donnert nicht, vielmehr iſt er der freundliche Helfer und Mahner. Die Tendenz iſt praktiſch, dogmatiſche Fragen fehlen — wie in Euch. — faſt ganz. Das Tempo iſt gleich dem in Euch.

Hiſtoriſch: Beſondere Zyklen über die Buße ſind ſelten, weil ja jede praktiſche Sittenpredigt darauf kommen muß. Auch die Erklärung des Weſens der Buße kann leicht eingefügt werden, ſie findet ſich z. B. im Anſchluſſe an Paſſionspredigten, Leichpredigten; in allgemeinen Werken wie Vixemontius, Chriſtliche Vermannung 1582 (B. 30), Coſterus, 4 letzten Dinge 1588 (B. 31) u. a. Geiler von Kaiſersberg. Brunus 1602 (B. 42). Doyza 1610 (B. 73), Auguſtin 1611 (B. 76), Seebaldus 1622 (B. 127), Raplerus 1661 (B. 283).

Orationale. Predigten über das Gebet im allgemeinen, dann über die 10 Gebote im beſonderen. Was von dem Poen. geſagt wurde, gilt hiervon noch mehr: es fehlt ein einheitliches Band um das Ganze. Eine Reihenpredigt über das Gebet iſt ſo, wie Procop ſie auffaßt, nicht wohl möglich: er will nur praktiſch wirken. Im Entwicklungsgange des ganzen Procopſchen Opus nimmt das Or. eine beſondere Stelle ein: Die Fülle des Stoffes, der Fälle des praktiſchen Lebens führt ihn weit hinaus über ſein bisher durchſchrittenes Gebiet. Der Stil wird lebhafter, das Tempo ſchärfer markiert. Die Bilder kraſſer. Der Humor kommt in ſpezifiſch draſtiſcher Situationsmalerei zum Vorſchein. Alles wird bewegter, kräftiger, lebendig.

Hiſtoriſch: vgl. das zu Poen. Bemerkte. Geiler. Bropſt 1606, Oswald a Zimmern 1663 (B. 304).

Conjugale: Hier iſt der Stil Procops nach der Seite des draſtiſchen Witzes hin bereits voll entwickelt. Der Stoffzuwachs gegen

die früheren Werke ist ganz bedeutend: hier wimmelt es von Märlein, historischen Anekdoten, Exempeln, Lebenserinnerungen. Von theologischen Quellen werden Ambrosius, Augustin, Hieronymus benützt. Die Tendenz zur Unterhaltung herrscht hier unbedingt vor. Der Humor ist die stärkste Kraft darin. Das Tempo ist sehr lebhaft, die Farbe schreiend bunt. Albernheiten und Erniedrigungen bis zur Burleske des Hanswurst fehlen. Immer ist sich der Redner doch seiner pädagogischen Tendenz bewußt.

Historisch: vgl. zu Poen. Wolfgang Rauscher 1695.

Juventutale: die Ergänzung zu Conj. Stilistisch ihm gleich. Von hohem kulturgeschichtlichen Werte. Es werden hier etwas mehr theologische Autoritäten herangezogen als im Conj.; außer den dortgenannten noch besonders Thomas von Aquin, Johann Chrysostomus. Darin zeigt sich die pädagogische Absicht. Sie wird auch daraus klar, daß hier neben die übermütige Karikatur grausige Bilder grausam Bestrafter gestellt werden. Herrscht im Conj. der gutmütige Spott eines über dem lächerlichen Treiben stehenden Geistlichen, so hier mehr die Mahnung und der Zorn des Sittenlehrers. Übrigens betonen Conj. und Juv. stellenweise schon das Prae der Geistlichkeit. Sehr interessant sind diese Werke sprachgeschichtlich; für die Wortbildungslehre, wie auch für den Bedeutungswandel, die Vulgärsprache, den Dialekt. Ich muß es mir leider versagen, aus meinen zahlreichen Zusammenstellungen hier etwas mitzuteilen.

Historisch: vgl. zu Poen., auch zu Catech.

Praedestinationale: wirkt nach dem prachtvoll derben Stil der eben genannten Werke schwach und blaß. Kommt dem Euch. und Poen. nahe. Trockene dogmatische Partien sind nicht vermieden. Im ganzen zwar ist die Prädestinationslehre sehr faßlich dargelegt. Wiederholungen finden sich öfter. In Tempo und Stil ruhig, einfarbig. Die Diktion matt. Eines der unbedeutenden Werke.

Threnale: Predigten über Klagelieder Jeremiae 1, 1. Ebenfalls ein unbedeutendes Werk. Es enthält manche Wiederholungen aus früheren, so aus Poen. Praed. Euch. Or. Denen ist es auch stilistisch gleichzusetzen. Ich glaube, daß Procop das ja zeitgemäße Thema in seiner Urform ganz anders, viel aktueller gestaltet hatte. 1663 aber waren die Predigten in dieser Form schon veraltet, und er änderte daher. Es ist sehr auffällig, daß Procop nirgends die Zeit des großen Krieges sehen läßt. Dies wird uns mit der Urform des Thren. verloren gegangen sein.

Decalogale: steht stilistisch zwischen Conj.-Juv. und Poen.-Or.-Thren. Es ist die Ausführung des zweiten Teiles des Or. Lebhaft im Stil, aber ohne das starke, schnelle Hin- und Herschießen des Conj.-Juv. Die Bewegungen entfernen sich nicht so weit und plötzlich vom Niveau.

Auf diesem aber sind sie kräftig markiert. Reich an Anekdoten, aber diese stiller, weniger kraß als in jenen Werken. Der Ausdruck milder. Einwürfe der Andersgläubigen werden widerlegt. Kulturgeschichtlich ist viel Interessantes darin; so die Ausführungen über die großen Diebe, über den Ehebruch, den Mord.

Historisch: vgl. zu Orat. Eck.

Magdalenale: Predigten über die Bekehrung der Maria Magdalena. Vgl. zu Thren. Ein unbedeutendes, mattes Werk.

Miserere: Gegenstück zu Magd. Predigten über Psalm 50 (= 4. Bußpsalm) vgl. zu Magd. Die eben genannten 12 Werke werden von Procop zusammengefaßt als Lignum Vitae. Dieser Titel (Gen. 2, 9) wurde öfter benützt. Bonaventura — A. Wion, Venetiis 1595 — Bourgoineus 1628 (B. 146).

Mariale Processionale; Mariale Festivale et Dominicale; Mariale Festivale et Dominicale et Indifferentiale[1]).

Homo bene moriens: die 1. Aufl. im Lignum Vitae.

Wie Praed. Thren. Magd. Mis. vgl. zu diesen.

Historisch: Eustachius de Rosario 1623. Costerus 1588 (B. 31), Polancus 1600 (B. 36), Hendschel 1611 (B. 82), Landraeus 1624 (B. 134), vgl. auch zum Funerale.

Judiciale: Predigten über Hölle, Fegfeuer, Gericht. Die 1. Auflage steht im Lignum Vitae. Es ist also eins jener kleinen ersten 12 Werke. Im Stil lebhaft, im Rhythmus kräftig. Doch selten aufregend, schreckend, drohend. Mäßig viel Exempel. Nicht etwa furchtbar, grausam, blutrünstig; sondern immer mit dem versöhnlichen Unterton der ruhigen Warnung und Mahnung. Manche Wiederholung aus anderen Werken. Als Ganzes dem Euch. ähnlich.

Historisch: Drexelius 1632 (B. 165), Vincentius de S. Eleonora 1638 (B. 183), Sandaeus 1643 (B. 200).

Adventuale: ist das erste große Werk. Es nimmt die von je beliebte zeitliche Bestimmung auf. Während bisher die Predigten eines Werkes immer zusammengehalten waren durch einen Stoff, wird hier ein Abschnitt des Kirchenjahres zugrunde gelegt; d. h. die Predigttexte bilden ein fortlaufendes Ganze. Es kommt eine novellistische Entwicklung hinein. Daraus ergibt sich, daß der biblische Text mehr in den Mittelpunkt der Predigt rückt. Eine Folge davon ist das Hereinkommen exegetischer, textkritischer (sehr selten), theologisch-dogmatischer Ausführungen. Die theologischen Quellen werden häufiger. Nun läßt Procop niemals die praktische, erziehende Absicht fehlen, sie kommt der erklärenden mindestens immer gleich, ist ihm immer das Wichtigste. Aber sie wird kürzer, die Anekdoten schwächer und

[1]) Vgl. den folgenden Aufsatz über Procops Marienditchtungen.

mehr Hintergrund. Der Stil wird breiter, freier, aber auch ruhiger, gemäßigter. Polemik (immer nur gegen die Ketzer) wird häufiger. Der Humor tritt zurück, am meisten die burleske Form. Natürlich wirken die großen Werke nicht so unbedingt einheitlich wie die kleinen. Das Stoffgebiet erweitert sich: Antike, Geschichte, Gelehrtes, Fabeleien, Hymnen, Sentenzen, Sprichwörter werden immerfort herangezogen. Die Exempel werden aus den großen Sammlungen entnommen. Das Adv. ist der 1. Teil des Werkes de Tempore. Die meistgenannten Autoritäten sind Gregorius Magnus, Augustin, Origenes, Johannes Chrysostomus, Ambrosius. Der Stil ist kräftig, die Farben lebhaft, doch nicht übermäßig bunt. Trockener Humor, Freude am Stoff. Alles voll, kräftig, tönend. Sprachgeschichtlich interessante Wendungen.

Historisch: vgl. zu Dom. pasch. et pent. Dom. Quadr. et Pass. Augustin. Paulus Diaconus. Berthold von Regensburg. Nider. Eysengrien gest. 1578. Canisius gest. 1598. Wicel gest. 1573. Wild gest. 1574. Acosta 1601 (B. 37), Faber 1659 (B. 264).

Quadragesimale et Passionale ist der zweite Teil zum Adv. vgl. dazu. Die Schilderung der Leiden Christi ist nicht plastisch-anschaulich vergegenwärtigt. Erhabenheit wird oft durch Häufung und Wiederholung gegeben. Bewundernswert ist die Kunst der Vergleichung. Die Schriftbehandlung vortrefflich. Streckenweise finden sich unendlich langweilige Partien.

Historisch: vgl. zu Adv. Dom. pasch. Dom. aest. Nider. Jacob de Voragine. Herolt. Joh. Gritsch. Peter von Breslau. Berthold. Geiler. Eysengrien. Wicel. Wild. Männhard 1639. Forer 1658. Costerus 1590 (B. 33), Acosta 1601 (B. 38), Erythropilus 1603 (B. 44). Godefridus a Litheo 1646 (214). Calamatus 1655 (B. 245). Rho 1656 (B. 250). Paolettus 1662 (B. 291).

Dominicale paschale et pentecostale: 3. Teil zu Adv. vgl. dazu.

Stellenweise prachtvolle Drastik. In den Auferstehungsjubel ist auch die Natur hineingezogen. Bemerkenswert ist eine Folge von vier Buchstabenpredigten: Alphabetum duplicatum, et quadripartitum, manuducens ad agnitionem Sancti Spiritus. Solche Spielereien sind bei Procop selten. Der Rhythmus ist hier lebhafter, leichter, beweglicher als in den beiden ersten Teilen des Werkes.

Dominicale aestivale: 4. Teil des Werkes de Tempore vgl. dazu.

Sehr geschickt, wie in allen Bänden de Tempore, die Kunst der Erläuterung durch Heranziehen unterhaltender, witzig gedeuteter Exempel.

Funerale:[1]) Leichpredigten. Entsprechend den verschiedenen

[1]) Vgl. Homo bene moriens.

Zwecken wechselt der Stil. Die Reden für die Armen sind kurz, ohne großen Aufwand an Exempeln und Beispielen. Viele begnügen sich mit der Zitierung eines Liedes. Der Ablauf ist glatt, schlicht, ohne Schwankungen. Der Stil ebenso. Bei den wohlgeachteten ehrsamen Bürgern ist der Redner zeremonieller, die Abwicklung umständlicher. Das Tempo schwerer, langsamer. Dies noch wieder mehr bei den Reden für den Adel, die weltlichen und geistlichen Großen. Da gibt es Exempel aus der Sphäre der Potentaten, aus der Antike. Überall finden sich vulgäre Stilmittel: Sentenzen, Sprichwörter, auch Schwankmotive. Von Herzlichkeit ist nicht viel zu spüren. Die Ausführung ist intellektuell-logisch. Der Tod ist eben kein Übel. Das kann mit Exempeln belegt, erläutert, bewiesen werden, wie jedes andere Thema. So fehlt vor allem die Phrase. Das Tempo ist nicht wesentlich schwerfälliger und langsamer als in den andern Werken. Gegen Homo b. m. ist die Demonstrierung glatter. Wirksam kontrastieren oft Schwankbühne und Totenbahre.

Historisch: vgl. auch zu Homo b. m.

Eysengrien. Nausea gest. 1552. Ziegler gest. 1636. Feucht 1524, Tympius 1613 (B. 90), Pistorius 1658 (B. 261), Hesselbach 1666 (B. 326).

Encoeniale: Kirchtagpredigten. Ein prächtiges Buch. Rein humoristisch, nur Unterhaltungsbuch. Stilistisch einheitlich wie kein anderes Werk Procops. Jede Predigt hat als Gegenstand ein naturwissenschaftliches Objekt, meistens ein Tier, dann Pflanzen, den Regenbogen, den Aetna; eine Brillen und Perspektive. Darum kristallisieren sich die lustigsten Definitionen, Beschreibungen, Anekdoten, Schwänke. Ein tolles Kuriositätenkabinett. Als biblisches Leitmotiv geht die Zachäusepisode des Neuen Testaments durch. Zachäus ist immer das tertium comparationis. Dazu kommen famose kulturhistorische Bilder: Solenne Kirchtagssaufereien und Raufereien, Liebesabenteuer, und was noch für vulgäre Belustigungen im Neithardsstile.

Stilistisch wird das alles glänzend gegeben: Reimereien aller Art umwuchern alles, improvisierte Reime, Sprichwörter, Volkslied, Bauernregeln, Schwanksentenzen. Das Deminutivum wird immerfort verwendet; stehend sind Lämbel, Dienel, Perlein, kein Bröfel, Zachaeusl, Prinzipeßl; es findet sich ein Freudel, ein Geistel, das Zachaeusl wird als Elephantel von Christus gejagt. Das Tempo ist überaus flott. Der Rhythmus stark bewegt, mit kräftiger Kurvenbiegung. Dabei aber noch nicht so überhitzt wie bei Abraham a. S. Clara. Literarhistorisch ist das Werk recht beachtenswert, es ist die normale Vorstufe zur Dekadence Abrahams. Von Procop aus läßt sich diese Gattung besser nach ihren Wurzeln hin verfolgen als von dort aus. Benützt sind von geistlichen Autoren Franciscus Titelmamus, Ludo-

vicus Granatenſis, Paulus Aveſius, Philippus Picinelli. Neben unſerer deutſchen Schwankliteratur kommt auch die italieniſche in Betracht. — Ich werde das intereſſante Werk demnächſt in einem Zeitſchriftenartikel behandeln.

Sanctorale[1]): Predigten über die Feſte der Heiligen. Vorwiegend Wundergeſchichten aus theologiſchen Quellen. Da vor allem immer die Vita des Heiligen beachtet wird, hat das Werk ſtark hiſtoriſch-epiſchen Charakter. Die praktiſchen Nutzanwendungen treten zurück. Wie überhaupt die Perſönlichkeit des Autors. Naiver Legendenſtil wechſelt mit karikierender Gloſſe. Das Vorwiegen hiſtoriſcher Berichte, die Wiederholung der Wunder wirkt farblos.

Hiſtoriſch: Berthold, Nider. Geiler. Eyſengrien. Lansperg, geſt. 1539. Wild. Venetus 1623 (B. 130), Paolettus 1664 (B. 309).

Patrociniale: hat mit dem Enc. gemein, daß die Vergleichungen, der Naturwiſſenſchaft entnommen, ſyſtematiſch verteilt werden. Nur geſchieht ſchon das hier viel ſchematiſcher, trockener. Procop weiſt am Schluſſe ſelber auf die Einteilung hin: es werden 60 Männer und 40 Frauen (die Predigten ſind trotz des Titels allgemein gehalten), in je 1 Predigt behandelt. Dazu dienen 3 Gleichniſſe von den Himmelskreiſen, 9 von der Sonne, 4 vom Mond, 4 von den Sternen, 5 vom Feuer, 7 von der Luft, 6 vom Waſſer, 6 von der Erde, 12 von 4füßigen Tieren, 13 von Vögeln, 1 von Würmern, 1 von Pflanzen, die übrigen von Muſik, Edelgeſtein. Das Ganze iſt viel ernſter gehalten als Enc. Philoſophie, Naturwiſſenſchaft, Hiſtorie, theologiſche Quellen, Gelehrtes allerart überwiegt bei weitem das Schwankhafte. Das Tempo iſt ziemlich langſam, manchmal ſtockend. Der Rhythmus gewichtig breitſpurig dahinſchreitend. Alles bedächtig, gemeſſen, würdig. Manche Partieen ſind einfach langweilig. Öfter werden Zeitereigniſſe berückſichtigt, was dann zu Klagen über die Ketzerei veranlaßt. Die Trauer darüber glaubt man als Grundton durchſchwingen zu hören. Ein Gedicht ruft die Teutſche Nation zurück zur Einigkeit.

Catechismale: ein Unterrichtsbuch. Kinderpredigten über die Lehren des Catechismus. Das Werk nimmt unter Procops Schriften eine Sonderſtellung ein, ſowohl nach ſeinem Publikum als auch nach ſeiner Abſicht und Anlage: Es ſoll Glaubensſatzungen erklären. Die exegetiſch-pädagogiſche Tendenz läßt die Abſicht zu unterhalten ſtark zurücktreten. Natürlich fehlen hübſche Exempel, nette Bilder, humorvolle Wendungen auch hier nicht. Der kindliche Ton (die Hörer ſind 12—14jährig) iſt gut getroffen. Gegenüber den anderen Werken iſt dies Unterrichtswerk natürlich weſentlich trockener, unintereſſanter.

[1]) Vgl. zu Tugendſpiegel.

Seinen Zweck erfüllt es ausgezeichnet. Tempo, Rhythmus und Stil sind die der leichten didaktischen Abhandlung.

Historisch: Canisius. Helding 1561 gest.

Triennale dominicale: stellt gegen De Tempore, Patrociniale nichts Neues dar. Vgl. dazu.

Die systematische Ausgestaltung der späteren Werke zu großen Kompendien, die für jeden Fall dem Benutzer (Prediger, der sich vorbereitet) mehrere Muster zur Auswahl bieten sollen, läßt manche dürftige Skizze mit einfließen, manche schematisch aufgebaute trockene Dublette entstehen. Das wird von Funerale an immer deutlicher.

Sacrum Epithalamium: Predigtskizzen über Cant. cantic. als Hostie. Besonders von diesem Werke gilt das eben Bemerkte. Das Sacr. Epith. enthält keine wirklich gehaltenen Predigten. Es sind nur Buchreden. Das zeigt ihre Trockenheit, das Fehlen kräftiger Farben; der spannungslose ebene Rhythmus, der kalte Stil, das gleichförmige Tempo. Die Kunst der Vergleichung fehlt. Der Unterhaltungsstoff ist spärlich und matt.

Tugend-Spiegel Aller Zucht-liebenden Closter-Jungfrauen: kurze Sermone über das vorbildliche Leben der Hl. Ehrentraut. Eine langweilige trockene Gelegenheitsschrift. Selten nur bricht die alte Kraft einmal durch.

Ein Wort noch über den Grundcharakter des Predigers Procop.

Procop steht an der Grenzscheide zweier Welten; die jenseitige ist das Ziel, aber deswegen ist die diesseitige nicht einfach zu streichen. Sie ist der Mikrokosmos, das Abbild der großen; in kleineren Maßstäben, durchaus lebenswert. Aus ihr liest Procop die ewige heraus, sie ist ihm wertvoll als Weg zu dieser. Und so steht er mitten drin in dieser Welt mit allen ihren großen und kleinen Freuden und Sorgen. Alles bei Procop ist „gewöhnlich", mitten im Leben, im Alltag. Nichts Abstraktes, keine Grübeleien, kein krankhaftes Ringen, keine Angst vor dem Pöffel. Nicht Schrecken der Hölle, nicht Haß gegen die Welt; nicht gestaltlose Mystik. Über Allem lagert ihm die Luft des Göttlichen, die er einatmet mit all den Andern zusammen, die es nicht wissen. Und so drängt es ihn, mitzuteilen: er muß reden. Procop besitzt jenes Überströmen der Glaubensüberzeugung, das hindrängt zur Allgemeinheit, jenes Sich Mitteilen Müssen, trockener gesagt: den didaktischen Zug. Procop ist der geborene Prediger, der geborene Didaktiker. Es ist dies schlechterdings seine Existenzform. Nach dem Gesagten kann Procops Lehren und Reden kein Keifen, keine Kapuzinerpredigt sein. Gewiß, es finden sich auch bei ihm scharfe Worte gegen Laster allerart — die ja diese Welt verderben — der Gesamtcharakter seiner Predigt aber ist versöhnlich: Mahnung zu einem

ruhigen friedlichen Erdendaſein und Hoffnung auf das Jenſeits. Die Erfüllung dieſer Hoffnung hängt an gewiſſen Vorbedingungen; daher: Weckung und Erhaltung des wahren katholiſchen Glaubens. Procop iſt kein Redner im Stile des Impreſſioniſten Abraham a S. Clara; dieſes Virtuoſen, der auch reden konnte, wenn ſein Herz nicht voll war. Procops Reden ſind gemäßigter in jeder Hinſicht. Stofflicher, mehr Inhalt, konkreter Arbeitsſtoff; ſie geben mehr Poſitives, klingen im Hörer nach. Das Schreiende fehlt ihm, ebenſo das gelenkige Hin- und Herſpringen, die Mimik jenes Poſeurs. Ruhig und feſt ſteht er ſtets auf der Kanzel, und ſein kräftiger Rhythmus, der oft mächtig, breit einherfließende Strom der mit großen, wuchtigen Bewegungen markierten Rede packt und begeiſtert. Der Nationalität nach — Weſtermayer hat dieſe Frage angeſchnitten — iſt Procop ein Miſchcharakter. (Weſtermayer hält ihn für rein ſüddeutſch!) Der in Süddeutſchland heimiſch gewordene Märker ſteht zwiſchen dem grobkörnigen realiſtiſchen Niederdeutſchen Schupp und dem eminent beweglichen und lebendigen Süddeutſchen Abraham. Von jenem die breite ruhige Kraft, von dieſem die Luſt am Karikieren, das Zeichnen in ſcharfen ſchnellen Umriſſen. Näher ſteht Procop doch Schupp. Zu der ſüddeutſchen ſpielenden, man kann ſagen: rein artiſtiſchen Art Abrahams iſt der Märker nie gekommen. Er iſt immer der würdige Erzieher. Er iſt der letzte jener Prieſter, die ſich voll bewußt ſind ihrer gewaltigen Wichtigkeit und Pflicht als eines integrierenden Entwicklungsfaktors einer ſozialen Einheit.

Um das Problem cancio ex concione zu erhellen, ſtelle ich zunächſt den Predigtſtil Procops dar.

Dabei ſehe ich vollkommen ab vom Inhalte und von der Entwicklung des Schemas. Was für meine Arbeit allein wichtig iſt, die Beziehung des Inhaltes der Predigten zu dem der Gedichte iſt dahin zu beantworten, daß ſich beide inhaltlich vollkommen decken; vollkommen, bis auf die einzelne Phraſe. Ich habe den Beweis für die Marienlieder durchgeführt in den Randnoten, die für jede Strophenzeile das Urbild in den Predigten nachweiſen. Das Schema der Anlage der Reden iſt in der folgenden Stiluntersuchung berückſichtigt, inſofern es gleichbedeutend iſt mit der pſychologiſchen Struktur der einzelnen Predigt als einer ſtiliſtiſchen Einheit; d. h. es iſt in nuce überall berückſichtigt. Einzelne Stilerſcheinungen wie Dialekt, Eigentümlichkeiten der Wortbildung, grammatiſche Eigenheiten, Wortwahl, Bedeutungswechſel u. ä. kommen hier nicht in Betracht und bleiben der Unterſuchung der Predigt Procops vorbehalten. Hier handelt es ſich nur darum, die Struktur, namentlich nach ihrer logiſch-rhythmiſchen Seite, zu umreißen, vielleicht, daß ſich daraus etwas für die Poeſie ergäbe. Es ſoll feſtgeſtellt werden, mit welchem Grundrhythmus dieſer

Prediger Gedichten gegenübertritt. Die Stilbetrachtung in Form einer einfachen Aneinanderreihung stilistischer Figuren hätte für meinen Zweck nicht den geringsten Nutzen. Vielmehr ist zu zeigen, wie dieser Stil psychologisch bedingt ist, was eigen, was angenommen ist. Es fragt sich hierbei, wie der Redner die psychologische Verbindung herstellt zwischen sich und seinen Hörern. Denn dies ist der ganz besondere Fall dieser literarischen Produktion: es ist nichts Selbstzweck, nichts von all dem vorliegenden ist das Zeugnis, das Produkt eines Aktes der Selbstbefreiung, nichts ist im eigentlichen Sinne Dichtung, sondern alles ist geschrieben im Bewußtsein der Mitteilung, zu einem Zwecke. Das kann nicht scharf genug betont werden, denn es ergeben sich daraus ganz besondere Maßstäbe für die literarische Kritik. Der Weg ist hier viel verschlungener als bei der Analyse einer Dichtung. Dort ist die Aufgabe, die Beziehung herzustellen zwischen Schöpfer und Schöpfung (ich rede hier nur von der Interpretation, nie von der literargeschichtlichen Verknüpfung); hier tritt als Hindernis dazwischen das Publikum. Die Schöpfung stellt hier schon etwas viel Verwickelteres dar als dort, weil zu den tausend Fäden, die das Werk mit anderen durch den Schöpfer als Mitglied einer Gesamtheit verknüpfen, noch ebensoviel hinzukommen von den (vorläufig noch imaginären) Ziele aus. Dies Ziel ist auch der Ausgangspunkt des Ganzen, es wirkt zum mindesten bei der Ausgestaltung mit. Der Fall der in der Literatur auch sonst vorkommt, aber nur bei solchem Publikumsdienern, die keine Dichter sind, ist das Gewöhnliche beim Prediger. Die Predigt, die Rede ist ein Kampf um das Interesse des Zuhörers. Daraus ergibt sich ihr logisch-psychologischer Aufbau und Ablauf; daraus ergibt sich das Besondere für die Methode der literarischen Untersuchung dieser Gattung. Um den Predigtstil Procops festzustellen, muß man ein Opus im Zusammenhang analysieren. Denn der Stil wandelt sich mit der Abfolge der Reden, da sie alle ein Thema behandeln und ein Ganzes sind. So wird der Redner mit dem Fortschritte des Werkes immer vertrauter mit Stoff und Zuhörern, was sich stilistisch darstellt im Übergang zur Formel. Das gilt auch vom Fortschritt von Werk zu Werk. Diese Entwicklungsgeschichte des Stiles kommt hier nicht in Betracht. Zu berücksichtigen sind die Bände 6—22, d. h. die schon fertig vorliegenden 1000 Predigten. Hiervon besonders Euch. als zeitlich und Mar. als stofflich nächstes. Da der Stil der Predigt bedingt ist durch die ganze Anlage eines solchen Werkes, muß ich etwas weiter ausholen. Man kann die 26 Predigten des Euch. in 2 Teile scheiden: 1—20 Vom Wesen und Zweck des Sakraments, 21—26 von der Vorbereitung zur Kommunion. Jedenfalls hat Procop zuerst nur 20 Diskurse in seinem Manuskripte gehabt und die letzten 6 erst angefügt, fortgerissen von dem einmal (in 20) be-

rührten Thema. Man kann auch die Nummern 21—26 aus dem Zeiger[1]) wegnehmen, ohne daß eine Störung eintritt. Die Zahl 26 ist jedenfalls durch den Stoff nicht bedingt; sie erscheint merkwürdig, zumal die Op. 2. 3 die üblichen Zahlen 25, 30 haben. 26 übrigens ist ganz sicher nachgetragen; denn 25 paßt als Schlußpredigt viel besser. 26 ist für den Fall in Festo S. S. Trinitatis. In Anlage und Stoffwahl unterscheidet sie sich von 20—25. Der Redner stellt hier das Wichtigste zusammen von dem, was er vorher nicht mehr hat unterbringen können. Die Predigten 1—20 lassen 2 Gruppen unterscheiden: 1—10 das Wesen des Sakramentes, 11—20 die Beziehung auf uns. Scharf läßt sich diese Trennung nicht durchführen. 2 und 5 z. B. behandeln schon das Verhältnis des Menschen zum Sakramente: De Benignitate et Clementia Domini Jesu in Sanctissimo Eucharistiae Sacramento, De magna optiméque referta Eucharistica mensa Domini. Es bleibt schließlich aber doch eine Disposition im Sinne des Fortschreitens von einer Bestimmung und Beschreibung des Sakramentsinhaltes bis zur Verallgemeinerung seiner Heilstatsachen auf alle Gläubigen und zu praktischen Anweisungen über seinen Empfang. Die Linie bewegt sich von (1) De Dulcissimo Suavissimoque Eucharistiae Sacramento über (12) Summa hominum malitia, et summa Jesu bonitas pari passu ambulant, ut in Institutione Sacramenti Eucharistiae apparet und über (18) Deus pane vitae in Eucharistia, Diabolus veró pane mortis nos cibat bis zu (26) De solemnjis Festivitatis Corporis Christi nuncupatae. Procops Predigten sind keine Kampfrufe. Nachdem die römische Kirche im Streite der Tage der Reformation Luthers ihre Lehre vom Leib des Herrn in der Hostie unumstößlich festgelegt hatte, gab es hier kein Problem mehr. Wenn der Priester des 16. Jahrhunderts über dies Thema sprach, oder schrieb, nahm er eine Kampfstellung ein, griff ein in eine brennende Tagesfrage. Anders ein Jahrhundert später. Jetzt war die Frage endgültig gelöst; jede Konfession hatte ihre „allein richtige" Antwort darauf; den andern zu überzeugen, zu widerlegen, darauf konnte man nun verzichten. So schließt die Behandlung der Lehre vom Abendmahl nicht eine Polemik ein; mischt sie sich dennoch ein, so ist dies nur ein Atavismus aus jenen Tagen des Kampfes her: bei der Erwähnung des Sakraments des Altars erscheint die ganze Macht der Ketzer als Gegnerschaft. So kann denn die Polemik Procops in Predigten nur gelegentlich auf den Plan treten, den Hauptgegenstand der Auseinandersetzungen kann sie nicht mehr bilden. Es bedeutet dies aber, daß der Darstellung ein zusammenhaltendes Band fehlt. Procops Predigten sind niemals Erklärungen, Sakraments-

[1]) Dieser Zeiger zeigt, wann die einzelnen Predigten zu halten sind.

erklärungen etwa, in dem Sinne, daß sie dem Wesen des Dogmas auf den Grund gehen wollen, auch verfolgen sie nicht seine Geschichte, noch verteidigen sie Lehre gegen Lehre. Dies alles wird vielmehr vorausgesetzt, d. h. der Redner wendet sich an ein katholisches Publikum, das seine Kirche füllt, nicht gelockt von der Erwartung, eine Tagesfrage von der Kanzel herab erörtert zu hören. Auch stellen die im Euch. vereinigten Predigten nicht einen Zyklus dar, der ein gebildetes Publikum ein paar Wochen lang unterhalten konnte; dadurch, daß eine systematische Folge von Problemen abgewickelt wurde, was ja den regelmäßigen Hörer von Vortrag zu Vortrag in Spannung hält; vielmehr sind es Predigten, wie man sie sonntäglich in der Pfarrkirche hören konnte. Der Grundgedanke ist der: Das Sakrament des Altars ist unbedingt nötig zu unserm Heile. Also ein praktischer Heilsgedanke. Um diesen Gedanken schließt sich eng der wenig gegliederte Aufbau des ganzen Werkes. Jenem Grundgefühle entsprechen folgende Ausdrücke:

1. Seht die Liebe Gottes im Sakrament.
2. Ein unbegreiflich Wunder ist das Sakrament.
3. Ermeßt den Wert seines Geschenkes.
4. Seid begierig nach dieser Gabe.

In der Ausführung dieser 4 Sätze besteht das ganze Werk. Der Aufbau der einzelnen Predigten ist durchgeführt nach dem Schema § 1, § 2, § 3, § 4, wovon § 1 oder § 4 fehlen können. Einen festen Rahmen ergibt dies nicht. 1 ist die Aufstellung eines Themawortes, seine Erklärung, seine Anwendung auf das Thema (Sakr. d. Altars). 2, 3 sind nur weitere Glieder derselben Kette: Beispiel folgt auf Beispiel, Gleichnis auf Gleichnis, Erklärung auf Erklärung. 4 bringt dann die Lösung der ganzen Ausführung durch die Anwendung auf uns, die einer Mahnung, Warnung oder einer Gebetformel gleichkommt. Die Teile 1, 2, 3 könnten beliebig vermehrt werden; nicht aber vertauscht werden. Denn der Fortgang geschieht immer so, daß jede Ausführung zurückkehrt zu dem Leitsatze, daß also gewissermaßen eine einheitliche Handlung durchgeht. Am einfachsten aufgebaut sind die letzten 7 Predigten. Hier werden Verhaltungsmaßregeln gegeben für den würdigen Empfang des Abendmahles. Die Kunst ist hier nur die, einen guten spannenden Eingang zu finden, der durch seine Eigenart die Aufmerksamkeit auf den allzubekannten Stoff festlegen und darauf festhalten kann. Nachher läuft die Kapuzinade von selbst ab. Ich analysiere eine einfache beliebig herausgegriffene Predigt Procops, um daraus den Stil zu entwickeln. Der Redner beginnt mit der bekannten Stelle Joa. 6 (Speisung der 5000). Er sieht die Situation und malt sie in sanften Farben aus: Ich bilde mir die Geschicht also ein / daß / weil diß Wunder geschahe auff einem Berg / Subiit in montem Jesus, et ibi sedebat cum Discipulis suis; Auch weil

vil Hew oder Graß an demſelben Ohrt war / Erat foenum multum in loco; ſo muß eine ſchöne grüne Wieſen dort droben ſeyn geweſen; er lobt die Beſcheidenheit und Züchtigkeit der Volksmenge beim Herantreten zum erſehnten Mahle. Sonſt wann keine Ordnung were gehalten worden, ſo were zweyffels ohne unter den fünff tauſent Perſonen die größte Unordnung entſtanden / was für ein Geſchrey / was für Gedreng / was für Gereiß / was für Lerm wurde nicht geweſen ſeyn / wie mancher wurde nicht zerdruckt / mit Füſſen getretten / oder zerquetſcht worden / wofern nur auch nicht gar grobe Grein- und Raufhändel darauß entſtanden weren / daß mancher an ſtatt der Speiſen ein paar Faunt-zen / blawe Augen / blutige Naſen / aufgeſchwollene Lefftzen / Löcher im Kopf darvon getragen hette? (Zu beachten iſt die Kontraſtwirkung dieſer groben Raufſzene zu dem vorhergehenden Bilde der friedlichen Menſchen in der ſanften Landſchaft). Von all dem iſt im Texte des Neuen Teſtaments bekanntlich gar nicht die Rede. Das, was hier zur Hauptſache des Vorgangs gemacht wird, iſt lediglich Erzeugnis der Phantaſie des Redners. Die Verbindung des angezogenen Ereigniſſes geſchieht durch Überſteigerung: ſo beim Mahle der 5000, wie muß man ſich nun erſt bei Chriſti Mahl verhalten! Dies iſt der Inhalt von 1; das alſo ſchließt mit der Erreichung des Themawortes, des Leitmotives: Sakrament. Der praktiſche Charakter der Predigt zeigt ſich ſofort darin, daß der Prediger das Amt der Apoſtel auf ſich überträgt. So kommt auch ein naiver Abſchluß der Einleitung zuſtande: Merket derowegen wol auff / was ich Euch ſagen werde. § 1 beginnt nun ſcheinbar ganz von vorn, ohne irgend eine Verknüpfung mit dem letzten Gedanken von 1 wird hier eine Tatſache des Alten Teſtaments erzählt: Exod. 12, 3 das Opfertier wird zur Vermehrung der Andacht einige Tage aufgehoben. Die Erzählung wird dadurch lebendig, daß der Redner unmittelbar an der Handlung teilnimmt. Es führt dies zu der Technik des Einwurfes: Vom zehenden Tag an biß auff den vierzehenden ſeyn ja vier Täg / das fehlet ſich nicht! Aber warumb das? Was mußte das Lamb die vier Tag im Hauß tun? Wäre es nicht beſſer geweſen / man hette es gerad den Tag zuvor bekommen oder geholet / und g'eich den folgenden Tag darauff abgetödtet / gebraten und gegeſſen? Nein / ſagt GOtt der HErr / vier Tag zuvor ſolten ſie es ins Hauß bringen / vnnd ſolang lebendig darinnen auffbehalten: So ſoll man nicht ohne Witz und Verſtand zur Communion kommen, wie die Sau zum Trog. Die Beziehung des Gleichniſſes auf das Thema tritt alſo ein; aber, umgekehrt als man es gewöhnlich tut, verfährt Procop dabei: gewöhnlich wird ſo verglichen: der Hauptſatz, der verglichen werden ſoll, bleibt ſtehen und dazu werden Parallelen geſucht, die zum Vergleiche neben ihn gelegt werden. Das Ruhende und das Beſtimmende iſt dabei immer das ſchon vorhandene Thema; von ihm werden die Farben

für die herangezogenen Parallelen genommen. Nun hier bei Procop. Das Themawort, oder der Themasatz wird aufgestellt am Schlusse von 1; das heißt das ganze 1 führt hin, drängt hin zu diesem exponierten Schlußpunkte, der eine starke Spannung in sich birgt, deren Lösung in 1 erwartet wird. 1 aber beginnt — wider Erwarten — mit dem Abbruch des in 1 zum Schluß führenden Gedankens; etwas ganz anderes wird erzählt. Aber etwas Interessantes, der Leser muß es annehmen mit einem neuen Gefühle der Erwartung und Spannung. Da plötzlich löst sich die Spannung und bedeutet in ihrer Lösung zugleich die Weiterführung des mit 1 Schluß unterbrochenen Hauptgedankens. Das Zusammenfallen beider Entladungspunkte bewirkt eine Verstärkung und Unterstreichung des Hauptgedankens. Eine Kette von Gleichnissen führt nun den gewonnenen Gedanken fort: Opfertier erst eine Zeitlang aufbewahrt zur Vermehrung der Andacht des Opfers = man (= wir) soll nicht ohne Überlegung zur Kommunion kommen. Dies ist also schon die endgültige Lösung, denn das Endziel der Deutung sind immer wir und unser Verhalten. Sofort aber tritt eine neue Version hinzu, die eigentlich ein Zwischenglied zwischen den beiden vorigen Gliedern war: er predigte 3 Tage vor ihnen, bevor er sie speiste (Mc. 8). Man muß dieses Bild fassen wieder als Verdeutlichung zu dem vorhergehenden, das somit eingeschlossen ist von 2 Erläuterungen; die 1. Erklärung ausblickend: Opfertier bewahren. Mittel-(= Haupt-)gedanke (Gebot): komm vorbereitet zum Sakrament. Die 2. Erklärung zurückblickend, noch einmal bestärkend: Wie er tat. Die Wichtigkeit des Hauptgedankens läßt die ängstliche Gewissenhaftigkeit des Autors in der Anwendung von erläuternden Parallelen erklärlich erscheinen. Wieder stellt sich der Prediger seinen Hörern selbst vor: Er ist nun der Johannes in der Wüste. Neben das beendete Bild von der Vorbereitung tritt unvermittelt ein anderes, das aber nur eine genauere Definition des erstgenannten Gedankens ist: Esther schmückt sich für ihren König (Esth. 2). Es ist dies die logische Fortsetzung des Gedankens von der Vorbereitung: die Vorbereitung soll eine Schmückung sein. Diese klare Verbindung mit dem Hauptgedanken wird aber im ersten Augenblicke übersehen, weil — ohne erläuternde Zwischensätze — plötzlich Bild neben Bild gesetzt wird. So wirkt die Erscheinung des Estherbildes zuerst überraschend. Auch dies wieder eine Feinheit der Stimmungserzeugung. Wie schon eben, auch hier wieder mit dem Mittel der Überraschung durch plötzliches Hineinwerfen eines (scheinbar) fremden Gedankenbildes. Die Deutung ist selbstverständlich, sie gibt sich ohne ein Zwischenglied: so müssen wir uns auf das Sakrament vorbereiten. Der Prediger benützt die Gelegenheit zu einem kräftigen Seitenhiebe: Manche dürffen auch wol ihre meiste Lebenszeit darauff wenden / alle Tag das unaufhörliche Putzen und

Schmucken haben / nur damit ſie den geilen, unzüchtigen Augen etlicher Leuten gefallen mögen / die nicht weit her ſeyn. Demgegenüber wird das Prae der Kloſterleute hervorgehoben. Sprunghaft kommt nun die Ausführung dieſes Gedankens vorwärts. Es kommen rein praktiſche Mahnungen und Warnungen. Es werden auch hierbei Zitate herangezogen, aber eben nur als Zitate, als geſchriebene oder geſprochene Maximen, nicht als Taten, als erzählte Epiſoden, aus deren lebendigem Verlauf erſt eine Maxime gezogen wird. Zuſammengehalten wird das Ganze wieder dadurch, daß der Prediger ſich den ordnenden Apoſteln gleichſtellt. Der Schluß des § 2 einleitenden Satzes iſt wieder: Merket derowegen auff. Die Verhaltungsmaßregeln werden in der allereinfachſten Weiſe aufgeführt: 1. 2. 3. 4. 5. . . . . 1. unter 11 Jahren nicht zur Kommunion gehen. 2. nicht ohne vorhergehende Beichte ꝛc. Auch ſoll man vorher nichts genießen. Ausreden finden ſich immer: Oh ich habe nur ein paar Löffel voll Suppen gegeſſen / Ich habe nur umb einen Pfennig Brandwein oder nur ein Ey außgetrunken; Ich hab nur ein Negel oder ein wenig Jngber gegeſſen für den böſen Lufft . . . ſolte man doch jemand ertappen, ich wolte das Trinckgelt wol mit ihm nicht theilen! Dem hl. Chryſoſtomus wurde einmal vorgeworfen, er habe nicht ganz nüchterne Leute kommunizirt, und dieſer Vorwurf hätte gar üble Folgen für ihn haben können! Bei Kranken, oder wenn einem beim Mundauswaſchen etwas herunterrinnt ſchadet es nichts. Auch ſoll man möglichſt in der Woche beichten, Sonntags zur rechten Zeit kommen. Denn das man vermeynet / man ſoll alle Tag biß auff 12 oder biß auff 1 im Beichtſtuhl ſitzen / hernach die Leut rips raps kommunicieren / und alsbald laſſen darvon lauffen wie die Schwein aus dem Stall / daß muß ihm niemand einbilden. Schließlich müſſen auch die Dienſtboten Zeit und Gelegenheit haben zu kommunizieren. Auch alle dieſe Anweiſungen werden ganz naiv gegeben: Wer dem Herrn Pfarrherrn ſelber gern beichtete / der melde ſich nur beim Meßner an / und ſage ihm / Jch wollte gern dem Herrn Pfarrherrn beichten. Tritt nun einer zum Altar und knockt nider, ſo ergeben ſich Schwierigkeiten, wenn dem Prediger mit den Hüten in die Augen geſchlenckelt wird. Und ihr Weiber künnet eure Hütt wol daheim laſſen . . . damit der Prieſter euch zum Geſicht und zum Mund ſehen möge / und ſich nicht weiß wie tieff bucken müſſe biß er euch zukünne! Der Schluß lautet kurz und erbaulich ſo: Nun frage ich / hab ich mein Apoſtoliſches Ampt verrichtet / euch zeigende wie ihr euch zu dieſer öſterlichen Mahlzeit ſchicken ſolt? Jch meine Ja; Ey nun ſo gebühret ſich denn / daß auch ihr das eurig darbey thut . . . . . Alſo will ich verhoffen / ich werde in diſem Discurs auch nicht mit lauter Stöck und Blöck gehandelt haben . . . . . Übrigens wird der Schluß mit einem ꝛc. abgebrochen.

(Schluß folgt.)

Ueber J. G. Jung als Dichter und ein Bänerlein als Schriftsteller.

Von Wolfram Suchier in Marburg a. L.

Johann Georg Jung war 1695 in der Stadt Wetter (im heutigen Kreise Marburg) als Sohn des Bürgermeisters geboren. Er widmete sich dem Studium der Theologie. Wo er seine Schulbildung genossen und welche Universität er zunächst bezog, wissen wir nicht. Er begegnet uns zuerst in Marburg, wo er am 31. Oktober 1719 zusammen mit noch zwei Landsmännern immatrikuliert wurde, und ging später nach Rinteln. Als hier Johann Heinrich Hyner im März 1723 unter dem Präsidium von Johann Engelhard Steuber[1]) disputierte, opponierte Jung bei diesem Akte dem mit ihm befreundeten Respondenten. Bald darauf, im Juli 1723, verteidigte er dort, ebenfalls unter J. E. Steuber, selbst eine Disputatio theologica prior — eine disputatio posterior ist nach Strieder (Hess. Gel. Gesch. XVI, 7) nicht erschienen — De signo filii hominis, ad locum Matthaei 24, 30, welche er seinem Mäzen und Gönner, dem hessischen Kriegsrat und Geheimen Sekretär Hieronymus Ries[2]) zueignete. Bei diesem festlichen Anlasse beglückwünschten ihn der Professor Friedrich Ulrich Pestel[3]) und der Konrektor Wigand Kahler[4]) durch lateinische Gedichte (Distichen), die, ebenso wie eine Zuschrift des Präsident Steuber, hinter der Dissertation zum Abdruck gelangten. Für die nun folgenden Jahre können wir sein Alibi wiederum nicht nachweisen, vermutlich war er in einem vornehmen Hause als Informator oder im Schuldienste tätig. Seit 1730 lebte er als evang.-luth. Pfarrer in Treisbach, einem Kirchdorfe bei Wetter, und hier ist er 1756 gestorben.

Jung hatte die klassischen Sprachen viel und fleißig getrieben. Man rühmte ihm nach, daß er die griechische Sprache gut zu gebrauchen wisse, und seine Schriften zeigen, daß er auch nicht ohne Geschick Lateinisch in Poesie und Prosa schreiben konnte. Der letztere Umstand trug ihm die Ernennung zum Ehrenmitglied der lateinischen Gesellschaft in Jena ein und macht es begreiflich, daß Beziehungen zwischen ihm und Johann Christoph Gottsched, dem sonst mit aller

[1]) Vgl. über ihn Strieder, a. a. O. XVI, 4 ff.
[2]) Näheres über diesen bei Strieder, a. a. O. XII, Tab. 3 zu S. 14.
[3]) Über dessen Leben und Werke und akademisches Wirken s. Strieder, a. a. O. X, 288 ff.
[4]) Seine Biographie bringt Strieder, a. a. O. VI, 470 ff.

Welt und besonders mit den kleineren deutschen Dichtern korrespondierenden Leipziger Literaturpapst, nicht bestanden[1]).

Nur sehr wenige bio- und bibliographische Nachrichten über ihn finden sich in der Literatur[2]). Danach sind nur drei Früchte von Jungs schriftstellerischer Tätigkeit bekannt:

1. Ein Carmen saeculare zum zweiten Jubiläum der Universität Marburg am 14. August 1727, das in der Kurzen Historie der Gelehrtheit derer Hessen 1727 S. 179—87, 8°, abgedruckt ist

2. Eine Vita Friderici Sylburgi, Wetterani Hassi, Polyhistoris quondam magni, quam e variis monumentis fide dignis eruit & elaboravit. Berleburgi & Francofurti: J. J. Haug 1745, 40 S. 8°, nach Striebers Urteil (a. a. O. XVIII, 493): Zwar kurz, aber das Beste und Genaueste, was über das Leben Sylburgs erschienen ist. (Diese Biographie steht deutsch und ohne die angehängten Briefe in Plitts Nachrichten von Wetter S. 269—281.)

3. Ein in lateinischen Distichen verfaßtes Trauergedicht auf den Tod seines Freundes und Lehrers, des Rinteler Theologen Wigand Kahler, der am 14. November 1747 verstorben war, unter dem Titel: Elegia de vita et obitu viri Wigandi Kahleri[3]). Marburg (1747): Ph. Kas. Müller. 4 Bl. 2°, 146 Zeilen.

Das erstgenannte Werk war aber vorher auch separat erschienen mit dem Kopftitel:

1 a) Almae musarum matri illustri academiae Marpurgensi secundum suum jobeleum anno 1727 die 14. Augusti feliciter celebranti . . . applaudit . . . (Marpurgi 1727: Ph. Kas. Müller) 2 Bl. 2°.

Der Verfasser, damals Kandidat der Theologie, hatte hier ein griechisches Gedicht geliefert, das aus 147 Hexametern bestand und mit einigen lateinischen Anmerkungen versehen war.

Ich bin nun in der Lage, das Verzeichnis seiner Arbeiten um sechs Nummern zu vermehren. Mir sind nämlich von seinen Schriften noch folgende bekannt geworden:

4. Ein lateinisches Gedicht von zehn Zeilen (in den damals so beliebten Distichen) an seinen Freund Joh. Heinr. Hyner, als dieser im März 1723 in Rinteln eine Dissertatio biblico-exegetica De ligatione festivorum ad cornua altaris Ps. 118, 27 unter dem Präsidium von Joh. Engelh. Steuber verteidigte. Am Schlusse der Abhandlung (S. 31 f.) ist Jungs poetische Gratulation abgedruckt.

5. Epicedium memoriae perennaturae Henrici Ernesti Kestneri[4]), J. U. D. Pandectarumque professoris ordinarii. Rintelii 1723: Joh. Gottfr. Enax. 2 Bl. 2°. Ebenfalls Distichen (34 Zeilen) mit einigen Anmerkungen, beides lateinisch.

---

[1]) Nach G. Waniek, Gottsched und die deutsche Literatur seiner Zeit 1897 und W. Suchier, Gottscheds Korrespondenten 1912.

[2]) In Meusel, Lexikon VI, 328; Adelung, Fortsetzung zu Jöchers Gelehrtenlexikon, II, Sp. 2351; Strieder, a. a. O. VI 406, XVIII 493; Ersch und Gruber, Allg. Enzyklopädie II, 28, S. 431; (J. J. Plitt), Nachrichten von der oberhessischen Stadt Wetter und den daraus abstammenden Gelehrten 1769, S. 182; Catal. stud. Marpurg., ex ser. rec. fasc. 5, S. 202. In Goedekes Grundriß aber fehlt sein Name noch.

[3]) Das Marburger Exemplar dieser kleinen Schrift enthält vier handschriftlich korrigierte Druckfehler (Vers 1 climatericus, 50 adplicuit, 107 fricui, 133 luctu).

[4]) Über Kestner (gest. 5. Juli 1723) vgl. Strieder, a. a. O. VII 52 ff.

6. Epibaterium super adspectu Serenissimi principis Caroli I. Landgravii Hassiae . . . ex thermis Mattiacis nutante valetudine in meliorem feliciter versa die Octobris[1]) anni hujus 1724 redeuntis perquam laetissimo non sine prolixis animi gratulabundi sensibus propositum. Marburgi (1724): Ph. Kas. Müller. 2 Bl. 2°. Ein lateinisches Gedicht in 13 alcäischen Strophen, die ja einst neben der sapphischen bei den griechischen Lyrikern viel gebraucht waren und uns durch einige Horazische Lieder (Carm. I. 37: Nunc est bibendum; II 3: Aequam memento; II 14: Eheu fugaces) noch geläufig sind. Ein fünfzeiliges metrisches Anagramm, in Distichen, bildet den Schluß.

7. Als der Durchleuchtigste Fürst, Herr Friederich, . . Fürsten . . Wilhelms, Landgrafens zu Hessen, . . eintziger Printz mit . . . der . . Printzessin Maria . . Herrn Georgen II. Königs von Groß-Britannien . . . theuresten Printzessin Tochter im Monath Junio 1740 in . . Cassel die hohe Vermählung . . vollzogen hatten, wolte unter allgemeiner Freude des gantzen Vatterlandes diesen schuldigsten Glück-Wunsch beytragen, ein allerunterthänigster und treugehorsamster Knecht und Vorbitter bey Gott. Marburg (1740): Ph. Kas. Müller. 3 Bl. 2°. Ein deutsches Gedicht in 20 sechszeiligen Versen.

Bei Adelung und Strieder findet sich die Angabe, daß Jung einige lateinische Gelegenheitsgedichte geschrieben habe; wir wissen nun, daß die soeben unter Nr. 3—6 verzeichneten Stücke dazu gehören und müssen dahingestellt sein lassen, ob deren Anzahl noch größer war. Von einem Gratulationsgedicht, das er zu der am 17. September 1745 in Göttingen erfolgten Promotion W. Kahlers zum Dr. theol. verfertigte, erfahren wir aus einem Passus (Vers 87 f.) in der Elegia de obitu Kahleri, der da lautet:

Sic Goettinga Virum duplo decoravit honore
De quo tunc cecinit Musa mea Argolica.

Es hat nach diesen Worten den Anschein, daß Jungs Lied in griechischer Sprache abgefaßt war. Wenn ferner Plitt (a. a. O.) behauptet, unser Dichter habe 1740 ein griechisches Carmen auf des Landgrafen von Hessen-Cassel Verheiratung verfaßt, so dürfte das ein Irrtum sein, denn es ist recht unwahrscheinlich, daß Jung außer dem unter Nr. 7 verzeichneten deutschen Hochzeitslied bei demselben Anlaß noch ein griechisches Epithalamium verfaßt hat.

Bei seinen übrigen Schriften handelt es sich um ein bibliographisches Kuriosum, das die deutschen Literarhistoriker und Bücherfreunde in gleicher Weise interessieren dürfte. Näheres geht bereits aus den Titeln der beiden Gedichte hervor. Diese lauten:

8. Aller unterthänigstes Denkmahl, als der verblichene Leichnam Ihro höchstseligen Königl. Majestät und Herrn, Herrn Friederichs I. unsers aller gnädigst gewesenen Königs in Schweden und Landgrafen zu Hessen etc. in der Residenz-Stadt Stockholm am 8. October des verwichenen 1751. Jahrs daselbst in die Königliche Gruft eingesenkt und beerdiget wurde: In folgenden gebundenen Trauer-Zeilen treu gehorsamst entworfen und dem theuresten Helden Held nach vollendeter hoch verordneter Leich-Predigt nachgerufen von Johann Georg

[1]) Der Tag ist auch auf dem Titel nicht angegeben.

Junk, Pfarrer zu Treißbach Amts Wetter. Welches ich, Johannes Trus, von Niedern-Alphe, gleichwie ich es selbsten in der Kirche zum Beschluß der Trauer-Predigt gehört und abgeschrieben, hiermit eröffne und mittheile. Cassel (1752): J. P. Valescure. 2 Bl. 2°. 24 paarweis gereimte Zeilen (Alexandriner).

9. Frolockende Jubel-Feyer an dem hohen Vermählungs-Feste Ihro Königlichen Hoheit, des Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Henrich Prinz von Preußen, Margraf zu Brandenburg . . . ꝛc. mit der Durchlauchtigsten Fürstinn und Frauen, Frauen Wilhelminen, gebohrnen Landgräfinn zu Hessen, . . etc. welches den 17. Juni 1752 in der Residenz-Stadt Cassel vollzogen wurde, wollte in Unterthänigkeit bezeigen J. T. von Niedern-Alphe. Cassel (1752): J. P. Valescure. 2 Bl. 2° 64 paarweis gereimte Zeilen (Alexandriner).

In dem Marburger Exemplar dieses Gedichts ist auf dem Titel von alter Hand sowohl der Name des Autors J. T. zu Joh. Truß ergänzt als auch folgende Bemerkung hinzugefügt:

„ein Bauer; dieser kam zu dem Pfarrer Jung dieses Orts und überredete ihn, daß er ein Gedicht auf diese Vermälung schreiben mögte, weil seine Verse so sehr beliebt wären. Der Pfarrer verfertigte dieses Gedicht und als es dieser Bauer in seine Hände bekam, lief er damit, ohne dem Pfarrer etwas davon zu sagen, hieher nach Cassell, ließ es drucken und diese Anfangs-Buchstaben seines Namens vorsetzen. Es soll sich dieser Bauer Joh. Truß durch verschiedene Streiche mehr bekannt gemacht haben."

Wir sehen also, daß Jung in diesen beiden Fällen zum Autor wider Willen geworden ist. Er hatte sich dessen gewiß nicht versehen, daß die Verse, die er wohl nur niederschrieb, um einen lästigen Bittsteller loszuwerden, hinter seinem Rücken gedruckt werden würden. Das Bäuerlein Joh. Trus aber hatte den Ehrgeiz, in seinen Kreisen für einen Dichter zu gelten und seinen Namen auf einigen Titelblättern zu lesen. Selbst unfähig zu literarischer Produktion, kam es ihm nicht darauf an, sich zur Beschaffung und Drucklegung des Manuskripts einer unfairen Methode zu bedienen, indem er das erstemal Jungs poetische Rezitation in der Kirche nach- (oder von des Dichters Konzept ab-)schrieb und vermutlich ohne dessen Vorwissen veröffentlichte; das mahnt natürlich den Literaturforscher, der mit kritischem Auge an das Stück herantritt, zu größter Vorsicht gegenüber der Richtigkeit des Abdruckes, der vom Original vielleicht mitunter abweicht. Aber nach diesem ersten Debüt in der Schriftstellerwelt ward das Bäuerlein noch kühner und ging nun sogar so weit, beim Abdruck des zweiten Stückes den Namen des wahren Autors ganz zu unterdrücken. Seinen vollen Namen vor das Plagiat zu setzen, getraute er sich jedoch nicht. Ein Gedicht, in dem Friedrich II. von Preußen „der große Atlas" genannt wird, in dem der Wunsch ausgesprochen wird, es möge der Braut auf der Reise nach Berlin „der Mahanaim Heer" zur Seite treten usw., verriet wohl zu viel Bildung, als daß man ihm das Vorgehen, es verfaßt zu haben, geglaubt hätte. Möglich, daß Trus das einsah. Jedenfalls aber hat sich

der über solch schamlose Handlungsweise des Bauern empörte unbekannte Vorbesitzer des Marburger Exemplares unbeabsichtigterweise ein gewisses Verdienst erworben, indem er den ganzen Schwindel durch seine Notiz auf uns gebracht und zur Entlarvung des — übrigens in der Literatur nicht nachweisbaren — Autors Trus verholfen hat. Vielleicht hat letzterer auch schon zu seinen Lebzeiten die Wahrheit des Satzes selbst erfahren, der da lautet:

Es ist nichts so fein gesponnen,
's kommt endlich an die Sonnen[1]).

Die französische Revolution von 1789 in den Gedichten Klopstocks und der Göttinger.

Von Eberhard Sauer in Frankfurt a. M.

Wenn man den Einfluß der französischen Revolution in der zeitgenössischen deutschen Literatur verfolgt, so befremdet uns vor allem, wie wenig die Freiheitssänger der siebziger Jahre, die Stolberg, Voß, Bürger, mit ihr anzufangen gewußt haben. Ein Erstaunen über deren Versagen scheint mir bei weitem gerechtfertigter als die noch immer nicht verstummenwollenden Angriffe auf Goethes Stellung zur französischen Revolution. Hier waren die Vorbedingungen doch ganz andere, hier war doch längst der Ruf „Freiheit und Vaterland" erschollen, der zufriedene „Sklave" ward verhöhnt, der „Tyrann" mit dem Tode bedroht. Und als der Sturm der Revolution in Frankreich losbrach, da wußte man gerade hier nichts zu sagen. Auch der Führer und das Vorbild dieser Gruppe, auch Klopstock nicht, dessen lange Odenreihe nur die ganze Hilflosigkeit der deutschen Freiheitssänger den tatsächlichen Ereignissen gegenüber offenbart. Und das eine Verdienst wird Goethe bleiben müssen, das ihn leuchtend heraushebt aus der Reihe seiner dichtenden Genossen, ohne daß man seine Revolutionsdichtungen besonders hoch einschätzt, er hat sich mit der französischen Umsturzbewegung auseinandergesetzt, Klopstock und die Seinen haben nur von ihr geträumt.

[1]) In der Diss. philol. de plusquamperfecto varia V. T. loca expediente von W. C. J. Chrysander, Resp.: W. F. Schneider, Rinteln, 11. September 1752 befindet sich unter den am Ende abgedruckten Gratulationsgedichten ein griechisches (7 Hexameter), welches unterzeichnet ist: *Ἰωαννης Γεωργιος Ἰουγκιος, Ουεττερα-Κατος, Ε. Θ. σ Π.* Es sei hier ausdrücklich festgestellt, daß der Verfasser dieses Gedichts nicht unser J. G. Jung war, der ja damals längst kein Student mehr war, sondern jener Johann Georg Junck, geb. 1730 zu Wetter, von dem Plitt (a. a. O. S. 182) biographische Nachrichten gibt.

Klopſtock vor allem ſah in der Erhebung des franzöſiſchen Volkes den Beginn einer neuen Zeit, die vorausgeſagt zu haben er ſich rühmen zu können glaubte. In der Tat hat er ſehr frühe ſchon, als gewaltſame Störungen der Ruhe auf dem europäiſchen Feſtland durch Aufſtände noch außerhalb jeder Vermutung lagen, als die amerikaniſchen Koloniſten noch an keine Erhebung gegen das Mutterland dachten, in einer Sprache geredet, die ſeine Anhänger und Nachahmer erſt in den ſiebziger Jahren aufnahmen. Schon in der 1747 gedichteten Ode „Verhängniſſe“ [1]) beginnt er: „Königen gab der Olympier Stolz, und ſklaviſchen Pöbel Um den gefürchteten Thron: Weisheit gab er den Königen nicht; ſonſt hielten ſie Menſchen Nicht für würgbares Vieh.“ Es iſt die erſte leiſe Andeutung des einen von Klopſtock und den Göttingern ſpäter zu Tode gehetzten Motivs des Eroberers, das ſeinen Urſprung nicht aus den Vorgängen der Umwelt nahm — noch waren ja keine Heſſen nach Amerika verkauft worden — ſondern aus der rationaliſtiſchen Philoſophie. Es iſt auch nur eine Feſtſtellung, keine Angriffsfanfare. „Laß unſre Fürſten ſchlummern in weichem Stuhl, Vom Höfling rings umräuchert, und unberühmt, So jetzo, und im Marmorſarge Einſt noch vergeßner und unberühmter“ [2]). Das iſt kein Symptom etwaiger Zeitgefühle, nur reines, kleines, perſönliches Gekränktſein, dem ja dieſe ganze Ode, die ſich gegen die Gleichgiltigkeit der deutſchen Fürſten gegen den neuen Aufſchwung der deutſchen Dichtung wendet, entſproſſen iſt. Dafür werden aber ſchon die ſtarken Worte gebraucht, die ſpäter einen ganz andern Inhalt faſſen ſollten; die Vergeſſenheit im Marmorſarge iſt doch auch der leitende Gedanke von Schubarts „Fürſtengruft“.

Die Fürſten als Eroberer, nicht als Tyrannen ſind der Gegenſtand ſeiner Angriffe. Die Ode „Friedrich der Fünfte“ 1750 verachtet ſie nur: „Niemals weint' er am Bild eines Eroberers, Seines gleichen zu ſeyn! Schon da ſein menſchlich Herz Kaum zu fühlen begann, war der Eroberer Für den edlern viel zu klein“ [3])! Schon 1753 „Für den König“ verflucht er ſie: „Weh dem Eroberer, Welcher im Blute der Sterbenden geht“ [4]).

Noch weniger weiß er von der Freiheit zu ſagen. Welche unglaubliche Verwirrung dieſes Begriffes in weiteſten Kreiſen Deutſchlands herrſchte, als man in Frankreich die Lehre von der Freiheit und Gleichheit verkündete, habe ich an anderer Stelle [5]) nachgewieſen.

[1]) Franz Muncker und Jaro Pawel, Klopſtocks Oden. Stuttgart 1889. I, S. 6.

[2]) Kaiſer Heinrich. a. a. O. I, S. 161.

[3]) a. a. O. I, S. 86.

[4]) a. a. O. I, S. 114.

[5]) Eberhard Sauer, Die franzöſ. Revolution v. 1789 in zeitgenöſſiſchen deutſchen Flugſchriften und Dichtungen. Weimar 1913 (Munckers Forſchungen zur neueren Literaturgeſchichte. Bd. 44).

Klopstock machte keine Ausnahme. Die Ode „Das neue Jahrhundert" von 1760 behauptet zwar „O Freyheit! Freyheit! nicht nur der Demokrat Weiß was du bist, Des guten Königes glücklicher Sohn Der weiß es auch"[1]) sagt aber durchaus nicht, was diese beiden nun darunter verstehen. Und der fanatischste Revolutionsfreund konnte der Freiheit nicht mehr zutrauen, als Klopstock im Jahre 1765 in seinem Schlachtgesang: „O Tyrannenknechte sind sie nur! Und vor dem Drohn des gesenkten Stahls, Vor dem Herannahn, und dem Ausspruch der Freyen, Die sich dem Tode gelassener heiligen, entfliehn sie!"[2]) Die „Tyrannenknechte" sind hier doch noch sehr Papier; daß auch sie der Kategorie der Eroberer zugeteilt werden, zeigt die Ode „Der Krieger" 1778. „Des Kriegers Größe? Ja, wenn er für Freiheit kämpft, . . . Aber wenn er nichts mehr, ... Denn Eroberer ist, ... Größe wäre auch das?"[3]). Für welche und für wessen Freiheit der Krieger nun eigentlich kämpfen sollte, wird nicht gesagt. Die Ode „Weissagung" 1773[4]) hatte freilich von einem Joche gesprochen, das auf Deutschland lasten sollte, ein Jahrhundert noch lasten sollte, bis das Vernunftrecht das Schwertrecht — also doch die Eroberer — verdrängt haben würde.

Den wirklichen Zuständen Deutschlands stand Klopstock freilich nicht ganz so fremd gegenüber, als es nach dem bisher Erwähnten scheinen könnte. Die Ode „Fürstenlob" 1775[5]) spricht auch von den „Tyrannen ohne Schwert", die Ode „An den Kaiser" 1781[6]) zeigt, daß Klopstock die Lage des Volkes nicht ganz unbekannt war. Aber das kommt viel weniger zum Ausdruck, wie es auch viel seltener ist, als seine theoretischen Deklamationen über die Eroberer und die Freiheit. Seine Nachahmer haben sich denn auch durchgehends gerade darauf gestürzt.

Voß ist noch der ursprünglichste. Sein wesentlichster Unterschied von Klopstock ist die Bestimmtheit seiner Angriffe und die klar und deutlich ausgesprochene Vaterlandsliebe. Freilich, sein Haß gegen die Geistlichkeit trägt das meiste zur Belebung seiner Dichtungen bei, die sich sonst nicht allzuweit von Klopstock entfernen, wie etwa „Die erneute Menschheit". „Der Geist der Menschheit . . . . schlief Jahrhunderte dumpf in Fesseln. Todesschlaf, seit himmelempor die Freiheit Vor den Zwingherrn floh und des Götzenpriesters Lauerndem Bannstrahl"[7]). Jugendlicher und grasser, aber voll echter Leidenschaft

[1]) a. a. O. I, S. 148.
[2]) a. a. O. I, S. 174.
[3]) a. a. O. II, S. 12.
[4]) a. a. O. II, S. 3.
[5]) a. a. O. II, S. 6.
[6]) a. a. O. II, S. 22.
[7]) Sämtliche poetische Werke, herausgeg. von Abraham Voß. Leipzig 1835, S. 135.

wendet ſich ſeine Ode aus dem Göttinger Muſenalmanach von 1774 an die „Herrn Franzoſen“, denen über die Grenze ſchielende Landsleute Gelegenheit geben, über unſere ſchwerfällige Sprache und unſern witzloſen Geſang zu ſpotten, der Gott Freiheitsgewäſch und Vaterland ſänge[1]). In der „Leibeigenſchaft“, vielleicht die abhängigſte der Dichtungen, in der der Bauer mit den „Knochen verfaulter Tyrannen das Obſt abwirft“[2]), wie in dem „Trinklied für Freie“, in dem um „Schranzenbrot“ gekrochen wird, klingt der zürnende Unterton durch, der uns dieſe Gedichte ſo viel näher als die Klopſtockſchen bringt. Denn nicht nur der freie, ſondern der freie deutſche Mann wird beſungen; die Schutzgötter Tell, Hermann und Klopſtock ſind hier nicht von allzugroßem Schaden. Das glänzendſte, treffendſte Beiſpiel eines Gedichtes, das wirklich Zeitſtimmung liefert und geißelt, findet man auch bei Voß im „zufriedenen Sklaven“. „Bei meinem lieben Topf voll Reis Verſchmaus ich, Sklav des großen Deys, Der Freiheit Laſt und Kummer. Von Ketten lieblich eingeklirrt, Schlaf' ich, bis früh die Peitſche ſchwirrt, Der Arbeit ſüßen Schlummer“[3]). „Das Vaterland? Was Vaterland! Der Topf, der Topf iſt Vaterland! Das übrige ſind Fratzen“[4]), ja, das iſt das richtige Bild des damaligen Durchſchnittsdeutſchen, für den Klopſtock Freiheit und Erlöſung von Tyrannendruck verlangte. Voß, das Kind des Volkes, hatte das richtig gefühlt, Voß, der Literat freilich, rief Stolberg, dem Freiheitsſänger, die Antwort „Freiheit und Vaterland“ zu[5]).

Fritz Stolberg iſt der typiſchſte der kritikloſen Klopſtockſchen Nachtreter, und nicht nur in ſeinen Gedichten. In ſeinem Briefwechſel finden ſich ganz merkwürdig unklare Ausſprüche über die Freiheit; Voß ſchreibt er einmal, als dieſer mit Klopſtock zuſammenkommen ſollte: „O wie viel werden Sie vom Vaterlande, von der Freiheit ſprechen!“[6]) In ſeinen Gedichten iſt der „Freiheitsgeſang aus dem 20. Jahrhundert“[7]) der bezeichnendſte, beſonders bezeichnend der lange Zeitraum, den er noch verſtreichen laſſen will, bis die Tyrannen verjagt ſind und die Freiheit auf den Thron geſetzt iſt. W. Keiper hat ſein Verhältnis zu Klopſtock eingehend dargeſtellt[8]), beſonders gut beobachtet iſt Stolbergs beſtändiges Zurückſinken in eine ſanfte, elegiſche

[1]) Deutſche National-Literatur 49. S. 185.
[2]) Ebenda 49. S. 84.
[3]) a. a. O. S. 155.
[4]) a. a. O. S. 158.
[5]) a. a. O. S. 113.
[6]) Otto Hellinghaus, Briefe Fr. L. v. Stolbergs an Joh. Heinrich Voß, Münſter 1891, S. 14, vgl. 53.
[7]) Geſammelte Werke der Brüder Chriſtian und Fr. v. Stolberg, Hamburg 1820. I. S. 87 ff.
[8]) W. Keiper, Fr. Stolbergs Jugendpoeſie, Berlin 1892. S. 7 ff.

Weise; auch ihm war die Freiheitsforderung nur etwas Literarisches. Beispiele Klopstockscher Einflüsse bieten besonders reich die Musenalmanache[1]), namentlich der Eroberer, der noch 1802 im Wandsbecker Boten spukt[2]), wird recht häufig apostrophiert, original wirken auch hier nur die von einem persönlichen Grolle getragenen Äußerungen[3]).

Der Ausbruch der Revolution in Frankreich kam wohl niemanden unerwarteter, als den deutschen Freiheitsherolden; daß ihre Dichtungen das langerwünschte, nieerhoffte Ereignis nicht zu fassen vermochten, darf vielleicht deshalb nicht wundernehmen. Löblich ist nur, daß sie frühe und zeitig von den Vorgängen im Westen Notiz nahmen, vor allem Klopstock hat dieses unbestreitbare Verdienst. Aber, um die Wirklichkeit zu erkennen, fehlte ihm alles. Der künstliche Schleier, den er selbst um sich gewoben, als er vage eine Freiheit verlangte und eingebildete Tyrannen verfluchte, zerriß so leicht nicht. Seine Prophezeiungen schienen ihm eingetroffen; es war sein Ruhm, den er zunächst verkündete, nicht den der Revolution. Schon der amerikanische Freiheitskrieg schien ihm eine neue Zeit einzuleiten — hier hat er sich ja auch nicht getäuscht — und schon die Einberufung der seit 1614 nicht mehr versammelten französischen Reichsstände am 23. September 1788 veranlaßte ihn zu einem Begrüßungsgedicht, den „Etats Généraux"[4]). Diese Ode ist von bedenklichen Folgen geworden durch ihre ausgesprochen weltbürgerliche Gesinnung, das Nachbarvolk wird als Bruder bezeichnet, der nicht allzubeliebte Name „Franzose" — ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden — durch das verwandt klingende „Franke" ersetzt. Damit waren Gegensätze verwischt, deren Beseitigung die unheilvollste Verwirrung in den deutschen gebildeten Kreisen rechts des Rheins anrichtete, und das hatte der Dichter getan, der mit Hermann der Schutzgott des deutschen Volkes sein sollte.

Die lange Reihe der Klopstockschen Revolutionsoden einzeln durchzugehen, liegt mir fern; eine Inhaltsangabe aller hat bereits vor längerer Zeit Niemeyer gegeben[5]). Was uns hier interessiert, ist das Zusammentreffen der Tagesereignisse mit den Bildern der Klopstockschen Phantasie, das Ringen zwischen Wirklichkeit und Einbildung, das allein schon zeigt, wie wenig die sogenannten Revolutionsoden

---

[1]) Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Nr. 49/50, 52/53, 64/65, hg. von E. Redlich.

[2]) Sämtliche Werke des Wandsbecker Boten, hg. von E. Redlich, Gotha 1902, II, S. 163.

[3]) Vgl. z. B. Musenalmanach für 1797 von Johann Heinrich Voß. S. 14 u. ö.

[4]) a. a. O. II, S. 63.

[5]) Klopstocks Revolutionsoden, Herrigs Archiv 22, S. 1 ff.

von der Revolution, ja nur von ihrer Spiegelung in den Gemütern der deutſchen Zeitgenoſſen ausſagen. Nur über Klopſtock unterrichten ſie uns. Revolutionär iſt er auch in den Revolutionsoden nicht, ein patriarchaliſches Verhältnis zwiſchen dem Fürſten und den Landeskindern iſt ſein Ideal[1]). Die Ode „Kennt euch ſelbſt“[2]) gehört in ihrer Sprache in dieſelbe Reihe mit der über die Generalſtände, wenn ſie die Revolution „unſere Brüder, die Franken“ vollbringen läßt; die Schablonenzeile „Knaben umtanzen den Mann, den kein Deſpot mehr verachtet“ ſollte man bei einem Klopſtock nicht finden. Unſelbſtändig gefühlt, wie dieſe Zeile, iſt die ganze Ode „Der Fürſt und ſein Kebsweib“[3]), die eine überaus große literariſche Verwandtſchaft hat, man braucht nur an Leiſewitz „Beſuch um Mitternacht“ zu erinnern.

Als nun gar die Nationalverſammlung den Beſchluß vom 24. Mai 1790 faßte, keine Eroberungskriege mehr zu führen, war Klopſtock, der geſchworene Feind aller Eroberer, für die Revolution endgültig gewonnen. Wohlbemerkt, dieſer Einklang mit ſeinen langjährigen Wünſchen erhebt die Franzoſen in ſeinen Augen ſo weit über ſeine Landsleute. „Sie und nicht wir“[4]) erſcheint in dieſem Lichte ein nicht allzu berechtigter Titel. Dieſer Abſcheu vor dem Eroberungskrieg treibt ihn zu der Ode „Der Freiheitskrieg“, die den Führer der verbündeten Armeen, den Herzog Karl Wilhelm von Braunſchweig veranlaſſen ſollte, den Oberbefehl niederzulegen, der ihm 1792 anvertraut worden war. Die Sprache, in der dieſes Verlangen geſtellt wird, entſpricht wieder nicht dem Gegenſtande, er redet von der „belorberten Furie“, und ruft das „Weltgericht“ über die Schuldigen. Demokratiſch klingt hier freilich manches: „Fragt die Höflinge nicht, noch die mit Verdienſte gebornen, Deren Blut in den Schlachten euch fließt; Fragt, der blinken die Pflugſchaar läßt, die Gemeinen des Heeres, Deren Blut auch Waſſer nicht iſt“, aber es ſind doch ſeine Wünſche, nicht des Volkes Wünſche, die Klopſtock hier zum Ausdruck bringt. Der Krieg war an ſich unpopulär, aber die Gründe dafür waren nicht die nämlichen, die Klopſtock hatte; und die Abſichten der verbündeten Regierungen durchaus keine einen vernünftigen Fortſchritt bedrohenden. Nationales Gefühl beſaß Klopſtock zu dieſer Zeit durchaus nicht — es fehlte allerdings den meiſten — ſonſt hätte er, der mit ſo großem Intereſſe alle Vorgänge Frankreichs verfolgte, die ausgeſprochen national-franzöſiſche Richtung der Revolution, die ſich Tag für Tag von kosmopolitiſchen Träumen weiter entfernte, unbedingt

[1]) a. a. O. S. 67. Ludwig der Sechszehnte.
[2]) a. a. O. S. 69.
[3]) a. a. O. S. 69 f.
[4]) a. a. O. S. 74.

erkennen müssen. Nur das Treiben des Jakobinerklubs flößt ihm einige Besorgnis ein, aber nur weil er fürchtet, daß seine eigenen Landsleute über den Greueln der Segnungen der Revolution vergessen könnten. In einem Briefe an den Minister Roland vom 19. November 1792 sind ihm diese Ausschreitungen nur „ein Irrtum der Unbesonnenen".

Auch Ludwigs XVI. tragisches Geschick hat Klopstock kein Wort der Teilnahme erpreßt; wie in den Flugschriften der kleinen und kleinsten deutschen Geister ist der „Despot" keines Mitleids würdig. Vier Jahre der Revolution vergehen, bis ihm eine leise Ahnung auftaucht, daß sie nicht ausgerechnet das erstrebe, was er sich unklar vorgestellt. „Mein Irrtum"[1] zeigt in schöner, klarer Sprache, wie tief der Dichter diese Enttäuschung empfand: „Ach des goldenen Traumes Wonn' ist dahin." Der Bruch des „edlen Wortes", d. h. der Einfall der Franzosen in Deutschland hat diese Änderung bewirkt, nach seiner Ansicht über die „Eroberer" ist seine Stellung zur französischen Revolution orientiert.

Eine ganze Reihe von Oden beklagt nun die Zustände in Frankreich, die ihm jetzt auf einmal einen großen Abscheu einflößen. Aber, das bleibt bedauerlich für uns, es ist nicht nationaler Zorn, der ihn zum Vorgehen gegen die Franzosen veranlaßt; hätten die Franzosen an Stelle des linken Rheinufers irgend eine Südseeinsel in Besitz genommen, er hätte nicht anders gehandelt. Nicht Vaterlandsfeinde sind sie; „Hochverräter der Menschheit"[2] nennt er sie jetzt. Das ganze Elend, an dem Deutschland im ausgehenden achtzehnten Jahrhundert krankte, offenbart sich hier schlagend.

Ideale sind freilich nicht leicht auszurotten, und Klopstock findet sich ziemlich rasch zurück zu den vorrevolutionären Gedanken, er hofft wieder auf den Eintritt der neuen Zeit, die mehr seinen Wünschen entsprechen soll. „Denn die Freiheit trägt Ketten nur, ist nicht entflohn"[3]. Damit hat er auch den Weg zu Hermann zurückgefunden, die Revolution darf er bekämpfen, ist sie doch nicht mehr Klopstocks Schutzbefohlene, gleichwohl soll er sich vor Eroberungen hüten; „doch er schütze nur, röthe nicht in der Franken Heimat das Schwert"[4]. Die Eroberer bleiben Klopstocks einziges Motiv, auch den Schreckensmännern weiß er keine schlimmere Strafe, als sie mit den Eroberern auf eine Stufe zu stellen. Die folgenden Zeilen aus „Das Denkmal" von 1794 sind besonders charakteristisch:

[1] a. a. O. S. 82.
[2] Der Eroberungskrieg 1793. a. a. O. S. 83.
[3] „Das Neue" 1793. a. a. O. S. 91.
[4] „Hermann aus Walhalla". a. a. O. S. 92.

Sollten vielleicht dem Eroberer nur Schandmale den lauten
Namen ewigen? nicht dem Hochverräter der Menſchheit,
Nicht dem Scheuſal, dem Heuchler auch, ſo der Freyheit opfernd,
Kettenumraſſelte Freye würgt?“[1])

Ja, der Enttäuſchte will ihre Geſchichte noch eher aufgezeichnet wiſſen, als die der verhaßten Deſpoten. Vom Perſönlichen kommt die ganze Reihe der Oden nicht weg, die ſich mit dem Mißlingen der Revolution beſchäftigt, ſie ſind alle voll dunkler Allegorie, kein wirkliches Geſchehnis wird dichteriſch behandelt. Der Eroberungskrieg bleibt weiter ſein einziges, ermüdendes Motiv, die Ode „Die zweite Höhe“[2]) 1797 mutet den ſiegreichen Franzoſen zu, da ihnen der erſte Gipfel des Ruhmes nun unerſteiglich ſei, doch nicht den zweiten zu verſchmähen, d. h. nach dem zu erwartenden Friedensſchluſſe auf ihre Eroberungen zu verzichten.

Das abſchließende Urteil über die Revolution, Abſcheu und Entſetzen in den Augen aller Nationen Europas[3]), hat abermals ein Eroberungskrieg hervorgerufen, der Angriff auf die Schweiz, die nach dem Scheitern der Hoffnungen im Weſten das Muſterland der Freiheit — übrigens nicht nur Klopſtock — geworden war. Die Schlacht bei Aboukir, „der Siege rettendſter“, ſcheint ihm eine gerechte Strafe, ſein Freiheitsheld Nelſon enttäuſcht ihn jedoch abermals, als er die neapolitaniſchen Brigantenſcharen zuſammenknallen läßt[4]).

Gelernt hat alſo Klopſtock auch jetzt noch nichts aus allen Stürmen der Revolution; die Ausſchreitungen, die er ſo tief beklagte, ſchob er nur einzelnen in die Schuhe. Der Begriff „Maſſe“ bleibt ihm völlig fremd; er ſieht nur Führer und Verführte. Für die Führer hat er nur kalte Verachtung, die er auch auf die Nachwelt übertragen zu wiſſen wünſchte, wie weit dieſe ſelbſt in den brodelnden Pariſer Hexenkeſſel geſchoben und eingezwängt waren, wie wenig frei dieſe Freiheitsbringer waren, davon kann er ſich keine Vorſtellung machen[5]). Wie die Eroberer behandelt er ſie, ihre Schmach ſoll eingegraben werden in Marmor und Erz. —

England wird auch ihm das Land der Verheißung, als die letzte Hoffnung auf Frankreich verſchwunden iſt[6]). Er iſt langſam, unmerklich faſt im Lager der Revolutionsgegner angekommen, deren Wünſche und Hoffnungen er teilt, ohne ſich dieſer Geſinnungsänderung bewußt zu werden, eintönig, ermüdend bedroht er nun in denſelben

[1]) „Das Denkmal“. a. a. O. S. 97.
[2]) a. a. O. S. 132.
[3]) a. a. O. S. 141. „Die öffentliche Meinung.“
[4]) „Freud und Leid“. Juli 1798. a. a. O. S. 142.
[5]) „Auch die Nachwelt“. Januar 1799. a. a. O. S. 144.
[6]) „Der neue Python“. Juli 1800. a. a. O. S. 151 f.

Wendungen seine jetzigen Gegner, wie seine früheren, auch nach der Schlacht bei Marengo kommt nur der enttäuschte Klopstock, nicht die bedrohte deutsche Nation zu Worte[1]). Das unwiderstehliche Vordringen des korsischen Eroberers veranlaßte ihn nur wieder zu abgebrauchten Redensarten über den Druck des Despotismus und die klirrenden Ketten der Unterjochten[2]). Der Eroberungskrieg wird wieder als „der Menschheit äußerste Schande" apostrophiert, der Ruhm des General Desaix, dessen entschlossenes Eingreifen den Tag von Marengo entschied, wird ihm ein herostratischer, ihm stellt er den unsterblichen Ruhm der Schweiz entgegen, die in einem heiligen Kriege ihre Freiheit bis zum letzten Blutstropfen verteidigt hat[3]). Diese Wendung war so neu, daß sie in Reichards Revolutionsalmanach verschiedene Jahre ertönen konnte, Klopstock hat damit die Argumente der Flugblattverfasser erreicht[4]), gewiß ein beachtenswertes Zeugnis für das, was er durch die französische Revolution als persönlichen Gewinn buchen konnte. Seine patriotischen Töne, die er nun ganz spät findet, bringen nur Abgebrauchtes, er sagt nichts, was nicht seit 7 Jahren tagtäglich in Deutschland geschrieben wurde. Und das geeinte Deutschland kann lächeln über den Mann, der nach dem Fehlschlag seiner Hoffnungen seinem Volke keine andere Zukunft weissagen kann, als ein geduldetes Dasein in stiller Zurückgezogenheit. Wieviel Resignation, wieviel Mutlosigkeit die gebildeten Kreise damals erfaßt hatte, zeigt diese Ode „Die Wahl"[5]) immerhin deutlich. Seinem Humanitätsideale blieb Klopstock freilich unerschütterlich treu, die Ode an Kaiser Alexander[6]), die letzte der langen Dichtungsreihe (erschienen in Archenholz Minerva Dezember 1801) zeigt seine Hoffnung, die heilige Menschlichkeit, die sein wonnetrunkenes Auge einst in den Stürmen der Revolution zu erblicken geglaubt, werde dieser Herrscher erfüllen.

Eine allgemeine Besprechung der Oden können wir uns hier nach Munckers eingehender Charakteristik, die treffend die gesucht schwer verständliche Sprache, die sonderbare Verbindung von abstrakter Reflexion und sinnlicher Phantasie, die epische Breite der Erzählung, den künstlerisch bedenklichen Gegensatz von Form und Inhalt kennzeichnet[7]), füglich sparen. Nur das für uns wesentliche fassen wir noch einmal rasch zusammen. Der Hauptmangel der ganzen Odenreihe liegt darin, daß Klopstock bewußt den Ereignissen der Revolution aus dem Wege

1) „Die Aufschriften". a. a. O. S. 152.
2) „Die Unvergeßliche". a. a. O. S. 154.
3) „Die Sieger und die Besiegten". a. a. O. S. 155.
4) E. Sauer, a. a. O. S. 72 ff.
5) a. a. O. S. 157.
6) a. a. O. S. 163.
7) a. a. O. S. 517 ff.

geht und nur die Nachklänge seines Innern zum Ausdruck bringt, daß uns diese Dichtungen vielleicht Kunde geben über das Verhältnis Klopstocks zur Revolution, aber nur wenig, wie seine Muse durch diese erstaunlichen Vorgänge befruchtet wurde. Ist seine Stellungnahme auch nicht ohne Wert zur Kenntnis des deutschen Geisteslebens überhaupt, die aufflammende Begeisterung, das hartnäckige Festhalten an den Idealen, den fürchterlichen Sturz der Enttäuschung, das trotz aller nationalen Not aber unbedingt vorherrschend bleibende kosmopolitische Gefühl, so ist doch der stoffliche Gewinn, den die Literatur aus seiner Lyrik zu ziehen hat, ein überaus geringer. Einzelne Begebenheiten sind ihm allerhöchstens Ausgangs- oder Zielpunkt, aber nie Zweck seiner Darstellung, sein Auge ist stets auf die allgemeine geschichtliche Entwicklung gerichtet und wenn er auch im Verlaufe der Gedichte mit Anspielungen auf Einzelheiten nicht karg ist, so bringt er sie meistens in einer versteckten und dunklen Art an, die ihr Verständnis erschweren und sie wirkungslos machen. Dabei war er durchaus nicht ununterrichtet von den Begebenheiten, die er nur gleichsam antastet, er besaß eine Sammlung halb dichterischer, halb geschichtlicher Aufzeichnungen über die Revolution, die er ursprünglich unter dem Titel „Denkmale" herausgeben wollte. Nach dem Berichte seines Freundes Johannes Wilhelm von Archenholz, der diese Entwürfe genau kennen gelernt hatte, waren es mit den feurigsten Farben gemalte Schilderungen einzelner großer Vorfälle, wobei die jakobinischen Greuel natürlich nicht vergessen waren. Auf uns gekommen sind sie nicht, da sie Klopstock später verbrannte[1]). Wie sehr der Verlust dieser Notizen zu beklagen ist, kann man sich nur nach der eingehenden Betrachtung der Oden vorstellen; über Klopstocks Stellung zur Revolution, über das Verständnis, das er ihr entgegenbrachte, werden wir niemals völlige Klarheit erlangen. Anzunehmen ist, daß er in diesen Aufzeichnungen weniger beeinflußt war von dem festgefügten Formelkram, den er in seinen Oden unentwegt auf die Vorgänge der Revolution verwendet, für die er nicht geschaffen und völlig unzureichend war.

Die Jüngeren, Klopstocks treue Gefolgsleute, sollte man sich aufnahmefähiger und anpassungsfähiger denken, als den gealterten Meister. In der Tat haben sie auch weit eher und entschiedener Stellung genommen, ihre dichterische Produktion ist freilich wenig beeinflußt worden. Klopstock hatte doch immerhin die Genugtuung, einige seiner Oden ins Französische übersetzt zu sehen; der Chevalier de Bourgoing, der Gesandte Ludwigs XVI. in Hamburg, übertrug die „Etats généraux", der Schriftsteller Meilhan übersetzte den „Er-

[1]) Muncker a. a. O. S. 545.

oberungskrieg". Auch „Die Sonne und die Erde" und „Die zweite Höhe" wurden jenseits der Grenze gelesen[1]). Sein reger Briefwechsel mit einflußreichen Pariser Persönlichkeiten gab ihm ja auch eine gewisse Stellung in den Augen der französischen Nation. Wie sehr Klopstock seine Oden überschätzte, zeigt sein Brief an den Präsidenten des französischen Nationalinstituts, zu dessen Mitglied er ernannt worden war, vom 23. Juli 1802: „So angenehm es mir auch war, daß mich das National Institut zum auswärtigen Mitgliede wählte: so nahm dieses Vergnügen doch dadurch nicht wenig zu, daß die Wählenden einen Mann belohnten, der von wichtigen Begebenheiten der Revolution mit eben dem Tone der ganzen treffenden Wahrheit geredet hat, mit welchem darüber die völlig wahre Geschichte einst das bleibende Endurteil fällen wird"[2]). Dieser Ausspruch ist doch gründlich widerlegt worden, es scheint mir jedoch nötig, dies noch einmal ausdrücklich zu betonen. Die Jüngeren, die den Ehrgeiz nicht hatten, Schiedsrichter einer Bewegung zu sein, in der sie doch selber drinnen standen, sind in ihren Ausführungen wesentlich klarer, ihre Äußerungen für uns bedeutungsvoller zur Kenntnis der Zeitstimmung, als Klopstocks Verkündigungen von weltentfernter und weltentfremdeter Höhe.

Der ihm am nächsten stehende Fritz Stolberg hat, wie Klopstock, auch den Weg von großer Begeisterung zu tiefster Enttäuschung und Erbitterung zurückgelegt, aber wesentlich rascher und weniger kompliziert. In dem kurzen Zeitraum von einem Jahr war er auf seinem ablehnenden Standpunkte angekommen[3]), den er dann festhält und in den „Westhusinen"[4]) niederlegt. Ihre Sprache ist weit frischer und kraftvoller, als der aller Klopstockschen Oden, er findet auch Worte für Ludwig XVI. „Dein hätten Kannibalen, o Ludewig geschonet", der Despot ist ihm nicht ein leerer, eindeutiger Begriff. Der matte Schluß „Mein Herr und Gott . . . lehrte segnen mich, nicht fluchen." verrät freilich den Hauptgrund der Stolbergschen Gegnerschaft, die Bedrohung der Religion. Die Ode „Kassandra"[5]), die die deutschen Jakobiner, die Illuminaten angreift, ist Stolbergs zweite und letzte Äußerung zur französischen Revolution; von schönem vaterländischen Gefühl und völliger Unabhängigkeit von Klopstocks verrosteten Idealen legt die Ode „Erwartung des Friedens"[6]) Zeugnis ab: „Doch kränket

[1]) Vgl. Th. Süpfle, Geschichte des deutschen Kultureinflusses in Frankreich, Gotha 1886. I, S. 215 f.

[2]) Hermann Schmidlin, Klopstocks sämtliche Werke, Stuttgart 1839. I, S. 439.

[3]) Vgl. O. Hellinghaus, Briefe von Stolberg an Voß, Münster 1891. S. 225, 226, 240.

[4]) a. a. O. II, S. 119.

[5]) a. a. O. II, S. 115.

[6]) a. a. O. II, S. 168.

ſchnöder Friede mich mehr als Krieg, Ein Friede welcher Freiheit und Vaterland Vertauſcht gegen Schmach, des deutſchen Namens nicht wert, und ihn bald vertilgend[1]).

Voß, deſſen weit urſprünglicheres Gefühl wir unter den Freiheitsſängern hervorleuchten ſahen, hat der Revolution vorurteilsloſer ins Auge geſchaut, als ſeine in literariſchen Traditionen befangenen Genoſſen. Zwar die Franzoſen ſind auch ihm „Neufranken“[2]), aber ihnen hat er den Geſang der Deutſchen entgegengeſtellt[3]), der unter dem alten Loſungswort „Freiheit und Vaterland“ Evolution nicht Revolution verlangt, ebenſo wie das Lied „Vaterlandsliebe“[4]), deſſen Programm noch heute weiteſtgehenden Forderungen genügen dürfte. „Schafft Freiheit jegliches Gewerbes Gemeingeiſt und gemeines Wohl, Baut jeder, ſorglos ſeines Erbes, Hier Wiſſenſchaft, dort Korn und Kohl; Entzieht kein Vorrecht ſich der Bürde; Ertheilt Verdienſt, nicht Anſpruch, Würde: Dann lieber arm im Vaterland, Als fein im Sklavenprunk verbannt.“ Bemerkenswert iſt auch „Das Oberamt“[5]), das eine beſchränkte Monarchie als Idealzuſtand aufſtellt und deſſen Tendenz Voß durchaus von den Forderungen der Pariſer Demagogen getrennt wiſſen will. Er meint, es werde keinem Menſchen einfallen, „daß ſolche Geſinnungen aus Paris ſtammen“. „Es iſt der durchgehende Geiſt aller Alten; und wie mir's ſcheint der einzige, der das Glück der Menſchen ſichert. Majeſtät des Volkes! Woher haben wir das Wort Majeſtät? Und was bedeutet er, als Wille der Menſchheit, geſetzmäßig erklärt? und einem Vollzieher übertragen? Der Sinn des Liedes geht ſo wenig auf Demokratie, daß ſelbſt eine durch Stände unumſchränkte Monarchie gebilligt wird, wofern der Monarch nur das laute einhellige Verlangen ſeines Volkes nicht verachtet, nicht den Krieg erklärt“[6]). Wenige Jahre darauf, 1798, ſpricht er ſich noch deutlicher aus: „Für das unbeſchränkte Königtum in abstracto habe ich keinen Enthuſiasmus; wohl für das beſchränkte, wie es in England war. Für das Geſpenſt, das wir deutſche Verfaſſung nennen, noch viel weniger[7]).

Voß iſt nur an einer Stelle ausgeſprochen Gegner der Zuſtände des ancien régime, wie es auch das Programm in der „Vaterlandsliebe“ zeigt, das fordert: Verdienſt, nicht Abſtammung ſolle bei der

[1]) Weiteres über Stolbergs Stellung zur franzöſiſchen Revolution ſiehe Wilhelm Herbſt, Johann Heinrich Voß, Leipzig 1894. II_1. S. 116 ff.

[2]) a. a. O. S. 183.

[3]) a. a. O. S. 184.

[4]) a. a. O. S. 203.

[5]) a. a. O. S. 228.

[6]) Briefe von Johann Heinrich Voß, hg. von Abraham Voß. Halberſtadt 1829. II. Band, S. 313.

[7]) Ebendort S. 343.

Vergebung von Stellen maßgebend ſein, der Emporkömmling iſt ein ſcharfer Scheider zwiſchen adelich und bürgerlich, wie es namentlich der Spruch „Stand und Würde“ [1]) ausſpricht; „Mein Vater war ein Reichsbaron! Und Ihrer war, ich meine? So niedrig, daß, mein Herr Baron, Ich glaube, wären Sie ſein Sohn, Sie hüteten die Schweine.“ Auch im „Junker Kord“ [2]) geht er wenig glimpflich mit ihnen um.

Während Johann Martin Miller, deſſen Poeſie aus den Göttinger Jahren in vielem mit Voß zuſammenklingt — ich erinnere an „Der deutſche Jüngling an ſich ſelbſt“, an das „Lied eines Gefangenen“ und den „Todesengel am Lager eines Tyrannen“ — nur in dem ſchwächlichen „Säkulargeſang beim Anfang des 19. Jahrdunderts“ der Umwälzungen des letzten Jahrzehnts gedenkt, hat Bürger, der der Gruppe am fernſten ſtehende, das Beſte geliefert, was aus der Lyrik der Revolution des Erwähnens wert iſt. In Bürgers eigenem Weſen ſteckt etwas vom Demagogen, die ariſtokratiſchen Deſpoten Englands, die die Revolution bekämpfen, haßt er glühend, die Einmiſchung Deutſchlands in die franzöſiſchen Angelegenheiten mißbilligt er ebenſo heftig, als die andern. Aber — es ſind doch wenigſtens die „Gallier“, die er mit einem Straflied bedenkt, als ſie zu Anfang des Krieges zurückweichen. „Wer nicht für Freiheit ſterben kann, der iſt der Kette wert“ [3]). Trotz dieſes Klopſtockſchen Wortgeklingels war Gleims Mahnung „Um Gotteswillen ſtimmen Sie in Klopſtocks Lärmtrommel nicht ein“ [4]) überflüſſig; ſchon ſein zweites Revolutionslied entfernt ſich weit von den Tönen, mit denen Klopſtock vom Eroberungskriege abmahnt: „Für wen, du gutes deutſches Volk Behängt man dich mit Waffen? Für wen läßt du von Weib und Kind Und Herd hinweg dich raffen? Für Fürſten — und für Adelsbrut und fürs Geſchmeiß der Pfaffen [5]). Auch Bürger ſcheint, wie Voß, Standesgegenſätze als das Schwerſte empfunden zu haben; über die Revolution ſelbſt war er weit beſſer unterrichtet, als viele ſeiner Genoſſen [6]). Auch er erſtrebte Beſſerungen für das Vaterland durch den Einfluß der Revolution, nicht für die Menſchheit, wie der traumbefangene Klopſtock.

Die beiden großen Gegenſätze, die ideale Freiheit und die etwas nüchtern hausbackene Hoffnung auf ein allmähliches Beſſerwerden der vaterländiſchen Zuſtände in verſöhnender Weiſe überbrückt zu haben iſt das große Verdienſt Schillers. Bei ihm ſind wir gleichweit von

---

[1]) a. a. O. S. 280.
[2]) a. a. O. S. 264.
[3]) Deutſche National-Literatur 878. S. 383.
[4]) A. Strodtmann, Briefe von und an Bürger, III. S. 293.
[5]) a. a. O. S. 400.
[6]) Vgl. Strodtmann, S. 60 ff.

erdenfernem Schwärmen, wie von allen realiſtiſchen Forderungen entfernt. Daß er von dem einen Punkte ausging, ohne an dem anderen anzukommen, wird ihm gewiß ſchon eine Sonderſtellung einräumen. Seine Jugendlyrik iſt ganz in Klopſtockſchen Bahnen[1]; das Jahr 1777 bringt gar einen „Eroberer", den Klopſtock geſchrieben haben könnte, wäre die Sprache nicht ſo unausgeglichen. Dasſelbe klingt noch bis in die „Räuber": Wo ein Brutus lebt, muß Caeſar ſterben. Auch er hat, wie bekannt, bei Ausbruch der Revolution das vaterländiſche Intereſſe dem weltbürgerlichen untergeordnet. Eine ſehr glückliche Zuſammenſtellung des damaligen Schillerſchen Glaubensbekenntniſſes findet man in einem Vortrag von Karl Rieger[2]. In ſeiner Dichtung hat er ſich aber ſchon damals nicht mehr auf die Seite der Revolution geſtellt. In den „Briefen über die aeſthetiſche Erziehung des Menſchen" hat er es ausgeſprochen, daß der Weg zur Politik durch die Aeſthetik, der Weg zur Freiheit durch die Schönheit führe, und „Der Antritt des neuen Jahrhunderts" findet das erlöſende Wort „Freiheit iſt nur in dem Reich der Träume." Womit die Bedeutung des Klopſtockſchen Oden, wie der Lieder Voß-Bürgerſcher Richtung gekennzeichnet iſt.

Manon Lescaut und Wilhelm Meiſter.

Von Richard Meßlény in Poſen.

Im 4. Kapitel des II. Buches der Lehrjahre beſchreibt Goethe die launig-heitere Szene, in der Philine dem ihr eben bekannt gewordenen Wilhelm die Haare kräuſelt, ihn friſiert und pudert. In wenigen Zügen iſt der Luftkreis zweitklaſſigen Parfums, mäßiger Sauberkeit und leichtverſchwendeter Liebesbezeugungen um das kapriziöſe kleine Weſen Philinens wundervoll hingeatmet. So beſtrickend das duftig Atmoſphäriſche dabei gelungen iſt, kann es aufmerkſamer Beobachtung kaum entgehen, daß der Schilderung nicht in dem Maße die Gegenſtändlichkeit des eben Erſchauten eignet, wie wir's im Meiſter vielfach gewohnt ſind. Denn es beſteht wohl kein Zweifel darüber daß, Goethe, obſchon er die Handlung etwa 30 Jahre vordatiert (in der Sendung 174—), doch niemals antiquariſch, ſondern nach der ihn umgebenden, unmittelbaren Gegenwart ſchildert, höchſtens, daß

[1] Vgl. K. Goedeke, Schillers ſämmtliche Schriften, I. Teil, S. 267. 40. 132. 341. 231 u. ö.

[2] Schillers Verhältnis zur franzöſiſchen Revolution. Wien 1885.

er das Motiv, daß er Stoffliches aus der Erinnerung oder auch aus der noch weiter zurückliegenden Vergangenheit schöpft. Jedoch die schöne Szene stimmt nicht zur Gegenwart und der Verdacht literarischen Vorbildes bestätigt sich.

Der genaue Vorgang in den Lehrjahren ist dieser: Wilhelm wird von Laertes bei Philine eingeführt, nachdem er mit ihr eben aus dem Fenster erfolgreich geliebäugelt und ihr durch ihren kleinen Friseur (Friedrich) einen Strauß geschickt. Philine schlägt eine Wagenpartie vor — auch Manon schwärmt für dies Vergnügen — womit sich Wilhelm freudig einverstanden erklärt. Aber:

„Wilhelm wollte einen Augenblick nach Hause, um seine Haare, die von der Reise noch verworren aussahen, in Ordnung bringen zu lassen. Das können Sie hier! sagte sie, rief ihren kleinen Diener, nötigte Wilhelm auf die artigste Weise, seinen Rock auszuziehen, ihren Pudermantel anzulegen und sich in ihrer Gegenwart frisieren zu lassen. Man muß ja keine Zeit versäumen, sagte sie; man weiß nicht, wie lange man beisammen bleibt.

Der Knabe, mehr trotzig und unwillig als ungeschickt, benahm sich nicht zum besten, raufte Wilhelm und schien so bald nicht fertig werden zu wollen. Philine verwies ihm einigemal seine Unart, stieß ihn endlich ungeduldig hinweg und jagte ihn zur Türe hinaus. Nun übernahm sie selbst die Bemühung und kräuselte die Haare unseres Freundes mit großer Leichtigkeit und Zierlichkeit, ob sie gleich auch nicht zu eilen schien und bald dieses, bald jenes an ihrer Arbeit auszusetzen hatte, indem sie nicht vermeiden konnte, mit ihren Knien die seinigen zu berühren und Strauß und Busen so nahe an seine Lippen zu bringen, daß er mehr als einmal in Versuchung gesetzt ward, einen Kuß darauf zu drücken.

Als Wilhelm mit einem kleinen Pudermesser seine Stirne gereinigt hatte, sagte sie zu ihm: Stecken Sie es ein und gedenken Sie meiner dabei. Es war ein artiges Messer; der Griff von eingelegtem Stahl zeigte die freundlichen Worte: Gedenke mein!"

Einen eigenen Friseur zu haben, selbst im Liebessold, war bei einer herumziehenden deutschen Komödiantin kaum üblich. Ellinger (Goethe-Jahrbuch, IX. Bd.) hat auf Scarrons Angelique als Vorbild dieser Figur hingewiesen. Immerhin, Philine, die stets gerne nach oben hinaus wollte, konnte sich auch aus deutscher Wirklichkeit heraus einen Friseur wünschen, das gab ihr Relief. Aber die Haarbehandlung bei Wilhelm will noch weniger zur Wirklichkeit stimmen. Um 1760 ist die Haartracht für beide Geschlechter noch ungefähr die gleiche. Seit Maria Antoniette jedoch kompliziert und vergrößert sich die Damenfrisur derart ins Phantastische, daß die Herren nicht mehr mitmachen und gegen 1790 ist überhaupt nur noch die Perücke mit Zopf oder der Schwedenkopf für Herren denkbar.

Faust II, 2: Am Lockenkopf und Spitzenkragen
Empfandet ihr ein kindliches Behagen.
Ihr trugt wohl niemals einen Zopf?
Heut schau ich Euch im Schwedenkopf.

Wenn nun Goethe 1794 dennoch die langhaarige Männerfrisur schildert, so ist dies weniger aus Treue zum Zeitkolorit, denn als Einwirkung der literarischen Vorlage zu erklären. Die Stelle lautet bei Manon Lescaut:

A mon réveil Manon me déclara que, pour passer le jour dans notre appartement, elle ne prétendait pas que j'en eusse l'air plus négligé, et qu'elle voulait que mes cheveux fussent accommodés de ses propres mains. Je les avais fort beaux. C'était un amusement qu'elle s'était donné plusieurs fois. Mais elle y apporta plus de soins que je ne lui en avais jamais vu prendre, je fus obligé, pour la satisfaire, de m'asseoir devant sa toilette, et d'essuyer toutes les petites recherches qu'elle imagina pour ma parure. Dans le cours de son travail, elle me faisait tourner souvent le visage vers elle; et, s'appuyant des deux mains sur mes épaules, elle me regardait avec une curiosité avide. Ensuite, exprimant sa satisfaction par un ou deux baisers, elle me faisait reprendre ma situation pour continuer son ouvrage. Ce badinage nous occupa jusqu'a l'heure du diner. —

Weiter: Nons rentrâmes dans son cabinet. Elle se mit à rajuster mes cheveux, et ma complaisance me faisait ceder à toutes ses volontés etc.

Der italienische Prinz, der Manon im Bois die Falle gestellt, wird gemeldet.

Entendant ouvrir la porte de l'antichambre elle empoigna d'une main mes cheveux, qui étaient flottants sur mes épaules, elle prit de l'autre son miroir de toilette, elle employa toute sa force pour pouvoir me trainer dans cet etat jusqu'à la porte du cabinet etc.

Die stoffliche Abhängigkeit der Goetheschen Stelle ist handgreiflich. Dennoch hat Goethe eine ganz andere Stimmung angeschlagen als Prévost. Im französischen Roman die ausgelassene Traulichkeit zwar junger, aber eingelebter Eheleute, bei Goethe die erwartungsvolle Schwüle eines angehenden Verhältnisses. Man wäre versucht, die Goethesche Stimmung französischer, die des Abbé Prévost deutscher zu empfinden. Wohl sind Manon und Desgrieux nicht gesetzlich verheiratet, wohl ist's eine Art Bohême in der sie leben, aber eine örtlich gebundene, im eigenen, bürgerlichen Haushalt umgrenzte Bohême. Auch ist ja Manon — abgesehen von den Fällen, in denen die Not sie zur Untreue veranlaßt — durchaus treu, bedeutend treuer als die Ehefrau eines Chevaliers im Paris Ludwigs XV. zu sein brauchte. Dagegen ist Philine von jedem auf Dauer absehenden Gefühl, von Manons Zartsinnigkeit frei, lebt und webt im grünen Wasen und die „aventure" ist ihr Element. Wenn nun Goethe diese Szene mutatis mutandis dem französischen Roman entnommen — womit die von Minor (Goethe-Jahrb. IX) behauptete Verwandtschaft Philines mit der Danae des Agathon nicht bestritten zu werden braucht — so ist es doch überraschend, daß dieselbe erst in die Lehrjahre Eingang gefunden, während sie in der Sendung, wo ihr Platz im 2. Kap. des III. Buches wäre, fehlt. Nur auf S. 239 (Cotta, Volksausg) ist das Motiv im Zusammenhang mit Mignon ganz flüchtig berührt:

„Wenn sie ihn abends aufwickelte [d. h. Papillons machte, die Locken auf Papier wickelte], und morgens frisierte, machte sie es freilich nicht zum geschicktesten und hielt sich länger, als es ihm lieb war, auf, die Haare auszukämmen und zu streicheln, und kehrte sorgfältig an ihm, wenn sie ein Fleckchen oder Stäubchen erblickte."

Das ist die Form, in der Goethe die Prévostsche Anregung zuerst übernimmt, zu einer Zeit, da er dem Buche noch viel näher stand als später. War doch Manon ein Lieblingsbuch der letzten Frankfurter Knabenjahre, wie aus dem unterdrückten Paralipomenon zum V. Buch von Dichtung und Wahrheit ersichtlich ist. „Der große Verstand, womit diese Dichtung konzipiert, die unschätzbare Kunst, womit sie ausgeführt worden", blieben dem Dichter seinen eigenen Worten gemäß, zwar noch verborgen, aber umso tiefer, gewaltiger war der rein stoffliche Eindruck. Seine Gefühle zu Gretchen und auch seine Zweifel an die Verläßlichkeit menschlicher Gerichtsbarkeit hat das Werk vertieft. Ohneweiters ist dieser Aussage zu entnehmen, daß eine spätere Beschäftigung mit dem Roman stattfand, wobei der eigentliche poetische Wert desselben klar wurde. Das beweist auch der Umstand, daß in den Lehrjahren die Frisierszene mit weit mehr Breite behandelt ist als in der Sendung und daß sie sich dem Original weit näher hält.

Belegen läßt sich eine Beschäftigung mit Manon zwischen Lehrjahre und Sendung nicht ohneweiters. Möglich, daß eine gewisse Beziehung zur Tagebuchstelle vom 7. Mai 1797 besteht (Weimarer Ausgabe, III. Abt., 2. Bd., S. 52):

„Diskussion mit dem Abbé Sabbatier über die Notwendigkeit Vorurteile zu unterhalten. Schriften des Abbé Sabbatier: Tableau philosophique de l'esprit de Mr. de Voltaire, Trois siècles de la littérature Françoise."

Dies letztere Werk, das Goethe scheinbar längst bekannt war und das bereits 1779 erschien, enthält folgende Stelle über den Verfasser der Manon Lescaut (La Haye 1779, III. Bd., S. 298):

„On peut assurer néanmoins que les Mémoires d'un homme de qualité, l'histoire de Cleveland, le Doyen de Killerine, seront toujours regardés par les connoisseurs, comme les fruits d'une imagination étonnente par la diversité des tableaux qu'elle y présente, par les contrastes qu'elle y ménage, par la chaleur qu'elle y souffle, par les passions qu'elle y remue et par les mouvements que ces passions produisent. Tous ces divers caracteres se trouvent éminemment réunis dans celui des Ouvrages de cet auteur qui annonce le plus de genie et le moins de sagesse. Il est aisé de deviner que nous voulons parler de la fameuse Histoire de Chevalier des Grieux et de Manon Lescaut. Tout lecteur honnête et judicieux ne peut qu'être affligé de voir prodiguer tant de richesse, pour donner au vice des couleurs capables de l'excuser."

Ungeachtet des nüchternen Moralisierens ist Sabbatiers Kritik zutreffend und sie ist danach angetan, daß sie Goethe Anfang der

Achtzigerjahre zu einer erneuten Durchnahme des Büchleins hätte veranlassen können. Jedoch können wir die Tatsache einer gesteigerten Aufmerksamkeit, die Goethe der Frisierszene zuwendet, vielleicht anders, besser erklären:

Eine späte Ausgabe der Manon, die hier nicht in Betracht kommt (1827 Paris, Werdet et Lequien Fils) enthält eine von Desenne gezeichnete Titelvignette, die genau der Szene im Meister entspricht: Desgrieux ohne Rock, im Peignoir vor dem Spiegel, mit Haarschnecken auf dem Kopf, Manon hinter ihm stehend, die Hände mit den Haaren ihres Geliebten beschäftigt. Höchstwahrscheinlich haben auch frühere Illustrationen, deren eine wohl dem Dichter unter die Augen kommen konnte, das Motiv verwendet. So ist in der Ausgabe von 1783 (Oeuvres Choisies de l'Abbé Prévost, Amsterdam, III. Bd., S. 381) ein Kupfer von Marillier, das dem unsrigen sehr nahe steht. Auf dem Bilde zieht Manon ihren Geliebten bei den Haaren ins Nebenzimmer vor den italienischen Prinzen hin: „voici l'homme que j'aime et que j'ai juré d'aimer toute ma vie." Die Stelle folgt unmittelbar der Frisierszene.

Es ist mir trotz mancher Bemühung nicht gelungen, jener seltenen Ausgabe von 1753 habhaft zu werden, die mit 8 Kupfern von Gravelot und Pasquier geschmückt ist und vielleicht das erste Muster zur Desenneschen Vignette birgt. Bei der weiten Verbreitung der Amsterdamer Ausgabe und da auch der Zeitpunkt zutrifft, scheint es mir wahrscheinlich, daß die Zeichnung von Marillier in höherem Maße als der Text selber zur genaueren Ausgestaltung der Szene konnte, anregend gewirkt haben[1]).

Goethe und Lesage.

Von Bettina Fries in Grunewald bei Berlin.

Alain René Lesage gibt in seinen Schriften ein satirisches Spiegelbild der Zeit Ludwig XIV. Er verwendet die Stoffe spanischer und orientalischer Romane und verarbeitet sie zu feingeschliffener Kritik an seinen Zeitgenossen. Er, in dessen eigenem Leben sich keine großen Ereignisse abspielen, eröffnet uns einen tiefen Einblick in menschliche Charaktere und gibt uns in seinen inhaltreichen Stücken und Erzählungen kritisch-satirische Sittengemälde seiner Zeit mit Anspielungen, die die Persönlichkeiten unverkennbar zeichnen, ohne jedoch zu be-

[1]) Am 8. März 1830 dankt Goethe in einem Brief an Piere Jean David (W. A. IV. Bd. 46, S. 262) für eine Studie zu Manon Lescaut.

leidigen. „Lesage ist, wie man treffend gesagt hat, der in Szene gesetzte La Bruyère. Die Studienblätter werden ausgeführte Gemälde, die Satire wird satirischer Roman[1])." — „... Es ist der Weg nach dem Wirklichen und Naturwahren eingeschlagen. Im Inhalt ist Lesage der erste oppositionelle, in der Form der erste realistische Dichter[2])." — „Menschenkunde, feiner Witz und komische Laune waren ihm in nicht gewöhnlichem Maße eigen und er besaß die Gabe mit Scharfsinn und Einsicht die Natur zu erforschen und sie mit eben so viel Wahrheit und Eindruck herzustellen[3])." Eine so geartete Natur war danach angetan Goethes Aufmerksamkeit zu erregen. Die weltmännische Leichtlebigkeit des gallischen Fabulierers und der frohlaunige, niemals grämliche Spott des klarblickenden Realisten mochten bei Goethe freudigen Widerhall wecken. So kam es vielleicht, daß Goethe, angezogen durch die Mannigfaltigkeit des Dargestellten und die charakteristische Zeitschilderung, seine Aufmerksamkeit diesem Franzosen zuwandte, und wie er selbst bestätigt und auch vielfach nachgewiesen worden ist, in einigen Ideen und Gestalten leise Einwirkungen Lesages erkennen läßt. Zu Eckermann bemerkt er am 13. Februar 1831: „dem Dichter liegt daran, eine mannigfaltige Welt auszusprechen, und er benützt die Fabel eines berühmten Helden bloß als eine Art von durchgehender Schnur, um darauf aneinanderzureihen was er Lust hat. Es ist mit der Odyssee und dem Gil Blas auch nicht anders," und zu Wilhelm Grimm vom „Simplicissimus": „er sei in der Anlage tüchtiger und lieblicher als der Gil Blas[4])." Zu F. v. Müller äußert er: „Wilhelm Meister müsse nothwendig so gährend, schwankend und biegsam erscheinen, damit die anderen Charaktere sich an und um ihn entfalten könnten, weshalb auch Schiller ihn mit Gil Blas verglichen habe[5])." Ein Einfluß des Gil Blas auf den Wilhelm Meister ist schon mehrfach behauptet worden. — Wie Ludwig Bellermann in einem Vortrag in der Gesellschaft für deutsche Literatur einmal ausführte, ist ein starker Einfluß von Lesages „La boîte de Pandore" auf Wielands „Pandora" zu bemerken. Wieland entlehnte nicht nur Ideen, sondern auch ganze Szenen, die er dann änderte. Von ihm wieder hat Goethe Einiges für seine Pandora entnommen. Auch „Mira" im Prometheus stammt von Lesage. Diese Beziehungen müßten gelegentlich einmal einer besonderen Betrachtung unterzogen werden, hier sei nur kurz darauf hingewiesen. „Halten

[1]) Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. II 59.
[2]) Hettner a. a. O. 62.
[3]) Lotheissen in der Einleitung zur Ausgabe des Gil Blas XXVIII.
[4]) Zu Wilhelm Grimm am 12. Dezember 1809. Biedermann, Gespräche II 288.
[5]) Zu F. v. Müller am 29. Mai 1814. Biedermann, Gespräche III 129.

Sie einmal einen Umgang an der Seite eines zweiten ‚Hinkenden Teufels' oder eines Arztes von ausgedehnter Praxis und er wird Ihnen Geschichten zuflüstern, daß Sie über das Elend erschrecken und über die Gebrechen erstaunen, von denen die menschliche Natur heimgesucht und an denen die Gesellschaft leidet[1])." Aus diesen, Eckermann gegenüber ausgesprochenen Worten erkennen wir deutlich, daß Goethe auch den diable boiteux des Lesage wohl kannte und ihn auch bei Eckermann als bekannt voraussetzte. Ich vermute nun, daß Goethe dieses Teufels aus Lesages Roman, dem wir zuerst in eine Flasche eingeschlossen, im Studierzimmer eines Gelehrten begegnen, gedachte, als er die Homunculusszene schuf[2]). Die vielen Untersuchungen über die Homunculusszene im Faust haben zu den verschiedensten Ansichten über ihre Entstehung und Bedeutung geführt. Goethe selbst gibt keineswegs nähere Aufklärung über das Wesen des Homunculus, er äußert nur zu Eckermann, wie man sich ihn denken könne. Aus Theophrastus Paracelsus[3]) de generatione rerum war ihm die Idee der künstlichen Erzeugung des Menschen auf chemischem Wege schon in seiner Jugend bekannt geworden. Sternes Tristram Shandy, der im 2. Kapitel von den Homunculi spricht, diese für auch lebensberechtigte Wesen hält, die auf natürliche Art erzeugt werden können, hatte er gelesen. Die Schrift des Philosophen Wagner in Würzburg, der die künstliche Organisation des Menschen noch zu Goethes Lebzeiten behandelte, kannte dieser, wie früher irrtümlich angenommen wurde, nicht. Außerdem verwertete er das Kuriosum der Cartesianischen Glasteufelchen, denen man hermetisch in Flaschen eingeschlossen als Schutzgeistern der Gelehrten, in Legenden und Possen oft begegnet! „Paracelsus sagte von den homunculis, sie wären Leute von wunderbaren Kenntnissen und kämen den Elementargeistern gleich an Kräften und Thaten; dann durch kunst überkommen sie ihr leben — darumb so wirdt ihnen die kunst eingeleibt und angeboren." „Ganz Theophrastus Paracelsus folgend, dachte sich Goethe den Homunculus ‚ohn corpus' unkörperhaft, aber hellsehenden Geistes[4])."

„Am Ende hängen wir doch ab
Von Kreaturen, die wir machten." (7003)

„Wagner glaubt freilich, er habe durch seine Kunst den Homunculus geschaffen, aber eigentlich hat Mephistopheles einen seiner Geister in die Phiole schlüpfen lassen, um den grillenhaften Naturphilosophen

[1]) Zu Eckermann am 12. März 1828. Biedermann, Gespräche VI 293.
[2]) Vgl. übrigens Loepers kurzen Hinweis auf Lesages dienstbaren, in ein Glas gebannten Geist. Zu Faust II, S. XXXV.
[3]) Biographie von Salomon.
[4]) K. J. Schröer, Goethes Faust 121.

zum Besten zu halten[1])." „Wie Euphorion ein Ableger von Faust, so ist Homunculus ein solcher von Mephistopheles[2])."

Du aber Schalk, Herr Vetter bist du hier? (6885)

Goethe selbst belehrt Eckermann: „Übrigens nennt er ihn Herr Vetter; nämlich Mephistopheles den Homunculus, denn solche geistige Wesen — die durch eine vollkommene Menschwerdung noch nicht verdüstert und beschränkt worden — zählte man zu den Dämonen[3])." Homunculus entsteht erst als Mephisto erscheint. Lesages hinkender Teufel ist von einem Magier in eine Flasche eingeschlossen. Der Zufall führt einen von Mordgesellen verfolgten Studenten Don Cleophas aus Alkala auf der Flucht in die Dachstube dieses Gelehrten, wo ihn der in der Phiole verschlossene Dämon um Befreiung aus seinem Kerker bittet. Er gibt sich Don Cleophas als den Dämon Asmodeus zu erkennen: „Je fais des mariages ridicules, j'unis des barbons avec des mineures, des maitres avec leurs servantes, des filles mal dotées avec de tendres amans qui n'ont point de fortune: en un mot je m'apelle Asmodée surnommé le diable boiteux[4])." Hier könnte man vielleicht an die Stelle im Faust denken:

Und führe her Asmodi, den getreuen,
Zu rechter Zeit Unseliges auszustreuen,
Verderbe so das Menschenvolk in Paaren. (766.)

Sowie:

Und keiner merkt: er ist doch nur geneckt
Vom Asmodeus, der dahinter steckt. (2348)

Lesages Laboratorium angefüllt mit Büchern, Papieren, Globus, Zirkel, Phiolen und Quadranten mutet uns durch die Bekanntschaft des Faustischen Arbeitszimmers vertraut an. Der Teufel muß einem wohl oder übel bei diesem nach Erkenntnis der Magie suchenden Alchimisten begegnen.

Was künstlich ist, verlangt geschloss'nen Raum. (6884)

Dazu meint Schröer: „Die cartesianischen Teufelchen in der Flasche, eine Abart der Menschlein im Glas, der Homunculi der Alchimisten, müssen hermetisch verschlossen sein[5])." Die Phiole in die Asmodeus eingekerkert ist, ist durch einen Stöpsel mit magischem

[1]) Düntzer, G. Faust II 2, 527.
[2]) G. v. Loeper, Faust II, Einleitung XXXII.
[3]) Goethe, Gespräch mit Eckermann am 16. Dezember 1829.
[4]) Lesage, Oeuvres 5.
[5]) K. J. Schröer, Faust 122.

Siegel verschlossen. Auch er sehnt sich wie Homunkulus nach Befreiung.

Entdeck' ich wohl das Tüpfchen auf das J. (2382)

Homunculus soll aus dem Gedankenwesen erst zur Wirklichkeit entstehen, Asmodeus ist auch nichts, bevor das Glas nicht in Scherben geht. Der diable boiteux gehört zu den vornehmen Teufeln; er, der, wie schon vorher gesagt, der Eheteufel ist, nennt sich: „le dieu Cupidon." Ihm ist die Vergangenheit und Gegenwart seit allen Zeiten bekannt. Goethe äußert sich zu Eckermann: „Überhaupt werden Sie bemerken, daß der Mephistopheles gegen den Homunculus im Nachteil zu stehen kommt, der ihm an geistiger Klarheit gleicht[1])."

„Im früheren großen Schema hatte Goethe sich den Homunculus mit chronologischen Scherzen als Kalendermännlein vorgestellt: besonders zeigt sich, daß in ihm ein allgemeiner historischer Weltkalender enthalten sei, er wisse nämlich in jedem Augenblick anzugeben, was seit Adams Bildung bei gleicher Sonn-, Mond-, Erd- und Planetenstellung unter Menschen vorgegangen sei[2])." Als Don Cleophas Asmodeus von seiner Hülle befreit hat, hält ihm dieser sein Versprechen und fliegt mit seinem Schüler über die Häuser von Madrid, von denen er die Dächer hebt und ihm alle die Vorgänge erklärt, die sich mit den Einwohnern zutragen und zugetragen haben. Auch Homunculus übernimmt die Führerrolle mit dem Flug ins klassische Altertum, das für Mephisto bisher verschlossen war, wie ihm auch der Blick für das Phantastische und Ideale nicht eignete, wodurch ihm die liebliche Helenaszene unsichtbar ist. Loeper sagt von dem Flug des Mephisto und Faust unter der Führung des Homunculus: „Der innere Grund zur Einführung des Homunculus als eines dem Mephisto affiliierten Führers als eines zweiten Spiritus familiaris wurzelt in der so mehrfach betonten Fremdheit des Hauptführers in Griechenland[3])."

Wir könnten hier nochmals der schon oben erwähnten Bemerkung Goethes zu Eckermann gedenken: „Halten Sie einmal einen Umgang an der Seite eines zweiten ‚Hinkenden Teufels' oder eines Arztes von ausgedehnter Praxis, und er wird Ihnen Geschichten zuflüstern, daß Sie über das Elend erschrecken[4]) . . ."

---

[1]) Gespräch mit Eckermann am 16. Dezember 1829.
[2]) Faust, 2. Anmerkung von Erich Schmidt 333.
[3]) K. v. Loeper, Faust XXXIII.
[4]) Zu Eckermann am 12. März 1828. Biedermann, Gespräche VI 293.

Zur Stoffgeschichte von Schillers Balladen.

Von Josef Trostler in Temesvár.

1. Der Kampf mit dem Drachen.

Schillers Quelle war bekanntlich Vertots Histoire de chevaliers de Rhodes et aujourd'hui chevaliers de Malte, Paris 1726, ein Buch, das in M. Niethammers Übersetzung und mit einer Vorrede des Dichters 1779—1793 in Jena erschienen war. Auf eine Erzählung in den Relationes Curiosae des Vielschreibers Happel machte J. Meyer aufmerksam (Herrigs Archiv III, 232), doch brauchte Happel nicht erst von ihm entdeckt zu werden, denn er wird schon von Götzinger genannt (Deutsche Dichter I, 381). Den längeren Bericht Erasmus Franciscis aus dem „Neupolirten Geschicht- Kunst- und Sitten-Spiegel" 1670, veröffentlichte H. Ullrich (Schnorrs Archiv 10, 229 ff.). Kurz und ohne Lebendigkeit ist die Tagebuchnotiz des Pfalzgrafen und Kurfürsten Ottheinrich (R. Röhricht und H. Meisner, Deutsche Pilgerreisen nach dem Heiligen Lande, Berlin 1880, 392 ff.; vgl. Herrigs Archiv 77, 236). Über die historischen Elemente und die Entwicklung der Sage handelt ausführlich K. Herquet (Im neuen Reich 2, 496); gewagt ist dagegen A. Richters Versuch den Rhodischen Drachenkampf mit nordischer Sage und deutschem Volksmärchen in Zusammenhang zu bringen (Preußische Jahrbücher 71, 472 ff.). Bemerkenswerte Ergänzungen zur Stoffgeschichte lieferten R. Röhricht (Zeitschrift für deutsche Phil. 26, 107), F. Harder (Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, Neue Folge III, 367). Eine spanische Variante brachte E. von Ungern-Sternberg (Der Türmer 1901, 646 f.; vgl. noch Lietzmanns Kleine Texte, 73: Leitzmann, Die Quellen von Schillers und Goethes Balladen S. 16 ff. 49).

Nun fand ich eine bisher unbekannte, im Stil der galanten Moderomane aufgebauschte, mit reflektierenden Einlagen reichlich ausgestattete novellistische Bearbeitung der Sage im Geschicht-Herold des wunderlichen Böhmisten und weit gereisten Abenteurers, Quirinus Kuhlmann (geb. 1651), der am 3. Oktober 1689 zu Moskau wegen Anstiftung zum Aufruhr lebendig verbrannt wurde (vgl. Goedeke 3^2, 198 f., E. G. Seeliger hat seine Schicksale novellistisch bearbeitet [1911]). — Der volle Titel seines Werkes lautet:

A. Z. Quirin Kuhlmanns Breßlauers lehrreicher Geschicht-Herold oder freudige und traurige Begebenheiten hoher und nidriger Personen: welche theils nach der neuvermehrten Wunderart des weltberuffenen Athanasius Kirchers vor-

getragen; theils mit merkwürdigen Erzählungen, Kernsprüchen, Hofreden; alles aber nach seiner Eigenerfindung aufgesätzet worden: ausgesendet an einen hochädlen Gestrengen Rath der Kaiserl. und Königlichen Hauptstad Breslau. Jena, verlegts Johann Meuer. 1673.

Kuhlmann bezeichnet also den Jesuiten Athanasius Kircher als seinen Gewährsmann, den — mit weniger Selbständigkeit — schon Erasmus Franciscі benutzt hat, doch liegt eine Beeinflussung durch den letzteren nicht vor. Im Gegensatz zu seinem deutschen Zeitgenossen, dem Italiener Bosio und dem Franzosen Vertot, die eigentlich nur für das Anekdotische ein Auge zu haben scheinen, macht Kuhlmann den zagen Versuch, sich aus der verworrenen Drachenkampfgeschichte ein Problem herauszuarbeiten, und den Konflikt, der sich für seinen Helden aus dem Gegensatz von Ritterehre und Ordenspflicht ergibt, psychologisch zu verwerten und im Sinne des Moderomanes zu lösen. Die Erzählung — sie ist die erste des Buches (S. 1—39) und führt den Titel: Die großmüttige Tapfferkeit — bedeutet stoffgeschichtlich keine eigentliche Entwicklung und ist infolge ihrer Überbürdung mit gesuchten Wendungen, eigenartigen Sprachblumen und böhmisierenden Gleichnissen, verdunkelnden Bildern fast unerträglich. Sie beginnt mit einer überschwenglichen Verherrlichung der Tapferkeit und schließt mit dem Lob der Ehre. Reflexionen heften sich an jeden Schritt des Drachenritters und suchen die Ereignisse zu entmaterialisieren. Und trotzdem kann Kuhlmanns Erzählung, einfach schon als die bisher umfangreichste deutsche Bearbeitung des Stoffes, ein gewisses literarhistorisches Interesse für sich beanspruchen. Wir wollen hier die Beschreibung des Drachen, den Kampf und den Schluß mitteilen:

. . . . 6. Der kluge Seneca, oder, nach der Gelährten Meinung, Martinus, schreibet weißlich: Ordne das gegenwärtige besihe das zukünfftige und erwege das vergangene. Disen nahm Deodatus wol in acht, weil ihm nicht unwissend war, das weit gewünschter, weit glükkseeliger, durch vorsichtige Klugheit; als unvorsichtige Kühnheit, großen Dingen obzusigen. Er begab sich einsmals an vorgedachten Felsen, verbarg sich in einen heimlichen Ort, und verlangte di Gestalt des schädlichen Drachens vor allen Dingen wol zu erlernen, damit er di Segel seiner Klugheit mit vollem Winde des Fortgangs auf der hohen See seines Vorhabens könte streichen und glükkseeliger den längst verlangten Port besegeln lassen. Daselbst erblikkte er das fligende Ungeheuer, welches weit erschrekklicher seinen Augen erstlich vorkam, als solches iemals beschriben worden. Sein Gemüte, daß die Erde verachtete und den Himmel hoher Verrichtungen zu beschwingen vermeinte, strahlete i herrlicher, i größer di Gefahr scheinen wolte. Und, damit des unvergleichlichen Heldens Tapfferkeit desto mehr verwundert und geehret werde, bildet Clio di schändlich- und schädliche Pest Rhodis, ich sage, den Drachen, mit seiner eigentlichen Gestalt, vor der Sinn und Geister erschrekken, also ab, wi si aus des von Bosio, und des großen Kirchers; Disе aber von des Deodatus Abbildung erlernet.

7. Es war besagter Drache so gewaltsam groß, daß sein Leib an der dikke einem großen Pferde und Ochsen obsigete. Der lange und scharff-geschuppte Halß verglich sich mit einem Schlangen-Kopff, und machten ihn seine lange Ohren

den Mauleseln disem stükke nicht unähnlich. Den ungeheuren Rachen umschlossen eisen-harte / scharfe und große Zähne; Di Augen schinen, ihrer Größe und Strahlen wegen, gantz erschrekklich, weil si auch von roth-glänzenden Flammen hell loderten und Funken gleichsam von sich sprüten. Seine Füße waren an der Schärffe, wi Beerens Klauen, anzuschauen: An dem Schwantze aber und den übrigen Gliedern des Leibes gleichete er einem Crocodilen, und war von der Natur mit so stein-harten Schuppen versehen, daß er sich derer stat eines Harnisch zugebrauchen wuste. Er hatte zugleich zwey Flügel, di von Knorpel und nach der Seiten hingen: von der Farbe waren si den Floßfedern oder Fisch-Ohren des Delfins nicht ungleich: An dem obern Theile Himmelblölicht, an dem untern blutt-roth, mit der Schwefel-farbe wi auch alle andere Glider, untermenget. Seine Geschwindigkeit war so grausahm, daß auch ein schnell-flüchtig-leicht-füßiges Pferd seinen Klauen nicht entrinnen konte, und ward sein Lauff zugleich von den vier Füßen, als erwehnten Flügeln, höchst befördert.

8. So disem erschrekklichem Ungeheuer Nahrung ermangelte und solches sich dessenwegen aus seiner Hölen hervorbegab, hatte kein Theil auf der Welt, was erschrekklichers, was grausamers, i angeblikket. Sein Lauff übereilte ein fliegendes Pfeil, und sandte das Rauschen seiner harten Schuppen und das gewaltsame Zischen, grausame Vorboten seiner noch weit grausamer Ankunfft, in di gantze Gegend aus, daß so wol Menschen und Thire, vor Furcht gleichsam verschmachteten, und unwissend waren, was si anfangen solten, nicht anders, als wann ein unterirdisches Brüllen, auff der Erden erschallet, solches das drauff folgende Erdbeben anzumelden pfleget. Solten si sich demselben widersätzen, so hatten si doch keine andere Hoffnung zu schöpffen, als daß ihre Körper des Drachens Ausbeute wären? Wolte gleich dero Stärke demselben nichts bevorgeben, so müsten si doch durch das gifftige Anhauchen schändlich erbleichen? Di Waffen und Lantzen würden durch des Drachen natürlichen Pantzer, di Haut, nicht dringen, weil vor solcher Eisen und Stahl wächsern zu achten? Gedachten si desselben Klauen zu entrinnen, so wären si eher in seinem Rachen, als si vermeinten. Kurtz: es hatte das Ansehen gewonnen, Es wäre der erschrekkliche Drache von der erzörnten Zeugemutter zum Untergange der Insel Rhodis und, nach derer Verwüstung, des gantzen menschlichen Geschlechtes erzeuget und bewaffnet worden.

9. Also befand sich des Drachens Gestalt, welche der aedelste und aller tapfferste Ritter, Gozonius Deodatus, eigentlich beobachtete, und zugleich di gantze Gelegenheit des Ortes endlich genauer ins Gesichte nahm. Nachdem er sich diser gefährlichen Gegend weißlich entzogen, bat er drauf den Großmeister um Erlaubnis, damit er in sein Vaterland reisen möchte, unter der Larve, weiß nicht was nottwendigen Geschäffte zu verrichten, welches Ihme leicht gewillfahret ward. Di rechte Ursache war, sich verständig, sonder des Großmeisters Vorwissen, dises großen Werkes zu unterfangen und di großmüttige That rühmwürdig auszuführen. Di Klugheit, das Hertze der Tugend, di Krone der Tapfferkeit und der glükkseelige Führer großmüttiger Helden, leistete Ihm gutte Gesellschaft, entzündete seinen feurigen Verstand mit ihren wol-getemperirten Sonnen-Strahlen, und gab Ihm einen glückseeligen Anschlag, daß Ihm das Gelükke selbst unterligen muste, und also wahr machte, was Menander der Ewikeit einverleibet — [es folgt ein entstelltes griechisches Zitat] — Alle Dinge, welche sind, müssen der Klugheit unterthänig seyn.

10. Deodatus verfertigte von Papir und darzu dinlichen Rhodiser-hanff mit Verwunderungs-würdigster Geschikklikeit einen Drachen, der so wol an der Farben unterschidlicher Varietät, als der Proportion aller Glider, dem lebendigen Drachen gantz ähnlich sahe, also, daß kein ander Mangel, außer des Lebens zu befinden. Darzu kauffte er Ihm ein nobel und zu martialischen Händeln gleichsam gebohrnes Roß, welchem er noch zwey große englische Dokken vergesellschaftete. Dise dreierley nun erkohr sein tiffsinnig-kluger Geist zu dem Werkzeuge, durch

dessen Gebrauch der preiß-würdige Held vermeinte, di ungeheure Schlange aus dem Wege zu-räumen. Dann er wuste wol di schönen Proben, welche di Roße allezeit abgeleget, und was si vor ewiges Lob von Grichen und Römern, den Siges-Fürsten der Erden, darvongetragen. Seine Gedanken hörten Alexandern den Großen seinen Bucephalum rühmen; Den Persyschen Cyren von Pasat und den Römischen Cäsar sein unvergleichliches Roß erheben, wi si durch diselben di größten Helden-Thaten alleine vollführet. Der Hunde, vornehmlich aber Englischer Windspilen Sagacität, war ihm mehr, als zu bekand, daß solche nehmlich, nach Strabo bericht, von den Alten hoch sind gerühmet worden, weil si sonderbahren Nutzen im Krige geschaffet, und sollen auch heutiges Tages di Spanier gegen di Indianer der Hunde sich bedinet haben.

11. Der große Gozonius unterwand sich, das Roß und die Winde mit allem Fleiße anzugewehnen, auf den gemahlten Drachen loszugehen. Di bestellten Diner eröffneten den Rachen durch Strikke, und machten den Schwantz bald hiher, bald dorthin bewegend, bald di Flügel zusammen schlagend, gleich als wann er der wahre Drache, daß si auf denselben mit Gewalt loßrannten. Es hatte di Sonne zwei Theile des Thir-Kreißes durchstrichen, inzwischen Deodatus begehren, durch Klugheit und Glükke befördert, nach Wunsche fortging. Dann das Roß und di Spile waren so geschikt unterwisen worden, daß sie den gemahlten Drachen ersehend, branten auff denselben loßzurennen, und musten mit höchster Macht von demselben zurükkgehalten werden. So bald er sich durch seine wachsame Klugheit einen neuen Josua erblickte, daß nunmehr auff seinen Befehl di Sonne des Glükkes müste stille stehen, begab er sich mit seinen Roßen, Spilen und Knechten widerum nach der Insel Rhodis, um dasselbe in das Werk zu richten, nach dessen Nord seiner Gedanken Eisenstein gezogen worden.

12. Der Tag, darinnen seine großmüttige Tapfferkeit und begir eines ewigen Nahmens Sonnen-klar erhellen solte, grüßete albereit mit seinen Rosenstrahlen den viergetheilten Erden-Kreiß, als Deodatus von der Tugend-Fakkel entflammet und der Großmüttigen Tapfferkeit umgeben seinen Pantzer anlegte, di Lantzen erfassete, und sein Damascenisches Schwerd an di Seiten gürtete. Er schwung sich mit den Flügeln einer Heroischen Freudikeit auff sein adeles Roß, und wolte den Drachen-Kampf nunmehr antreten. Also raute diser Hercules, oder, damit ich Ihn mit einem rühmlichern Namen begrüße, Deodatus, zu dem Himmel-schmekkenden Rennplatze der Ewikeit, ich wil sagen, der erschrekklichen Drachen-hölen zu. Dises helle Begirden-Feuer ward doch, welches wohlzubeobachten, von der Gottesfurcht überwältiget, sintemal er auf dem Wege ingedenkk, er konte kein hohes noch nidriges Werk, wann es nicht zuvor auf dem Amboß Göttlicher Genaden geschmidet und in dem Wasser des Gebets gehärtet worden, einen beglükkten Fortgang gewinnen, begab er sich in den vorgemeldeten Tempel des H. Stefans, welcher unfern von diser Drachen-grotten war. Er flehete di Göttliche Hülffe an, befahl seine Sele in di allmächtige Hand Gottes, und begehrte eiffrig in disem wichtigen Werke der heiligen Engel Succurß. Solch andächtiges Gebet drang zu dem Throne Göttlicher Majestät und stig ein süßes Rauch-opffer aus disen güldenen Schalen vor dem Stuhl des Lammes, daß gleichsam an den Wolken disem neuen Constantinus di Lorbern einer herrlichen Victori in dem Zeichen Himmlischer Huld mit voller Anmutt zu blühen anfingen.

13. Nach dem der tapffere Deodat des Allerhöchsten Wolgewogenheit zum Fundament seines Siges erkohren, beschwung er voller Freuden sein Roß und sprang mit demselben freudig, wi großmüttige Helden pflegen, auff di Höle zu. Er befahl seinen Dinern, daß si solten auff einem hohen Berge seinen Drachenstreit zuschauen, und so bald si verspürten, daß der Drache beglükkt erleget: hergegen von dessen gifftigen haugen er angestekket wäre, solten si widerum seine Seele, mit den dargereichten kräfftigen Medicamenten erfrischen und erfreuen. Wo aber Gott, in dessen Händen einzig und allein alle großen Thaten bestünden,

nicht sein Vorhaben mit glükklichem Fortgang beschenkte, gebe er Ihnen vollkommene Freiheit, ihr eigenes Leben mit einer schnellen Flucht zu retten, darmit si nicht des Ungeheuers Klauen zugleich zur Beute würden.

14. Dises waren di Reden, welche er mit seine Trabanten wech=selte, di sich ob solchem großem Helden gemütte gantz erstarret befunden. Si wünschten begrig ihrem Herr'n den wolverdinten Lohn seiner Tugend, di Ehre lebendig zu genüßen, und waren derer Gemütter von Furcht und Zweiffeln gleichsam mit einer Wagen-burg umgeben. Denn wann si di unvergleichliche Großmüttigkeit ihres Herrn betrachteten, schinen si mehr, als zu gewis, vor einen prächtigen Sieges=fürsten denselbigen zu schätzen: Wann si aber den ungeheuren Drachen bei sich ansahen, entriß ihnen di Furcht allen Mutt, alle Hoffnung, weil ein gantzes Heer auserleßenster Helden von disem gefährlichem Streite entweder den Tod, oder auffs wenigste bluttige Sieges=Palmen tragen würde. Deodatus hatte zu seinem Trabanten di großmüttige Tapferkeit, und gebot seinen Dinern, sich an einen sichern Ort; seinem Rosse aber nebenst den zwei Winden, zur Drachenhöle zu begeben. Nunmehr ladet Clio durch ihren Heerold idweden ein, den Streit zu sehen, welcher wol werth gewesen [wäre], im Angesichte der allergroßmüttigsten Helden des gantzen Erdbodens gehalten zu werden.

15. Das Monstrum hatte in der innersten Klufft der Grotten gleich seine erschrekkliche Wohnung, als dessen Sieges=fürst vorhanden; Welcher keine Spur von demselben vermerkte. Er begab sich in dise Höle, erregte ein hefftiges und ungestühmes Geschrei, mit welcher di Höle selber begehrte zusammen zu halten, und unterliß di Nimfe Echo nicht an diesen einsamen Ort, ihren Narcissen zu beweinen und eine Anleiterin zur Tapferkeit dem Großmuttigen Deodatus zu seyn. Auff solches Anhalten ward dieses schöne Wild aus seinem holden Schlaffe gantz ungewöhnlich auffgewekket, und konnte allbereit der unvergleichliche Held aus dem erschrekklichen Geräusche und Zischen, welche seine großmüttige Tapferkeit weit grausamer darinnen zu versuchen erschin, die herrliche Ankunft verspüren. Er entwich aus der Grotte Flügel=schneller, nicht aus einer bloßen Furcht, sondern vorsichtiger Klugheit, und erwartete auff einem ebenen Orte (den er vor dem Streit am geschikksten achtete) di traurige Pest Rhodis und des menschlichen Geschlechtes.

16. Seine Hoffnung hatte Ihn auch nicht betrogen, weil bald den Ohren auch seine Augen Gesellschaft leisteten und den Drachen darstellten. Das Ungeheuer als es solch reiche Beute ersahe, wolte es sich nicht säumen, solche bald zu verzehren, und satzte mit erschrekklichem Wütten und Toben auff den Deodat, dessen tapfferer Arm solches weit anders bewillkommte, als es vermeinet. Di wolgeübten Hunde, welche vor der Larven des gemahlten Drachens keine scheu noch schrekken trugen, gedachten nicht anders, es wäre derselbe, und filen mit solchem Grimm und rasen die grausame Besti an, daß si derer sich nicht erwehren konte. Deodatus nahm di Gelegenheit, als das Haupt der wahren Klugheit, wol in acht, erfassete di Stangen seiner Lantzen, mit welcher er trefflich wol um zu gehen wuste, und führte solche mit großer Gewalt auff den Drachen, daß er diselbe mit höchstem Schmerzen verlohr. Denn als er auff desselben eistenfeste[n] Schuppen und undurchdringliche Haut angetroffen, sahe er si, doch nicht seinen unvergleichlichen Mutt, zerbrochen und zerstükket.

17. Deodat ließ seine Tapfferkeit mit nichten sinken, sondern er sprang rüstig von seinem Rosse, als unterdessen seine ergrimmete Winde in den weichen Gliedern des Drachens grausam raseten. Weil das beste Waffen, zu Roß zu kämpffen, albereit verlohren, ersahe er Ihm ein guttes Vortheil mit seinem Schilde, um zu Fuß das Ungeheuer zu überwältigen. So rante Deodat als ein hitziger Löw auf den Drachen los und satzte mit großer Furi an, daß di giftige Besti in so großer Noth sich sehend alle ihre Kräffte, um sich zu befreien, daran wendete. Si lehnte sich auff di Hinterfüße und war bemühsam, mit der linken

Forderklau den Deodat, und mit der rechten den Schild unterzudrukken: aber solche Stärke muste vor dem unerschrokkenen Helden unkräfftig werden. Denn des Deodatus Heldenarm trib mit so großer Gewalt das herrliche Schwerd dem Ungeheuer in den Hals, als in den weichsten Theil des gantzen Leibes, daß von dem gifftige[n] Blutte das Land vergifftet und gefärbet ward. J größere Gewalt der Drache gebrauchte und mit seinem bestialischen Wütten zu toben begunte, i mehr vergrößerte sich seine Noth und hefftiger Schmerz, welchen seine Gegenpart durch das schneidende Schwerd verursachte. Dieses dräuete auch dem Deodat seine Schärffe zu verlihren, daß der sighaffte Held alle übrige Kräffte mit seines Herzens-Lust und liblichster Freudigkeit darstrekkte, weil er an dem Sige nunmehr nicht zu zweiffeln hatte. Also eröffnete er durch das gewaltsame segen und schneiden den gantzen Gifft-Hals des Drachens, daß ein blutiger Strom häuffig auff den Platz sich ergoß und zugleich das Ungeheuer zur Erde sinkend machte. Gleichwol verursachte die unterligende Schlange, daß der Uberwinder mit Jhr zu Boden fallen muste, theils durch die unerträgliche Arbeit, theils durch den gifftigen Dampff, welcher aus des Drachens gift-strömenden Wunden floß, angestekket, daß ich diesen tödtlichen und gantz unerhörten Drachen-streit geschikklich werde mit einer Flammen vergleichen, welche dazumahl weit stärkere und hellere Strahlen von sich streuet, wenn sie gleich verlischet.

Ausführlich wird die Auffindung des Ritters, seine Verurteilung, seine Wahl zum Großmeister, sein Tod geschildert, und zum Schlusse heißt es nicht ohne pathetischen Überschwang:

28. O großer Deodatus! du hast ein unvergleichliches Paradoxon an deinem Leben vorgestellet, dessen Knopff kein Alexander, kein subtiler Scaliger lösen wird. Denn du machest uns nicht unbillig zweiffelhafftig, ob du durch di Tugend oder di Ehre einen ewigen Nahmen darvongetragen. Du hast die Tugend angebetet, als di Mutter der Ehre, di Ehre als di Tochter der Tugend; oder, daß ich billiger sage, di Ehre als di Mutter der Tugend, di Tugend als di Tochter der Ehre. Dises hat mich angelokket, höher di Flügel zu heben, und auf jene wunderbahre und zugleich neue Weise, welche bei disen Zeiten zu allererst aus des Raymunds Lullus Gründen, an unsern Allerdurchlauchtigst-großmächtigsten Römischen Kaiser, Leopolden den Ersten der offt angezogene Große Wunder-Gelahrte Athanas. Kircherus, in seiner neuen Großen Kunst zu wissen[1]) entdekket, also zu Pindarisiren:

Satz.

Der Tugend Gottheit ist di Sonne diser Welt /
Vor ihrem Gold muß Phebus Gold erblassen /
Jhr Grund ist Diamant, den ni der Plitz zerschellt /
Di Ewikeit kan ihren Thron nicht fassen.
Wer Jhr altäre baut, der schiffet auf die Höh /
Und segelt wol durch Scyllens Laster Grab /
Sein Pilott ist si selbst, der Himmel stat der See /
Besigt das Glükk, gewint dem Wetter ab.
Si flammet an di Geister /
Magnetisirt si hin zu ihrem Nord:

1) Ars magna Sciendi sive Combinatoria, in XI. libros digesta, quâ Universali Methodo artificiosum Combinationum contextum de omni re propositâ plurimis, et prope infinitis rationibus disputare, omniumque summaria quaedam cognito comparari potest, ad Augustiss. Rom. Imper. Leopoldum I. Amstelod. 1669.

Si ist der Helden Meister /
Daß man gelangt mit Deodat zum Port.
Der Tugend Herbst erzeugt di Früchte reicher Ehren!
Di ni der Zeiten-Wurm ist mächtig zu verfehren.

Gegensatz.

Jedoch di Ehre ist der Tugend wahrer Kern
Weil sonder sie kein Hercules zu finden.
Di Tugend blüht, so lang ihr winkt der Ehre-stern /
Wann er erbleicht, wil auch ihr Glantz verschwinden.
Di Ehre führet uns auff ihre Mutter zu:
Es wünschet ider selbst zu fühlen derer Glut.
Durch si sucht Stagirit bei Tugend Lust und Ruh /
Der Cäsar, der vergoß durch si di Thränen-Flutt.
Si brante Deodaten /
Der Drache ward durch ihre Krafft erlegt.
Si kan dem Unglükk rathen /
Wann sich durch si ein Curtius begräbt.
Di Ehre schwinget sich zum güldnen Thron der Sonnen:
Di Tugend hat durch si daselbst den Sitz gewonnen.

Zusatz.

So sondern sich stets ab di Tugend und di Ehr /
Das große Paar von disem eiteln Wesen;
Si haben nur ein Hertz, derselbe fehlet sehr /
Der si Ihm nicht zum Führer auserlesen /
Wer ihnen Zimmet brennt, der segelt höchst-beglükkt /
Denn Ehr und Tugend ist di Nadel von Magnet /
Di nach dem Mittel-punct des Angel-sternes blikkt?
Er fährt in Hafen ein, wann Africus gleich geht!
Er kan bereit dort sitzen /
Wo er sich selbst mit dem Gestirne gleicht /
Von disen stoltzen Spitzen /
Schaut er herab, di er durch si erreicht.
Wer Ehr und Tugend libt, so Neid und Zeit verhöhnen /
Den wird der Tugend Kron, di Ehre prächtig krönen.

29. Dannenhero sehen wir, das hohe und mit Gaben hoch erlauchte Personen ihr höchstes Gutt in der Ehre gesuchet, und nach solchem Zil alles ihr Thun gerichtet. Di Ehre ist di glükkseelige Mutter, aus derer Schoß so große Leute, so Unsterbliche Helden gebohren werden. Wer hat dir, ô Alexander, di Welt Unterworffen? Di Ehre. Was hat euch doch, ô Cyrus! ô Cäsar! zu Adlern der Gewalt in der Lufft erhaben? Di Ehre. O Allerdurchlauchtigst-unüberwindlichstes Ertz-Hauß-Österreich! Was hat deine Gütte dem Throne der Ewikeit eingepräget? Di Ehre. O ihr Fürsten der Beredsamkeit, Demosthenes und Tullius! Welch Epicharmus hat auff eure Lippen solchen Hönig geflößet? Di Ehre. O ihr scharffsichtigen Wunderwerke der Natur, Plato und Aristoteles, Cardanus und Scaliger! O ihr Sonnen der Geschichte, Thucydides und Livius! O ihr Lichter der Weiß-kunst, Archimedes und Kirchenes! O ihr Kaiser der Poeten, Homerus und Maro, Opitz und Gryph! Was hat eure Nahmen dem Wagen der Ruhm-segelnden Fama anbefohlen? Höre ich sie nicht alle antworten? Die Ehre. —

2. Der Handschuh.

Eine Erzählung des Tiroler Arztes Hippolytus Guarinonius (vgl. A. D. B. 10, 83), wohl die älteste bekannte deutsche Bearbeitung des Stoffes, haben A. Pichler (M. Allg. Ztg. 1884. Nr. 104) und Erich Schmidt (Zschr. f. dtsch. Altert. 29, 102) veröffentlicht. (vgl. Goedeke, 5, 204–5; nachzutragen ist Götzingers knappe Zusammenstellung der älteren Fundorte, I. 299.) Die späteren Untersuchungen wiederholen Bekanntes. Ohne Angabe der Quelle, doch nicht unabhängig von Guarinonius, erzählt die Geschichte Erasmus Francisci (Goethes und Schillers Bekanntschaft mit ihm bezeugen die Briefe vom 3., 12. und 13. Januar 1798) in einem Buche religiöserbaulichen Inhalts:

Glantz Krafft und Würkung der Geistlichen Wandel-Sterne, welche am Firmament himmlischer Seelen leuchten; das ist der sieben Haupt-Tugenden eines wahren Christentums; nemlich deß Glaubens, der Hoffnung, Liebe, Klugheit, Mäßigung, Gerechtigkeit, Tapfferkeit, und ihrer Gefährten .... In vier und sechzig Beobachtungen, samt derer beyfügigen Sinnbildern fürgestellet und auf die Ubung wahrer Gottseligkeit gerichtet durch Erasmum Franciscı. Nürnberg 1678.

XIX. S. 454–56. Die Gott-verbundene Gegen-Liebe:

Galeatius von Mantua, hatte sich in ein schönes Mädlein verliebt: und gab ihr, da er sie bey seiner Brucken eins mals antraff, solche seine Flammen zu erkennen, mit Versicherung, daß er um ihrer Liebe willen alles zu thun bereit wäre, Sie, die Schalckhaffte mißbrauchte solche Erbietung, oder gedachte vielmehr die Eitelkeit derselben zu beschämen, mit dieser Antwort: Wenn der Hertzog ie so tieff in sie verliebt sey, solle er sich samt dem Rosse über die Brucken sprengen. Der unbesonnene Fürst hatte kaum diese Worte gehört, als er gleich das Pferd mit dem Sporen hieb, und damit über die Brücke hinab sprang ins Wasser. Darinn das Roß ertruncken; er aber mit harter Mühe der Tieffen entschwommen.

Mit fast gleicher Vermessenheit hat ein Italiänischer Edelmann einer Böhmischen Jungfrauen von sehr schöner Gestalt seine Liebes-Treu versichern wollen. Denn nachdem er ihr allenthalben auff den Dienst gewartet und keine Gunst erwerben können; endlich aber an einem Feyertage erfahren, daß sie mit ihrer Mutter sich hinter das Schloß über die Brücke hinaus, nach dem Leuen-Hause zu, begeben, um die Leuen daselbst zu sehen: gieng er gleichfalls dahinauff. wo man in den Hof zu den Leuen hinabsahe, daß er allda der Jungfrauen möchte auffwarten und ihre Huld verdienen. Sie hatte ihn aber kaum erblickt, da sie, wie eine wol-erzogene, keusche und züchtige Jungfrau, das Gesicht von ihm wandte und den Leuen zuwarff. Angemerckt, denn die Jugend allezeit sicherer nach den gefangenen Leuen, weder nach einem brünstigen Buhler ihre Augen fliegen läßt. Uber ein kleines aber läßt sie vielleicht mit Fleiß, um den jungen Cavalier zu versuchen, oder wol auch unversehens) einen ihrer Handschuh in den Hof hinabfallen. Der Verliebte nicht faul, eilet über die Stiegen hinab, überredet einen von den Leuen Knechten mit einer stattlichen Verehrung, daß er ihm das Gatter öffnet und den Eingang zu den Leuen verstattet; entblößt hierauff sein Rapier, hält es aber hinter dem Rucken und schleicht hinein; zuckt allda mit schneller Behändigkeit den Handschuh denen an der Erden ruhenden Leuen vor der Nasen hinweg. Einer von denselben erhebte sich zwar von der Erden: aber der Edelmann lief eilends wiederum hinter die Tür, ließ das Gewigt

fallen, und sperrte den Leuen von der Nachsetzung aus; ging hernach hinauff, küssete den Handschuh und überreichte ihn der Jungfrauen. Welche nebst der Mutter über solche gefährliche That vor Schrekken Schneeweiß wurde und von selbiger Stunde an den Jüngling einer hertzlichen Gegen-Liebe würdigte.

Ein andrer Spanischer Galan aber, dem ein von ihm hefftig geliebte Dame, weil er sich erboten, sein Leben für sie zu wagen, ihren fürsetzlich in den Leuen-Graben geworffenen Handschu zu holen, zur Liebes-Probe aufferlegt, hat sich zwar auch hinabgewagt und den Handschuh wiedergebracht; aber ihr für eine so gehässige Versuchung einen Backenstreich gegeben und damit alle Liebe zugleich aus seinem Hertzen verschlagen. Daran ihr denn gantz kein Unrecht geschehen."

Vgl. Fr. Wilh. Val. Schmidt, Taschenbuch deutscher Romanzen. (1827) 142., Liebrecht, v. d. Hagens Germania. 1847. 7, 419: Romanze von Don Manuel de Leon, nach F. J. Wolf, Rosa de Romances. Leipzig 1846. S. 66., Ad. Laun, Schnorrs Archiv 1. 507, R. M. Werner, Zsch. f. dtsch. Altert. 26. 149: Die Liebesprobe, aus Toiletten Kalender für Frauenzimmer. Wien. 1796. S. 23, B. Sanvisenti, Il „Guanto" dello Schiller. Rivista d'Italia. 1904. 7, 666/9).

Mit wörtlicher Anlehnung an Francisci wiederholt die Erzählung M. Joh. Georg Schiebel[1]) in seiner Kompilation

Zweytes historisches Lust-Hauß, darinnen abermahls ein annehmlicher Vorrath Außerlesener Geschichte, Sinnreicher Wahl-Sprüche, artiger Gleichnüsse, merckwürdiger Sinnbilder. Zu des Lesers Nutz und Lust eröffnet wird. Leipzig und Frankfurt. 1682

S. 48—52. Nr. XIV. Die vermessenen Liebesproben. Aus Guarinonius schöpft Jacob Daniel Ernst[2]) in seinen

Auserlesenen Denckwürdigkeiten in vierhundert Abtheilungen verfasset, darinnen die aus den denen berühmtesten Scribenten mit sonderbahrem Fleiß gezogene philologische, historische, ethische, politische, natür- und geistliche Sachen fürgetragen usw. Leipzig. 1693.

Nr. 299. S. 700—4.

Ein Welscher Edelmann hatte, als er sich zu Prage auffgehalten, in eine schöne Böhmische Jungfrau sich hefftig verliebet, bey ihr aber wenig Neigung gegen sich verspühren können, dannenhero unterließ er nichts, was ihr Hertz zu gewinnen dienlich war. Als er nun einst in Erfahrung gebracht, daß die Jungfrau nebenst ihrer Mutter sich zu lustieren gegen das Löwen-Hauß spatzieren würde, begab er sich gleich dahin, ihr alda aufzuwarten. Die Jungfrau aber, als sie ihn ersehen, wendete gleich, ihrem Gebrauche nach, daß Angesicht hinweg, und ließ über ein kleines, weiß nicht ob auß Fürsatz oder unversehens einen Handschuch hinab in den Hoff fallen, wo die Löwen lagen. Der Edelmann hatte dieses kaum ersehen, so sprang er die Steigen hinab, überredete den Löwen-Warter, daß er ihm das Gegitter gegen ein stattlich Trinckgeld eröffnete, entblösset sein Rappier, hielte es hinter den Rücken, gehet hinein und hebet den Handschuch in großen Eil von der Erden auff, begiebet sich darauf geschwind zurück, küsset

[1]) vgl. Jöcher, Gelehrten-Lexikon, 4, S. 263.
[2]) vgl. Jöcher, 2, S. 385—386.

und beut denſelben der Jungfrauen dar, welche ſamt der Mutter darüber ſo hefftig erſchrocken, daß ſie faſt einer Leichen gleichgeſehen. Als ſie nun auß dieſer ſeltenen Probe gnugſam erſehen, wie hoch ſie der junge Edelmann liebete, hat ſie zur Vergeltung ſich hinfüro gegen ihn freundlicher erwieſen, ob ſie aber einander nachher geheyratet, wird von dem Erzehler nicht gemeldet. Eben dergleichen Exempel ſol ſich auch in Hiſpanien begeben haben, da eine Jungfrau ihres Auffwarters Liebe zu prüfen, den Handſchuch unter die Löwen geworfen, den er zwar geholet, aber ihr zu Lohn einen guten Backenſtreich gegeben, und daran nicht unrecht gethan. Wir erinnern uns billich bei dieſer Erzehlung derjenigen unausſprechlichen Liebe, mit welcher der ewige Sohn Gottes Chriſtus Jeſus uns gefallenen und verlohrnen Menſchen beygetan geweſen und noch iſt ...

Zwei Briefe Jean Pauls.

Mitgeteilt von A. Funck in Magdeburg.

Die beiden hier veröffentlichten Briefe Jean Pauls ſind der geringe Reſt eines ziemlich lebhaften Briefwechſels, der durch eine geraume Reihe von Jahren zwiſchen dem berühmten Schriftſteller und einem wenig bekannten Freunde, dem Prediger Ludwig Röntgen zu Eſens in Oſtfriesland (geb. 1754, † 1814), gepflogen wurde. Dieſer Briefwechſel iſt der einzige Verkehr zwiſchen beiden Männern geweſen; er war veranlaßt durch die große Verehrung Röntgens für Jean Paul, der er in einem begeiſterten Briefe Ausdruck gegeben hatte. Das Verhältnis wurde bald ſehr innig, wie ja auch der herzliche, vertraute Ton der beiden erhaltenen Briefe zeigt; ſeinen Wunſch, den Freund zu ſehen, erfüllte jedoch Jean Paul nicht, und, da jenem trotz ſeiner anſehnlich klingenden Titel — er war Oberprediger, Konſiſtorialrat und Superintendent — ein kleiner Gehalt bei großer Familie nur ein zurückgezogenes Leben geſtattete, ſo war an Reiſen nicht zu denken, und die Freunde haben ſich nie geſehen. Dagegen war Röntgen ſchon früh mit Lavater perſönlich bekannt geworden und hatte es beſonders auch durch deſſen Protektion ermöglicht, daß er das bereits ergriffene Uhrmacherhandwerk aufgeben und dafür ſeit 1775 in Tübingen Theologie ſtudieren konnte. Auch mit Lavater ſtand er bis zu deſſen Tode in regem Verkehr, von dem noch ein in Handſchrift erhaltenes, kleines Büchlein chriſtlicher Ermahnungen (vom 15. Oktober 1775) Zeugnis ablegt. Gar nichts iſt geblieben von einem Briefwechſel mit Klopſtock, den Röntgen vermutlich auf einer Kollektenreiſe für eine neue Kirche ſeiner Heimat Neuwied kennen gelernt hatte. Er ſelbſt war mehrfach ſchriftſtelleriſch tätig; ſein umfangreichſtes Werk war eben das, worauf in den Briefen Jean Pauls wiederholt angeſpielt wird, die dieſem gewidmeten „Rhapſodieen“ Norden 1801.

I.

Meiningen, d. 1. July 1801

Es sei also das Du, womit wir ja alle geboren und begraben werden! Wer kann zu einem Sterbenden Dieselben sagen? — Deine Liebe für den moralischen Geist meiner Werke, die deinen eignen bekent, hat mir wohlgethan. Im Lande, wo der heilige Geist der Moralität und der Schöne der Musen herrscht, verschwindet das Ich und es gibt kein persönliches Lob mehr, sondern wir beten alle nur den unendlichen Weltgeist an, der durch alle Herzen leuchtet und sie gleichsam an einem durchgehenden Strahl an einander reiht.

In Dein Andachtsbuch glaub' ich gehören die humoristischen Aufsätze, denen da die Mitteltinte des Uebergangs fehlt, weniger. — Erleichtere dem Leser die Uebersicht und Folge durch Ueberschriften und systematische oder doch historische oder andre Verbindung.

Wenn ich eine Vorrede dazu machte: so wär' ich der Lobredner meines Lobredners, also mein eigner; und das kan ich nicht.

Antworte mir wieder! — Sei glücklich durch und für Dein Weib und Sie sei es eben so und nichts störe Euren Frühling!

Jean Paul Fr. Richter.

II.

Mein. d. 2. Aug. 1801.

Vergieb meinem unsägl. Brief- und Bücher-Schreiben und Lesen jede Kürze. Du kanst meinen ersten Brief drucken lassen[1]), aber blos mit Deinem von meiner Frau hier Kopierten, als dem Text und Defensor des meinigen.

Du hast alle meine Werke; unbedeutende herumirrende Raupen*) fang ich einmal als Schmetterlinge unter die Glastafel ein. — Die Auswahl aus des Teufels Papieren ist nicht mehr im Buchhandel; außer in den Palingenes. u. in künftigen Erben derselben. — Hamanns „Kreuzzüge eines Philologen" und andere immer nur 1 Bogen starke Werkgen sind außer dem gegen Mendelssohns Jerusalem geschriebenen Golgath. u. Scheblimini, nicht mehr im Umlauf; aber Herder oder F. Jacobi, oder in der Noth ich rufen bald einmal diesen Riesen aus seiner Höhle. In den ersten Bänden der Litteraturbriefe findest Du mehrere Briefe von ihm und über ihm.

In Rücksicht der näheren Verleger könt' ich Dich nur an Perthes in Hamburg u. Wilmanns in Bremen verweisen, beide auch Verleger eignen Menschenwerths. Ich wollte, Du hättest einen närrischen Titel gewählt: z. B. Gebetbuch aus Romanen[2]) gezogen, oder thätest es noch. Das Buch liefe leichter, wie ein Mensch mit einem Rathstitel.

Du meinst es wie ich glaube, sehr gut mit den Menschen; darum geh es Dir sanft und die Wolken des Lebens mögen Dir nur einen leichten Sommerschatten geben, der über Ernte fliegt. Da ich gewis einmal Deinem Nordpol zureise, wo ich noch so viele Germanismen der altdeutschen Tugend finde: so werden wir uns vielleicht begegnen. Alles kann so leicht getrennt werden auf dieser irrenden Kugel; und eben darum auch vereint. Lebe wohl mit der Deinigen u. den Deinigen.

J. P. F. Richter.

*) In den Mixturen unter dem Buchstaben H, in Archenholz Literat. u. Völkerkunde unter d. Namen hasus — endl. die grönländ. Prozesse.

---

[1]) Dieser Brief ist vermutlich in den „Rhapsodien" gedruckt, denn es heißt auf deren Titel: „Mit einer Zuschrift von Jean Paul." A. Rosenbaum.

[2]) Röntgen folgte diesem Rate und gab den „Rhapsodien" den von Jean Paul empfohlenen Titel als zweiten: „Gebetbuch aus Romanen gezogen."
A. Rosenbaum.

Briefe Friedrich Schleiermachers an August Wilhelm Schlegel.

Nach der Handschrift herausgegeben von Josefa Elstner in Dresden und mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen von Erich Klingner in Berlin.

„Mit Schleyermacher hast du nun ein ordentliches Vogelschießen oder wenn dir das Gleichniß nicht edel genug ist olympische Spiele von Geist und Witz angestellt."

Es war im Februar 1798, als Friedrich Schlegel von Berlin aus an seinen Bruder August Wilhelm in Jena diese Worte schrieb. Lange hatte das literarische Vogelschießen noch nicht gedauert, kannte doch Friedrich selbst den jungen Charitéprediger Schleiermacher erst seit einigen Monaten. Aus der flüchtigen Bekanntschaft im Sommer 1797 war gar schnell eine aufrichtige innige Freundschaft geworden, noch im alten Jahr war Friedrich zu Schleiermacher gezogen, und eine Zeit reichsten Gedankenaustausches und eifriger Arbeit an eigenen und gemeinsamen Projekten hatte begonnen.

Der herrnhutisch erzogene Predigerssohn und Prediger und das Urbild des Julius aus der Lucinde — wie konnte dies ungleiche Paar eine Zeit lang an demselben Strange ziehen? Was hatte die beiden wohl zusammengeführt? Nun, Friedrich hatte mit Recht von Schleiermacher viel zu lernen gehofft. Schleiermacher erscheint ihm als „ein Mensch, in dem der Mensch gebildet ist", als ein Mann, zu dessen überragendem Ethos er bewundernd aufschauen muß. Und Schleiermacher — ihm imponierte an Friedrich das Talent, der Witz, sein origineller Geist, der ihm stetig zufließende Strom neuer Ansichten und Ideen.

Noch trübten keine Schatten ihr Verhältnis, noch glaubte Schleiermacher in Friedrich sein Freundesideal verwirklicht zu sehen. Noch ahnte Schleiermacher nicht, daß er nur allzusehr geneigt war, von seinen ureigensten Ideen in den Freund hineinzuverlegen, was nie in ihm gewesen war, wie das nachher im Streit um die Lucinde und die Luzindenbriefe der Welt offenbar wurde oder wenigstens hätte offenbar werden sollen. Jetzt lebten sie noch glücklich in den Flitterwochen ihrer Ehe, wie Friedrich wohl gelegentlich ihr Zusammenwohnen scherzend genannt hatte.

In dieser Zeit kam nun Schleiermacher durch den Freund auch mit August Wilhelm Schlegel in Berührung, der seit kurzem in Jena eine Professur bekleidete und dort damals noch mit seiner Gattin

Karoline in glücklicher Ehe lebte. Die Bekanntschaft wurde zunächst schriftlich aber auch bald persönlich gemacht. Schleiermacher hatte vorausgefühlt, daß er nie in ein rechtes persönliches Verhältnis zu Wilhelm treten würde, und der kurze Besuch im Frühjahr 1798 sollte ihm recht geben: „Dieser Bruder hat weder die Tiefe noch die Innigkeit des hiesigen", schreibt er damals an die Schwester, „er ist ein feiner eleganter Mann, hat sehr viel Kenntnisse und künstlerisches Geschick und sprudelt von Witz. Das ist aber auch alles." Nach dieser gewiß einseitigen, aber doch nicht unrichtigen Charakteristik, ist es klar, daß diese beiden Männer sich niemals persönlich näher kommen konnten, und daß daher auch ihr Briefwechsel wesentlich ein literarischer bleiben mußte.

Schon im Herbst 1797 hatte Friedrich an Wilhelm melden können, daß er in seinem neuen Freunde Schleiermacher einen begeisterten Mitarbeiter an ihrer projektierten Zeitschrift, dem Athenäum, gewonnen habe. Vorläufig beschränkte sich Schleiermachers Mitarbeiterschaft darauf, daß er einige „Gemütsfragmente" ins Athenäum liefert, unter ihnen den wundervollen und lange nicht genug bekannten Katechismus für edle Frauen. Im übrigen war Schleiermacher dadurch für die gemeinsame Sache tätig, daß er Friedrich ständig zu möglichst systematischer Arbeit anhielt, ihm hier und da Arbeiten abnahm, ja sich sogar zu seinem „geheimen Kabinetssecretair" hergab, um dem Freunde Zeit zu ersparen. Einem solchen Freundesdienst verdankt die ganze Korrespondenz mit Wilhelm ihren Ursprung, wie unsre Inhaltsangabe des ersten Briefes zeigt, den Schleiermacher fast ganz in Friedrichs Auftrage geschrieben hat. Erst mit dem zweiten Brief beginnt dann der eigene Briefwechsel, freilich zunächst auch noch mehr in Friedrichs als in eigenen Angelegenheiten.

Erst als im nächsten Jahre, im Herbst 1799, der Briefwechsel von neuem aufgenommen wird, in dem bedeutungsvollen Entstehungsjahre der Lucinde und der Reden über die Religion, da tritt auch Schleiermacher mit allerlei eigenen Plänen hervor. Es handelt sich zunächst um Vorschläge fürs Athenäum, „Teufeleien" gegen Iffland, Herder, ja selbst gegen Schiller. Das gewaltige, wenn auch zumeist unliebsame Aufsehen, das das Athenäum bei seinem ersten Erscheinen, Ostern 1798, gemacht hatte, diese plötzliche „Berühmtheit" war den jungen Stürmern etwas zu Kopfe gestiegen. Sie fühlen sich jetzt wie die Großen in Weimar im Xenienjahr und mit kecker Feder fordern sie mit ihren Teufeleien die ganze literarische Welt heraus. Es ist köstlich mitanzusehen, wie sie einander im Pläneschmieden überbieten, wie darin allen voraus Schleiermacher von seinem selbstgezimmerten Thron selbst auf Schiller und Goethe herabblicken zu können meint und wie nur mit knapper Not durch das verstandesnüchternere Ein-

greifen Wilhelms die schlimmsten Extravaganzen verhütet werden. Im übrigen allerdings ist gerade Wilhelm der Führende im heißen literarischen Kampf, dafür legen allein sein „Wettgesang dreier Poeten“ und seine unsterbliche Kotzebuade ein beredtes Zeugnis ab. Dazu kommt dann sein und Tiecks mehrfaches Vorgehen gegen allerlei Journalisten und Dichterlinge wie Falk und Merkel.

An allen diesen Plänkeleien nimmt Schleiermacher regsten Anteil, feuert unaufhörlich an zu neuen Teufeleien, während er selbst nach Wilhelms Urteil mit elegantester Grobheit Meisterstücke von Feinheit in Ironie, Parodie und schonender Architeufelei in seinen Kritiken über Garve, Engel und Fichte ins Athenäum lieferte.

Doch schon lange, ehe das letzte Stück dieses Athenäums erschienen war, mußte diesem Organ des romantischen Freundeskreises von seinen Herausgebern und Mitarbeitern ein frühes Ende prophezeit werden. Da galt es, sich frühzeitig nach einem neuen literarischen Organ umzusehen. Die bislang angesehenste Zeitschrift, die Jenaische Allgemeine Literaturzeitung, kam seit Wilhelms aufsehenerregendem Abschied im November 1799 für die Freunde nicht mehr in Betracht.

So hieß es nun, sich selbst etwas Neues schaffen. Und so wurde aus dem Plane einer Fortführung der „Notizen“ aus dem literarischen Reichsanzeiger, durch die allein das Athenäum sich noch so lange zu halten vermocht hatte, ein Jahrbücherprojekt, das sich leider wegen des wenig erfreulichen Konfliktes mit einem ähnlichen Plane Fichtes bald wieder zerschlug.

Die treibende Kraft nun bei den Verhandlungen über dies Jahrbücherprojekt ist durchaus Schleiermacher. Er macht Vorschläge über Vorschläge, er übernimmt Kritiken über Kritiken — aber alles nützt nichts. Bei den buchhändlerischen Schwierigkeiten erlahmt allmählich Wilhelms Interesse an diesem Projekt völlig. Und es geht damit wie mit dem Fichteschen Entwurf eines kritischen Instituts, wie mit dem Plan einer von Friedrich und Schleiermacher gemeinsam herausgegebenen philosophischen Zeitschrift und ihrer gemeinsamen Platoübersetzung, nur daß hier Schleiermacher mit eiserner Konsequenz und Arbeitszähigkeit die Platoübersetzung wenigstens — und zwar allein — glücklich vollendet hat.

Es liegt überhaupt wie eine stille Tragik über diesem Briefwechsel, daß aus den zahllosen darin erörterten Plänen nur in so unendlich wenigen Fällen wirklich etwas geworden ist. Auch das Schadowsche Grabmal für Wilhelms Stieftochter Auguste Böhmer, für das sich Schleiermacher soviel bemühte, ist niemals ausgeführt worden. Dieser Fluch des Nichtfertigwerdens liegt endlich auch auf dem letzten Projekt, das in unseren Briefen auftaucht, nämlich der Übersetzung der griechischen Tragiker durch Wilhelm und Schleier-

macher. Von diesem Plane sind im wesentlichen die wenigen Briefe Schleiermachers an Wilhelm nach 1800 angefüllt.

Während die Briefe Wilhelms bis ins Jahr 1813 hineinreichen, umfassen unsere Briefe nur die Jahre 1798—1803. Und während die 28 erhaltenen Briefe Wilhelms bereits sämtlich in dem von Jonas-Dilthey herausgegebenen Briefwechsel Schleiermachers im dritten Bande veröffentlicht sind (zitiert als Briefe 3), sind von den 24 erhaltenen Briefen Schleiermachers bisher vollständig nur zwei abgedruckt, und zwar der erste Brief in der Walzelschen Ausgabe der Briefe Friedrich Schlegels als Nr. 99a und der zweite in Anton Klettes Verzeichnis der A. W. Schlegelschen nachgelassenen Briefsammlung (Seite VII ff.). In diesem Verzeichnis sind auch unsere 24 Briefe registriert, die den Herausgebern nun von der königlich öffentlichen Bibliothek in Dresden in zuvorkommender Weise zur Verfügung gestellt worden sind. Außer den beiden bereits gedruckten Briefen sind aus weiteren 9 Briefen größere und kleinere, zum Teil sehr kleine Bruchstücke in Diltheys Leben Schleiermachers, Haymes Romantischer Schule und Fiebigers kleiner Abhandlung über Fichtes kritisches Institut hier und dort eingestreut. Unseres Wissens nirgends, auch nicht in Proben, gedruckt, sind demnach 13 Briefe Schleiermachers.

Die Schleiermacherschen Briefe in überwiegender Mehrzahl, nämlich 16, datieren aus dem Jahre 1800. Da aus dem gleichen Jahre 14 Briefe Wilhelms erhalten sind und wir hier also eine fast ununterbrochene Kette vor uns haben, so wird uns hier das Verständnis sehr erleichtert. Das ist aber nicht überall der Fall, denn die Überlieferung ist nicht lückenlos, und es sind verschiedene Briefe Wilhelms wie Schleiermachers verloren gegangen. Da muß denn zur Ergänzung die Korrespondenz mit Friedrich Schlegel und Dorothea herangezogen werden, die ja später gleichfalls in Jena wohnten, auch Friedrichs Briefe an Wilhelm.

Schwierigkeiten erwuchsen bei der Entzifferung der Briefe auch aus der kleinen, sehr zierlichen und oft sehr schwer lesbaren Schrift. Dazu kommen noch die eigensinnige Orthographie und Interpunktion Schleiermachers, die in unserem Abdruck auch beibehalten worden sind.

Wenn wir diese unsere Briefe eingangs als wesentlich literarisch bedeutsam charakterisierten, und wenn wir davon also keine besonders reiche Ausbeute für den Charakter Schleiermachers zu erwarten haben, so fällt doch auch dafür hier und da etwas ab. Wir werden Zeugen des stetigen Kampfes seiner Schaffensfreude mit der Produktionsunfähigkeit, wir sehen, wie er selbst die Freunde allenthalben antreibt, und wir vernehmen seine Hilferufe um Ansporn und Zwang zu konzentrierter Arbeit, zu vollendetem Schaffen. Auch andere Hilferufe

dringen an unser Ohr aus der Einsamkeit der arabischen Wüste, wie er selbst seine eigengewählte pommersche Verbannung nennt. So lernen wir ihn kennen auf den Höhepunkten seines Lebens, in der Zeit der Trias seiner großen romantischen Werke, der Reden, der Monologen und der Vertrauten Briefe, und wir lernen ihn auch kennen in Zeiten der Vereinsamung, der Entmutigung, wo seine körperlichen und geistigen Kräfte darniederlagen. Und wenn wir auch von solchen inneren Erlebnissen in unseren Briefen nur andeutungsweise etwas spüren, so drücken sie ihnen doch einen ganz besonderen Stempel auf.

So wird uns dieser bisher nur unvollständig bekannte Briefwechsel der beiden Männer, die sich persönlich nie so recht nahe kamen, aber sich sehr wohl auf einige Zeit zu solchen olympischen Spielen von Geist und Witz zusammentun konnten, zu einem nicht unwichtigen neuen Denkmal der inneren Entwicklung Schleiermachers.

1.

Der vom 15. Januar 1798 datierte erste Brief Schleiermachers an August Wilhelm Schlegel ist samt den Randglossen Friedrichs bei Walzel als Nr. 99a abgedruckt und kommentiert.

An Stelle eines abermaligen Abdruckes des durch die vielen Einschiebsel etwas wüst geratenen Briefes mag hier eine kurze Inhaltsangabe stehen:

Friedrich hat den Freund, der ja damals mit ihm zusammenwohnte, zu seinem expedierenden Kabinettssekretär ernannt und ihm beim Mittagessen zwischen Suppe und Fleisch brockenweise alles aufgetischt, was er dem Bruder in seinem Namen sagen solle.

Schleiermacher nimmt den Freund gegen einen Sturmbrief Wilhelms in Schutz, der ihm aber übrigens nichts geschadet habe. Er arbeite fleißig an seinem Aufsatz über Wilhelm Meister und an Fragmenten, die an 5—6 Bogen füllen sollen. Für Wilhelms Fragmente wird unter Vorbehalt kleiner Änderungen dankend quittiert. Dann wird über den Titel der Fragmente und des ganzen Journals — des Athenäums — verhandelt. Friedrichs Aufsatz über Goethes Meister wird vorläufig für den Anfang bestimmt. Seinen Lessing, d. h. die Fortsetzung der in Reichardts Lyzeum der schönen Künste vor Jahresfrist veröffentlichten Abhandlung behalte er noch zurück. Wilhelm solle sein Gespräch über Klopstocks grammatische Gespräche möglichst noch zum ersten Stück liefern.

Im übrigen werden mehrere Pläne erörtert, die nie zur Ausführung kommen sollten, so unter anderen auch eine große Wieland-Kritik Wilhelms, von der noch viel in unseren Briefen die Rede sein wird.

Die persönlichen Schlußbemerkungen mögen, soweit auf sie im nächsten Brief Bezug genommen wird, hier im Wortlaut folgen:

„Schlegel will hier bleiben und lieber den Winter mit Ihnen nach Jena gehn. Da meint er könne er Sie doch besser genießen, als in Dresden. Besonders da er von ihnen abgesondert wohnen sollte. Auch des Arbeitens wegen sei es besser, denn dort würde am Ende doch nichts werden als — Spaziergänge, und mehr promenierende als literarische. — — Der Sekretair empfiehlt sich Ihnen vorläufig bis er die Ehre hat Ihre Bekanntschaft zu machen; vielleicht ist er dann schon avanciert und einer a consiliis internis."

(Die letzten Worte so nach der Handschrift gegen Walzel!)

2.

Berlin d. 17t Febr. 98.

Zur absoluten Zweckmäßigkeit ohne Zweck — so sehr ich auch aus Amtspflicht und Neigung im zwecklosen aller Art lebe — kann ich doch mit Ihnen noch gar nicht kommen [1]). Für ihren Bruder habe ich zwar diesmal keine Geschäfte zu führen; aber wie viele für mich. Glauben Sie nicht daß ich das für eins rechne Ihnen über Ihren prächtigen petillanten Brief, den ich mit vielem Jubel gefeiert habe, so viel schönes zu sagen, als ich möchte und müßte. Ach nein! Ihr Bruder wird mir das Zeugnis geben müssen, daß ich weit polemischer bin als dankbar und Sie müssen Sich also nicht wundern wenn ich damit anfange mich in Vertheidigungsstand gegen Sie zu sezen. Gewiß ich bin weit davon entfernt ihn zu verwöhnen [2]). Ich sehe dem kreisenden Zustand in dem er sich schon so lange befindet mit der hartherzigsten Gleichgültigkeit zu, lache ihn ins Fäustchen aus, wenn er über die üblen Zufälle seiner grossesse a quatre enfans klagt, und bin ganz ruhig, seitdem ich nicht mehr fürchte, daß er sich mit der Niederkunft verrechnet; auch habe ich schon über manches von seinen selbstgeprägten Worten, welches er mir zur Schau präsentierte, mit grausem Gesicht mein veto ausgesprochen. Sie sehen also, daß ich nicht an übertriebener Zärtlichkeit laborire, und daß in den Grundsäzen meiner Symbiotik das Verwöhnen keinen Plaz findet. Er verwöhnt mich aber nicht wenig: er läßt selten einen Abend hingehn, ohne mich, wenn ich von meinen Zügen zurückkehre, mit etwas köstlichem zu bewirthen, und läßt mich dabei so behaglich in meiner angestammten Faulheit hingehn, daß er mir schon lange nicht mehr zugemuthet hat etwas zu machen, und gewiß zum Theil mir zu Liebe die philos. Ansichten, wozu ich denn doch etwas hergeben soll in das ich weiß nicht wievielste Stück verwiesen hat. Mir gefällt das sehr wol, und ich lasse mich durch die gewisse Aussicht bei dieser Verzärtelung ganz zu verderben gar nicht stören.

Ihre zweite Beschuldigung, daß ich Sie soviel an mir ist vernichte, will ich gar nicht widerlegen; aber wollte nur der Himmel sie wäre wahr: mein gutes Recht dazu wollte ich dann wol beweisen [3]).

---

[1]) Wilhelm rügt es in seinem Brief, daß Friedrich den Freund nicht etwa aufgefordert habe, schriftlich mit ihm Bekanntschaft zu schließen, sondern mit absoluter Zweckmäßigkeit ohne Zweck zu schreiben.

[2]) Wilhelms Brief beginnt gleich mit der Befürchtung und dem Vorwurf, daß Schleiermacher den Bruder ungewöhnlich verwöhne.

[3]) Wilhelm: „Auch hab ich darüber ein Hühnchen mit Ihnen zu pflücken, daß Sie meinen Bruder schlechthin Schlegel nennen und mich dadurch für null und nichtig erklären, so viel an Ihnen ist." (Vgl. dazu den Schluß von Brief 1.)

Hat es je in der Welt eine größere Anmaßung gegeben, als daß zwei solche Menschen existiren und nicht nur existiren sondern auch Brüder seyn wollen in einem Sinne von dem man in der modernen Welt kaum einen Begriff hat? Und soll nicht zu Folge dieser Anmaßung Jedermann das Recht haben einen von beiden zu vernichten? Solche Kränkungen müssen Sie sich beide gefallen lassen bis Sie völlig in ein Individuum zusammengeschmolzen sind, wozu ja viel Hofnung ist. Lassen Sie Sich dann nur von dem mystischen Hardenberg belehren, wie es anzufangen ist, daß Sie nach Willkühr auch einen Leib los werden — wozu ich den von Friedrich Schlegel unmaßgeblich vorschlage — dann sind Sie über diese Vernichtung völlig hinaus. Man kann nicht wissen wie bald es dahin kommt; und um desto angelegentlicher bitte ich Sie über Ihr Herkommen doch endlich einen festen Schluß zu fassen damit ich Sie noch als A. W. Schlegel sehe. Sie scheinen aber, wenn ich es sagen darf, kein guter Diaskeuast und mit Ihren Grundsätzen hierüber nicht aufs reine gekommen zu seyn. Ihr Reiseplan ist eben so veränderlich als Ihr Entwurf für die ersten Journalstücke. Nun wollen Sie gar allein kommen? als ein Fragment? Das geht wahrhaftig nicht an. Einem armen Chorizonten wie ich wird dadurch sein ganzes Spiel verdorben; und Ihr Aufenthalt hier wird warlich nicht gewinnen, wenn Sie außer den Elegien, die Sie selbst über die Entfernung von Ihrer Frau Gemahlin anstimmen würden, noch so viel fremde Nänien hören müßten. Versezen Sie Sich in die Zeit, in die gute alte Zeit, wo die erregte Erwartung noch als der Grund angegeben wurde warum man sein Wort halten muß. Ich adressire meine Bitten an Sie; und wenn die Schuld an der Frau Räthin liegen sollte, so gelten Sie dafür daß Sie Ihr möglichstes tun um ihre Einwilligung zu erobern. Ihrer Rache, auch Ihrer vereinten Rache will ich mich dafür gern ausseszen, wenn Sie Sich gleich meine Schuld an Fr. Schl. hierbleiben zu groß vorstellen sollten[1]). Glauben Sie nicht daß ich das für wenig halte; denn wer so eifrig protegirt wie Sie den Tieck und Ihre Frau Gemahlin die Unger — Sie sehen was Ihr Bruder auf meine Discretion, die aber auch ordentlich weltberühmt ist, gewagt hat — dessen Rache muß auch nicht wenig furchtbar seyn. Bedenken Sie nur aber was daraus werden sollte, wenn Sie immer bei einander wären, und wie nöthig es ist, daß er hier Unger und Bieweg in Ordnung hält, und sehen Sie selbst wie dünn uns Berlin seyn müßte, wenn wir Sie dann alle auf einmal herausgeben müssten. Daß er nirgends fleißiger seyn kann als hier, davon werden Sie Sich selbst überzeugen wenn der Collection von Feuerbränden in das Lager der literarischen und sonstigen Philister der Wilhelm Meister bald nachfolgt. Was sagen Sie zu diesen Randglossen? Ich fürchte es werden noch manche neue Auflagen und Recensionen der Literatur, der Philosophie und der Menschheit überhaupt veranstaltet werden ehe die wichtigsten und anschaulichsten sogar in den Text aufgenommen werden. Schicken Sie sie nur bald wieder mit Ihrem Klopstock, nach dem wir ein unendliches Verlangen haben[2]). Leben Sie wol; ich muß diesem Geschmier ein Ende machen, in dem Sie die zierliche Hand nicht werden rühmen können[3]).

Dieser zweite Brief ist im Kletteschen Verzeichnis ohne jegliche Kommentierung abgedruckt. Er ist die Antwort auf Wilhelms um-

[1]) Rache dafür, daß Schleiermacher an der Abgeneigtheit Friedrichs, Berlin zu verlassen, Schuld trage.

[2]) Zu Friedrichs Aufsatz über Goethes Meister und zu Wilhelms Klopstock ist Brief 1 zu vergleichen.

[3]) Wilhelm: „Der Gewinn ist immer auf meiner Seite, wenn Sie auch die Korrespondenz nur als Geschäftsträger führen sollen; ich habe gleich dießmal 1. das Datum, 2. die zierlichere Hand, 3. den Brief selbst profitirt."

gehendes Dankschreiben für den ersten Brief Schleiermachers. (Vom 22. Januar 1798, Briefe 3, 71.)

3.

Berlin 6t März 98.

Gewüthet hat er nun eben nicht; aber freilich hat die plözliche Entdeckung, daß Sie über die Fragmente eine der seinigen ganz entgegengesezte Ansicht haben, ihn im höchsten Grade verstimmt. Denn so scheint es mir wenigstens zu seyn, da es nicht die Form allein ist, sondern größtentheils der Inhalt was Ihnen mißfällt. Sie mögen diese Theorien und diese eingestampften Abhandlungen nicht, weil ihnen das schäumende und leichte fehlt welches Sie Sich als den Hauptcharakter der Gattung gedacht haben mögen, da Sie Friedrichs Vorschlag Fragmente ins Athenäum zu geben so bereitwillig annahmen. Aber hatten Ihnen nicht die im Lyceo schon sagen können daß Sie außer jenen noch ganz andere Dinge zu erwarten hätten[1])? Und in der That glaube ich daß sich das Athenäum auch bei den dicken und schweren gar nicht übel stehen wird[2]). Verstanden werden Sie freilich wenig werden, aber gelesen doch wol sehr viel. Wenn auch das erfreuliche und reizende nicht in jedem einzelnen so innig mit dem tiefen verschmolzen werden kann wie Sie es in Ihrem Klopstock durchaus gethan haben, so ist dessen doch im Ganzen genug darin vorhanden[3]). Ich bin fest überzeugt daß er seine Philosophie vor der Hand nicht anders von sich geben kann, und daß wenn er es könnte, es nichts frommen würde, da sie hingegen so eine sehr große Wirkung tun kann. Wo sollte er also mit seiner Philosophie bleiben und wo sollte das Athenäum Philosophie herbekommen? Fichte wird freilich manches Fragment nicht gleich verstehen, aber rühmen und verehren wird er sie gewiß genug. Daß sie ein großes Publikum haben werden ist mir sehr gewiß. Wer piquirt sich denn jezt nicht über die tiefste Philosophie wenigstens schwazen zu können, und ist es nicht bei diesem ganzen Publiko das Kennzeichen eines Philosophen en gros daß er seine Sprache selbst fabricirен und sie nicht von andern einhandeln muß? Das Lächerliche wäre nur dann zu fürchten, wenn sich der Fälle fänden, daß sich unter dem Geklirr schwerer Geisterworte wie bei Gespenstergeschichten ein ganz gemeiner Gedanke verborgen hätte, den die ganze Hausgenossenschaft schon längst gekannt hat. Wäre die Kunstwörterei unnüz so würde sie an niemandem einen heftigern Gegner haben als an mir, denn es obliegt überall auf das erbauliche zu sehn. Sie haben zwar die Mühe genommen einige Rubriken aus seinem Idiotikon zu übersezen, aber gerade wo bei der Uebersezung am wenigsten verloren gegangen ist nur durch ein neues Wort[4]).

[1]) „Die im Lyceo", das sind Friedrichs „Kritische Fragmente" in Reichardts „Lyceum der schönen Künste" (Berlin 1797), die später als „Eisenfeile" in den „Charakteristiken und Kritiken von A. W. und F. Schlegel" nochmals abgedruckt wurden.

[2]) Bezieht sich offenbar auf einen Vorwurf Carolines wegen allzugroßer Länge einiger Fragmente. Überhaupt scheint Friedrichs „Wüthen" weniger auf Wilhelms Einwände als auf Carolines „sehr heftigen und beleidigenden Brief über das Athenäum" zurückzuführen zu sein.

[3]) „Die Sprachen. Ein Gespräch über Klopstocks grammatische Gespräche" von Wilhelm, zunächst im ersten Bande des Athenäums als erste Nummer des ersten Stückes, dann später bekannt unter dem Titel „Der Wettstreit der Sprachen". Schleiermacher hatte schon in der Beischrift vom 27. Februar nicht genug Worte der Anerkennung finden können für das „herrliche" Gespräch.

[4]) Das Wort „Idiotikon" hat bei der Lesung große Schwierigkeiten bereitet, und außer den Herausgebern haben sich viele freiwillige Helfer in dankens-

Ueberall geht das aber gewiß nicht, und wenn dann neben den neuen deutschen Worten doch noch ausländische stehn müßten, würde der Ausdruck noch bunter werden, und es wäre so zweckwidrig als wenn einer der mit fremden Thieren herumgeht, einige davon ausdrücklich in einländische Felle nähen wollte.

Als Herausgeber können Sie also, dächte ich ganz beruhigt seyn, und als Bruder brauchen Sie auch keinen üblen Einfluß dieser Fragmentenschöpfung auf seinen schriftstellerischen Charakter zu fürchten. Er scheint wie Leibnizens Gott alle möglichen Welten im Kopf zu haben, aber da er mehreren zur Existenz verhelfen wird, ist er gar nicht einmal der Versuchung ausgesetzt in eine etwas hineinzubringen was in ihr nicht das beste wäre. Er ist mit dem großen Künstler Studio [1]) den Charakter einer jeden Gattung immer genauer zu construieren und alles fremdartige daraus zu entfernen so unabläßig beschäftigt, und damit schon so weit auf dem klaren daß er die Eigenheiten der Fragmente gewiß in kein Werk von einer andern Form hinübernimmt. So dürfen sie also auch des Lessings halber nicht bange seyn [2]). Nehmen sie deshalb, weil ich seine Fragmentensprache in Schutz nehme, Ihr Commissorium nicht zurück; ich will mich dessen zu Ihrer Zufriedenheit bedienen. Der erste Bogen des Athenäums wird Ihnen gewiß Freude machen und vielleicht söhnen die gedruckten Fragmente Sie mit den geschriebenen wieder aus [3]). Es hat einen ganz andern Schick so, und die Stellung thut in der That sehr viel. Er schickt diesen Bogen ausdrücklich als Mitte, und ich hoffe er wird seine Schuldigkeit thun.

Welch eine herrliche Wirkung Ihr Brief an mich unter den gegebenen Umständen auf Ihren Bruder gemacht hat, das läßt sich gar nicht beschreiben Es war eine unentbehrliche Arznei gegen seine Verstimmung, deren Paroxysmus wenigstens durch jeden Zauberspruch darin augenblicklich gebrochen wurde. Auch ist er schon darüber her den Eierstock und das fatigante Manoeuvre zu fragmentiren; so etwas darf er nur wittern, er erklärt es für gute Prise, wo er es auch finde [4]). Meine Symbiotik hat bei Ihnen gewaltig gehakt, und ich wundre

werter Weise darum bemüht unter anderen die Herren Professoren Roethe in Berlin und Walzel in Dresden. Obwohl man aus der verderbten Handschriftstelle eigentlich so gut wie alles herauslesen kann, und man schlechterdings aufs Raten angewiesen ist, so scheint mir doch nach den verschiedensten anderslautenden eigenen Konjekturen und fremden Vorschlägen das endlich von mir gefundene und von Professor Walzel bestätigte „Idiotikon" die einzig mögliche Lösung des Rätsels zu sein. Es handelt sich hier offenbar um einige Fragmente Friedrichs, die Wilhelm durch „Übersetzung" einiger Rubriken aus des Bruders Privatwortschatz (Idiotikon), das heißt einiger schwerverständlicher, philosophischer Neuprägungen in die gewöhnliche Umgangssprache allgemein verständlich machen wollte. Dafür, daß es sich hier nur um eine solche Übersetzung einiger Termini handeln kann, spricht der ganze Zusammenhang. Vielleicht meint Friedrich in seinem Brief auch dasselbe, wenn er von „orthographischen Berichtigungen" Wilhelms spricht.

[1]) Künstler Studio lies: Künstlerstudium.

[2]) Von der projektierten Fortsetzung des Lessingaufsatzes war schon in der Inhaltsangabe des ersten Briefes die Rede.

[3]) Im ersten Bogen vom ersten Stück des Athenäums, an das man hier zunächst denkt, stand der Anfang von Wilhelms Klopstock. (Vgl. Anmerkung 3.) Es wird hier aber wohl ein Druckbogen aus dem zweiten Stück gemeint sein, das ja zu drei Vierteln von den Fragmenten angefüllt war.

[4]) So lesen wir auch in Friedrichs Brief: „Das Fragment vom Eyerstock erkläre ich für gute Prise." Und im Athenäumsfragment 269 heißt es: „W[ilhelm] sagte von einem jungen Philosophen: Er trage einen Theorien-Eyerstock im Gehirne, und lege täglich wie eine Henne seine Theorie; und das sey für ihn

mich nicht, daß Sie die fremden Worte nicht einlassen wollen, wenn sich die Race zum großen Nachteil der einländischen Zunft so fruchtbar vermehrt [1]). Machen Sie nur, daß Sie bald an den angewandten Theil der Itinerariſtik kommen und nehmen Sie in dieſer auch gynäkognoſtiſche und andrapodiſtiſche Lehrſäze auf damit ich nicht um die Freude komme Ihre Frau Gemahlin meine Verehrung ſelbſt zu bezeigen welches, wie Mad. Unger ſchreibt noch immer ungewiß iſt [2]). Schl.

Dieſer Brief, eine wertvolle Ergänzung zu dem offenbar gleichzeitig abgeſandten längeren Schreiben Friedrichs an den Bruder (bei Walzel Nr. 104) iſt die Antwort auf einen leider verloren gegangenen, „unendlich witzigen" Brief Wilhelms an Schleiermacher. Gemeinſame Anſpielungen laſſen zwar manches erraten, was ſonſt im dunkeln bliebe, vermögen uns aber dennoch nicht in allen Fällen über die Unleſerlichkeit der Schleiermacherſchen Handſchrift hinwegzuhelfen.

Wenn wir da nur den weiter vorangegangenen Brief Wilhelms an Friedrich beſäßen, der ſo böſes Blut gemacht hatte! Aber auch der iſt nicht erhalten, und der letzte Brief Friedrichs an Wilhelm vom 27. Februar nebſt der kurzen Beiſchrift Schleiermachers (bei Walzel Nr. 103) nützt uns ſo gut wie gar nichts. Und ſo bietet denn dieſer Brief manche Schwierigkeiten und erheiſcht eine beſonders eingehende Kommentierung. Die allgemeine Charakteriſierung der hauptſächlichſten Vorwürfe Wilhelms ergibt ſich allerdings ohne weiteres aus der Schleiermacherſchen Apologie Friedrichs und inſonderheit ſeiner Fragmentenſprache.

4.

Berlin d. 5t Oktob. 99.

Ihren, wenn ich es ſagen darf, allzuhöflichen Brief an Frölich habe ich ſogleich beſtellt; aber von dem ſchlechten Subjekt ſeitdem noch nichts weiter gehört [3]). Ja freilich hat es das Anſehn als ob Sie zu Teufeleien nicht ſonderlich

---

der einzig mögliche Ruhepunkt in ſeinem beſtändigen Wechſel von Selbſtſchöpfung und Selbſtvernichtung, welche eine fatigante Manoeuvre ſeyn möchte." Hier haben wir deutlich ein Zitat aus dem verloren gegangenen Briefe Wilhelms an Schleiermacher, und wir glauben nach dieſer Probe gern, daß er „unendlich witzig" geweſen ſei.

[1]) Zu der „Symbiotik" iſt der vorige Brief zu vergleichen. Hier handelt es ſich nicht wie dort um die Grundſätze der Symbiotik, ſondern um das Wort ſelbſt als Fremdwort. Dies beſtätigt übrigens meine Annahme wegen des „Idiotikon". — „Gehakt" iſt nur Vermutung, das heißt es lieſt ſich eigentlich ſo ganz glatt. Wegen der ungewöhnlichen, wenn auch nicht unverſtändlichen Ausdrucksweiſe könnte man verſucht ſein, „gehabt" zu leſen. Dann müßte davor irgend etwas ausgefallen ſein, alſo etwa Unglück.

[2]) Madame Unger, die Frau des Berliner Buchhändlers, hatte alſo eine baldige Reiſe des Schlegelſchen Ehepaares nach Berlin angekündigt. In der Tat weilte denn auch Wilhelm noch im ſelben Frühjahr zwei Monate lang in Berlin.

[3]) Bei Heinrich Frölich in Berlin wurden der zweite und dritte Band des Athenäums verlegt.

aufgelegt wären, und ich glaube gern daß Friedrich Sie mit dieser christlichen Unfruchtbarkeit [1]) anstecken kann, da er Ihnen sogar seine malplacirte Höflichkeit gegen den schlechtesten der Buchhändler mitgeteilt hat. Ich hoffe Tieck soll das Gleichgewicht wieder herstellen; es könnte nicht schaden wenn er etwas Milde bekäme, von der soliden nemlich, und Sie dafür wieder mit Grobheit beruchtete. Noch ein paar Tage vor seiner Abreise hat er mir eine artige Teufelei gegen Zöllner mitgeteilt, nur mündlich und ich sollte sie redigiren; nun kann er sie ja lieber selbst aufsezen oder einer von Ihnen [2]). Daß Grobheiten ins nächste Stück kommen müssen, darüber bin ich ganz Ihrer Meinung. Schränken Sie uns nur, um es möglich zu machen den Kampfplaz nicht zu sehr ein. Sein Sie freigebig! geben Sie Tieck den Iffland Preis, Bernhardi den Herder und Ihrem Bruder den Schiller so stehe ich Ihnen dafür daß wir die göttlichsten Teufeleien bekommen. Auch dächte ich Sie hätten zu allen diesen Aufopferungen Ursach genug. Den Iffland werden Sie doch nicht in Zucker eingemacht conserviren können, und gehen Sie ihm später zu Leibe, so sagt die Welt es sei wegen der verunglückten Aufführung des Hamlet: denn verunglücken muß sie doch [3]). Den Herder nur ernsthaft zu behandeln wird doch, wenn die Aurora wirklich erscheint, nicht möglich sein: denn es steht zu wetten daß es keine römische musis amica werden wird, sondern eine ehrliche deutsche, von der das Sprüchwort sagt daß sie in Koth fällt [4]). Und was für eine himmelschreiende Sünde ist es solch ein risibles Subjekt zu vernachläßigen wie der Schiller ist mit seinem kaum ausgebrochenen und schon zusammengeschmolzen werden sollenden Wallenstein! [5]) Und welch ein herrlicher Beweis von Rücksichtlosigkeit wäre es, wenn Sie ihn springen ließen. Ernsthafte Notizen wollte ich gern noch machen wenn es nur Bücher gäbe die sich dazu qualificiren. Schlagen Sie mir nur irgend eins vor was sich einzeln lesen läßt, so will ich gleich Hand ans Werk legen. Mit dem Reinhold ist es deswegen eine üble Sache weil ich wenigstens alles was er seit seiner Bekehrung geschrieben hat lesen müßte, und das ist für mich eine große Arbeit [6]). Daß Friedrich einen Brief an ihn schreiben will sollte

---

[1]) Wilhelm hatte über Friedrichs ansteckungsgefährliche christliche Unfruchtbarkeit gescholten.

[2]) Ludwig Tieck hatte im Sommer 1799 Berlin verlassen. Aus seiner „Teufelei" gegen den Berliner Theologen Johann Fr. Zoellner, Konsistorialrat und Probst an St. Marien ist offenbar nichts geworden. Wohl aber hat Schleiermacher selbst im Jahre 1805 dessen Ideen über Nationalerziehung in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung rezensiert. (Briefe 4, 593—609.)

[3]) Die Hamletaufführung in Berlin (nach der Schlegelschen Übersetzung natürlich) hatte im Gegenteil unter Ifflands Direktion mit Beschort in der Titelrolle einen großen Erfolg. (Vgl. R. Genée: Hundert Jahre des Königlichen Schauspiels in Berlin.)

[4]) Aus Herders geplanter Aurora wurde eine Adrastea. Der Sprachforscher August Ferdinand Bernhardi, Tiecks Schwager, übernahm daher die Recension der Herderschen Metakritik. — Dem Aurora musis amica setzt der Schlesier Schleiermacher das ihm vertraute schlesische Sprüchwort entgegen: „Morgenrot fällt in Kot!"

[5]) Schillers Wallenstein war bereits in Weimar und Berlin — hier zunächst ohne das Lager — aufgeführt worden. Die Cottasche Buchausgabe erschien erst im Sommer 1800. Schillers Verhältnis zu Friedrich war seit dessen Zurückweisung von den Horen sehr gespannt.

[6]) Der Philosoph Karl Leonhard Reinhold (1758—1825) hatte sich als Kommentator der Kantschen Kritik der reinen Vernunft einen Namen gemacht. Im übrigen bildete er eine Übergangsstufe von Kant zu Fichte. Dieser Übertritt zu Fichte, die „Bekehrung" hatte sich im Jahre 1797 vollzogen. Wilhelm spricht

mich nicht abhalten denn unsere Ansichten und Behandlung würde wahrscheinlich verschieden genug sein. Sie würden mir in der That mit jedem Vorschlage, auf den ich mich jetzt einlassen könnte, einen rechten Dienst thun. Denn es ist mir sehr heilsam und nothwendig dergleichen zu machen. Daß Sie mit dem Garve zufrieden sind hat mich sehr gefreut [1]). Ich hatte gefürchtet er werde Ihnen gar zu unwizig sein, war aber nicht im Stande das zu ändern, weil er sich meinem Gefühle nach gar nicht für den Wiz qualificirt.

Aus dem Gerücht was ich lezthin an Friedrich geschrieben habe von etwas was Ihr Herzog gesagt haben soll hat man nun gar ein Reskript gemacht welches an Sie ergangen sein soll [2]). Sezen Sie mich doch in Stand etwas authentisches darüber zu sagen da ich alle Augenblick gefragt werde. Sei's nun wie es sei damit, Eure gestrengen Herrn werden so rußisch und philisterhaft daß es bald hier besser sein wird als dort, und so denke ich zu erleben was ich so sehr wünsche, und Sie wol auch bald für schicklich halten werden.

Leben Sie wol, und grüßen Sie alles herzlich von mir und vom Athenäum.

Mehr als ein volles Jahr liegt zwischen diesem und dem letzten Brief. Wilhelm und Schleiermacher hatten sich inzwischen persönlich gelegentlich des Berliner Aufenthalts Wilhelms im Frühjahr 1798 kennen gelernt, ohne sich jedoch sonderlich nahezukommen. Ein etwa verloren gegangener Briefwechsel ist in der Zwischenzeit wohl kaum anzusetzen, die kurze Nachschrift Schleiermachers zu einem Briefe Friedrichs und Dorotheas aus dem Oktober 1798 (bei Walzel Nr. 113) ist nicht zu rechnen.

Am 23. September 1799 hatte dann Wilhelm den Briefwechsel mit Schleiermacher wieder aufgenommen (Briefe 3, 122), der von nun an bis Ende 1800 ununterbrochen andauerte.

5.

Berlin d. 24t Dec. 99.

An Wilhelm.

Meinen schönsten Dank liebster Freund für Ihren Brief der mich um so mehr erfreut hat je sehnlicher ich ihn wünschte, und je weniger ich ihn aus-

in seinem Brief von dem „redlichen" Reinhold, dessentwegen er an Friedrich geschrieben habe. Die nie zustande gekommene Kritik Schleiermachers an Reinhold hätte sich nach Walzels Vermutung mit Reinholds Schrift „Über die Paradoxieen der neuesten Philosophie" und seinem „Sendschreiben an Lavater und Fichte" befaßt. (Walzel in der Anmerkung zum Schluß von Brief 143.)

[1]) Schleiermacher hatte ins Athenäum einen Aufsatz über Garve geliefert, nun hatte ihn Wilhelm gebeten, noch einige ernsthafte Notizen wie diese zu geben.

[2]) Friedrich an Schleiermacher (Briefe 3, 126): „Der Fabel vom Herzog magst du nur allenthalben widersprechen. Was er etwa darüber gesagt hat, wissen wir nicht und es geht uns nichts an: aber sagen lassen hat er uns nichts, und Goethe würde, wenn es damit was auf sich hätte, sich nicht so günstig für die Teufeleyen geäußert haben wie er gethan hat." Nach einem Briefe Carolines an ihre Tochter Auguste hatte Garlieb Merkel in Berlin geklatscht, der Herzog von Weimar habe den Schlegels wegen des Athenäum Verweise geben lassen. Wilhelm und Tieck hatten sich darauf eines Abends hingesetzt und ihn zum Dank für seine Verleumdungen mit einem „verruchten" Sonett, einem „Sonetto à la burchiellesca" beschenkt. (Vgl. dazu Briefe 3, 129 und 130.)

drücklich zu fordern wagte da mein Gewissen anfing mich in Rücksicht Ihrer und in Ihrem Namen tüchtig zu schlagen. Indeß finde ich es doch ganz natürlich und billig daß Sie mit mir keinen Kerbstock halten [1]). Ich bin ja nur einer und Eurer sind Viele, deren Jeder etwas Anderes mir am Besten sagen kann, und wenn Ihr auch eben so beschäftigt seid als ich so seid Ihr doch gewiß nicht so geplagt. Ja ja, man hat hier seine liebe Noth, und es ist gar schön daß Fichte Ihnen eine kleine Idee davon gemacht hat. Nun bin ich inzwischen beinahe durch; nur mit ein Paar noch dazu mäßigen Philistern habe ich es noch durchzusprechen, und wenn nichts Neues geschieht, wozu Sie ja keine Lust haben, so hoffe ich mit dem neuen Jahre ziemlich in Ruhe zu sein [2]). Das mit der Litteraturzeitung [3]) haben die Leute hier vornemlich moralisch genommen als Arroganz, Hoffahrt pp. und darauf war ihnen noch leicht genug zu dienen, indeß wird es mir an Gelegenheit nicht fehlen von den Briefen, für die ich für meine Person Ihnen sehr danke Gebrauch zu machen [4]). Wie sehr ich übrigens für die Aufzählung Ihrer Recensionen stimme [5]), werden Sie aus meinem letzten Briefe an Friedrich schon gesehen haben, es sei nun im Athenäum oder sonst wo. Über die Recension habe ich noch nicht viel gehört weil ich seit einiger Zeit zufälligerweise besonders wenig sogenannte Menschen gesehen habe, mir aber scheint ihre Abgeschmacktheit so klar zu sein, daß sie sich auch dem Gemeinsten muß begreiflich machen lassen. Daß auf diese nichts zu erwiedern ist, darin bin ich sehr Ihrer Meinung, aber privatim sollten Sie doch dem Huber ein wenig demonstriren wie gewaltig er sich prostituirt hat. Wenn ich verlangen könnte daß irgend Jemand von Ihnen sich zum Abschreiben für mich Zeit nähme, so wäre denn doch Hubers Brief der lezte worum ich bitten würde. Ich kann mir das Gewäsch der eleganten und geschraubten Biederkeit am Ende wol denken [6]). Wovon ich aber

---

[1]) Ein Kerbholz (eine Kerbe, einen Kerbstock) mit einem halten = Abrechnung mit einem halten. Deutsches Wörterbuch 5, 564 f.

[2]) Fichte kann doch bei seinem Aufenthalt nur ganz allgemein von Schleiermachers Arbeitsüberlastung erzählt haben; was Schleiermacher jetzt noch mit einigen Philistern durchzusprechen hat usw., geht aus dem Zusammenhang nicht hervor.

[3]) Hier handelt es sich um Wilhelm Schlegels Bruch mit der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung, gewöhnlich A. L. Z. oder auch kurz L. Z. genannt, so auch in unseren Briefen. In dem Intelligenzblatt der A. L. Z vom 13. November 1799 hatte Wilhelm ganz kurz und bündig seinen „Abschied von der Allgemeinen Literaturzeitung" veröffentlicht, indem er erklärte, daß ihm die Tendenz des Blattes eine weitere Mitarbeiterschaft unmöglich mache. Anlaß gegeben hatte unter anderem eine gegen die Brüder Schlegel gerichtete Rezension der „Vertrauten Briefe von Adelheid B** an ihre Freundin Julie S**".

[4]) Wilhelm hatte an Schleiermacher zwei Briefe des Juristen und Mitredakteurs der A. L. Z., Gottlieb Hufeland, mitgeschickt, die für ihn eintraten.

[5]) Jenem kurzen Abschied im Intelligenzblatt hatten die Herausgeber der A. L. Z. ausführliche „Erläuterungen" angehängt, in denen sie sich unter anderem dagegen zu verwahren suchten, daß Wilhelm „fast alle Rezensionen von einiger Bedeutung in dem Fache der redenden Künste" während der letzten Jahre geliefert habe. Auf diese Anschuldigung hin ließ Wilhelm nun auf Goethes Rat eine vollständige Aufzählung seiner für die A. L. Z. gelieferten Rezensionen in einem Beiblatt zum Athenäum 3, 1 abdrucken.

[6]) Der einst mit Caroline befreundete Stuttgarter Schriftsteller und Redakteur Ferdinand Huber hatte am 21. November, also nach dem Bruch Wilhelms mit der A. L. Z., in dieser Zeitung eine Rezension des Athenäums erscheinen lassen. Wilhelm hatte nun bei Schleiermacher angefragt, wie diese Rezension in Berlin

gar gewaltig gern etwas näheres wüßte, das wäre von Goethes Reden und Stimmenabgabe über alle diese Dinge und so auch über den Widerporst um den es mir gar sehr leid thut daß er nicht gedruckt werden soll. Wenn Sie so einen Tachygraphen unter Sich hätten der das wesentlichste aus seinen Reden für mich zu Papier brächte, das wäre ein rechtes Labsal für mich in dieser Entfernung [1]).

Daß es keine Teufeleien mehr geben soll jammert mich auch recht sehr. Warum sollten sie denn nicht exquis sein können? Wenn Ihr da alle zusammen nicht eine recht ordentliche Parthie recht vortrefflicher und untadeliger bei nur einigem guten Willen zu Stande gebracht hättet, verdient Ihr ja, daß ichs grade heraus sage das liebe Leben nicht. Oder sagt Ihr etwa je suis maussade? Mit den Sujets das ist nun nichts; es giebt deren noch genug. Die ich vorgeschlagen habe sind gewiß keine Hunde, und ich will noch mehr bringen, wenn Ihr nur die Teufeleien machen wollt. Höchst ungern unterwerfe ich mich in diesem Punkt [2]).

Wie unmöglich es mir ist jetzt Fichtes Moral zu notizieren habe ich schon Friedrich geschrieben dagegen will ich sehr gern die Bestimmung des Menschen — wenn sie nur erst da wäre — übernehmen, vorausgesetzt, daß Fichte nichts dagegen hat und daß Friedrich nicht dazu kommt [3]).

Aber ich hoffe daß das nächste Stück zu früh erscheinen wird als daß diese Notiz zu der ich Zeit brauchen werde noch Plaz darin finden sollte. Gern gäbe ich meinem Garve, den Sie so in Schuz genommen haben im nächsten Stück auch noch einen Compagnon, wozu ich außer den objektiven auch noch subjektive Gründe habe, indem ich finde, daß solche Arbeiten mir sehr heilsam sind, wenn ich nur einen Gegenstand wüßte, dem ich mich jetzt unterziehen kann [4]). Gäbe es nicht zuviel Herder auf einmal, so möchte ich wol die neue Auflage von seinem Gott — in der ich unbesehen auf Schelmerei wette — oder auch seine christlichen Schriften, wenn diese nicht dem Athenäum zu fern liegen vorläufig in Augenschein nehmen [5]).

Das Nennen möchte ich, auch wenn ich noch etwas aus dem eigenen Gemüt ins Athenäum gebe [6]), nicht ohne Noth anfangen; es scheint mir für mich gar

---

gefalle, unfehlbar doch sehr gut, da sie doch dem Gemeinen aus der Seele geschrieben. Ein Urteil, das übrigens nach Hubers Rechtfertigungsbrief an Wilhelm, von dem Schleiermacher auch gehört hat, und nach der durchaus nicht böswilligen, höchstens verständnislosen Kritik mindestens sehr stark übertrieben und nur aus Wilhelms gereizter Stimmung zu verstehen ist.

[1]) Wilhelm hatte sich in seinem Streit mit der A. L. Z. viel von Goethe beraten lassen und ihn auch zur Stimmabgabe über die ins Athenäum aufzunehmenden Sachen herangezogen. Auf seinen Rat hatte man von einem Druck von Schellings „Epikurisch Glaubensbekenntniß Heinz Widerporstens" zu Schleiermachers Bedauern, abgesehen und übrigens auch von einer Veröffentlichung von Hardenbergs „Christenheit oder Europa", gegen das auch Schleiermacher begreiflicherweise gestimmt hatte.

[2]) Wilhelm hatte den Beschluß mitgeteilt, diesmal keine Teufeleien zu geben. Daher waren denn auch die von Schleiermacher vorgeschlagenen „Sujets": Schiller, Iffland 2c. abgewiesen worden.

[3]) Wilhelm und Friedrich (Briefe 3, 138) hatten angefragt, ob Schleiermacher denn nicht etwas über Fichtes System der Sittenlehre und seine neueste Schrift „Über die Bestimmung des Menschen" geben wolle.

[4]) Über den Garve vgl. Brief 4, oben S. 595, Anmerkung 1.

[5]) Herders „Gott. Einige Gespräche über Spinozas System nebst Shaftesburis Naturhymnus" erschien 1800 mit einer neuen Vorrede in zweiter Auflage; die „Christlichen Schriften" waren 1794—1798 in fünf kleinen Sammlungen erschienen.

[6]) Nach Andeutungen Friedrichs und Wilhelms (Briefe 3, 138 und 143) muß Schleiermacher versprochen haben bald etwas „aus dem Gemüthe" zu geben.

keinen Zweck zu haben: aber meinen Mann will ich sehr gern stehn, und meinen Antheil an den Atrocitäten keineswegs umsonst haben. Wenn also etwas, das von mir herrührt besonders angezapft wird und vertreten werden muß: so schreiben Sie es unbedenklich, wenn es Ihnen so gelegener ist, auf mich zurück: Sie haben meine unbeschränkteste Vollmacht dazu. Uebrigens bin ich so unschuldig daß ich an der Notiz von der Anthropologie gar nichts atroces finde [1]). Die Licenz die Sie Bernhardi mit dem Herder geben wird ihm gewiß sehr angenehm sein. Noch habe ich von seiner Arbeit Nichts gesehn; indeß gestehe ich Ihnen es kommt mir vor als hätte er nicht mehr recht große Freude an diesem Stück Arbeit [2]). Wenn werde ich denn von Ihren Gedichten etwas sehen. — wol nicht eher als die ganze Welt. Adieu. Empfehlen Sie mich Caroline. Den Brief an Friedrich habe ich sogleich besorgt. Schleiermacher.

Der letzte Brief Schleiermachers war am 1. November von Wilhelm beantwortet worden (Briefe 3, 130). Die vorgeschlagenen Teufeleien waren darin zu Schleiermachers großem Leidwesen zumeist abgelehnt worden: „In Ihre Vorschläge wegen der Teufelehen kann ich nicht ganz eingehen. Wenn wir mit Schiller übel umgehen, so verderben wir unser persönliches Verhältniß mit Goethe, woran mehr gelegen ist, als an allen Teufelehen der Welt. Etwas gegen Iffland würde nach meinem Verhältniß mit ihm nicht nur feindselig, sondern hinterlistig aussehen. Überdieß will ich mir das Theater nicht verschließen. Bey Herder ist es meine Überzeugung, daß der Spaß mit großer Vorsicht angebracht werden muß."

Der Brief nun, für den sich Schleiermacher bedankt, ist ganz offensichtlich nicht dieser, sondern der Brief Wilhelms vom 16. Dezember (Briefe 3, 141). Hier ist ganz sicher ein Zwischenbrief Schleiermachers verloren gegangen, das geht aus Wilhelms zweitem Brief ganz deutlich hervor. In dem verlorenen Briefe hatte Schleiermacher sich unter anderem über Reinhold und Jacobi geäußert und sich vor allem nähere Nachrichten über Wilhelms Bruch mit der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung erbeten. Auch hatte Schleiermacher in diesem Briefe sicher seiner Freude über das Merkel-Sonett Ausdruck gegeben. (Vgl. die letzte Anmerkung zum vorigen Brief.)

(Schluß folgt.)

Die Quellen zu Platens Polenliedern.

Von Wilhelm Hauk in Znaim.

Die folgenden Untersuchungen entstammen einer durch Herrn Professor Sauer angeregten Arbeit über Platens Polenlieder. Da die

[1]) In den Notizen zum Athenäum 2, 2 hatte Schleiermacher die „Anthropologie von Immanuel Kant" (Königsberg 1798) rezensiert.

[2]) Wilhelm gab Bernhardi für seinen Anti-Herder „alle Freiheit mit witzigen Einfällen, wenn nur die Grundlage eine gründliche Widerlegung sei".

Quellenfrage bisher, auch in dem zuletzt erschienenen Buche von Renck[1]), das die Polendichtung Platens ausführlich behandelt und eine Neubehandlung des ganzen Gegenstandes ausschließt, nur in einzelnen verstreuten Anmerkungen gestreift wurde, so wird hier in gedrängter Form der auf die Quellen eingehende Teil dieser Arbeit mitgeteilt.

Als sich die Polen 1830—1831 gegen die Herrschaft der Russen erhoben, weilte Platen in Neapel. Über die seinen Polenliedern zugrundeliegende politische Lage kann er also, da auch briefliche Vermittlung ausscheidet, nur durch die Zeitung unterrichtet worden sein.

Von Platen selbst besitzen wir hierüber keine ausdrückliche Äußerung wie etwa zur Zeit anderer Freiheitskämpfe, in Mexiko, in der Türkei, in Frankreich. Das Tagebuch[2]) läßt uns in diesem Zeitabschnitt fast ganz im Stich und auch die hier in Betracht kommenden Briefe[3]) enthalten keine diesbezügliche Bemerkung. Wir wissen aber aus einer früheren Tagebucheintragung[4]), daß Platen im Sommer 1830, den er in Sorrent verbrachte, von Haller, dem Geschäftsträger Rothschilds in Neapel, die „Allgemeine Zeitung" erhielt. Die anhaltenden Beziehungen Platens zu Haller und dem Hause Rothschild, das von ihm in mehreren Briefen als seine Neapler Adresse angegeben wurde[5]), lassen annehmen, daß ihm die „Allgemeine Zeitung" auch nach der Rückkehr aus der Sommerfrische zur Verfügung stand. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß sich Platen auf diese eine Zeitung beschränkt hat, schon aus Rücksicht auf seine schonungbedürftigen Augen; denn die Zeitungen kamen oft in fast unleserlichem Zustand an, zerschnitten und geräuchert wegen der Choleragefahr[6]). Zu beachten ist ferner, daß er auch zu anderen Zeiten nur die „Allgemeine Zeitung" erwähnte[7]) und sich während der Julirevolution nicht eine französische Zeitung an Stelle oder neben der deutschen schicken ließ[8]).

Die Augsburger „Allgemeine Zeitung"[9]), die also in erster Reihe die Quelle für Platens Dichtung während des russisch-polnischen

[1]) Platens politisches Denken und Dichten. Von Dr. Heinrich Renck. Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. Heft 19. Breslau 1910.

[2]) Platens Tagebücher herausgegeben von G. v. Laubmann und L. v. Scheffler. 2 Bände. Stuttgart 1896—1900.

[3]) Poetischer und literarischer Nachlaß des Grafen August v. Platen herausgegeben von Johannes Minckwitz. 2 Bände. Leipzig 1853. — Platens Briefe an Bunsen herausgegeben von Th. v. Bunsen. Deutsche Revue, IV. Jahrgang, 3. Band, Seite 21—38. Berlin 1880.

[4]) Tagebuch II, 924.

[5]) Minckwitz II, 327, 203, 209, 315, 329.

[6]) Minckwitz II, 229.

[7]) Minckwitz II, 284, 320.

[8]) Tagebuch II, 921.

[9]) Heyck, Die „Allgemeine Zeitung" 1798—1898. München 1998.

Krieges zu ſein verſpricht[1]), ſtand von Anfang an in engen Beziehungen zur deutſchen Literatur. Wenn auch der bereits unterzeichnete Vertrag, durch den ſich Schiller zur Leitung des zu gründenden Blattes verpflichtete, nie in Kraft trat, ſo blieb dieſem „Lieblingskinde Cottas" doch immer die Anteilnahme der Weimarer und vieler anderer Dichter als Mitarbeiter oder als einfache Leſer gewahrt.

Während ihres damals mehr als dreißigjährigen Beſtandes hatte ſich die „Allgemeine Zeitung" unter den europäiſchen Zeitungen einen hervorragenden Ruf erworben, dem ſie in der Zeit des polniſchen Aufſtandes gerecht zu werden ſtrebte. Aus den Haupt- und Grenzſtädten der beteiligten Länder brachte ſie täglich eigene Berichte, daneben regelmäßig Auszüge aus den dortigen Blättern, ſowie anderen deutſchen und fremden Zeitungen. Eingeſandte Briefe aus beiden Lagern förderten durch ihre perſönliche Note die Lebendigkeit der Darſtellung. Dagegen gab es keine Leitartikel, da nach einem ſpäteren Ausſpruch des jüngeren Cotta „jede ausgeſprochene Farbe ſeitens der Redaktion ausgeſchloſſen war, um keiner Partei die Luſt zu nehmen, ſich in der Zeitung auszuſprechen"[2]). Dieſem Grundſatz entſpricht auch der vornehm-ruhige Ton, durch den ſich die Berichte der „Allgemeinen Zeitung" vor anderen Blättern auszeichneten.

Der große Unterſchied in der Schnelligkeit des Nachrichtendienſtes gegen heute hängt natürlich mit den damaligen Verkehrsverhältniſſen zuſammen. Auch die Zuſtellung der Zeitung beanſpruchte längere Zeit, von Augsburg nach Neapel zehn Tage[3]), ſo daß alſo nur die Nummern der „Allgemeinen Zeitung", die mindeſtens zehn Tage vor der Entſtehung eines Polenliedes erſchienen ſind, als Quelle für dieſes in Frage kommen können.

Den am 11. Dezember 1830 gedichteten „Aufruf an die Deutſchen"[4]) ſtellte Platen ſpäter ſelbſt unter die Polenlieder, trotzdem er damals von der polniſchen Erhebung noch nicht einmal gehört hatte.

Dieſer Aufſtand, der am 29. November 1830 in Warſchau ausbrach, kam ganz unvermutet. Man hatte einen anderen, größeren

---

[1]) Auf Grund der erwähnten Tagebuchſtelle (II, 924) wird die „Allgemeine Zeitung" auch von Renck (Seite 48, Anmerkung) die Hauptquelle für die letzte Zeit von Platens politiſcher Dichtung genannt.

[2]) Heyck, S. 272.

[3]) „Allgemeine Zeitung", 8. März 1832, Beilage 270: „Neapel, 24. Februar. Durch eine beſſere Einrichtung der Poſtenverbindung mit Rom werden in Zukunft die ausländiſchen Briefe etwas früher hier eintreffen. So kommt auch ſeit einiger Zeit die „Allgemeine Zeitung" ſchon am neunten Tage hier an, ſonſt erſt am zehnten.

[4]) Auguſt Graf v. Platens ſämtliche Werke in zwölf Bänden. Herausgegeben von Max Koch und Erich Petzet. Leipzig 1909. II, 174.

Krieg befürchtet. Rußland plante nämlich um jene Zeit einen Feldzug gegen die franzöſiſche Julimonarchie, in dem die Rolle der Vorhut des ruſſiſchen Heeres den polniſchen Regimentern zugedacht war. Die Regierung des Zaren bemühte ſich auch, Öſterreich und Preußen von der Notwendigkeit eines bewaffneten Einſchreitens gegen den „Hort des Aufruhrs“ und die „Heimat des Schwindelgeiſtes“ zu überzeugen. Den Zeitungen nach ſchienen aber die beiden Staaten einem ſolchen Kreuzzug nicht ſehr geneigt. In Berlin und Wien wurden friedliche Erklärungen abgegeben und es hieß ſogar, man ſei dort geneigt, die belgiſche Frage, die Rußland als Vorwand für ſeine Kriegserklärung benützen wollte, im Bunde mit Frankreich und England zu regeln. Wenn auch die Nachricht von einem Zerwürfnis der Botſchafter Öſterreichs und Rußlands in Paris in Abrede geſtellt wurde, ſo konnte man doch hoffen, daß Rußland mit ſeinem Plane allein bleiben würde.

Platen baute auf die erwähnten Nachrichten[1]) größere Hoffnungen, Hoffnungen, für deren Erfüllung damals keine Ausſicht beſtand. Dem Kriegsruf der Ruſſen ſetzte er ſeinen „Aufruf“ entgegen, indem er, den Spieß umkehrend, zu einem allgemeinen Feldzug gegen den verhaßten Freiheitsfeind auffordert.

In der Aufforderung zur Gründung eines neuen Rheinbundes (V. 6 f.) braucht man nicht „einen Gedanken, den die argliſtige franzöſiſche Propaganda damals wieder in Umlauf ſetzte“[2]), zu ſuchen. Denn dieſe Propaganda verbreitete nichts Geringeres, als daß im Fall eines Krieges mit den Allianzmächten die Deutſchen die franzöſiſche Armee gegen ihre eigenen Fürſten unterſtützen würden. An einen ſolchen Rheinbund dachte Platen hier nicht, da er doch einige Zeilen ſpäter den deutſchen Fürſten die Führung in dem Kampfe zuweiſt (V. 25—30), der nur „Trotz der heiligen Allianz“ (V. 37) geführt werden ſoll, nicht gegen ſie und die in ihr vertretenen deutſchen Fürſten.

Die Anrufung der Cholera morbus am Schluß verrät ſchon Platens Angſt vor dieſer Krankheit, die für ihn ſo verhängnisvoll werden ſollte. Die Zeitungen, welche regelmäßig über die Verheerungen dieſer von Rußland ausgehenden Seuche berichteten, gebrauchten faſt durchwegs die lateiniſche Form des Namens.

Von dem Dichter dieſes Aufrufes würde man erwarten, daß er die Erhebung in Warſchau[3]) wenigſtens als teilweiſe Erfüllung ſeines Wunſches begrüßen oder an die Weſtſtaaten einen neuen Aufruf zur

[1]) „Allgemeine Zeitung“, 23. Oktober 1830, Beilage, S. 1184; 24. Oktober B. 1188, 31. Oktober B. 1216, 27. November B. 1324.

[2]) Renck, S. 81.

[3]) „Allgemeine Zeitung“, 10. Dezember 1830, Beilage 1375.

Unterſtützung der Polen richten werde. Doch Platens Begeiſterungsfähigkeit und die auf die Mächte geſetzten Hoffnungen ſcheinen in den wenigen Tagen wieder nüchternem Peſſimismus Platz gemacht zu haben. Er ſah den Untergang der Polen voraus[1]). Beſonders enttäuſchte ihn die für Rußland wohlwollende Neutralität Preußens, wie denn überhaupt die letzten Zeitungsnachrichten gar nicht zu dem im „Aufruf" entworfenen Zukunftsbilde paſſen wollten.

Schon am 24. Dezember 1830 waren in der „Allgemeinen Zeitung"[2]) die im Zuſammenhang mit der polniſchen Erhebung entſtandenen Gerüchte, daß in Berlin an einer Verfaſſung gearbeitet werde, als Sage bezeichnet worden. Auf dieſe Gerüchte und die anſchließend aufgeſtellten Forderungen nach dem „Fortſchreiten im Lichte der Aufklärung" beziehen ſich längere von Berlin aus in der „Allgemeinen Zeitung" vom 31. Dezember 1830[3]) veröffentlichte Ausführungen. „Die Mehrheit des Volkes," heißt es darin, „iſt vielmehr des Sinnes, das zu preiſen, was wir an Inſtitutionen ſchon haben, als das, was wir noch bekommen könnten." An die Polen iſt offenbar die Warnung an „die Unruhſtifter, die ſich an Preußen verſuchen wollten", gerichtet. Der Zar wird wegen ſeiner „erhabenen und großmütigen Geſinnung" verherrlicht, an ſeine bevorſtehende Zuſammenkunft mit dem preußiſchen Könige knüpft man „neue Hoffnungen".

Ein ſolcher Bericht, der wohl aus Regierungskreiſen ſtammte, ſich aber als Volksſtimme ausgab, mußte den Widerſpruch unſeres Dichters erwecken. Er glaubte die Wünſche der preußiſchen Bevölkerung beſſer zu kennen als jener Zeitungsſchreiber. Der alte Preuße der Jugendjahre erwachte in ihm und, ſich direkt an den König wendend, ließ er das Volk ſeine Klagen und Forderungen vorbringen.

In den „Klagen eines Volksſtammes"[4]) geht er das ganze jedem Freiheitsfreunde bekannte Sündenregiſter Friedrich Wilhelms III. durch: Die Nichteinlöſung des Verfaſſungsverſprechens vom 22. Mai 1815, den Anſchluß an das deſpotiſche Rußland, die Mitſchuld an der Allianzpolitik, die troſtloſe Lage in dem zerklüfteten Deutſchland. Die Verſe 18—19:

„Gehuldigt hätte dir ſogleich
Vor Jahren einſt das Deutſche Reich."

laſſen als Vorausſetzung ein ähnliches Ereignis vermuten wie die 1848 vom Frankfurter Parlament an Friedrich Wilhelm IV. ergangene

[1]) Minckwitz II, 215.
[2]) Beilage 1432.
[3]) Beilage 1459.
[4]) 18. Jänner 1831. Werke II, 178.

Aufforderung zur Annahme der Kaiserkrone. In Wirklichkeit stimmen sie aber schlecht zu der anfangs fast allgemeinen Abneigung gegen eine preußische Führung des ersehnten deutschen Einheitsstaates. Nur kleinere Gruppen wie der Hoffmannsche Bund im Jahre 1815 waren für eine Vorherrschaft Preußens eingetreten[1]).

Der Gedanke an ein gemeinsames Vorgehen der Deutschen und Franzosen gegen die deutschen Fürsten, den wir für den „Aufruf" abwehren mußten und konnten, scheint sich jetzt wirklich des Dichters bemächtigt zu haben. Inzwischen hatten sich auch die deutschen Zeitungen mit den in Frankreich umlaufenden Gerüchten befassen müssen, da diese auch im französischen Parlament laut geworden waren[2]). Platen selbst äußerte sich um diese Zeit, sein Freund Fugger werde bald von den einrückenden Franzosen aus Berlin vertrieben werden[3]). Man kann daher die Drohung mit dem Schwert am Schlusse des Gedichtes nur als Anspielung auf eine beabsichtigte Unterstützung der französischen Armee auslegen. In diesen Schlußversen darf man wohl auch einen warnenden Hinweis auf das Beispiel des polnischen Aufstandes heraushören, auf den sonst nichts in diesem „Polenlied" deutet.

Zwei Monate waren bereits seit dem Beginn des Aufstandes verflossen und der große Russenfeind Platen hatte noch immer kein Wort der Anerkennung für die Polen gefunden. Erst das vom polnischen Reichstag beschlossene Manifest[4]) scheint ihm die Sache der Polen näher gebracht zu haben. Nach langem Zögern war es endlich veröffentlicht worden, als jede Hoffnung auf eine friedliche Lösung geschwunden war.

„Der Welt sollen die Beweggründe bekannt gemacht werden, die das polnische Volk veranlaßt, mit Waffengewalt seine heiligen Rechte zu erkämpfen," heißt es an der Spitze des Manifestes. Die drei Teilungen des Landes werden nur flüchtig berührt, dagegen befaßt es sich eingehend mit der Lage der Polen seit dem Wiener Kongreß, besonders unter der Regierung Nikolaus', mit der willkürlichen Handhabung der Gesetze, der Beamtenwirtschaft, dem Spionenwesen, der Zeitungszensur. Da die Polen eine solche Erniedrigung nicht länger ertragen könnten, haben sie die Ketten gebrochen. Sie seien jetzt entschlossen, ihre Freiheit und Unabhängigkeit mit dem Schwerte zu verteidigen. Sie rechnen dabei auf die Unterstützung der europäischen Staaten, deren Vormauer gegen Osten sie immer gewesen seien. Aber

---

[1]) Stern, Geschichte Europas von 1815—1871. Berlin 1894. I, 283.
[2]) „Allgemeine Zeitung", 20. Dezember 1830, Beilage 1414.
[3]) Minckwitz II, 217.
[4]) „Allgemeine Zeitung", 20. Jänner 1831, Beilage 79.

auch allein würden ſie bis zum letzten Atemzuge für die Freiheit einſtehen, im Vertrauen auf die Heiligkeit ihrer Sache, ihren Mut und die Hilfe des Ewigen. Unterläge aber die polniſche Freiheit auf den Trümmern der Stadt und den Leichnamen ihrer Verteidiger, ſo würde der Feind ſeine Herrſchaft nur noch über eine Wüſte ausbreiten und der echte Pole würde mit dem Troſte in der Bruſt ſterben, daß er in dem Todeskampfe die bedrohte Freiheit der europäiſchen Nationen wenigſtens für einen Augenblick beſchirmt habe.

Vor allem mußte die Berufung auf Polens Bedeutung für Europa Eindruck bei Platen erzielen. Ein freies Polen als Grenzwächter gegen Rußland paßte ſehr gut in ſein freies Europa, deſſen Oſtgrenze er im „Aufruf“ durch die Weichſel beſtimmt hatte. Er hob dieſe Seite der Polenfrage beſonders hervor, als er ſpäter Bunſen gegenüber ſeine Polendichtung verteidigte[1]).

Der Zeit nach ſchließt Platens Eintreten für die Polen eng an dieſes Manifeſt an. Vierzehn Tage nach deſſen Abdruck in der „Allgemeinen Zeitung“ entſtand das erſte eigentliche Polenlied, der „Geſang der Polen bei dem Vernichtungsmanifeſt des Selbſtherrſchers“[2]).

Mit der polniſchen Kundgebung hat es allerdings nicht viel mehr gemein, als daß es auch eine Antwort auf ein Manifeſt des Zaren und die darin enthaltenen Beſchuldigungen darſtellt. Der Zar hatte nach dem Ausbruch des Aufſtandes zwei Manifeſte erlaſſen, eines an die Polen[3]) mit väterlichen Ermahnungen, das andere an die Ruſſen[4]), die zur Unterdrückung des mit ſcharfen Worten verurteilten Aufſtandes aufgerufen werden. Das letztgenannte iſt das „Vernichtungsmanifeſt“, auf das im Titel und in der erſten Strophe des Gedichtes angeſpielt wird. Auf die Schärfe einzelner Ausdrücke, wie die Bezeichnung der ruſſiſchen Armee als „Würger“ und „Zerſtörer“ haben wohl auch die Meldungen von der Erbitterung des ruſſiſchen Heeres miteingewirkt[5]).

Das polniſche Manifeſt hatte die Teilungen Polens durch die Mächte nur geſtreift. Platen hielt ſie für den wichtigſten Rechtfertigungsgrund des Aufſtandes, den er mehr betonen zu müſſen glaubte. Daß er in dieſem gegen den Zaren gerichteten Gedichte nur den Anteil Katharinas erwähnte, iſt begreiflich. Er hatte daneben die anderen Beteiligten nicht vergeſſen[6]). Katharina II. war ja auch

[1]) Deutſche Revue IV, 3; 33.
[2]) 3. Februar 1831. Werke II, 175.
[3]) „Allgemeine Zeitung“, 3. Jänner 1831, Beilage 10.
[4]) „Allgemeine Zeitung“, 9. Jänner 1831, Beilage 34.
[5]) „Allgemeine Zeitung“, 31. Dezember 1830, Beilage 1460.
[6]) Renck, 51.

wirklich die Trägerin der ganzen Teilungspolitik. Daß sie die Uneinigkeit der Polen für ihre Pläne auszunützen verstand (V. 13—16), wird besonders von Johannes v. Müller hervorgehoben[1]), dessen Urteil über die Teilung Polens Platen später dem Stägemanns entgegenhielt[2]).

Die Erinnerung an den Reichstag zu Grodno, der die zweite Teilung beschließen mußte, weist aber auf ein anderes von Platen gekanntes Geschichtswerk, auf Beckers Weltgeschichte[3]), deren drei letzte Bände von Karl Adolf Menzel unter dem Titel „Geschichte unserer Zeit" verfaßt sind. Platen nannte diesen Teil eines der besten Geschichtswerke, das ihn vorzüglich interessiere[4]). Die zweite Teilung Polens wird allerdings in dem elften Bande behandelt, der nicht zur „Geschichte unserer Zeit" gehört und wegen seines späteren Erscheinens Platen im Mai 1830, aus welcher Zeit die oben erwähnte Bemerkung stammt, noch nicht vorgelegen haben kann. Aber gerade deshalb, weil der übrigens auch von Menzel bearbeitete 11. Band erst nach den Bänden 12—14 erschien, ist es wahrscheinlich, daß Platens Interesse sich nicht auf die drei Schlußbände beschränkt haben wird. Die Anlehnung des Polenliedes an die hier gegebene Darstellung würde sich dann schon deshalb gut erklären, weil sie Platen erst kurz vor der Abfassung seines Gedichtes gelesen haben könnte. Denn das Begleitwort des 11. Bandes trägt das Datum „November 1830". Auf dem Titelblatt findet man auch die Jahreszahl 1830, so daß Platen den Band kurz vor dem 3. Februar 1831 erhalten haben kann.

Im Vergleich zu anderen Darstellungen des Reichstages zu Grodno ist die Ähnlichkeit zwischen Beckers und Platens Schilderung auffallend. Man halte neben die Verse 17—24 folgende Zeilen:[5])

> ... Jetzt sahen die aus ihrem Irrtum gerissenen Targowiczer Konföderierten, wohin der russische Schutz geführt hatte ... Ein Reichstag wurde nach Grodno einberufen und russische Bewaffnete umgaben ihn. Dennoch zeigte sich lange erbitterter Widerstand ... Am 3. September 1793 ließ der russische Gesandte ... Geschütz gegen das Versammlungshaus auffahren. Auch hiermit erzwang er nur Stillschweigen; alle Mitglieder saßen stumm tief in die Nacht hinein, bis endlich Bialinsky, Marschall des Reichstages, das allgemeine Schweigen als allgemeine Zustimmung deutend, den Vertrag unterzeichnete ...

Von einer Bestechung der Landboten durch russisches Geld[6]) weiß diese Quelle noch nichts zu erzählen. Platen hätte es sonst

[1]) Johannes v. Müllers sämtliche Werke. 29 Bände. Tübingen 1810. III, 384 ff.

[2]) Werke XI, 181.

[3]) Karl Friedrich Beckers Weltgeschichte mit den Fortsetzungen von J. G. Woltmann und K. A. Menzel. 14 Bände. 6. Auflage. Berlin 1829—1830.

[4]) Tagebuch II, 920.

[5]) a. a. O. XI, 240.

[6]) Werke II, 176, Anmerkung des Herausgebers. Oncken, Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen III/10, S. 413.

wohl vermieden, dieſe verräteriſchen „Väter“ unmittelbar vor dem knappen Hinweis auf die beiden Nationalhelden Kosčiusko und Poniatowski (V. 35 ff.) zu verherrlichen.

In den Verſen 57—64 nähert ſich das Gedicht dem polniſchen Manifeſt, und zwar dem Teil, worin die Lage der Polen vor dem Aufſtand geſchildert wird. Der Schluß des Manifeſtes, der nur als rhetoriſcher Abſchluß gedacht war, tönt aus der Todesfreudigkeit in den Schlußverſen wieder. Die Polen, die ſich doch erſt zum Kampfe rüſten, denken nur an den Tod. Einen Erfolg erwarten ſie erſt von der Zukunft.

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor![1])

lautet das aus Vergil gewählte Motto, das am Schluß in zwei deutſche Verſe aufgelöſt wird. Das ganze Gedicht wird alſo von den Gedanken an einen Opfertod fürs Vaterland und an die Rächung durch ein künftiges Geſchlecht beherrſcht. Das ſteht nicht nur im Gegenſatz zu dem Manifeſt, ſondern auch zu den günſtigen Stimmungsberichten aus Warſchau und dem ganzen Plane der Polen, die jetzt den Augenblick der Rache und Befreiung gekommen glaubten. Der Grund dafür liegt in Platens peſſimiſtiſcher Anſchauung über den Ausgang des Krieges.

In dieſem Glauben wurde der Dichter durch die ungünſtigen Nachrichten vom Kriegsſchauplatz, die bald die Siegesmeldungen der erſten Zeit ablöſten, beſtärkt. Ende Februar war das ruſſiſche Heer bis in die Nähe von Warſchau gelangt und der Tag ſchien nicht mehr fern, wo ſich Platens düſtere Prophezeiung erfüllen würde. Als er daher in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 9. März[2]) den kurzen Vermerk fand:

Die Münchner politiſche Zeitung vom 7. März verſichert, nach wahrſcheinlichen Privatnachrichten ſei Warſchau bereits durch Kapitulation an die Ruſſen übergegangen

zweifelte er keinen Augenblick an der Richtigkeit dieſer Nachricht. Das wahrſcheinlich noch am ſelben Tage gedichtete Polenlied „Das Ende Polens“[3]) zeugt von der Erregung, in die ihn dieſe Unglücksbotſchaft verſetzte.

Es ſcheint, als hätten anfangs die erſten ſechs Verſe ſelbſtändig für ſich ſtehen ſollen und nicht als Einleitung eines 72 Verſe langen Gedichtes. Doch die zur Ausſprache drängende Erregung war noch nicht befriedigt. Erinnerungen aus dem in den letzten Tagen Geleſenen ſtürmten auf den Dichter ein und verlangten nach Geſtaltung.

[1]) Aeneis IV, 625.
[2]) Beilage 272.
[3]) 20. März 1831. Werke II, 181.

Sowie sich eine neue regt, verdrängt sie die andere und zeigt, daß sie sich im Innern des Dichters noch nicht an ein harmonisches Zusammenwirken mit den anderen Gedanken gewöhnt hat, die ihr jetzt auf dem Papier zu Nachbarn angewiesen werden.

In der ersten Strophe (V. 1—6) schien Platen noch nicht gewillt, selbst näher auf die letzten Ereignisse einzugehen. Denn der „Dichter" in Vers 3 ist nicht Platen, sondern erst in der Zukunft wird dieser Dichter mit dem „spätsten Pilger" (V. 2) erscheinen, wie es besonders aus der Umstellung dieser Verse in der umgearbeiteten Fassung[1]) hervorgeht. In der zweiten Strophe (V. 7—12) aber schon besingt Platen selbst die Begeisterung der Polen zu Beginn des Aufstandes. Dies Bild, das er hier entrollt, scheint seiner Phantasie zu entstammen. Nur die Grundzüge lassen sich belegen. Kalisch hatte sich zuerst dem Beispiel Warschaus angeschlossen. Oft wurde der Name dieser alten Wojwodenstadt in der Zeitung genannt, besonders die Opferwilligkeit der Einwohner und die kriegerische Begeisterung der Jugend wurde hervorgehoben. Auch von dem Einzug der aus Kalisch eingelangten freiwilligen Scharen berichtet eine Warschauer Meldung. Es war ein guter Gedanke Platens, gerade einem dieser jungen in der Hauptstadt einziehenden Kalischer das Bekenntnis der todesfreudigen Hingabe ans Vaterland in den Mund zu legen und so mit wenigen Strichen ein lebendiges Bild von der Stimmung der Polen vor dem Kampfe zu entwerfen.

Der epische Ansatz wurde nicht weiter gebildet. Das erhebende Bild weckte die Erinnerung an die Platen empörende Haltung einiger Zeitungen gegenüber dem aufopferungsfreudigen Unternehmen der Polen. Es erbitterte ihn, daß deutsche Zeitungen den Polen die Aussichtslosigkeit ihres Opfermutes vorrechneten und den Kampf, welcher das ganze Volk vernichten sollte, lächerlich machten. So brachte die „Posener Zeitung", welche schon früher einmal von „spaßhaften Nachrichten" aus Polen gesprochen und den Satz „risum teneatis amici" gebraucht hatte[2]), einen in der „Allgemeinen Zeitung" vom 27. Februar[3]) abgedruckten Vergleich der beiden Streitkräfte, der natürlich zuungunsten Polens ausfiel. Auf den hier ausgesprochenen Wunsch, die Polen möchten „aus ihrem Wahn gerissen werden" geht jedenfalls Vers 15 zurück:

Wahnsinnig schilt euch mancher Tor, weil ihr zu sterben wart bereit.

Ebenso erkennt man den Zusammenhang mit dieser Stelle und der am Schlusse des Aufsatzes stehenden Aufforderung:

[1]) Werke II, 181, Vers 19 ff.
[2]) „Allgemeine Zeitung", 21. Jänner 1831, Beilage 84.
[3]) Beilage 230.

... die Polen ſollen von ihrer Verblendung ablaſſen und zu ihren Untertanenpflichten zurückkehren ...

in den Verſen 17—18:

Wahnſinnig biſt du ſelbſt, o Wicht! ...
... und du verdienſt die Fuchtel, Sklav'!

„Berlinerwitz und Preußenhohn" (V. 14) haben ſich mit der großen Verſchiedenheit der zwei Streitkräfte in Wirklichkeit nie befaßt, ſondern Platen war ihnen in anderer Verbindung begegnet[1]). Was nun auch der Grund für dieſe Kreuzung verſchiedener Zeitungsnachrichten ſein mag, jedenfalls hat der Ausfall an Wirkung gewonnen, indem er ſich gegen eine Verſpottung der ziffermäßigen Unterlegenheit der Polen richtete ſtatt gegen ironiſche Urteile über einzelne polniſche Führer, Zeitungen uſw.

Der Fall Warſchaus wird nicht ausdrücklich erwähnt. Nur das dreimal wiederholte „umſonſt" (V. 19, 20, 23) und „Polens allerletzte Schlacht" (V. 22) weiſen auf die Kataſtrophe. Für die Opferfreudigkeit der Polen dient als Beiſpiel der blutige Tod der Männer (V. 19) und, die Frauen betreffend, die Entäußerung des Brautſchmuckes (V. 20). Alle die vielen Stimmungs- und Schlachtenberichte während des letzten Vierteljahrs ſind auf dieſe zwei Verſe eingeſchmolzen, ohne daß ſich für die Darbringung des Brautſchmuckes eine beſtimmte Quelle nachweiſen ließe.

Dagegen ſchwebte Platen eine beſtimmte Zeitungsmeldung bei den Verſen 21 und 22 vor. In der „Allgemeinen Zeitung" vom 5. März[2]) findet ſich in einem Berichte über die ſchon mehrere Tage dauernde Schlacht bei Warſchau folgende Stelle:

In Warſchau hörte man den fürchterlichen Kanonendonner. Das Volk ſtrömte in die Kirchen, fiel auf die Knie und betete mit Inbrunſt und Verzweiflung für den Sieg der Polen.

Man vergleiche damit die Verſe 21—22:

Sie liegen auf den Knien, indes von fern Kanonendonner kracht,
Und flehn in Tempeln rings um Sieg für Polens allerletzte Schlacht.

Beinahe völlige Anlehnung an die Zeitung, derſelbe Kontraſt, gleiche und ähnliche Ausdrücke, nur leiſe der poetiſchen Umbildung Rechnung tragende Änderungen.

Das Unglück der Polen erinnerte an den Urheber, den Zaren. Der Dichter brandmarkt zuerſt den Ton ſeiner Ukaſe. Nicht mit Unrecht, ſchwört doch derſelbe Zar ſeinen Ruſſen, nicht eher zu ruhen,

[1]) „Allgemeine Zeitung", 20. Februar, außerordentliche Beilage, S. 237; 7. März, außerordentliche Beilage 321.
[2]) Beilage 256.

als bis der letzte der polnischen Rebellen bestraft sei[1]), ungefähr zur selben Zeit, da er in einem Manifest zu den Polen spricht: „Polen hört auf den Rat eines Vaters![2]) Diese Doppelzüngigkeit rief die beißende Satire in Vers 26 hervor:

Der Gute liebt sein Volk so sehr, daß er's ermordet väterlichst!

Die „größte Strafe" (V. 32), mit der die besiegten Polen belegt werden:

Er macht zu Russen euch! . . .

steht wohl mit der Meldung der „Allgemeinen Zeitung" vom 4. März[3]) in Beziehung, nach welcher der Zar beabsichtigen sollte, aus dem Königreiche Polen ein russisches Gouvernement zu machen.

Die in der folgenden Strophe geschilderte Trauer Europas über den Fall Warschaus (V. 35) kann natürlich nicht auf tatsächliche Berichte zurückgehen. Daß Platen außer in Berlin auch in Wien eine freudige Aufnahme der Nachricht voraussetzte (V. 36), hängt vielleicht teilweise mit der Wiener Berichterstattung in der „Allgemeinen Zeitung" zusammen, die regelmäßig die Beeinflussung der Börsenkurse durch die Kriegsnachrichten und besonders die günstige Einwirkung solcher über russische Erfolge hervorhob. Der tiefe Eindruck, den die Einnahme Warschaus in Wirklichkeit in Wien hervorrief, veranlaßte den Dichter, bei der Umarbeitung des Gedichtes auch diesen Vorwurf gegen das sonst so nachsichtig behandelte Österreich[4]) zu streichen.

Die Verkündung eines neuen Simonides (V. 42) hat keine Anklänge an die Dichtung dieses griechischen Freiheitssängers im Gefolge. Dagegen erinnert einiges in dem Polenlied an Leopardis Kanzone „An Italien", in deren zweitem Teil ein Loblied des Simonides auf die Lakedämonier enthalten ist. Die Ähnlichkeiten sind allgemeiner Natur und erstrecken sich nicht auf die aus Simonides herübergenommenen Verse, sondern auf die Simonides in den Mund gelegten Originalverse des Italieners.

Die Nachricht von der Einnahme Warschaus stellte sich bald als falsch heraus. Trotzdem ließ Platen das Gedicht zunächst unverändert und setzte nur unter den Titel einen erklärenden Zusatz.

Unter dem Einfluß der falschen Zeitungsmeldung steht noch ein anderes Polenlied. Die zwei Fassungen des „Legitimen Monarchen"[5])

[1]) „Allgemeine Zeitung", 29. Dezember 1830, Beilage 1450.
[2]) „Allgemeine Zeitung", 3. Jänner 1831, Beilage 10.
[3]) Beilage 252.
[4]) Renck, S. 35 ff.
[5]) Werke II, 194, 196.

ſind beide „März 1831“ datiert. Unterſucht man die zwiſchen ihnen beſtehenden Verſchiedenheiten, ſo kommt man zu der Anſicht, daß die Umarbeitung unter dem Eindruck der ruſſiſchen Siegesnachricht vorgenommen wurde.

Seit dem Wiener Kongreß hatten die Vertreter der abſoluten Monarchie das Schlagwort von der Legitimität für ſich in Anſpruch genommen. „Legitim“ war nur jener Herrſcher, der, dem von Gott eingeſetzten Herrſcherhauſe entſtammend, nach dem Rechte der Erbfolge auf den Thron gelangt war. Dieſes Gottesgnadentum mußte die Grundſätze der abſoluten Monarchie, Unumſchränktheit und Unveränderlichkeit der monarchiſchen Gewalt, decken, ſo daß dem Gegner „legitim“ gleichbedeutend mit „deſpotiſch“ wurde.

Der hervorragendſte Kämpfer gegen dieſes Legitimitätsprinzip war Lord Byron. In ſeine Fußſtapfen trat Platen. Bei ſeinen geſchichtlichen Kenntniſſen fiel es ihm nicht ſchwer, ſeine Angriffe wirkſam zu begründen. Sah er doch überall die klaffenden Widerſprüche zwiſchen Theorie und Wirklichkeit.

Mit der Gelaſſenheit des Forſchers folgert er in der erſten Faſſung des „Legitimen Monarchen“ aus der Häufigkeit der gewaltſamen Regierungswechſel in Rußland eine Geſetzmäßigkeit. Kein perſönlicher Ausfall gegen Nikolaus, der ſich ſelbſt die Schlüſſe aus dem vorgelegten Material ziehen mag.

Wie viel leidenſchaftlicher klingt dagegen gleich der Beginn der zweiten Faſſung. Die Perſon des Zaren tritt in den Mittelpunkt. Darauf weiſt ſchon der Titel. Die erſten Zeilen ſind jetzt an ihn gerichtet, den „Autokrator“, welche Bezeichnung das gemütliche „Niklas“ verdrängt hat. Unter den wenig neuen Worten leuchtet „Ganz Europas Haß“ (V. 3) hervor, ein Gegenſtück zu „Europas ganzer Sympathie“ in dem um dieſelbe Zeit entſtandenen „Ende Polens“ (V. 35). Von einer Steigerung des Haſſes gegen den Zaren zeugt auch der neue Vers 25, der auf die geſchichtlich nicht beglaubigte Ermordung des Zaren Alexander durch ſeinen Bruder und Nachfolger Nikolaus zielt.

Man wird nicht fehlgehen, wenn man den Anlaß zu dieſer ſcharfen Hervorkehrung des Zarenhaſſes, der ſich vor dem „Ende Polens“ kaum merklich von dem Deſpoten- und Ruſſenhaß abhob, in der Meldung von Warſchaus Fall ſucht. Dieſe Nachricht mußte nicht nur das Mitleid mit den Polen, ſondern bei Platen vor allem den Abſcheu gegen den Sieger auf den Höhepunkt treiben.

(Schluß folgt.)

Zu Julius Mosens Trauerspiel „Der Sohn des Fürsten".

Von H. Schuller in Plauen i. V.

Die Dramen Julius Mosens, dessen Zu Mantua in Banden in aller Munde ist wie Uhlands Ich hatt' einen Kameraden, pflegen die Literaturgeschichten mit Stillschweigen zu übergehen oder nur flüchtig zu streifen. Das letzte Wort über sie ist aber noch nicht gefallen, wenn Richard Hamel seinen Aufsatz über die Tragödie im Hause Brandenburg mit den Worten schließt: Erfreulich ist das Urteil Heinrich Stümckes, der Dramatiker Julius Mosen sei in der Literaturgeschichte bisher sehr stiefmütterlich behandelt worden[1]). Dieser Ansicht pflichte ich bei und nehme keinen Anstand zu erklären, daß ich den Sohn des Fürsten höher einschätze als manches Werk Wildenbruchs, der andern Hohenzollern-Dramatiker von heute ganz zu geschweigen[2]).

Hamels Erörterung führt zu Angaben über das Entstehungsjahr des eben genannten Stückes, die, wie mir der Verfasser freundlich mitteilte[3]), von Reinhard Mosen, dem Sohne des Dichters, herrühren, der gleichzeitig mit jenem als Oberbibliothekar und Geheimer Regierungsrat in Oldenburg lebte. Der Sohn des Fürsten, so lauten sie, „lag schon 1835 der Zensur in Breslau zur Beurteilung für die Aufführung vor; des Zensors Antwort ist vom 25. November 1835 datiert". Hier liegt indes eine Verwechslung der Jahre 1835 und 1845 vor. Aus dem Königlichen Staatsarchiv zu Breslau erhielt ich die vom Geheimrat Meinardus unterzeichnete, höchst dankenswerte Zuschrift vom 16. August 1911: die umfassenden Nachforschungen im Staatsarchiv, Stadtarchiv und beim Polizeipräsidium haben bezüglich Ihrer Frage nach einer Äußerung des Zensors vom 25. November 1835 nur ein negatives Ergebnis gehabt. Dagegen hat der Polizeipräsident uns am 31. Juli aus dortigen Akten mitgeteilt, daß nach einem Erlaß des Herrn Ministers des Innern vom 23. April 1845 das Stück „Der Sohn des Fürsten", Tragödie in 5 Akten von Mosen, als zur theatralischen Vorstellung ungeeignet befunden worden ist und deshalb nicht ferner auf die Bühne

[1]) Hohenzollernfürsten im Drama ... von Heinrich Stümcke. Leipzig 1903. S. 274.

[2]) Oldenburger Nachrichten für Stadt und Land. 38. Jahrgang. Nr. 205. Den 1. September 1904.

[3]) Auf zwei Postkarten aus Oldenburg am 10. Juli 1910 und 20. Oktober 1911.

gebracht werden durfte. Die Antwort des Zensors erfolgte hiernach, falls die übrigen Angaben Reinhard Mosens zutreffen, am 25. November 1845 und nicht 1835. Das letzte Jahr kann nicht in Frage kommen, da der Sohn des Fürsten erst 1840 entstanden ist. Diese Gewißheit verdanken wir R. Mosen selbst, der in der Monatsschrift Unser Vogtland eine „bisher ungedruckte Selbstbiographie" seines Vaters veröffentlicht. Sie entstammt dem Frühling 1859, wo sie des Dichters Gattin den Worten des Gemahls treulich nachschrieb. Darin heißt es: Im Jahre 1840 entstand das Trauerspiel „Der Sohn des Fürsten", welches zuerst in Breslau zur Aufführung kam[1]). Hierzu stimmt der Schluß der offenbar ältesten Niederschrift des Sohnes des Fürsten im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar: „Beendigt am 22. September 1840." Dasselbe Jahr nennt der Anfang einer zweiten Handschrift: Dresden, den 24. Dezember 1840. Fiel doch in diese Zeit die Hundertjahrfeier des Regierungsantrittes Friedrichs des Großen, dessen Zwiespalt mit seinem Vater das Stück zum Gegenstande hat. So erledigt sich H. Stümckes Angabe, der 1842 als das Entstehungsjahr nennt[2]). Auch die Zeit und den Ort der Erstaufführung gibt Stümcke unrichtig an. Er nennt Oldenburg und das Jahr 1843[3]), die sämtlichen Werke denselben Ort, aber zutreffend das Jahr 1842[4]). Der älteste Druck des Stückes aus dem Jahre 1858 schweigt hierüber. Nach dem Repertoire des Breslauer Beobachters 1842 fiel sie auf den 9. April dieses Jahres, an welchem die Breslauer Zeitung in der Nummer 82 auf das Stück aufmerksam macht. Auch der Breslauer Figaro kündigt es an als ein in jeder Beziehung deutsches, mehr noch preußisches und lobt vornehmlich dessen dichterischen Schwung und begeisternde Sprache[5]), welche Vorzüge spätere Blätter wiederholen.

Nach der ersten Aufführung rühmt dieselbe Zeitung die Gestalten des Stückes als lebenswahre, scharfe Bilder der Zeit, Friedrich ausgenommen, und berichtet über den Erfolg: Herr Heckscher, dessen Takt, Geschmack und Bildung die Wahl solchen Benefizstückes ganz entspricht, wurde von dem in allen Räumen sehr stark besetzten Hause stürmisch gerufen. Das Stück gefiel ungemein (S. 335 f.). Gleich dem Breslauer Figaro hatte die Schlesische Zeitung auf das Stück vor dessen Aufführung hingewiesen und im Hinblick auf die

[1]) Unser Vogtland. Monatsschrift für Landsleute ... Herausgegeben von Gottfried Doehler. Leipzig 1894. I. Bd., 1. Heft, S. 7.

[2]) a. a. O. S. 198.

[3]) a. a. O. S. 199.

[4]) Sämtliche Werke von Julius Mosen. Oldenburg 1863. IV. Bd., S. 381. Sämtliche Werke von Julius Mosen. Leipzig 1880. III. Bd., S. 447.

[5]) Breslauer Figaro, 13. Jahrgang, S. 303.

im Morgenblatt abgedruckten Szenen, dessen Energie, die Macht und den Schmelz der Rede belobigt[1]). Für völlig verfehlt dagegen nach Inhalt und Form hält es der Beurteiler der ersten Aufführung in demselben Blatte: Die Gestalt Friedrichs greife zu wenig ein und entwickle sich nicht, während die bildliche Redeweise auf gut Glück mische, was sich nicht zusammenreime. Gnade finden nur die Tatkraft des Königs und die Bühnenkenntnis des Dichters, der sich auf wohlangebrachte Mittel verstehe[2]). Bald darauf bedauert A. Bock, daß die Gepflogenheit der Bühne den Sohn des Fürsten und Bernhard von Weimar, beide, der Zeitleidenschaft entsprungen, den Zeitgenossen vorenthalte[3]). Diese ist die politische des jungen Deutschlands, jene die, die den Sohn des Fürsten ablehnte, weil er einen preußischen Fürsten auf die Bühne brachte[4]). Die „tief erschütternde Wirkung" der Aufführung in Oldenburg rechtfertigte Bocks Erwartung. Über sie berichtet Adolf Stahr in der Oldenburgischen Theaterschau: Nach dem ersten Akt steigerte sich die Teilnahme von Akt zu Akt. Das Glöckchen am Schlusse, das so oft unerfreuliche Störung macht durch die sich zum Heimgange Rüstenden, ließ ausnahmsweise die ganze Versammlung in lautloser Stille, bis der Vorhang sank[5]). Im Gegensatz zum Breslauer Figaro und zur Schlesischen Zeitung vom 12. April 1842 findet Stahr die Gestalt Friedrichs tragisch, zu einem festen Bilde schöpferisch ausgeprägt. Seine Herrscher- und Heldengröße wurzeln in reinster Menschlichkeit. Eben hiergegen wendet sich, wie ich vermute, Friedrich Hebbel in der Illustrierten Zeitung vom 8. Januar 1859, wenn er bemerkt: Dem Laubeschen Prinzen Friedrich poetisch unendlich überlegen, steht es — der Sohn des Fürsten — an theatralisch-dramatischer Schlagkraft weit hinter ihm zurück. Der Grund ist darin zu suchen, daß der Dichter seinen Helden auf verkehrte Weise idealisiert und ihm Eigenschaften geliehen hat, die Friedrich nur insoweit besaß, als sie überhaupt zur menschlichen Natur gehören, die aber durchaus nicht zur individuellen Geltung in ihm kommen[6]). Wie wenig das zutrifft, hat schon Stümcke dargetan[7]). Im übrigen hält Hebbel das Stück für das unbedingt beste, welches Mosen der Literatur übergeben, wie er es denn schon in der

[1]) Jahrgang 1842, 1. Beilage zu Nr. 82, S. 597.

[2]) Schlesische Zeitung. Den 12. April 1842. Beilage zu Nr. 84, S. 616 f.

[3]) Jahrbücher für Kunst und Wissenschaft. 5. Jahrgang 1842, S. 1043. Leipzig. Otto Wigand. Vgl. Europa, Chronik der gebildeten Welt. Herausgegeben von A. Lewald. IV. Bd., S. 354 f., 1843.

[4]) Vgl. Blätter für literarische Unterhaltung 1866. I. Bd., S. 142.

[5]) Oldenburgische Theaterschau von Adolf Stahr. 1845. 1. Teil, S. 214 ff.

[6]) Friedrich Hebbel, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe besorgt von R. M. Werner. XII. Bd., 1903, S. 222, Berlin.

[7]) Hohenzollernfürsten im Drama. 1903, S. 205.

Wiener Zeitung vom 26. November 1858 ein recht respektables Stück genannt hatte[1]). Die Vermutung, Hebbels Auslassung richte sich bewußt gegen A. Stahr, gründet sich darauf, daß jener in derselben Besprechung der Illustrierten Zeitung auch einer andern Stelle der Oldenburgischen Theaterschau widerspricht, nämlich Mosens Auffassung vom „pathologischen" und geschichtlichen Drama, die dieser in der Vorrede (S. XII) ausführt[2]). Die Idealisierung der feststehenden geschichtlichen Gestalten überhaupt rücken die Blätter für literarische Unterhaltung vom Jahre 1860[3]) dem Dichter vor, erkennen aber wie Hebbel und andre vor und nach ihm die dichterische Schönheit des Stückes, besonders die Szenen an, in der Friedrich und Katte ihre Ansicht austauschen und den großen Plan der Zukunft entwerfen wie am Ende des dritten Aktes. Schroffer noch als die Schlesische Zeitung 1842 äußert sich das Literarische Zentralblatt auf das Jahr 1864. Es vermißt an Mosens Stücken die dramatische Kraft, die Brauchbarkeit für die Bühne, die jene anerkannt hatte; namentlich der Sohn des Fürsten zeige deutlich, wie ein Stoff aus der modernen Geschichte nicht behandelt werden dürfe. Den alten Fritz (!) lange Betrachtungen in den bekannten fünffüßigen Jamben anstellen zu hören, werde zuletzt dem Geduldigsten unerträglich (S. 643). Mit Hebbel dagegen halten die Blätter für literarische Unterhaltung vom 5. Mai 1864 (S. 346) den Sohn des Fürsten für eines der besten Stücke des Dichters, wie schon die Illustrierte Zeitung 1863[4]) ihn weit über Cola Rienzi gestellt hatte. Als neuer Vorzug taucht in jenen Blättern die knappe, fortwährend spannende Handlung auf, während deren nächster Jahrgang wie schon Bock 1842 die Aufführung des Stückes wünscht, das dramatisch wirksame Szenen habe[5]).

Die Beilage der Allgemeinen Zeitung 1867 wiederholt den Vorwurf der Schlesischen Zeitung vom 12. April 1842, daß das Stück sich zu nahe an Schillers Don Carlos anlehne und so einen der Wirklichkeit entnommenen Stoff aus dem sehr bestimmt gegebenen naturwüchsigen Boden reiße[6]). Ebenso vermissen die Grenzboten 1881 das rauh Geschichtliche, halten aber, abgesehen von „abspringender Tendenzrhetorik", die Handlung und deren Hintergrund für möglich und

[1]) Sämtliche Werke a. a. O. S. 202.
[2]) Vgl. meinen Aufsatz Mosen und Hebbel über das Drama: Euphorion, XVIII, S. 580.
[3]) Blätter für literarische Unterhaltung. 1860. I, S. 27.
[4]) XL. Bd., S. 262.
[5]) Blätter für literarische Unterhaltung 1865. II. Bd., S. 655.
[6]) Nr. 317. Mittwoch, den 13. November.

Teilnahme erweckend[1]). Die Tendenzrhetorik bezieht sich auf den Versuch, die neue hochpolitische abstrakte Theorie des weltgeschichtlichen Gedankens oder, wie der Verfasser Adolf Stern sich etwas einfacher ausdrückt, die Ideen der Politik und den Geist der Weltgeschichte in universeller Tiefe dramatisch zu gestalten. Dem Beurteiler der Beilage der Allgemeinen Zeitung 1881 ist Katte hoch idealisiert, das Stück das geschlossenste der Mosenschen Dramen, die Handlung knapp zusammengezogen, die Sprache derb-kernig und gedankenhaltig[2]). Wie die Oldenburger Nachrichten vom Jahre 1904 das Stück bewerten, haben wir oben gesehen: Richard Hamel stellt es höher wie manches Hohenzoller-Drama von Wildenbruch. Fassen wir die fast ausnahmslos literarischen Zeitschriften entnommenen Urteile über Mosens Sohn des Fürsten zusammen, so ergibt sich ein etwas willkürlicher, nicht selten sich widersprechender Wechsel des Für und Wider, nur daß die jüngsten Stimmen sich mehr jenem zuneigen. Von diesem kehrt gern der Vorwurf überspannter Idealisierung wieder, wie wir glauben, mit Unrecht, woran es wohl im letzten Grunde liegt, weshalb berufene Stimmen dem Sohne des Fürsten die erste Stelle in der Reihe der Mosenschen Trauerspiele einräumen. Was Adolf Stern in den Grenzboten an allen Mosenschen Stücken auszusetzen hat, die Tendenz, die Betonung gewisser politischer und geschichtsphilosophischer Gedanken, tritt doch nur in dem Grade hervor, der die Stimme in der Beilage der Allgemeinen Zeitung 1881 verleitete, zu behaupten, daß der Dichter „jede der modernen zeitgemäßen Geschichte entlehnte Tendenz von seinen Dramen fernzuhalten suche". Lag dem Dichter nun auch daran, die Gegenwart in der Vergangenheit zu spiegeln[3]), so geschieht dies in keinem Drama Mosens, von Wendelin und Helene abgesehen, so wenig auf Kosten der Geschichte, wie im Sohne des Fürsten. Ein Blick auf dessen Quellen bestätigt es.

Zuoberst stehen Friedrichs des Großen Jugendjahre von Friedrich Förster 1823. Die darin waltende Hegelsche Geschichtsauffassung mußte Mosen anziehen, dessen frühere Dramen ihr bereits gehuldigt hatten. So fußt Friedrichs Selbstgespräch im zweiten Aufzug, worin er von dem Dämon redet, der ihn beständig gegen seine Zeit und nähere Umgebung errege, auf Försters Betrachtung, welche anhebt: Sokrates beruft sich auf einen Dämon in der eigenen Brust und Aristophanes wirft ihm vor, daß er dem Zeus die Herrschaft des Himmels ab-

[1]) 40. Jahrgang 1881, I. Bd., S. 28.

[2]) Nr. 225, S. 3298 f.

[3]) Mosen an A. Stahr am 10. Februar 1845: Wie ich in meinen Dramen die Gegenwart selbst im Spiegel der Vergangenheit darstellen möchte, weißt Du. Aus Adolf Stahrs Nachlaß. Briefe von Stahr ... Herausgegeben von Ludwig Geiger. Oldenburg 1903, S. 104.

genommen und sie dem Herrn Umschwung gegeben[1]). Seiner Vorlage folgt Mosen im Hauptzug der Begebenheiten wie in hundert geschichtlichen Einzelheiten, nicht selten wörtlich. Förster: Friedrich Wilhelm I. war der strenge Baumeister in der Stadt wie in dem Staate, er sorgte für festen Grund (S. 1). Mosen: Ich hab' mich abgemüht in strenger Arbeit Mit Stein und Hammer, wie ein Maurer, Fast ruhmlos in der Tiefe, um zu legen Den festen Grund zur Burg des deutschen Volk's[2]). — Förster: Friedr. Wilhelm I. warf die französischen Bücher und den brokatnen Schlafrock ins Feuer (S. 5). Mosen: Ich (Buddenbrock) war dabei, als Ihr in's Feuer warft Den Goldbrockatrock, die französ'schen Bücher (S. 450). — Förster: Dort ist der Hafen der Freiheit (Friedrich an seine Schwester Wilhelmine) und um einer schönen Braut willen ist schon die Ritterfahrt zu wagen (S. 49). Mosen: Du bist ein Ritter, scheu' die Brautfahrt nicht; Laß' mich Brautwerber sein bei deiner Zukunft (S. 468).

Seinen eigenen Weg geht Mosen nach Goethes und Schillers Beispiel in der Prägung der Charaktere, vornehmlich Kattes. Während Förster den Quellen nachgeht, die jenen für ungeheuer ausschweifend[3]), einen Wüstling[4]) ausgeben, verwandelt ihn unser Dichter in einen durchaus edlen Jüngling.

Als nächstwichtige Quelle hinter Friedrich Försters Buch hat Friedrich der Große von J. E. H. Preuß 1832 zu gelten. Eine Reihe von Begebenheiten und Äußerungen, die bei Förster fehlen, gehen auf Preuß zurück. Preuß: Sein eigensinniger böser Kopf, der nit seinen Vater liebet ... Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen effeminirten Kerl leiden kann[5]) (Friedrich Wilhelm I. an den Kronprinzen). Mosen: Wie immer weibische Gemüther sind ... Er ist ein eigensinn'ger Kopf, er liebt Nichts in der Welt, auch seinen Vater nicht (S. 452). — Preuß: ... blondes Haar, welches er als Prinz in flatternden Locken trug (S. 16). Mosen: Trägt er das Haar nicht, wie ein eitles Mädchen, In langen Locken flatternd um den Nacken? (S. 452.)

---

[1]) Friedrichs des Großen Jugendjahre, Bildung und Geist von Friedrich Förster. Berlin 1823, S. 251—253.

[2]) Sämtliche Werke von Julius Mosen. Leipzig 1880. III. Bd., S. 449. Auch die folgenden Belege führen wir aus dieser Ausgabe an.

[3]) Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Königlichen preußischen Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine vom Jahre 1709—1733 ... Tübingen in der Cottaschen Buchhandlung 1810, S. 111.

[4]) Carl Friedrich Freyherrn von Pöllnitz ... Memoiren zur Lebens- und Regierungsgeschichte der vier letzten Regenten des Preußischen Staates. Zweyter Band. Aus dem Französischen übersetzt. Berlin 1791, S. 314 f.

[5]) Friedrich der Große, eine Lebensgeschichte von J. E. H. Preuß 1832. I. Bd. Berlin 1832, S. 28.

Preuß: Sobald dies geschehen (Fritz das Vaterunser gebetet hat), soll er sich geschwinde und hurtig anziehen und sich propre waschen ... und muß das Anziehen und kurze Gebet in einer Viertel Stunde fix und fertig seyn, alsdann es ein Viertheil auf acht Uhr ist (S. 19). Mosen: Befohlen ist mir ... was, wie lang und wie Ich beten darf, wie oft mich täglich waschen, Und wie ich geh'n und steh'n und liegen soll, Und ich bin nichts als nur Minutenzeiger (S. 457). Viel weniger als nach dem Werke von Preuß aus dem Jahre 1832 hat Mosen nach desselben Verfassers jüngerem vom Jahre 1840 gegriffen, obgleich es die Allgemeine Bibliographie für Deutschland bereits in der Nummer vom 25. Oktober 1839 anzeigt. So hat es richtig den Namen des Königlichen Kriegs- und Domänenrates Schlubhut[1]), den Friedrich Wilhelm I. wegen einer Unterschlagung hängen ließ, während Mosen (S. 477) mit Förster (S. 25) und Pöllnitz[2]) Schlubeuth hat. Das Schlubeuth der Mosenschen Handschriften im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar verändern die Werke in Schubeuth, was an ähnliche nachträgliche Namensänderungen bei Mosen erinnert.

Ebensooft wie an Preuß' ersten Band der Lebensgeschichte Friedrichs des Großen 1832 hat sich Mosen an den ersten Teil des Romans Aus dem Leben Friedrichs des Großen von August Lewald 1840, vornehmlich an Erfundenes, gehalten. Lewald: Diesen rohen Preußen ... will ich — die Gräfin Orzelska — sanftere Sitten ... beibringen. Ein schweres Werk, doch lohnend. Mein Gott, wenn ich daran denke, daß er (der König) den Prinzen (Friedrich) prügelt, daß dieser es duldet, so könnte ich ihn wahrhaft nicht mehr lieben[3]). Mosen: Orzelska zum König, dem sie von ihrem arabischen Pferde erzählt hat, das auf das leiseste Wort hört: Sir', wenn ich Spor'n und Peitsche nun gebrauchte? König: Da wär't Ihr toll! Was soll die Frage, Gräfin? Orzelska: Gleich solchem edlen Roß ist das Gemüth des Prinzen Friedrich (S. 479). — Lewald: Gott im Himmel! so muß ich selbst (der alte Wartensleben) es seyn, der den Sohn meiner Tochter (Katte) zum Desertiren verschwadert (S. 276). Mosen: Ein Feldmarschall muß einen Offizier zur Desertion beschwatzen, heil'ger Gott! (S. 495). — Lewald: Die Gräfin war in der Nacht auf ihre Güter in Polen gereist. Friedrich sah sie nie mehr im Leben. Mit mildem Sinn soll sie Klöster gegründet haben und in einem derselben selbst Nonne geworden seyn (S. 157 f.). Mosen: Gräfin Orzelska hat mir (dem König) angezeigt, daß sie noch diese Nacht nach Polen reist,

[1]) Friedrichs des Großen Jugend und Thronbesteigung. Eine Jubelschrift von Dr. J. D. H. Preuß. Berlin 1840, S. 339.

[2]) Memoiren 1791, S. 329.

[3]) Aus dem Leben Friedrichs des Großen von August Lewald. Erster Theil. Katte. Stuttgart 1840, S. 135.

Um dort sich zu verbergen in ein Kloster Und abzusterben jeder Lebensfreude (S. 509). — Lewald: Er (Katte) durchdrang wie mit Seherblicken die Zukunft (S. 311). Mosen: Ich kann dir sagen, was geschehen wird (Katte zu Friedrich) (S. 517). Auf der andern Seite liebt es der vogtländische Dichter, Angaben der Quellen in ihr Gegenteil zu verkehren. Lewald: Ich (Friedrich) werde die schöne Orzelska sehen, aber um für dieses Leben von ihr Abschied zu nehmen (S. 66). Mosen: Ich werf' Kron' und Scepter in den Staub, Ich bin ein Mensch wie Andere, und dein! (Friedrich zu Orzelska, die ihm entsagt hat) (S. 475). — Lewald: Ich verbiete ihm seinen Umgang (der König dem Kronprinzen den Verkehr mit Katte) (S. 39). Mosen: Und für die Freundin (die Flöte) schenk' ich einen Freund (der König dem Kronprinzen den Katte) (S. 458). Neben dem 1. Band des Lewaldschen Romans hat Mosen vermutlich auch den zweiten nachgeschlagen, obgleich dieser erst Ende 1840, also nach dem Abschluß des Sohnes des Fürsten erschien[1]). Lewald: Ruhe will ich (Friedrich) heucheln, während es in mir tobt ... Ich will sie täuschen, ja, ich will sie täuschen (S. 45). Mosen: Und Ihr verwünscht mich noch, daß ich die Zeit, Die schreckliche, mühsam zu täuschen suche (S. 465) — eine Stelle, die sich noch nicht in den Niederschriften des Sohnes des Fürsten aus dem Jahre 1840 findet.

Früher noch als Lewalds Dichtung hat Mosen vielleicht eine andere, aber später erschienene vorgelegen, ja ihn zu der seinigen veranlaßt: Friedrich des Großen Jugendjahre von Theodor Posthumus[2]). zeigt die Allgemeine Bibliographie für Deutschland dieses Epos auch erst in der Nummer vom 17. Juli 1840 an, so stört das unsere Annahme nicht, da nach einer Notiz auf dem ersten Blatte der zweitältesten Niederschrift des Sohnes des Fürsten vom 24. Dezember 1840 der Dichter vornehmlich in den Monaten August und September genannten Jahres an seinem Werke gearbeitet zu haben scheint. Die Notiz lautet: Seiner Braut zum Andenken an die Monate August und September in Strehlen. Nur die Leier des Dichters, lesen wir in der Vorrede des Epos, hat lange nicht Friedrichs Namen wiederhallen lassen. Es scheint jetzt ... die träge Muse die Dichter unserer Zeit zu keinem Liedopfer für seinen Gedächtnistag zu begeistern ... warum sich nicht seiner Jugend zuwenden, die von so ergreifend tragischem Conflikt bewegt wird, wie nur je das innerste Heiligthum der Menschen Brust erschüttert hat? Ist der Conflikt, der uns in Don Carlos rührt, nicht ein ähnlicher? ... Bewegt uns nicht in

[1]) Die Allgemeine Bibliographie für Deutschland zeigt ihn, der die Jahreszahl 1841 trägt, in der Nummer 49 vom 4. Dezember 1840 an.

[2]) Der Verfasser ist Theodor Freiherr von Troschke. Vgl. Hohenzollernfürsten im Drama von Heinrich Stümcke. Leipzig 1903, S. 198.

dem neuen, herrlichen Rostem-Liede mehr noch als die wunderbare Harmonie des Verses der verhängnißvolle Untergang des Sohnes durch die Hand des übergewaltigen Vaters? (IV f.) Von eben dem Zwiespalt reden zwei Blätter im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar, der Anfang eines Vortrags über Katte oder den Sohn des Fürsten, den Mosen in dem Verein gelehrter Freunde in Dresden gehalten hat. Epos und Drama kehren den Widerstreit hervor, beide in einem Selbstgespräch Friedrichs, das dessen innere Zerrissenheit spiegelt[1]), und anderen Ortes. Posthumus: Für der Vorsicht unerforschten weisen Willen ein gerüstet Werkzeug will ich (der König) aus dir schmieden. Murre nicht, wenn ich in Gluth dich, Dich (den Kronprinzen) in eisig Wasser tauche (S. 53). Mosen: Wie jeder mächt'ge Mensch, so dient dein Vater der unergründlich göttlichen Vernunft ... Er muß aus seinen Unterthanen schmieden Ein mächt'ges Volk mit seiner ehr'nen Hand, Verloren muß der sein, der ihn behindert (S. 519).

In beiden Gedichten gerät Friedrich außer sich, als der Vater ihn der Feigheit bezichtigt, und zählt er ohnmächtige Geschöpfe her, die sich zur Wehr setzen[2]).

Wenn die Vorrede des Epos sich auf Preuß und Förster beruft, denen der Verfasser nachgegangen sei, so gilt dies nicht minder von Julius Mosen, wie wir gesehen haben. Försters Jugendjahren 1823 reihe ich hier desselben Verfassers Friedrich Wilhelm I. an, ein Werk, das der vogtländische Dichter nur vereinzelt zu Rate gezogen hat: ... es wird zum Zeichen der Victoria oder der glücklich gehabten Jagd Bruch aufgestecket, das ist ein grüner Zweig, den ein jeder, so der Jagd beygewohnet, auf seinem Hut träget[3]). Mosen: Hier trägt ein jeder schon sein Tannenreis (sagt der König auf der Jagd) S. 464. Was Förster vom Pagen Schulenburg berichtet, der den jugendlichen Friedrich Wilhelm I. vor dem Stoße eines wilden Hirsches rettete, überträgt Mosen auf den König und den Kronprinzen (S. 470). Außer Förster und Preuß folgt die Verserzählung den Aufzeichnungen der Markgräfin von Bayreuth, der Schwester Friedrichs des Großen. Auch sie hat Mosen befragt, aber viel seltener, am wenigsten in der Auffassung Kattes und des Königs, den er entschiedener noch als Friedrich Förster im Streit mit dem Sohne Recht behalten läßt: du hast erreicht, was du gewollt, mein Vater. Mir leuchtet nur fortan der Stern der Pflicht (S. 520). An die Erinnerungen der Markgräfin knüpft Mosen an, wenn er es beim Anblick der schönen Gräfin Orzelska, den der sächsische Gesandte dem preußischen König und dessen

[1]) Posthumus S. 56 ff. Mosen S. 464 f.
[2]) Posthumus S. 109. Mosen S. 468.
[3]) Friedrich Wilhelm I., König von Preußen. Potsdam 1834, S. 337.

Sohn gewährt, tageshell werden läßt (S. 462)[1]) oder den König, dessen schwerer Tritt diesen ankündigt, gestiefelt nennt (S. 484)[2]).

Gleich der Markgräfin von Bayreuth stellt Schlumbergers Trauerspiel den König Friedrich Wilhelm I. als einen bloßen Wüterich hin[3]). Mit dieser vom Mosenschen Stück so erheblichen Abweichung reimt sich kaum, was Stümcke über die Abhängigkeit des vogtländischen Dichters vom schwäbischen vorbringt. Obgleich, läßt er sich vernehmen, auch Mosen ersichtlich nach Schillers Vorbild gearbeitet hat, so ist es mir doch nicht zweifelhaft, daß er von Schlumbergers Tragödie nicht nur die erste Anregung empfangen, sondern auch die Grundzüge der Handlung und zahlreiche Einzelheiten in der Charakteristik Kattes, den er auch als fleckenlos edel schildert, von seinem Vorgänger übernommen hat. Der Parallelismus der Ideen in den Reden Kattes kann bei aller Gleichheit der Situation nicht als zufällig gelten. Ebenso findet das ideale opferwillige Liebespaar Elise-Katte in Orzelska-Friedrich sein Gegenstück[4]). Stümcke gegenüber weist Richard Hamel jeden Einfluß Schlumbergers auf Mosen ab: Dieser habe nur das geschichtlich edle Verhalten des gefangenen Katte auf den früheren übertragen, woraus eine gewisse Übereinstimmung der Ideen bei Schlumberger und Mosen sich von selber ergebe. Die Liebelei zwischen Friedrich und Orzelska habe der vogtländische Dichter in den Quellen gefunden und sie idealisiert gemäß seines Schiller verwandten Sinnes[5]). Wie Orzelska, Katte und den König hat Mosen auch den bestechlichen Grumbkow veredelt, den das Epos von Posthumus einen abgefeimten, schlauen In Intriguen unerreichten, In Kabale ergrauten Fuchs betitelt (S. 79). Mit den Personen gerät auch die Handlung bei Mosen anders als bei Schlumberger. Während hier die Vorgänge während der Flucht sich übermäßig ausbreiten und die Liebe Kattes zu Elise von Finkenstein das ganze Drama in Anspruch nimmt, hat Mosen von alledem nichts, dafür die Neigung Kattes zu Friedrichs Schwester Wilhelmine, die er deren Denkwürdigkeiten[6]), mehr noch Lewald verdankt[7]). Dazu kommt, daß bei Schlumberger Friedrich den Entschluß zur Flucht faßt und ihn Katte mitteilt[8]), der ihn mißbilligt, während bei Mosen Katte den Gedanken der Flucht dem Prinzen in die Seele

[1]) Denkwürdigkeiten S. 17.

[2]) Denkwürdigkeiten S. 67.

[3]) Lieutenant von Katt oder des Kronprinzen Flucht. Ulm 1834.

[4]) Stümcke, S. 203.

[5]) Die Tragödie im Hause Brandenburg in den Oldenburger Nachrichten für Stadt und Land. 38. Jahrgang 1904, Nr. 205.

[6]) S. 151. 155. 184.

[7]) 1. Teil. S. 47. 70. 83. 89. 184 f. 293. 300. 302. 304. 312.

[8]) 1. Akt. 4. und 5. Szene.

wirft (S. 464), eine Tat von einschneidender Bedeutung für die ganze Auffassung des Mosenschen Stückes, in dem Katte am Ende sich vorwerfen soll, wozu er den Prinzen verleitet hat, verleitet hat aus Irrtum wie die Helden der Hegelschen Weltgeschichte[1]). So hängt die verschiedene Handlung der Stücke mit der Weltanschauung beider Dichter zusammen. Der christlich-schwärmerische Katte Schlumbergers, der er zuletzt wirklich war, der sich zudem für Friedrich opfert als den künftigen Beschützer der Kunst und Wissenschaft[2]), was auch Friedrich sein will[3]), hat wenig gemein mit dem Mosenschen Katte, der politisch und geschichtsphilosophisch wie Hegel denkt und vor allem für Preußens und Deutschlands Größe in den Tod geht (S. 469).

Und doch wage ich nicht, jede Abhängigkeit Mosens von dem schwäbischen Dichter zu bestreiten. Auch dieser stempelt Katte freilich viel schwächer als Mosen zum Erzieher Friedrichs: Jetzt eilig an die Arbeit, Prinz, und ich will sterben (5, 5). Auch dieser läßt Friedrich den Führer als solchen anerkennen: Mit deinem Namen tret' ich der Welt entgegen, den Muth gab mir dieser heilige Augenblick, den Willen erbte ich von meinem Katt (5, 5).

Wichtiger sind, da in dem Angeführten Schillers Don Carlos und das geschichtliche Testament Kattes abfärben können, die ähnlichen Eingangsszenen des ersten Aufzuges beider Stücke, die Weisung Friedrich Wilhelms I. an den Grafen von Finkenstein, strenger mit dem prinzlichen Zögling zu verfahren, der sich über die sklavische Behandlung von seiten des Vaters beschwert[4]). Auch ein paar wörtliche Anklänge dürfen wir nicht übergehen: Ich muß diesen Diamant der Menschheit retten, sagt Katte von Friedrich (4, 8). Auch Orzelska vergleicht diesen mit einem Diamanten (Mosen S. 472). Der Vater sucht den Sohn, äußert Friedrich bei Schlumberger in bezug auf die beiden (4. Aufzug). Es sucht der König seinen Sohn, ruft Friedrich Wilhelm I. bei Mosen in bezug auf den Kronprinzen (S. 520). Aber auch für den Fall, daß der vogtländische Dichter dem schwäbischen dieses oder jenes schuldet, so ist es doch so wenig, daß es kaum in Betracht kommt.

Wie den Einfluß Schlumbergers hat man den des Schillerschen Don Carlos auf Mosens Sohn des Fürsten überschätzt. Katte und

---

[1]) Ich hab' geirrt, aus Irrthum schwer gesündigt An dir und deinem Volk (Katte zu Friedrich) (S. 516).

[2]) 3. Akt. 2. Szene. 4. Akt. 3. Szene.

[3]) 3. Akt. 2. Szene. 4. Akt. 3. Szene.

[4]) Nach Preuß hält Friedrich Wilhelm I. nach der Flucht des Prinzen den Grafen von Kalckreuth und von Finkenstein den Mißerfolg ihrer Aufsicht vor. Friedrich der Große 1832. I. Bd., S. 63.

Friedrich verwerfen in diesem Stücke, was sie gegen den König unternommen zugunsten des Gehorsams gegen das Gesetz und die geschichtliche Notwendigkeit, die in beider Augen der Vater vertritt. Deshalb läßt Katte Friedrich schwören, sich mit dem Vater zu versöhnen (S. 518), während der Marquis, mehr noch Don Carlos, Philipp aufgeben oder verachten.

Zum Gehorsam gegen das militärische Gesetz bekennt sich nach dessen Verletzung auch Heinrich v. Kleists Prinz von Homburg, über dessen Verhältnis zum Sohne des Fürsten ich andern Orts gehandelt[1]). Wenn ich dort die Erörterung mit der Einschränkung des Kleistschen Einflusses auf Mosen schloß, so setze ich sie im Hinblick auf Mosens anderweitige Quellen fort, indem manches, was auf Kleist zurückzugehen scheint, sich bequemer an jene lehnt, so Kattes Zukunftsträume[2]) und Weissagungen Friedrichs an die ähnlichen Stellen bei Lewald (S. 311) und Posthumus (S. 184).

Nicht anders verhält es sich mit dem Einfluß des Heineschen Ratcliff auf den Sohn des Fürsten. Die Schlesische Zeitung vom 12. April 1842 bemerkt hierzu: Er (Katte) summt fortwährend — wir können nicht umhin, an den Ratcliff von Heine zu denken — ein altes, schwermüthiges Lied[3]). In der Tat singt Margarete, die Amme Marias, der Tochter Mac Gregors, wiederholt: Was ist von Blut dein Schwert so rot? Edward, Edward?[4]), damit unbewußt deren blutiges Ende weissagend. Ebenso begleitet Katte die Flöte, welche Quanz bläst, mit der Romanze: Erstochen und in Moor und Blut Der Reiter auf seiner Fahne ruht (S. 483). Aber auch hier spricht eine andere Quelle mit, Kattes geschichtliche, letzte Mahnungen und Warnungen, in denen er den Prinzen erinnert, wie er wiederholt den unglücklichen Ausgang dieser Sache (der Flucht) prophezeihet hätte[5]). Außerdem ist Edward, Edward, worauf schon Oskar Walzel in seiner Heineausgabe hinweist[6]), das Leitmotiv im 24. Februar von Zacharias Werner, einem Schicksalsdrama, zu welcher Gattung auch Der Sohn des Fürsten gehört, nur daß hier die Geschichte an die Stelle einer dunkeln oder zufälligen Gewalt tritt (S. 469). Immerhin ist Heines

[1]) Julius Mosens Dramen und vaterländische Lieder und Heinrich v. Kleist im Vogtländischen Anzeiger 1911, Nr. 204.

[2]) Kattes hierhergehöriges Selbstgespräch (S. 491) gemahnt an das Egmonts am Schlusse des Goetheschen Stückes. Auf die Anlehnung der Scene „Gefängniß" (Mosen S. 513) an die gleichnamigen in Goethes Egmont hat schon Stümcke hingewiesen (S. 203).

[3]) Beilage zu Nr. 84, S. 616 ff.

[4]) Heines Werke herausgegeben von Oskar Walzel. I. Bd., Leipzig 1911, S. 197 u. ö.

[5]) Friedrich Förster: Friedrichs des Großen Jugendjahre 1823, S. 99.

[6]) a. a. O. S. 498.

Einwirkung auf jenen nicht abzuweisen, da auch andere Trauerspiele Mosens Kenntnis des Ratcliff verraten. So kann in diesem der kleine Willie aus Gewissensbissen — er hat Fische aus dem Kasten gestohlen — das Vaterunser nicht vollenden (S. 384), ebensowenig aus demselben Grunde Perez in Mosens Don Johann von Oesterreich[1]). Am Ende des Ratcliff und Ottos III. von Mosen hebt man den Vorhang und erblickt ein totes Paar, den Helden und die Heldin des Stückes, das eine ob verletzter Treue von der Hand des andern gefallen, das sich selbst den Tod gegeben. Dem verwandten Inhalt gesellen sich ähnliche Vergleiche oder Wörter. Glaubt nicht, sagt Ratcliff, ich sei ein weicher Mondscheinheld, der vom eignen Windhund, Von Phantasie, durch Nacht und Höll gejagt wird (S. 394). In meinem Hirn ist eine hohe Jagd, sagt Escovedo in Mosens Don Johann von Oesterreich, Und irr' ich nicht, so ist der Hirsch gefunden (3, 302) — „Du eiserne Arznei", redet der Heinesche Almansor sein Schwert an (S. 355) wie Trivello in Mosens Bräuten von Florenz: Du bist der Arzt und Medicin zugleich, Magnetisch heilst du jedes kranke Herz (3, 244).

Heines Ratcliff: Und großgesäugt mein Kind (acc. sg.) (S. 322). Mosens Don Johann von Oesterreich: Mich, den die Zeit mit Löwenmilch zu Taten aufgesäugt (3, 337). Mosens Bernhard von Weimar: Das . . .[2]) anschwillt, groß genährt von Angst und Seufzen (3, 441).

Theodor Fontane und sein französisches Erbe.

Von Paul Amann in Wien.

(Fortsetzung.)[3])

Im Oktober 1856 verbringt Fontane eine Woche in Paris; drei ausführliche Briefe machen es möglich, eine Art Eindruckskurve dieser ersten Begegnung zu ziehen; übrigens sind diese Zeugnisse weniger ihrem Sachinhalte nach ergiebig, als formell, für die Erkenntnis der besonderen Art seines Schauens und Aufnehmens. In jedem Stadium des Beobachtens hat er ein Urteil fertig; das Bewußtsein, daß seine Erfahrung noch unvollständig ist, hindert ihn keinen Augenblick, diese Viertel- und Halberfahrung sprachlich festzulegen, und zwar, wenigstens im Augenblick des Aussprechens, mit großer subjektiver

[1]) J. Mosens sämtliche Werke 1880. III. Bd., S. 373 f.

[2]) Nämlich das Gewissen, das der Dichter mit einer Spinne vergleicht.

[3]) Siehe oben, S. 270 ff.

Sicherheit; diese könnte anmaßend oder leichtfertig erscheinen, wenn er nicht dabei jeder weiteren Erfahrung an dem schon beurteilten Gegenstande völlig zugänglich bliebe, sofort bereit, sich neu belehren zu lassen und danach seinen ersten Eindruck zu ergänzen oder — ohne jede Spur von Eigensinn — völlig zu widerrufen. Er ist also eigentlich auch, wie die Franzosen, „mit dem Munde vorweg" und dabei doch, wie diese, ein scharfer, verläßlicher Beobachter, wenn er genug Zeit hat. Dieser geistige Facettenschliff läßt uns jede seelische Neuerwerbung miterleben. Auf diesem Grunde erwächst eine Eigentümlichkeit, ein kritisches Kunstmittel, das französische Essayisten, besonders Jules Lemaître, raffiniert ausgebildet haben und das der Theatercauseur Fontane einigemale selbständig gefunden hat: die Kritik wird als eine Folge verschiedenartiger Eindrücke desselben Kunstwerkes aufgebaut. Mehr oder weniger naiv tut das Fontane in seiner Besprechung von Hauptmanns Erstlingsdrama. Der Eindruck der Lektüre und der der Aufführung werden nebeneinander gestellt. Als bewußtes Kunstmittel, wie bei Lemaître, wird eine fiktive günstige Kritik bei der Beurteilung einer unzureichenden Schauspielerin verwendet; um ihr die bittere Pille, sie hätte in Freiburg im Breisgau bleiben sollen, zu versüßen, beginnt Fontane mit einem lobenden Tagebuchblatt, das er ihr — auf der Durchreise in Freiburg — gewidmet hätte. (Um seine leisen Bedenken gegen die Pariser Weltausstellung kräftig vorbringen zu können, legt so Lemaître sie einem „raunzenden" Bekannten in den Mund. Ein klassisches Beispiel für Fontanes „sukzessive" Kritik bieten die brieflichen Dokumente seiner Zola-Lektüre im Oktober 1883). Eine immerhin seitenlange Schilderung (von Paris) geht schon am Ankunftstage ab:[1] „. . . gegen London . . . ein Quark", ist der Grundton. „Mein Entzücken wird schwerlich sehr wachsen". Darin täuscht er sich. Schon zwei Tage später erkennt er: „Die Schuld liegt an mir, nicht an Paris." [Geldmangel, geringe Kenntnisse der Sprache,

[1] Lessings Wort: „meine ersten Gedanken sind jedermanns Gedanken" trifft für diesen ersten Brief völlig zu. Fontane bemerkt z. B. „eine Unmasse konfiszierter Gesichter"; wörtlich die gleiche Beobachtung findet sich in dem Prosaepos „Jean-Christophe" von Romain Rolland, in einem Kapitel, das den typischen Eindruck von Paris auf einen provinziell-naiven, dabei tief beobachtenden Deutschen schildern will (V, 5): „Christophe était frappé du nombre de figures vicieuses, de louches rôdeurs, de gueux avilis . . . Jules Huret, Berlin I, Deutsche Ausgabe, S. 43, „Es gibt einen Schlag vollblütiger Preußen, mit frischen Farben, vierschrötig, steifnackig, mit kindlich- oder hartblickenden Augen, deren ganzes Aussehen etwas Neues, Unverbrauchtes an sich hat, neben denen die braunen, durch die Kreuzungen ausgearbeiteteren, modellierten Köpfe der Lateiner mit dem weniger offenen Blick, dem rascher bereiten Lächeln, dem aufgeweckteren Ausdruck jenen fieberhaften Spielern gleichen, wie man sie um 4 Uhr morgens einem neuen Partner gegenüber sieht, der mit rosigem Antlitz, klarem Auge sich einstellt". Das ist der ergänzende Eindruck.

kein Sinn fürs „Pläsir"; letzteres wird ohne pharisäische Entrüstung erwähnt, die Gleichung Paris—Babel lag ihm schon damals nicht; am selben Tage mögen die Verse entstanden sein (jetzt im Zyklus „Unterwegs und wieder daheim"), die in die Worte ausklingen: „Ich bin für diese Herrlichkeiten vielleicht zu deutsch, gewiß zu alt"]. „Die Stadt ist beides, schön und großartig, bleibt aber hinter London zurück." Ein dritter Brief, vom 19., an den Vater, wiederholt zunächst dies credo, weiß aber schon den Vorrang Londons nicht mehr so klar zu begründen. „Es ist schwer zu sagen, warum. Diese lange Linie vom Louvre bis zum Arc de l'Etoile ist schön und groß und hat in London nicht ihresgleichen . . . die Plätze sind teils größer, teils schöner, teils interessanter als sie London aufzuweisen hat." Dieses bleibt aber doch die „Riesenstadt" neben der bloßen „Großstadt".

Eine Nachschrift aber widerruft das alles oder stellt es in Frage: „Wie es mir immer geht, wenn ich ein Urteil ausgesprochen habe, so auch diesmal — kaum steht es da, so fang ich an, die Richtigkeit zu bezweifeln." Dieses Umschlagen einer Meinung erfolgt bei ihm nie aus Reflexion, sondern durch eine neue Erfahrung: ein Spaziergang über die sonntäglichen Boulevards hat ihn so weit zu Paris bekehrt, daß ihm klar wird, warum „die Engländer selbst das Pariser Leben dem Londoner so unendlich vorziehen . . ." Sein letztes Wort bleibt: „Ich persönlich mache mir nicht viel aus diesem Schwindel, aber es gibt doch ein hübsches Bild und ich lerne begreifen, daß andere dafür schwärmen können. Ich gehe erst wieder hieher, wenn ich genug französisch weiß, um an dem geistigen Leben und Treiben einigermaßen teilnehmen zu können." Mit diesem Vorsatz war er von Paris geschieden[1]).

Vierzehn Jahre später kam er wieder — als Kriegskorrespondent und schon am 5. Oktober wurde er in Domremy von Franktireurs gefangen genommen[2]). Den geplanten Pariser Winter konnte diese fast

[1]) Zwei spätere, einander widersprechende Wertungen von Paris in Briefen an den Grafen Philipp zu Eulenburg belegen nur Fontanes lächelnde Höflichkeit; wie er dem jungen Diplomaten zur Versetzung nach Paris gratuliert, sagt er (Br. II, S. 29): „An zwei Punkten verlohnt es sich auch für mich noch zu leben: in Paris und Rom". Einen späteren Brief des Grafen aber, der offenbar Enttäuschung und Unbehagen verrät, beantwortet Fontane, indem er völlig auf diesen entgegengesetzten Gesichtspunkt eingeht (Br. II, S. 34). Deutschland sei ebenbürtig geworden und von ewiger Bewunderung oder gar ödem Anstaunen des Auslandes könne nicht mehr die Rede sein. Paris sei nicht mehr das, was es von Louis XIV. an durch zwei Jahrhunderte für Deutschland gewesen sei.

[2]) Was seine Verhaftung selbst anbelangt, so war Fontane billig genug, sie nur seiner eigenen Unvorsichtigkeit zuzuschreiben (er hatte, um das Material einer Jeanne d'Arc-Statue zu prüfen, sie mit dem Stock geschlagen). Sein Freispruch unter belastenden Umständen — man fand Notizen militärischen Inhalts bei ihm — war ihm später einmal ein Anlaß, eine für Deutschland ungünstige

zweimonatliche Haft in französischen Gefängnissen natürlich nicht ersetzen, aber an geistiger Ausbeute mußte so ein enges, allzuenges Zusammenleben mit niederem französischem Volke gerade für Fontane sehr wertvoll sein; wenigstens in Deutschland ist ihm eine Bauernfrau mit Friesrock und komplizierter Haube interessanter als die „grenzenlose Fadheit und Flachheit der Gebildeten".

Seine Beobachtungen über Frankreich und die Franzosen hat er in zwei Schriften eingestreut, die sonst noch andere Zwecke verfolgen; es ist dies das autobiographische Bändchen „Kriegsgefangen, Erlebtes 1870" und das Buch „Aus den Tagen der Okkupation, eine Ostereise durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen 1871", in der Hauptsache ein Studienbuch zu dem erst 1876 vollendeten Kriegswerke.

Die hier enthaltenen ethnographischen Urteile, tagebuchartig aufgezeichnet, waren für eine deutsche Öffentlichkeit bestimmt, die kriegerisch gegen den „Erbfeind" erregt war; auch nach der anderen Seite konnte er sich in seiner Meinungsäußerung gebunden glauben, da er vor seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft sich schriftlich verpflichtet hatte, nichts gegen Frankreich zu sagen oder zu schreiben. Dazu kam noch ein literarisches Vorbild, das ihm ein sonst verhaßtes beautifying nahelegte: Fritz Reuters „Festungstid". Diesen einschränkenden Erwägungen glaubten wir hier eine Stelle geben zu müssen; Fontanes Worte selbst verraten nur sehr selten eine verhüllte oder angepaßte Meinung. Die rücksichtslose Freiheit seiner letzten Jahre hatte er noch nicht, er selbst ist noch ein wenig in konservativen und provinziellen Vorurteilen befangen; sein Empfinden aber ist viel freier als seine Reflexion und er scheut sich auch nicht, diese Empfindung ohne Abschwächung auszusprechen. Er hat einen ruhigen Geistesmut oder es ist vielmehr noch etwas Tieferes: er müßte schweigen, wenn er nicht rückhaltslos sagen dürfte, wie er die Dinge sieht. Selbst wo er einmal vorsichtig sein wollte, ging sein Beobachtertemperament einfach mit ihm durch; schildert er sich doch selbst als unverbesserliches Enfant

Parallele zu ziehen. In Berlin, bei Museums- und Ausstellungsbesuchen — ein Hohenzollernmuseum zusammenzustellen und zu verwalten, erschien ihm einen Augenblick lang als würdige Lebensaufgabe — erregt er immer das Mißtrauen des Aufsichtspersonals (Br. II, S. 317 f.): „Alles bei uns ist roh, kommissig, urdämlich. Ich verlange, daß man mir meine Nicht-pick-pocket-Beschaffenheit schon auf dreißig Schritte ansieht. Aber in einem Menschen lesen, ihn einigermaßen richtig taxieren — o du himmlischer Vater! Deshalb haben mir auch Anno 70 alle preußischen Offiziere gesagt: ‚Bei uns wären Sie erschossen worden.'" Dem L'Hermite in „Quitt" gab er gerade die Fähigkeit, die er den Preußen abspricht. In einer der glücklichsten Szenen des schwachen Buches hilft der interessante Franzose dem schwerfälligen Lehnert seine neuen Hausgenossen einschätzen (S. 237 f.): „Ihr seid . . . zu schwierig und gewissenhaft, so recht ein Deutscher . . . Ich . . . verpflichte mich, ohne Besinnen jedem sein Zertifikat zu geben." Das geschieht nun Schlag auf Schlag, in ein oder zwei Worten.

terrible. Behutsam berührt er nur eines, die heiße Elsässerfrage; daß er die Berechtigung der Annexion nie und auch bis zuletzt nicht in Frage zieht, wurde schon einleitend belegt; hier geht er sogar — es ist das einzige Mal — bis zur Schmähung: Die Elsässer beschmutzten das Haus, dem sie entstammten, vereinigten in — politischen — Mein- und Deinfragen die Untugenden beider Nationen, aber weiterhin zeigt sich, daß diese harten Worte nur darum gebraucht wurden, um zugunsten der Elsässer Erwägungen anstellen zu dürfen, die sonst nur entrüstete Leser gefunden hätten:

„Sie wollen Franzosen sein. Diese Entfremdung ist häßlich; ich habe mich an den verschiedensten Stellen über die ganz besondere Häßlichkeit dieser Entfremdung ausgesprochen; aber — sie ist eine Tatsache und weil sie eine Tatsache ist, kann es zu nichts führen, den, der nicht lieben will, beständig zu alter Liebe aufzufordern; wir müssen einfach versuchen, eine neue Liebe zu gewinnen. Wodurch? Von deutschen Geistes wegen!"

Die Administration habe sich zurückzuhalten, um dies Werk nicht zu hemmen; einen besonderen Dank für ihre Vorzüge habe man in diesem alten Kulturlande nicht zu erwarten, Elsaß sei kein Posen, dem es genüge, „sich in seinem Recht und seinem Besitz gegen Unterdrückung geschützt zu sehen."

Das Porträt eines blutjungen streberischen Beamten illustriert die Befürchtungen, daß die Anwendung von drei Grundsätzen viel Schaden tun werde: daß es eine „Bande" sei, daß sie um den Finger zu wickeln seien, wenn man sie zu nehmen verstehe, und daß man deshalb „scharf zufassen" müsse (Aus den Tagen der Okkupation II, S. 299). Die Entrüstung eines vornehmen alten Elsässers findet Fontane solchen Reden gegenüber sehr begreiflich. Die Aufgabe sei eine rein geistige, es gälte Falsches, Schiefes, Verlogenes durch gesunde Bildung zu ersetzen. Die Voraussetzung dafür sei der höhere Wert der deutschen Kultur gegenüber der französischen.

„Es gibt ein Geistiges, das über das Nationale geht . . . und so könnte es ‚unter Umständen' einen Sinn und eine sittliche Berechtigung haben, wenn sich die Elsässer darauf steiften, die ‚besten Franzosen' zu sein. Aber nur blinder Dünkel und verstockte Unkenntnis können im gegenwärtigen Augenblick behaupten, daß dieses Geistige in Frankreich mehr seine Stätte habe als in Deutschland." In den Tagen der Kommune war das sicher Fontanes wirkliche Meinung; aber schon ein Jahr später heißt es in einem seiner Briefe (an P. Lindau 15. Juni 1872): „Dupanloup [der deutschfeindliche Kirchenfürst] hat ganz recht; es ist nicht wahr, daß wir das erste Kulturvolk sind." Damit fällt die obige Beweisführung und er erscheint privatim in der Elsässerfrage schon damals nahe bei dem resignierten non liquet, das er 10 Jahre später in jenem Briefe an den Sohn aus-

spricht. Allerdings ist eine solche inquisitorische Zusammenstellung von öffentlichen und privaten Äußerungen aus verschiedenen Jahren gerade bei dem impulsiven Denker Fontane methodisch nicht einwandfrei!

Hierher gehört noch die Schlußbetrachtung des Buches ‚Aus den Tagen der Okkupation', worin das Schuldkonto Napoleons III. festgestellt wird; auch da ist er überraschend unabhängig, mehr als gerecht. Die Entrüstungssprache J. Scherrs (Lügenlouis ꝛc.) liege jenseits seiner Kraft. War die Huldigung, die dem Parvenükaiser durch 20 Jahre von seiten aller Monarchen zuteil geworden sei, nur Farce, so treffe die sittliche Verantwortung für eine solche Komödie weit mehr diejenigen, die dies Spiel spielten, als den, der sich dies Spiel gefallen ließ. Aber sie sei aufrichtig gewesen. „Das Land hing an ihm und das Ausland stand nicht gegen ihn — der geschmähte ‚Chevalier d'Industrie', der ‚Banden-Hauptmann' und sein ‚spanisches Weib', sie haben 20 Jahre regiert kraft ihrer Kraft, weil sie die Herrscherfähigsten waren" ... Er habe den Verfall nicht eingeleitet, er habe die Materialisierung des Volkes bloß nicht gehemmt. Sein Leben sei eine Warnung „nicht im Sinne einer als Schreckgespenst aufgerichteten Untat, sondern im Sinne einer still-ernsten Mahnung, das Diesseitige nach dem Jenseitigen zu gestalten". Diese Charakteristik zeigt, wie gerade seine damaligen konservativen Überzeugungen ihn für Napoleon günstig, gewiß etwas zu günstig stimmen. So geht es ihm aber auch mit ganz Frankreich. Alles oder fast alles Tadelnswerte, das er dort sieht, scheint ihm nur für den augenblicklichen Zustand des Landes bezeichnend zu sein, für seine Zerrüttung durch Revolutionen und Regierungswechsel. So treten die Vorzüge des Volkes mit Ewigkeitsanspruch hervor, während die Fehler fast nur als zeitweilig, zufällig oder harmlos erscheinen[1]).

Als Tadler nimmt er unsystematisch voraus, was Taine dann in seinen „Origines de la France contemporaine" in ein System genötigt hat: die große Revolution und der Geist, in dem sie möglich wurde, seien schuld an Frankreichs Schwäche. Er, der historisch Interessierte, ärgert sich, wie schon Goethe, über den Mangel an Pietät, an historischem Sinn in Frankreich (Aus den Tagen der Okkupation I, S. 142 f., 237 f.), über politischen Nihilismus; seine Sympathie gehört den Legitimisten und seine höchste Achtung der

[1]) Bei seinen deutschen Lesern erregte das Anstoß (die Schilderungen erschienen als Feuilletons), er hat sich öfter gegen Vorwürfe dieser Art zu verteidigen, besonders ‚Aus den Tagen der Okkupation' II, S. 124, Anm. Er lobt tendenziös die Korrespondenzen aus dem Hauptquartier, weil dort der Feind nirgends verkleinert, unterschätzt, am wenigsten geschmäht werde ... er hebe dies hervor, weil er vielfach bezichtigt worden sei, „eine unverständige, selbst unpatriotische Milde in seiner Beurteilung des ‚Erbfeindes' gezeigt zu haben".

katholischen Kirche, ihren Dienern, wie ihrer Kunst; die bloße Anhänglichkeit für La France scheint ihm Götzendienst. Bei all dem will er von einer endgiltigen Dekadenz der Franzosen nichts hören. Was er darüber zu sagen hat, läßt er bei Tische einen liebenswürdigen preußischen General vorbringen (Okkupation II, S. 65 ff.). (Man merkt, daß die Anfangskapitel seines Erstlingsromans seit Jahren fertig lagen; so ist das mehr eine Parallele als eine Vorstufe zu vielen glänzenden Tischreden in seinen späteren Romanen; bürgerliche Gesprächsskizzen ‚Aus den Tagen der Okkupation' II, S. 156, ein „Ressourcevater" spricht).

Was die edelsten Geister Frankreichs vor dem Kriege immer eindringlicher — und nicht ohne Nachfolge — aussprachen, erkennt er schon damals vor dem Bilde Peter von Amiens: ein neuer Aufschwung Frankreichs sei nur durch einen neuen Idealismus möglich; der Weg dazu müsse zwar nicht, aber könne durch die Religion führen.

(Kriegsgefangen, S. 47 f.) „So angenehm der Eindruck war, den sie als Individuen hervorriefen," sagt er über seine Mitgefangenen auf der Zitadelle von Besançon, „so traurig war der Eindruck, den jeder einzelne als Teil des Ganzen machte. Sie boten das Bild völliger Zerfahrenheit, zu nichts eine Herzensstellung einnehmend als zu „La France" und zur Ruhmesgeschichte ihres Landes. . . . Ein fester schöner Glaube existierte an nichts, weder an die Dinge der sichtbaren noch der unsichtbaren Welt. Die Geistlichkeit wurde beständig verhöhnt, der Kaiser war ein Spott. . . . Wie oft sprach es still in mir: glücklich das Land, das diesen Heimsuchungen noch nicht erlegen ist. Das Furchtbare einer Revolution, sie sei nun berechtigt gewesen oder nicht, habe ich nie so lebendig empfunden wie hier. . . ."

Auch in diesem schärfsten Urteil keine Spur von nationaler Überhebung; das Betonen des Gemütes mag recht als ein Ausfluß von Germanorum ingenium erscheinen, religiös gestimmte Franzosen sprachen aber damals ganz so; Gabriel Monod, der bedeutende Historiker, schrieb im gleichen Jahre in der Revue chrétienne (ich zitiere nach einer vom Autor gekürzten Fassung der Buchausgabe „Allemands et Français, souvenirs de campagne", Velhagen und Klasing, S. 54):

La vraie piété, l'élévation mystique vers un monde invisible et supérieur leur était inconnue; et il est impossible de se figurer une armée française chantant en choeur, avec un sentiment à la fois religieux et patriotique, des cantiques nationaux tels que le choral de Luther: Ein' feste Burg ist unser Gott.

Si du moins, à défaut de croyances religieuses, nos soldats avaient eu de fortes convictions morales; mais s'ils raillaient les prêtres et l'Eglise, ils n'avaient guère plus de respect pour la pureté des moeurs . . .[1])

[1]) Unter dem Eindruck jenes furchtbaren Zusammenbruchs bürden übrigens beide der großen Revolution zu viel Schuld auf; periodische heftige Ab- und Umkehr, Revolutionen, bilden von jeher den Geschichtsrhythmus Frankreichs; es

Monods Zeugnis beweist auch, daß Fontane mindestens in einem Punkte das damalige französische Volk zu günstig beurteilt hat. Fontane will dort keine größere Unwissenheit gefunden haben als in entsprechenden deutschen Schichten; daß er mit der untersten, damals von der Schule vernachlässigten Schichte selbst im Gefängnis nicht in Berührung war, weiß er wohl. Monod hingegen hebt nachdrücklich die überlegene deutsche Schulbildung hervor; er findet, daß dort der wissenschaftliche Sinn bis ins Volk gedrungen sei. Was Fontanes scharfes Urteil bestochen haben kann, war eine künstlerische Überlegenheit der Franzosen im mündlichen und schriftlichen Ausdruck, die auch Monod bestätigt. Dieser hat viele deutsche und französische Soldatenbriefe gelesen. Die einen „exprimaient plus uniformément des sentiments bons et purs, mais combien les autres étaient plus intéressantes!" — Fontane (Aus den Tagen der Okkupation I, S. 80):

... jener „charme" der Franzosen, der sie mit allen ihren Fehlern über alle unsere Tugenden, in den Augen der Welt wenigstens, immer wieder siegen läßt ... Nichts ist langweiliger als die bloße Solidität und — das Bewußtsein davon[1]).

Alles was Monod zum Lobe des französischen Volkes vorbringt, hat auch Fontane mit stärkstem Nachdruck ausgesprochen:

---

ist der Ausgleich zwischen der fanatischen Kraft weniger unbedingter Idealisten und einer skeptisch materialistischen Masse. Neben einem Bernhard von Clairvaux, einem Peter von Amiens, einer Jeanne d'Arc, neben Naturen von der Tiefe eines Pascal stand immer eine Mehrzahl von Spöttern. Die groteske Reliquienverhöhnung der „Pilgerfahrt Karls des Großen" stammt aus dem 10., die spielende Blasphemie in „Aucassin und Nicolette" aus dem 12. Jahrhundert; ja auch die Elite hat, mindestens der sichtbaren Welt gegenüber, die Skepsis zur geistigen Waffe. Eine interessante Volksstudie dieser Art, enthält Jean-Christophe von Romain Rolland. In Band V wird ein armes, aber sittlich vornehmes Dienstmädchen so gekennzeichnet: „Il y avait en elle un fond de fatalisme sceptique et railleur. Elle était bien de cette race qui a peu ou point de foi, peu de raisons intellectuelles de vivre, et pourtant une énorme vitalité, de ce peuple des campagnes françaises, laborieux et apathique, frondeur et soumis, qui n'aime pas beaucoup la vie, mais qui y tient, et qui n'a pas besoin d'encouragements factices, pour garder son courage. (Von mir unterstrichen.)

[1]) In seinem Kriegsbuche (II, S. 330 f.) wagt er es, einen wörtlich gleichen Ausspruch bei Henri Labouchère, „Tagebuch während der Belagerung von Paris", deutsch 1871, zu zitieren: „Denn es ist und bleibt eine traurige Wahrheit, daß in der Regel niemand wegen seiner Tugenden beliebt ist. ... Man nehme z. B. die Preußen. Sie haben beinahe jeden erdenklichen Vorzug, sind ehrlich, nüchtern, fleißig, gut unterrichtet, tapfer, gute Söhne, Gatten und Väter, und doch wird alles dies durch einen Fehler zunichte gemacht — sie sind unleidlich. Man lache über die Franzosen, man schmähe sie, dennoch ist es unmöglich, keinen Gefallen an ihnen zu finden. ... Der einzige Preuße, den ich als angenehmen Mann kennen gelernt habe, ist Bismarck."

„Es ist Pflicht zu sagen, daß ich mir keine Nation denken kann, die in so vielen ihrer aufs Geratewohl gewählten Repräsentanten imstande wäre, ein günstigeres Urteil hervorzurufen. Im allgemeinen wird man sagen können, daß je nach den Landesteilen, in denen man lebt, auf zehn oder sieben oder fünf Individuen immer ein unleidlicher Mensch kommt"; hier lernte er etwa zweihundert Personen kennen und nicht die geringste Unannehmlichkeit, geschweige denn Unart habe er zu erfahren gehabt; „sie waren alle verbindlich[1]), rücksichtsvoll, zuvorkommend, dankbar für jeden kleinen Dienst, nie beleidigt durch Widerspruch, vor allem ohne Schabernack und ohne Neid[2]). Wir könnten nach dieser Seite hin viel von ihnen lernen. Es offenbarte sich mir ein unerschöpflicher Schatz von Gutmütigkeit, leichtem Sinn und heiterer Laune. Lauter Sanguiniker. Viele waren eitel, andere ruhmredig. Wenn ich aber die Rodomontaden dieser letzteren scherzhaft erwiderte, hatte ich jedesmal die Lacher auf meiner Seite. Von nationaler Gereiztheit keine Spur, wiewohl sie alle, ohne Ausnahme, voll lebhaften patriotischen Gefühls waren". (Kriegsgefangen, S. 46.)

Mir ist es wahrscheinlich, daß dieser günstige, etwas zu günstige Eindruck erst zustande kam, weil Fontane vermöge einer angeborenen Verwandtschaft die Leute richtig zu nehmen wußte; er, der bei aller Liebenswürdigkeit in der Heimat, nach eigenem Geständnis, wenn er sich gehen ließ, oft unerwarteten Anstoß erregte. Stellenweise liest sich sein Bericht wirklich wie eine Schutzrede für Frankreich, z. B. wenn er einen Fall von Arroganz bei französischen Beamten nur zum Anlaß nimmt, ihre sonstige Verbindlichkeit zu rühmen, wenn die Ungeschicklichkeit eines Gendarmen ihm Ausgangspunkt wird für eine Lobrede auf diesen Stand, wenn ihn die zudringliche Frömmelei des kalvinistischen Pastors auf Oléron erst recht die wohltuende Menschlichkeit der katholischen Aumôniers preisen läßt.

Bei all diesem unzeitgemäßen Lob spürt man ein Unbehagen des Autors; einen Jägeroffizier, der die Franzosen noch stärker, ja unbedingt lobt, warnt er (Aus den Tagen der Okkupation II, S. 49): „Glauben Sie mir . . . man will dergleichen nicht hören — und vielleicht hat man Recht . . . ‚Sei nicht allzugerecht, mein Volk' — durfte schon Klopstock mahnen". Darum hebt er auch mit Nachdruck hervor, was ihm in Frankreich wirklich mißfällt; aber es geht ihm fast immer ein wenig wie Bileam, der Fluch will nicht in voller Stärke

[1]) Aus den Tagen der Okkupation I, S. 178 ff. Eine vergleichende Betrachtung über die „Antwortsbereitwilligkeit". „Die angenehmsten nach dieser Seite hin (Deutschland verzeihe mir) waren die Franzosen! Sie ließen einen nie im Stich; — dazu: was sie irgend wissen konnten, das wußten sie auch. Nie stupide. Manche waren sehr reserviert, aber auch die reserviertesten immer noch artig. . . ."

[2]) Von Fontane unterstrichen. Siehe auch Nachlaß S. 296: . . . die Märker sind „neidisch, schabernackisch und engherzig" . . . vgl. Monod S. 58: „tandisque chez l'Allemand on était souvent froissé par l'étroitesse d'esprit, la susceptibilité mesquine, les brutalités sans cause, il y avait chez le Français quelque chose large, d'aimable, de généreux, qui le rendaient sympathique comme individu."

bleiben. So sagt er einmal (Aus den Tagen der Okkupation II, S. 188):

„Das unbedingt Häßlichste, dem ich in Frankreich begegnet bin, ist diese Devotion vor dem Golde. Arme Kerle, sie haben keinen Gott und keinen Glauben und knixen vor La France und Rotschild." Aber noch im selben Bande wird diesem Tadel die giftige Spitze abgebrochen. „Die Anbetung des goldenen Kalbes ist Zeitkrankheit, die überall zu finden ist und in Frankreich schwerlich zuerst in ihren krassesten Formen aufgetreten ist." (Aus den Tagen der Okkupation II, S. 350.)

Das zweite Memoirenwerk Fontanes bringt dann im Einleitungskapitel eine stahlscharfe Analyse der spezifisch deutschen, pseudo-idealistischen Form der Geldsackgesinnung. (Frau Jenny Treibel ist mehr die „Parvenue", als die Bourgeoise schlechthin.)

Also immer das gleiche Abbiegen des Urteils; schlechthin unsympathisch sind ihm in Frankreich nur zeitlich bedingte Zustände oder solche, die er wenigstens für vorübergehend, für überwindbar hält. Er denkt und spricht kaum anders als damals und heute noch französische Konservative tun.

Die Fehler, die auch ihm als ewig französisch erscheinen, belustigen ihn mehr, als daß sie ihn so reizen, wie oft höchst harmlose deutsche Schwächen:

„‚Ich hab es gesehen, aber ich glaub es nicht', nach diesem berühmten Satze scheinen sich Liebe, Ehe und Treue, samt allen dahin einschlagenden Fragen und Zweifeln in ‚la belle France' in alten und neuen Tagen reguliert zu haben." (Aus den Tagen der Okkupation I, S. 253.)

(Es ist die Rede von der schönen Diana von Poitiers). Gerade die Überzeugung: „die Lüderlichkeit ist uralt in diesem Lande" (Aus den Tagen der Okkupation II, S. 350) läßt ihn bezweifeln, daß sie die Lebenskraft des Volkes angreifen könne. Es sind das, andeutungsweise vorgetragen, dieselben Meinungen, mit denen er zwanzig Jahre später die These der „Gespenster" zu widerlegen sucht[1]).

Als Künstler fühlte er sich stofflich von erotischen „Unkorrektheiten" besonders angezogen, wie französische Erzähler; das überraschte ihn eigentlich selbst; er mußte seine Freunde tuscheln hören über den „armen alten Mann, der nicht wisse, was er sich und seiner Familie schuldig sei". Daß dies Interesse an allerlei Ehe- und anderen

[1]) Oft wird eine Eigentümlichkeit, irgend ein Zug nur kurz als „ächt französisch" gekennzeichnet. Soweit dies spöttisch oder abfällig gemeint ist, handelt es sich fast immer, wie oben, um Folgeerscheinungen der Revolution, so ein Wirtshausschild „A l'Idée du Monde" oder die Bemerkung über einen wichtig tuenden Bahnbeamten: „Zu den vielen Unglaublichkeiten des französischen Nationalcharakters gehört auch die, alles für despotisiert, sich selber aber für frei zu halten." (Aus den Tagen der Okkupation I, S. 177.)

Irrungen ein rein künstlerisches war, ohne jede Wurzel in einem reinen würdigen Privatleben, ist an sich nichts Unfranzösisches. Nach Taine ist das leichte französische Denken seiner Natur nach mehr akademisch gegenüber der praktisch-gespannten Hirnarbeit des Germanen. Taine selbst ist in seinem Romanversuch Thomas Grain d'Orge ein Beispiel dafür: fast wohlwollende Vergleichung der Prostitutionsformen verschiedener Länder würde man bei einem deutschen Gelehrten von gleicher sittlicher Unantastbarkeit niemals finden.

Verächtlich sind diese Dinge für Fontane nur dann, wenn sie für Besseres gelten wollen, als sie sind. Fehlt eine solche Prätention, so drängt sich ihm eher, wie dem älteren Dumas gegenüber, die

„nie genug gewürdigte Wahrnehmung auf, daß die Liebenswürdigkeit, wenn sie echt ist, über viele Unkorrektheiten hinweg hilft. Das bloß moralische Element verschwindet daneben. Und mit Recht! Denn die Liebenswürdigkeit, wenn sie eben mehr ist als eine gesellschaftliche façon de parler, wurzelt allemal in der Liebe selbst. Die aber ist gütig und demütig. Und was gütig und demütig ist, gefällt".[1]) (Okkupation I, S. 296.)

Freilich, den deutschen Huldigungsvers, den er schon auf Dumas' Grab legen wollte, zerriß er wieder: „Es gibt Zeiten, wo das Persönliche schweigen muß neben dem Nationalen". Seine persönliche Empfindung kennen wir jetzt.

Seine Begegnung mit dem jüngeren Dumas gab ihm nur ein lebendes Bild; er mißtraut seinen französischen Sprachkenntnissen zu sehr, um in dessen Strandvilla einzutreten. Das ist ein merkwürdig nüchternes Backsteinhaus ohne Baum und Strauch.

„Nur Wind und Sonne und der Blick aufs Meer! Für Viele ein Größtes und Beglückendstes, aber nicht für alle. Diese monotone Großartigkeit, die, in mir wenigstens, immer nur die Empfindung weckt von dem Nichtigen und Gleichgültigen der Einzelexistenz — sie lullt alles Streben ein mit der Frage: wozu? Doch ist dies eine Nervensache. Was den einen niederdrückt, erhebt den andern."

---

[1]) Balzac, La Cousine Bette (Nouvelle Collection Michel Levy) S. 63. Le moraliste ne saurait nier que, généralement, les gens bien élevés et très-vicieux ne soient beaucoup plus aimables que les gens vertueux; ayant des crimes à racheter, ils sollicitent par provision l'indulgence, en se montraut faciles avec les défauts de leurs juges, et ils passent pour être excellents.

Ich habe diese Worte nicht als Parallelstelle zitiert; die beobachtete gesellschaftliche Tatsache ist in beiden Fällen allerdings so ziemlich die gleiche; ich lege aber gerade Wert auf den Unterschied des Tons in der psychologischen Begründung. Aus Mißtrauen gegen die verfügbaren psychologischen Methoden mußte ich sonst darauf verzichten, in der Hauptlinie dieser Untersuchung Fontanes französische Antriebe und das, was sich ihm von deutschem Wesen unverlierbar eingeprägt hatte, in ihrer lebendigen Vereinigung zu zeigen; begnügte ich mich sonst, das Ererbte an gelegentlichen Mißklängen aufzuweisen, so ist hier ein anschaulicher Fall jener Harmonie der Unter- und Obertöne seiner Seele, die erst seine volle Eigenart ausmacht. Fontane ist hier so viel harmloser.

Hätte Fontane dies in einer Plauderei mit Dumas fils geäußert, ſo wäre er wohl erſtaunt geweſen zu entdecken, wie merkwürdig jener mit ihm in dieſer „Nervenſache" übereinſtimmte. In der Vorrede zum Stücke „La Question d'Argent" ſpricht Dumas, mit wörtlich gleichen Anklängen, in völlig gleichem Sinne:

„La nature ... m'attriste, elle me trouble, elle m'évapore, la solitude m'inquiète, l'infini me trouble. L'homme m'y paraît si petit qu'il ne mérite plus la peine d'être observé ... Dieu s'impose trop quand il est sans intermédiaire; il est trop direct, trop grand! Il aveugle l'oeil humain qui ne voudrait regarder que la créature et il abîme et soumet dans la contemplation, dans le rêve, dans l'impuissance l'esprit qui avait résolu de s'en tenir aux formes tangibles, et aux proportions calculables."

Auch der Dichter Fontane verwendet die Natur faſt nur als Rahmen und als Bühne geſelliger Szenen. Dieſes Vermeiden eines ſonſt in den germaniſchen Literaturen gern behandelten Gegenſtandes iſt alſo nicht, wie bei Leſſing, ironiſche Gleichgiltigkeit, ſondern das Unvermögen, den Abgrund der Natur optimiſtiſch zu verſchleiern. Intenſivſte Naturauffaſſung, die, ſtatt zu beglücken, quält und beunruhigt, iſt eine öfter bei franzöſiſchen Dichtern bezeugte Empfindung[1]).

Fontanes Äußerungen über franzöſiſche Literatur werden an anderer Stelle zu überblicken ſein; es iſt aber zweckmäßig, gleich hier ein Urteil über des jüngeren Dumas' Schaffen mitzuteilen, das Fontane unter dem angenehmen Eindruck von deſſen körperlicher Erſcheinung ausſpricht.

---

[1]) Flaubert an George Sand: „La nature, loin de me fortifier, m'épuise. Quand je me couche sur l'herbe, il me semble que je suis déjà sous terre et que les pieds de salade commencent à pousser dans mon ventre. ... Je n'aime la campagne qu'en voyage, parce qu'alors l'indépendance de mon individu me fait passer par dessus la conscience de mon néant."

Sieh auch die dichteriſche Geſtaltung dieſes eigentümlich franzöſiſchen Naturgefühls bei Romain Rolland, Jean-Chriſtophe, Band Antoinette, S. 20 f. Es werden die Eindrücke eines feinnervigen franzöſiſchen Knaben geſchildert, der allein im Garten iſt. „Il se sentait perdu dans la nature ... Dans cette paix des choses la vie fiévreuse des myriades d'êtres continuait de couler a pleins bords. Olivier surveillait d'un oeil inquiet les colonnes des fourmis perpetuellement pressées, et les abeilles lourdes de butin, ... et les guêpes superbes et stupides, qui ne savent ce qu'elles veulent — tout ce monde de bêtes affairées qui semblent devorées du désir d'arriver quelque part ... où cela? Elles l'ignorent ... Olivier avait un frisson, au milieu de cet univers aveugle et ennemi ..."

Im Bande l'Aubè wird das Naturerwachen einer genialen deutſchen Künſtlernatur geſtaltet; hier iſt alles fröhliches, phantaſtiſch ſchmückendes Zugreifen. Sieh Jean-Chriſtophe I, S. 34—37.

Die „verzierlichte" franzöſiſche Gartenkunſt iſt gerade aus jenem peſſimiſtiſchen Erleben der rohen Natur heraus tiefer zu begreifen.

(Aus den Tagen der Okkupation I, S. 303 f.) „Dies war kein blondlockiger Poet, der den Schein für das Wesen nimmt, dies war der Mann, der bis in die Dunkeltiefen des Herzens blickt, seine Geheimnisse aufschließt, seine Verworrenheiten löst. Eine Aufgabe, nicht dankbar immer, vielleicht verwerflich, gewiß gefährlich; — es frommt nicht, der Gorgo ins Antlitz zu schauen oder die Rätsel der Sphinx zu lösen. Ein Letztes, Tiefstes, soll den verhüllenden Schleier tragen. Aber eines bleibt ewig wahr daneben: wer es dennoch wagt, trägt den Doppelstempel von Mut und Genie."

Diese pathetische Charakteristik überrascht wohl selbst den, dessen Belesenheit in Dumas fils über La Dame aux camélias hinausreicht; wer möchte nicht dabei eher an Ibsen denken? Wenn ein deutscher Theaterkritiker der Siebzigerjahre Dumas' Werk so auffaßt, was Wunder, wenn französische Kritiker der Achzigerjahre, wie Jules Lemaître, die Distanz zwischen beiden Dramatikern unterschätzt haben! Übrigens wäre selbst dem tiefernst, ja mystisch gewordenen Dumas dieser Jahre jene Wertung vielleicht etwas komisch und jedenfalls „deutsch" erschienen. Wer nur den alten Fontane kennt, wird hier, in den Worten des Fünfzigers, den Tonfall der klaren, kühl betrachtenden Greisenrede noch nicht hören können. Eine gewisse provinzielle Naivität, im Deutschland von Anno 70 noch sehr verbreitet, spukt hie und da selbst beim alternden Fontane; nur hie und da; es ist nicht sein Wesen, sondern eine Hemmung seines Wesens durch das Milieu; das Buch „Kriegsgefangen", in der Isolierung der Gefangenschaft entstanden, ist weit echterer Fontane, als das spätere, aber hastig, journalistisch zusammengestellte „Aus den Tagen der Okkupation".

Hat Fontane schon den sittlichen Wert der Franzosen nachsichtig eingeschätzt, so entlockt ihm ihre ästhetische Erscheinung, zumal ihr Temperament unbedingte Zustimmung; dabei kann er seine Beobachtungen fast nur an sozial unter ihm stehenden Leuten anstellen. So findet er z. B. bei einem Kellnerpaar (Aus den Tagen der Okkupation II, S. 26) „den Sinn für das Heitere, Komische . . . der, man mag sagen was man will, die Franzosen so angenehm charakterisiert". Und er fügt hinzu:

„Je älter ich werde, je unerträglicher werden mir die Feierlichen, die in 99 Fällen von 100 hinter aller Steifheit und Aufgerecktheit, hinter Denkerstirn und olympischer Schweigsamkeit nichts verbergen als Hohlheit, Wichtigtuerei und mitunter auch Feigheit. Die, die mit den Dingen spielen, an zu weitgehender Leichtlebigkeit oder doch an Mangel an Würde laborieren, sie mögen nicht die Besten sein, aber die Schlechtesten sind sie sicher auch nicht. Wie entzückend waren jetzt Jean und Anatole, als sie den großen Wirrwarr jenes Tages in immer wechselnden Szenen und Bildern vor mir entrollten und zuletzt in eine humoristische Fehde untereinander geratend, nicht feststellen konnten, wer an jenem Tage [Schlacht bei St. Quentin] am weitesten gelaufen sei . . ."[1])

[1]) In gleichem Tone spricht Fontane (Von Zwanzig bis Dreißig, S. 619) zu seinem Vater von dem höchst bescheidenen Anteil, den er selbst an der

„Je älter ich werde . . .“ hieß es oben; dieser Eingang erscheint uns wichtig: je näher Fontane seiner letzten, produktiven Epoche kommt, desto freier werden in ihm die ererbten Antriebe, nicht im Leben, aber im Anschauen des Lebens; vielleicht ist dieses letztere Moment die stärkste Ursache seiner endlichen Entfaltung.

Auch das Wohlgefallen an den französischen Frauen bezeichnet er selbst etwas scherzhaft als Errungenschaft seiner Reife.

„Es muß wahr sein, diese Französinnen haben etwas Pikantes, das manches Fehlende nicht nur ausgleicht, sondern ihnen noch einen Überschuß sichert; namentlich im Vergleich mit den Engländerinnen! Und das ist ein Glück, denn es ist der Sieg des Geistigen über die bloße Form. Ich für mein Teil bin längst so weit, ein kluges Zucken um die Mundwinkel unendlich anziehender zu finden als die korrekteste Nasenbildung.“

Eine gewisse Vorliebe dieser Art verrät auch der Theaterkritiker Fontane; bei Besprechung französischer Stücke unterläßt er es nie,

---

Berliner Märzrevolution genommen hat. Der Vater lacht: „So was tat ihm immer ungeheuer wohl.“ Hier berühren wir die Wurzel seiner instinktiven Vorliebe für das französische Volk; wir können dabei ganz von abstrakt rassentheoretischen Gesichtspunkten absehen; Familienanhänglichkeit, Nachwirkung erster Jugendeindrücke gibt eine hinreichende Erklärung. Daß Fontane seine Eltern noch ganz als französische Typen empfand, daß er in ihnen sogar noch die besondere provinzielle Note ihrer gascognischen und cevenolischen Heimat bemerkte, ist durch kurzen Hinweis auf das Buch „Meine Kinderjahre“ (Kap. 2) zu erledigen. Das zweite Memoirenwerk bringt noch Nachträge zu dieser Familiencharakteristik, z. B. (Von Zwanzig bis Dreißig, S. 568): Der Vater „war, wie in so vielem, so auch darin ganz Vollblutfranzose, daß er, sobald er eine Formel für eine bestimmte Situation gefunden hatte, sich vollkommen beruhigt fühlte“. Fontanes Onkel August ist ein echter Gascogner.

Fontane wurde in Frankreich auf unheimliche Art auch an die körperliche Erscheinung seines Vaters erinnert. (Nach seinem Zeugnis war er der Typus eines schönen französischen Dragoneroffiziers.) Als Gefangener wird er einem Gerichtsbeamten vorgeführt (Kriegsgefangen, S. 11): „Ich war wie vom Donner getroffen; das leibhaftige Ebenbild meines Vaters stand vor mir. Wir schrieben den 5. Oktober; vor drei Jahren, fast um dieselbe Stunde, war er gestorben; hier sah ich ihn wieder, frisch, lebensvoll, hochaufgewachsen, mit breiten Schultern und großen Augen, im Auge selbst jene Mischung von Strenge und Gutmütigkeit, wie sie ihm eigentümlich gewesen war.“ Ein Gefühl von Bruch und innerster Entfremdung den Franzosen gegenüber, wie es die übrigen Deutschen 1870 beherrscht, konnte in Fontane bei solchen Möglichkeiten nicht aufkommen. Unmittelbar nach dem Kriege, erscheint es ihm als eine Anstandspflicht der Deutschen, als Sieger, die ersten Schritte zu einem wieder freundschaftlichen Verhältnis zu tun. „Mit denen, die das bestreiten, streit ich nicht“ (Aus den Tagen der Okkupation II, S. 159). Vor der Auffassung der Franzosen als „Erbfeinde“ bewahren ihn schon seine historischen Kenntnisse. Dieses deutsche Vorurteil wurzelt in der Erinnerung an die Raubkriege des 17. Jahrhunderts, Fontane aber weiß, daß damals, ebenso wie zur Zeit des Empire, ein halbfremder Gewaltherrscher die Franzosen erobernd in deutsches Gebiet vortrieb. Ganz wie ein moderner französischer Historiker, E. Lavisse, betont Fontane das Habsburgisch-Spanische in Ludwig XIV. (Vor dem Sturm, S. 192.)

auf das Unfranzösische im Spiel der deutschen Darstellerinnen hinzuweisen. Nachdem er z. B. seine Bedenken gegen Scribes „Damenkrieg" vorgebracht hat, fährt er fort:

„Allein diese Mängel sind französische Mängel, über die eine französische Aufführung hinweghilft. Sie mindern sich unter der Raschheit des Spiels, unter der Eleganz der Erscheinung, unter der Lebenswahrheit aller Formen — sie mindern sich oder verschwinden wohl gar ganz. . . . Alle Kunst ist national befangen und deutsche Schauspieler werden in der Wiedergabe spezifisch französischer Elemente nie ganz reussieren."

Von einer jungen Darstellerin der „Grille" sagt er:

„Von dem Leidenschaftlichen, dem Romantisch-Dämonischen, das diesen Charakter so anziehend macht, keine Spur. Die echte Fanchon bekehrt die Menschen von innen heraus. Fräulein Wienrich beschränkt sich auf die Wirkung eines untadeligen, aber zwischen Oder und Elbe geborenen Profils. Alles norddeutsch, die unfranzösischeste Fanchon, die gedacht werden kann."

„Das Fräulein von Belle-Isle" des älteren Dumas läßt bei ihm die gleiche Saite schwingen:

„Der Zauber dieses Stückes beruht auf dem Umstand, daß alles an und in ihm spezifisch französisch ist. . . . Hat man aber beständig die Empfindung . . . daß die Wiege der Marquise von St. Prie an Pegnitz oder Regnitz, die Wiege des schönen Fräuleins von Belle-Isle aber sogar an Ober- oder Unterspree gestanden habe, da wo sie die Grenze zwischen Teltow und Niederbarnim zieht, so ist allen diesen Gestalten ihr Reiz genommen; . . . was wir vermißten, war ‚le diable au corps' . . . Champagner, der nicht mehr schäumt, ist kein Champagner mehr."

Auch in der Rolle der Orsina will er vor allem das Südliche betont wissen. Die Berliner Darstellerin

„ist dazu zu blond, nicht bloß von Haar und Teint, auch von Natur und Charakter . . . Einer echten Orsina gegenüber empfindet man: ihr Leib verzehrt sich oder ihr Geist; dieser Orsina gegenüber scheidet man mit der Hoffnung: sie erholt sich wieder".

Diese Proben beweisen zunächst keine subjektive Vorliebe für französische Art; die Dichtung scheint ihm hier das romanische Wesen zu fordern; ganz entsprechend lehnt er etwa eine rassig-jüdische Darstellerin in der Rolle der Philippine Welser ab (Causerien, S. 372): „Sie könnte Augsburger heißen, aber eine Augsburgerin ist sie nicht." Eine wirkliche Vorliebe für französisches Wesen verrät sich unzweifelhaft erst in seinen Besprechungen der „Jungfrau von Orléans", wenn er, sicher weit über Schillers Absicht hinaus, in Jeanne vor allem die Vollblut-Französin dargestellt sehen will. Am kältesten lassen ihn die „deklamatorisch — und blond — sentimentalen Vertreterinnen". (Causerien, S. 85, 84.) Aber auch eine zu nüchterne Darstellerin ärgert ihn sehr; er hat in diesem Punkte fast französisch-nationale Empfindlichkeit. „Die Heldenprophetin von Dom-Rémy, die reinste, rührendste und großartigste Erscheinung der christlichen Zeitrechnung, gestaltete sich zu einem weiblichen Faufaron, zu einem kurzröckigen

Naseweis. Ein Berliner Fräulein, das Bäuerin spielt. Da zieht er noch eine slawische Interpretin vor. Überhaupt kommen ihm Slawinnen gleich nach den Französinnen. So F. Br. I, S. 296: „Es ist doch kein leerer Wahn, was von der Liebenswürdigkeit und dem eigentümlichen Charme der Polinnen gesagt wird. Die Deutschen mit ihrer ‚ewigen Ordnung' kann ich nicht als das Ideal der Schöpfung ansehen." Vgl. aber den Brief F. Br. II, S. 340.

Daß in entscheidenden Momenten der gleiche Instinkt auch schon im jungen Fontane Einfluß gewann, beweist seine Brautwahl. Emilie Rouanet war die Enkelin eines Toulousaner Bürgersohnes, der um 1760 von preußischen Werbern war ins Land gebracht worden.

„Das Hervorstechende ihres Wesens", so schreibt er am 10. Nov. 1847 an W. Wolfsohn, „ist, körperlich und geistig, das Interessante; sie wird mich auch da zu fesseln wissen, wo mir größere Schönheit, umfassenderes Wissen und selbst tieferes Gefühl auf meinem Lebenswege begegnen sollte. Mit einem Wort: sie ist ‚liebenswürdig'; sie hat jenes unerklärbare Etwas, was allem einen Reiz verleiht; die Schwächen selbst werden zu Tugenden gestempelt . . ."

Bei all diesen Lobreden durfte Fontane, wenn er nicht ihre Wirkung völlig aufheben wollte, einen Gedanken nicht aussprechen, der schon damaligen Lesern sich aufdrängen mochte: Fontanes Wohlgefallen an der fremden Art hat seinen Grund in seinem fremden Blute, das in der Urheimat halbverlorene Instinkte wiederfindet. Daß er dies ganz klar erfaßte — und verschwieg, ist unwahrscheinlich; er hätte nicht so unbefangen gelobt, wenn er sein Urteil als subjektiv bestimmtes erkannt hätte. Darum muß ein an sich sehr geringfügiges Zeugnis mitgeteilt werden, weil es ein unbewußt entschlüpftes Eingeständnis seiner doch eigentlich fremden Anlage enthält. (Aus den Tagen der Okkupation II, S. 191 f.) In Gorze, bei Metz, bietet ihm die Wirtin, um seinem deutschen Gaumen zu schmeicheln, das vermeintliche Nationalgericht an: „du jambon avec choucroute". „In nichts aber, und am wenigsten in Sauerkrautsfragen, dem Deutschtum rücksichtslos rückhaltslos[1]), verfallen, lehnte ich ihre beabsichtigte Gutat ab und entschied mich für einen ‚gigot'." Physische Neigungen sonst national assimilierter Personen können bedeutsame Aufschlüsse geben; sie sind das Letzte, das widersteht[2]). Jenem auf der Wippe des Lächerlichen

[1]) Dergleichen Versehen sind in Fontanes journalistischen Arbeiten häufig; im selben Buche Bd. II, S. 148, A. 2, fehlt ein „nicht" vor „Blutsgeres"; vielleicht ist es aber auch ein Beleg für jenes Unsicherheben in der Wortwahl, das er mehrfach, z. B. Nachlaß S 289, beklagt.

[2]) Fontane selbst findet einen Zusammenhang zwischen der kulinarischen und der ästhetischen Stumpfheit seiner Landsleute. Über eine Rede Eugen Richters schreibt er (Br. II, S. 339): „In jedem anderen Land würde man vor Begeisterung darüber Kopfstehen, aber die Deutschen, die kaum ein schlechtes von einem guten Hammelkotelett unterscheiden können, wo sollen die den Geschmack herhaben, für eine so glänzende Leistung."

stehenden Zeugnisse ist noch ein zweites an die Seite zu stellen. (F. Br. II, S. 263.) Fontane lag krank auf Wiek. Er berichtet an seine Frau über einen Besuch seines jüdischen Freundes, des Amtsgerichtsrates Friedländer: „Zum Glücke kam F. und leistete mir dritthalb Stunden Gesellschaft; in solcher Lage merkt man erst, was ein Plauderer wert ist. Der richtige Germane kommt freilich mit Ausstrecken und Rauchen ebensoweit." Also ein richtiger Germane war er wenigstens in diesem Punkte auch in seinen eigenen Augen nicht.

Hier ist eine verwandte Betrachtung anzuknüpfen; das lebendige Erfahren französischer Art fällt in Fontanes sechstes Lebensjahrzehnt, die Instinkte und Anschauungen, die mir bei ihm als den typisch französischen ähnlich erscheinen, zeigen sich deutlicher erst in diesem Alter; sein praktisch-bürgerliches Leben hat der junge Fontane durchaus nach dem üblichen deutschen Zuschnitt der Fünfzigerjahre eingerichtet; Liebesheirat (nicht ohne etwas kühl bewußte Wertung der Braut), Wahl ohne Rücksicht auf materielle oder gesellschaftliche Interessen, fünfjährige Brautschaft, Heirat bei unsicherem, mehr als bescheidenem Einkommen, sieben Kinder — anders steht es in der Theorie des älteren Fontane. Einmal widerspricht er Ibsens Verurteilung der „Vernunftehe" (Causerien, S. 180 ff.), einfach durch Berufung auf die Wirklichkeit:

„Solange die Welt steht oder solange wir Aufzeichnungen haben über das Gebaren der Menschen in ihr, ist immer nach den Verhältnissen und nur sehr ausnahmsweise nach Liebe geheiratet worden. . . . Unter allen Umständen ist es mein Credo, daß, wenn von Uranfang an statt aus Konvenienz und Vorteilserwägung lediglich aus Liebe geheiratet worden wäre, der Weltbestand um kein haarbreit besser wäre als er ist."

Die mehr verstandesmäßige Regelung dieser Dinge, wie sie etwa seit 1880 nun auch in Deutschland fühlbar wird, hat ganz seinen Beifall (F. Br. II, S. 32, 1883):

„Wenn ich jetzt solche jungen Paare sehe . . . tust Du (Emilie Fontane) mir nach 33 und fast kann ich sagen nach 38 Jahren noch nachträglich aufrichtig leid. Wie gut haben es diese Leute, und wie schlecht hast Du es gehabt. Von mir red ich nicht; Poetenverrücktheit und Poetendünkel helfen einem über alles weg. Aber die armen Frauen! Hunger, Not und Sorge, kleine Kinder, keine Aussichten (oder höchstens auf neue) und von der Welt mit einem Blick des Mitleids oder wohl gar mangelnder Achtung gestreift."

In der Frage der Kindererziehung äußert er einmal eine Ansicht, die ihn zu echter, alter, deutscher Tradition in Widerspruch bringt. Der naivere Germane ist seit jeher dem Kindersinn näher, obliegt der „Kinderzucht" wenn nicht pflichteifriger, so sicher freudiger. Den Kinderbriefen Luthers hat die reiche französische Literatur nichts Gleichwertiges gegenüberzustellen; Elisabeth Charlotte kann nicht genug schelten über die unverständige Behandlung der französischen Kinder.

Dieser relative Mangel an Verständnis für das Kindergemüt wird von Franzosen, die germanisches Leben kennen, auch zugegeben, der Historiker G. Monod sieht z. B. Michelets eigentlichste Besonderheit darin, daß er im französischen Schrifttum ein seltenes Beispiel bewahrter Kindlichkeit ist.

Cet âge est sans pitié; dieses Wort Lafontaines zeigt, wie die scharfe, pessimistische Beobachtung des grand siècle auch vor der Kinderseele nicht Halt macht; dieses Verhältnis zum Kinde kommt in den nationalen Erziehungsgewohnheiten zum Ausdruck; zweimal, als Säugling und als Halbwüchsiger, wird das Kind in vielen Fällen außer Haus gegeben. Gerade dieser Tradition nun stimmt Fontane — theoretisch — zu. Er schreibt am 12. Juli 1863 an seine Frau (F. Br. I, S. 130) — er ist allein in Berlin zurückgeblieben —

„. . . . bei Tisch ist es mir eine Erquickung, nichts von Erziehung zu hören oder selber erziehen zu müssen. Ich habe für diese Partien des Familienlebens keinen Sinn; es hängt damit zusammen . . . daß mich nur das Adlige interessiert . . . es kommt in allen Ständen vor, es ist der Sinn für das Allgemeine, für das Ideale und die Abneigung gegen den Krimskrams des engsten Zirkels . . . Die Alten ließen diesen Kleinkram durch ihre Sklaven besorgen; heutzutage hat man Bonnen . . . oder (in Frankreich) Klosterpensionate[1]. Ich weiß alles, was dagegen zu sagen ist, aber ich kann mir nicht helfen, es ist doch alles mehr nach meinem Geschmack."

Der Umfang und die Tiefe von Fontanes französischer Literaturkenntnis ist nach den vorliegenden Zeugnissen nicht genau zu bestimmen; Autoren, über die er völlig schweigt — literarische Gespräche und Briefe wurden ihm leicht „abschmeckig" — mag er doch wohl gekannt haben, andere, auf die er anspielt, müssen ihm darum noch nicht wirklich gegenwärtig gewesen sein; der ehemalige Apothekergehilfe empfindet lange noch den Druck halber Bildung[2] und als Journalist, als Tageskritiker mag er im Drang der Stunde manches literarische Urteil niedergeschrieben haben, das nicht aus erster Quelle oder doch aus sehr verblaßter Erinnerung geschöpft ist. Ein Beispiel für die sich daraus ergebenden Schwierigkeiten der Deutung ist gleich die literarhistorisch am weitesten zurückgreifende Äußerung, zu der ihn eine Aufführung der „Piccolomini" veranlaßt:

„Wir haben [hier] die Klarheit, den Stil, die Handlungslosigkeit des französischen Klassizismus (nach dem ich, beiläufig bemerkt, in der Wüstheit unserer Tage [1878] mehr und mehr eine Sehnsucht empfinde . . .)"

Ist das nur, nach 27 Jahren, ein Nachhall des Berliner Gastspiels der Rachel[3]? Wieviel sonstige Kenntnis und Anschauung Racines

[1] Von mir unterstrichen.

[2] Br. I, S. 52.

[3] F. Br. I, S. 23: „Gleich der erste Moment ihres Auftretens, eh' sie noch ein Wort gesprochen hat, ist sechs deutsche Theaterabende wert. Das nenn'

— nur der kann gemeint sein — liegt diesem interessanten Urteil zugrunde? Eine gewisse Ergänzung dieses allzu aphoristischen Wertnurteils finde ich in einem Satze der Kritik über Wildenbruchs „Fürst von Verona“ (Causerien, S. 264 f.):

„Und so ist denn tatsächlich nichts da, was echtes wirkliches Leben hätte. Die hohe Tragödie braucht dessen freilich nicht, aber sie braucht dafür leidenschaftlich gespannte Gegensätze, Konflikte, die wir empfinden, in denen wir selber mit aufgehen.“

Daß Fontane der hohen Tragödie gegenüber die Forderung nach realistischer Lebensfülle fallen läßt, ohne daß sie darum, wie bei fast allen Germanen, in seiner Schätzung sinkt, ist umso interessanter, wenn wir damit eine Charakteristik der tragédie classique bei Emile Faguet vergleichen:

„La tragédie telle que l'a faite l'esprit français est avant tout une oeuvre de logique, d'élégance, de morale pratique. C'est le moins poétique de tous les théâtres, c'est le moins réel aussi et le moins vivant; c'est le plus net, le plus arrêté, le plus sûr dans sa marche.“

Daß Fontane bei der oben zitierten Charakteristik auch nur in erster Linie an die französische Tragödie gedacht hat, ist unwahrscheinlich; um so merkwürdiger, daß die ästhetischen Ansprüche, die er instinktiv an die hohe Tragödie stellt, eben diejenigen sind, die vor allem die tragédie classique zu befriedigen vermag. Auch in einer Verteidigung von Richard Wagners Ring-Dramen scheint sich ein ähnlicher Instinkt zu regen:

(F. Br. I, S. 316) „Der oft gemachte Vorwurf, ‚es seien keine Menschen‘, hat keine rechte Bedeutung; es sind menschliche Leidenschaften und Charakterzüge, die uns vorgeführt werden: Angst, Mut, Schlauheit, Intrigue, vor allem (Wagners persönliche Hauptleistungen) Goldgier und Liebesgier.“

Darin liegt eine starke Bejahung Molières. Er verteidigt das künstlerische Recht der Karikatur bei Molière, gegenüber dem realistischen Lustspiel.

(Causerien, S. 31). „Es scheint doch noch ein Höheres, mindestens ein Anderes, Gleichberechtigtes zu geben, das, ähnlich wie in der großen Tragödie, die bloße Wirklichkeit, die sozusagen bürgerliche Lebenswahrheit der Charaktere aufgeben darf, um auch im Komischen einem Ideale nachzustreben, ... das seine eigenen Gesetze hat.“

An dem literarhistorischen Faden können wir bei der Lückenhaftigkeit der überlieferten Aussprüche nicht festhalten; ein einfach quantitativer Gesichtspunkt muß uns weiterhin bei ihrer Anordnung leiten. Nur bei der

ich ein lebendes Bild! Im übrigen leidet sie alle fünf Akte durch an der Nymphomanie (Mannstollheit), was allerdings mehr in die Charité als auf die Bühne gehört. Eine Verirrung! Aber so großartig, daß man zu keiner direkten Verdammung kommen kann.“

Lesung eines französischen Schriftstellers können wir Fontanes wechselnde, sich im Widerspruch klärende Eindrücke fast von Tag zu Tag verfolgen. Seine systematische Zola-Lektüre (er beginnt mit Band I der Serie „Les Rougon-Macquart") im Juni 1883 ist, in ihren Zeugnissen als individual-psychologisches Material betrachtet, ein ergiebiges Gegenstück zu den Pariser Briefen vom Jahre 1854. (Briefe an Frau Emilie Fontane vom 8., 9., 12., 14., 15., 25. Juni 1883.) Es war nicht Fontanes erste Zola-Lektüre. In einem Briefe vom 25. März 1880 heißt es:

„George [Fontanes ältester Sohn] lebt übrigens nur noch für Zola und geht in seiner Schwärmerei offenbar zu weit. Das Talent ist kolossal und gar nicht zu überschätzen; es ist mir aber ganz unzweifelhaft, daß die Kunst andere Aufgaben hat. Es ist ein Unterschied, ob ich die Morgue male oder Madonna, auch wenn das Talent dasselbe ist."

(Damals hatte er wahrscheinlich Stücke aus dem drei Jahre vorher erschienenen Bande „L'Assommoir" gelesen.)

Fontane hatte nur in den Sommerferien Zeit zu vertiefter Lektüre; kühl, als an ein Pensum, tritt er 1883 zum zweitenmal an den plötzlich europäisch gewordenen Autor heran; durch Ruhm läßt sich Fontane nicht beirren, auch der starke Eindruck, den er selbst erfahren hatte, ist vergessen.

Brief vom 8. Juni: „Als Mann vom Fach interessiert mich die Sache sehr, aber von Bewunderung keine Rede. Solche Arbeit wie die ‚Grenzen der Menschheit' von Heyse ist reine klassische Kunstblüte daneben. Die Vorrede zu ‚La Fortune des Rougons' ist Unsinn und Anmaßung."

Besonders diese kurze schroffe Ablehnung der sozialen Theorie Zolas ist bezeichnend; ebenso bündig wird wenige Jahre später Ibsens theoretische Gesellschaftskritik abgelehnt (außer in der wider-idealistischen Wildente). Diese Stellung ist wichtig, einmal weil gerade die spekulative Seite dieser beiden Schriftsteller Teil hatte an ihrer Wirkung auf die damalige deutsche Jugend, dann aber weil Fontane mit seiner kühlen Ablehnung dieses „Mumpitz" (bei Bewunderung der künstlerischen Kraft beider) ganz die gleiche Haltung einnimmt, wie die gleichzeitigen großen französischen Kritiker, die die echt französische Überlieferung tiefgrabender Seelenanalyse, überlegener, oft ironischer Haltung, vollendeter Form, gegen die rohere Überkraft des Halbitalieners Zola mit aller Schärfe verteidigten. Alle, der dogmatisch überzeugte Ferdinand Brunetière, wie der skeptische Anatole France und der Skepsis spielende Jules Lemaître, zerpflückten, ganz wie Fontane, zunächst die „Soziologie" Zolas; wie Fontane nimmt dann auch Lemaître Ibsens Gedanken nicht ernst, will nur eine Rückkehr George Sand'scher Verstiegenheiten darin sehen. Die französische Campagne gegen Zola verliert sich bis in die Kleinlichkeit, ihm seine schlechten

Gymnasialzeugnisse vorzurücken (der Vorwurf ist, zumal für die damalige humanistische Schule Frankreichs, nicht ganz so nichtig als es scheint; die literarisch-formelle Ausbildung in lycées war und ist wohl noch so fein, daß ein stilistisches Talent als solches sich schon dort fast notwendig kundgeben mußte; die formelle Eleganz fehlte eben bei Zola). Auch Fontane spürt: „er tut gebildet, ist es aber nicht."

In Frankreich sucht man Zola mit „echten" Realisten wie Daudet und der Elliot zu widerlegen; so sagt auch Fontane (Brief vom 14. Juni):

> ... der echte Realismus wird auch immer schönheitsvoll sein; denn das Schöne ... gehört dem Leben gerade so gut an wie das Häßliche. Vielleicht ist es noch nicht einmal erwiesen, daß das Häßliche präponderiert. Die Beimischung von Kleinlichem und Selbstischem schafft wohl die sogenannten „Menschlichkeiten", aber nicht die nackte Gesinnungsgemeinheit, deren Verkünder Zola ist. Was von Idealität daneben herläuft ... ist Verzerrung, Poesie mit Albernheit verquickt. Man sieht, es paßt ihm nicht."

Diese letzte Wahrnehmung wird wiederum von jenen französischen Kritikern boshaft unterstrichen. Aber Fontane wußte nichts von diesen erbitterten französischen Angriffen gegen den Mann, der, bei manchen entschieden unfranzösischen Zügen, durch mehr als ein Jahrzehnt Frankreich literarisch vor Europa geradezu repräsentierte. Auch Fontane glaubt in Zola den Gehalt der modernen französischen Literatur zu haben und zieht Schlüsse aus dieser falschen Annahme: „Wenn alle französischen Romane so sind, so hat Spielhagen allerdings recht, ihnen Komposition abzusprechen und ... auch recht, sich drüber zu stellen". Die Darstellung fand er zwar schon am ersten Tage „lebhaft, farbenreich, fesselnd, aber nichtsdestoweniger alles nur Schmöker ... Höchster oder auch nur höherer Schmöker sein, ist vielleicht das Romanideal, aber mittlerer Schmöker mit ein paar Spitzen, ist mir nicht genug. Es erinnert mich beständig an Gödsche". Dieser Gödsche war ein ehemaliger Redaktionskollege Fontanes, Verfasser zahlreicher Schauerromane. Ganz so ärgerte man Zola in Frankreich, indem man auf Eugène Sue und Viktor Hugo — die Vorbilder jenes Gödsche — verwies.

Der Brief vom 12. Juni bringt die charakteristische Umkehr:

> „Mit Zola rück ich jetzt rascher vorwärts, weil die Fehler, die mir anfangs haarsträubend erschienen, fast ganz verschwinden ... alles in allem aber doch eine traurige Welt. Darauf leg ich indes kein großes Gewicht, das ist Anschauungs- nicht Kunstsache. In Anschauungen bin ich sehr tolerant, aber Kunst ist Kunst[1]). Wer nicht selber Künstler ist, dreht natürlich den Spieß um und betont Anschauung, Gesinnung, Tendenz."

Dieser Toleranz war damals, 1883, kaum ein anderer deutscher Schriftsteller seiner Generation fähig. So hat er fast allein den ruhigen

[1]) Von mir unterstrichen.

scharfen Blick, der, gegenüber scheltender Verneinung und stürmisch unbedingter Bewunderung, das eigentümlich Unerfreuliche bei Zola erfassen kann.

Brief vom 14. Juni: „Von Unsittlichkeit oder auch nur von Frivolität keine Spur (es ist grenzenlos dumm, daß gerade das diesen Büchern vorgeworfen wird) und selbst von Cynismus ist kaum was zu finden; es ist aber durchaus niedrig in Gesamtanschauung von Leben und Kunst. So ist das Leben nicht und wenn es so wäre, so müßte der verklärende Schönheitsschleier dafür geschaffen werden ..."

Die letzte Bemerkung klingt altmodischer als sie gemeint ist. Schönfärberei war Fontane von je, bestimmt aber schon damals verhaßt, er denkt nicht an ein stoffliches Weglassen des Häßlichen, sondern an eine Abstand schaffende Behandlung. Den „verklärenden Schönheitsschleier" fand er persönlich in anmutiger Ironie und in der (von ihm selbst als sein französisches Erbteil bezeichneten) Plaudergabe, mit der er noch im Grunde unerfreuliche Gestalten, wie den Bankier in „L'Adultera" oder die junge Frau in „Irrungen, Wirrungen" reichlich beteilt. Fontanes Realismus ist über alle Unterschiede der Form hinweg verwandt mit dem, was man an Realismus bei Racine finden kann: harmonisch schöne Sprache als Gewand über Gestalten, die in ihrem sittlichen Werte nie idealisiert sind. Man denke an Mithridate, an Bajazet; eine Erhöhung im Schillerschen Sinn kommt da nie vor. Das beste Beispiel für dieses Stilprinzip Fontanes scheint mir „Unwiederbringlich". Der in seiner Notwendigkeit oft angezweifelte Selbstmord der Frau ist gewissermaßen schon durch die Sprache gefordert; der Ton ist so wohllautend abgedämpft, daß den Vorgängen ihre ganze Härte bleiben muß. Die gleichen Kunstmittel, vielleicht auch in polemischer Absicht gegenüber dem humorlosen Naturalismus, hat Anatole France in seiner „Histoire Contemporaine" verwendet (auf die Verwandtschaft zwischen diesem vierbändigen Plauder-Roman und dem „Stechlin" hat zuerst Artur Eloesser hingewiesen).

In einem Punkte läßt Fontane Zola mehr Gerechtigkeit widerfahren als die französische Kritik:

„Zola ... hat das Reportertum zum Literaturbeherrscher gemacht. Und eine gute Strecke Weges gehe ich dabei mit ihm. Ich erkenne in dem Heranziehen des exakten Berichtes einen ungeheuern Literaturfortschritt, der uns auf einen Schlag aus dem öden Geschwätz zurückliegender Jahrzehnte befreit hat, wo von mittleren und mitunter auch von guten Schriftstellern beständig, ‚aus der Tiefe des sittlichen Bewußtseins heraus', Dinge geschrieben wurden, die sie nie gesehen hatten"[1].

Im Lande Balzacs, Flauberts, der Goncourts hatte man keinen Anlaß, Zolas ungeheure, pedantisch ausgebreitete Materialmassen als

[1] Aus einer Kritik über Alexander Kiellands „Arbeiter", wieder abgedruckt Nachlaß, S. 275.

unerhörte Tat zu feiern; für Fontane war das ein Schritt zur geistigen Erlösung. Fontanes Meisterstück eigentlicher Erzählung „Unterm Birnbaum", wäre ohne Zola kaum denkbar, obwohl es in jedem Zuge nur Fontanisch ist[1]). Es ist belehrend, zu sehen, welche Partien bei Zola Fontane offenbar als Glanznummern erschienen: der Gang in die Pariser Käsekeller oder in die Bildergalerie oder zum Wettrennen nach Longchamps oder Compiègne, auch das Ganseſſen in L'Assommoir: — also Besichtigungen, Schaustellungen, Gelage, alles Dinge, die stehende Hauptmotive seiner eigenen Romantechnik sind; so besteht sicher eine literarische Beziehung zwischen jenem Arbeitergastmahl und dem Souper in „Stine". Schien ihm Zola zuerst an Heyse und Spielhagen nicht heranzureichen, so heißt es im letzten Briefe (25. Juni) mit gerader Umkehrung:

„Das Talent ist kolossal, bis zuletzt. Er schmeißt die Figuren heraus, als ob er über Feld ginge und säte. Gewöhnliche Schriftsteller, und gerade die guten und besten, kommen einem arm daneben vor, Storm die reine Kirchenmaus."

Er hat das Gefühl, allein Zola richtig erfaßt zu haben.

(25. Juni 1883.) „Was bis jetzt über ihn gesagt ist, ist alles dummes Zeug, geradezu kindisch. Nichts liegt so darnieder wie die Kritik."

Sein eigener Tadel ist keine Herabsetzung, sondern eher die ihm eigentümliche Form der Bewunderung:

„Wenn mich einer so tadeln wollte, wie ich Zola tadle, so wollt' ich ihm den Droschkenschlag aufmachen."

Balzac muß er wohl gekannt haben; ich wüßte aber nichts Beweisendes dazu beizubringen; was er an ihm gelobt, was er an ihm getadelt hätte, davon kann man sich nach der Zola-Analyse einen Begriff machen. Die Hauptschwäche hätte er sicher herausgefunden. Bei Gelegenheit von Walter Scott, Dumas (Vater) und Fritz Reuter meint er, alle diese genialen Vielschreiber, gleichviel welchem Volke sie angehörten, hätten etwas „Komissiges". Ein so gewissenhafter Arbeiter wie er, mußte so urteilen.

Von Flaubert und seiner „Madame Bovary" begegnet eben nur der Name; damit entgehen uns sehr wichtige Aufschlüsse. In der Besprechung des Brahmschen Keller-Buches (jetzt Nachlaß, S. 256) fragt Fontane: „Was ist nun Stil?" Im Sinne der Buffonschen Formel habe freilich Keller nicht nur Stil, sondern mehr davon als irgendwer.

[1]) Man beachte, wie z. B. die aufschneiderische Erzählung der Erstürmung von Warschau im Munde des Reisenden, der dann das Opfer des Raubmordes wird, dem Leser soviel Distanz zu dieser Gestalt schafft, daß der Mord eben noch hingenommen wird. (Der Erlebnisgehalt der Novelle ist in dem Buche „Kinderjahre" mitgeteilt.)

Aber diese Bedeutung sei antiquiert und an ihre Stelle sei eine andere Definition getreten, die ihm richtiger erscheine:

„Ein Werk ist um so stilvoller, je objektiver es ist, d. h. je mehr nur der Gegenstand selbst spricht, je freier es ist von zufälligen oder wohl gar der darzustellenden Idee widersprechenden Eigenheiten und Angewöhnungen des Künstlers."

Das ist klassisch-französisch und vor allem ganz im Sinne Flauberts gedacht. Fontanes Wortlaut scheint anzudeuten, daß er sich diese Formel nur zu eigen gemacht hat; ist sie ihm aber ganz selbständig aufgegangen — so ist die Übereinstimmung um so interessanter. Die Bücher seines „Landsmannes" Alphonse Daudet — dieser stammt wie Fontanes Familie aus Nimes — mag er wohl gekannt haben, wenigstens interessiert ihn ein Zeitungsaufsatz, in dem jener die Parallele Gambetta-Numa Roumestan abzulehnen sucht. Inhalt und Form wird, wohl mit Recht, scharf kritisiert, nur geht es ihm dabei, weil er das Ganze des französischen Schrifttums zu wenig kennt, wie einst Lessing bei seiner Kritik der Corneilleschen Dramaturgie: an einem zufälligen Verlegenheitsprodukt soll die Überlegenheit der ganzen französischen Literatur als nicht bestehend dargetan werden:

(F. Br. II, S. 55.) „Wenn wir doch endlich einsehen wollten, daß es mit dieser ewig proklamierten Überlegenheit der anderen Nationen auf künstlerischem Gebiet herzlich wenig auf sich hat. So schreiben wir auch und viele von uns schreiben besser."

Kaum ein anderer hat so nachdrücklich jene Überlegenheit behauptet als gerade Fontane selbst. Der Widerspruch ist nur scheinbar: er, vermöge anererbter Gaben, fühlt sich als Essayist den Franzosen durchaus gewachsen:

„Ich hätte solchen Aufsatz über Maron schreiben dürfen ... Weder Maron noch Fontane haben einen Weltnamen. Daudet und Gambetta aber haben ihn."

Merkwürdig ist eine stilistische Ausstellung. „Namentlich die Übergänge, in denen die eigentliche Kunst des Stils besteht[1]), sind schwach."

Die Stilregel, auf die er sich hier bezieht, verdankt er — einem Franzosen. Am 16. März 1869 schreibt er an den Verleger seiner Kriegsbücher:

„Lamartine hat einmal gesagt: ‚Nicht auf die Eleganz und Korrektheit der einzelnen Sätze kommt es an, sondern auf die kleinen Wörter und Wendungen, die aus einem Absatz in den andern, aus einem Kapitel in das andere hinüberleiten'"[2]).

---

[1]) Von mir unterstrichen.

[2]) Es ist mir bisher nicht gelungen, diese Stelle in Lamartines vielbändigen Prosaschriften zu finden; sie klingt aber echt und ist ganz im Sinne des flüchtigen, natürlich gewandten Vielschreibers. Fontane mag den Satz aus einer jener Berliner Zeitschriften haben, die um 1840 seine gesamte Bildung aufbauen helfen.

Die Tatsache, daß unter den bewußten Stilregeln, nach denen der Autodidakt Fontane verfuhr, eine sicher französischer Herkunft war, verdiente wohl hervorgehoben zu werden.

(Br. II, S. 191.) „Bemerkungen aus der Metiererfahrung heraus sind immer wichtig, und ich habe meine eigene Schreiberei wesentlich danach gemodelt."

Das sagte er bei Mitteilung eines Wortes der Fanny Lewald, das inhaltlich auch französisch klassizistischen Traditionen verwandt ist:

„Wenn es sein kann, laß ich immer nur zwei Menschen sprechen, auch drei, auch vier; aber darüber hinaus gehe ich nur im äußersten Notfall'. Das hat damals einen großen Eindruck auf mich gemacht."

Interessant ist schon die Bemerkung, an die Fontane jene anekdotische Mitteilung knüpft:

„Im Ganzen möchte ich aber doch sagen dürfen, daß die Bilder ... auf denen hundert Figuren und Figürchen ... richtig gruppiert werden sollen, in ihrer Wirkung auf meine Sinne hinter den einfacheren, figurenärmern zurückbleiben."

Wenn Lessing im 17. Literaturbrief das charakteristisch deutsche Kunstempfinden richtig gezeichnet hat, so haben wir hier den klaren Gegensatz dazu.

Bei Wiedergabe dieser Urteile ist daran zu erinnern, daß mit Ausnahme des nicht schlechthin repräsentativen Zola, Fontane immer nur äußerst geringfügiges Material vorlag, meist nur eine zufällig gelesene französische Zeitung oder irgendein unbedeutendes Lustspiel in deutscher Übersetzung und Aufführung[1]). Es ist nun wahrscheinlich, daß ein etwa in den ersten Sechzigerjahren in Paris verbrachter Winter sein episches Talent und seine eigentümliche Weltauffassung schneller zur Formreife gebracht oder auch durch Reaktion inniger an deutsches Wesen geknüpft hätte. Erst wenige Jahre vor seinem Tode (1894) lernte er bei einem kleinen Diner einen französischen Schriftsteller, Saint-Cère, Redakteur des „Figaro", kennen; er berichtet darüber leider nur ganz kurz, aber mit bezeichnendem Nachdruck (Br. II, S. 325):

„Es war kolossal interessant." „In einer Stunde mehr gewinnen usw." „Wir nahmen gerührt Abschied ... Ich soll sie in Paris besuchen! Was man nicht alles noch in seinen Urgreistagen erlebt!"

Ein Aufenthalt in Paris, wie er etwa den Fontane so sympathischen Rudolf Lindau literarisch gebildet hatte, wäre auch ihm eben deshalb so wertvoll gewesen, weil er frei war vom blinden Glauben

[1]) Nach einer liebenswürdigen Mitteilung Paul Schlenthers sah Fontane öfter Gastspiele französischer Ensembles; doch konnte er, durch mangelnde Sprachfertigkeit gehemmt, ihrem Spiele nicht völlig folgen und beschränkte sich als Rezensent auf trockene Inhaltsangaben.

an die unbedingte Überlegenheit der französischen Literatur, weil er ihren Vorrang nur auf etwas Erlernbares zurückführte, auf ein Erlernbares, das mit seiner eigensten spät und einsam gewonnenen Kunsttendenz vielfach übereinkam. Schon seine Kritik von Daudets Aufsatz verriet, daß er sich selbst nicht als anders, sondern in gleicher Art mindestens ebenso fein organisiert fühlte; man spürt eine gewisse Bitterkeit darüber, daß er mit diesen Gaben es kaum im eigenen Land zu halber Geltung bringen könne, während der französische Autor bei vielleicht nicht größerer Leistung europäischen Ruf erlange. Noch einmal regt ihn eine Nummer des „Figaro" zu vergleichender Betrachtung deutscher und französischer Schriftstellerei an:

(F. Br. II, S. 257.) „Wenn ich bedenke, daß der ‚Figaro' zu gutem Teil von deutschen Juden geschrieben wird[1]), so richtet sich mein deutsches Gefühl ein bißchen auf und ich sage mir dann: Es kann mit der großen Überlegenheit drüben auch so weit nicht her sein! Die Franzosen, darin sehr frei und liebenswürdig, haben dies Gefühl auch gar nicht; wir haben es nur statt ihrer und schieben ihnen alle möglichen literarischen und künstlerischen Tugenden zu . . ." Er zitiert Stauffer-Bern: „‚Die guten deutschen Bilder sind eigentlich viel besser als selbst die guten französischen; sie haben nur in Paris den Schneiderendin besser weg. Aber das ist etwas Äußerliches'. Literarisch haben sie was Ähnliches vor uns voraus: die Sorgfältigkeit der Arbeit; unsere fuchsen drauf los, was auch der Talentvollste nicht darf."

Eben hat er die allgemeine künstlerische Überlegenheit Frankreichs geleugnet, gerade weil ihm jener „Figaro" gefiel; nach der gleichen kapriziösen Logik preist er die formelle Sorgfalt der Franzosen, gerade wenn ihm ähnliches bei Deutschen begegnet. So in der Charakteristik Storms (Von Zwanzig bis Dreißig, S. 358).

„In neuester Zeit sind die Tagebücher der Brüder Goncourt erschienen, die . . . mich mehr als einmal ausrufen ließen: ‚Ja, wenn wir doch die gleiche, jedes Wort zur Rechenschaft ziehende Gewissenhaftigkeit hätten!'"

(Hat Fontane in diesen Tagebüchern mehr als geblättert, so lernte er in letzter Stunde die Welt der französischen Schriftsteller und Künstler förmlich in Phonogrammen kennen.)

Einen anderen Mangel, den er beim Deutschen gegenüber dem westeuropäischen Schrifttum empfindet, kennzeichnet er bei Gelegenheit jener Novelle von Ilse Frapan, die ihn zu seinem Gedicht „Fritz Katzfuß" angeregt hat (Br. II, S. 269 f.):

„Ich bin ganz entzückt davon. Entzückt wodurch? Weil ich in dieser kleinen Arbeit das finde, was unserer deutschen Schreiberei so grausam fehlt: Leichtigkeit,

[1]) Von hervorstechenden jüdischen Mitarbeitern am „Figaro" der Neunzigerjahre ist mir nur der Kölner Albert Wolff bekannt; er wurde übrigens von seinen Kennern nicht ernst genommen. Siehe Jules Lemaitre, Les Contemporains, Bd. III, S. 261 (eine vernichtende Erledigung), S. 269 (unten) „un pur charabia de cheval d'outre Rhin".

Grazie, Humor und — wirkliche Kunst. Ein bedeutendes Buch und einen inhaltreichen Roman können in Deutschland, wenn die Leute wollen (die Besten wollen nur nicht recht) sehr viele schreiben. Dazu braucht man bloß gescheit zu sein und viel gelernt und viel gesehn zu haben. Das alles hat mit „Kunst" sehr wenig zu tun, mit der Gabe, aus ein bißchen Brotkrume, sagen wir den Raub der Sabinerinnen im Kate Greenaway-Stil humoristisch herauszukneten. Das können die Deutschen nicht. Das ist ihr Barbarenrest und jedes Zeichen, daß es mit dieser Barbarei einmal aufhöre, begrüße ich mit herzlicher Freude."

Interessant ist, daß Iwan Turgenjew, zu dem er, wenigstens im Augenblicke seiner eigentlichsten Entfaltung, als zu einem Meister und Vorbild aufblickt (Br. II, S. 105; 1885), nur mit jenen künstlerischen Eigenschaften auf ihn wirkt, die er mit seinen Pariser Freunden aus dem Kreise Flauberts gemein hat; das spezifisch Russische in ihm wie auch in Dostojewsky stößt Fontane als „ungesund" ab[1]). So schreibt er nach der Lektüre von „Rauch": „Schließlich ist er auch ein Russe und grenzt an die Gesellschaft, die er perhorresziert". Dieser Ablehnung schickt er ein Lob voraus, das gerade das Westeuropäische betont:

„Er ist in seiner Art doch ersten Ranges. Nur solche Leute lasse ich überhaupt noch als Schriftsteller gelten; alles ist klug, bewußt, sorgfältig . . ."

Hier muß dieser Abschnitt unserer Untersuchung, der zunächst nur Fontanes Meinungen über französisches Leben und Schrifttum wiederzugeben hat, auf eine kurze Strecke in eine unmittelbare Kennzeichnung von Fontanes eigener Kunstübung, als einer verwandten, übergehen.

Zu dieser Bewußtheit und Sorgfalt der künstlerischen Arbeit rang sich Fontane in seiner Prosa sehr spät, wie er selbst meinte, sogar zu spät durch (F. Br. II, S. 17):

„Ich sehe klar ein, daß ich eigentlich erst beim 70er Kriegsbuche und dann bei dem Schreiben meines Romans [Vor dem Sturm] ein Schriftsteller geworden bin, d. h. ein Mann, der sein Metier als eine Kunst betreibt . . . deren Anforderungen er kennt. Goethe hat einmal gesagt: die Produktion eines anständigen Dichters und Schriftstellers entspricht allemal dem Maß seiner Erkenntnis . . . In poetischen Dingen hab ich die Erkenntnis 30 Jahre früher gehabt als in der Prosa." (17. August 1882.)[2])

[1]) Ja Fontane schiebt es nur auf seine zu späte Entfaltung, daß er nicht wenigstens für einen engeren Kreis besseres geleistet hätte als Turgenjew und Zola mit ihren Übertreibungen. „Ich bin kein Pessimist, gehe dem Traurigen nicht nach, befleißige mich vielmehr, alles in jenen Verhältnissen und Prozentsätzen zu belassen, die das Leben selbst seinen Erscheinungen gibt." (F. Br. II, S. 27.) Das ist die „mesure" der Franzosen. Auch im Leben liebt Fontane vor allem das Maß.

[2]) Sieh Briefwechsel mit Wolfsohn, 10. November 1847: „in dem, was ich leiste, hab ich die Leipziger Staffel hoffentlich weit hinter mir. Es fehlt mir möglicherweise jetzt die Unbefangenheit und Natürlichkeit, mit der ich damals Schlechtes und Gutes in friedlicher Gemeinschaft aufs Papier kritzelte, dafür hat sich ein gewisses Bewußtsein, eine Kenntnis dessen, worauf es ankommt, eingestellt, die vielleicht keinen bessern Poeten, aber zweifellos bessere Verse schafft. . . ."

Die Frage nach dem Warum dieser mindestens mit solcher Zeitdistanz seltenen Erscheinung zielt auf den Kern des Problems Fontane. Hier sei zur Aufhellung zweierlei beigetragen. Schon 1863, es handelte sich um die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg", muß er fast kleinlaut zugeben, daß er an der „immer besser machen Wollen-Krankheit" laboriere (Br. I, S. 236); daß er den angeborenen Trieb, „auch im Kleinen und Kleinsten möglichst perfekt zu sein", seinem Verleger und mittelbar seinem Publikum gegenüber mühsam durchzusetzen hatte; das ist die eine bestimmende Tatsache; sie besteht, solange er ein relativ unbekannter Schriftsteller ist. Noch 1869, bei der Abfassung des Kriegsbuches über den böhmischen Feldzug, hatte er sich gegen die Zumutung zu wehren, durch beliebige Einschübe den typographischen Satz des illustrierten Werkes bequemer zu machen[1]. In dem erwähnten Briefe an den Verleger der „Wanderungen" sagt er, er habe sich oft zwei Tage lang den Kopf zersonnen, um ein hübsches und passendes Motto für dies oder das Kapitel zu finden. (Er war darin nicht durchaus glücklich; besonders im Buche „Aus den Tagen der Okkupation" wirken die Mottos oft mit unfreiwilliger Komik).

Daran knüpfen wir die zweite Feststellung: Fontanes schriftstellerische Gewissenhaftigkeit ist früheren Datums als seine künstlerische Erkenntnis; noch in seinem fünfzigsten Jahre wendet er emsige Sorgfalt auf Dinge, die ihm selbst später altmodisch erschienen.

Als Theaterkritiker erhebt Fontane gelegentlich starke Einwände gegen die französische Produktion, die nach so vielen günstigen Urteilen hier nicht übergangen werden können.

So am 1. April 1878 (Causerien, S. 138). „Zwei, drei Winter lang sehe ich nun französische Komödien und freue mich, von wenigen Ausnahmen abgesehn, ihrer Kunst, will sagen ihres Aufbaus, ihrer geschickten Schürzungen und Lösungen, ihrer wundervollen Detailbeobachtung, ihres pointierten Dialogs. Aber unter allen diesen Stücken ist keines, in dem so viel gesundes Leben stecke, wie in diesem ‚Störenfried'. [Benedix.] Alle haben sie etwas mehr oder weniger Gekünsteltes, Gezwungenes, während mir der Wert eines Kunstwerkes umgekehrt in seiner Ungezwungenheit zu liegen scheint."

Daß hier erst der Autor des allzubreiten „Vor dem Sturm" spricht, ist nicht zu übersehen, immerhin ist diese Auflehnung bedeutungsvoll[2]. Wichtiger, allgemeiner ist ein zweiter Vorwurf, der das sozial-ethische Verhalten der Pariser Autoren trifft. Bei Gelegenheit von

[1] Das 1876 erschienene Kriegsbuch ist nicht mehr illustriert; Fontane meinte: „Ich finde dies beständige Auftauchen von drei, vier Kerlen, die mal einen Helm, mal einen Federhut tragen . . . doch ein bloßes Amüsement für Kinder. Für erwachsene Menschen ist es einfach langweilig."

[2] Auch „Vor dem Sturm" ist nur erst Versuch. Z. B. verteidigt da Fontane die Zwischenrede des Autors, ein Stilprinzip, das er später preisgab.

Scribes „Feenhände" beschuldigt er ihn und seine Kollegen der Gesinnungslosigkeit, des „rücksichtslosen Rücksichtnehmens" auf das eine: Was wirkt heute? Was will der Epicier hören und sehen?

(Causerien, S. 112). „Aus diesem feigen sich Unterwerfen, worin die französischen Schriftsteller (und die populären am meisten) immer groß waren, ist zu erheblichem Teile das Unheil entstanden, das alle zwanzig Jahre ... über die Pariser Bevölkerung hereinbricht. Alles was berufen wäre, geistig zu leiten, zieht es vor, servil die Schleppe zu tragen, und wenn dann die Saat aufgeht, dann ist ein Verwundern, dann gibt es ein Weißwaschen oder wohl gar eine sittliche Empörung; und die Deportationsschiffe füllen sich mit Tausenden, die an einem warmen Sumpfplatz die Zeche bezahlen müssen"[1]).

Bei der Bewertung dieses Ausfalls ist sein Datum im Auge zu behalten, der 31. Oktober 1871, das Jahr der Kommune.

Am Schlusse dieses Abschnittes ist noch ein Zeugnis mitzuteilen, das erraten läßt, in welchem Rangsverhältnis Fontane bei anderen und wohl auch bei sich das französische Kulturerbe neben den märkischen Anpassungen empfand. Frau Emilie hatte ihrem Manne das Kompliment einer französisch sprechenden Freundin, einer Mlle. Desteuque, mitgeteilt: „Madame la plus gracieuse physiquement et moralement". Darauf antwortet er (F. Br. II, S. 57):

„Du bist, nicht nur Deiner tatsächlichen Abstammung sondern auch Deinem ganzen Menschen nach, halb aus Beeskow, halb aus Toulouse. Hast Du Deinen Toulouser Tag, so hat die Desteuque vollkommen recht; hast Du Deinen Beeskower, so hapert es. Ich bin Dir aber das Zeugnis schuldig, daß, wenn nicht kleine Verhältnisse Dich niederdrücken, der Toulouser Tag vorherrscht. Am toulousesten bist Du, wenn gut Wetter im Kalender steht, in Deinem eigenen Hause. Unter Fremden, wenn sie fein, klug und vornehm sind, bist Du mehr oder weniger befangen, und wenn sie trivial sind, gehst Du sofort auf ihre Trivialitäten ein und wirst kleinstädtisch und spießbürgerlich."

In welchem Sinne hier Toulouse und Beeskow gebraucht ist, bedarf keiner Erläuterung[2]). Dann lesen wir aber im zweiten Memoirenbande Fontanes ein Wort, das die Frage nach Fontanes geographischen Sympathien glatt zugunsten des Nordens und damit für die germanische Welt entschieden zu haben scheint. So versteht auch

[1]) Das ist nur die Anwendung eines französischen Urteils; eben damals las er in F. Sarceys Buch „Die Belagerung von Paris" bei der Charakteristik des Generals Trochu folgenden Satz, den er in seinem Kriegsbuch gesperrt abdrucken ließ (II, S. 31; Trochu war mit einer abfälligen Beurteilung der französischen Wehrmacht hervorgetreten): „Ganz gewiß gehörte ein nicht geringer Mut dazu, ein solches Buch zu schreiben und zu veröffentlichen, ein Mut, der in Frankreich der seltenste von allen ist, der bürgerliche Mut."

[2]) Vgl. „Der Stechlin", S. 387:

„Tante Adelheid ist eminent unfranzösisch."

„Ah; ich versteh! Also komische Figur."

„Auch das nicht so recht, Papa. Sagen wir einfach zurückgeblieben, vorweltlich."

ein französischer Literarhistoriker die Stelle[1]). Sie lautet (Von Zwanzig bis Dreißig, S. 157, Fontane gibt Oxford ästhetisch den ersten Rang und fügt hinzu):

„Alle die, die den Sinn für den Süden haben, werden anders urteilen, ich für meine Person aber bin ausgesprochen nicht-südlich[2]) und kann das Wort, das A. W. Schlegel auf seinen Freund Fouqué anwandte, füglich auch auf mich anwenden: ‚Die Magnetnadel seiner Natur ... zeigt nach Norden'".

Die Alternative betrifft hier nicht Deutschland und Frankreich, sondern die englisch-skandinavische Welt (Fontanes Vorliebe für Skandinavien ist sonst bezeugt) und „den Süden", d. h. Italien (es handelt sich um die Schönheit von Städtebildern); Fontanes Urteil wäre allerdings kaum viel anders, wenn Volk und Leben in Frage stände, aber jedenfalls kann jenes angeführte Wort unseren Begriff von seiner inneren Haltung zu Deutschland und Frankreich höchstens mit einer schwachen Komponente zugunsten des ersteren verschieben, nicht aber ihn umkehren[3]).

Die Sympathie für englisches Wesen bringt Fontane in keinen Gegensatz der Empfindung zu den Franzosen im allgemeinen, zu einigen ihrer Besten im besonderen. Unter den drei größten französischen Anglomanen, Guizot, Mérimée, Taine, ist der erste sogar Südfranzose aus Nimes wie Fontanes Ahnen. Besonders wichtig ist der Fall Taine. Gabriel Monod (Les Maîtres d'Histoire, S. 169) sagt von seinem Verhältnis zu Frankreich und England: „le qu'il y a d'exagéré dans l'ouvrage de Taine, vient à la fois de son amour pour la France et du peu de sympathie naturelle qu'il avait pour son caractère ... tout chez lui concourait à lui faire aimer et admirer l'Angleterre ..." Bei diesem Sohne der Ardennen spricht vielleicht das Blut mit.

Daß Fontane am norddeutschen Wesen „des Lebens ernstes Führen" gelernt hat und dann, ziemlich spät, sich von der allzu gascogniischen Lebensauffassung etwa seines Oheims August abwandte, soll nicht geleugnet werden (Von Zwanzig bis Dreißig, S. 204). Aber es bedurfte dazu nicht gerade der norddeutschen, es genügte überhaupt jede nördlichere Volksart. Dieses gewaltsame Abtun der glänzenden Fehler seines Stammescharakters ist typisches Erlebnis des wertvolleren „Méridional" schon bei Berührung mit nordfranzösischem Lebensernst.

---

[1]) F. J. Dresch, „Le Roman social en Allemagne", S. 277.

[2]) „Nicht-südlich" übersetzt Dresch mit „antiméridional", dabei denkt der Franzose notwendig an einen Gegner der Gascogner und Provenzalen.

[3]) Der Franzose, der am entschiedensten „südlich" war, Stendhal, wurde dadurch seiner Heimat innerlich ganz fremd. Seine italienischen Tagebücher, die „Chartreuse de Parme", die Novellen, bezeugen, wie ungeheuer groß ihm der Abstand zwischen französischer und „südlicher" Art erschien.

Der Hinweis auf den auch in Nîmes geborenen Dichter des „Tartarin" genügt. Im tragischen Gegenstücke dazu, im „Numa Roumestan" hat Daudet in einer Nebenfigur jene bezeichnende Umkehr direkt dargestellt. Der Sekretär Numas erzählt von dem Augenblicke, in dem er sich schwur, an jedem Tage, wo ihm eine Aufschneiderei entschlüpfe, nicht mehr den Mund zu öffnen.

Es ist schließlich die psychologische und konkret-anschauliche Bereicherung in Rechnung zu setzen, die dem Dichter Fontane aus dem Viertelhundert französischer Quellenschriften erwuchs, deren der Historiker für seine Darstellung des deutsch-französischen Krieges bedurfte. Literarischen Wert haben davon nur zwei oder drei; befruchtend haben aber auch andere gewirkt. In einem Fall ist dies zu erweisen. Bd. II, S. 719, zeichnet er nach französischen Quellen folgendes Porträt eines Gascogners, des adeligen Freischarenführers Carayon-Latour:

„Er war die Idealfigur des ganzen Corps, ohne Feinde, von den Kameraden geliebt, von den Soldaten vergöttert. Selbst der Neid wich ihm aus. Tapfer, gütig, anspruchslos, ein Held und ein Kind, war er wie ein Nachklang aus vergangenen großen Tagen seines Vaterlandes."

Den Namen wenigstens hat Fontane nicht vergessen; um ein Jahrhundert zurückversetzt, begegnet er uns im Romane „Schach von Wuthenow". Dieses Studium der Freischarenkämpfe der französischen „Vogesenarmee" fällt unmittelbar vor die Wiederaufnahme der seit zehn Jahren ruhenden Arbeit am Roman „Vor dem Sturm". Es ist fast unmöglich, daß dieses neue historische Material bei der Ausführung der inhaltlich verwandten zweiten Hälfte des Werkes ganz unverwertet blieb; nur ist alles umgeschaltet. Im Romane sind Preußen die Freischärler, Franzosen die kriegsgeübten Regulären; aus Dijon, Nuits, Villersexel wird Frankfurt an der Oder. Der gefangene Lewin erlebt des gefangenen Fontane Todesgrauen. Die einzige französische Soldatenfigur, die etwas hervortritt, Lewins Gefängnis-Ordonnanz ist ein „Landsmann" Fontanes, ein hochgewachsener plauderhaft lustiger Gascogner. Auch wo es der Stoff nicht forderte, hat Fontane gerne Franzosen oder von Franzosen abstammende Personen eingeführt. So eben in „Vor dem Sturm" Mme. Alceste; weitere Beispiele bieten außer dem schon erwähnten „Schach von Wuthenow", „L'Adultera" und besonders „Quitt". Das Urbild des L'Hermite lernte Fontane in London kennen (Von Zwanzig bis Dreißig, S. 78). Ein vereinzeltes Urteil über französische Kunst:

F. Br. II, S. 281 f. „Destomehr hab ich mich an dem Panorama von Rezonville erfreut, von den Malern Neuville und Detaille. Sowie sichs um Kunst handelt, schrumpfen wir zusammen; selbst in Emeuten und im Barrikadenbauen haben die Franzosen mehr Schick. Ein Glück, daß sie so leichtsinnig, so geldgierig und so kindisch sind — wir wären sonst immer verloren." — Über Monnots Marmorbad, Okkupation II, S. 326 ff. (Schluß folgt.)

Der Roman „Ourika" der Ducheſſe de Duras und Paul Heyſes gleichnamige Versnovelle.

Eine Studie von Georg J. Plotke in Frankfurt a. M.

Unter den unveröffentlichten Briefen Julius Groſſes findet ſich folgendes Schreiben an Herſchmann aus Halle (27. Jänner 1852)[1]:

„. . . Heyſes Urika kommt mir vor wie der Honigkuchen des Aeneas, den er dem Cerberus in das Maul wirft, um ungeſchoren vorbei zu kommen. So iſt auch an Heiſe [!] ein großer Conflict herangetreten (die Idee der Revolution) und es iſt keck genug, ihn mit dieſem Mohrenmädchen abzuſpeiſen — um darüber hinwegzukommen. Dieſe Scribler — als wenn einer Zeit, die das Leben von Tauſenden unbarmherzig dem großen Baal des Wahns opfern konnte, noch das geringſte an der ſentimentalen Liebesſchwindſucht eines Ariſtocraten und einer Mohrin liegen könnte, während ſie die großartigſten titanenhafteſten Geſtalten um dasſelbe Nichts zu Boden ſchlug — das heißt Notzucht mit der Geſchichte getrieben und wird ſich früher oder ſpäter an dem Dichter ſelbſt rächen. Da iſt Roquettes ‚Tag von St. Jacob' doch ein eherner Poſaunenton gegen jenes Wimmerholz. Cotta druckt ſchon jetzt. Gieb Acht, daraus wird man ein os magna sonaturum hören."

Dieſer temperamentvolle jungdeutſche Brief des damals Vierundzwanzigjährigen erſtaunt, wenn wir ſeine ſo ſanfte dichteriſche Entwicklung und die treuergebene Freundſchaft, die ihn ſpäterhin mit Heyſe verband, kennen, eine Beziehung, durch die er auch künſtleriſch nur gewinnen konnte.

Die „Urika" hatte Heyſe 1851 in einer überaus kunſtvollen der Spenſer-Strophe ähnlichen Form als zweite ſeiner Versnovellen gedichtet — nur die Margherita Spoletina liegt früher — zunächſt geſondert veröffentlicht und 1854 dem köſtlichen, heute faſt verſchollenen Bändchen „Hermen" eingegliedert. Den Stoff übermittelte ihm der 1820 verfaßte Roman „Ourika" der Ducheſſe Claire de Duras, der 1823 in Frankreich und kurz darauf zuerſt im Cottaſchen Morgenblatt deutſch erſchienen war. Der Name der Herzogin von Duras begegnet uns in den neueren Literaturgeſchichten nicht mehr, obwohl ihre Romane „Ourika" und „Edouard" auch außerhalb Frankreichs

[1] Erich Petzet, dem Cuſtos der Münchener Staatsbibliothek, hier wiederholten Dank für die gütige Mitteilung dieſer Briefſtelle.

ungeheure Wirkungen hervorriefen, zumal der erstgenannte, den Gemälde, Dichtungen und — Kleidungsstücke verherrlichten, auch darin, wie im Stofflichen, dem Werther vergleichbar.

Um den Konfessionsgehalt der Ourika zu verdeutlichen und wirklich auch um Willen der wundervollen Persönlichkeit der Frau von Duras sei auf ihre Lebensumstände hingewiesen: Ihr Vater, der Admiral Graf de Kersaint in Brest, ist einer der Führer der Girondisten, Heros im ersten, ungebeugtes Opfer im letzten Akte der Revolutionstragödie. Er mißbilligt die Hinrichtung Ludwigs XVI. und fällt selber der Guillotine anheim. Die junge Claire de Kersaint, lebenslang erschüttert, rettet nach langen Irrfahrten das mütterliche Vermögen in Martinique und heiratet später in England den höfischen Emigranten Duc de Duras. Ihr Salon wird ein Treffpunkt des geistigen und aristokratischen Frankreichs der Restaurationszeit; Cuvier, Talleyrand, Humboldt u. a. verkehren bei ihr, während sie mit Frau von Staël und dem melancholisch unter dürftigen Verhältnissen leidenden Chateaubriand enge Freundschaft verbindet. Sie hilft dem Dichter zu Ehre, Geld und Ansehen, zuletzt zum Londoner Gesandtschaftsposten, erkennt aber erst, wie sie sich durch Frau von Récamier aus seinem Herzen verdrängt weiß, daß ihre selbstlos aufopfernde Freundschaft Liebe war. Gleichzeitig sieht sie sich in ihrer pseudoliberalen Umgebung mit den freiheitlichen Anschauungen, in denen sie als Kind ihres Vaters wurzelt, innerlich isoliert; ebenso ihrem Gatten gegenüber, einer kühlen, bedingungslos den Bourbons ergebenen Höflingsnatur.

Aus diesem Bewußtsein der Einsamkeit und den Schmerzen ihres Liebeserlebnisses zu Chateaubriand heraus dichtet sie die „Ourika“ und späterhin — besänftigter — den „Edouard“. Äußere Umrisse gab ihr die Lebensgeschichte der schönen Zirkassierin Aïssé und das kurze Leben der kleinen Senegalnegerin Ourika, die von der Marschallin Beauveau erzogen worden und als Sechzehnjährige allgemein betrauert gestorben war.

Frau von Duras gestaltet ihren kleinen Roman als Rahmenerzählung. Ein Arzt wird kurz nach dem Konkordat in ein von den Revolutionskämpfen noch halb zerstörtes Kloster gerufen, wo die auf den Tod erkrankte Negerin Ourika, die hier ihren Frieden gefunden hat, ihm ihre Leidensgeschichte anvertraut. Sie stirbt dann mit den letzten Blättern des Herbstes. „Wie alle Bekennenden ist auch sie Anklägerin“:

Ourika wird vom Senegal nach Frankreich ins Haus der Frau von B. verpflanzt und zusammen mit deren Enkelkindern herangebildet. Sie ist talentvoll und graziös, fühlt sich glücklich. Aus der Harmlosigkeit ihrer Kinderjahre wird sie durch ein zufällig belauschtes

Geſpräch herausgeriſſen, das eine Marquiſe mit ihrer Pflegemutter über die Zukunft der Negerin führt. Kalt und klar ſagt die Dame voraus, daß Ourika lebenslang einſam und unglücklich bleiben müſſe, nicht nur weil ſie dem Mutterboden entfremdet, ſondern auch weil ſie vornehm erzogen und gebildet worden ſei. Die Marquiſe ſchließt mit unbarmherziger Gedankenlichkeit: „Ourika n'a pas rempli sa destinée; elle s'est placée dans la société sans sa permission; la société se vengera.“

Nun beginnt für Ourika eine Zeit tiefſter innerer Leiden; erſt die anſchwellende Revolutionsbewegung gibt ihr neuen Daſeinsglauben. Die abſolutioniſtiſche Idee wird propagiert. Aber ſchnell laſſen die Mordvorgänge auf San Domingo ihre Hoffnungen erlöſchen, und ſie empfindet nun Scham, ihrer barbariſchen Raſſe anzugehören. Unter dem Druck der Schreckensherrſchaft ſtiebt die Geſellſchaft auseinander, nur Frau von B. bleibt in Paris. In dem gelichteten Kreis, der noch 1795 ſich langſam wieder zuſammenfindet, fühlt ſich Ourika unglücklicher als je. Nur die rückhaltloſe Freundſchaft, die Charles, ihr Pflegebruder, ihr beweiſt, tröſtet ſie, wenn ſie auch von ihr nicht mit gleicher Offenheit erwidert wird. Charles weiht ſie zuerſt in ſeine Verlobung ein, ſie ſieht ſein eheliches Glück durch die Geburt eines Kindes gekrönt und ſinkt in dem Bewußtſein ihrer lebenslänglichen Vereinſamung zuſammen. Erneut und leidenſchaftlicher denn je fleht ſie zu Gott um den Tod. — Wie ſie ſich in Qualen auf den Knien windet, tritt die Marquiſe, die einſt ihr Schickſal prophezeit hatte, herein und ſagt brüsk, Ourika würde ihr Los als Negerin wohl ertragen, wenn ſie nicht verrückt vor Liebe zu ihrem Pflegebruder Charles wäre. Nach langer Krankheit und in völliger Verwirrung, da ſie ſich ſchuldig glaubt, ihre vermeintlichen ſchweſterlichen Empfindungen mißkannt zu haben, beichtet ſie einem Prieſter. Der verſichert ſie ihres reinen Herzens, weiſt auf die Gleichheit aller Menſchen vor Gott hin und zeigt ihr das höchſte Glück, das in ſchlichter Pflichterfüllung beſtehe. Sie geht in das Kloſter, den einzigen Ort, wo ſie „immer an Charles denken darf“, in ihrem Verzicht eben ein weibliches Gegenſtück zum Werther.

Es erübrigt ſich, im einzelnen nochmals darauf hinzuweiſen, wie ſich in dieſem Roman auf erlebtem hiſtoriſchen Hintergrunde die Herzensgeſchichte und die ſchließliche Reſignation der Dichterin widerſpiegeln, „die unüberwindlichen Widerſtände, die Unerreichbarkeit des Glückes, das im Anblick bereits verlorene Paradies“ [1]). Dieſer Erlebnischarakter iſt ſo unverkennbar, daß ſich ſogar Parallel-

[1]) M. de Lescure: Mme. de Duras „Ourika“, 1878.

assoziationen zwischen dem Text der Ourika und dem ihrer Briefe an Chateaubriand herauslesen lassen[1]).

Ihrem Stil rühmt Ste Beuve[2]) seine unbedingte Natürlichkeit, den Takt, die sehr klaren Umrisse nach. Sie schreibt in Voltaires Art, und ihre Leidenschaft ist stärker als ihr Ausdruck. Nur einmal setzt die preziöse Sprechweise des vorrevolutionären Salons ein, wie Ourika reflektiert, ob wohl Galathea nach ihrer Erweckung zum Leben auch das Glück gefunden habe. Wie die Opfer ihrer Romane sinkt auch Frau von Duras ohne Empörungsschrei in den Schoß ihrer Resignation. Chateaubriand bleibt ihr „cher frère": „Enfin vous étiez là. Et je voudrais encore recevoir vos injures au même prix." Die genreschaffende Wirkung des Romans für die französische Literatur zeigt gleichfalls Ste. Beuve auf; sie ist bis Zola zu verfolgen. Heinrich Heine erkennt die Fäden, die von Goethes Werther über die Romane der Frau von Duras bis zu Michael Beers Paria-dichtung gehen. In seiner Besprechung des Beerschen „Struensee" fühlt er (1828), wie hier überall die Macht der Verhältnisse uns erschüttert, wie von der Kränkung durch Ungleichheit, „der brennenden Herzwunde der modernen Menschheit die prosaischen kalten Umschläge abgerissen werden". Die Vorstellung des leidenden und isolierten Judentums mußte ihm freilich in seinen Münchener Redaktionstagen nach den Angriffen Döllingers u. a. nahe genug liegen! Den Gedanken, daß Frau von Duras ihre Idee stets auf die Seite der im Leben Isolierten gerichtet habe[3]), verfolgt dann Castle in einer ausgezeichneten Studie, die sich mit den Varietäten dieses literarischen Typus beschäftigt[4]).

Freilich hat auch J. F. Castellis dramatische Plattitüde „Urika, die Negerin" den Roman der Herzogin von Duras zum Vorbild gehabt; aus dem tiefsinnigen Werke aber hat dieser Kotzebuesche Geist ein sentimentales Wischiwaschi gemacht, das bereits im August 1824 in Wien gegeben wurde und den Revolutionshintergrund ebenso wie den Problemkern unter völliger Verkennung alles Wesentlichen verloren hat. Heyse kannte diese trübe Quelle wahrscheinlich gar nicht; geschöpft hat er aus ihr zweifellos nicht, sondern sich nur an den französischen Roman gehalten, so weit es ihm gut schien.

---

[1]) Ourika: „. . . J'avais ôté de ma chambre tous les miroirs. . . . Hélas! je me trompais moi même: comme les enfants, je fermais les yeux et je croyais qu'on ne me voyait pas."

An Chateaubriand 11. April 1822: „J'ai fait arrêter toutes mes pendules pour ne plus entendre sonner les heures où vous ne viendrez plus."

[2]) Ste. Beuve, Portraits de femmes Paris (1826) 1886, S. 62—80.

[3]) A. Bardoux, La duchesse de Duras, 1898.

[4]) Dr. E. Castle, Die Isolierten. Varietäten eines literarischen Typus. Berlin 1899.

Was hat nun Paul Heyse, der damals noch etwas pagenhafte Jüngling, mit seiner Versdichtung, die er bereits drei Jahre nach der Achtundvierzigerbewegung — trotzdem sie so unberlinisch war wie nur möglich mit „allseitiger Zustimmung“ — im Tunnel über der Spree vorlas[1]), aus dem kleinen Buche der Frau von Duras gemacht? Auch er will ein Erlebnis hier gestalten; nicht um ein persönliches Liebesschicksal, wie es Frau von Duras in erster Linie die Feder in die Hand gedrückt hatte, handelt es sich für ihn hierbei, sondern um den freiheitlichen Gedanken, um seine Beteiligung an der deutschen Revolutionsbewegung, von der er mitgerissen worden war und deren Ziele sich ihm als Wahn offenbart hatten.

Im Gegensatz zu Geibel, dem das Wesen der Achtundvierziger als maß- und religionslos verhaßt war, hatte den kaum der Schule entwachsenen Heyse das „hitzige Freiheitsfieber“ gepackt, zu dessen glühendem Kern er in seinem hellen Priestertum doch nicht vordrang. Es blieb ihm „aufregend schön“, im Studentenkorps mitzumarschieren und mit den Freunden — von denen Roquette in seinen Lebenserinnerungen[2]) eine ungleich breitere Schilderung jener Vorgänge gibt als Heyse[3]) — im Palais des Prinzen Wilhelm, dem „Nationaleigentum“, zu wachen und Verse zu schmieden. Schon damals steht er aus Erziehungs-, Milieu- und Veranlagungsgründen dem revolutionären Treiben nicht so nahe wie Grosse und Roquette, in deren Köpfen ein jungdeutscher Fanatismus noch lange spukte, ohne daß sie zu rein künstlerischer Überwindung der in Frage stehenden Ideen gelangt wären.

Die mit Aegidi, Endrulat und Kugler herausgegebenen „fünfzehn neuen deutschen Lieder in alten Singweisen, den deutschen Männern E. M. Arndt und L. Uhland gewidmet“[4]), waren für Heyse späterhin bloß „wohlgemeinte patriotische Herzensergüsse“. Immerhin, er muß mit seinem Erlebnis der Märzrevolution poetisch abrechnen, und er tut es in der „Urika“.

Den ruhigen Fluß des französischen Romans zerspaltet er in poetische Szenen, dramatisch akzentuierte Bilder, in denen, ebenso wie in der kurz vorher erschienenen shakespearetreuen Francesca von Rimini, der dramatische Nerv eines glühend atmenden Dichters ungleich stärker sich regt, als in manchen seiner späteren Dramen, obwohl wir

[1]) Th. Fontane, Von Zwanzig bis Dreißig. Berlin 1898. S. 305.

[2]) Otto Roquette, Siebzig Jahre. 1893.

[3]) Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse. Stark vermehrte Ausgabe 1912. Bd. I. S. 98 f.

[4]) Berlin, Gubitzsche Buchhandlung. 1848.

auch jenen gegenüber noch nicht zu der gebührenden Wertung gelangt sind, die erst durch endgiltige Erprobung im Rampenlichte gerechtfertigt werden dürfte[1]).

Ziemlich nebensächlich erwähnt Frau von Duras, daß Ourikas Pflegemutter, bloß um die graziöse Tanzkunst des Negerkindes zu zeigen, einen Ball veranstaltet, auf dem Ourika mit großem Erfolge, nach einer Quadrille der vier Weltteile, die Comba, den afrikanischen Nationaltanz, vorführt. Hiermit leitet Heyse seine Dichtung ein. Nach einem revolutionären Mordtage, dessen düsteres Bild hinter aller festlichen Farbigkeit ihres Palastes steht, feiert die Gräfin ihre Humanitätsträume mit einem Ball, dessen Gipfelpunkt ein Weltverbrüderungsreigen bildet. Indianer, Indier, Neger, Franzosen führen diesen Tanz, zum Symbol der Gleichheitsidee erhoben, auf, alle außer Urika in Masken. Etienne, der Sohn der Gräfin, kann diesen Anblick, der ihn im Bewußtsein der blutigen Tatsachen wie spottender Wahn verletzt, nicht ertragen. Urika eilt ihm nach in den Garten, wo er ihr gesteht, was ihn quält. Nicht die Opfer des reinen revolutionären Gedankens beklagt er — „die Freiheit, in den dunkeln Strom getaucht, wird unverwundbar" — sondern die Ermordung Ogés, des (im Roman unerwähnten) Vorkämpfers für die absolutionistische Bewegung. Etienne und Urika hatten ihn gekannt. Weiße, die von Menschenrechten sprechen, haben ihn und viele seiner Rassegenossen wegen seines Kampfes um die Gleichberechtigung der Neger in San Domingo getötet. Hingerissen von seinem Schmerze gesteht sie ihm, daß sie ihn liebt. Er ist entsetzt, daß ihre schwesterliche Freundschaft sich in Leid und Liebe gewandelt hat und kann nicht lügen, wie sie ihn vor Gott fragt, ob ihr Negertum ihn ihr Gefühl nicht erwidern läßt. Urika fällt ohnmächtig nieder.

Hier wird also höchst energisch ohne jegliche epische Breite der Konflikt auf dem revolutionären Hintergrunde von vornherein klargelegt. Urika muß jahrelang aufs tiefste unter ihrem Negertum gelitten haben, dabei hat sie infolge der anders dargestellten Vorgänge auf San Domingo keinerlei Grund, sich ihrer Rassegenossen zu schämen. Sie gesteht ihre Liebe in dem Augenblick der Erkenntnis, daß ihr weißer Pflegebruder unglücklich ist über die mißlungenen negerfreundlichen Bestrebungen, ein vertiefendes psychologisches Moment. Damit ist aber gleichzeitig die neue Richtung der Handlung aus der schlichten Wirklichkeitssphäre der resignierenden Frau von Duras heraus in romantisches Gebiet von höherem poetischen Reiz bestimmt. Die Handlung wird sich straffen, denn diese Urika, die alle Scheu überwindend ihr Frauenschicksal in beide Hände nimmt, ist

[1]) Vgl. E. Petzet, P. Heyse als Dramatiker. Stuttgart 1904.

ungleich aktiver als ihre französische Schwester und keinesfalls geschaffen, ohne Empörungsschrei sich opfern zu lassen.

Das zweite Kapitel holt die Exposition nach, deren Tatsachen wir bereits ahnen konnten, da uns schon das erste Bild den Seelenzustand der Negerin im gräflichen Schlosse aufgezeigt hat. Daß die Gräfin am Bette ihres kranken Pflegekindes wacht, ist ein Umstand, den bei den verschiedenen Krankheitsanfällen Urikas auch der Roman schildert. Er ist hier durch Kontrastwirkung noch herausgearbeitet: die Gräfin sitzt im vollen Schmuck des Ballabends an dem Bette, in dem Urika, aller Lieblichkeit entkleidet, sich unter Fieberphantasien windet. Sie spricht ihre Pflegemutter als „Schließerin im Zwinger“ an, verhöhnt den Verbrüderungsreigen, will lieber tot im Meeresschoße bei ihrer schwarzen Mutter liegen, als verwaist in Frankreich leben. Sie glaubt nicht an die Lügen dieser fremden Menschen und schließlich gipfelt ihre Fieberekstase in dem Schrei: „Gnade vor eurer Liebe!“

Diese Kraßheit scheint notwendig, um die spätere Handlungsweise Urikas zu rechtfertigen. Jahrelange Einsamkeitsqualen entladen sich in einer fürchterlichen Erschütterung.

Mit Urikas Flucht aus dem Palaste ihrer Pflegemutter verläßt dann Heyse endgiltig nicht nur den Handlungsverlauf, sondern auch das Milieu seines Romanvorbildes. Ein Fischerweib, die Frau eines Revolutionsmannes, der nach Aristokratenblut lechzt, nimmt sie zu sich. Von diesem Paar kann die Negerin „neue schöne Flüche“ lernen, mit denen sie die verfluchen will, die ihr die Seligkeit auf Erden stahlen.

Während sie sich dort den neuen Verhältnissen und Anschauungen mit der Gelehrigkeit verzweifelten Hasses einordnet, beginnt allmählich die Herrschaft der Schreckensmänner, die den Adel ausrotten. Die Gräfin stirbt aus Trauer um ihr verlorenes Pflegekind und die tote Freiheit. Etienne will als Bürger verkleidet Paris verlassen, um zum Heer aus der Vendée zu stoßen. Ein Nachen nimmt ihn auf, der ihn vor die Tore von Paris bringen soll. Die ihn rudert ist Urika, von ihm im nächtlichen Dunkel nicht erkannt, während sie ihre Erregung kaum zu meistern vermag. Von der anderen Seite kommt ein rascher Kahn mit spähenden Jakobinern. Urika entschließt sich nach innerem Kampfe, beiseite in den Schatten zu treiben, um Etienne, dem sein Aristokratentum im Gesicht geschrieben steht, zu retten. Es ist zu spät, sie werden erblickt, doch will man den Nachen weiter fahren lassen, da die als Revolutionärin bekannte „schwarze Hexe“ ihn lenkt. Um seine Unverdächtigkeit zu beweisen, versucht Etienne in diesem dramatischsten Augenblick, „aufs Wohl der Republik“ „sein Schätzchen“ zu küssen. Urika stößt ihn wie wahn-

ſinnig von ſich, ihn, der im Glück die Negerin einſt verſchmäht hat und nun, um ſich zu retten, in ſeiner Todesnot ſie umarmen kann. Durch ihre wilde Erregung verrät ſie ihn und wird, wie ſie ihn dann noch eilig in Sicherheit zu bringen ſucht, niedergeſchlagen.

Im fünften, dem Schlußkapitel, hockt Urika, eine wahnſinnige greiſe Bettlerin, auf einem Pariſer Boulevard, umwogt vom lichten Glanz des reſtaurierten franzöſiſchen Kaiſerreichs. Ein Blumenweib erzählt einem Bauer, der ſie lang beobachtet hat, was ſie von der ſchwarzen Bettlerin weiß. Sie ſei wahnſinnig geworden, als man ihren Liebhaber, einen Grafen, guillotiniert habe. Die einzigen Worte, die Urika bisweilen murmelt, ſind: „Egalité" und „Lüge! Lüge!" Und den Beweis dieſer Worte beabſichtigte Heyſe mit ſeiner ganzen Dichtung.

Was dem Roman, der müden Erzählung einer ſterbenden Negerin, erlaubt war: ſämtliche Geſtalten außer der Beichtenden nur mit nebelhaften Umriſſen zu ſkizzieren, verſagt ſich Heyſe in ſeiner lebendigen Versnovelle: Er gibt ſeinen Geſtalten ihren höchſt perſönlichen Körper, ihre Atmoſphäre und ſucht ſie ſchließlich zu charakteriſtiſchen Typen der Revolutionszeit zu erheben. Die Gräfin iſt der Typus jener Ariſtokratengruppe „zu ſtolz zum Hochmut", deren konſequenter Liberalismus an der Übermacht der proletariſchen Revolutionäre zerſchellen mußte. Als edle Girondiſtin iſt ſie eine weniger tatkräftige Schweſter des Grafen von Kerſaint. Das Fiſcherweib, ihren jakobiniſchen Gegentypus, beſtimmt Heyſe ſehr wirkungsvoll zur Fortſetzerin ihrer pflegemütterlichen Rolle bei Urika.

Etienne, aus Konzentrationsgründen zum Sohne der Gräfin gemacht, iſt ebenfalls Girondiſt. Er erſcheint als nicht vollgeglückte Geſtalt. Je romantiſcher Milieu und Handlungsführung anmuten, umſo ſchwächlicher wirkt ſein Schwanken, ſeine bei normalen Maßen des Realismus wohl verſtändliche Neigung, Kompromiſſe zu ſchließen. Zweimal verſagt er: wie er in der Ballnacht aus ſeinen Ideen die praktiſche Konſequenz nicht zu ziehen vermag und wie er anderſeits in der Angſt vor den Jakobinern ſeine politiſche Überzeugung verleugnet. Er verſagt — wohlgemerkt — im Hinblick auf die im übrigen in großen Linien heldenhaft ſtiliſierende romantiſche Darſtellung! Denn ein Realiſt hätte beiſpielsweiſe die Frage der Nachkommenſchaft einer ſolchen Miſchungsehe ausſchlaggebend in Betracht ziehen müſſen. Sein realiſtiſch gezeichneter Charakter wirkt unſtimmig im Chor der übrigen Geſtalten, beſonders ſeiner Gegenſpielerin Urika, die ähnlich der Margherita Spoletina ins Ungemeine, Heroenhafte gehoben iſt und ebenſo vom Dämon — einem ungöttlicheren allerdings — vorwärts gejagt wird.

Dieſen äſthetiſchen Mißgriff kennzeichnet Heyſe unbewußt mit

seinen allgemeinen Worten zur Versnovelle, daß es ihr nämlich versagt bleibt, Menschen zu zeichnen, die „eine tiefere psychologische Durchführung und damit realistische Darstellungsmittel erfordern, die nur dem Prosastil zu Gebote stehen"[1]. Allerdings hätte, da es sich nur um einen Faden handelt, an dem dieser nicht im letzten Sinn komplizierte Charakter zu entwickeln gewesen wäre, der spätere Heyse des „Salamander" diese Stilunstimmigkeit auch im Rahmen poetischer Form überwinden können. Das Verfehlen dieses ersten männlichen Charakters gibt allerdings zu denken, zumal die Gestalt der Liberté chérie hier nur von Frauen getragen wird. Es liegt aber mehr ein Entwicklungsmoment, nicht eine Unfähigkeit, männliche Charaktere zu schildern — vergleiche in der nächsten Dichtung, „Die Brüder", den heldenhaften Ki und dann den Michel Angelo — diesem Fehler zugrunde. Etienne ist ungleich novellistischer, moderner, als die anderen Gestalten, von des Gedankens Bläße sichtbar angekränkelt. Er würde nie wie Urika oder die Gräfin an einer gescheiterten Idee zugrunde gehen. „Zu klug, zu lächeln und zu hoffen", ist er eine Übergangserscheinung von der romantischen zur realistischen Dichtung Heyses.

Was nun Urika selbst angeht, so ist sie, wenn auch roh gefaßt, eine Heysesche Gestalt: Ein Weib, das liebend keine Rücksichten anerkennt, in diesem Liebesgefühl scheiternd zur gewaltigen Hasserin wird und schließlich im Irrsinn nur noch das eine dämmernde Bewußtsein von der erlittenen Enttäuschung und Schmach behält. Freilich sind dabei jungdeutsche Vorstellungen durch so und soviel Filter hindurch an Heyse gelangt, die nicht nur diesen ihm ungemäßen Stoff befürworteten, sondern eine gewisse Brutalität in der Schilderung Urikas, den Fieberphantasien und besonders der Flußszene ermöglichten, die Heyse sonst nicht kennt. Wahnsinn und Liebe liegen hier zu nahe beieinander. Pathologische Momente drängen sich vor.

Sie ist übrigens nur bedingt Trägerin des revolutionären Gedankens, da sie ihn lediglich durch das Medium ihres Liebeserlebnisses sich angeeignet hat. Als nur mittelbare Revolutionärin ist sie auch im Rahmen der Dichtung nicht geschaffen, den revolutionären Gleichheitsgedanken ad absurdum zu führen, so viel Persönliches Heyse als Bekenner eigenster Überzeugung über diese Fragen auch mit ihrer Existenz verknüpft haben mag. Was aber ihr Recht auf die Liebe Etiennes angeht, auf das sich Urika versteift, so sagt Fontane darüber das Ausschlaggebende[2]: „Urika ist das ganze Gedicht hindurch in

[1] Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse. 1912. II. Bd., S. 84 ff.
[2] Literaturblatt des deutschen Kunstblattes, Dezember 1854 (anonym). Kritik der „Hermen".

einem tiefen Irrtum darüber befangen, was eigentlich égalité sei und sie pocht auf Rechte, die kein Konventsbeschluß der Welt, und wenn St. Just im Verhältnis dazu zu einem ukermärkischen Granden würde, jemals verleihen kann."

Erscheint die allgemeine psychologische Unterlage unsicher und sind ebenso die speziellen Charakterentwicklungen angreifbar, so ist es auch mit Hilfe der prunkvollen[1]) Gestaltungsmittel nicht gelungen, diese Fehler vergessen zu machen. Heyse wählt eine sehr kunstreiche achtzeilige fünffüßige Jambenstrophe, die zwischen der italienischen Stanze und jener Spenser-Stanze steht, die Edmund Spenser im Feenmärchen und Byron im Childe Harold verwertet. Der zweite Reim läuft je viermal, die übrigen je zweimal; und außer der dritten weiblichen Bindung sind die Reime einsilbig. Die letzte Strophenzeile ist allerdings um einen Fuß verkürzt, also vierfüßig. Die Beherrschung dieser schweren Form ist mustergiltig. Dies ist wohl der einzige Fortschritt gegenüber der Margherita Spoletina. Denn unbeschadet des bedeutenderen Vorwurfs macht diese Dichtung einen jugendlicheren Gesamteindruck als die zweite Fassung der vorhergegangenen[2]). Der Einundzwanzigjährige hatte sich an eine zu gewaltige Aufgabe gewagt. Wie die psychologischen Knüpfungen durch zu bewußte Betonungen, Ausnutzen aller effektvollen Abschlüsse und Kontraste zu bunt geworden sind, um stets fein zu bleiben, so ist auch die Parallelität oder Gegensätzlichkeit des jeweiligen Natur- und Handlungsbildes zu stark hervorgehoben, um ästhetisch ganz rein zu wirken. Natürlich sind Einzelheiten wieder überraschend geglückt, beispielsweise die Boulevardschilderung im Schlußkapitel und die Kampfszene auf der Seine in mondloser Nacht mit Lichtern, Revolutionsliedern, Wein und Entsetzen.

In all den nicht voll gelungenen Punkten ist Byrons Einfluß erweisbar. Gesteigert hat sich — gegenüber der Margherita Spoletina — seine Kraßheit, die unbewegte Grausamkeit, ein Ringen titanischer Gefühlskräfte und eine gewisse Affektiertheit im Verwerten geistreicher, oft an den Haaren herbeigezogener Bilder. Mangelndes Zeitkolorit, wie es hier auffällt, wird man freilich Byron selten zum Vorwurf machen können. Heyse hilft sich da oft mit erschreckend abstrakten Redensarten, die den Mangel der Anschauung aber nicht verdecken können.

---

[1]) Prutz nennt die „Urika" die prächtigste, „Die Brüder" die gediegenste Dichtung des Buches. Freilich mag ihm die Abstraktheit dieser Pracht nicht aufgegangen sein. Deutsches Museum, 4. Jahrgang, Bd. 2, S. 8f.

[2]) Vgl. meine bei Lehmann in München erscheinende Schrift: „Der junge Heyse, die epischen und novellistischen Anfänge des Dichters."

Und drinnen fiebert noch der heiße Tanz,
wird noch geſchwärmt, gelächelt und gelacht,
Da ſchon die Schatten aus den Gräbern ſteigen
Der Opfer, die der Tag hat umgebracht,
Und fluchend tanzen ihren Reigen.

(I. Stanze.)

Wer hört den Fluch? Feſtordner iſt der Wahn.
Die armen Schatten aus den Gräbern dort
Weiſt er am Thore wie Geſindel fort,
Wie Bettler, die das Feſt zu ſtören nahn.

(II. Stanze) uſf.

Auf Byroniſche Lektüre ebenſo wie auf energiſche langgeübte Beſchäftigung mit den alten Italienern Dante[1]) und Petrarka ſind eine Anzahl von Vergleichen zurückzuführen, die abſtrakte Begriffe konkret zu faſſen ſuchen. Nur in dieſer Dichtung tauchen Vergleiche auf, die ein wundes Lächeln einen Pförtner nennen, der jedes die Lippenſchwelle überſchreitende Wort mit ſeinen Schmerzen anſteckt; ein Lachen iſt ein Purpurſaum auf Bettlerlumpen; die Erinnerung ein leerer Beutel, den Wegelagerer ihrem Opfer ins Geſicht ſchleudern. Die Hüterin Nacht macht ihren letzten Rundgang und ſchnaubt grimmig die Verirrten an[2]). Bei einem ſo nahen Stoff ſind derartige Vergleiche beſonders verfehlt, ſo geiſtvoll ſie ſein, und ſo ſehr ſie in ein durch Alter des Stoffes patiniertes epiſches Gepränge paſſen mögen. Heyſe hat in ſeiner nächſten Dichtung bereits ihrer als weſensfremder Subſtanz entraten. Immerhin bilden ſie ein intereſſantes Korrelat im einzelnen zu der oft mühſeligen Konſtruiertheit der ganzen Dichtung.

Daß die jugendlichen Demokraten die Urika ihres Mitkämpfers als wenig achtundvierzigerhaft empfinden mußten, iſt klar. Roquette, der zur Zeit des vorerwähnten Briefes[3]) von Groſſe gleichfalls in Halle ſtudierte, iſt freilich ſelber auch nicht ein politiſcher Dichter geworden, aus dem man ein „os magna sonaturum“ hören konnte. Er hat aber damals, wie mir Heyſe — von deſſen Berliner Studentenzeit Roquette in ſeinem Erinnerungsbuche mit tief ſich neigender Verehrung ſpricht — erzählte, zu großen Hoffnungen berechtigt und iſt eigentlich durch den Druck der Kritik immer wieder von der Geſtal-

[1]) An Eggers, 8. Dezember 1850: „Wieder ein neuer Stoff aus Dante, der mein lieber Vater iſt, an dem ich Wohlgefallen habe. Nur in ſolchen Zeiten konnte ein Dichter zugleich ſolch ein Mann ſein.“ (Vgl. auch die Lektüre in Franceſca von Rimini.)

[2]) Byron, Childe Harold 1, 2. „Und ärgerte das müde Ohr der Nacht.“ Freilich finden wir auch bei den politiſchen Dichtern ähnliche Kühnheiten. Karl Beck nennt den Gram „den rothen Korſaren im ſtillen Meere der Thränen“. Das ſind Geſchmackloſigkeiten im Vergleich mit Heyſes Kühnheit.

[3]) ſ. o.

tung der ihn lebenslang bewegenden politiſchen und anderen Probleme in eine ihn nicht ausfüllende Wein-Weib-Geſangpoeſie zurückgeſcheucht worden. Groſſes entrüſteter Brief wirkt allerdings für uns leicht komiſch, wenn man bedenkt, wie kläglich mißglückt ſeine Exemplifikation auf Roquette und ſeinen Tag von Sankt Jakob blieb. Hinzu tritt die Bewunderung, die Groſſe zwei Jahre ſpäter in einem gleichfalls unveröffentlichten Briefe an Georg Scherer den Hermen zollt (6. Auguſt 1854) . . . „Heyſes Hermen haben mich hingeriſſen. Ich bin ſo verliebt in ſie, daß ich gar kein Urtheil mehr darüber faſſen kann. Vielleicht auch deshalb, weil ich ſie alle Tage gegen die bornierten Angriffe hieſiger Schwätzer und Maulaufreißer und Neider vertheidigen muß. . . . Man weiß wirklich nicht, ob die Beſchränktheit oder der böſe Wille bei manchen Leuten größer iſt. Mit einem Achſelzucken ‚ſchöne Form‘ ſchieben ſie das Beſte bei Seite, aber ſie wollen nicht wiſſen, wieviel Geiſt dazu gehört, um Materie und Seele gleichmäßig zu durchdringen, denn nur beſeelte Form iſt wahrhaft ſchön. Und in dieſer Beſeelung übertrifft Heyſe alles, was heutzutage als Poeſie gilt und im Publicum dafür geſchätzt wird. Darum geht auch alles, ſelbſt das ſcheinbar Unbedeutendſte wie der Stoff der Furie tief zum Herzen“. . . .

Im Kern aber leitete ihn 1852 dasſelbe Gefühl, das Börne gegen Goethes Großkophta ſehr ähnlich ausſpricht[1]). „Die Ausbrüche der Revolution zu einer Oper begeiſtert! Wer jedes Gefühl, ſobald es ihm Schmerzen verurſacht, gleich ausziehen läßt wie einen hohlen Zahn, den wird freilich nichts in ſeinem Schlafe ſtören; aber mit Gefühlloſigkeit, mit einer hohlen Seele, iſt der Schlaf doch etwas zu theuer bezahlt. O welch ein Klein-Cophta! Statt in der Hofgeſchichte eine Weltgeſchichte zu ſehen, ſieht er in der Weltgeſchichte eine Hofgeſchichte.“

Zur formalen Geſtaltung der Novelle veranlaßte Heyſe jener „höhere poetiſche Reiz, ein idealer Zug, der am glücklichſten in Rhythmus und Reim zutage treten konnte“, der all ſeinen Verserzählungen zum Leben verholfen hat. Der ſouveränen Handhabung der Kunſtmittel geſellt ſich ein tiefer Reſpekt vor der „echt epiſchen Form“. Im Gegenſatz zu dem Singſang der in den Fünfzigerjahren aufblühenden epiſch-lyriſchen Miſchgattungen beharrt er treu bei der einmal gewählten Form.

Heyſes ſpäterer Verſuch, mit Revolutionsproblemen fertig zu werden, das Drama „Die Göttin der Vernunft“ 1869, zeigt, ſo hoch es über Goethes Revolutionsdichtungen ſteht und „aufs echteſte durch-

[1]) Börne, Geſammelte Schriften. Hamburg und Frankfurt 1862. IX, S. 156 f.

tränkt ist von den Fieberdünsten der Revolution“[1]), daß Heyse der große Dichter und Mensch, eine im tiefsten unpolitische Natur ist. Freilich ist die Heloise Armand dieses Dramas eine vollkommenere, geistigere Schwester der triebhaften und dumpfen Urika, aber um diese Fragen dichterisch restlos zu lösen, muß man brennenden Herzens auf der Zinne einer Partei stehen, darf kein heller Priester sein, der höher schauend zum glühenden Kern solcher Ideen doch nicht durchdringt, weil er sie nie voll und in einer gewissen Unbedingtheit erleben kann.

Die „Urika“ ist — nachdem sie vorher gesondert bei Hertz erschienen war — unverändert den Hermen eingeordnet worden[2]), nicht aber den gesammelten Werken. Hier hat sie eine vollständige Umarbeitung und glänzende Feilung erfahren, die mindestens beweist, daß Heyse sich nicht mehr in den stürmischen Überschwang seiner Jugend zurückzufinden vermochte[3]), und die uns nicht so nahe zu treten vermag wie die besten Stücke dieser ersten Fassung.

---

[1]) Spiero, Paul Heyse, Stuttgart 1910.

[2]) Bis auf einen in den gesammelten Werken wieder beseitigten Druckfehler der Hermenausgabe. Richtige Fassung 3. Stanze, Kapitel IV, Zeile 3:

Die wüsten Lieder zu des Mordes Preis.

Falsche Fassung in den „Hermen“:

Die wüsten Lieder zu des Mondes Preis.

[3]) Vgl. Hirschstein, Die französische Revolution im deutschen Drama und Epos nach 1815. Stuttgart 1912, S. 145ff.

Den übrigen Urteilen Hirschsteins über die „Urika“ vermag ich in ihrer kritiklosen Bewunderung ebensowenig beizustimmen wie der Rezension der Blätter für lit. Unterhaltung 1852, S. 251, die von Kugler, der auch im unvollkommenen Heyse den Morgenstern der Zukunft erkannte, stammt.

Rezenſionen und Referate.

Borcherdt Hans Heinrich, Andreas Tſcherning, Ein Beitrag zur Literatur- und Kulturgeſchichte des 17. Jahrhunderts. München-Leipzig 1912, Hans Sachs-Verlag Gotthilf Haiſt. 10 M.

Im letzten Kapitel dieſes anregenden Buches wird gehandelt über Andreas Tſcherning im Wandel der Zeiten, und da erfahren wir denn, daß die literargeſchichtliche Forſchung ſeit Leſſings Zeit im großen und ganzen an dem Roſtocker Profeſſor Poeſeos vorübergegangen iſt. Nicht viel iſt damit gewonnen, daß Johann Riſt, Johann Peter Titz, daß ſpäter Gottſched, auch Ernſt, Johann Friedrich Mantzel und Arletius ſich mit Tſcherning beſchäftigt haben. Allein das Urteil von Daniel Georg Morhof ſcheint mir von einiger Bedeutung zu ſein. Morhof ſtellt Tſcherning direkt hinter Opitz und ſagt dazu (Borcherdt S. 245): „Es iſt eine ſonderliche Reinlichkeit und ungeſchminckte Zierlichkeit bey ihm, weshalben man ihn billig unter Teutſchlands Hauptpoëten zu ſetzen hat: Es war eine ſonderliche Gelahrtheit in Wiſſenſchafften und Sprachen bey ihm, wie ſolches ſeine Lateiniſche Carmina und die verteutſchten auch mit Anmerkungen herausgegebten Arabiſche Sprichwörter bezeugen, hat auf der Roſtockiſchen Academiâ die Profeſſionem Poeſeos betreten: welche vor ihm Lubinus, Cythraeus, Kirchmannus, Laurembergius, und ich nach ihm, als meinem Lehrmeiſter und Vorgänger verwaltet. Es ſind noch viel ſeiner Gedichte übrig, welche verdienen, daß ſie auch ans Licht gebracht, und mit den übrigen in ein vollſtändiges Werk verſamlet werden.“ Leſſing hat dann nach Arletius eine Ausgabe der Tſcherningſchen Gedichte im Sinne gehabt. Er hat aber ſehr bald das anfängliche Intereſſe, das ihn Tſcherning über ſeinen Landsmann Opitz ſtellen ließ, verloren. Die mit Ramler zuſammen vorbereitete Ausgabe iſt nicht zuſtande gekommen. Leſſing iſt ſpäter froh geweſen, als im Herbſte 1777 Eſchenburg ihm die Arbeit abgenommen hat. Von Eſchenburg ſtammt dann auch eine für ihre Zeit recht anerkennenswerte Edition der Tſcherningſchen Gedichte.

Dann aber hat man Tscherning nur noch zuweilen als geistlichen Liederdichter genannt, ihn niemals jedoch ausführlicher behandelt. Allein die heute so blühende familiengeschichtliche Forschung hat auch den Dichter für einen kleinen Kreis aus der Nacht der Vergessenheit hervorleuchten lassen. Nun auf einmal erhalten wir einen so prächtig ausgestatteten starken Band, der sich ganz allein mit dem schlesischen Dichter beschäftigt. Es fragt sich, ob in Tscherning so starke literarische Werte liegen, daß sich eine so umständliche Behandlung lohnt. Nach jedem der Abschnitte, in denen ich eine besondere Wertung Tschernings als Dichter, als Lyriker oder Dramatiker erwartete, mußte ich mit dem Urteil Borcherdts mich zufrieden geben, daß Tscherning durchaus unselbständig gearbeitet hat, daß ihm alle originellen Gedanken fehlen, daß er ganz und gar von Opitz, von Köler, gelegentlich auch noch von anderen abhängig ist. Seine Zeitgenossen haben ihn neben Fleming, hinter Opitz stehen lassen: sein Ruhm und seine Bedeutung beruhen lediglich auf der Glätte der Sprache, der großen formellen Gewandtheit, auf der sorgfältigen Berücksichtigung der Metrik. Als Dramatiker beurteilt sich der Dichter selbst bescheiden: Mir ist nicht unbewußt, daß zur Vollkommenheit eines Schauspiels ein mehres gehöre, als die Ohnmacht meines Verstandes kann fassen (Borcherdt S. 116). Ja, was ist denn eigentlich mit Tscherning los? Wir finden bei ihm nicht den grüblerischen Tiefsinn eines Gryphius, nicht die anregende Ideenfülle eines Zesen, nicht das organisiererde Talent eines Opitz, nicht die restlose Hingabe eines Fleming (Borcherdt S. 241). Wie er in seinen Ansprüchen an das Leben eine große Genügsamkeit beweist, so zeigt sich auch in der Bewertung seiner Leistungen eine große Bescheidenheit. Sie entspringt dem Bewußtsein, daß es ihm versagt ist, zu den Höhen der Kunst sich emporzuschwingen (S. 241). Wir sehen in ihm einen liebenswürdigen, treuen Menschen, einen moralisch durchaus reinen Charakter und interessierten Universitätslehrer, — keinen subalternen Menschen, aber einen dürftigen Dichter. Seine Bedeutung als Schriftsteller liegt ganz und gar in seiner strengen Betonung der Form: in dieser fast eigensinnigen Konsequenz fehlt ihm sogar ein gewisser Anflug von Größe nicht. Lieber verzichtet er auf eine dichterisch glänzendere Leistung, wenn er sie nur auf Kosten der reinen Opitzischen Form erreichen kann. Als Professor der Beredsamkeit und der Dichtkunst ist ihm die Aufgabe gestellt, an dem Platze Laurembergs die plattdeutsche Sprache durch die reine hochdeutsche zu ersetzen. Er tut das, wahrscheinlich ohne sich irgendwelche Gedanken über sein zerstörendes Werk zu machen. Damit aber gibt er den ersten Anlaß zu einer neuen Pflege der hochdeutschen Sprache zu Rostock, er ebnet Morhofs Wirken den Boden. So liegt vielleicht Tschernings Bedeutung mehr im Gebiete der deutschen Sprachgeschichte wie der deutschen Literaturgeschichte.

Doch scheint es andrerseits nicht gut möglich zu sein, daß jemand

ein guter lateinischer und zugleich ein schlechter deutscher Dichter ist. Reizend z. B. ist Tschernings lateinisches Entschuldigungsgedicht an Apelles von Löwenstern, mit dem er eine im angeheiterten Zustande begangene Dummheit sühnt. Hier heißt es:

Audax vir est ad pocula.
Nugas obstrepui vobis velut improbus anser inter Caystrias aves.
Deridendum ipsum me propinasse recordor et sequiori sexui
Sed fecisse pudet: tu jam succurre pudori oblitterando nenias. usw.

Doch reichlich so schön in ihrer Weise sind Stellen wie die folgende etwa:

Luna lachte selbst herunter
der entsorgten Nächte Licht,
alle Sterne schienen munter,
vnd erwiesen ihre Pflicht,
als man die Musik, bey Nachte
ihm mit dreyen Choren brachte.

(Deutscher Getichte Früling 1642, S. 82.) Als besonders schön wird die Wendung „der entsorgten Nächte Licht" angesprochen. Oder ebenda S. 72:

„Wie eine Taube kirret,
und umb die Fichten irret,
Wann sie den Liebsten rufft,
der unlängst aufgefangen,
sie sucht ihn mit Verlangen
schickt Seufzer in die Luft:
Sie stellet Nest und Essen
aus Kummer in Vergessen,
enthängt sich ihrer Pein,
daß gleichfalls aus erbarmen
der Bäume Haar und Armen
mit ihr bekümmert sein.

Oder ebenda S. 41 (auf Absterben einer Braut, Schilderung des Todes als Tänzer):

Dein Handschlag ist ein Schlag,
der geht durch Mark und Bein.
Dein Tänzer ist der Tod:
Die Gäste sollten sein
gehn jetzt der Baare nach.

Solche guten Stellen finden sich hier und da, so sehr selten sind sie gar nicht. Sie kommen auf Rechnung von Tschernings Stil-, Sprach- und Formgefühl; zuweilen findet sich auch mit der glatten Form ein leidlicher Gedanke ein. Aber all das langt nicht, um Tscherning dauernd einen Platz in der deutschen Literaturgeschichte zu sichern. Und daß man nicht Laurembergs Verdienst einmal über die Arbeit seines Nachfolgers stellen wird, das ist auch nicht so unwahrscheinlich. Somit soll mir der

Hauptwert von Borcherdts Arbeit in dem großen kulturgeschichtlichen Material liegen, das hier geboten wird. Jeder, der sich in irgend einer Weise mit der Literatur- und Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts zu beschäftigen hat, wird stets und ständig gehindert durch das völlige Versagen der nötigsten wissenschaftlichen Hilfsmittel: es fehlen für diese so merkwürdige Zeit aber auch noch fast alle Grundlagen einer eindringenden Kenntnis. Darum hat Borcherdts liebevolle Lebensgeschichte Tschernings auch in ihrer so breiten und vielleicht zu weit ausholenden Ausführung starke Daseinsberechtigung. Denn die Lebensumstände des jungen Bunzlauer Studenten, der von Haus aus mit recht geringen Mitteln versehen, sich dürftig einige Jahre lang als Hauslehrer durchschlagen muß, der hier und da besten Falles einige gut bezahlte Privatstunden geben kann und schließlich, ganz auf die Unterstützungen seiner Freunde angewiesen, mit einem kärglichen Stipendium und den höchsten Idealen und Plänen zur Universität zieht, geben einen bestimmten Typ, und weiß Gott! nicht den übelsten Typ des Akademikers im 17. Jahrhundert wieder. Die verliehenen Stipendien veranlassen Tscherning natürlich zu Gegengaben, die er, soweit sie nicht mehr in Unterrichtsstunden geleistet werden können, meist in die damals so sehr beliebte Form der poetischen Danksagungen zu kleiden sich bemüht. Was ist dieser Art im 17. Jahrhundert alles zu Tage geschleppt! Auch die Besten der Zeit haben sich dieser Sitte nicht entziehen können. Jede Gelegenheit wurde förmlich an den Haaren herbeigezogen, daß man sie nur mit dem nötigen Poem feiern und so sich selbst der staunenden Welt als gedruckten Autor vorführen konnte: Das 17. Jahrhundert war in diesem Sinne nicht minder ein tintenkleckfendes als das 18. Universitätsprofessoren, die finanziell wirklich keine außerordentliche Unterstützung nötig hatten, haben sich fast ausnahmslos an der poetischen Glorifizierung ihrer Doktoranden beteiligt. Sollte man das Tscherning übelnehmen, was andere, besser und sicherer stehende Zeitgenossen, reifere und ältere Amtsgenossen in mindestens demselben Maße ungestraft getrieben haben? Tschernings ganze lyrisch-poetische Tätigkeit besteht eigentlich zunächst in den Dankgedichten an seine helfenden Freunde. Dann kommt die Magisterpromotion und die Zulassung zur Dozentur: auch da muß wieder gedichtet sein. Es macht sich doch besser, ein Heftchen „Carmina" gedruckt vorzulegen. Die Kommilitonen machen Tscherning zu ihrem Sprecher: er darf dem Landesherrn den Gruß der Studentenschaft entbieten. All das sind Gelegenheiten, bei denen mit den Versen einige Dukaten gewonnen werden können; solche Gelegenheiten müssen genutzt werden. Die endlich erreichte Professur macht dem fleißigen Tscherning die Gelegenheitsdichtung zur Hauptpflicht. Für warm und tief empfundene Liebeslieder ist da kaum noch Zeit und Stimmung. Die Frau, die schließlich sein Haus zu einem behaglichen und friedlichen Heim macht, ist eine ansehnliche, wohlhabende, nicht mehr ganz junge Witwe. Aber

auch ihr muß Tscherning seine Huldigung in Versen bringen. Erstes Ansehen und wissenschaftlichen Ruf hat sich Tscherning mit seiner Ausgabe der arabischen Gedichte des Ali erworben: welche Schwierigkeiten haben ihm die Besorgung des Druckes mit arabischen Lettern bereitet! Und wie schwierig ist ihm nachher die Fortsetzung seiner arabischen oder allgemein orientalischen Studien gemacht! Seine wissenschaftlich-produktiven Neigungen sind im Laufe seiner akademischen Tätigkeit ziemlich ganz eingeschlafen. Die Herausgabe seiner Poetik, des von ihm erwarteten wissenschaftlichen Handbuches, hat sich von Jahr zu Jahr hinaus verzögert, bis schließlich alle anderen auswärtigen Kollegen, von denen man etwas Gleiches erwartete, ihm zuvorkamen: so zieht er in Frieden die „Resultierende". Und auch von Pech im kleinen häuslichen und akademischen Leben ist Tscherning verfolgt: in seinen Dekanatsjahren finden sich nur wenige Kandidaten ein; der finanzielle Erfolg ist recht unbedeutend. Krankheit läßt ihm keine Freude an dem ersehnten Rektorat; ein zweites Mal mußte wegen seiner Krankheit gar von seiner Wahl abgesehen werden. Die Entbehrungen seiner Jugendzeit machten sich in schrecklicher Weise geltend. Mit heiterer Ruhe und tiefer, gottergebener Frömmigkeit trägt er des Lebens Mühen, ständig besorgt und bemüht um seine Schüler und ihre Ausbildung. Gestorben ist er 1659, noch nicht 48jährig. Borcherdts warmherziges und mit gründlichen Nachweisungen versehenes Buch kann für diesen freundlichen Menschen und doch dürftigen Dichter wirkliches Interesse erwecken; es gibt einen hervorragenden Beitrag zur Literatur- und Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts.

Tschernings Mitteilungen aus seinem Leben, sowie die Briefe seiner Freunde an ihn, die in großer Zahl vorhanden sind, orientieren über mancherlei politisch-historische, kulturgeschichtliche und vor allen Dingen literarhistorische Punkte. Die Schrecken des 30jährigen Krieges hat er in sehr starkem Maße erfahren: das Haus seiner Väter ist ihm unwiederbringlich verlorengegangen. Zu den Mecklenburgischen Fürsten und zu manchen anderen hohen Herren von Bedeutung (Herzog August von Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel) ist er in nahe Beziehungen getreten. Kulturgeschichtlich interessant sind die vielfachen Scherereien, die er als akademischer Lehrer, zumal im Verkehr mit seinen Kollegen, durchzumachen gehabt hat. Seine eigentümlich nüchterne Verheiratungsgeschichte entbehrt für den Fernerstehenden nicht eines gewissen humoristischen Beigeschmackes (Borcherdt S. 132). Tscherning mag in der literarischen Einreihung einen Platz in der „ersten schlesischen Schule" einnehmen. Er gehört dahin seinem ganzen dichterischen Wesen nach. Die Hauptzüge dieser Richtung lassen sich bei Tscherning einwandfrei feststellen. Ein gewisser anakreontischer Zug fehlt keineswegs, das Lob des Weingottes ist ihm ein geläufiges — wenn auch nicht oft verwandtes — Thema. Vielfach darf man ihn auch unter die Renaissancedichter rechnen: sein Naturgefühl und seine Naturbeseelung, soweit davon die Rede sein kann, sind dementsprechend orientiert. Borcherdt sagt S. 87: eigentümlicher Weise spricht Tscherning von der „braunen Nacht" (Deutscher Getichte Früling 1642 S. 229), ich verweise dazu auf den Vers Nietzsches, in dem wir wieder einmal die braune Nacht — mir eine sehr stimmungsvolle Bezeichnung — haben: „Auf der Brücke stand jüngst ich in brauner Nacht . . ." (Venedig). Vgl. Euphorion XX, 749.

Borcherdts Buch ist im allgemeinen anziehend, wenn auch nicht übermäßig flüssig geschrieben. Ausdrücke wie: „im August kam der Führer Wallenstein selbst durch“ (S. 17) würde man tunlichst vermeiden. Der Druck ist von geringfügigen Kleinigkeiten abgesehen (etwa S. 145 adnexo volo statt voto, S. 169 ziel statt viel, S. 308 dedurch statt dadurch) vorzüglich und sorgfältig.

Im Anschluß an die vorstehende Anzeige des Buches von Borcherdt möchte ich einige Ergänzungen zur Bibliographie bieten. Borcherdt führt in seinem Buche auf S. 339—365 die Schriften Tschernings in chronologischer Reihenfolge auf. Hiernach und nach dem Verzeichnis der Chiffren auf S. 338 hat Borcherdt die herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel benutzt. In welchem Umfange und auf welche Weise das geschehen ist, habe ich aus dem Buche nicht erfahren können. Jedenfalls führt Borcherdt eine ganze Reihe von Tscherningschen Schriften, die in Wolfenbüttel vorhanden sind, nicht als solche auf. Da Borcherdts Buch sonst so überaus sorgfältig gearbeitet ist, möchte ich ihm eine besondere Schuld hierfür nicht beimessen, obwohl Borcherdt, wenn er aus Wolfenbüttel ausreichende Nachricht erbeten hätte, noch einige Schriften Tschernings ohne Mühe hätte angeben können, die man nun in seinem Verzeichnis vermißt. Die Wolfenbüttler Bibliothek ist sehr reich an Drucken des 17. Jahrhunderts, vor allen Dingen Einzeldrucke, Gelegenheitsdrucke ꝛc. finden sich in großer Zahl. Leider hat man mir den Band 4. 2 Poet. fol. der alten augustëischen Sammlung nicht vorlegen können. Vermutlich ist der Band in einer unheilvollen Periode der Bibliothek zerschnitten worden. Von Tscherning waren hierin enthalten: 1. eine invitatio Rostock 1656, 2. ein Gedicht an die Herzogin Magdalene Sybille (1654?), 3. Carmen in honorem Chr. Cassii (1654), 4. Mausoleum Eleonorę Marię duc. Megapol. 1657. Die invitatio findet sich bei den von Borcherdt unter 1656 genannten Schriften nicht. Die beiden unter 2. und 3. genannten Gedichte stehen auch bei Borcherdt unter 1654 Nr. 114 und 116; ebenso 4. zu 1657 Nr. 123. Wo sich diese Schriften zurzeit in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel befinden, ist nicht zu ermitteln, da die Kataloge noch nicht ganz ausreichen. Wesentlich für die Bibliographie wäre es, zu erfahren, um was für eine (akademische) Invitatio es sich bei 1. handelt. Es befindet sich ferner nach Angabe des alten Katalogs in Wolfenbüttel ein Exemplar der Rostocker Ausgabe „Deutscher Getichte Früling“ (Nr. 87a oder 87b), das ich leider auch nicht habe einsehen können. Von Tscherningss „Bedencken über etliche Mißbräuche . . .“ sind in Wolfenbüttel drei völlig übereinstimmende Exemplare vorhanden. Ich lasse den Abdruck des genauen Titels und die Zusammensetzung des Buches hier folgen.

Andreas Tschernings | Unvorgreiffliches Bedencken | über etliche mißbräuche in der | deutschen | Schreib- und | Sprach-Kunst, | insonderheit | der edlen Poeterey. | Wie auch | Kurtzer Entwurff oder Abrieß | einer deutschen | Schatzkammer, | Von schönen und zierlichen Poë- | tischen redens-arten, umbschreibungen, und denen Dingen, so einem getichte son- | derbaren glantz und anmuth geben | können. Lübeck, | In Vorlegung Michael Volcken, | Gedr. bey sel: Schmalhertzens Erben, | Im 1659sten Jahre. |

1 Blatt Titel, 1 Blatt Widmung an Nathaniel Schmieden, Constantin Brand und Adrian Engelken; 5 Blätter an diese Widmungsgedicht. Dann 4 Blätter iudicia quædam maximorum Virorum 1. Matthiæ Berneggero Hugo Grotius. 2. Clipho Colero Matthias Berneggerus. 3. Matthiæ Berneggero Martinus Gutius. 4. Balthasari Venatori. 5. Augustus Buchnerus, Andreæ Tscherningio. 6. Joannes Heermannus Andreæ Tscherningio. 1 Blatt frei, 1 Blatt kleiner Titel und (verte) Vostius de Arte Grammatica. 2 Blätter an den günstigen Leser, 346 Seiten Text. 4 Blätter Register, Omissa, Addenda, Corrigenda. (Bibl. Aug. Quodl. Nov. 8° [12°] 1000. 1. (3) 1004 (3). Dtsch. Gr. (Stif) 8°.)

Ich glaube darum zu der Wiedergabe dieser Einzelheiten berechtigt zu

ſein, weil ich vermute, daß es ſich bei dieſen drei völlig übereinſtimmenden Exemplaren um eine andere Ausgabe des Bedenckens handeln muß als die, die Borcherdt unter Nr 128 anführt. Da Borcherdt den Titel in Antiqua wiedergibt, ſo kann ich ihn nicht nachprüfen. Die Notiz über die Seitenzahl aber iſt mir unerklärlich. Sie führt mich jedoch auf die Nummer 127 bei Borcherdt, die mit 346 Seiten angegeben iſt. Hier ſehe ich auch den von mir oben ſogenannten kleinen Titel bis auf die Jahreszahl wieder. Es iſt meiner Meinung nach die Möglichkeit wohl gegeben, daß 1658 der Text von 346 Seiten fertig gedruckt und in wenigen Exemplaren mit dem von mir ſogenannten kleinen Titel herausgegeben iſt. 1659 ſind dann die Widmung, die judicia, Vorrede, Addenda ꝛc. mit dem großen Titel nach und nach fertig geworden, und dann ſind die Ausgaben, wie ſie in Wolfenbüttel vorhanden ſind, in den Handel gebracht. In welchem Verhältnis nun freilich dieſe Ausgabe zu der bei Borcherdt unter Nr. 88 verzeichneten ſteht, vermag ich hier nicht feſtzuſtellen. Vielleicht wird Borcherdt ſich einmal darum bemühen. Vorhanden iſt in Wolfenbüttel ferner Nr. 75: Semicenturia Schediasmatum . . . 1643. Zu erwähnen wäre auf S. 239 ein Leichenprogramm für Tſcherning, das in Wolfenbüttel ſich befindet: Mausoleum | ſive | ara exeqvalis | memoriæ æternæ | Super Luctuoſiſimo Obitu | Excell. E. Ampl. Viri Dr. M. Andreæ | Tscherningii, | Philologi elegant. & Poet. Prof. Publ. | cel., Ampl. Facult. Philoſ. | p. t. Decani ſpectabilis | publice erecta | à Profeſoribus Et amicis. | Rostochii,—Typ. Hæred. Nic. Kilii, Acad. Typogr. | A. 1659 | 4°. 1 Bogen. Dieſes Leichenprogramm enthält Gedichte von F. H. Dorscheus, p. t. Rector. Herm. Schuckmann, Hnr. Rahne, Andr. Amſel, Bernh. Lindemann, Luc. Bacmeister, Hnr. Amſel, Jo. Amſel., Corn. Pittelius, Conr. Rahne. In näheren Beziehungen zu Tſcherning hat von dieſen 10 Autoren nach Borcherdts Buch nur der Profeſſor Juris, Heinrich Rahne, Tſchernings langjähriger Hauswirt und Freund geſtanden. Die Gedichte zeichnen ſich übrigens in keiner Weiſe aus. Selbſt dem Profeſſor Poeſeos bringt man in der üblichen, ſchablonenhaften Weiſe einen letzten Gruß. Die Verſe ſind alle lateiniſch. Ein deutſches Gedicht Tſchernings ſelbſt habe ich durch den ausführlichen und ausgezeichneten Katalog der auguſteiſchen Bibliothek in Wolfenbüttel noch gefunden. Es iſt Johann Arndt gewidmet und ſteht vor dem erſten Teil ſeiner 1643 erſchienenen: Poſtilla: das iſt, Außlegung vnd Erklärung der Evangeliſchen Texten . . . Franckfurt a. M. Wolfg. Hoff- mann. Vermutlich iſt dieſe Poſtille recht weit verbreitet und das Gedicht Tſchernings infolgedeſſen leicht zugänglich. Aber eine Probe von Tſchernings deutſcher Gelegenheitsdichtung — nicht die ſchlechteſte dieſer Sorte — mag mit dem Abdruck gegeben werden:

HJer kanſt du, wer du biſt, mit Augen ſehn, und leſen,
Wer ARNDT von Angeſicht und Schrieffte ſey geweſen.
Die Stirne zaigt den Geiſt der tieffen Weißheit an:
Die Schriefften, was Er lehrt und auch zuegleich gethan.
Er ſtellt der Erden for, wie weit, und was für Sachen,
Durch Krafft von Oben her, uns Chriſten Chriſtlich machen:
Was That ſey oder Wort: wie Chriſten auff den ſchein
For GOTTES Augen nichts dann Feind und Gräwel ſeyn:
Wie groß der Hauffe ſey ſo Chriſti Diener heißen:
Wie wenig auß der Zahl rechtſchaffen ſich befleißen
Zuetretten ſeinen Pfad: wie einer hier bereit
Die Tage ſchlüſſen muß, der nach der Sehligkeit,
Des Glaubens Ende, ſtrebt. Ein Fürbild war ſein Leben:
Zueſtreben hat Er uns ein Beyſpiel auch gegeben,
Itzt da ihn GOTT entrieß der Menſchen eitlen Schar,

Die seiner Gegenwartt forthin nicht würdig war.
In Büchern lebt Er noch, damit die Welt kann sehen
Was ihr durch seine Hand für Nutzen sey geschehen,
Für Schaden durch den Todt. Nicht ein Land, eine Stadt
Hält seine Schriefft nur hoch, die Kern und Nachdruck hat:
Wir treffen ARNDTEN an in unterschiednen Reichen,
Ein jedes fast gesteht, es fehl ihm seinesgleichen,
Dieweil der Himmel nicht zwo Sonnen leiden kan.
Wir mißen zwar Ihn selbst, doch wünschten wir den Mann.
In deßen ehren wir, was er der Welt geschrieben,
Und glauben, weil sein Buch im Fewer sicher blieben,
Es werde nach der Zeit sein Name nicht vergehn,
Solange weil der Baw der Erden wird bestehn.

Andreas Tscherning.

Schließlich bin ich in der günstigen Lage gleich an dieser Stelle darauf hinweisen zu können, daß die Schätze der Alma Julia Carolina von Helmstedt nun nach und nach in ihren Resten nach Wolfenbüttel gebracht werden, soweit sie nicht dem Helmstedter Heimatsmuseum einverleibt werden. Auch die alte Helmstedter Universitätsbibliothek ist an Schätzen des 17. Jahrhunderts reich. Der Liebenswürdigkeit des Herrn Dr. P. Schultz-Wolfenbüttel, der sich der mühseligen Arbeit unterzogen hat, den alten Katalog der Helmstedter Bibliothek für die Auswahl der nach Wolfenbüttel zu schaffenden Bücher durchzuarbeiten, verdanke ich den Hinweis auf zwei Tscherningiana in Helmstedt. Im Bande P. S. 620 findet sich ein Quartband mit der Signatur W 465, der neben anderen Autoren des 17. Jahrhunderts anführt Andreas Tscherning, Das Lob des Weingotts (Borcherdt Nr. 28) und ferner Chr. Michaelis Nox Christi natalis ... (ein Weihnachtsgedicht also wohl) germanice von Andreas Tscherning. Wolfenbüttel und nun auch Helmstedt geben also dem Verfasser des schönen Buches über Andreas Tscherning wohl noch manche Ergänzung.

Leipzig. Otto Lerche.

Freiligrath-Briefe herausgegeben von Luise Wiens geb. Freiligrath. Mit drei Bildnissen. Stuttgart und Berlin 1910. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 3 M. 50 Pf.

Die von der Tochter des Dichters herausgegebene Sammlung besteht aus zwei Teilen: der Korrespondenz Freiligraths mit Ida Melos aus dem Jahre 1840 die zur Verlobung und den Briefen des Dichters an seine begabte Lieblingstochter Käthe, die in London mit dem deutschen Kaufmann Kroeker verheiratet lebte.

Der erstgenannte Briefwechsel hat fast lediglich Interesse für die menschliche Erkenntnis Freiligraths und seiner Zukünftigen. Beide verlobt, fühlen sich beide gebunden und glauben daher unbefangen miteinander verkehren zu können Und nun sieht der Leser mit wachsendem Interesse, wie sich beide Herzen näher kommen, ohne es zu merken, ohne es sich gestehen zu wollen, bis endlich im Juli nach achtmonatlicher Bekanntschaft das befreiende Wort von seiner Seite fällt. Einzelne Neuerscheinungen in der Literatur dieses Jahrs werden besprochen (Andersens ‚Nur ein Geiger', der Berliner Musen-Almanach S. 73, 75, Eichendorff S. 80. 84. Nr. 156), aber auch ältere Schriften ausgetauscht (Lessings ‚Nathan der Weise', Grabbe). Mit der „Biographie Günthers" (S. 80) ist wohl Hoffmanns von Fallersleben „literarhistorischer Versuch" über den unglücklichen schlesischen Dichter (Breslau 1832) gemeint. Manche von Freiligraths Übersetzungen aus dem Englischen und Französischen werden berührt (S. 22. 29.

36 u. ö.), und besonders die Dichterin Felicia Hemans (S. 119. 127. 131) hervorgehoben. Einen wertvollen Einblick in den Dichter Freiligrath gewähren uns seine Selbstbekenntnisse über seine Anschauung vom Wesen des Dichters und der Dichtkunst, sowie über seinen eigenen Charakter (z. B. S. 21. 43, 45. 60. 118). Von Freunden und Bekannten des Dichters sind erwähnenswert Levin Schücking, Karl Simrock, Wolf von Goethe (S. 8. 89. 106), Wolfgang Müller, Franz Dingelstedt.

Die Briefe Freiligraths an seine ältere Tochter Käthe, die sich als Übersetzerin deutscher Dichtungen ins Englische einen Namen gemacht hat, erstrecken sich über die Jahre 1868—1876 und berühren fast nur literarische Fragen. Wir hören von Berthold Auerbach, seiner kindlichen Eitelkeit und Gutmütigkeit (S. 179; sein neuer Roman, ‚Das Landhaus am Rhein' S. 172 f. 184.); Wilhelm Raabes ‚Hungerpastor' (S. 164 f.) und Gustav Freytags ‚Ingo und Ingraban' (S. 230. 234) werden gelobt, Gottfried Kellers ‚Leute von Seldwyla' (S. 237) kurz charakterisiert. Eine interessante Parallele stellt Freiligrath fest zwischen Grillparzers Elegie ‚Des Kindes Scheiden' und des Franzosen Rébaul Gedicht ‚L'ange et l'enfant', das er übersetzt hat (Ausgabe Schwering IV, 113 f.); vgl. jetzt Irene Jerusalem, Grillparzer-Jahrbuch XVIII, 307 ff. Eduard Mörikes ‚Gedichte' und ‚Mozart auf der Reise nach Prag' werden der Tochter zum Lesen (S. 169. 198), Klaus Groth zum Übersetzen empfohlen (S. 223. 226 f.). Von Friedrich Rückerts nachgelassenen ‚Kindertotenliedern' ist er entzückt (S. 229), ebenso von Achim v. Arnims ‚Kronenwächtern', die er wieder einmal vorgenommen hat (S. 239). Von Michael Bernays gibt er eine treffende Charakteristik (S. 252 f.).

Das Hauptthema der Briefe ist aber natürlich die englische Literatur. Da fallen kluge Worte über die Unfähigkeit der englischen Dichter, ein vernünftiges Sonett zu drechseln (S. 257 ff.); über Tennyson (S. 178 f. 218) äußert er sich lobend und tadelt den Schwulst Swinburnes (S. 187. 189). Dickens Tod erschüttert ihn tief (S. 187 f.); mit Longfellow verbindet ihn innige Freundschaft; für das Verständnis Walt Whitmans sucht er damals schon die Bahn zu bereiten. Begeistert aber zeigt er sich von Bret Harte, kann nicht genug Worte des Lobes für den Kalifornischen Erzähler finden und bemüht sich, auch dessen Gedichte in guten Übersetzungen den Deutschen nahe zu bringen (vgl. Schwering V, 565 ff.).

Die Herausgeberin Luise Wiens, die 2. Tochter des Dichters, hat eine knappe Einleitung beigefügt, in der sie kurz das Zusammentreffen ihrer Eltern in Unkel schildert und uns bio- und bibliographisch über ihre Schwester Käthe unterrichtet. Die Anmerkungen könnten reichlicher ausgefallen sein; der nicht genau mit Freiligraths Leben und Dichten bekannte Leser wird bei manchen Fragen, die ihm während der Lektüre aufstoßen, ohne Antwort bleiben. Das Register ist recht lückenhaft.

Hannover. Wolfgang Stammler.

Dr. Altmann Adolf, „Robert Hamerlings Weltanschauung — ein Optimismus". Historisch-kritische, literarisch-philosophische Studie. 1914. Verl. Mayrische Buchhandlung, Salzburg.

Während Hamerlings Name in R. M. Meyers Literaturgeschichte unter der Rubrik der Dichter erscheint, deren Lebensanschauung zwischen Optimismus und Pessimismus schwanke, erklärt Altmann die Weltanschauung des Dichters für „einen" Optimismus, allerdings einen „eigenartigen" Optimismus (Vorwort S. VII) und wendet sich insbesondere

gegen diejenigen, die Hamerling damit „weh getan“ haben, indem ſie ihn einen Peſſimiſten nannten. Hamerlings Optimismus ſei eine erlebte Lebensanſchauung und umſo wertvoller, als zur Zeit Hamerlings ein gewiſſer Mut dazu gehört habe, ſich zum Optimismus zu bekennen. Nach den wechſelnden Stimmungen, die in ſeiner Lyrik zur Sprache kamen, dürfe Hamerling nicht beurteilt werden, da die Äußerungen der Dichter oft genug nichts mit ihrer Weltanſchauung zu tun hätten. — Im Weſen ſei übrigens Hamerlings Poeſie durchaus optimiſtiſch.

Jede Wertung ſei ſubjektiv (Kant): Damit aber falle jedes Syſtem, das ſich auf eine Wertung ſtützt, ſowohl der empiriſche, als auch der Univerſaloptimismus, aber auch dem Peſſimismus ſei (als einem Syſtem) der Boden weggezogen. Hamerlings Optimismus ſehe nun folgerichtig vom empiriſchen Glück ab, aber auch von jeder fiktiven Glückſeligkeit, der des Univerſums etwa, und ſtütze ſich nur auf das unmittelbare Gefühl des Willens zum Leben, deſſen Vorhandenſein ihm den Wert des Lebens zu beweiſen ſcheine (ein Trugſchluß, den Altmann widerlegt). Sein Optimismus ſei alſo grundlos, wie der Lorms und wenn Hamerling verſuche, ihn zum Syſtem emporzuſtützen, ſo mußte das mißlingen. Jedoch erhöhe gerade dieſer Optimismus Lebensluſt und Schaffensfreude ſo ſehr, daß er dem Lorms, der auf Begründung verzichtet, vorzuziehen ſei. Hamerling entſcheide eben nicht mit dem Verſtande über den Wert des Lebens, da gerade ihn die Erfahrungen ſeines Lebens logiſcherweiſe zum Peſſimismus hätten führen müſſen, ſondern mit ſeinem Gefühl, das vor allem durch ſeine Begeiſterung für die Schönheit beſtimmt werde. Der Lebenswille als Schönheitstrieb ſei ſomit der Kern ſeines Optimismus.

Altmanns großes Verdienſt iſt es, die Triebfeder zu Hamerlings Denken aufgefunden zu haben, indem er die loſen Prämiſſen, die ſich jedem, der ſich mit Hamerling beſchäftigt, darbieten, nicht einfach konſtatierend nebeneinander ſtehen läßt, ſondern den pſychiſchen Zuſammenhang erkennt, wodurch ſie ſich bei ihm zu einer lebendigen Einheit zuſammenſchließen: Hamerling iſt nämlich überzeugt, daß bei einem Widerſtreit von Verſtand und Gefühl nicht jenem, ſondern dem Gefühle die Entſcheidung zukomme. Wenn alſo der Verſtand angeſichts dieſer Welt zum Peſſimismus führe, ſo ſei das grundloſe Lebensgefühl, die Bejahung des Willens allein maßgebend. (Es lag nicht in Altmanns Plan, Hamerlings Zuſammenhang mit der Romantik nachzuweiſen, auf welcher Richtung dieſe Hochſchätzung des Gefühles bei Hamerling allerdings beruht.) Durch ſeine Erklärung bringt Altmann Licht in das Verhalten Hamerlings und weiſt nach, daß das, was als unklares Schwanken zwiſchen Optimismus und Peſſimismus galt, ein Syſtem iſt, indem das Gefühl als Wertmeſſer konſequent betont wird.

Es iſt wichtig, daß Altmann Hamerlings Weltanſicht einen „eigenartigen“ Optimismus nennt, den er vor allem als nicht empiriſchen

Optimismus bezeichnet wissen will. Altmann ist, wie er auch selbst sagt, „Optimist in der Gefolgschaft Hamerlings“. Was nun hier negativ als nicht empirischer Optimismus bezeichnet wird, würde jemand, der vom pessimistischen Standpunkte an das Problem herantritt, eudaimonologischen Pessimismus genannt haben, was letzten Endes dasselbe ist. Ein solcher eudaimonologischer Pessimismus braucht natürlich den evolutionistischen Optimismus nicht auszuschließen.

Wenn Altmann sagt, Hamerling verkenne, daß das „moralische Übel in der Unentrinnbarkeit des metaphysischen Fatums steckt“ (S. 48), so lag der Schluß nicht fern, daß Hamerling, so paradox es klingt, kein eigentliches Verständnis für Metaphysik hatte. Auf Grund einer Metaphysik hätte auch er seinen Optimismus zum System ausbilden können. Ohne eine solche Instanz mußte er freilich bei subjektiven Wertungen (= grundloser Optimismus) stehen bleiben. Nur auf Grund ihrer anderweitig gestützten Metaphysik konnten ja Schopenhauer und Hartmann ihren Pessimismus ausbilden (wie Altmann ebenfalls konstatiert). Wenn Altmann auf diese Folgerung nicht eingeht, so liegt dies an seiner Fragestellung. Freilich hat er letzten Endes aber auch diese Frage implicite entschieden, wenn er aufdeckt, daß Hamerling das subjektive Gefühl als Wertmesser anerkennt. Der Hinweis auf den Mangel einer Metaphysik bei Hamerling wäre nur der Erfolg einer anderen Entwicklung desselben Problems.

Vom Standpunkte des Optimismus ist somit durch Altmanns Buch das Problem vollständig gelöst, und zwar in einer klaren, gründlichen und wohltuend vornehmen Form, die von Gering- und Überschätzung gleich weit entfernt ist. So ist Altmann bei aller Begeisterung für den Dichter objektiv genug, die offenbaren Schwächen von Hamerlings Atomistik zu erkennen. Im besonderen sei noch hingewiesen auf die treffende und neue Interpretation einiger angezogenen Stellen (besonders S. 21 f., 48 f.).

Smichow. Martha Kramer.

Nachrichten.

Aus dem Bericht der Deutschen Kommission bei der preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin in der Sitzung am 28. Januar 1915 (Sitzungsberichte 1915, S. 94 ff.) glauben wir für unsere Leser einiges die neuere Zeit Betreffende hervorheben zu müssen:

Für die Inventarisation der deutschen Handschriften des Mittelalters wurden im Mai 1914 auf Grund der gesammelten Erfahrungen „Zusätze“ zu den „Grundsätzen der Handschriftenaufnahme“ ausgegeben. Sie beziehen sich vornehmlich auf die lateinischen Sammelhandschriften des 16. und 17. Jahrhunderts. Von grundsätzlicher Bedeutung ist folgender Zusatz:

„In Billigung der zum Teil schon durchgeführten Praxis wird ferner bestimmt, daß in Bibliotheken, die keinen gedruckten Handschriftenkatalog besitzen, auch über die literarischen deutschen Handschriften des späten 17., des ganzen

18. und beginnenden 19. Jahrhunderts kurze orientierende Angaben gemacht werden. Allbekanntes kommt dabei nicht in Betracht."

So weist schon dieser Bericht einige Handschriften neuerer Dichter nach. Die Beschreibung der Handschriften in Breslau ermöglicht eine Übersicht über die Masse geistlicher und weltlicher Literatur Schlesiens, vornehmlich des 17. Jahrhunderts. Der Freundeskreis des Andreas Gryphius ist in poetischen Briefen vertreten. Bemerkenswert sind Joh. Tschernings Verse und Haunolds [?] „Der selige und unselige Mensch". Auch auf den Breslauer Meistergesang fallen neue Lichter: neben schon bekannten Poesien Adam Puschmanns tritt Martin Keyer mit Versen auf. Von historischen Handschriften erwähnen wir die Breslauer Chronik von Franz Cöckritz (1555) und die Bunzlauer Geschichten von Fr. Hollstein (17. Jahrhundert). — Aus dem Besitz des Luisen-Gymnasiums in Berlin wurden 36 meist lateinische Scenarien von Schulaufführungen in mittel- und süddeutschen Jesuiten-Gymnasien beschrieben, in denen neben den üblichen biblischen, allegorischen und historischen Stoffen auch Zeitereignisse, wie die Christenverfolgung in Japan, behandelt werden. Archivar Dr. Behrend in Berlin verzeichnete allerlei Manuskripte Joh. Valentin Andreäs und seiner Familie, die sich im Besitz der Loge zu den drei Weltkugeln befanden; aus seinen eigenen Sammlungen gab er Mitteilungen über eine Schwanritterprosa des 16. und allerlei geistliche Stücke des 17. Jahrhunderts. In Kassel wurde aus Maroldschen Handschriften verzeichnet: ein Jesus Sirach (1595), die Bücher Salomons, ein Psalter (1594), die Grisilla (nach Boccaccio) in Achtsilblern (1622). — In der bischöflichen Seminarbibliothek zu Mainz befinden sich einige Lavater betreffende Handschriften. Aus dem städtischen Archiv zu Köln wurde eine lateinische Kompilation des Frater Joa. Boutzbagius Piemontanus (d. h. aus Miltenberg), die bald nach 1514 entstanden sein muß, beschrieben; sehr ergiebig für das Kloster- und Universitätsleben der Zeit und reich an lateinischen Dichtungen von deutschen Gelehrten und an Lobsprüchen auf sie (z. B. Tritheim, Herm. Busch u. a.). — Das Museum zu Rinteln birgt in seinem Dingelstedtzimmer allerlei jugendliche Verse und Predigten des Dichters. — Hannover: Aus dem 16. Jahrhundert die Carmina Lucae Fruterii Brugensis, sowie alphabetisch geordnete Exzerpte aus einer bayerischen Kanzlei mit Versen; im 17. Jahrhundert das auch durch deutsche Verse („Der untreue Schäfer") vertreten ist, dominiert Leibniz und sein Kreis: da finden sich die „Unvorgreifflichen Gedanken" in 3 Handschriften; aus Eckharts Papieren eine reiche Zettelsammlung für die von ihm geplante „Geschichte der deutschen Poesie" bis auf Opitz (darin das bisher kaum beachtete Stilhörner Lied), sowie Vorarbeiten zu Ammerlings Dissertation „De carminibus veterum Germanorum" (1698). In Hamburg beanspruchen diesmal Handschriften des 16. und 17. Jahrhunderts das Hauptinteresse. Sammelhandschriften Lutherscher Tischreden (um 1550). Es wimmelt aus Zeit und Kreisen der Reformation von Epigrammen, Eteostichen, Zeitgedichten, Sprüchen und polemischen Geschichtchen, die sich etwa über die päpstliche Unfehlbarkeit aufhalten. Von Joh. Arnds Hand liegen Kopien der deutschen Theologie und der Staupizschen Schrift „Von der Holdseligen Liebe Gottes" vor. Bemerkenswert sind die zahlreichen Vaticinia (z. B. von Paulus Secundus) und ihre Widerlegungen, die zum Teil schon in die mystische Bewegung des 17. Jahrhunderts hineingreifen. Aus ihr steht Daniel Sudermann voran, der mit eigenen Versen, namentlich aber mit ungezählten Abschriften in Hamburg reich vertreten ist. Streitgedichte gegen Böhme und gegen Valentin Weigel, Predigten Kalteisens, ein Betbüchlein Adolf Heltens (1651), ferner Dichtungen von Friedr. Heinr. Hoyer (um 1680), von H. A. Behr (1664), eine alchymistische Dichtung, und andere anonyme Versstücke, ein satirischer Versuch „Berlinische Arrestgedanken" von Christian Demokritus, niederländische Gedichte von Regnier Telles, ein „Geistlicher Rauffhandel"; eine Passionsharmonie der Zeit ist mit Kirchenliedern gespickt und dadurch von Interesse. Mit Versen sind auch Wolfgang

Camerschreibers theologische Schriften geschmückt. Zur weltlichen Prosa der Zeit gehören die Wundergeschichte von Joh. Beer im Zobtenberge (nach 1600) und die Reiseberichte des Schwenkfelder Arztes Samuel Ysennenger von Bretten. Endlich sei noch verwiesen auf die großen Uffenbachschen Autographensammlungen, die freilich mehr Zitate aus antiken Schriftstellern als eigene Dichtung des Eintragenden bringen.

Die längst geplante kritische Ausgabe der Werke Hamanns wurde mit den Herren Unger in München, Warda und Bäsecke in Königsberg i. Pr. erörtert; doch hat der Krieg entscheidende Beschlüsse verhindert. Das gleiche gilt von einer Jean-Paul-Ausgabe, die, von Prof. Petersen in Basel und Dr. Berend in München ins Auge gefaßt, sich den akademischen Plänen gut einordnen würde: auch dafür wird eine ruhigere Zeit abzuwarten sein.

In der Handschrift abgeschlossen am 15. Juli 1914, im Satz am 30. Juni 1915.

Fiſchart-Studien.

Von Adolf Hauffen in Prag.

XVI.

Fiſcharts Rechtsſtudien in Siena, Straßburg und Baſel.

(Schluß.)[1]

4. Fiſcharts Fortſetzung der Rechtsſtudien in Straßburg.

Ehe ich an dieſen Gegenſtand herantrete, muß ich noch in die Vergangenheit zurückſchreiten. Vor dem Beginn ſeiner Univerſitätsſtudien beſuchte Fiſchart das Straßburger Gymnaſium; das iſt ſicher, weil ſich dort keine andere Lateinſchule befand und weil ſeine Schriften ein gründliches philologiſches Wiſſen im humaniſtiſchen Geiſte erweiſen. Das Lehrziel dieſes von Johann Sturm 1538 begründeten Gymnaſiums iſt in zahlreichen Schriften und Abhandlungen dargeſtellt, die ich auch für mein Fiſchart-Buch, ſoweit es mir für dieſen Zweck nötig ſchien, verwertet habe. Das dortige Gymnaſium beſtand aus zehn Klaſſen, aufſteigend von der Decima bis zur Prima. So konnten ſechs- bis ſiebenjährige Knaben ohne Vorſchule gleich in die Decima eintreten. Fiſchart hatte — das weiteſte Ausmaß angenommen — von 1553 ungefähr bis 1565 dieſes Gymnaſium beſucht. Die letzten zwei bis drei Klaſſen dürfte er vielleicht unter der Leitung von Kaſpar Scheit an der Wormſer Lateinſchule zugebracht haben (vgl. meine Ausführungen darüber in der Zeitſchrift für deutſche Philologie 44, 94—104).

Am Straßburger Gymnaſium war es Brauch, daß mit Ausnahme der Muſik, die in ſämtlichen Klaſſen, der Mathematik, die in den oberſten zwei und der Poeſie, die in den oberſten vier Klaſſen gelehrt wurde, je ein Lehrer (Praeceptor) alle Gegenſtände in der Klaſſe, der er vorſtand, unterrichtete. Zunächſt wurde in der Regel der Präzeptor Vorſtand der Decima und rückte nach dem Tode oder Abgang des Präzeptors der nächſthöheren Klaſſe, allmählich vor bis zur Prima.

[1] Sieh oben, S. 463 f.

(Einige Lehrer wurden auch mit der Zeit Profeſſoren an den höheren Kurſen, welche Vorläufer der ſpäteren Akademie waren.) Dieſes Vorrücken geſchah natürlich in der Regel in großen Zwiſchenräumen, ſo daß man annehmen muß, daß faſt alle Lehrer des angegebenen Zeitraumes auch Lehrer Fiſcharts in den verſchiedenen Klaſſen waren. Der Rektor Sturm unterrichtete nur an den höheren Kurſen.

Nach der Appendix chronologica (284—313), dem Anhang zu Melchior Sebizii Straßburgiſchen Gymnaſii Chriſtliches Jubelfeſt (Straßburg 1638. In Verlegung Eberhard Zetzners Buchhandlung) kann man die Präzeptoren dieſes Zeitraumes feſtſtellen. Zunächſt Theophil Golius (am Gymnaſium 1548—1572, von da ab bis 1600 Profeſſor an der Akademie für Ethik, Logik und Politik nach den Schriften von Ariſtoteles). Er wird von den Zeitgenoſſen als tüchtiger Pädagoge und vorzüglicher Charakter geſchildert und war alſo für die Jugendbildung außerordentlich geeignet; ſo muß er auch auf Fiſchart einen günſtigen Einfluß ausgeübt haben. Ein tüchtiger Lehrer war auch Peter Daſypodius (am Gymnaſium Konrektor 1538—1559), der beſonders bekannt wurde durch ſein Wörterbuch Dictionarium latino-germanicum (Straßburg 1537), welches Fiſchart ſpäter fleißig benützte. Vielleicht erhielt er ſchon am Gymnaſium durch Daſypodius die erſte Anregung zu ſeiner eigenen Vorliebe zur Anlage eines (nicht fertig geſtellten) etymologiſchen Wörterbuches. Ferner der treffliche Grammatiker Gerhard Sevenus (1541—1561), der beſonders gewiegt in der Erklärung ſchwieriger griechiſcher Schriftſteller und hingebend im Unterricht war, die Wichtigkeit eines guten Stils betonte und den Deklamationsübungen vorſtand. Nach ſeinem Tode (1561) rückte Leonhard Hertelius in die Prima vor, muß alſo ſchon lange an dieſem Gymnaſium gewirkt haben. Johann Bitner (am Gymnaſium 1552—1589), bekannt durch ſeine Überſetzungen lateiniſcher Dramen, genoß unter ſeinen Schülern ein großes Anſehen. Martin Malleolus gehörte zu den älteſten Schülern dieſes Gymnaſiums und war ſpäter daſelbſt Präzeptor von 1549—1587. Er wird gerühmt als ein friedſamer, fleißiger Mann von untadeliger Lebensweiſe. Schließlich Theobald Lingelsheim, der 1557 Vorſtand der Septima wurde und viele Schüler heranzog, die ſpäter bedeutende Leiſtungen aufwieſen.

Alle die genannten Lehrer wurden von Sturm nach jeder Richtung gelobt. Man ſtellte ja an dieſem Gymnaſium gleich von Anfang tüchtige Lehrkräfte an. Fiſchart wurde alſo hier in Wiſſen und Charakter gediegen herangebildet. Außerdem legte man hier eine große Sorgfalt auf den Muſikunterricht, der natürlich zunächſt kirchlichen Zwecken dienen ſollte. Für alle Klaſſen beſorgte den Muſik- und Geſangunterricht von 1545—1566 Laurentius Englerus, ſo daß Fiſchart

auch auf diesem Gebiete eine gründliche Schulung durchmachte, die ihm für seine eigenen geistlichen Lieder zugute kam.

In der vorigen Studie (Euphorion 20, S. 599—601) habe ich von der Erhebung des Gymnasiums in Straßburg zur Akademie berichtet und wahrscheinlich gemacht, daß Fischart ungefähr im Herbst 1568 dort zum Magister artium promoviert wurde. Die philosophischen Fächer waren damals sehr gut vertreten. Geschichte las Michael Beuther von 1565 an, einer der einflußreichsten Professoren der Akademie, dessen Verdeutschung und Fortsetzung des großen Geschichtswerkes von Sleidanus auch Fischart verwertet hat. Beuther erklärte griechische und römische Geschichtschreiber und zog daraus die Ergebnisse für die Politik seiner Zeit. Auch las er einen Abriß über Weltgeschichte. Er wurde der erste Dekan der Akademie von 1566 auf 1567. Da er einer der größten Polyhistoren seiner Zeit war, mochte er auch auf Fischart im allgemeinen einen günstigen Einfluß ausgeübt haben. Konrad Dasypodius, Peters Sohn, lehrte an den beiden obersten Klassen des Gymnasiums die Anfangsgründe der Mathematik und war außerdem von 1562 ab Professor der Mathematik, der Astronomie und der mathematischen Geographie. Er war völlig vertraut mit der antiken Literatur auf diesen Wissensgebieten, verfaßte als erster in Deutschland grundlegende Lehrbücher, wobei er bereits durchaus arabische Ziffern verwendete. Er war auch der Schöpfer der berühmten astronomischen Uhr im Münster, die unter seiner Leitung 1574 fertiggestellt wurde, und welcher Fischart ein beschreibendes Gedicht widmete. Weiters lehrte von 1553—1575 Valentin Erythräus neben Johannes Sturm Rhetorik; Joh. Wilfesheim von den Sechzigerjahren ab Griechisch und Ernst Regius Ethik nebst Erläuterungen griechischer Dichter von 1565—1567. (Appendix chronologica S. 265—295. Neue Fischart-Studien S. 116. Allgemeine Deutsche Biographie 2, S. 589 f. Knod 15, 234—236.)

Die ursprünglichen Satzungen der Straßburger Akademie, die vom Rektor Sturm 1568 ausgearbeitet wurden, sind nebst der Abschrift von Jakob Wencker am 24. August 1870 beim Brande der Straßburger Stadtbibliothek vernichtet worden. Diese Satzungen wurden von den Präsidenten des Straßburger Kirchenkonventes Marbach und Pappus in den Siebziger- und Achtzigerjahren im Sinne einer strengen lutherischen Richtung geändert und nach der Erhebung der Akademie 1621 umgearbeitet und verdeutscht, wobei aber die Fachausdrücke lateinisch blieben. Diese Statuta Academiae Argentinensis sind in mehreren Handschriften erhalten. Eine davon veröffentlichte J. Rathgeber in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins (28, 195—286). Trotz ihrer Anpassung an die neue Einteilung in vier Fakultäten und an die Vermehrung der Lehrkräfte dürften die Angaben in diesen

Statuten über Lehrziel und Methode im weſentlichen auch für die Sechziger- und Siebzigerjahre gelten; denn wir erſehen aus mehreren dieſer Beſtimmungen, daß ſich die Profeſſoren ſchon während Fiſcharts Studienzeit danach gehalten haben, was beſonders ſchlagend bei Beuther und Daſypodius zum Vorſchein kommt. Nur das Wichtigſte daraus möchte ich hervorheben.

An der philoſophiſchen Fakultät waren ſechs ordentliche Lehrkanzeln für Rhetorik, Dialektik, Ethik, Phyſik, Mathematik und Geſchichte ſowie drei außerordentliche Lehrkanzeln für Hebräiſch, Griechiſch und Poeſie vorgeſehen. In der Philoſophie ſollten nicht nur die Kompendien mit der Auswahl aus den beſten philoſophiſchen Autoren, ſondern auch dieſe ſelbſt behandelt und neben den öffentlichen Disputationen auch private aus allen Teilen der Philoſophie abgehalten werden. Die Rhetorik war für die Studenten aller Fakultäten obligat. Der Orator, der Vertreter dieſer Kanzel, ſollte die Studenten in den Gebrauch eines eleganten lateiniſchen Stils, beſonders auf Grund der Schriften von Cicero einführen und die Praecepta rhetorica aus Plato, Ariſtoteles und Quintilian erklären, ſowie die Exercitia Declamatoria leiten. Der Ethiker hatte die Ethik, Politik und Ökonomik von Ariſtoteles, einige einſchlägige Abſchnitte von Plato und die Ökonomik von Xenophon, der Phyſiker die Phyſik, die Parva naturalia, die Historia naturalium und die Problemata von Ariſtoteles zu erläutern. Der Mathematiker hatte die Anfangsgründe dieſer Wiſſenſchaft an den zwei oberſten Klaſſen des Gymnaſiums zu lehren, an der Akademie die Schriften von Euklid, Ptolomäus, Archimedes und Aretos, ſowie die Inſtrumente für Aſtronomie und Geodäſie zu erklären. Der Hiſtoriker hatte die griechiſchen und lateiniſchen Geſchichtſchreiber zu behandeln, ſeinen Studenten den Nutzen vorzuführen, welchen man aus der Geſchichte ziehen könnte, und eine Überſicht der Weltgeſchichte nach alten und neuen Schriften vorzutragen. Der Hebräiſt hatte eine vollſtändige Grammatik dieſer Sprache zu lehren, Teile aus dem alten Teſtament ins Latein zu überſetzen, die Studenten zu Übertragungen aus dem Lateiniſchen und Griechiſchen zu verhalten und daran die Unterſchiede zwiſchen den Sprachen aufzuweiſen. Der Gräziſt hatte griechiſche Dichter zu erläutern, die Studenten zu Schreib- und Vortragsübungen in griechiſcher Sprache zu verhalten und auch ſo oft als möglich „ein griechiſch Exercitium publice anzurichten“. Schließlich hatte der Profeſſor der Poeſie in den vier oberſten Klaſſen die Proſodie und Poeſie zu lehren, an der Akademie griechiſche und lateiniſche Dichter zu erklären, die Schüler der zwei oberſten Klaſſen zur Abfaſſung von griechiſchen und lateiniſchen Gedichten heranzubilden und ſie für die öffentlichen Deklamationen und für die Aufführungen von Dramen vorzubereiten.

* * *

Nach der Rückkehr von Siena hielt ſich Fiſchart vom Beginn des Jahres 1570 bis zum Frühling 1574 hauptſächlich in Straßburg auf. Bei ſeiner vielſeitigen Tätigkeit als Schriftſteller ſowie als Korrektor und Berater ſeines Schwagers Bernhard Jobin erübrigte er ſich noch genug Zeit zur Vervollſtändigung ſeines juridiſchen und vielleicht auch ſeines allgemeinen Wiſſens. Da er in Siena höchſtens zwei Jahre und ſpäter in Baſel beſtimmt nur wenige Monate Vorleſungen hörte und jetzt ſicherlich das Doktorat ſchon anſtrebte, mußte er doch an der heimiſchen Akademie mindeſtens vier Semeſter juridiſche Vorleſungen und Übungen beſucht haben. Urkundlich belegen läßt ſich ſein Studium leider nicht, weil die Straßburger Matrikeln erſt ſeit der Erhebung der Akademie zu einer vollberechtigten Univerſität (5. Februar 1621) erhalten ſind. Aus der Vorrede zum 3. Bande von Guſtav Knod, Die alten Matrikeln der Univerſität Straßburg, erfahren wir, daß die Eintragungen vor 1621 nicht vollſtändig und nur unregelmäßig erfolgten und ſpäter ganz verloren gingen und daß ſich nur Protokolle der Scholarchen, Urkunden, Gutachten, Rechnungen, Briefe u. a. erhalten haben. Profeſſor Knod, der ſich ſeit vielen Jahren eingehend mit dieſem Material beſchäftigt, teilte mir freundlichſt mit, daß er den Namen Fiſcharts darunter nicht gefunden hat. Trotzdem muß Fiſchart ſeine Rechtsſtudien hier fortgeſetzt haben, weil er ſich beſtimmt in dieſer Zeit dauernd in Straßburg aufhält und weil ſein Name in den vollſtändigen Matrikeln der für ihn in Betracht kommenden deutſchen Univerſitäten fehlt. (Vgl. Euphorion 20, 590 f.) Mangels der Matrikeln wird man auch niemals einen genaueren Einblick in die Beſuchsverhältniſſe und die Tätigkeit der Straßburger Akademie im 16. Jahrhundert gewinnen können.

Schon vor der Erhebung zur Akademie wurden an den höheren Kurſen des Gymnaſiums auch juridiſche Vorleſungen gehalten. Begreiflich iſt es, daß hier mehr franzöſiſche Rechtslehrer wirkten, als an anderen ſüddeutſchen Univerſitäten; Hugenotten, welche ihres Glaubens wegen nach Deutſchland flohen. Sie brachten die neuen Anſchauungen mit, welche an den damals blühenden Rechtsſchulen zu Bourges, Orléans, Montpellier aufgekommen waren. Ihnen verdankt die deutſche Rechtswiſſenſchaft eine Fülle geſchichtlichen Materials, gereinigte Texte, Erweiterung der Quellen, ſowie eine verfeinerte Exegeſe und Dogmatik.

Zu völligem Aufblühen gelangt das juridiſche Studium in den Fünfzigerjahren. Glänzende Namen der franzöſiſchen Rechtsſchule ſind mit der Straßburger Akademie verknüpft. Charles Dumoulin (Molinaeus), der erſte, der ſich mit dem heimiſchen franzöſiſchen Rechte beſchäftigte. Seiner konfeſſionellen Anſicht wegen verdächtigt, mußte er ſein Vaterland verlaſſen und gab, was damals bei berühmten

Fremden üblich war, Gaſtrollen an der Straßburger Akademie. Hingegen waren hier feſt angeſtellt der Rechtshiſtoriker Franz Baudouin (Baldunius), der vorher in Bourges, Angers und Paris gelehrt hatte, nur kurze Zeit, und der einer ſchleſiſchen Familie entſtammende, in Paris geborene Franz Hotman (Hotomannus) von 1556—1561: ein Humaniſt auch auf ſeinem vielſeitig bearbeiteten Fachgebiet, der gerade in Straßburg literariſch ungemein tätig war und hier den Grund legte für ſeine ſpätere führende Wirkſamkeit als politiſcher und ſtaatsrechtlicher Schriftſteller. Hier gab er auch Bücher heraus, die aus eigenen Vorleſungen hervorgingen. Neben ihm las der Straßburger Georg Neſſel von 1555—1563 über Inſtitutionen.

Nach 1560 erfolgte hier eine vorübergehende Einſchränkung der Lehrkräfte und Wiſſensgebiete. Schuld daran waren der beginnende Streit zwiſchen Kirche und Schule, vertreten durch Marbach und Sturm, ſowie die günſtige Entwicklung der neuorganiſierten proteſtantiſchen Univerſitäten Heidelberg, Marburg und Tübingen. Aber mit der Erhebung des Gymnaſiums zu einer Akademie (1. Mai 1567) wurden wieder neue Kräfte gewonnen und auch die juriſtiſche Lehrtätigkeit erweitert[1]).

Während Fiſcharts Studienzeit laſen der Greifswalder Laurenz Tuppius, der vorher an einigen franzöſiſchen Univerſitäten, auch unter Cujacius Vorleſungen gehört hatte und zu Bourges promoviert wurde, von 1563 ab römiſches Recht und ſeit ungefähr 1575 über den Codex Juſtinianeus, ferner zwiſchen 1573—1576 Philipp Cuſtoſius (de la Garde, sieur de Francheville) aus Toulouſe über Pandekten. Im Jahre 1570 kam der Niederländer Hubrecht van Giffen (Obertus Giphanius) nach Straßburg, der vorher in Löwen, Bourges und Paris (vermutlich während Fiſcharts Anweſenheit) ſtudiert hatte und 1567 in Orléans Doktor der Rechte geworden war; ein tüchtiger Gelehrter, aber ein eigennütziger und geradezu unredlicher Menſch. Als Marbachs Schwiegerſohn ſtand er, obſchon Calviniſt, auf Seite der Gegner Sturms. Er las in Straßburg zuerſt Ethik und Moral, dann von ungefähr 1574—1584 Inſtitutionen. Dieſes Kolleg, das er ſorgfältig ausgearbeitet hat, wurde nach ſeinem Tode von mehreren Schülern veröffentlicht. Er war der erſte, der die hiſtoriſche Überlieferung der Syſtematik erkannt und verſtanden hat, wie er auch für die richtige Einteilung der Bücher und die Anordnung der Fragmente Weſentliches leiſtete.

Neben den Vorleſungen fanden auch Disputationen ſtatt. Nach

[1]) Johannes Ficker, Die Anfänge der akademiſchen Studien in Straßburg. Rektoratsrede. Straßburg 1912, S. 19—22 und 48. — Baudouin und Dumoulin vgl. Nouvelle biographie generale 4, 786 f. und 15, 218—221.

den oben erwähnten Statuten der Univerſität Straßburg[1]), die im weſentlichen wohl auch für die juridiſchen Lehrkanzeln ſchon an der Akademie Geltung hatten, waren die Profeſſoren verpflichtet neben den Vorleſungen auch Disputationen abzuhalten. Der Profeſſor für den Codex mußte ſchon in den Siebzigerjahren auch das Jus feudorum, ſpäter auch andere Teile des kanoniſchen Rechtes behandeln. Dieſer und ſein Kollege für Pandekten mußten außerdem „anzeigen", was noch damals vom alten weltlichen und geiſtlichen Recht in Brauch war und was durch kaiſerliche Verordnungen inzwiſchen abgeändert oder „abgetan" worden war. Der Profeſſor für Inſtitutionen hatte auch die Anfänger in die Elemente der Rechtswiſſenſchaft einzuführen, die Disputationes privatae et extraordinariae wöchentlich abzuhalten und die Exercitia juridica, förmliche Gerichtsverhandlungen, vor größerem Hörerkreiſe zu leiten[2]).

Durch die 1575 erfolgte Berufung des Straßburgers Georg Obrecht als Profeſſor für den Codex wurde die lange angeſtrebte dreifache Beſetzung der Rechtswiſſenſchaft an der Akademie erreicht. Die Zahl auch der übrigen Fächer und Vortragenden entſprach hier nun ganz den Verhältniſſen damaliger deutſcher Univerſitäten. Mit dem wachſenden Ruf der Akademie ſtieg um 1578 auch die Zahl der Schüler und Studenten gegen Tauſend[3]).

---

[1]) Emil Heitz, Zur Geſchichte der alten Straßburger Univerſität. Rektoratsrede. Straßburg 1900. S. 6—9. — Stintzing a. a. O. 405—414. — Allgemeine deutſche Biographie (9, 182—184 Schirmer, Giphanius). — Melchior Sebitz Sohn, Straßburgiſchen Gymnaſii Jubelfeſt 1638. Straßburg 1641. (Appendix chronologica S. 240—244.) — Berger-Levrault, Annales des professeurs des académies Alsaciennes 1523—1871. Nancy 1892. S. 48 u. 172.

[2]) Anfang der Siebzigerjahre ſtudierte auch der Tiroler Lukas von Geizkofler in Straßburg Rechtswiſſenſchaften. Er traf daſelbſt ſpäteſtens im Frühling 1570 ein, um ſich „meiſtenteils auf das studium juris zu begeben". Sein „Koſtherr und Praeceptor" war Prof. Tuppius. Von Augsburg her war er dem Rektor Sturm empfohlen, der ihn mit den „fürnehmſten Rechtsgelehrten und Advokaten" der Stadt bekannt machte, die ihm wiederum deutſche und lateiniſche Schriften zum Studium borgten. Unter den Profeſſoren der Akademie nennt er auch „D. Hugo Plotius, Juriscousultus", was ein Irrtum iſt. (Adam Wolf, Geizkofler u. ſeine Selbſtbiographie. Wien 1873. S. 29—31.) Blotius las (nach einem Nachweis von Knod, Blotius in ſeinen Beziehungen zu Straßburg, Centralblatt f. Bibliothekswesen 12, 266—275) über Ethik, und zwar nur vom Oktober 1569 bis Feber 1570.

[3]) Karl von Raumer ſagt in ſeiner Geſchichte der Pädagogik (Stuttgart 1843 1, 264): „Zählte die Straßburger Schule doch im Jahre 1578 mehrere Tauſend Schüler, worunter gegen 200 Adelige, 24 Grafen und Barone und 3 Fürſten". Die Quelle für dieſe Nachricht nennt Raumer nicht. Wörtlich übernimmt dieſe Mitteilung Scherer (Kleine Schriften, 2, 305) und Scherer und Lorenz, Geſchichte des Elſaß (Berlin 1871 2, 8). Die angegebene Zahl iſt ſicher viel zu hoch gegriffen. In den Actus tres Academiae Argentoratensis ed. Mich. Boſchius, 1578 wird für jede Klaſſe die Schülerzahl angegeben. Danach

Nach der Reformation blieb die Giltigkeit des kanoniſchen Rechtes auch in proteſtantiſch gewordenen Ländern beſtehen, ſoweit es mit dem Lehrbegriffe und der Verfaſſung der evangeliſchen Kirche verträglich war. Als Grundlage des gemeinen Rechtes galt nach wie vor das jus utrumque und auch der Doktorgrad wurde weiterhin an proteſtantiſchen Univerſitäten für beide Rechte verliehen, wenn nicht ausdrücklich die Beſtimmung getroffen wurde, daß man auch allein ex jure Civili oder ex jure Canonico promovieren konnte, wie es bei den Statuten für die Straßburger Univerſität der Fall war (Statuta 1621 S. 228—233; 266 f.).

Wie an der Straßburger Akademie und Univerſität wurden auch an den nach der Reformation gegründeten proteſtantiſchen Univerſitäten Marburg (1529) und Königsberg (1546) keine Lehrſtühle für kanoniſches Recht errichtet. An den alten, proteſtantiſch gewordenen Univerſitäten wurden faſt durchaus die früheren Lehrkanzeln für kanoniſches Recht auf eine eingeſchränkt und die Kanzeln für das römiſche Recht bei gleichzeitiger Teilung des Faches vermehrt (Stintzing S. 280 ff., 658 f.).

Wie früher dem Gymnaſium in Straßburg der Mangel anhaftete, daß es nicht das Recht zur Erteilung der Baccalaureats- und Magiſtergrade (vgl. Studie XIV Euphorion 20, 599—601), ſo jetzt der Akademie der Mangel, daß ſie nicht das Recht der Doktorpromotionen beſaß. Eine Zwitterſtellung, die aber die Straßburger Akademie mit vielen anderen Anſtalten teilte, die ſpäter zum großen Teile nach ihrem Vorbilde errichtet wurden: Altdorf, Nürnberg, Bremen, Herborn, Danzig, Neuſtadt a. H. uſw., deren Bezeichnungen Collegium, Gymnasium, Academia, auch Universitas man nicht ſtreng voneinander ſchied, und von denen einige, wie auch Straßburg ſelbſt, ſpäter zu Univerſitäten erhoben wurden (Veil S. 128—130 in der Feſtſchrift zur Feier des 350jährigen Beſtandes des proteſtantiſchen Gymnaſiums zu Straßburg I 1888).

Die Folge war aber, daß ſich die Straßburger Kandidaten der Rechtswiſſenſchaft, der Theologie und der Medizin nur wegen der Doktorpromotion auf andere Univerſitäten begeben mußten, nach Freiburg, Heidelberg, Tübingen, Wittenberg u. a. und mit Vorliebe nach dem freundnachbarlichen Baſel.

---

haben 500 Schüler das Gymnaſium beſucht. Da im Jahre 1578 an der Akademie, wo nur philoſophiſche Promotionen zuläſſig waren, nur elf Studenten zu Baccalauren und nur fünfzehn zu Magistri artium promoviert wurden, kann die Zahl aller Studenten der Akademie nur wenige Hundert betragen haben. Auch dann wäre die von Raumer angegebene Zahl der Adeligen wahrſcheinlich richtig, weil vom Anfang an (Heitz a. a. O. S. 11) ſchon die Anzahl der adeligen Schüler und Studenten verhältnismäßig groß war.

5. Vollendung der Rechtsſtudien in Baſel[1]).

Die auf Veranlaſſung der Stadt von Papſt Pius II. 1459 geſtiftete Univerſität zu Baſel kam nach der Reformierung der Stadt 1529, wo die meiſten Profeſſoren und Studenten die Univerſitäten verließen und nach Freiburg zogen, der Auflöſung nahe. Erſt 1532 wurde ſie vom Rat mit einem neuen Statut auf ganz proteſtantiſcher Grundlage wieder hergeſtellt. Jetzt war ſie keine ſelbſtändige Körperſchaft mehr wie früher, obwohl ſie auch vorher auf die Unterſtützung der Stadt angewieſen war. Von nun aber wurde der Rat der oberſte Träger der Kirchengewalt und bekümmerte ſich nicht mehr um die den Profeſſoren einſt ſelbſt verliehenen Privilegien, von denen die Univerſität allerdings mit der Zeit einen beträchtlichen Teil zurückerlangte. Bei der Neuerrichtung wurde auf eine Lehrkanzel für kanoniſches Recht überhaupt nicht mehr Bedacht genommen. Hingegen beſtanden hier ſeit 1537 drei Lehrkanzeln für das römiſche Recht. Es wurde nun üblich und ſeit 1564 Regel, daß ein neuernannter Profeſſor erſt den Lehrſtuhl für die Institutiones erhielt und dann bei eintretenden Lücken auf die Lehrſtühle für den Codex Justinianeus und für Pandekten vorrückte. Der Biſchof von Baſel, in deſſen Namen bisher die Doktordiplome ausgeſtellt worden waren, verblieb auch an der proteſtantiſchen Univerſität noch Kanzler, allerdings nur formell, denn die jeweiligen Dekane vertraten ſein Amt als Vizekanzler.

Um 1550 wirkten hier bedeutende heimiſche und ausländiſche Gelehrte, ſo der Philologe Simon Grynaeus, der geniale Mediziner Felix Platter, der Anatom und Botaniker Kaſpar Bauhinus. Doch die größte Blütezeit erreichte die Univerſität in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts mit ſtändig wachſender Anzahl von Studenten aus verſchiedenen Ländern, darunter auch von Angehörigen des deutſchen Hochadels und regierender Häuſer. Die Gründe dafür boten die Tüchtigkeit der Lehrer, die Freigebigkeit der Stadt gegenüber der Univerſität, die günſtige Lage an der Grenze des Reiches, die geſunde Luft, die anmutige Umgebung und die oft gerühmte Schönheit der Baſler „Frauenzimmer“. Viel begehrt waren damals der mediziniſche

[1]) Wilhelm Viſcher, Geſchichte der Univerſität Baſel von 1460—1529, Baſel 1860. S. 231—274. — Rudolf Thommen, Geſchichte der Univerſität Baſel 1532—1632. Baſel 1889. S. 66, 83—87; über die rechtswiſſenſchaftliche Fakultät S. 143—206. — Feier des 450jährigen Beſtehens der Univerſität Baſel. Baſel 1911 (Feſtrede von Eberhard Viſcher S. 28—53). — Thomas und Felix Platter, Zur Sittengeſchichte des 16. Jahrhunderts. Bearbeitet von Heinrich Boos. Leipzig 1878. Felix ſchildert hier in ſeinem Tagebuche ausführlich ſeine Prüfungen, ſeine Promotion zum Doktor der Medizin und den Doktorſchmaus (20. September 1557), woraus viele Einzelheiten über die damaligen akademiſchen Gebräuche zu entnehmen ſind.

wie auch der juridiſche Doktorgrad zu Baſel, den gerade Samuel Grynaeus, Simons Sohn, in großer Zahl verliehen hat.

Im Jahre 1574 wurde Fiſchart in die Baſler Matrikel eingetragen, und zwar in folgender Form:

Johannes Piscator Argentinensis 1 fl.

Dieſe Matrikel verzeichnete in jener Zeit nur das Jahr, nicht Tag und Monat. Da aber dieſe Eintragung von Samuel Grynaeus herrührt, der im Mai 1574 zum Rektor gewählt worden war, ſo wurde Fiſchart früheſtens im Mai immatrikuliert und, wie es ſich aus der erhaltenen Einladung zur Promotion ergibt, ſchon Anfang Auguſt promoviert[1]. Die Gewährung dieſer kurzen Friſt wurde nur dadurch möglich, daß man ihm das ſicher in Siena erworbene Baccalaureat und ſeine Beteiligung an den Vorleſungen und Übungen der Straßburger Akademie einrechnete.

Immerhin konnte Fiſchart in den zwei bis drei Monaten die Vorleſungen der damaligen Ziviliſten hören, Baſilius Amerbach über Pandekten, Adam Henricpetri über den Kodex und Samuel Grynaeus über Inſtitutionen. Wie ihre Vorgänger und Nachfolger im 16. Jahrhundert haben auch dieſe drei Rechtslehrer für ihre Fachwiſſenſchaft wenig geleiſtet. Sie waren aber vielſeitig gebildet und beſonders Amerbach und Grynaeus vielbegehrte Freunde und Berater der ſtudierenden Jugend. So konnte Fiſchart im perſönlichen Verkehr reiche Anregungen von ihnen ſchöpfen, zumal er vor und nach der Promotion längere Zeit in Baſel verweilte.

---

[1] Schon Wackernagel, Fiſchart S. 8, weiſt nach, daß unter dieſem Piscator nur Fiſchart gemeint ſein kann, weil ſich dieſer ja vor der Promotion immatrikulieren laſſen mußte und weil die Matrikel der vorhergehenden Jahre keinen Johann Fiſchart, Fiſcher oder Piscator verzeichnet. Seit man weiß, daß ſein Familienname eigentlich Fiſcher lautet, iſt jedes Bedenken behoben. Zu betonen wäre noch, daß hier eine Verwechſlung mit einem Landsmann und Zeitgenoſſen Fiſcharts, nämlich mit Johann Piscator (Fiſcher) ausgeſchloſſen iſt. Denn dieſer wurde bereits vor der Immatrikulation Fiſcharts, 1571, Profeſſor der Theologie in Straßburg. (Vgl. Euphorion 20, 590.) — Ganz ungerechtfertigt iſt Goedekes Bedenken an der Identität des im Baſler Doktorbuch verzeichneten Fiſchartus mit „unſerem Fiſchart", welches er ſogar zweimal äußert (Grundriß 2. 489 und Fiſcharts Dichtungen S. XXVIII), ſowie ſeine an der letzten Stelle folgende Verſpottung von Wackernagels ſehr einleuchtenden Beweisgründen für einen längeren Aufenthalt Fiſcharts in Baſel. Die an beiden Stellen verſchieden angegebenen Daten von Fiſcharts Promotion: 4. und 9. Auguſt ſind unrichtig. Es iſt der 10. Auguſt vgl. unten S. 692). Dreimal betont auch Goedeke, daß ſich Fiſchart erſt unter der Vorrede der Bibliſchen Figuren (1576) Doktor nennt, „obwohl er vorher ſchon anderes ohne Andeutung ſeiner Doktorſchaft herausgegeben". Bei ſatiriſchen Dichtungen aber verwendet Fiſchart auch ſpäter nie ſeinen Doktortitel und unter ſeiner gelehrten Vorrede zu den Onomastica (1574) konnte er ſich noch nicht Doktor nennen, weil dieſe Schrift ſchon im März 1574 erſchienen war.

Die genannten Profeſſoren bewirkten es auch, daß in den Siebzigerjahren die Hörerzahl der juridiſchen Fakultät außerordentlich ſtieg; gegenüber einem Geſamtbeſuch von 332 Hörern in den Jahren 1532 bis 1542 auf 1044 in den Jahren 1573—1582. Auch die Zahl der juridiſchen Promotionen war in den Siebzigerjahren groß, beſonders 1572 mit 14, 1574 (mit Fiſchart) 18, 1576 und 1577 je 16, 1579 mit 20. Von Straßburgern erhielten hier von 1572—1583 das Doktorat beider Rechte außer Fiſchart 8 Kandidaten[1]).

An der alten katholiſchen Univerſität in Baſel mußte man zehn Jahre lang die üblichen Vorleſungen hören und die vorgeſchriebenen Repetitionen und Disputationen halten, um zur Prüfung für die Lizenz beider Rechte zugelaſſen zu werden. Die erlangte Lizenz berechtigte wie überall nach Zahlung der Prüfungstaxen zur Promotion. Wie viele Semeſter dazu an der proteſtantiſchen Univerſität erforderlich waren, iſt nicht bekannt, weil die betreffenden Statuten der Rechtsfakultät verloren gingen. Im 16. Jahrhundert traten an allen Univerſitäten auch in der Zahl der Studienjahre mildere Bedingungen ein, alſo auch in Baſel. Selbſtverſtändlich iſt es, daß auch hier die an anderen Univerſitäten zugebrachten Semeſter eingerechnet wurden. Die Beſtimmungen für die Prüfungen und Promotionen, ſowie die Höhe der Taxen ſind aus dieſer Zeit erhalten.

Das Einladungsprogramm zur Doktorpromotion von Fiſchart und fünf Studiengenoſſen hat C. Wendeler nebſt der Eintragung der ſtattgehabten Promotion im Doktorenbuch der juridiſchen Fakultät (die zum Teil ſchon von Wackernagel a. a. O. S. 3 veröffentlicht wurde) in der Zeitſchrift für deutſches Altertum (22, 252—254) herausgegeben. In beiden Urkunden wird Fiſchart bezeichnet als:

Johannes Fischartus Argentoratensis.

Alle ſechs Kandidaten wurden zu civilis et canonici iuris doctores publice promoviert. Es iſt möglich, daß es ſich hier nur um eine aus der älteren Zeit überlieferte Formel handelt, die man in Baſel noch anwandte, obſchon ſeit 1529 kein eigener Lehrſtuhl für kanoniſches Recht mehr beſtand. Doch in der Einladung heißt es ausdrücklich

[1]) Dr. G. Ryhiner in Baſel war ſo freundlich, für mich in der dortigen nur handſchriftlich vorhandenen Univerſitätsmatrikel die Angaben Wackernagels nachzuprüfen, zu ergänzen, die juriſtiſchen Promotionen von 1570—1580 zu zählen und die Straßburger, welche von 1572—1583 den juriſtiſchen Doktorgrad erhielten, herauszuſchreiben. Es ſind folgende: Nicolaus Gerbelius a. d. VI. Kl. Juni 1572; Philippus Chelius a. d. II. Id. Mai 1574; Georgius Obrechtus a. d. II. Id. Mai 1574; Joannes Fiſchartus a. d. IV. Id. Auguſt 1574; Joannes Wilhelmus Botzheimius a. d. V. Non. Oktober 1574; Jacobus Reblinus a. d. XV. Kl. September 1579; Joannes Naevius a. d. V. Id. Auguſt 1582; Petrus Danaiſius a. d. VIII. Kl. Auguſt 1583; Georgius Michael Lingelsheimius a. d. VIII. Kl. Auguſt 1583.

von allen Kandidaten, daß ſie promoviert werden ſollten propter exactam Juris Divini et Humani peritiam, quae ... peregrinationibus passim in orbis terrarum publicis Scholis ... acquisita est. Es wird alſo durch dieſe vielleicht auch ſtehende Formel als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt, daß die Juriſten verſchiedene, auch fremdländiſche Univerſitäten beſuchten und dadurch auch Gelegenheit fanden, kanoniſches Recht zu hören, was ja bei Fiſchart beſtimmt der Fall war.

Jeder Promovend bekam einige Zeit vor der öffentlichen Disputation, welche der Promotion unmittelbar voranging, eine oder zwei Theſen zur Auswahl, die er ausarbeiten und dem Dekan zur Durchſicht übergeben mußte. Die Quaestiones wurden am Sonntag vor der Disputation an die Tore der Univerſität und der vier Pfarrkirchen angeſchlagen und durch den Pedell den Profeſſoren und Doktoren mit einer Einladung, wie die oben erwähnte, übergeben. Dieſe Disputation begann nach dem Gottesdienſt um 9 Uhr und ſollte nicht über zwei Stunden dauern, wurde aber viel länger ausgedehnt, wenn mehrere Kandidaten gleichzeitig promoviert wurden, was damals gebräuchlich war. Im gleichen Jahre, wie Fiſchart, wurde auch der Straßburger Georg Obrecht im Mai mit noch drei Genoſſen promoviert.

Die Promovenden mußten ihre ausgearbeiteten Theſen bei der öffentlichen Disputation auswendig vortragen und vertreten. Auf der erwähnten Einladung ſind die Quaestiones bei den einzelnen Kandidaten genannt. Fiſchart ſprach über das Thema: An filius Scholaris teneatur, conferre expensas et libros, studiorum causa a patre Subministratos.

(Ob ein ſtudierender Sohn verhalten werden könne, die Ausgaben und Bücher, die ihm der Vater für die Studien gewährt hat, zu konferieren, d. h. gemäß der betreffenden Beſtimmung des römiſchen Rechtes nach dem Tode des Vaters „einzuwerfen“, damit ihm dieſe Zuwendungen auf ſeinen Erbteil angerechnet werden.)[1])

Gleich nach der Disputation fand die feierliche Promotion in der Aula unter dem Vorſitz des Rektors ſtatt.

Das war alſo am 10. Auguſt 1574. In der Einladung ſteht ad decimum diem Augusti und im Doktorbuch IIII Id. Aug. MDLXXIV, alſo der 14. Auguſt und vier Tage vorher macht auch den zehnten. Mit Recht bedauert Wendeler, daß die Reihe der juriſtiſchen Diſſertationen in Baſel erſt von 1576 ab erhalten iſt. Doch

[1]) B. Windſcheid, Lehrbuch des Pandektenrechtes[8] 3, § 610 S. 488—503. — Prof. Dr. A. Zycha an der juridiſchen Fakultät der deutſchen Univerſität in Prag machte mich freundlichſt auf die Bedeutung des Begriffes collatio aufmerkſam.

galten damals die ſchriftlich auszuarbeitenden Theſen als Diſſertationen, ſo daß wenigſtens in der eben genannten Quaestio der Titel von Fiſcharts Diſſertation erhalten iſt.

* * *

Zum Schluß wäre die Frage zu beantworten, in welcher Weiſe Fiſchart ſeine großen Reiſen unternahm. Von ihm ſelbſt rührt kein Ausſpruch darüber her. Doch haben wir zahlreiche Nachrichten darüber von Studenten jener Zeit. Trotz der mangelhaften Verkehrsverhältniſſe, der ſchlechten Straßen und unzulänglichen Herbergen, der Gefährdung durch Wegelagerer, Räuber und Wölfe, ganz abgeſehen von den zahlreichen Kriegsfehden und Seuchen, war die Wanderluſt bei allen Völkern und beſonders bei den Deutſchen nie ſo groß wie im 16. Jahrhundert. Einzelne Perſonen, beſonders Studenten unternahmen ihre Reiſen zu Pferde, Familien und Geſellſchaften im Rollwagen oder in beſſeren Poſtkutſchen, nur die Wohlhabendſten im eigenen Wagen, die große Maſſe der Unbemittelten zu Fuße. Wo ſchiffbare Flüſſe oder Seen vorhanden waren, benutzte man gern dieſes billige und angenehme Verkehrsmittel. Die von Erasmus Roterodamus als Briefboten abgeſandten Famuli gingen zu Fuß, während Albrecht Dürer, welchem Pirkheimer das dazu nötige Geld vorſtreckte, nach Venedig reiten konnte. Ein Bekannter Fiſcharts, Michael Schütz, genannt Toxites, machte ſeine vielen Reiſen zu Pferde und klagte oft, daß er „des Reitens müde" ſei. Einmal bot ihm Johannes Sturm, den Schütz beſuchen wollte, Erſatz für die Koſten eines Lohnpferdes an. Mit der Familie fuhr er im Rollwagen. Die Studenten machten die meiſten Reiſen zu und von den Univerſitäten zu Pferde, wenn möglich mehrere gemeinſam, weil das natürlich größere Sicherheit gegen die Gefahren bot. Beſonders auffällig iſt es, daß ſich gerade im 16. Jahrhundert die meiſten Studenten nicht mit zwei oder drei Univerſitäten begnügten, manche ſogar ein Dutzend in Deutſchland, Italien und Frankreich, allerdings nur auf kurze Zeit beſuchten. Felix Platter ritt von Baſel nach Montpellier im Oktober 1552 auf einem „kleinen Rößlin", für deſſen Ankauf ſich ſein Vater ſieben Kronen ausborgen mußte. Nach vollendetem Studium kaufte er ſich am 24. Februar 1557 ein „ſtarkes und gutes Roß", weil er den großen Umweg über Toulouſe, Montauban, Bordeaux, Orléans nach Paris machte. Am 21. Juli nach Baſel heimgekehrt, verkaufte er ſein Roß um den halben Preis, den er dafür bezahlt hatte. Lukas von Geizkofler ritt im Mai 1572 von Speyer nach Paris mit „ſechsundzwanzig vom Adel, mehrenteils Meißner und Schleſier, ſo auch zu Straßburg ſtudiert hatten" und von Paris zurück im Herbſt 1572 nach Beſançon, wieder mit mehreren deutſchen Studenten. Von Dôle mußte er im Herbſt 1573

allein wegreiten, hatte aber darum mehrere gefährliche Abenteuer zu beſtehen und kam ſchwer krank in Straßburg an. Hermann Vultejus, der 1581 Profeſſor für Inſtitutionen in Marburg wurde, durchſtreifte 1578 als Student Italien bis über Neapel hinaus zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen. Holbein fuhr bei ſeinen Fahrten nach England im Segelſchiff von Calais nach Dover, bei günſtigem Wind in fünf bis ſechs Stunden. Unangenehm war ihm nur die unvermeidliche Seekrankheit ſowie die Roheit und Habgier der Schiffer. Von Dover nach London ritt er. Das ſind nur wenige Beiſpiele aus jener Zeit[1]).

Fiſchart wird alſo wahrſcheinlich kleinere Reiſen zu Fuß, weitere zu Pferd gemacht haben; die häufigen Fahrten von Baſel nach Straßburg ſicherlich zu Schiff, den Rhein abwärts, denn er hat ja im Glückhaften Schiff die Gelände des heimatlichen Stromes an dieſer Strecke anſchaulich geſchildert. In ſeinem ſelbſtändig erfundenen erbaulichen „Wanderlid für Raiſende Leut“[2]) gibt beſonders die ſechſte und ſiebente Strophe deutlich eigenen Erlebniſſen und Gefühlen Ausdruck

O Herr, bewar für Waſſersnot,
Für Lebensgfärlichkaiten,
Für des Schwerds ſchärf vnd gähem Tod,
Für Gift vnd ſchnell Krankhaiten,
Für Vngewitter, Hagel, Feur,
Für Thun vnd Menſchen vngeheur,
Für Vnnützen Gefärten,
Für vnverſchamten Herzen auch,
Rochloſen Leuten, argem prauch
Vnd anderen beſchwerden.

Erhalt mich Nüchtern auf der fart
Dan Fülle pringt mutwillen,
Schaff, das mein Herz ſei rain verwart,
Nichts arges zuerfüllen.

[1]) C. Schmidt, Michael Schütz, genannt Toxites. Straßburg 1888. S. 78 f., 107 und 109. — Geizkofler a. a. O. S. 32 und 75. — Platter a. a. O. S. 178 f., 273 und 296. — Woltmann, Holbein und ſeine Zeit 2, 151—156. — Vita Vulteji ab ipso descripta (Kleinere Schriften hg. von Eſtor 2, 198—244).

[2]) Fiſcharts Dichtungen hg. von Kurz, 199—202.

Zu den Ausſprüchen von Fiſchart über niederländiſche Sitten in der Geſchichtklitterung (Euphorion 20, 335 f. Anmerkung) ſeien hier noch einige hinzugefügt: S. 61, Z. 9—18, v. u., beſchreibt Fiſchart ſpaniſche Gerichte, die er in Holland ſehen konnte. — S. 176 „Atlas nach dem Antorffer“ [Antwerpener] „zettel zum vnderlegen“. — (Für Schuhſolen) „kühhäut zu Maſtrich“. — S. 178 „wie die Niederländiſchen Mäntel, fornen kürtzer als hinden, wie den Schwangern Frawen“. — S. 188 „Der Hundstreck [bedeutet] ein Niderländiſch händſchuch oder antrecker“. Anſpielung darauf, daß Handſchuhleder ehemals mit Hundedreck gegerbt wurde und das Wortſpiel mit holländiſch „trekken“ = ziehen.

Bewar mein Zung vor falscher Red,
Trug, schandbarkeit vnd Afterred,
Das ich kein ärger, schmäche;
Verleih mir auch gnad, Rhat vnd Kräft,
Das ich nutzlich ausricht mein gschäft
Vnd allein auf dich sehe.

Zur Quellengeschichte des Simplicissimus.

Von Josef Trostler in Temesvár.

1. Bloedau[1]) führt die Geschichte vom Speckdiebstahl[2]) auf Parsivals Histoires facetieuses (1663. S. 73. Nr. 52: Les jambons d'un Curè derobez par de jeunes rustres) zurück. Bechtold nennt Praetorius als Gewährsmann[3]), sein Schluß ist aber keineswegs zwingend und die von ihm berücksichtigte Literatur nicht erschöpfend[4]). Schon Hans Sachs[5]) erzählt von einem armen Winzer, der den Schinken seines reichen, aber geizigen Gevatters einen nächtlichen Besuch abstattet, dabei durch den Schornstein herunterfällt, sein Gesicht mit Ruß beschwärzt, den herbeieilenden Hausherrn bedroht, sich von ihm die Türe öffnen läßt und mit seiner Beute glücklich entkommt. Wir begegnen dem Schwank bei Tünger[6]), er findet sich nicht nur

[1]) C. A. von Bloedau, Grimmelshausens Simplicissimus und seine Vorgänger. Palaestra LI. 1908. S. 61.

[2]) Grimmelshausen, Simplicissimus ed. Kögel. II. 31. S. 189 ff.

[3]) A. Bechtold, Zur Quellengeschichte des Simplicissimus. Euphorion XIX, 508.

[4]) Die von Birlinger (nach Lorsbach), Archiv für d. morg. Lit. 2 Marb. 1794. und A. Lübben, Mitteilungen aus nd. Hss. Progr. Oldenburg. 1874. S. 24) angeführte Erzählung in Alemannia. 14 (1886) S. 252 ff. ist hier auszuschalten, ebenso Gengenbachs Tod, Teufel und Engel. vgl. Gengenbach ed. Goedeke. S. 32., Hans Sachs, Sämtliche Fabeln und Schwänke. ed. Goetze. 1, 475: Der ainfeltig mueller mit den spitzpueben. Zur Ergänzung der in Bd. 2. S. XVII. verzeichneten Literatur, sei noch angeführt: Jacob Masen, Ars nova Argutiarum honestae recreationis. 1649. Pars secunda. S. 19 „tres personati Mortis, Daemonis atque Angeli habitu divitem quendam Euclionem varijs fraudibus expugnare aggressi sunt"; Der kurtzweilige und noch niemals auff der Schau-Bühne dieser Welt auffgetretene Arlequin. Leipzig 1691. S. 418: Der unglückliche Dieb.

[5]) Hans Sachs ed. Goetze 2, 440. Ein schwanck: Der reich hecker mit dem pachendieb.

[6]) Augustin Tüngers Facetiae (1486) ed. Adalbert von Keller. 1874. S. 95. No 13. Ain burger ze Trier vermarkt ainen dieb in sinem huß. vgl. Goetze 2. XXII.

bei Memel[1]), ſondern auch in dem Luſtigen Hiſtorienſchreiber[2]), in dem von Praetorius[3]) erwähnten Hannsgukk in die Welt[4]), in dem Kurtzweiligen Arlequin[5]). Er kehrt zu einer breiten Geſchichte verzerrt in dem Exempelbuche eines Jeſuiten wieder[6]), und wenn die Vermutung Birlingers richtig iſt[7]), ſo liegt er auch dem von den hamburgiſchen Komödianten im Jahre 1674 in Dresden aufgeführten und bei Fürſtenau[8]) verzeichneten Poſſenſpiel „Speckdieb" zugrunde. Das ungeſchwächte Fortleben des Schwankes im Volksmunde bezeugen Lehembre[9]) und Endt[10]). Der Grund dieſer außerordentlichen Verbreitung liegt wohl in der unerwarteten nächtlichen Situation, in die der herunterfallende Dieb gerät, in dem ihm von der Angſt eingegebenen Gedanken, ſich mit ſeinem berußten Geſicht für den Teufel auszugeben und in der Verwirrung den Weg ins Freie zu finden, dazu kommt die unter Mitwirkung der zumeiſt nur mangelhaft bekleideten Köchin oder Frau in Szene geſetzte Teufelsbeſchwörung. Ein moraliſierend-belehrender Schluß wird ſeit Hans Sachs gewöhnlich wiederholt. Grimmelshauſen hat aber weder den verſifizierten Schwank des Nürnberger Dichters, noch eine der dürftigen Anekdoten, ſondern wahrſcheinlich die erſte novelliſtiſche Darſtellung, eine Erzählung des vielgeleſenen und bis in das XVIII. Jahrhundert hinein reichlich ausgebeuteten Kompilators, Erasmus Franciſci[11]), als unmittelbare Quelle

---

[1]) J. P. de Memel, Luſtige Geſellſchaft. 1656. Vgl. Bolte, Alemannia, 15, S. 63, und Bechtold a. a. O.

[2]) Der luſtige und poſſierliche Hiſtorienſchreiber. Zum Druck befördert durch H. S. Frankft u. Leipzig o. J. No. 112. Der ſich zum Teufel machende Dieb.

[3]) Joh. Praetorius, Ein gruendlicher Bericht vom ſchnackiſchen Katzen-Veite. 1665. 8 Bl.

[4]) Wend-Unmuth oder erneueter fünff-facher Hannsgukk in die Welt. o. O. u. J. S. 137. Ein Dieb wolte eine Speck-Seite auß dem Schornſtein ſtehlen fiel aber mit herunter.

[5]) Der kurtzweilige Arlequin. 349: Der vermeinte Teuffel.

[6]) Birlinger, Alemannia. 14, 253. Nachzutragen iſt: Talitz von Liechtenſee, Neu ausgeſchmückter und vermehrter Kurtzweiliger Räyſe-Geſpan. Ulm. MDCCII, 311, CCVIII.

[7]) Birlinger. Ebenda.

[8]) M. Fürſtenau, Zur Geſchichte der Muſik und des Theaters am Hofe zu Dresden. 1861. I. S. 244.

[9]) Volksverſtelſes afgeluiſterd aan den Samenloop van de Schelde en den Rupel in de provincie Antwerpen en verſameld d. L. Lehembre. Lier 1893. No. 20.

[10]) Joh. Endt, Sagen und Schwänke aus dem Erzgebirge. Der Zauberer P. Hahn, der Wunderdoktor Rölz u. anderes. Prag 1909. S. 210.

[11]) Erasmus Franciſci, Die luſtige Schaubühne von allerhand Curioſitäten. Nürnberg. MDLXIII. vgl. zu Franciſci, Goedeke, Grundriß 3, 190; Will, Nürnberg. Gelehrten-Lexicon. I. 462—467., über ſeine literariſche Wirkung: F. Bobertag, Geſchichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutſchland. II. S. 177 ff.

benützt. Die zum Teile wörtlichen Übereinstimmungen lassen diesbezüglich keinen Zweifel aufkommen.

Francisci, Lustige Schaubühne V. 986—40:

Masenius[1]) gedenckt in seinen Spitzfündigkeiten / eines gewesen Soldaten Johannes Bergensis: welcher nach dem er endlich ein Religioß worden / zuerzehlen pflegen: Er sey einsmals im Lützenburger Lande / durch Hülffe seines Spießgesellen / den Schornstein herabgelassen worden / und mitten auf den dicken Stäben / daran die Speck-Seiten hingen / wie ein Hahn gesessen, die Schinken an ein Seil gebunden / und seinem Diebsgesellen hinauf zuziehen uberreichet. Indem bricht unversehens einer von den Stöcken / darauf der nächtliche Beutemacher (denn der Nahme Dieb ist / für Soldaten zu grob /) ritte: darüber Roß und Mann zu Boden und herunterfallen. Von dem Tumult dieses also herunterfallend. Schlot- oder Schornstein-Reiters erwacht der Pfarherr / welchem die Schincken gehörten) samt seinem gantzen Hausgesinde; läßt zünden: willens seinen ungebetenen Gast zu bewillkommen / und dem gefallenen aufzuhelffen. Aber was thut hingegen diese verschlagene Speckmauß; welcher / als einem Kinde der Finsterniß / das Licht sehr ungelegen kam? Es wolte nirgend sich eine Ausflucht erblicken lassen; wohin er auch immer mehr seine Diebs-Aeuglein wendete. Weil ihm dann nichts anders einfallen will; nimmt er einen Anschlag aus dem Stegreiff / oder / wie die Lateiner reden /

Simplicissimus II. 31. 192—195.

Wir brachten ... ein Laiter und Sail auß einer Scheur zuwege, und weil ich so gut als ein Schornsteinfeger in den Kamin auff- und absteigen konte (als welches ich von Jugend auff in den holen Bäumen gelernet hatte /) stieg ich selbander auffs Dach, welches von holen Ziegeln doppelt belegt, und zu meinem Vorhaben sehr bequem gebauet war: Ich ... ließ mich mit dem End deß Sails hinunter zu meinem geliebten Speck, und band einen Schincken nach dem andern an das Sail, welches der auff dem Dach fein ordentlich zum Dach hinauß fischete ... Aber potz Unstern! da ich allerdings Feyrabend gemacht hatte, und wieder über sich wolte, brach eine Stange mit mir, also daß der arme Simplicius herunterfiele und der elende Jäger sich selbst, wie in einer Maußfalle gefangen befand ... Ich dachte, nun Jäger, jetzt must du eine Hatze ausstehen, in welcher dir selbst, wie dem Actäon, das Fell gewaltig zerrissen wird werden, dan der Pfarrer war von meinem Fall erwacht, und befahl seiner Köchin, alsbald ein Liecht anzuzünden: Sie kam im Hemd zu mir in die Küchen ... sie griff nach einem Brand, hielt das Liecht daran, und fing an zublasen, ich aber bließ viel stärcker zu, als sie selbsten, davon das gute Mensch so erschrack, daß sie Feur und Liecht fallen

[1]) Masen, Ars nova argutiarum, II. 190 f. „Joannes Bergensis postquam a militia ad religionem transijt, id sibi militi in terra Luxenburgensi euenisse memorat dimissis per furnum in aedes pastoris a socio militi succidias, trabibuo medijs insidens, funi subnexas, illâ quà venerat via emittebat. Sed fracta trabe cum domesticus ac pastore strato fragore acciti euolarent, homo consilij impos subitâ vultum fuligine inficit, daemonemque extincto quod parabant lumine graphice fingit: uticcirco terrore consternatus pastor, coeperit execrari conceptis verbis Daemonem, atque ut loco cederet, praecipere: Tum porro veluti emollitus Daemon: facite, inquit, patentibus ostiys viam, ut hinc abeam, fecerunt: evasit miles, pastorque mirifice laetus exclamabat, quantum terroris meis verbis scelerato incussi! verum mane succidijs desideratis ridiculâ fraude totam implenit viciniam ..."

unter der Hand: beschwärtzt sein gantzes Antlitz mit Ruß / und mahlt an seiner Person / dem Teufel ein Conterfait: laufft darauff / in so visirlicher Gestalt / ungescheut unter die / so ihn mit Prügeln zu segnen gekommen; bläst ihnen das Licht vor der Nasen aus / und stellet sich allerdings nicht an / gleich wäre er der lebhafftig anders Kohlschwartze.

Der Pfarherr erschrickt hefftig; unterstehet sich den bösen Geist / mit gewissen kräfftigen Formulen / zu vermaledeyen und bannisiren: recitirt etwan etliche Sprüch und Gebetlein / aus der Teufels-Geißel (sind gewisse Gebetbüchlein wider die Gespenster) da für diesen Teufel doch Meister Hans / mit seinem Saub-Besen weit solte kräftiger seyn geweſt: und befihlt ihm endlich er solle weichen / und sich trollen. Der gemenschte Teufel u. verteufelter Mensch nimmt sich an / als werde er genöthigt / gemach zu thun: rufft derwegen / oder brüllt vielmehr: man solle Thür und Fenster sperrweit öffnen / daß er möge von dannen gehen. Das geschicht; und ist man froh dazu / eines solchen Gesellen loß zu werden. Also kommt der Dieb (wolte sagen der Soldat! /) fein manierlich davon / und nimmt reißaus. Hierüber triumphiert der Pfarrherr aus der massen / und rufft: Mein! wie hab ich gleich wol / mit meinem zusprechen / den Böß wicht geängstigt / und ihm den Raum zu enge gemacht! Aber deß Morgens / wie dieses Teufels Künste recht sichtbar / hergegen die zum Rauchschlot hinaus gespatzirte Schincken unsichtbar worden: hat er solchen lächerlichen Betrug / in der gantzen Nachbarschaft / ausgebreitet / und behauptet: die menschliche Arglistigkeit sey / in der Boßheit / offt ebenso spitzfindig / als wie der Teufel selbst: derwegen dem lustigen Mauskopff dann auch vermuthlich gleicher Lohn / wie dem Teufel würde zutheil werden. Wiewol gedachter massen / sich der Schinckenmauser bekehrt; die Rabenfedern fallen lassen / und ihm davor Tauben-Fittichen gewachsen.

ließ, und sich zu ihrem Herrn retirirte. Also bekam ich Lufft, mich zu bedencken, durch was Mittel ich mir davon helffen mögte ... Interim schlug der Geistliche selbst ein Liecht an ... machte mich derowegen mit meinen schmutzigen Händen, darin ich Asche, Ruß und Kohlen rieb, im Angesicht und an Händen so abscheulich, daß ich ohn Zweiffel keinem Engel mehr — gleich sahe; und der Meßner, wan ers gesehen, mich wol vor einen geschwinden Mahler hätte passiren lassen. Ich fing an in der Küchen schröcklich zupoldern, und allerley Küchengeschirr untereinander zuwerffen ...; solches ließ sich aber der fromme Pfaffe nicht irren, dan er kam mit seiner Köchin Processions-weis daher, welche zwey Wachsliechter und einen Weyhwasser-Kessel am Arm trug, er selbsten aber war mit dem Chor-Rock bewaffnet, samt den Stollen, und hatte den Sprengel in der einen, und ein Buch in der andern Hand, auß demselben fing er an mich zuexorciren, fragende: Wer ich sey, und was ich da zuschaffen hätte? Weil er mich dan nun vor den Teuffel selbst hielt, so gedachte ich, es wäre billich, daß ich auch wie der Teuffel thäte, daß ich mich mit Lügen behülffe, antwortete derowegen: Ich bin der Teuffel, und will dir und deiner Köchin die Hälse umdrähen! Er fuhr mit seinem Exorcismo weiter fort, und hielt mir vor, daß ich weder mit ihm noch seiner Köchin nichts zuschaffen hätte, hieß mich auch mit der allerhöchsten Beschwörung wieder hinfahren, wo ich herkommen wäre; Ich aber antwortete mit ganz förchterlicher Stimme, daß solches unmöglich sey, wanschon ich gern wolte ..... Mitten in solchen Aengsten, die uns beyderseits umgeben hatten, ward ich zu allem Glück gewahr, daß das Nacht-Schloß an der Thüre, die auff den Kirchhof ging, nicht eingeschlagen, sondern der Rigel nur vorgeschoben war: Ich schob denselben geschwind zurück, wischte zur Thüre hinauß auff den Kirchhof (da ich dan meine Gesellen mit auffgezogenen Hanen stehen fand) und ließ den Pfaffen Teuffel beschwören, solang er immer wolte.

Grimmelshausen lehnt sich nicht bloß in den Einzelheiten an Francisci an. Er übernimmt von ihm auch die humoristischen Zusätze, das nächtliche Gespräch zwischen Pfarrer und Teufel, und läßt, wie Francisci, den Schwank von einem Soldaten ausführen und erzählen. Und wenn Francisci den Speckdieb später zu einem frommen Menschen werden läßt, so bereut ja auch Simplicius seinen leichtfertigen Streich, indem er sich bei dem Pfarrer entschuldigt und ihm einen „Sapphier in einen göldenen Ring gefaßt" schickt.

2. Auch für die Überraschung des im Bette liegenden noch keuschen Paares durch den wütend hereinstürmenden Oberstleutnant und für die Zwangsehe des Jägers von Soest[1]) kommt nicht Parival[2]), sondern Francisci in Betracht[3]), umsomehr, da in der Darstellung des letzteren,

[1]) Grimmelshausen, Simplicissimus III. Cap. 21.

[2]) Bloedau, 54. Parival, S. 82. No. 57. Gentil invention pour eriter un contrainte. Vgl. Bechtold, 518.

[3]) Francisci I. 97 ff. vgl. Martin Montanus, Schwankbücher (1557—566) ed. Bolte. Cap. 61. Ein güter gesell muß ein dirne haben, die der vatter und sun vorhien lange zeit zů ihrem willen gehabt hatte. S. 608 führt Bolte an: Grimmelshausen, Das wunderbarliche Vogelnest, 2. Cap. 9. und Morlini, Novellae, 1855 S. 248. vgl. dazu, Bebel, Geschwänck. 1558. 3. Von einem Meidlein; mit einigen Änderungen in: Facetiae H. Bebelii. Frankfurt 1606. S. 232. Von einem Mägdlein unnd seinem Bulen eine wahre Histori. Fast wörtlich übernommen von J. Scheible: Das Schaltjahr. Stuttgart 1847. S. 483: Von einem Meidlein und seinem Buhlen.

Grimmelshausen III. 21. Cap. S. 273 f.: Genug ist es, wenn der günstige Leser weiß, daß es zuletzt dahin kam, das ich erstlich mein liebes Dingelgen zu küssen, und endlich auch andere Narrenpossen zuthun mich erkühnen dorffte, solchen erwünschten Fortgang verfolgte ich mit allerhand Reitzungen, biß ich beynacht von meiner Liebsten eingelassen ward und mich so hübsch zu ihr ins Bett fügte, als wan ich zu ihr gehört hätte. Weil jederman weiß, wie es bey dergleichen Kürben pfleget gemeiniglich herzugehen, so dörfte sich wol der Leser einbilden, ich hätte etwas Ungebührliches begangen: Ja wol gern! dan alle meine Gedancken waren umsonst, ich fand einen solchen Widerstand, dergleichen ich mir nimmermehr bey keinem Weibsbild anzutreffen gedencken können, weil ihr Absehen einzig und allein auff Ehre, und den Ehestand gegründet war, und wangleich ich ihr solchen mit den allergrausamsten Flüchen versprach, so wolte sie vor der ehelichen Capulation kurtzum nichts geschehen lassen, doch gönnete sie mir, auff ihrem Bette neben ihr ligen zubleiben, auff welchem ich auch gantz ermüdet vor Unmuth sanfft einschlummerte. Ich ward aber gar ungestüm auffgeweckt, dan morgens um 4 Uhr stund der Obrist Leutenant vorm Bette mit einer Pistol in der einen, und einer Fackel in der andern Hand: Crabat, schrie er überlaut seinem Diener zu, der auch mit einem bloßen Säbel neben ihm stund, geschwind Crabat, holle den Pfaffen. Wovon ich dan erwachte, und sahe, in was vor einer Gefahr ich mich befand; O weh, gedachte ich, du sollst gewiß zuvor beichten, eh er dir den Rest gibet! . . . . .

Sehet Herr Pfarrer, sagte er (der Obr. Leutnant) das schöne Spectacul, zu welchem ich euch zum Zeugen meiner Schande beruffen muß! Und kaum hatte er diese Wort ordentlich vorgebracht, da fing er wieder an zuwüten und das tausendste ins hundertste zuwerffen, daß ich nichts anders als vom Halsbrechen und Hände in Blut wäschen verstehen konte; er schaumte ums Maul wie ein

im Gegensatz zur knappen, anekdotisch abgestimmten Erzählung des Franzosen, alles bereits novellistisch vorgebildet und aufgebauscht ist. — Wir lassen die Darstellung Franciscis folgen:

I. 97—101. Mir ist gesagt der Fleurisides / welcher jederzeit für einen Buhler / und flüchtigen Mercur / den keine bishero hat hefften können / gehalten worden; habe nicht vermeint / daß er eben einen heirathlichen Schluß mit dieser Jungfrauen / die nichts / als die bloße Gestalt zur Morgengabe und Brautschatz hat / kommen solte; besondern nur einen freundlichen Gruß / Kuß / und dergleichen amorösische Gunstverstattungen gesucht: in Betrachtung / sein Stand und ansehnliches Vermögen keine Heirath würden zugeben. Indem er aber / als einer Buhler-Fliege / in ihrem Hause zum öfftern herumgeflogen; habe sie ihn endlich / in ihre Netze bekommen. Nemlich solcher Gestalt: Als Fleurisides einmal ungewöhnlich große Hitze und Liebes-Brand klagte; aber / bey der züchtigen Anemonen / so bald kein Lesch-wasser antraff; sintemal sie allezeit zur Antwort gab / Er solte eine redliche Heirath thun; so würde sich seine Pein bald wenden; womit dann deutlich genug angezeigt war / daß sie sich selbsten meinte: Wuste er Ehrenhalben nicht anders / als ihr mit einem Complement / solche Hoffnung zu machen.

Anemone / welche der einfältigsten keine; war hurtig / den Schimpff in Ernst anzunehmen; lockte ihn immer besser heraus / und sagte endlich: wann ers ehrlich meine; so solte er sich belieben lassen / um die Nachtzeit / zu einer bestimmten Stunde / vor ihre Thür zu kommen: da sie ihn dann selber / nach heimlich eröffneter Thür / in der Stille ihrem Gemach zu führen / allda ihm gründliche Erklärung thun / und alles ferner mit ihm abhandeln wolte.

Fleurisides gedachte / diß wäre ihm ein gefundenes Essen: und ob er gleich nicht gesonnen mit Anemonen sich in rechten Ernst ehlich zuversprechen; gedachte er doch die langerwünschte und unverhoffentlich jetzo presentirte Gelegenheit nicht

---

Eber, und stellete sich nicht anders, als ob er gar von Sinnen kommen wolte, also daß ich alle Augenblicke gedachte, jetzt jagt er dir eine Kugel durch den Kopff. Der Pfarrer aber wehrte mit Händen und Füßen, daß nichts tödliches geschehe, so ihn hernach reuen mögte; Was? sagte er, Herr Obrist Leutenant, brauchet eure hohe vernunfft, und bedencket das Sprüchwort, daß man zu geschehenen Dingen das beste reden soll; diß schöne junge Paar, das seines gleichen schwerlich im Land hat, ist nicht das erste, und auch nicht das letzte, so sich von den unüberwindlichen Kräfften der Liebe meistern lassen; dieser Fehler, den sie beyde begangen, kan auch durch sie da es anders ein Fehler zunennen, wieder gebessert werden; Zwar lobe ichs nicht, sich auf diese Art zuverehelichen, aber gleich wol hat dieses junge Paar hierdurch weder Galgen noch Rad verdienet, der Herr Obrist Leutenant auch keine Schande davon zugewarten, wan er nur diesen Fehler (der ohndas noch niemand bewust) heimlich halten und verzeihen, seinen Consens zu beyder Verehelichung geben, und diese Ehe durch den gewöhnlichen Kirchgang offentlich bestetigen lassen wird. Was? antwortete er, solte ich ihnen anstatt billicher Straffe, erst noch hofiren, und große Ehre anthun? ich wolte sie eh morgenden Tags beyde zusammen binden und in der Lippe ertränken lassen! Ihr müsset mir sie in diesem Augenblick copuliren, massen ich euch deßwegen holen lassen, oder ich will sie alle beyde wie die Hüner erwürgen.

Ich gedachte, was wiltu thun, es heißt: Vogel friß, oder stirb, zudem so ist es eine solche Jungfer, deren du dich nicht schämen darffst, ja wan du dein Herkommen bedenckest, so bistu kaum werth, hinzusitzen, wo sie ihre Schuhe hinstellet; doch schwur ich, und bezeugte hoch und theur, daß wir nichts unehrliches miteinander zuschaffen gehabt hätten .....

zu versäumen / daß er mit ihr allein bey geheimter Nacht / conversiren möchte . . . Mit einem so aufrichtigen Fürsatz / verfügte sich der gute Fleurisides / um die benante Zeit / in ihr Losament: ward aber durch seinen eigenen fürhabenden Betrug betrogen. Denn Anemone / die nicht ihre Ehre und Jungfrauschafft gegen bloße Versprechungen / zu verkauffen gesonnen; hatte ihrem Herrn Vetter / bey dem sie der Zeit im Hause war / alles entdeckt; und dabey ihn gebeten / ihr behülfflich zuseyn / damit des Fleurisides fürgesetztes Übel zum besten gekehret würde: sintemal sie ihn auf andere Weise / weder zuverlieren / noch zugewinnen wüste. Nachdem selbiger ihre Meinung angehört / und ihren listigen Anschlag gelobt; bat er noch zwey andere Verwandten zu sich; zeigte ihnen allen Handel an: und erhielt / daß sie bey ihm / biß gegen erwehnte Zeit verbleiben / und beyständig seyn wolten.

Die Sterne waren kaum aufgangen; als Monsieur Fleurisides sich aufmachte / seinen allerschönsten Abendstern zu schauen. Er gab / abgeredeter Massen / ein Zeichen; ward darauf fein leise von der Anemonen eingelassen: welche / weil sie ohne Liecht / im Finstern / herzu kam; ihn vollends sicher machte / und in seiner eitlen Hoffnung erfreulich stärckte, Sie führte diesen Liebhaber (dessen Auge ein Schalck und dannenhero sein gantzer Leib finster war) samt allen seinen Gedancken / die auf lauter Wercke der Finsterniß zielten / nach ihrem Gemach.

Nachdem sie aber kaum ein halb Viertheil Stunde / bey ihr darinnen gewest; ersahen sie einen Glantz vom Licht / und hörten Leute die Stiegen hinaufkommen: Darüber Fleurisides von Hertzen erschrack / und vor Angst gerne aus einer Kammer in die andere geflohen wäre; da er nur hätte gekönnt. Anemone nahm sich auch anfänglich großer Forcht an. Ach sagte sie / schönster Fleurisides! wo soll ich jetzt mit meiner Schande hin / die mir daraus entstehen wird; wann einiger Mensch erfährt / daß eine Mannsperson allein bey mir in der Kammer gewest? da ich euch dennoch gleichwol / wie ihr wist / nicht zu einiger Leichtfertigkeit / sondern zu einer ehr- und ehlichen Verlöbniß hieher beschieden. Jedoch seyd getrost mein Schatz! ich weiß / was ich thun soll. Seht nur / daß ihr fein unerschrocken und hertzhafft euch stellet.

Unterdessen kam ihr Vetter / und zwo andre Personen / hereingetreten / jeder mit einem bloßen Gewehr in der Hand; fürwendend es sey ein Dieb im Hause; und unlängst die Stiegen herauf gangen; den suchten sie. Sie nahmen sich auch eines Schreckens an / über den unversehenen Anblick des Mons: Fleurisides; schwiegen lange stille / gleich hätte sie die Bestürtzung der Sprache beraubt. Endlich erholte sich gleichsam ihr Vetter / und sprach: Was Abentheuer ist dieses? O der Kühnheit!

Anemone fiel ihm geschwinde in die Rede / und sagte: Mein Herr Vetter / und ihr andre Herren! ich bitte euch gantz freundlich / beleidigt mir diese Person bey Leibe nicht / und fasset keine ungleiche Gedancken / über unsere Zusammenkunfft. Angesehen dieser / mein Hertzliebster / nur allererst jetzo / welches ich hoch betheuren kan / allhie angekommen; deß gäntzlichen Fürhabens / sich mit mir ehrlich zuverloben: auch euch / meinen Herrn Vetter / selbst um mich anzusprechen. Daß es aber für diesmal nachgeblieben; hat die Anwesenheit dieser anderen Herren / welche ich ihm anzeigte / verhindert. Derhalben er jetzo heimlich stracks wieder weggehen wollen: wann ihn nicht euere Ankunfft daran hätte verhindert. Denn weil er euch nicht vorher sprechen mögen; hat er auch nicht gerne wollen gesehen seyn / sondern mich gebeten das Liecht zu leschen.

Ihr Vetter gab ihr keine Antwort; wandte sich aber gegen dem Philisides (!) / und sagte / mit gar ernsten Geberden: Monsieur! Ihr könnt leicht selber urtheilen mit was fur Tractament man einen empfangen solte / der bey solcher Zeit / und auf solche Weise sich in eines anderen Behausung betreten lässet: und ist schier der Fürwand / welchen meine unvorsichtige Base jetzo fürgeschoben / mir nicht gnug / sothanen Fehler vor entschuldigt zu halten. Jedoch will ich das

beſte von der Sache urtheilen / und glauben / ihr ſeyd mit keinem böſen Vorſatz hieher gekommen. Aber mit dem Bedinge will ichs glauben / daß ihr / was von euch beederſeits eingewandt / nur in der That erweiſet / und wahr machet: und zwar gleich jetzo; ſo ihrs anders ehrlich meinet. Sintemahl ich nicht abſehe / wie ich anderer Geſtalt euch beeden einigen Credit beymeſſen / noch mich verſichern könne / daß ihr / Monſieur! nicht kommen ſeyd / mein Hauß / ja mich ſelber und meine gantze Freundſchafft zu beſchimpffen.

Dem guten Fleuriſides war Hertz und Athem / auf den erſten grauſamen Anblick der geblöſten Degen / in die Hoſen geſchoſſen: als er dieſen Vertrag hörte; erholte er ſich wieder ein wenig: und weil er wol ſahe / daß es hie hieß: Vogel friß oder ſtirb; gedachte er / wie jener / es wäre gleichwol beſſer heirathen / als hencken. Derwegen gab er eine gar willfährige Antwort / und ſtellete ſich bereit / alles einzugehen / wie es der Anemonen Vetter begehrte: um ſo viel deſto mehr / weil ſeine Liebſte zimlich ſchöner Geſtalt / und ehrliches Herkommens / wie wol arm war.

Trotz der ſtrengen Anlehnung an ſeine Quelle vermag Grimmelshauſen ſeine Selbſtändigkeit auch hier zu wahren. Bei ihm iſt die nächtliche Szene pſychologiſch tiefer gefaßt, und gewinnt an Wahrſcheinlichkeit ſchon dadurch, daß er die Rolle, die Franciſci Anemonen ſpielen läßt zum Teil auf den Pfarrer überträgt, während die Tochter des Oberſtleutnants ſich völlig paſſiv verhält und im Hintergrund bleibt.

Procopius von Templin 1609—1680.

Von A. H. Kober in Bremen.

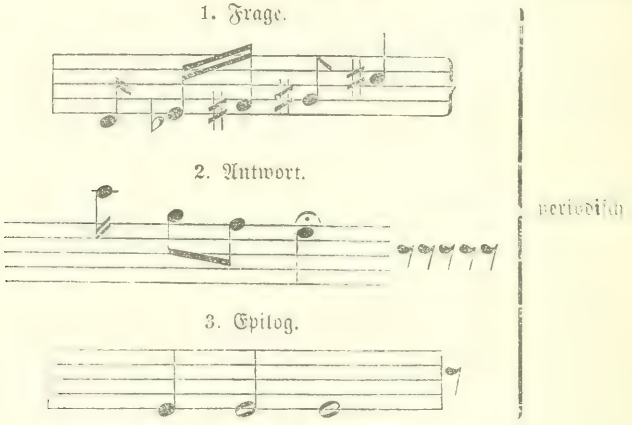
(Fortſetzung.)[1])

Procop ſteht immer über ſeinem Stoffe, ſo wie der Schöpfer ſeiner Schöpfung gegenüber, der weiß daß Alles Leben hat nur durch ihn. So frei wie Procop mit allen Quellen ſchaltet, mit dem Alten Teſtament und dem Neuen Teſtament, ſo auch mit allen Heiligen. Das bedeutet nun, daß der Redner niemals etwas Fertiges nimmt und weiter, ſondern Alles wird durch ihn umgeſchaffen, neugeſchaffen. So übernimmt er hier nicht einfach die Situation des Neuen Teſtaments, ſondern fängt an zu malen: Ich bilde mir die Geſchichte alſo ein. Oft verändert Procop ſo gegebene Szenen; aber ſelten ſchafft er neue; wenn er z. B. die Andacht Mariae vor dem Sakrament ſchildert, ſo hatte er dazu Vorbilder und Anregungen in der bildenden Kunſt, auch in der Literatur genug, ſo daß dies nicht ſo hoch anzuſchlagen iſt. Procop iſt hier durchaus nur reproduzierend und modifizierend. Daraus ergibt ſich zunächſt eine von ihm ſehr oft verwendete Stilform: die

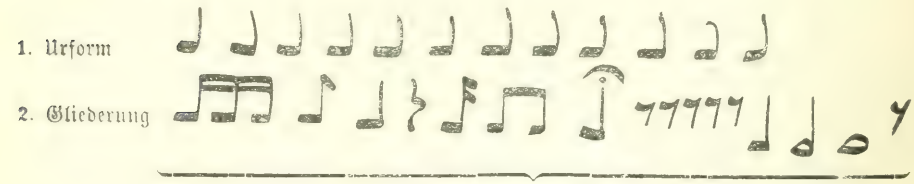
[1]) Vgl. oben, S. 520 f.

Randbemerkung. Er erzählt irgend eine Geſchichte des Alten oder Neuen Teſtaments oder auch aus einer andern Quelle und unterdrückt dabei niemals Bemerkungen wie: Da hatte er's, recht ſo. Oder bei der Wiedergabe von Joh. 6: Es hat ſich wol gehimmelt / meyneten ſie (da Jeſus ſich erklärt für das Brot das vom Himmel gekommen iſt). So werden in draſtiſcher Weiſe die Geladenen des Evangeliums abgekanzelt: währe vileicht dem Erſten ſein Dorff eingangen / wann er ſchon den ſelben Tag nicht hinauß wäre kommen es zu beſichtigen? hätte die ſelbe Viſita nicht künnen Verſchub leiden biß an den nechſtfolgenden Tag? wären vileicht dem Andern ſeine Ochſen entloſſen? ... und hette der Dritte ſein Weib nicht gerahten künnen nur ſo lang biß er von der Mahlzeit wäre wieder heim kommen? ſie wäre ihm doch mittler Weil nicht außgeriſſen! nemlich wol kahle Entſchuldigungen warens. Zum betrogenen Iſaac wird bemerkt: Ja / ja / mein lieber Alter / jetzt haſt du es getroffen / haſt dich gewaltig wol verantwortet / wann dir ſovil an der Sach gelegen war / ſo hetteſt du dem Gehör ſollen glauben / und dich nicht auffs Taſten oder Greiffen gründen / welches dich aber nun tiff betrogen hatt! Ach es iſt nichts mit dem Klügeln und disputiren. Zu der Erzählung von Artemiſia, die ihres Mannes Aſche trank. Eine närriſche Liebe war das / wer eine Luſt dazu hat / der mag ihrs nachthun! Die nächſte Stufe iſt, daß Procop vollſtändig den Rahmen des Zitates durchbricht, und ſich ſelbſt einmiſcht: Dadurch ſchafft er ſich ſelbſt die Szene, macht die Erzählung zur Handlung mit lebhaftem Bühnenſtil und ſpielt ſelber mit. Er lebt und wirkt überall. Oft auch ſpricht er aus der Szene heraus ins Publikum, dann übernimmt er die Rolle des Raiſonneurs. Er gloſſiert, wie eben ſchon gezeigt; er ſpricht ſeine Freude über die gerechte Beſtrafung des Übeltäters aus und ſtellt ſo immer die Verbindung mit den Zuhörern her, zu deren Sprachrohr er ſich macht. Dafür ſetzt ſich ein Schatz von Formeln feſt: die kurze ironiſche Gloſſe, rhetoriſche Frage, Apoſtrophe, Anaſtrophe. Aus dieſem Mitſpiele ergibt ſich eine ſehr häufig verwendete Form der Kopula: der Einwurf. Der Redner (und damit — was ja der Zweck iſt — auch der Hörer) nimmt an der Handlung teil und entwickelt ihren Fortgang dadurch, daß er Fragen ſtellt, die aus der Situation heraus beantwortet werden. Die vollkommenſte Form iſt eine ganze Kette von ſolchen Fragen. Auch dies iſt wieder ein Kunſtmittel, um eine ſchon bekannte Sache intereſſant zu machen; hier nun nicht durch Modifizierung, ſondern durch Neuſchaffung vor den Augen des Publikums. Für den poetiſchen Stil ergibt dies eine Form der Anrede, die weſentlich verſchieden iſt von dem typiſchen Geſpräch mit Gott. Dies iſt wirklich ein Geſpräch im Sinne eines Sichbelehrenlaſſens, jenes aber nur eine Stilformel, eine ſimulierte Unterredung in der Abſicht

der Belehrung anderer durch Antworten des Fragestellers selbst, die aber dem Befragten in den Mund gelegt werden. Stilistisch wird solch eine Frage immer enger gefaßt sein als der wirkliche Glaubenszweifel, da sie die Antwort schon enthält und keine Aussicht auf eine andere Lösung ermöglichen darf. Wird die Frage nicht mehr an eine der zitierten Personen gerichtet, so wird sie zur Formel. Der stilistische Ausdruck dafür ist ein Spiel definierender Fragen und Antworten. Daß auch diese Form noch lebhaft wirkt, erklärt ihr Ursprung aus Handlung. Frage und Antwort werden hierbei in den Mund des Redners gelegt, er muß die Illusion des Gespräches zustandebringen; dies geschieht durch Zweiteilung der Modulation und durch Trennung der einzelnen Phasen. Das ergibt eine rhythmische Aufteilung der Rede. Da noch immer das abschließende Wort (Epilog) des Redners hinzukommt, wird die Figur dreiteilig und kann so dargestellt werden:



Schema des Redebildes:



Dabei sind Pausen, Taktwerte, Tonlage veränderlich, so daß sich daraus ein reiches Bild ergibt. Poetisch (d. h. in Versen, die der

Rede gegenüber eine gedrängte Form ohne so viele Zwischenglieder darstellen wird dies zur einfachen Aussage: Was Aschermittwoch meinet das saget uns der Herr oder mit Vorlatz was ist das für ein Festtag? Das lehret uns die Schrift. Hieran wird die psychologische Grundabsicht dieser Figur deutlich: die Erhöhung der eigenen Worte durch Zurückführung auf eine Autorität. Die Grundformel (Umschaffung übernommener Situationen) ist ein Spiel der Phantasie, es ergibt eine künstlerische Illusion, die Absicht ist eine ästhetische; die Schlußformel (Einwurf, Fragetopula) hat eine praktisch-didaktische Absicht: sie soll belehren. Um die Überzeugung zu vervollständigen, stellt der Redner die ganze Beweisführung auf den Boden anerkannter Autoritäten. Auf eben diesen Grundton ist die Phrase gestimmt, die Procop in der zitierten Predigt (wie überhaupt) am meisten gebraucht: die Vergleichung. Dahin gehören vier Erscheinungen: Die Schrifterklärung, das Beispiel, das Gleichnis, der Kontrast. Diese Figuren entspringen unmittelbar dem Charakter der Rede als einer Auseinandersetzung zweier Parteien, sie sind Mittel gegen den Zuhörer und sollen zweifach wirken: intellektuell, sie sollen überzeugen, und ästhetisch, sie sollen abwechseln und so die Aufmerksamkeit wach halten. Die Vergleichungen Procops sind unsinnlich, sie wirken nicht auf das Auge oder das Ohr, sondern wollen Reflexionen hervorrufen. So werden durchschnittlich Handlungen, Vorgänge verglichen. Metaphern im Sinne der einzelnen Bildformel sind selten, meist schroff zur Formel gekürzter Vergleichungen. Die Plastik in den Raum gesetzter Bilder fehlt bei Procop. Die häufigste Form der Vergleichung ist die Schrifterklärung. Die Schrift wird auf uns gedeutet. Dies dient wieder zur Festlegung des Widerstrebenden auf feste Autoritäten. Die Schriftauslegung ist zwingender als Beispiel und Gleichnis. Denn bei diesen Formen geht der Akt der Vergleichung vom Subjekt aus, die Parallelität des Gesuchten und Gefundenen mit dem Subjekt (wir) wird vorausgesetzt; d. h. die eigentliche Spannung fehlt. Die Schriftauslegung aber beginnt objektiv, d. h. mit der Erzählung irgend eines Vorganges, daran schließt sich seine Erklärung und endlich die Deutung auf uns. Daß die Parallelität zwischen Subjekt und Objekt hier (scheinbar) nicht erstrebt ist, sondern sich unmittelbar aus dem Tatbestande als naheliegend ergibt, das macht die besondere Wirkung dieser Figur aus: diese Vergleichung überrascht. Es kommt hierbei nun alles darauf an, daß die Erklärung des Vorganges in sich ganz einwandfrei ist, so daß der Hörer, wenn die (scheinbar) zufällige Deutung auf ihn erfolgt, von der Logik völlig niedergezwungen wird. Dies ist allen Formen der Vergleichung gemeinsam: sie überzeugen dadurch, daß sie den Gegenstand des Zweifels in einen Zusammenhang stellen, deren Naturgesetzlichkeit oder Logik als unzweifelhaft anerkannt ist. Die Wichtigkeit der Überzeugung

durch Schriftauslegung war schon vor Procop erkannt. Es genügte nicht immer einfach auf die Schrift als auf eine ohne weiteres zwingende Macht zu verweisen; man mußte den Zweifler dies selbst einsehen lassen, man mußte seinen Intellekt befriedigen können. Die Gleichheit seiner Situation mit einer, für die der Autoritätszwang auch ihm fest stand, mußte erstrebt werden. Die Kunst ist, Bibelerzählungen zu der Gegenständlichkeit und Gegenwärtigkeit eigener Erlebnisse zu heben. Alles wird dem Hörer vorgeführt als eigene Angelegenheit, biblische Geschichte und moderner Mensch werden so nahe aneinander gerückt, daß ihre Interessen notwendig zusammenfallen. Die große Kunst des Predigens ist: zu rühren, d. h. den Menschen, günstigstenfalls neutrales Innerstes nach einer bestimmten Richtung hin bewegen. Hier wird dies erreicht nicht durch Versprechen oder Drohen, sondern durch ein ganz einfaches Stilmittel, durch einfache Erzählung. Es ist dies Procops Hauptstilmittel. Wie ihm die Tradition hierin vorgearbeitet hat, mehr die Dogmatik als das Beispiel einzelner Redner, zeigt ein historischer Überblick. In der Darstellung des Heliand, der Elemente der Missionspredigt enthält, oder der erhaltenen ahd. Stücke, findet sich Vergermanisierung der biblischen Geschichte. Indessen ist dies nicht dieselbe Erscheinung wie hier in der Predigt des 17. Jahrhunderts. Dort handelt es sich nicht um die bewußte Anwendung eines Kunstmittels. Jener Realismus verdankt sein Entstehen nicht so dem Redner als den Mißverständnissen der Hörer. Der Missionsprediger mußte notwendigerweise etwas nachgeben; leider, denn nichts war ihm weniger lieb als die falsche Auffassung seiner Lehre durch die Germanen, auf jeden Fall wollte er natürlich das Evangelium „rein" erhalten und so gab er manchmal lieber ganze Stücke preis, als daß er sie der Gefahr der Verfälschung durch den germanischen Nationalgeist aussetzte (Heliand). Einen realisierenden Stil der Predigt — so mag jene Erscheinung genannt werden — ließ auch die folgende Epoche des deutschen Christentums nicht aufkommen. Im Gegenteil: Rom übernimmt nun die religiöse Leitung Deutschlands und ist bestrebt, den Schatz der Lehre als ein goldenes Kleinod hoch hinauszuheben über das Treiben des gemeinen nivellierenden Alltags. Der Deutsche kniet und betet vor dem Altar, niedergezwungen von einer gewaltigen Macht, die alle seine Sinne umfängt und bindet zu seliger Willenslosigkeit, von einer Macht aber, die ihm — wie die Sprache seines Priesters (nicht Predigers!), der Zauber der Musik, der Rhythmus des Raumes — durchaus Geheimnis ist. Die Wurzeln des Erfolges Bertholds von Regensburg liegen nicht darin, daß sein Wort die alt- und neutestamentliche Geschichte dem Leben seiner Zuhörer anähnelte, vielmehr darin, daß er jenes geheimnisvoll Rührende allein mit seiner Sprache erzeugen konnte, was sonst die Zusammenwirkung mehrerer

Faktoren voraussetzte. Realistisch ist seine Rede in dem Sinne, daß er die Wirkung der Heilstat Christi darstellte als eine unmittelbar auf uns berechnete; daß er das Wirken Christi und unser Verhalten dazu zu der Kardinalfrage alles menschlichen Seins überhaupt erhob. Aber dies hat noch nichts zu tun mit jener systematischen Übertragung des Alten und Neuen Testaments in den Strom des lebendigen Lebens. Was Berthold leistete, entstammte der gleichen Grundstimmung aus der Meister Eckhart sein Leben zog. Die Mystik aber hat mit realem Leben gar nichts gemein; sie führt gerade aus dem Diesseits hinaus. Sie ist die Hinüberrettung dessen, was der Priester im Dome vor der Hostie erlebt, ins stille Kämmerlein des gläubigen Gottsuchers. Griff der Mensch der Mystik zur Bibel, so eben nur, um sich daraus die Flügel zu verschaffen zum Fluge ins lichtgoldene unendliche All. Ein stark bindendes Glied aber zwischen Buch und Welt ist zweifellos der Heiligenkult geworden. Diese Heiligen standen ja noch immer mit einem Fuße bei ihren menschlichen Brüdern, die ihre Leiden, ihre Freuden mitgesehen, mitgefühlt hatten. Wie dies zurückwirkt auch auf die Gestalten der Heiligen Schrift selbst, zeigt die Wendung im Marienkult: der Ritter liebt sie wie seine frouwe, seine frouwe wie jene. Aber diese Maria, war sie die Gottesmutter des Testaments? Noch weniger aber konnte die Kirche von hier aus die Predigtmaxime ziehen, alles Biblische mit dem Leben der Gegenwart zu erklären. Von einer andern Seite führt ein Weg hierzu: immer stärker wird das Streben, das Alte Testament auszudeuten als Vorzeichnung des Neuen Testaments. Es findet eine Übertragung des alttestamentlichen Lebens in das des Neuen Testaments statt. Damit ist schon die Vereinfachung der Masse eingetreten, die nur noch des Anstoßes zur gemeinschaftlichen „Wedernisierung" harrt. Die Unmöglichkeit, die Mystik zu verallgemeinern zu einem weite Kreise bindenden lehrbaren Glaubensmittel, mußte zur Folge haben eine verstärkte Betonung des in der Bibel mit dem praktischen Leben, Volksleben Übereinstimmenden. Auf den von Berthold beschrittenen Weg zurückkehrend, bewegte sich die Predigt der Kirche jenem Ziele zu, als die Reformation des 16. Jahrhunderts ihren Marsch unterbrach. Wie weit man war, zeigt Luthers eigene Predigt, deren „Urwüchsigkeit" eben auch geschichtlich bedingt ist. Nun wird die Predigt wieder ganz erfüllt mit theologisch-grammatischen Mosaikarbeiten, mit dogmatischen Spekulationen. Die Kirche ging eines Teiles ihres Gebietes beraubt aus dem Kampfe hervor. Sofort aber zieht sie sich auf diesen, ihr nun ganz eigenen Teil zurück und beginnt hierauf ihre — durch die Verkleinerung des Gebiets um so stärkere — Wirksamkeit. Die ganze Lehre, die ganze geistliche Domäne wird jetzt überspannt von einem ganz feinen, daher unendlich festen Netze bestimmter Maximen. Es ist

so ein Instrument erreicht, das auf jeden möglichen Anstoß sicher reagiert nach festgesetzten Regeln. Damit ist der Gegensatz von Schrift und Leben überbrückt: man mußte für jede Frage des praktischen Lebens die bestimmte, einwandfreie Antwort des Buches geben können. Alle unsere Lebensumstände also erscheinen demnach in der Bibel schon vorgesehen; oder umgekehrt: die Erzählungen der Bibel sind nichts anderes als Maskierungen des heutigen Lebens. Diese Auslegung erscheint bei Procop besonders natürlich und herzlich, weil er, wie oben erwähnt, die Eigenschaft der Einfühlung in zitierte Situationen in hohem Maße besitzt. Er ist ein Künstler der Reproduktion. Psychologisch interessant ist eine dies bestätigende Äußerung von ihm, er sitze sehr gern und oft mit absonderlicher Lust vor Landkarten, die ihm dann den Eindruck einer richtigen Reise gewährten. Für ein poetisches Schaffen ist die Geläufigkeit dieser Schriftauslegung nachteilig: solche biblischen Vorgänge, zu Bildern beschränkt, ergeben enge, trockene Phrasen, die den Stempel des Lehrhaften an der Stirn tragen.

Gleichnis und Beispiel, die der Schrifterklärung gegenüber gemeinsam haben, daß sie ausgehend von der Tatsache der Bejahung eines Realen nur die Beweise dafür suchen, kann man untereinander so scheiden: das Beispiel wendet sich an die Erfahrung, an den Intellekt, es will empirisch verstanden werden, das Gleichnis an die Anschauung, es will ästhetisch verstanden werden. Da Procop sich bei Vergleichungen immer an den Intellekt, die Reflexion wendet, schwinden diese Grenzen. Neben der Schrifterklärung ist der Vergleich (und das Beispiel) das unentbehrliche Stilmittel Procops. Wie fein er es verwendet, mag an einem Beispiele gezeigt werden: (21) Einige Bilder werden parallel nebeneinander gestellt; die Mutter darf einem kleinen Kinde nicht schwerverdauliche Sachen geben; wann ein Schulmeister der unmündigen Jugend wolte große, schwere Lektiones zu lernen auff geben / und dieselben mit Gewalt hienein bleuen / so wurde er es wol eh zum Narren als zum Doktor machen; man kann nicht einen aus einem finstern Keichen sofort ans helle Licht bringen; wie ja auch auf die stockfinstere Nacht nicht gählig der helle Liechte Tag und klare Sonnenglantz folgt. Adams Fall—Gott keuets dem armen Menschen mit Parabeln und Gleichnussen ein: Sacr. Meßner fängt mit der kleinsten Glocke zu leuten an. Ebenso einfach ist der Übergang auf das Thema, es wird lediglich als Glied der Kette eingeschoben ohne irgend ein Moment der Spannung, ohne irgend eine Übersteigerung: Gott keuets dem armen Menschen mit Parabeln und Gleichnussen ein: Sacrament. Es könnte nun die Ausführung dieses Gedankens folgen; aber noch ist es zu früh: die ganze einfache Themastellung würde sich damit schon hier völlig glatt und ohne Interesse zu erregen lösen. Das darf nicht sein. Schnell also wird

es noch einmal zurückgedrängt durch ein Bild, das nichts Neues bringt und das in seiner plastischen Körperhaftigkeit besser an erster Stelle stünde: Meßner. Als Abschluß eines Teiles der concio ist es viel zu lau, es hätte den Ausgangspunkt bilden müssen: Glöckchen = rein körperlich – Leichen = Wirkung auf Mensch — Mutter und Kind = individuell persönlich — Lehrer und Schüler = geistig — Höhepunkt: Gott und Mensch = Sakrament = Thema. Daß Procop diese Art der Disposition kennt, zeigt sich an 20. Wendet er sie hier nicht an, so ist das künstlerische Absicht. Das Thema sagt: der Würde des Sakraments soll entsprechen die Art der Vorbereitung des Genießenden. Die Ausführung gliedert sich: Beschreibung der Würde des Sakraments, Beschreibung des idealen Zustandes (Würde) des Empfängers, Mahnung dazu. Der Redner greift den ersten Teil an: er fängt nicht an mit der Beschreibung eines Konkretums, vielmehr will er spannen, er erzählt dramatisch d. h. er entwickelt: was ist dignitas Sacramenti? Die erste Antwort auf diese Frage ist stets: niemand kann es mit Menschensinnen begreifen; ein großes Wunder ist es. Dieser Gedanke, der dem Redner sehr wichtig ist, setzt sich ihm um in plastische Verkörperung: jene eben erwähnten Bilder. Die Reihenfolge dieser Bilder läuft psychologisch so ab: ein Wunder ist das Sacrament. Ein Wunder ist es für Euch schier unbegreiflich. Hier muß der Zuhörer erwidern: Für uns, weshalb? Antwort des Redners: die Mutter darf dem kleinen Kinde nicht schwerverdauliche Sachen geben d. h. durch das Bild Mutter—Kind wird sofort das Verhältnis hergestellt, das zwischen Redner und Hörer (Gott und Mensch) durchgehend gelten soll; der in der Frage liegende Vorwurf wird beschwichtigt: es ist doch nur die Sorge um euch. Dazu läßt das Bild noch eine Fernsicht offen: später gibt es ja auch die schwere Speise. Das Eingangsbild ist also außerordentlich geschickt gewählt. Nun weiter: das Bild von Mutter — Kind ist milde, es ist so milde, daß die Spannung des Hörers schon gelöst sein kann durch den Gedanken: also später ja doch. Wenn ich erwachsen bin, wachsen aber ist ein Naturvorgang ohne meine Mitwirkung; also warte ich nur passiv ab. Da kommt das Bild Lehrer—Schüler. Neue Momente darin sind die Autorität des Lehrers, der Wille des Schülers. Also wieder zwei aus der Passivität treibende Gedanken. Ein Lehrer ist da, ein über dem Hörer stehender. Der Redner denkt dabei an sich. Schon der erste Einwurf des Hörers enthielt den Nebengedanken: du aber weißt es, wie würdest du uns sonst davon reden? Der Prediger muß diese seine Autoritätsstellung annehmen und verteidigen. Das tut er mit jenem Bilde: Ich bin dein Lehrer, d. h. du mußt arbeiten. Das Moment der Tätigkeit ruft das Interesse des Hörers wieder wach. Eine starke, karrikierende Farbe stachelt ihn noch mehr auf: Narr! Du könntest ein Narr werden,

Du — ein Narr! Dieſe ſtarke Aufrüttelung nach dem erſten beſchwichtigenden Bilde erfordert wieder eine Milderung: Keichen — Licht. Du würdeſt zum Narren d. h. dies nicht deiner perſönlichen Eigenart nach, ſondern gemäß einer Naturnotwendigkeit: Extreme ohne Zwiſchenſphäre können nicht nebeneinander beſtehen: Keichen — Licht. Der Übergang zum Bilde Gott—Adam hängt an zwei Fäden: Keichen d. h. Strafe, Ausſchluß vom Lichte, von der Welt, von der Kultur; die Rückkehr daraus iſt Erweckung zum Leben, Erlaubnis zur Mitwirkung am Weltgetriebe. Motive alſo, die die Adamsgeſchichte enthält. Dazu kommt die Reminiszenz des bisher ſtärkſten Bildes: Lehrer — Schüler = Anweiſung — Strafe = Gott — Adam. Auf dem bibliſchen Boden nun iſt der Übergang auf das Thema ganz leicht und klar zu ſehen: Gott — Adam = Menſchenvater d. h. Typ des Menſchen im Verkehr mit Gott; alſo = Gott — wir = Sakrament. Hier wird das Themawort erreicht durch eine Steigerung. Das Bild vom Meßner mit den Glocken folgt aus dem Begriffe Sakrament, Sakramentsfeier, Meſſe. Es wird an den Schluß geſtellt als das Klarſte und Einfachſte der in 1 benützten. Nachdem das Bild Gott — Adam ſchon komplizierte geiſtig-ſittliche Verhältniſſe in die ganz elementar geführte Erörterung gebracht hat, wird noch einmal das Thema in die einfachſte Form gekleidet; die rein körperliche d. h. am ſichtbaren Modell gegebene Darſtellung des erörterten Vorganges ſchließt den erſten Teil des Vortrages ab. Dies ſcheinbar regelloſe Hin und Her iſt alſo tatſächlich ein feines Abwägen verſchiedener Stimmungen, ein zweckvolles Hinauf- und Hinabführen des Hörers. Dieſer Hörer iſt dem Redner etwas heimlich Widerſtrebendes. Ein Widerſtand iſt hier zu überwinden: die Frage Wozu dies alles? Es muß gezeigt werden: für dich. Aber den durch die Befriedigung ſeines Ich Eingeſchläferten müſſen neue Sorgen wecken. So ſtellt die Rede dar einen Kampf um das Intereſſe des Hörers. Procops Gleichniſſe ſind nicht mannigfaltig im Vergleiche zu dem Umfange ſeiner Produktion. Typiſch ſind: die Mutter, der Potentat, der Gärtner, der Hirt, der Bauer, der Soldat, das Liebespaar, der Übeltäter (Verbrecher), der Arzt, der Rebell, der Kaufmann. Dieſe Gleichniſſe entbehren der Anſchaulichkeit, ſie wirken durch ihre Handlung. Werden ſie zu poetiſchen zuſammengedrängt, ſo wirken ſie trocken. Denn ſie ſind aus unpoetiſcher Reflexion entſtanden. Haben Sie einen Reiz, ſo eben, weil das Gemüt Anteil daran nimmt: Stets handelt es ſich um Leben, um lebende Weſen, um Situationen unſeres Lebens, worin wir uns heimiſch fühlen. Rein äſthetiſche Reize ſind dies nicht. Ähnliches gilt von der Naturbehandlung in den Gleichniſſen. Die Natur wird immer nur zu einem Zwecke herangezogen: Zum Lobe der Allmacht Gottes. Indeſſen wird dies nicht objektiv gegeben, ſondern ſo, daß die Natur ſelber ſingend und ſagend dargeſtellt wird.

Statt naiver äſthetiſcher Objektivität alſo eine Verquickung von Naturbildern mit ſchriftgemäßer Didaktik. Anders die Beiwörter und Bilder in einem Ausdruck, d. h. die feſten Formeln ohne Entwicklung. Sie ſind aus der Tradition entnommen. Sie haben äſthetiſchen Charakter, ſie ſind zur Proſa gewordene Poeſie. Maria iſt die Königin der Blumen. Darin ſteckt ein Superlativ, jedes Beiwort hat den Charakter des Superlativs. Das will ſagen, daß Vergleiche geſtellt werden, deren Spitze immer Maria iſt; dieſe Vergleichung wird angeſtellt einerſeits, um das Wohlgefallen der Verglichenen zu erwerben, andererſeits, um die Zuhörer gleichfalls zur Anerkennung der Superiorität des in Frage kommenden Objektes zu veranlaſſen. Dies aber iſt der ſpezifiſche Charakter der Preiſung, der Lobpreiſung. Die Lobpreiſung iſt eine äſthetiſche Form d. h. ſie gehört ſchon ihrem Charakter nach zur Poeſie. Wie bemerkt führt die Tradition einen feſten Schatz ſolcher Formeln mit ſich. Sie können neu entſtehen aus dem perſönlichen Verkehr des Vergleichenden mit dem Verglichenen. Dieſe Urzeugung findet bei Procop nie ſtatt. Von einer Übertragung dieſer Bilder aus der Proſa in den Vers kann nach dem eben Geſagten gar keine Rede ſein, da ja die Figur in beiden Formen eine rein poetiſch-äſthetiſche iſt. Es bleibt als letzte Form der Vergleichung der Kontraſt. Es iſt nur ein beſonderer Fall des Vergleiches. Beſtand das Weſen des Vergleiches darin, daß der Hörer, von der Richtigkeit der erzählten Situation überzeugt, den Schluß auf ſich machen mußte, ſo muß er umgekehrt beim Kontraſt, von der Unrichtigkeit der Situation überzeugt, den Schluß des Gegenſatzes auf ſich machen. Es gibt verſchiedene Arten des Kontraſtes, entweder wird irgendetwas mit uns kontraſtiert oder der Redner verfährt objektiver, er kontraſtiert zwei Fakta und zieht dann den Schluß auf uns oder überläßt uns ſelber dieſen Schluß. In jedem Falle aber bewirkt der Nachſatz ein ſtarkes Anſchwellen der Stimme. Es iſt derſelbe Fall wie bei dem Einwurf: die erſten beiden Teile (Frage Antwort — Erzählung Gegenerzählung) ſind Gegenfarben, aber noch in derſelben Fläche, mit dem Abſchluß (Ihr aber — —) wird die Figur aus der Fläche herausgetrieben. Procop bevorzugt in der Anwendung beider Stilmittel die Formen mit vollſtändigen Mittelſätzen d. h. gegenüber einer ſcharfen Aneinanderſetzung kurzer gedrungener Typen eine breite Durchführung, wobei er dem Hörer die Ausdeutung abnimmt, vorſichtig, um Mißverſtändniſſe auszuſchließen. Von hier aus erklärt ſich in der ſtrophiſchen Form das Zurücktreten der ſcharfen Antitheſe hinter ſtrophenfüllende Bilder mit Erzählung und Schilderung; die Normalform iſt Strophe, Gegenſtrophe, Epilog. Dieſer Epilog zerſtört die poetiſche Objektivität der geſchloſſenen Bilderreihe. Sehr wichtig iſt die Benützung von Bildern für den Ausdruckscharakter und für die Redebewegung. Schildert Procop die Sphäre

des Hauſes, der mütterlichen Sorge, ſo iſt er herzlich. Das Tempo dafür iſt ruhig, gleichförmig, nicht zu ſchnell. Ebenſo bei der Schilderung des Bauern und des Gärtners. Etwas langſamer hier, weil die Schwere der Arbeit berückſichtigt wird. Dem erſten Bilde haftet die ruhige Freude des Gefühles der Sicherheit an, dem zweiten die Fröhlichkeit der Arbeit in der freien Natur, es iſt lauter. Das erſte iſt Schilderung, das zweite Handlung. Das Gleichnis von der Mutter hat etwas von der kühlen Herablaſſung des überlegenen Unterweiſers. Am lebendigſten wirkt immer der Landmann, am blaſſeſten iſt der Gärtner, faſt immer ſchon Formel. In der Stimmung der Mutter verwandt ſind Hirt und Liebespaar. Beides reine Schilderung, alſo ruhend. Süßlich, weich; die Innigkeit gegeben durch formelhafte Wiederholungen überladener Phraſen. Der Wiedergabe des Liebespaares wird oft die ironiſche Gloſſe zugefügt. Beiden Bildern liegt keine Anſchauung zugrunde, daher haben ſie die Kälte der Formel. Im ſtärkeren Grade hat die Erwähnung des Arztes den Beigeſchmack des pädagogiſch Herablaſſenden. Hart im Ton, farblos und klar im Ausdruck, faſt im Tempo der Geſamtdarſtellung, etwas zagend, weil klärend im Stil der Definition. Im Ausdruck gleich wird der Kaufmann geſtaltet. Das Tempo oft beſchleunigt durch die Berückſichtigung des Haſtens und Eilens; der Ton noch verhärtet durch Gloſſierung des Schindens und Schabens. Die Erwähnung des Potentaten bedeutet immer eine Hemmung der Haupthandlung. Der Ausdruck iſt ähnlich dem des Hirten und Liebespaares in der Häufung ſtarker Phraſen, die hier ſchwerer und breiter ſind. Der Ton iſt kalt. Der ganze Pomp berechnet auf die Schauluſt und Neugier. Das Eigentempo ſchwerfällig und langſam. Die Wiedergabe des Potentaten entfernt ſich am weiteſten von der gewöhnlichen Predigtſprache. Hierin gleicht ſie der Wiedergabe des Hirten. Die Würde wird, wie ſchon erwähnt, gegeben durch Breite und Schwere, ferner durch geſtelzte Verſchnörkelungen. Die Handlung iſt an ſich meiſt lebhaft (Krieg, Rebellion, Triumph u. ä.), ihr Tempo aber wird verſchleppt und bis zum Stillſtand gebracht durch den Aufwand von Phraſen auch für das Detail. Die Farben ſind gewöhnlich lebhaft. Der Gegenſatz dazu iſt der Soldat. Hier iſt alles Handlung. Der Ausdruck iſt hart und kantig, nicht ohne Wärme; das Tempo gleichmäßig, flott und ſchneidig; für die Geſamtdarſtellung immer beſchleunigend. Die Situation objektiv gegeben, ohne entſtellende oder hemmende Phraſen. Der Humor kommt in den Bildern zwiefach vor; einmal als der Situation ſelbſt eigentümlich ſo beſonders beim Soldaten und Potentaten, dann als ironiſche Gloſſe, ſo bei dem Liebespaar. Manches von dem hier zum Gleichnis Bemerkten gilt auch für das Stilmittel, das für die Predigt das eigentlich charakteriſtiſche iſt: das Predigtmärlein. Das Predigt-

märlein hat mit der Vergleichung das gemein, daß es überzeugen soll. Es nähert sich besonders dem Gleichnisse, da es wie dieses eine zufällige Beziehung auf den Fall des Hörers ergibt. Nur ist hier diese Zufälligkeit tatsächlich dem psychologischen Ursprung des Märleins nach. Denn dies ist das Unterscheidende von der Vergleichung: Das Märlein entstammt der Improvisation. Es ist nur aus der Stimmung der Darstellung, nicht aus der Situation selbst heraus entstanden. Zudem hat er tatsächlich eine starke ästhetische Absicht. Es setzt immer einen größeren Abschnitt der Darstellung voraus, eine lange wichtige Debatte, und folgt dann nach Friedensschluß gleichsam als eine Rekapitulation des ganzen Streites, wobei der Gedanke an diesen soweit in den Hintergrund tritt, daß er nur noch belächelt wird, als eine längst erledigte Episode. Das Märlein enthält durchaus nicht notwendig eine Person, mit der der Hörer zu identifizieren ist, nur die gleiche Stimmung wie die der Erzählung ist Bedingung. Das Märlein ist dem Beispiele gleich darin, daß es einen realen Fall erzählt. Es ist nicht wie das Gleichnis „gebildet"; daher hat es die Frische der tatsächlichen Begebenheiten. Es erlaubt eine freie Wiedergabe, da es den Erzähler nicht zwingt, fortwährend auf die Identität mit seiner Darstellung bedacht zu sein. Daher ist es breiter, in sich reicher, mehr gegliedert; und der Autor ist hier persönlicher als im Gleichnis. Persönlicher auch als im Beispiel, weil dies — so scheide ich es vom Märlein — einen naheliegenden kontrollierbaren Fall wählt; das Märlein aber sieht mehr auf die Originalität und Spannung des Erzählten als auf die Möglichkeit der Bestätigung durch den Hörer und greift daher zu recht bunten Begebenheiten. Die Begebenheiten aber sind desto bunter und interessanter, je mehr sie sich vom Jetzt und Hier entfernen. Das Märlein belehrt und unterhält. Was seiner Entstehung nach das Ursprüngliche war, ist hier nicht zu behandeln. Der weitere Verlauf ist der zur reinen Unterhaltung. So kennt man es bei Abraham, also nicht mehr seiner reinen Form nach; hier ist es der Hanswurst der Predigt geworden. Bei Procop noch nicht, er hat noch die Normalform; im Euch. kommt erst einmal ein Märlein vor, daß die Unterhaltung der Belehrung vorzieht; später wird das dann häufiger. Im Ganzen aber hat Procop sich stets an seine Theorie gehalten, daß die „pur lauter lufftspringerische Concepten" zu verwerfen seien. Das Märlein ist selbständiger als das Gleichnis. Es ist objektiver; daher interessanter. Es steht immer an einem Schlusse und kann sich dort freier entfalten. Das Märlein hebt sich schärfer von der Fläche der Gesamtdarstellung ab als das Gleichnis. Es bedingt durch seine Selbständigkeit eine Trennung von der Darstellung, ist also für die Architektonik des Ganzen als stärkstes Gliederungs- und Auflösungsmittel neben dem schwächeren Einwurf-

Gleichnis bedeutsam. Das Gleichnis war eine dreiteilige Figur: Erzählung — Erklärung — Anwendung. Beim Märlein fällt die Erklärung fort, die Anwendung ist ganz kurz oder fehlt überhaupt. (Denn sie wird leicht vom Hörer selbst ergänzt, da die Breite der Darstellung zum äußersten Reflektieren veranlaßt). Das Märlein ist in sich also geschlossen, einheitlich. Und, daß diese ganze Einheit in Gegensatz gehoben wird über die ganze Darstellung, macht seine rhetorische Wirkung stärker als die des Gleichnisses. Gleichnis wie Märlein stehen an einem Punkte der Darstellung, wo dem Verständnis Schwierigkeiten erstehen. Beide sind Mittel zur Erklärung. In den Verlauf der Gesamtdarstellung ordnen sie sich verschieden ein. Das Märlein geht eine längere Crux voraus, d. h. nachdem die Rede durch das Aufstoßen auf die Schwierigkeit auf eine höhere Stufe gehoben ist, wird auf diesem Niveau ziemlich lange verweilt, als solle die Lösung schon hier erfolgen. Mit einem scharfen Schnitte wird schließlich abgetrennt, und das Märlein beginnt, d. h. das Ganze wird plötzlich auf eine weit höhere Stufe erhoben. Da das Märlein sich zu einer selbständigen Sondererscheinung auswächst, die gegenüber der Haupthandlung ihre ganz eigene Handlung hat, breit ausgesponnen, mit selbständigem ungehinderten Verlauf und Wechsel der Motive und Episoden, wird hierdurch, d. h. durch eine der Haupthandlung gleichwertig koordinierte, die Aufmerksamkeit so in Anspruch genommen, daß ein nochmaliges Hinauf- und Hinabführen nicht angängig ist, es wird daher die kurze Schlußbemerkung zur Deutung so geringfügig, daß sie für das Gesamtbild gar nicht mehr in Betracht kommt. Das Gleichnis fügt sich in den Zusammenhang ruhiger ein, es wächst allmählich hinein und läßt die ganze Handlung allmählich ansteigen. Das Märlein also zergliedert schärfer. Als Ganzes genommen wird das Gleichnis im Rahmen des Ganzen durch seine fortwährende Beziehung auf den Hauptteil, durch das beständige Zurückfallen unruhiger als das Märlein, das aber wieder in sich bunter und lebhafter im Tempo ist. Beide Formen bedeuten eine Hemmung des Tempos und einen Wechsel der Modulation gegenüber der Hauptdarstellung. Das gilt auch von der stilistischen Figur, die, wegen ihrer Häufigkeit als etwas ganz geläufiges hingenommen, der stilistischen Beobachtung nicht wert erscheint, vom Zitat. Das Zitat bedeutet immer ein Verlassen des Niveaus. Es ist ein Ruhepunkt, eine Auflösung. Diese Urbedeutung wird am besten klar bei der Stellung am Schlusse eines Absatzes. Nach der aufgeregten Debatte steht das Zitat hier als Schlußstein. Seine volle breite Formelsprache ist ein starkes ritardando. Es ist Gegensatz zur Prosa. Der Redner hebt es durch Modulation heraus, er zitiert rhythmisch, groß und mit Pathos. Das gilt vom lateinischen Zitat wie vom Gebet und der Hymne. Procop bringt oft in biblischen Er-

zählungen nach einem deutschen Satze den lateinischen Urtext dazu, umgekehrt also wie in einer Übersetzung (die ebenso häufig ist). Dies erklärt sich mit der Absicht, etwas besonders Wichtiges auf eine höhere Stufe hinauszuheben und so der schärferen Aufmerksamkeit zu empfehlen. Das bewirkt jedes Zitat, jede Formel, jede wörtliche Erwähnung. Die Bedeutung des Zitates für die Gliederung der Rede wird klar bei den fremdsprachigen Zitaten. Procop zitiert neben lateinisch italienisch, und zwar immer Sentenzen. Die Sentenz bedeutet im Gesamtbilde der Rede immer eine Erhebung: Von einem höheren Standpunkte aus wird die zurückgelegte Strecke noch einmal überschaut. Die Wiedergabe einer fremdsprachlichen Sentenz ist der Übergang vom Praktisch-inhaltlichen zur ästhetischen Form. Denn dies Zitat kann, da die Sprache nicht auf die Reflexion wirkt, nur als reine Form ästhetisch erfaßt werden als Verlangsamung und Erhöhung des laufenden Rhythmus- und Tonfalles. Wie keine andere Stilform ist das Zitat über die ganze Predigt verbreitet. Es verliert dadurch an Intensität, aber es verteilt über das ganze Gebiet gleichmäßig Hebung und Senkung, Hemmung und Beschleunigung. Da das Zitat sein festes Tempo, seine feste Modulationshöhe hat, gibt es dem mannigfach wechselnden Fluß der Rede die Ruhepunkte und, folgen diese in ungefähr gleichen Abständen, eine große Gliederung in parallele Züge. Procop zitiert auch Strophen, aus Kirchenliedern, Hymnen, Volksliedern. Wie ich schon bei der Feststellung der Zitate bemerkte, nicht nur des Inhaltes wegen. Procop zitiert fast ausschließlich die Form 4 a 4 a 4 b 4 b. Das ist die ganz einfache Volksliedstrophe. Man kann sagen die, die sich in ihrem ungegliederten glatten Ablauf am wenigsten über die erzählende Prosa erhebt. Dies daher, weil diese Strophen improvisiert sind. Procop assoziiert sie vom Stoff her. Er benützt sie auch bei der Übersetzung antiker und moderner italienischer Sentenzen. Es ist erklärlich, daß Procop diese ihm so vertraute Form bei seiner eigenen Produktion bevorzugt. Vorausgesetzt, daß eine Übereinstimmung zwischen seiner Poesie und Prosa besteht. Und dies ist tatsächlich der Fall.

Meine Stiluntersuchung stellte den Grundcharakter der Procopschen Prosa dar. Ich gab die Stilistik als Analyse der lebendig fließenden Einheit. Es wurde die Grunderscheinung ihrer Rhythmik und Dynamik gezeigt; damit so das Ganze der Prosa der Poesie desselben Autors gegenübergestellt werden konnte. Eine Gliederung der Prosa war wirklich festzustellen. Ihre Anlage ist logisch bedingt. Procop schreibt Predigten in Verse um. Er findet dabei im Prosarhythmus manches, was ihm entgegenkommt. Er übernimmt damit aber das Leitmotiv der Prosa in seine Poesie: die Logik, d. h. das Tor ist einem Feinde geöffnet. Von hier aus hat die Untersuchung der Gedichte Procops zu beginnen.

Proben aus den Werken.

Concio.

Conjugale 126:

Darumb wann die alte weiſe verſtändige Egyptier den Eheſtand wolten abcontrafeyen / macheten ſie dieſes Gierogliſicum, ſie mahleten einen ſchönen frölichen / wolbekleidten jungen Menſchen / der ſchleuffete mit lachendem Mund in ein großes ſchweres Joch hinnein / am Finger truge er zwar einen ſchönen guldenen Ring / am Halß aber das Joch / an Füßen lag er angeſchmidet / daß / wann ihms etwan hätte rewen wöllen umb ein guldens Ringel den Kopff in einen ſolchen Laſt hinnein geſteckt zu haben / er doch nimmer fliehen noch demſelben entgehen möchte; O wohl ein recht proportionirtes Gemähl auff die ſich verheyrahtende und in den Eheſtand begebende Jugend! Das Joch iſt der Eheſtand / mit einem Trawring von Silber oder Gold legt man eims an / mit lachendem Mund nimbt man diſen Orden an / da iſt der Himmel voller Geigen / Spilleut machet nur tapffer auff / keine ſo fröliche Zeit erleben wir mehr; es iſt wol wahr / aber Extrema gaudij luctus occupat; Prov. 14, v. 23. Mit Jubel und Freuden fangen wir das Spiel an / mit Seufftzen und Hertzenleyd treiben wir es fort / mit Trwren und Weinen enden wirs; Da wünſchen wir / wir wären wieder darvon / wir haben aber Ketten und Banden an Füßen / die niemand aufflöſen kan / als allein Gott und der Todt / die haben ihnen den Schlüſſel vorbehalten / den ſie nicht weggeben noch verleihen einigem Menſchen / ſey er auch wer er wölle / Quod DEus conjunxit, Homo non separet, Matth. 19. Marc. 10. Diß alles ſolte man zwar wol bedencken / eh man ſich in was ſolches einlaſſet; zuvor ſehen / ob eine ſolche Perſohn vorhanden ſeye / die den Halß tauglich könne und trewlich wölle in ſo ſchweres Joch mit hinnein ſtecken / den Karren redlich wölle ſchleppen und zeihen helffen / damit nicht der ganze Laſt einem allein auff dem Halß verbleibe / und er darunter erſtecken müſſe / und der ander

Cantio.

HF 2, 124:

Ich gieng ſpaciren in ein Feld
Ohne Sünde /
Mich umbzuſehen in der Welt
Wie es ſtünde /
Es war an einem Sonntag gut /
Nach dem Eſſen /
Mein Leyd / daß mich ſo quelen thut
Zu vergeſſen
Mit Gedancken thät ich zancken
Thät ich zancken.

Sehr tieff gedacht ich hin und her
Wo ich auß wolt /
Wuſt mir ſelbſt nicht zu raten mehr
Was ich thun ſolt /
Allein zu bleiben mich verdroß
Mit der Weile /
Zum Heyrathen der Luſt war groß
In der Eile /
Wolt ſchier wagen Ja zu ſagen
Ja zu ſagen.

Und ſih / ein Jüngling trat herfür
Wol bekleidet /
Er grüßt mich freundlich in Gebühr
Und begleitet /
An Händen trug er guldne Ring /
Die ihn zirten /
Auch noch mehr andre köſtlich Ding
Ihn berührten /
An dem Allen hatt ich Gfallen.
Hatt ich Gfallen.

Beynebens ward ich auch gewar /
Daß der Jüngling
Ein ſchwäres Joch trug immerdar /
Das ihm anhieng /
An Füßen hatt er Ketten ſtarck
Staal und Eiſen /
Das ſchmertzt ihn biß durch Bein und Marck /
Kunt auffweiſen
Attern / Schlangen auch dran hangen /
Auch dran hangen.

Da nun ich ward mit ihm bekandt /
Ich ihn fragte:
Jüngling wer biſt? Wie wirſt genant
Er mir ſagte:

auff der Seiten stehe / ihn noch außlache darzu / wo nicht gar zu seinem zeitlichen und ewigen Verderben fleißig verhülfflich ist!

Ich bin der Ehstand diser Welt /
Also heiß ich /
So mancher tapffer kühner Held
Umb mich reißt sich /
Zum Heyrathen thu ichs laden
Thu ichs laden.

Dann ich ihn erst recht schawte an
Mit Verwundern /
Gedacht: Solt denn ein freier Mann
Gleich jetzunder
Beladen mich mit solchem Joch
Und verbinden?
Ich wils wol lassen bleiben noch /
Kans nicht finden;
Wil mich drinnen baß besinnen /
Baß besinnen.

Concio.

Triennale 564:

Vil Ding seyn auff der Welt zu finden / die auch stillschweigende von Natur eine ihnen angeborne Krafft haben an sich zu ziehen / zu sich zu locken und zu laden / deren ich kürtzlich nur etliche nennen will: Künstliche Gebäw / Schlösser und Kirchen locken einen / daß man kommen und sie besichtigen soll; Volkreiche berühmbte große namhaffte Stätt locken einen / daß einer auch hinreiset / will auch dort gewesen seyn; Schöne künstliche Arbeit von Gemähl oder Bildhawerey / wanns was sonlich ist / locket einen / daß manns auch begaffen muß; Schöne holdselige Leuth / Mann unnd Weibsbilder / die locken einen mit ihren Gestalten / mit ihren annemblichen freundlichen Manieren / daß eins einen Lust hat mit ihnen zu conversiren / zu handeln und zu wandeln; Hochgelehrte Lehrer und Prediger ziehen die Leuth ihnen zuzuhören / große mächtige reiche freygebige Potentaten ziehen die Leuth / daß ihnen jederman gern dienet; die Sonn mit ihren warmen Strahlen zeuhet das Gewächs auß der Erden / der Magnet zeuhet das Eisen / unnd vil andre dergleichen Sachen mehr; Reichthumb / Silber / Gold / Schätz / Magnet. Ich lasse an sich ziehen was da immer kan und will.

Cantio.

HF 2, 52:

Vil Ding seyn hie zu finden /
So haben die Natur /
Daß sie leicht überwinden
Die Menschlich Creatur /
Gewaltig thun sie ziehen
An sich das edle Hertz /
Es meyt / müß dorthin fliehen /
Kans nicht / so leidt es Schmertz.

Die schöne Stätt und Länder
Ziehen den Wanders Mann /
Daß er sein Wohnung änder /
Setzt Vatterland hindan /
Nichts treibt ihn denn Verlangen /
Wil dort gewesen seyn /
Begierd hatt ihn gefangen /
Und thut ihm an vil Pein.

Gern thut man Conversiren
Wo schön holdselig Leut
Mit freundlichen Manieren
Einem begegnen heut;
Magnet zieht an das Eisen /
Die Jmm der Blumm zuflieht /
Das Gold darff man kaum weisen /
Alsbald es an sich zieht.

Die Sonn zieht auß der Erden
Das zarte Laub und Graß /
Dem Geld und Gut kan werden /
Vermeynt hab weiß nicht was /

Trahat sua quemque Voluptas; Mein Hertz unnd Seel an ſich zu ziehen / bleibt allein vorbehalten / dem Göttlichen newgebohrnen Kind zu Bethlehem / dann dasſelbe iſt das einzige objectum aller meiner Frewd und Wonne.

Sehr lieblich zu ſich locken
Der Herren Gunſt und Gnad /
Wie thut der nicht frolocken /
Der ſie erjaget hatt?

Ein jeder wird empfinden /
Was meiſt ihn ziehet an;
Die Lieb laſt ſich nicht binden
Mans nicht verbergen kan;
Das mich nach ſich thut zwingen /
Woran ich hab mein Frewd;
Das wil ich frölich ſingen
Zur ſüßen Weynacht Zeit.

Zu Bethlehem im Stalle
Da iſt ein Kindelein /
Man kennt es überalle /
Es möcht nicht ſchöner ſeyn /
Das zieht ſogar vom Himmel
Die Chör der Engelein /
In Still ohn all Getümmel
Ziehts auch das Hertze mein.

Dorthin ich mich begebe /
Dort bleib ich angepicht /
Hinfür ſo lang ich lebe
Von ihm ich komme nicht /
Diß ligt mir in Gedancken
Allweil bey Tag und Nacht /
Mein Lieb die ſoll nicht wancken
Heut ſey der Schluß gemacht.

Es müſte wol ein einfaltiger Menſch ſeyn / dem nicht bekandt wäre die luſtbringende Naturalitet oder Natürligkeit / was nemblich ein Blümel für einen ihm angebornen Gewalt hat zu ruffen / zu locken / ja, an ſich zu ziehen die Jmmen oder Bienen; ein ſchönes wolriechendes Blumenfeld ziehet gantze Bienenſchwarm zu ſich!

Concio.

Triennale 663:

Sehet / wann Exempelweiß einer auß uns trewhertzig von einem guten vertrawten Freund gewarnet wurde: Bruder mein / gibe achtung auff dich / denn auß dem Hauß wird einer herauß kommen / der wird dich umbbringen; wurden einem ſolchen nicht verdächtig ſeyn alle die / ſo er auß demſelben Hauß herauß gehen ſahe / gedenckende / O villeicht iſt derjenige / der mir das Leben nemmen ſoll? Ja freylich / wann er

Cantio.

HF 2, 71:

Zween gute Freund von Hertzen trew
Einander liebten recht /
Der ein dem andern ohne Schew
Gern diente als ein Knecht /
Wo diſer jenem helffen kunt
Mit einem trewen Raht /
So gieng ihms nicht allein von Mund
Er zeigt es mit der That;
O großes Gutt ein ſolches Blutt /
Wann ſo die Freund beſchaffen ſeynd
Doch wenig findt man heint.

witzig wäre! und ich / meine Zuhörer / als ein guter Freund Amptshalber warne jeden auß euch / euch vergwiſſend / daß auß dem Hauß der Zeit wird ein Jahr / unn auß dem Jahr ein Monat / auß dem Monat aber ein Tag herauß gehen / der euch umbbringen / und das Leben nemmen wird; was ſagt ihr zu diſer Zeitung / die eine gewiſſe Wahrheit iſt? was gedencket ihr euch darbey? Der gedencket geſcheyd / der gedencket: O wann ich das weiß / ſo will achtung auff mich geben / damit ich alsdann nicht unbereit erfunden werde! Villeicht iſt diß das letzte Jahr / ja villeicht iſt diß der letzte Tag / den ich noch hab zu leben: diß Jahr / ſo ich heut eintrette / hat 365 Täg / die ſollen mir alle verdächtig ſeyn / denn wer weiß / welcher auß ihnen der jenige ſeyn möchte / der mich auß dem Sattel hebet? Villeicht eben ſo bald der erſte / anderte / dritte / als der letzte / ich will keinen trawen / ſondern mich mit einem ſolchen Gewiſſen verſehen / mit dem ich mir getrawe alle Tag zu ſterben? O das wäre eine gute Rechnung und Reſolution.

Der eine ſprach: Gutt Bruder mein /
Was muß ich ſagen dir?
Ich wollt dir wol für Unglück ſeyn /
Wan du wolſt glauben mir;
Du wiſſen ſolſt: Auß diſem Hauß
Daß da vor Augen ſteht /
Ohn Zweiffel einer kompt herauß /
Der dir auffs Leben geht?
Ach ſchaw auff dich / das bitte ich /
Hab all Verdacht bey Tag und Nacht
Daß nicht werdſt ungebracht.

Verſteht mich wol / Ihr Menſchen all /
Ich bin der gute Freund /
So hell als wie Trompetenſchall
Diß Lied ich ſinge heint;
Es iſt ein Hauß / das heiſt ein Zeit
Auß ſelben kompt ein Jahr /
Und auß dem Jahr ein Monat ſchreit /
Drinn iſt ein Tag fürwar /
Glaubt mir darumb / er bringt euch umb /
Den Todtenpfeil gibt er in Eyl /
Laſt euch gar nicht der weil.

Drey hundert fünff und ſechtzig Täg
In ſich hält jedes Jahr /
Kanſt wiſſen welcher der ſeyn mög /
Der dirs wird machen gar?
Der Erſt und Dritt villeicht ſo bald
Als auch der allerletzt /
Drumb jeden du verdächtig halt /
Ob der dir eins verſetzt /
Traw keinem nie / ſo lang alhie
Im Jammerthal und Sterbens-Saal
Der Speck ligt auff der Fall.

Diß Jahr haſt zwar hindurch gebracht /
Ein Newes fangt ſich an /
Nimm du dich nur fein wol in acht
Mach Reſolution /
Leb ſo als wanns das letzte wär /
Ja wart nicht biß zu end /
An diſem Tag dich noch bekehr /
Zu deinen Gott dich wend /
Sein heiligr Will der ſey dein Zil /
So biſt bereit zu aller Zeit /
Seys Morgen oder Heut.

Concio.

Triennale 562:

Ich schencke an statt und im Namen der Hochgebenedeytesten Jungfraue Mariae Den newgebornen Heyland euch meinen vilgeliebten Zuhörern / allen andächtigen Gottliebenden Seelen: Insonderheit euch keuschen andächtigen Jungfrawen / dann ich sihe / daß er bey niemanden lieber ist dann bey ihnen; keine andere Mutter hat er haben wöllen dann eine reine keusche Jungfraw / von niemands Händen hat er wöllen gehandhabt werden als einer Jungfrawen / keine andere Brüst hat er säugen wöllen / dann nur Jungfräwliche: Ihr seyt die edleste liebste Creaturen / die das JEsuskind in diser Welt hat; Ihr Seyt die Töchter von Jerusalem / in diser Salomon so verliebt ist; mit euch gehet er gern umm / von ewren züchtigen geschämigen Augen lasset er sich gern sehen / wie man denn der Exempeln vil hat / auß deren großen Menge ich für heut nur dises erzehlen will / . . . . . .

Ich weiß / daß ihr große Liebhaberinnen der Blumen seyt / da habt ihr den König aller schönen Blumen Jesum / der da sagt: Ego flos campi, ihr machet / traget auch gern Blumenbüschel und Kräntzel / die Kräntzel auff dem Kopff / die Püschel steckt ihr vorn Busen; da habt ihr Jesum / sagt derowegen mit jener andächtigen Seel der himmelischen Braut: Fasciculus Myrrhae Dilectus meus mihi, inter ubera mea commorabitur; Mein Geliebter Jesus ist mir ein Myrrhen / ja daß schönste Blumenpüschel / zwischen meinen Brüsten / auff meinem Hertzen soll er ruhen! Ich weiß auch / daß ihr gern Agnus Dei, Perlen / Edelgstein / Klynodien / auffs wenigst Crystall und Corallen am Halß oder auff der Brust tragt; was für ein köstlichers Agnus Dei und Kleynod künnet ihr haben / als diß lebendige Lämblein Gottes / welches hinwegnimmt die Sünden der Welt? Nemmet derowegen zu

Cantio.

HF 1.

Kombt her ihr züchtig Jungfräwlein /
Zu euch thu ich mich wenden;
Habt euch das liebe Jesulein /
In ewren keuschen Händen /
Euch Töchter von Jerusalem
Der Salomon sehr liebet /
Das schöne Kind von Bethlehem
In ewre Arm sich gibet.

Der Vatter und die Mutter seyn
Sanct Josef und Maria /
Die musten seyn zwei Jungfraw rein /
Lehrt die Theologia /
Kein andre Brüst Er saugen wolt /
Der Jungfraw thät er wincken /
Sein Speiß Jungfräwlich Milch seyn solt /
Kein andre mocht er trincken.

Weil denn ihr gelt so vil bey Ihm /
Und seyt in solchen Gnaden /
So habt euch fein befohlen Ihn /
Mit Zähern thut Ihn baden;
In lauter Tugendt windt ihn ein /
Mit Liebe Ihn erwärmet;
Ewr Hertz das soll sein Krippel seyn /
Mit Andacht-Milch Ihn nehret.

Mit Blumen / Büschlein / Kräntzeln schön
Ist euch sonst wol gedienet /
Billich: dann sie euch fein anstehn
Vermischt mit Kräutern grünen;
Der Blumen König Jesus ist /
Den tragt in ewren Hertzen;
Mit Ihm mögt ihr zu aller Frist
Geistlicher weiß gnug schertzen.

Köpff / Hälß und Brüst ihr zieret gern
Mit Perlen / Edelgsteinen /
Crystall / Corall habt ihr in Ehrn /
Geschmuckt wöllt ihr erscheinen;
Ein köstlichs Agnus Dei auch
Thut ihr gern bey euch tragen;
Daß dises sey der Jungfrawn Brauch;
Weiß jedermann zu sagen.

Das allerköstlichst Edelgstein /
Das allerfeinest Perlein /
Der schönste Schmuck für euch soll seyn
Jesus diß junge Herrlein;
Ein Agnus Dei thewr und werth /

euch dieſes Jeſuskind / tragt es an ewrem Halß; waſchet und badet es mit den Zähern ewrer Liebe / bindet es ein in die Windel ewrer guten tugentſamen Wercken / ſauget es mit der reinen ſchneeweißen Milch ewrer Andacht / un leget es in die Wiegen oder Krippen ewrer Hertzen / wöllet auch umb keinen andern Liebhaber und Bräutigamb wiſſen als allein umb ihn / biß ſo lang euch Gott zu einen andern Standt beruefftet!

Heylſam in aller Gfahre /
Euch keuſchen Jungfrawn iſt es bſchert
Zu einem newen Jahre.

Umb keinen andern Bräutigam
Solt ihr ſonſt wöllen wiſſen /
Euch zu verhalten Tugendſam
Seyt jederzeit befliſſen;
Was wöllt ihr umb ein Schatten lär /
Umb ſchnöde Speiß der Würmen /
Den himmeliſchen Liebhaber /
Das höchſte Guet erzürnen.

In Ihn verliebt euch inniglich /
Laßt euch Ihn niemand nemmen;
Zu thun was nicht geziemet ſich /
Solt ihr für Ihn euch ſchämen;
Mit ihm bringt zu die edle Zeit /
Die ihr habt hie zu leben /
Biß Er euch nimbt zur Seeligkeit
Die Er auch mir wöll geben.

Procops Gedichte in Des Knaben Wunderhorn in ihrer urſprünglichen Faſſung.

Wdh. = Des Knaben Wunderhorn hsg. von Ed. Griſebach, Leipzig 1906.
M. = Mariale 1665.
M.² = Mariale 2. Aufl. 1667.
MHL. = Mariahilf-Lobgeſang 1659.

Wdh. 249 = M.² 9. = MHL. 1.

Geſang von dem glorwürdigen und wunderthätigen Gnadenbild Mariä-Hilff ob Paſſau.

Es wohnt ein ſchönes Jungfräulein /
Bekleidt mit Sammt und Seiden
Ob Paſſau in eim Kirchel klein /
Auff einer grünen Heiden /
Dort auf dem Kapuciner Berg
In Gnaden ſie verbleibet /
Mit Zeichen und mit Wunderwerck
Ihr meiſte Zeit vertreibet.

Auß fremden Landen führt ſie her
Ertzherzog Leopoldus /
Ihr zu erzeigen alle Ehr /
Das war ſein größter Wolluſt.
Den ſchönen Sitz hat ihr bereit
Ein edler Herr von Schwendi /
Jetzt gnießt er in der Seligkeit
Ihr mütterliche Hände.

Wdh.

Das Gnadenbild Mariä-Hülf bei Paſſau[1]).

Es wohnt ein ſchönes Jungfräulein
Bekleidet mit Samt und Seiden
Ob Paſſau in ein Kirchel klein,
Auf einer grünen Heiden,
Dort auf dem Kapuziner-Berg
In Gnaden ſie verbleibet,
Mit Zeichen und mit Wunderwerk
Ihr' meiſte Zeit vertreibet.

Aus fremden Landen führt ſie her
Erzherzog Leopoldus,
Ihr zu erzeigen alle Ehr'
Das war ſein' größte Wolluſt.
Den ſchönen Sitz hat ihr bereit'
Ein edler Herr von Schwendi,
Jetzt genießt er in der Seligkeit
Ihr' mütterliche Hände.

[1]) Wdh. benützte M.² 1667.

Auff ihrem Haupt trägt ſie ein Kron
Von Gold und Edelgſtein /
Von Silber iſt gemacht ihr Thron /
Auff dem ſie thut erſcheinen /
Jeſus der wahre Gottesſohn /
In ihren Armen wohnet /
Die Seel / die ihm und ihr thut ſchon
Bleibt wol nicht unbelohnet.

An ihr iſt nichts denn Heiligkeit
Und majeſtätiſch Leben /
Ganz engliſch iſt ihr Reinigkeit /
Demühtig doch darneben /
Ihr Urſprung iſt ſehr adelig
Von königlichen Stammen /
Ich darff ſie nennen öffentlich /
Maria iſt ihr Namen.

Vor ihr die Engel neigen Sich /
Weil ſie Gott ſelber ehret /
Dienſtwillig ſie erzeigen ſich /
Sobald ſies nur begeret /
Die Keyſer biegen ihre Knie /
Die König ſie ſchön grüßen /
Fürſten und Herren rühmen ſie
Und fallen ihr zu Füßen.

Es ſtehn vor ihrem Angeſicht
Vier tapffre Edelknaben /
Zu ihrem Dienſt dahin gericht /
Die Schild in Händen haben.
Freyheit und Privilegia
Groß Ablaß und Genaden
Thut man bey ihnen finden da
Zu denen ſie uns laden.

Mit vilen zarten Blümelein
Iſt ſie gar fein umbſtecket /
Mit Nägeln und mit Röſelein
Wird ihr Altar bedecket /
Darvon das gantze Kirchel ſchier
Überaus lieblich ſchmecket /
Darmit das Volk durch ſolche Zier
Zur Andacht wird erwecket.

Offt Muſicklang und Orgelſpil
Thut man da bey ihr hören /
Ampter und Lytaneien vil
Haltet man ihr zu Ehren /
Ihr vil Perſohnen immerdar
Lichter und Ampeln brennen /
Durch welche ſie ſich gantz und gar
Zu ihrem Dienſt bekennen.

Auf ihrem Haupt trägt ſie ein' Kron'
Von Gold und Edelſteinen,
Von Silber iſt gemacht ihr Thron,
Auf dem tut ſie erſcheinen,
Jeſus, der wahre Gottesſohn,
In ihren Armen wohnet,
Die Seel', die ihm und ihr tut ſchön
Bleibt wohl nicht unbelohnet.

An ihr iſt nichts denn Heiligkeit
Und majeſtätiſch Leben,
Ganz engliſch iſt ihr' Reinigkeit,
Demütig doch darneben,
Ihr Urſprung iſt ſehr adelig,
Von königlichem Stamme,
Ich darf ſie nennen öffentlich,
Maria iſt ihr Name.

Vor ihr die Engel neigen ſich,
Weil ſie Gott ſelber ehret,
Dienſtwillig ſie erzeigen ſich,
Sobald ſie's nur begehret,
Die Kaiſer beugen ihre Knie,
Die König' ſie ſchön grüßen,
Fürſten und Herren rühmen ſie
Und fallen ihr zu Füßen.

Es ſtehn vor ihrem Angeſicht
Viel tapfre Edelknaben,
Zu ihrem Dienſt dahin gericht,
Die Schild' in Händen haben.
Wie Engel ſtehen ihr ſo nah,
Der Ablaß und die Gnade,
Die grüßen uns von ferne da,
Und hin zu ihr uns laden.

Mit vielen zarten Blümelein
Iſt ſie gar fein umſtecket,
Mit Nägeln und mit Röſelein
Wird ihr Altar bedecket,
Davon das ganze Kirchel ſchier
Überaus lieblich ſchmecket,
Damit das Volk durch ſolche Zier
Zur Andacht werd' erwecket.

Oft Muſikklang und Orgelſpiel
Tut man da bei ihr hören,
Ämter und Litaneien viel
Haltet man ihr zu Ehren,
Ihr viel Perſonen immerdar
Lichter und Ampeln brennen,
Durch welche ſie ſich ganz und gar
Zu ihrem Dienſt bekennen.

Dort ſieht man durch die Sommerzeit
Prozeſſion und Fahnen /
Die Predigr nach Gelegenheit
Das Volk zur Buß ermahnen /
Sie / reich und arm / Mann / Weib und Kind /
Loben und benedeyen /
Und ſo ſie beichten ihre Sünd /
Thut mans ihnen verzeihen.

Allda ſich in ein Klöſterlein
Nicht weit von ihr gelegen /
Vil arme Diener ſchließen ein
Allein von ihretwegen /
Daß ſie ohn alle Hindernuß
Der Jungfrau mögen pflegen
Und letzlich nach gethaner Bueß
Erwerben ihren Segen.

Mit Freuden ſie zur Kirchen gehn
Bey Tag und Nacht pſallieren:
Sie unter ihren Füßen ſtehn
Und deſſen ſich gloriren
All ihren Fleiß ſie wenden an
Nur ſie zu veneriren
Ich auch ſo vil ich immer kan
Thu ihr kongratuliren.

Sie hat ein kleines Glöckelein /
Gar wunderſchön es klinget /
Gleichwie ein kleins Waldvögelein /
In aller Früh es ſinget /
Sobald es hört ein liebreichs Hertz /
Vor Freuden es auffſpringet;
Das Volk es locket hinnauffwerts /
Wanns in den Lufft ſich ſchwinget.

Sie gliebt mir in dem Hertzen mein /
(Holdſehlig von Gebärden)
Wolt Gott ich künt ihr Diener ſeyn /
Solang ich leb auff Erden.
Drum ſofern iſt in mir was Guts /
Und auch ſogar das Leben /
Biß auff den letzten Tropffen Bluts
Will ich gern für ſie geben.

Den Bogen ſie mit Liebespfeil /
Die Hertzen durchzuſchießen /
Geſpant zu halten alleweil
Läßt ſie ſich nicht verdrießen.
Befördert ihres Sohns Intent /
Die Seelen zu gewinnen /
Ihr große Macht darauf ſie Wendt /
Spart keinen Fleiß hierinnen.

Dort ſieht man durch die Sommerzeit
Prozeſſion und Fahnen,
Die Prediger nach Gelegenheit
Das Volk zur Buß vermahnen,
Sie reich und arm, Mann, Weib und Kind
Loben und benedeien,
Und ſo ſie beichten ihre Sünd',
Thut mans ihnen verzeihen.

Allda ſich in ein Klöſterlein
Nicht weit von ihr gelegen,
Viel arme Diener ſchließen ein
Allein von ihretwegen;
Daß ſie ohn' alle Hindernis
Der Jungfrau mögen pflegen
Und letzlich nach getaner Buß'
Erwerben ihren Segen.

Sie hat ein kleines Glöckelein,
Gar wunderſchön es klinget,
Gleichwie ein kleines Waldvögelein,
In aller Früh' es ſinget,
Sobald es hört ein liebreichs Herz,
Vor Freuden es aufſpringet;
Das Volk es locket hinaufwärts;
Wanns in die Luft ſich ſchwinget.

Sie liegt mir an dem Herzen mein,
Holdſelig von Gebärden,
Wollt Gott, ich könnt ihr Diener ſein,
Solang ich leb' auf Erden,
Drum ſofern iſt in mir was Guts,
Und auch ſogar das Leben,
Bis auf den letzten Tropfen Bluts
Will ich gern für ſie geben.

Den Bogen ſie mit Liebespfeil,
Die Herzen durchzuſchießen,
Geſpannt zu halten alleweil
Läßt ſie ſich nicht verdrießen.
Verbreitet ihres Sohnes Licht,
Die Seelen zu gewinnen,
Ihr' große Macht ſie darauf richt',
Spart keinen Fleiß hierinnen.

Wer nur anſicht ihr ſchön Geſtalt /
Der thut ſich gleich verlieben /
Als wär an ihr Magnets Gewalt /
So wird er angetriben /
Vil tauſend Leut ſo manche Meil
Ihr zu Gefallen reiſen /
Zu kurtz iſt ihnen Zeit und Weil /
Wann ſie ihr Ehr erweiſen.

Wer nur anſieht ihr' ſchön' Geſtalt,
Der tut ſich gleich verlieben,
Als wär' an ihr Magnets Gewalt,
So wird er angetrieben,
Viel tauſend Leut' ſo manche Meil'
Ihr zu Gefallen reiſen,
Zu kurz iſt ihnen Zeit und Weil',
Wann ſie ihr' Ehr' erweiſen.

Den ſie nur freundlich blicket an /
Den hat ſie ſchon gewoonen /
Ihr Anblick ihn bald fangen kan /
Kompt nimmer gern von dannen /
Nicht wenig thun bekennen das
Von Böſen und von Frommen /
Meinen / es zieh ſie weiß nicht was.
So ſeynd ſie eingenommen.

Den ſie nur freundlich blicket an,
Den hat ſie ſchon gewonnen,
Ihr Anblick ihn bald fangen kann,
Kommt nimmer gern von dannen,
Nicht wenig tun bekennen das
Von Böſen und von Frommen;
Meinen, es zieh' ſie weiß nicht was.
So ſind ſie eingenommen.

Vil tauſend in ihr Bruderſchafft
Laſſen ſich einverleiben /
Der Adel und die Burgerſchafft
Laſſen ſich gern einſchreiben.
Und wer wolt doch nicht kommen drein
So mans wil recht betrachten?
Denn ſolcher Mutter Kind zu ſeyn
Iſt warlich hoch zu achten.

Ihr Hülff ertheilt ſie mildiglich /
Lebendigen und Toten
Vil Leuten hat ſie gnädiglich /
Ihr hülffreich Hand gebotten /
Gantz liebreich ſie auch ſpringet bey /
Den Witwen und den Wayſen
Sie thut den Armen allerley
Sehr große Lieb erweiſen.

Geb Gott / daß ſtets an diſem Ort
Sein Name werd geprieſen /
Daß ihm ſogar mit keinem Wort
Ein Unehr werd bewieſen /
Das liebe Kindlein Jeſus Chriſt /
Der Mutter zu Gefallen /
Wöll helffen thun zu jeder Friſt
All die zur Jungfrau wallen.

Geb' Gott, daß ſtets an dieſem Ort,
Sein Name werd' geprieſen,
Daß ihm ſogar mit keinem Wort
Ein' Unehr' werd' bewieſen,
Das liebe Kindlein Jeſus Chriſt,
Der Mutter zu Gefallen,
Woll' helfen tun zu jeder Friſt
All', die zur Jungfrau wallen.

Wdh. 440 = M.[3] 120 = MHL. 3.

Unbefleckte Empfängnuß Mariä.

Der Sünd Fluß ſchon vor langer Zeit
Hat weggenommen alle Leut /
Als Moyſes darvon ſchrieb.
Jedoch Noe der Patriarch /
Und was bey ihm war in der Arch /
Darvon befreiet blieb.

Wdh.

Ruhe in Gotteshand.

Alſo auff Erd die alte Schlang /
Dem menſchlichen Geſchlecht macht bang /
Vergifftet jedermann.
Die Erbſünd allen hängt ſie an /
Niemand ſich darvon retten kan /
Man muß es gſchehen lan.

Nur zwey Perſohnen finden wir /
Die werden außgenommen hier /
Von diſer Sucht gemein.
Wie Enoch und Eliam Gott
Erhaltet vom gemeinen Tod /
Daß nicht geſtorben ſeyn.
Jeſum Mariam diſe zwey /
Spricht man von allen Sünden frey /
Doch mit dem Unterſchied:
Herr Jeſus hat es von Natur /
Mariä iſt es geben nur /
Auß lauter Güttigkeit.

Gleich wie ein Lilgen weiß und ſchön
Man ſieht offt untern Dörnern ſtehn /
Das doch bleibt unverſehrt
Alſo Maria unter uns /
Wann uns anficht der Sünden Brunſt /
Bleibt ſie ſtets unbeſchwert.
Der Schlangen ſie den Kopff zertritt /
Wann die ihr nach der Ferſen ſticht /
Kein Makel iſt an ihr.
Ihr Sig der kompt auch uns zugut /
Wenn man ſich ihr befehlen thut /
Und kindlich hofft zu ihr.

Gleich wie des Noe Täubelein
Ihr Füſſel nicht wolt ſudeln ein
Im Letten diſer Welt /
Sie floh dem Patriarchen zu /
In ſeiner Hand da fand ſie Ruh /
Sonſt nirgends in dem Feld /
Alſo in diſem Sündenland /
Maria ſtund in Gottes Hand /
Der Feind erjägt ſie nicht /
Ihr Leib und Seel wol angeführt /
Zum Böſen gar kein Neigung ſpürt /
So iſt ſie abgericht.

Gleichwie des Noah Täubelein
Ihr' Füßlein nicht wollt' ſudeln ein
Im Letten dieſer Welt,
Sie floh dem Patriarchen zu,
In ſeiner Hand da fand ſie Ruh',
Sonſt nirgends in dem Feld,
Alſo in dieſem Sündenland,
Maria ſtund in Gottes Hand,
Der Feind erjagt ſie nicht,
Ihr Leib und Seel' wohl angeführt,
Zum Böſen keine Neigung ſpürt,
Sieh an ihr Angeſicht!

Wdh. 276 = M.² 368 = MHL. 14.

Antwort Mariä auff die Engeliſche Bottſchaft.

Zwei Nachtigall in einem Thal
Offtmals zuſammen ſtimmen
Sie ſingen mit ſo ſüſſen Schall /
Daß eims recht Wunder nimmet /

Wdh.

Antwort Mariä auf den Gruß der Engel.

Zwei Nachtigallen in einem Tal
Oftmals zuſammen ſtimmen,
Sie ſingen mit ſo ſüßem Schall,
Daß es recht Wunder nimmet:

Sie moduliren in die Wett /
Keine der andern weichet /
Den Todt ſie lieber leiden thät
Eh ſie der andern ſchweiget.

Zwei Nachtigall ich ſingen hör /
Ein Engel kommt vom Himmel.
Nach Nazareth nicht ohngefähr
Ins jungfräuliche Zimmer.
O wie ſo lieblich ſingt er an
Das Jungfräulein Mariam!
Kein menſchlich Zung beſchreiben kan
Die ſüſſe Harmoniam.

Vom Willen Gottes iſt das Gſang /
Den thut er ihr fürhalten;
Die Jungfrau ſich beſinnt nicht lang /
Ergab ſich alſobalden:
Ich bin meins Herren Dienerin /
Nach deinem Wort mir gſchehe;
Seim Willen ich gehorſam bin /
Keinwegs ich widerſtehe.

Was war nicht für ein Echo das
Wie ſtimmten nicht zuſammen /
O daß ich auch ohn Unterlaß
Hernacher möchte kommen!
Kein ſüſſers Lied im Himmelreich /
Wird nimmermehr gehöret /
Als daß die Seligen allzugleich
Wollen / was Gott begeret.

Die Seel / die diſes Lied wol kan /
Die iſt ein Braut des Herren /
Die Engel habn ein Freud daran /
Die Nachtigal zu hören.
Wol Milch und Hönig immerdar
Iſt unter ihren Zungen.
Maria und der Engeln Schaar /
Habens uns fürgeſungen.

O Jungfrau / uns erzeig dein Gunſt /
Demütig wir dich bitten.
Du wolſt uns leeren diſe Kunſt /
Beſcher uns ſolche Sitten.
Daß wir in allen Dingen fein
Uns willig untergeben /
Dem Willen Gottes ghorſam ſeyn /
So wol im Todt als Leben.

Sie modulieren in die Welt,
Keine der andern weichet,
Den Tod ſie lieber leiden tät',
Eh' ſie der andern ſchweiget.

Zwei Nachtigallen ich ſingen hör',
Ein Engel kommt vom Himmel
Nach Nazareth, nicht ungefähr,
Ins jungfräuliche Zimmer,
O wie ſo lieblich ſingt er an
Das Jungfräulein Maria:
Kein' menſchlich' Zung' beſchreiben kann
Die ſüße Harmonie.

Was war nicht für ein Echo da,
Wie ſtimmten ſie zuſammen,
O wär' ich doch geweſen nah,
Es würde mich entflammen.
Kein ſüßres Lied im Himmelreich,
Wird nimmermehr gehöret,
Als wenn die Sel'gen allzugleich
Wollen, was Gott begehret.

Wdh. 256 = M.² 447 = MHL. 16.

Geſchwind und Einſamkeit Mariä auff der Raiß.

Ey wie ſo einſam / wie ſo geſchwind?
Jungfrau Maria nicht ſo eyle /
Ringfertig wacker / als wie der Wind /
Ach / warumb läßt dir nicht der Weile?
Hoch ſeyn die Berg / ſehr rauh iſt der Weg /
Darzu auch manche lange Meile /
Zart ſeynd die Füß / gibt offt ſchmale Steg /
Jungfrau Maria nicht ſo eyle.

Warumb ſo einſam und ſo geſchwind /
Wil ich dir hertzlich gern anzeigen /
Weil du mich fragſt / mein liebes Kind /
Wil ich die Urſach nicht verſchweigen /
Jungfrauen wils gebühren gar nicht /
Vil untern Leuten umbzuziehen
Eben darumb vil Böſes geſchicht /
Weil ſie die Leut beyzeit nicht fliehen.

Denen ihr ehrlicher Nam iſt lieb /
Müſſen ſich nur fein einſam halten
Sonſt ſie gerahten unter die Dieb /
Die ſie drumb bringen alſobalden.
Man muß behutſam ſeyn allzeit /
Auch wann man wil Kirchfahrten gehen /
Sorgfältig böſe Geſellſchaft vermeid
Sonſt kan kein Jungfrauſchafft beſtehen.

Wann du auch willſt dein Lebenlang
Recht wahre reine Freud genieſſen /
Laß dir nach Leuten nicht ſeyn ſo bang
Und Einſamkeit gar nicht verdrieſſen.
Der ſeinen Luſt hat in Hertzenfreud /
Üppige Poſſen gar nicht achtet /
Böſes geduldig leidet und meid /
Geiſtliche Ding darfür betrachtet.

Reinigkeit des Gewiſſens du lieb /
Laß dich Melancoley nicht irren /
Einſam zu ſein dich nicht betrüb /
Vil Händel laß dich nicht verwirren.
Frag nicht menſchlichen Lob und ſchmach /
Gott kennt uns alle miteinander /
Unſchuld halt für ein herrliche Sach /
Vor Gottes Augen du recht wander.

Wdh.

Maria auf der Reiſe.

Ei wie ſo einſam, wie ſo geſchwind?
Jungfrau Maria nicht ſo eile,
Ringfertig, wacker, als wie der Wind,
Ach, warum läßt dir nicht der Weile?
Hoch ſind die Berg', ſehr rauh iſt der Weg
Dazu auch manche lange Meile,
Zart ſind die Füß', gibt oft ſchmale Steg',
Jungfrau Maria nicht ſo eile.

Maria.

„Warum ſo einſam und ſo geſchwind,
Will ich dir herzlich gern anzeigen,
Weil du mich fragſt, mein liebes Kind,
Will ich die Urſach nicht verſchweigen,
Jungfrauen will's gebühren gar nicht,
Viel untern Leuten umzuziehen,
Eben darum viel Böſes geſchicht,
Weil ſie die Leut' beizeit' nicht fliehen.

Durch das Gebirg über Berg und Thal
Thut ſich mein Geiſt in Gott erſchwingen/
Als wie ein himmliſche Nachtigal
Ich das Magnificat thu ſingen/
Der gern allein iſt/ und bettet gern/
Der thut ſein Zeit gar ſchön zubringen.
Menſch/ unſer Frauen die Kunſt ablern/
Gott geb/ daß dir es mög gelingen.

Durch das Gebirg' über Berg und Tal
Tut ſich mein Geiſt in Gott erſchwingen,
Als wie ein' himmliſche Nachtigall
Ich das Magnificat tu' ſingen,
Wer gern allein iſt und betet gern,
Der tut ſein' Zeit gar ſchön zubringen."
Menſch, unſer Frauen die Kunſt ablern!
Gott geb', daß dir es mög' gelingen.

Wdh. 442 = M.² 448. = MHL. 17.

Ohne Beſchwerde ſchwanger Maria.

Ach wie ſo ſchön/ wie hüpſch und fein/
Fürſtliche Tochter hochgebohren/
Seyn deine Tritt Maria rein/
In deinen Schücheln außerkohrn/
Wie züchtig/ wie demütig gehſt dahin/
Ach liebe Jungfrau was haſt im Sinn?
Du weißt/ was unterm Hertzen tragſt/
Wunder iſt/ wie ſo eilen magſt?

Hör mich nun an mein lieber Chriſt/
Vernimm wol was die Urſach iſt:
Ich trag in mir das ewig Wort/
Beſchwert mich nicht/ ja hilfft mir fort.
Sein Wohnung/ſein Tempel/ſein Säufft und Thron/
Hat ihm gemacht in mir Gottes Sohn
Der Vatter und der Heilig Geiſt
Begleiten uns/ anjetzt dus weiſt.

Gleichwie die Fedrn dem Vögelein
Nicht hindern/ ja verhülfflich ſeyn/
Die Rudern ſeyn dem Schiff kein Laſt/
Ja teribens das laufft noch ſo faſt;
Es flodert/ es ſchwimmet/ es fleucht dahin
Alſo auch ich jetzt beſtellet bin.
Die edle Frucht des Leibes mein
Hält mich nicht auff/ ja hilfft mir fein.

Auß diſer Gleichnus lerne nu/
Wie dich auch ſolſt verhalten du:
Des Heilign Geiſtes Gnad bereit
Weiß umb kein Faul — noch Langſamkeit.
Sie locket/ ſie mahnet/ ſie treibet an/
Mit ihrer Hülff man leicht alles kan.
Sie macht ein ring ein ſchweres Joch/
Wers hat/ dem iſt kein Berg zu hoch.

Wdh.

Zugvögel.

Ach wie ſo ſchön, wie hübſch und fein
Sind deine Tritt', Maria rein,
In deinem Schühlein leis dahin,
Ach Jungfrau, was haſt du im Sinn?
Du weißt, was unterm Herzen tragſt,
Mich wundert, wie du eilen magſt?

„Hör mich nun an, du frommes Weib,
Ich trag' in meinem reinen Leib,
Ich trag' in mir das ewig Wort,
Beſchwert mich nicht, ja hilft mich fort;

Gleich wie die Federn dem Vögelein
Nicht hinderlich, nein hülflich ſein,
Die Ruder keinem Schiff zur Laſt,
Nein teriben's, daß es ohne Raſt
Hinſchwanket, ſchwebet ganz allein
Und bringt den Sohn des Herren heim."

Schäm dich / der dich beſchwehren magſt/
Freventlich wider Gott beklagſt /
Als hätt er dir zviel auffgelegt /
Wer hat ein Geiſt / leicht alles trägt.
Er liebet / er lobet / er danckt ihm drum /
Nimmt noch vilmehr zu voriger Summ.
Wer Luſt und Lieb hat zu eim Ding /
Dem iſt all Müh und Arbeit ring.

Maria-Hilff hör unſre Bitt /
Von deinem Geiſt teil uns was mit /
Laß uns nicht werden law und kalt
In rechtem Eifer uns erhalt.
Uns mahne / uns treibe / uns munder auff!
Daß wir nicht erlign am Himmels Lauff.
Dein gnadig Hülff nicht von uns wend /
Biß wir erreichn das ſeelig End.

Wdh. 448 = M. 224 = MHL. 24.

Willkomm des neugebohrenen Kindleins Mariä.

Gleichwie die lieb Waldvögelein
Mit ihren Stimmen groß und klein
Frühmorgens lieblich ſingen /
Sobald anbricht die Morgenröht /
Wanns purpurfarb am Himmel ſteht /
In Berg und Thal ſie klingen.
Alſo ihr Menſchen kommt herbey /
Laßt hören eure Melodey /
Das Kindelein zu grüſſen.
Heut frölich ſein Geburtstag fällt /
Sankt Anna bringt es auff die Welt /
Es läſſets euch genieſſen.

Die Morgenröht ſo kühl und naß /
Die ſchöne Blumen / Laub und Graß
Sich alle freundlich neigen /
Weil die mit ſolcher Güttigkeit
Erquicket ihre Mattigkeit /
Ihr Reverentz erzeigen.
Alſo weil wie der Morgentau /
Heute auffgeht unſre liebe Frau
Zu Troſt der armen Seelen /
Sie billich grüſſet jedermann /
Denn ſie iſt die uns tröſten kan
Wann uns groß Trauren quälen.

Maria Hülff / wir bitten dich /
So vil wir können flehentlich /
Uns gnädiglich erhöre.
Sey uns ein ſchöne Abendröht /

Wdh.

Der Maria Geburt.

Gleich wie die lieb Waldvögelein
Mit ihren Stimmen groß und klein
Frühmorgens lieblich ſingen,
Sobald anbricht die Morgenröt',
Wenn's purpurfarb am Himmel ſteht,
In Berg und Tal ſie klingen.

Alſo, ihr Menſchen, kommt herbei,
Laßt hören eure Melodei,
Das Kindelein zu grüßen.
Heut fröhlich ſein Geburtstag fällt
Sankt Anna bringt es auf die Welt,
Es laſſet euch genießen.

Die Morgenröt' ſo kühl und naß,
Die ſchönen Blumen, Laub und Graß
Sich alle freundlich neigen,
Weil dieſes Kind mit Gütigkeit
Erquicket ihre Mattigkeit,
Sie ihren Dank ſo zeigen.

Alſo, weil wie der Morgentau,
Heut aufgeht unſre liebe Frau
Zum Troſt der armen Seelen,
In Demut grüß' ſie jedermann,
Denn ſie iſts, die uns tröſten kann
In aller Trauer Quälen.

Wanns jetzt mit uns zum letzten geht /
Ein guldns Stündl beſchere.
Mach / daß wir in dem Paradeys /
Selig auff Engeliſche Weiß
Lobſingen deinem Namen.
Zu dem End du gebohren biſt /
Haſt auch gebohren Jeſum Chriſt /
Der helff uns dorthin / Amen.

Wdh. 780 = M. 224 = MHL. 27.

Liebſchertz mit dem neugeborenen Kind Maria.

Wann wünſchen wär können / Maria rein /
So möcht ich jetzt wol ein Baumeiſter ſeyn /
Ich wünſchte mir Salomons Schätze /
Dukaten und Thaler vil Metzen /
Und wann dir auch wäre gedienet darmit
So wolt ichs anwenden zu großer Bitt /
Dein Geburtstag darmit zu verehren /
Mein Andacht und Troſt zu vermehren.

Ich wolte dir bauen ein Kirchelein /
Das ſolte mit Gold außgepflaſtert ſeyn /
Die Mauren von lauterem Silber /
Von Edelgeſtein die Gewölber /

Mein Hertz müßt mir wol der Altar drinn ſeyn /
Meyn Seel ſolt ein guldenes Rauchfaß ſeyn /
Mit dem ich dir täglich wolt opffern fein /
Das Gewürzwerck ſo nur dir behaget /
Sovil gantz Arabia traget.
Und wann ich der Engelein Zungen hätt /
Darzu auch der Menſchen an einer Kett /
Dich wolt ich ohn Unterlaß loben
Wie ſie thun im Himmelreich oben.

Weil aber das Wünſchen nicht Können iſt /
So weiß ich doch daß du zufriden biſt /
Wann ich dir nur bringe vil Ave /
Und bleib dein Leibeigener Sklave.
Ich nehm dich / ich hertze und küſſe dich /
Ich bitt du wolſt auch annehmen mich /
Mein Schertzen laß dir nicht verſchmahen /
Mein Bitten das wolſt du bejahen.

Wdh.

Liebſcherz mit dem neugeborenen Kinde Maria.

Wann wünſchen wär können Marie rein,
So möcht' ich jetzt wohl ein Baumeiſter ſein;
Ich wünſchte mir Salomons Schätze,
Dukaten und Thaler viel Metzen,
Bloß deinen Geburtsort zu ehren,
Mein Andacht und Troſt zu vermehren.

Ich wollte dir bauen ein Kirchelein
Das ſollte mit Golde gepflaſtert ſein,
Von Edelſtein alle Gewölbe,
Der Altar, das wäre ich ſelber.

Mein Herze, das müßte der Altardom ſein,
Drauf müſſeſt du wohnen, mein Kindelein.
Mein' Seel ſollt' ein güldenes Rauchfaß ſein,
Mit dem ich dir täglich wollt' opfern fein,
Gewürzwerk ſoviel dir behaget,
Soviel ganz Arabia traget;
Die Menſchen, die hätt ich an einer Kett',
Und jeder ein' engliſche Stimmlein hätt'.

Maria du jetzo ein Kindlein biſt /
Das ſaugt der heiligen Mutter Brüſt;
Die Kinder gern alles verſchencken /
Drumb woleſt auch meiner gedencken /
Ich mache dir zwar Ungelegenheit /
Was ſchads? Es erförderts mein Dürfftigkeit.
Mein Grobheit die wölleſt verzeihen /
Vil Gnade darfür mir verleihen.

Wann ſchläffeſt / ſo wil ich auffwecken dich /
Thuſt weinen / ſo wil ich erfreuen dich /
Die Engel die werden dich ſtillen /
Gott ſelber wird thun deinen Willen.
Ihm opffer ein kleines Paar Zäherlein
Als Perlen und Demant ihms lieber ſeyn /
Erwürbe daß er mir thu geben /
Nach diſem das ewige Leben.

Maria, du jetzo ein Kindlein biſt,
Das ſauget der heiligen Mutter Brüſt',
Die Kinder gern alles verſchenken,
Drum wolleſt auch meiner gedenken;
Mein' Grobheit, die wolleſt verzeihen,
Viel Gnade dafür mir verleihen.

Wenn ſchlafeſt, ſo will ich aufwecken dich,
Tuſt weinen, ſo will ich erfreuen mich,
Die Engel, die werden dich ſtillen,
Gott ſelber wird tun deinen Willen;
Ihm opfre ein kleines Paar Zährlein,
Es wird ihm viel lieber als Perlen ſein.

Wdh. 447 = M.³ 76 = MHL. 89.

Iſt ein Ladgeſang an die Pilger.

Hör mich du armer Peregrin /
Der zu wallfahrten haſt im Sinn /
Nicht wöllſt vorübergehen /
Bey diſer Kirch bleib ſtehen /
Erfriſch allhie dein müde Füß /
Bey Maria der Mutter ſüß
Sie freundlich viſitire
Und dich ihr präſentire.

Allhie ſie auff dich wartet ſchon /
Dir anzubieten ihren Sohn /
So fern du nur wilſt haben
Den allerliebſten Knaben;
Wirſt denn du ſo unhöfflich ſeyn /
Und bey ihr gar nicht kehren ein?
Dieſelb zu ſalutiren /
Ihr zu kongratuliren?

Bemüh dich mit deim Pilgerſtab /
Den Berg zu ſteigen auff und ab
Kein Tritt bleibt unbelohnet /
Welchen man ihr vergönnet;
Ehr ſie ſampt ihrem lieben Sohn /
Mit Beicht und mit Communion /
Ein Roſenkrantz vor allen
Den bett ihr zu gefallen.

Wdh.

Inſchrift.

Hör mich, du arme Pilgerin,
Die zu Wallfahrten haſt den Sinn,
Nicht wolleſt du vorübergehen,
Bei dieſem Bilde bleibe ſtehen,
Erfriſch allhier die müden Füß,
Maria hier die Mutter ſüß
Ganz ruhig ſtehet und wartet,
Ob du biſt gut geartet.

Glaub mir / diß Ort gantz heilig iſt /
Weil es bewohnet Jeſus Chriſt.
Der Mutter ſein zu Ehren /
Ihr Andacht zu vermehren.
Probiers einmal / dich da befind /
So wirſt du innen werden geſchwind /
Das Pietet und Zieren /
Die Mauren gar ſpiriren.

Wann du andächtig trittſt hinnein /
Anmuth wird dir zugegen ſeyn;
So bald du thuſt anlangen /
Thut ſie dich ſchön empfangen.
Wann du Gottloß hinnein wilſt gehn /
Die Haar dir bald gegn Berg auffſtehn /
So fern du nicht von Hertzen
Bereuſt dein Sünd mit Schmertzen.

Halt an / daß diſe Jungfrau zart /
Geſegnen thu dein Pilgerfahrt /
Daß ſie auff deiner Reiſe
Den ſichern Weeg dir weiſe /
Dann ſie zu Waſſer und zu Land
Das Regiment hat in der Hand /
Bitt / daß ſie dich begleite /
In Gfahren für dich ſtreite.

Wann du ein ſolch Gefährtin haſt /
Trägſt du gar leicht des Tages Laſt /
Gar glücklich kanſt du wandern
Von einer Stadt zur andern.
Sie weiß ſchon zu verſorgen dich /
Und zu beſchirmen ſtätiglich /
Auff ſie kanſt dich verlaſſen /
Durch alle Weeg und Straßen.

Haſt du ihr nicht zu geben mehr /
Laß ihr auffs wenigſt etlich Zähr /
Thu ſie mit naſſen Augen
Gantz ſinniglich anſchauen:
Ohn Zweifel wird ihrs Lieber ſeyn
Denn Silber / Gold und Edelgſtein /
Sie wird die Treue haben /
Dich wieder zu begaben.

Haſt du ihr nichts zu geben mehr,
Laß ihr nur eine fromme Zähr',
Tu ſie mit naſſen Augen
Ganz ſinniglich anſchauen,
Ohn' Zweifel wird's ihr lieber ſein
Denn Silber, Gold und Edelſtein,
Sie wird die Treue haben,
Dich wieder zu begaben.

Auch wann du wider kombſt zu Hauß /
Schweig nicht ihr Lob zu breiten auß /
Sag / was du haſt geſehen /
Erzehl was hie geſchehen.
Fürwahr darmit hebſt auff kein Schand /
Noch dir / noch deinem Vatterland.
Dein Landsleut zu entzünden /
Mariam thu verkünden.

Darumb / mein Pilgram / ſey gedacht /
Was dir Maria hat gebracht:
Hätt ſie nicht Gott gebohren /
So wäreſt du verlohren.
Bemüh dich gegn der Mutter dein /
Allzeit ein treues Kind zu ſeyn /
Biß wir ſambt allen Frommen
Bey ihr zuſammen kommen.

Wdh. 749 = HF 2, 122 = Conjugale (nicht decalogale conjugale 469!) 569 = Adventuale 924, vgl. 2. Teil, = unverändert übernommen.

Wdh. 561 = HF 2, 342 ff. = Dom. Pasch.

Der leibliche Pilgram.

Zitiert Teil 2.

Der Geiſtliche Pilgram.

Winter iſt hin / der Pilgram zieht ins Feld /
Im Frühling er ſich umbſchaut in der Welt /
Wo er hinkommt / findt er kein bleibend Statt /
Setzt drauff / wie er ihm fürgenommen hatt /
Im Sinn ihm ligen nur die heilig Örter /
Wohin er zilt / allein dorthin begehrt er /
Von ſeim Vorhaben nicht zu ruck er weichet /
Biß er zu letzt das Vatterland erreichet.

In diſem Leben ſeynd wir Pilgram all /
Niemand ſich beſſer ſchätz in dieſem Fall /
All andre Ding die ſeynd allhie daheim /
Darumb / dieweil ſie nur ſeyn Erd und Leim /

Der Pilgrim.

Zuſammengeſetzt aus 2 Gedichten Procops.
Strophe 1 = Str. 1 v. Der Geiſtliche Pilgram.
Str. 2 = Str. 4 v. ebendaher.
Str. 3 = Str. 1 v. Der leibliche Pilgram.
Str. 4 = Str. 2 v. ebendaher.
Str. 5 = Str. 3 v. ebendaher.
Str. 6 = Str. 4 v. ebendaher.
Str. 7 = Str. 5 v. ebendaher
Str. 8 = Str. 6 v. ebendaher.
Str. 9 = Str. 2 v. Der Geiſtliche Pilgram.

Die Überſchriften: Der Geiſtliche. Der Pilgrim. fehlen im Original.

Der Pilgrim.

Winter iſt hin, der pilgrim zieht ins Feld
Im Frühling er ſich umſchaut in der Welt,
Wo er hinkommt, findt er kein' bleibend Stätt',
Fühlet er's jetzt, was ihn da führen wohl tät',
Im Sinn ihm liegen nur die heilige Örter,
Wohin er auch zieht, dahin nur begehrt er
Von ſeinem Vorhaben zurücke nicht weichet,
Bis er das Vaterland erreichet.

Geiſtlicher Pilgrim, halt dich nicht auf,
Laß dich nicht hindern, weit iſt dein Lauf,
Hie in kein Ding verliebe dich ſehr,
Sonſt machen ſie dir die Reiſe nur ſchwer,

Aber der edle Menſch iſt hie ein Frembdling /
Der muß von hinnen wandern / und oft gähling /
Iſt für ein andre beſſre Welt erſchaffen /
Zum Himmels Vatterland er eil rechtſchaffen.

Lauffen und Schnauffen muß er auff der Reiß /
Was ſchads? gedenck er / er geh Pilgersweiß /
Beladen iſt er mit ſehr ſchwerer Bürd /
Sein eigner Leib ihm ſelbſt zu laſtig wird /
Vilen Gefahren iſt er untergeben /
Nah auff eim Spitz ſteht oft ſein Leib und Leben /
Erdulden muß er Ungelegenheiten /
All Stund und Augenblick faſt muß er ſtreiten.

Geiſtlicher Pilgram / du dich nicht halt auff /
Laß nicht verhindern dich an deinem Lauff /
Hie in kein Ding ſolſt dich verlieben ſehr
Sonſt machen ſie die Reiß dir noch ſo ſchwer /
Der Welt Liebkoſen mußt du nur verhönen /
Als falſch Betrug-Geſänglein der Sirenen /
Des Geiſtes Andacht wil ſie dir zerſtören /
Geh du vorüber / thu dich nicht dran kehren.

Was fragſt du nach der Welt Betrug und Liſt /
Wann du gedenckeſt / daß ein Frembdling biſt?
Heut hie dich findeſt / morgen anderſtwo /
Die wahre Pilgram müſſens machen ſo;
Heut lebſt du / Morgen biſt vieleicht geſtorben /
Tragſt mit dir nichts / denn was du haſt erworben /
Drumb dir zu nutz mach dein Mühſeligkeiten /
Und gar nichts anpich an den Eitelkeiten.

All' falſchen Betrug im Geſang der Sirenen,
Liebkoſen der Welt du weiſt zu verhöhnen,
Ach, biſt du ermüdet, wie rauh ſind die Wege,
Wie wird es ſo dunkel, wie ſchmal ſind die Stege.

Ich bin ein Pilgrim, reiſ' ins heil'ge Land,
Ob ich komm' wieder, das iſt Gott bekannt,
Nach Rom, Lorett in Italia,
Auch nach St. Jakob in Galitia,
Gott mich begleite, daß ichs glücklich ende,
Mein' Müh' und Zeit zu ſeinem Dienſt anwende,
All' Tritt' und Schritt' geſchehen ihm zu Ehren,
Er geb' mir Gnad', daß ich mög' wiederkehren.

Viel muß ich leiden auf der Wanderſchaft,
Ach, lieber Herr, verleih' mir Stärk' und Kraft,
Denn der Gefahr ich unterworfen bin
Hilft nichts dafür, ich ſchlag' mir's aus dem Sinn
Mein ſchweres Bündel muß ich ſelber tragen,
Weiß keinen Weg, darum muß ich oft fragen,
Groß, Ungewitter, Ungelegenheiten
Mich werden plagen, ich ſeh's ſchon von weitem.

= Str. 3, 4, 5, 6.

Biſt du ermüdet, auff dem rauhen Weeg?
Oder wil werden dir zu eng der Steeg?
Thut dirs ermangeln an der Stärck und Kraft?
Möchteſt erligen auff der Wanderſchafft?
Soll dich erquicken JESU Chriſti Leiden/
Diß ſoll dein Troſt ſeyn auff der ſpären Heiden/
Thu du das auff der Pilgerfahrt betrachten/
So wirſt die Ungelegenheit nicht achten.

Offt dich einfinde zur Communion/
Darzu gedencke am verſprochnen Lohn/
Hiemit erfriſche deine Seelen-Füß/
Umbs ewig Leben gern dein Schweiß vergieß/
Hie thuſt du wallen in dem Thal der Zähern/
Aber dem Himmel thuſt du immer nähern/
Mach dir ein Hertz/ ſo haſt du halb gewunnen/
Der Herr dich labe mit ſeim Gnaden-Brunnen.

Vgl. S. 734 rechts Z. 3, 4.

fehlt.

fehlt.

Wdh. 655 = Kompilation aus HF. 1, 235, 234.

HF. 1, 235. Tödtlicher Hintritt der Fürſtl. Fräul.

Str. 1 = Wdh. Str. 1.

Str. 2 = Wdh. Str. 2.

Str. 3 = Wdh. Str. 3.

Die Sach mir kame gar kläglich für/
Doch war gar kein Erbarmnus hier/
Es muſten all die Blümelein
Geſtorben und verſchwelcket ſeyn/
Über Bund übr Eck mans raſpelt ein.

Die Gleichnus leichtlich verſtehen kan/
Ders Evangelium höret an/
Und drauß vernimbt den laydign Fall/
Der ſich zutrug ins Fürſten Saal/
Ich ihms erkläre noch einmal.

Str. 6 = Wdh. Str. 4.

Der Fürſtentochter Tod.

Str. 1 = HF. 1, 235. Str. 1.

Str. 2 = HF. 1, 235. Str. 2.

Str. 3 = HF. 1, 235. Str. 3.

fehlt.

fehlt.

Str. 4 = HF. 1, 235. Str. 6.

Auff diſes Fürſten ſein Wiſen grün /	Auf unſres Fürſten ſein' Wieſen grün
Str. 7 = Wdh. Str. 5.	Str. 5 = HF. 1, 235. Str. 7.
Ihr Fürſtlich Gnaden / wie gfallt euch das?	
Euch verantworten die Augen naß /	
Hin iſt nun eure Hertzens-Frewd /	fehlt, ſtatt deſſen 234, 1.
Biß an die Seel ſteckt ihr in Leyd /	
Vatter und Mutter allebeyd.	
Ihr Cavallieri / hört was ich ſag /	
Auch ihr Hoff-Damen legt an die Klag /	
Schaut was der Todt für Blümlein bricht /	fehlt, ſtatt deſſen 234, 2.
Er löſcht euch ab das ſchönſte Licht /	
Solt ihr denn das empfinden nicht?	
Jedoch verleir man das Hertz nicht gar /	
Gedult thut euch ein kleine Zeit /	fehlt, ſtatt deſſen 234, 3.
Noch iſt vonnöhten kein Todten-Baar /	
Bald wird ſich enden diſes Leyd /	
Und folgen drauff ein ſüße Frewd.	
	Wdh. Str. 6:
	Nun kommt zum Saale, ihr Chriſtenleut',
	Nun gehet in's Feld mit bitterem Leid.
	ſtatt HF. 1, 234, 1:
	Kompt zum Spectacul ihr Chriſtenleut /
	Seht die Miracul / die gſchehen heut;

(Fortſetzung folgt.)

Briefe Friedrich Schleiermachers an Auguſt Wilhelm Schlegel.

Nach der Handſchrift herausgegeben von Joſefa Elſtner in Dresden und mit einer Einleitung und Anmerkungen verſehen von Erich Klinger in Berlin.

(Schluß).[1])

6.

B. 18. Jan. 1800.

Tauſend Dank für Ihre Alles andere weit hinter ſich zurücklaſſende Teufelei! Sie ſind nun von einer ſolchen Glorie von hölliſchem Feuer umſtrahlt daß man nicht mehr daran denken darf einen andern Teufel anzubeten als Sie. Ein ſolches Werk freilich verſchmäht die Umgebung kleiner Arabesken und ich

[1]) Vgl. oben S. 584 ff.

lege nun gern den Melchior Striegel[1]) und alles übrige bei Seite. Welche Gründlichkeit in dieser Kritik und welches Leben! und nun der Wettgesang oben drauf — ich schwöre Ihnen ich bin ganz außer mir. Nun, wenn das nicht wirkt, — so muß mans aufgeben. Meinem Garve müssen Sie nun den Vortritt gönnen damit er wenigstens das kurze Leben behalte bis man an die Dichter kommt. Mit dem Herder will ich mich Ihren Befehlen unterwerfen, und ihn nächstens wenigstens auf den Tisch legen, welches bei mir immer der Anfang aller Dinge ist aber ich möchte verzagen etwas tüchtiges zu Stande zu bringen seit dieser Anschauung des Ideals zu welcher Sie mir verholfen haben[2]).

Die Huberiana haben mir viel Vergnügen gemacht; das Seufzen der Creatur ist doch für unser einen immer ein sehr spaßhafter Anblick; aber Ihre Antwort ist mir, wenn ich so sagen darf auf der einen Seite zu gut und auf der andern nicht gut genug: es ist zu viel von Ihnen darin und zu wenig für Huber[3]). Sie sind bei aller erschrecklichen Bosheit doch wieder erstaunend gutmütig; sein soi disant Glaube an die Möglichkeit einer beßern Kritik durch Sie und die Ihrigen hat Sie ordentlich verleitet ihm etwas von Ihnen selbst zu sagen, und dann haben Sie Sich doch wieder nicht enthalten können ihm zu sagen daß er es nicht verstehen könne. Das muß nothwendig böses Blut machen und warum soll man das einem armen Menschen anthun der nichts hat als sein gutes Blut? und was Sie von der Wirkung seiner Recension sagen wird ihn wieder in dem Irrthum bestärken daß Partei Ihre herrschende Idee ist. Auf diese Art haben Sie ihm eine erschreckliche Menge unangenehmer Empfindungen gemacht, und er wird doch noch glauben Recht zu haben. Wenn es einmal sein soll daß man sich mit solchen Armen am Geist einläßt: so würde meine Manier nur die sein die seinsollende Moralität aus sich selbst zu bekriegen. Der Saz des Widerspruchs ist das einzige Reizmittel für solche Naturen, und auf diesem Wege hätten Sie ihn mit der größten Andacht ganz zermürbeln können, eine Operation die ihm vielleicht gar etwas hätte helfen können. Doch Sie werden ja sehen — wenn anders meine Idee zu einem Büchlein über die deutsche Litteratur realisiert wird — wie ich es treiben werde wenn ich einen Repräsentanten dieser Denkart coram nehme, und ich hoffe Sie sollen mir dann zugestehen daß ich ganz eigen dazu gemacht bin zu diesen biederherzigen Seelen zu reden.

Frölich habe ich gleich heute Alles geschickt und ihm zu verstehen gegeben daß seine Ursache weshalb er den Druck nicht gleich anfangen wollte nun gar nicht mehr Statt finden das steht dabei ob ihm das einleuchten oder ob er doch noch das Gespräch abwarten wird. Wenn er sich, wie Fr. mir schreibt, beklagt hat, daß die Ideen schon bekannt sind so hat er das höchstwahrscheinlich sich selbst zuzuschreiben. Er hat sie — als ich den ersten Versuch machte den Druck anfangen zu lassen ein Paar Tage bei sich gehabt, und da wird sie Merkel wol ansichtig geworden sein[4]). Sonst muß es von Fichte herrühren denn von mir hat

---

[1]) ‚Melchior Striegel', das heroisch-epische Gedicht von Jos. Frz. v. Ratschky, Gesang 1/4 Wien 1793 f.; Neue Aufl. Leipzig 1799.

[2]) Schleiermacher hatte ja schon im letzten Brief seine Bereitschaft zu erkennen gegeben, Herder zu kritisieren. Offenbar in Wilhelms Auftrag hatte ihm darauf Friedrich geschrieben: „Wenn Du eine Notiz über Herder geben könntest, das wäre herrlich; grade am Herder können wir am besten zeigen, daß wir uns nicht fürchten und daß der Herzog uns nichts verboten hat — also sein Gott wird Dir hiermit in noxiam übergeben."

[3]) Wilhelms Brief an Huber ist abgedruckt in den Preußischen Jahrbüchern 8, S. 225 ff. Der Brief ist eine stolze Rechtfertigung Wilhelms.

[4]) Der Berliner Schriftsteller Garlieb Merkel, der schon einmal im Zusammenhang mit häßlichen Klatschereien genannt ist, hätte danach bei dem neuen Ver-

ſie Niemand gehabt, auch Bernhardi nicht. Sobald der Druck anfängt werde ich Ihnen Nachricht davon geben um Ihrer Sehnſucht einigermaßen zu Hülfe zu kommen, und in der Correktur mein Beſtes thun um meiner Beſtellung Ehre zu machen.
Leben Sie wol und ſeien Sie nochmals herzlich bedankt. Schl.

Dieſer Brief iſt die Antwort auf Wilhelms ganz kurzes Schreiben vom 6. Januar 1800, das an Schleiermacher zuſammen mit zwei längeren Briefen von Friedrich und Dorothea abgegangen war. (Briefe 3, 147). Außerdem hatte Schleiermacher als Beilagen den Briefwechſel mit Huber erhalten und vor allem Wilhelms Rezenſion über Matthiſſon, Voß und Schmidt ſamt dem köſtlichen Wettgeſang, über den ſich auch nach Dorotheas Urteil „Papa Goethe ganz wie raſend gefreut hatte".

7.

D. 29. Merz 1800.

Unmöglich kann ich das Athenäum abſchicken ohne Ihnen noch einmal meine Huldigung darzubringen: denn die Notiz hat mich jedesmal in der Korrektur und nun ich ſie ſchwarz auf weiß geſehen habe ganz aufs neue mit Ehrfurcht vor Ihrem unendlichen Wiz und Ihrer eben ſo unendlichen Kritik erfüllt. Und nun ſtellen Sie ſich vor, wie betrübt mich der Gedanke macht, daß die Uebung dieſes letzten Talents auch nur unterbrochen werden ſollte. Gewiß Sie ſollten Sichs zur Pflicht machen Alles mögliche zu thun um eine Fortſetzung der Notizen nach dem Athenäum zur Wirklichkeit zu bringen [1]). Was Sie jetzt ſchon im Sinne haben, den Parny und Bürger mit dem Fichte und Herder, und wol auch ohne dieſe iſt doch für das letzte Stück bereits zu viel [2]). Es wäre faſt unverantwortlich wenn Sie zur Meſſe nach Lpzg reiſen und nicht hierüber irgend etwas abſchließen ſollten — kurz ich lege Ihnen die Sache auf jede Weiſe ins Gewiſſen. Haben Sie ſchon geſehen (ich weiß es nur vom Hörenſagen) was Dietrich der Buchhändler in der Vorrede zur neuſten Lieferung des Hogarth gegen Sie hat ausſprechen laſſen? [3]) und iſt es nicht von Böttiger gar dumm und jämmerlich, daß er das Gefühl ſeines Unvermögens nun hinter einem kindiſchen Schmollen verbergen will? Der hat ſich recht ſelbſt an den Pranger geſtellt! [4])

---

leger des Athenäums, Frölich, das Manuſkript der unter dem Titel „Ideen" hernach im Athenäum 3, 1 erſchienenen neuen Fragmentenſammlung Friedrichs ausſpioniert.

[1]) Der Gedanke an irgendeine Fortſetzung der kritiſchen Notizen begegnet uns zuerſt in einem Briefe Friedrichs an Schleiermacher (Briefe 3, 150): „Mit dem großen Inſtitut an die Stelle der A. L. Z. wirds wohl ſo werden, daß wir beyden, W. und ich, in aller Stille nach Eingang des Athen. die kritiſchen Notizen fortſetzen."

[2]) Es handelt ſich um Parny: La guerre des Dieux anciens et modernes. Das im Athenäum 3, 2 von Wilhelm ſcharf angegriffene Werk wurde übrigens von Goethe verteidigt, wie Dorothea zu erzählen weiß. — Die große Kritik über Bürger kam nicht ins Athenäum, ſondern wurde erſt in den Charakteriſtiken und Kritiken veröffentlicht. Herder und Fichte waren ja bekanntlich Schleiermacher zugewieſen worden.

[3]) Die Hogarthſchen Kupferſtiche wurden mit den Lichtenbergſchen Erklärungen in den Jahren 1794—1816 bei Dieterich in Göttingen gedruckt.

[4]) Der Weimarer Gymnaſialdirektor und Oberkonſiſtorialrat Karl Auguſt Böttiger, ein perſönlicher Freund Herders und Wielands, ſtand von vornherein auf geſpanntem Fuße mit den Romantikern. Das war noch ſchlimmer geworden ſeitdem ihn Tieck in ſeinem „Geſtiefelten Kater" arg mitgenommen und verſpottet hatte.

Friedrich hat mir für nächstens Ihre Gedichte verheißen auf die ich mich unbändig freue. Er selbst macht ja verwundernswürdige Fortschritte in der Poesie, so auch Dorothea, und ich wollte nur ich wäre bei Ihnen, unter andern auch um wo möglich gleichfalls angesteckt zu werden [1]): denn ich fürchte mich gewaltig allein im Gebiet der Prosa zurückzubleiben. Doch wenn ich auch nicht zu Ihnen komme, so kommen Sie doch zu mir, und wer weiß was dann für Wunder an mir geschehen. Leben Sie wol; es war nur eine ganz kurze Danksagungs Audienz die ich mir ausbat. Schl.

Dieser Brief ist, obwohl zwei Monate dazwischen liegen, in seinem ersten Teil eine unmittelbare Fortsetzung des letzten, indem Schleiermacher sich nicht genug tun kann, Wilhelms letzte Teufelei, den Wettgesang, und die drei Kritiken als Muster aller Rezensionen hinzustellen.

8.

Berlin d. 12. April 00

Ich für mein Theil verspreche nicht nur förmlich und ordentlich meine Portion zu liefern sondern gebe Ihnen auch hiemit feierlich meine Stimme zum Redaktorat, und bevollmächtige zugleich den Friedrich über die Vertheilung der Arbeiten, in so fern einem Jeden eine Meinung dabei zustehen soll, die meinige zu führen; sonst aber renoncire ich auch auf eine Meinung, da ich voraussese, daß Sie von den Kräften der Mitarbeiter und was für einen Jeden das Beste ist eine richtige Idee haben. Freilich wäre ein solches Unternehmen ohne eine gewisse Vollständigkeit nichts; indessen wünschte ich zu wissen ob Ihre Meinung dahin geht daß wir uns sogleich auch auf die eigentlich sogenannten Wissenschaften extendiren sollen? ich für mich bin fürs erste dagegen, nur was zur Philosophie über sie gehört muß uns frei bleiben. Die monatliche Erscheinung wäre höchst genant, auch wenn wir alle mehr Monatsarbeiter wären, und so bin ich ebenfalls für die meßliche. Machen Sie nur, daß Sie in Leipzig, wohin Sie ja reisen wollen einen Verleger packen, und treten Sie dann gleich Ihr Amt an damit sich die Herren bei Zeiten in die Rippen stoßen und wir wo möglich gleich in einen guten Vorrath kommen. Bernhardi habe ich seit Gestern da ich Ihren Brief empfing noch nicht sehn können; ich will ihn aber heute aufsuchen und ihm das nöthige mittheilen. Den literar. Artikel im Archiv wird er wol ohne Schwierigkeit aufgeben; aber für die Romane ist, wie ich fürchte, weder er noch seine Frau, mit der er in dieser Rücksicht sehr eine Person ausmacht, zu rechnen [2]), weil er in diesem Artikel jezt viel in der A. L. Z. arbeitet, und ob er diese auch sogleich aufgeben würde weiß ich nicht, indeß haben wir ja Caroline und Dorothea, die gewiß für dieses Fach nicht nur vortrefflich sondern auch genug sind. Ich für mein Theil bin mit allem was ich kann und noch können werde der Eurige und ich hoffe es soll noch etwas aus mir werden. Uebrigens versteht sich von selbst, daß wir alle unser Recht zu vetoiren denn ein solches giebt es doch bei jedem gemeinschaftlichen Unternehmen in die Hände des Redakteurs legen. Sie sehen wie sehr mir die Sache Ernst ist, so daß ich nicht eher über

[1]) Friedrich arbeitete damals in Jena an dem zweiten nie vollendeten Teil seiner „Lucinde", Dorothea an ihrem „Florentin". In einem Brief vom 21. März (Briefe 3, 162) hatte Friedrich eine baldige Sendung von Gedichten Wilhelms in Aussicht gestellt.

[2]) Bernhardi war Mitarbeiter an dem Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks und an der Allgemeinen Literatur-Zeitung. Seine Frau Sophie geb. Tieck war schon mehrfach schriftstellerisch hervorgetreten und hatte unter anderem auch fürs Athenäum Beiträge geliefert.

etwas Anderes mit Ihnen reden konnte. Und doch iſt unter dieſem Andern die göttliche Teufelei die aber freilich leider privatiſſim[e] iſt [1]).

Es ſoll ſie heilig Niemand ſehen als Bernhardi obgleich es unendlich Schade iſt. Was für eine Gattung von Teufeleien bleibt uns andern armen Menſchenkindern nun noch übrig, als die allerernſthafteſten wo die Hörnchen und die übrigen Abzeichen nur ſo eben hie und da durchgucken; in dieſer will ich dann nächſtens wieder etwas verſuchen, und das letzte Stück des Athenäums gewiß nicht ohne Notiz laſſen. Plaz iſt noch genug, und wenn es nur dieſes iſt, ſo laſſen Sie Sich vom Bürger nicht abhalten.

Was den Frölich betrifft ſo haben Sie ihm leider in Ihrem Briefe vom 9t Merz worin Sie von Scherers Antwort melden wenigſtens eine Veranlaſſung gegeben Ihnen dieſen wieder anzuſchmieren; ich lege ſein lezтes Zettelchen bei welches ich wenige Tage vor Ihrem Brief erhielt und ich fürchte er wird mir kein Geld geben ſondern ſich immer darauf berufen, daß Scherer ſeit dem gewiß gezahlt habe. Aus dieſem Zettelchen werden Sie zugleich eine neue Lumperei ſehen. Ich habe ihm darauf geantwortet „daß Friedrich ſein Saldo dabei in Rechnung gebe, daran ſei nicht zu denken, da ich aber doch voraus ſehe, daß er ohne irgend ein Verſprechen den Druck gewiß ausſezen würde, ſo verſpräche ich ihm nicht eher zu mahnen, als ich befugt geweſen ſein würde, wenn er gleich nach der Meſſe den Druck angefangen und ordentlich betrieben hätte. An dieſen Termin aber würde ich mich auch der fremden Beiträge wegen halten müſſen“ [2]). — Ihre große Teufelei hat hier allen Leuten unendlichen Spaß gemacht ſelbſt den eingefleiſchten Berlinern wie Bieſter und Zöllner die Euch ſonſt hinlänglich haſſen. Wie iſt es auch anders möglich, auch bei noch ſo wenig Sinn für das Luſtige! Ja eingeteufelt ſind Sie oder vielmehr der Teufel iſt eingeſchlegelt, und außerhalb Ihnen gar nirgends mehr anzutreffen. Fichte hat mir erklärt daß ſchon dieſes Opus allein Sie klaſſiſch mache. So ſchön das nun iſt, und ſo voll er war von Ihrer Gewalt über die Sprache, und von der Natürlichkeit der Nachahmung, ſo ſehen Sie doch, was den Sinn für das Luſtige betrifft, verdient er gewißermaßen hier zu ſein [3]).

Bleiben Sie ja nur recht eingeteufelt, und kuriren Sie, was um Sie her krank iſt mit Wiz; das iſt ein beſſeres Reizmittel als China und dergleichen Zeug.

Nach den nur ganz gelegentlichen Andeutungen des vorigen Briefes befinden wir uns jetzt mit einem Male mitten drin in den Plänen für eine neuzugründende gemeinſame Zeitſchrift. Wie aus unſerem Briefe deutlich hervorgeht, hatte Schleiermacher am 11. April einen Brief Wilhelms erhalten, der leider unzweifelhaft verloren gegangen iſt. In dieſem verlorenen Briefe hatte Wilhelm offenbar Schleiermacher in aller Form zur Mitarbeiterſchaft aufgefordert und ihm ſeinen vorläufigen Plan im großen und ganzen dargelegt. Darauf gehen nun Schleiermachers Äußerungen im erſten Teil unſeres Briefes.

---

[1]) Die göttliche Teufelei iſt noch immer der Wettgeſang, von dem nach Wilhelms ausdrücklichem Wunſche kein Sterblicher Wind bekommen ſollte, damit es beim Druck eine Überraſchung bliebe. (Briefe 3, S. 147.)

[2]) Über die Verhandlung mit den Verlegern habe ich nichts Näheres in Erfahrung bringen können.

[3]) Mit der großen Teufelei kann nicht der Wettgeſang gemeint ſein, der ja geheim gehalten werden ſollte, wohl aber die vorangehenden drei Kritiken. — Über den Berliner Theologen Zöllner vgl. Brief 4, Anm. 3; Johann E. Bieſter war Mitherausgeber der im Athenäum lächerlich gemachten „Berliniſchen Monatsſchrift“.

9.

Berlin d. 3t Mai 1800.

Auch ohne alle Rücksicht auf das Athenäum lieber Freund ist es Ihre Schuldigkeit Ihren etwanigen Ekel zu überwinden und die Kritik des Wielands zu geben, und wenns fürs Athenäum nicht hilft müssen Sie die neuen Notizen damit eröffnen. Wollen Sie das Zeug umsonst gelesen, und die Gedanken umsonst im Kopf haben? Dann haben Sie gewiß den Ekel gratis auch mit, dessen sich zu entledigen es kein anderes Mittel giebt als eine tüchtige Ausleerung des reizenden Stoffs [1]).

Schellings polemisches Werk habe ich gestern Nacht noch verschlungen und heute Früh gleich an die Behörde befördert. Ich erwarte große Wirkung davon, und hoffe Sie und ihn soll die L. Z. sobald nicht verwinden. Mein Gaudium darüber können Sie Sich denken. Spiegeln Sie Sich übrigens an diesem Exempel von Ueberwindung des Ekels [2]).

Redakteur der Notizen sind Sie ohne weiteres Stimmensammeln von selbst, weil es kein Anderer sein kann. Gott segne nur Ihre Reise nach Leipzig. Das Nennen ist ein Punkt über den ich besonders wenig verstehe, indeß dächte ich Ihr Name dürfte auf keinen Fall fehlen; wie es mit den Unsrigen gehalten werden soll, darüber weiß ich warlich nichts zu sagen; aber wunderlich würde es mir vorkommen wenn wir alle auf dem Titel paradirten. Sollen wir uns etwa unter jeden einzelnen Arbeit nennen? Dann können wir das Buch sogar in Dänemark drucken lassen! [3])

Kennen Sie die belletristische Zeitung? es soll dort Tiecks Don Quijote auf eine sehr hämische Art herumgenommen sein. Sollte man nicht dieser wahrscheinlich Soltauscher Veranstaltung ein kleines Paroli kneifen? [4])

Nun die Lucindenbriefe fertig sind, will ich recht mit Muße Ihre Gedichte studiren. Machen Sie nur, daß wir auch einmal eine Zeitlang zusammenleben, wer weiß was dann noch aus mir wird. Vor der Hand ist es wol nur Wiz

---

[1]) Wilhelm hatte sich erboten, „seinen Ekel zu überwinden und sich auf eine Kritik der sämmtlichen Wielandschen Werke einzulassen", die aber nie fertig geworden ist.

[2]) Schellings polemische Schrift „Über die Jenaische Allgemeine Zeitung. Erläuterungen von Prof. Schelling in Jena" war zunächst als Anhang zu einer Steffensschen Rezension seiner eigenen neueren naturphilosophischen Schriften im ersten Heft der Zeitschrift für spekulative Philosophie und dann als Sonderdruck erschienen. Nach Äußerungen Dorotheas hätte Wilhelm daran keinen geringen Anteil gehabt. Auch Schütz, der Hauptherausgeber der A. L. Z. gibt dieser Vermutung Ausdruck in seiner „Vertheidigung gegen Prof. Schellings sehr unlautere Erläuterungen über die A. L. Z.", in der der ganze unerquickliche Handel durch teilweise Veröffentlichung der Korrespondenz mit Schlegel und Schelling aufgedeckt wird. (Im Intelligenzblatt vom Jahre 1800 Nr. 57 und 62.)

[3]) Wilhelm: „Nun wäre der Titel zu überlegen. Bleiben wir bey dem bisherigen etwa so: Kritische Notizen, ein periodisches Werk, von — aber wie nun? wollen wir uns alle auf dem Titel oder Vorrede nennen? oder keiner? oder bloß der Redakteur?"

[4]) „Paroli kneifen" bedeutet offenbar dasselbe wie das gebräuchlichere Paroli bieten oder biegen. Nach Grimm: jemandem etwas nachtun und ihn womöglich zu überbieten suchen. Wilhelm hatte übrigens in Nr. 53 des Intelligenzblattes in einer gemeinsam mit Tieck verfaßten Erklärung bereits Stellung zu Soltau genommen. Gegen die Belletristische Zeitung und gegen Soltaus Übersetzung des Don Quijote ging Wilhelm dann noch im letzten Stück des Athenäums energisch vor, wie das auch noch in unsern Briefen erörtert wird.

und Scherz, daß ich mit wizigen und ſcherzhaften Gedichten anfangen ſoll. Noch eher würde ich wie mir Friedrich prophezeiht mit Elegien beginnen — aber ich werde wol noch lange, wo nicht immer an der Proſa kleben. Wenn es nur mit der ſo ſtünde wie Sie mir ſchmeicheln. Leider iſt es mir immer noch unmöglich die lezte Hand an etwas zu legen [1]).

Leben Sie wol und verzeihen Sie die Eile denn an der Kürze iſt nichts zu verzeihen. Schleiermacher.

Dieſer Brief iſt die Antwort auf Wilhelms ausführliches Schreiben vom 21. April. (Briefe 3, 169.)

10.

Berlin d. 27. Mai 1800.

Sie ſind jezt gewiß aus Leipzig, wohin ich Ihnen nicht erſt ſchreiben wollte, zurück, und wollte Gott Sie hätten — außer dem vielen Spaß den Ihnen die dort verſammelte Literatur gewiß gemacht hat — uns auch einen ſoliden und haltbaren Notiz Contrakt mitgebracht, damit dieſes Werk recht bald in Gang käme nun der Krieg gegen die A. L. Z. aufs Heftigſte ausbricht. Ich hoffe nächſtens eine erfreuliche Nachricht darüber von Ihnen zu erhalten. Bernhardi iſt auch der Meinung daß man ſich unter jeder Notiz nenne; haben Sie ad extra etwas weſentliches dagegen? ſonſt könnte man es recht polemiſch dadurch motiviren daß die Leute nicht einmal Sie und Ihren Bruder in den Fragmenten und im literar. Ar. zu unterſcheiden gewußt haben [2]), und es wäre etwas, worin wir ſoviel ich weiß nur ſehr wenig Vorgänger haben. Für das letzte (?) Stück des Athenäums, woran noch immer nicht gedruckt wird, bin ich nun beim Fichte, den ich Ihnen noch zeitig genug ſchicken zu können denke um in aller Muße Ihre Notate drüber zu machen. Zur Belohnung für dieſes ſchwierige opus aber erbitte ich mir von Ihnen wenn es irgend der Raum noch erlaubt — denn die Zeit wird dabei für nichts zu rechnen ſein — die Erlaubniß Engels Philoſophie für die Welt 3t Th. zu notiziren [3]). Der Menſch genießt doch einiges Renomme, er hat nicht verſtanden was Friedrich über ihn geſagt hat, und ich möchte gern ein ſoviel als möglich luſtiges und wiziges Wörtchen Deutſch mit ihm reden. Der gute Schüz hat mich ja, wie ich ſehe auch in Affection genommen und will über das „herrliche Stück Arbeit", den Garve zu einer andern Zeit reden. Ich denke, wenn er es wirklich thut, was ich geſagt habe, wol vertreten zu können; nur wünſchte ich gar ſehr, daß er vor der Hand der Meinung bleibe in der er doch wahrſcheinlich ſteht daß dies von einem von Ihnen beiden herrührt. Wenn er aus dieſer Vorausſezung darüber ſchweigt, wird ſich das Ganze hernach deſto komiſcher machen wenn er darüber von einem noch ganz unbekannten Menſchen

---

[1]) Ende März und Anfang April hatte ſich Friedrich für die Überſendung des Manuſkriptes der „Vertrauten Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde" bedanken können. (Briefe 3, 163 und 167.) Schleiermachers Bedenken, ob er je wirkliche Poeſie liefern würde, hatte Wilhelm mit ermunternden Worten zu zerſtreuen verſucht: „Daß Sie noch nicht in effektiven Verſen gedichtet haben, laſſen Sie ſich nicht reuen. Sie haben dafür die Beredſamkeit, und die iſt doch gewiſſermaaßen die Antitheſe der Poeſie. Indeſſen möchten Sie immer nur fürs erſte mit ſcherzhaften und witzigen Gedichten den Anfang machen."

[2]) Wie auch Kotzebue, der im Hyperboreiſchen Eſel ſeinem Karl Fragmente Friedrichs und Wilhelms in den Mund legt.

[3]) Die Rezenſionen über Fichtes Beſtimmung des Menſchen und die über Engel erſchienen beide im Athenäum 3, 2.

begrüßt wird. Werden Sie auf sein leztes noch etwas antworten? Die Sache spricht, dächte ich, genug für sich selbst [1]).

Bernhardi hat verschiedene Male gegen mich geäußert, er fürchte daß Fichte böse werden würde, wenn er von dem Notizenplan etwas hört, weil er doch selbst oft genug den Vorsaz zu einem kritischen Institut angedeutet hätte. Wenigstens wäre es wol gut, wenn Sie ihm eher etwas davon mittheilten als die ganze Welt es erfährt — aber auch nicht viel eher der lieben Maurerei wegen. Mir scheint es nicht schwer zu sein, ihm die Sache in einem solchen Lichte zu zeigen, daß er gar nichts dagegen haben kann [2]).

Ihre Gedichte habe ich studirt und studire sie noch mit großem Eifer und Lust — ich kann aber nicht sagen daß sie mir eben Muth zur Poesie gemacht hätten: denn es so zu können ist doch unendlich schwer, und es nicht so zu wollen ist unerlaubt. Es wäre vergeblich, wenn ich heraus suchen wollte, was mich vorzüglich afficirt hat; höchstens könnte ich einige wenige Stücke nennen, die es minder gethan haben. Anfangs glaubte ich die Kunst nur in den Sonetten, die ich deshalb zuerst las, bewundern zu werden, hernach habe ich sie in allem übrigen fast eben so vollendet gefunden, und dagegen auch in den Sonetten so vieles was mir außer der Kunst sehr werth ist. Einen ganz eignen Eindruck haben mir die gnomischen Sonette gegeben — es ist mir aufgefallen wie eine viel würdigere Form dies für den Inhalt ist als der Hexameter allein oder das Distichon. Noch heute habe ich Nikon und Heliodora mit unendlicher Freude gelesen und mich gefragt ob es mir wol erlaubt sein könnte einen Roman zu schreiben wenn ich nicht so etwas machen kann? und ob ich es je können werde, woran ich denn demüthig zweifle [3]). Den neuesten Theil des Shakespeare habe ich noch nicht gesehn [4]). Den Friedrich habe ich schon zweimal gefragt was denn „Tiecks politisches Journal" ist, oder vielmehr sein wird, er hat mir aber nicht geantwortet, und Bernhardi weiß auch noch kein Wort davon [5]). Werden Sie nicht Schüzens Aufforderung in Rücksicht der Rec. des Don Quijot annehmen? Der Soltau scheint nicht ruhen zu wollen, und es ist wol nicht hinreichend daß Sie ihm im Intelligenzblatt so ein wenig auf die Finger klopfen. Warum wollen

---

[1]) Schütz spricht in Nr. 67 des Intelligenzblattes von der Athenäumskritik an Garve und hält Schleiermachers Polemik für Wilhelms Werk, indem er Wilhelm apostrophiert als den jungen Mann „der Garven, den Kant selbst einen Philosophen in der ächten Bedeutung des Wortes nannte, für einen mittelmäßigen Mann erklärt", in einem Athenäumsfragment nämlich, und zwar nicht den Worten, aber dem Sinne nach, wie Wilhelm in einem Brief an Schüz bemerkt. Also: „der Garven für einen mittelmäßigen Mann erklärt und den Beweis erst nachbringen will; (er ist seit dem nachgebracht: ein herrliches Stück Arbeit, von dem anderwärts sich wird sprechen lassen".)

[2]) Über diese ganzen wenig erfreulichen Machinationen, in die wir durch unsere Briefe auch noch tiefer hineingeführt werden, hat ganz ausführlicher gehandelt der Dresdener Bibliothekar Dr. Otto Fiebiger, der auch unsere Briefe aus der Handschrift mit herangezogen hat, vgl. Fiebiger: Joh. Gottl. Fichtes kritische Pläne während der Jahre 1799—1801 in den Neuen Jahrbüchern 1909, Bd. 23, Heft 3.

[3]) Wilhelms „Sonette" in der ersten Sammlung seiner Gedichte, die 1800 bei Cotta erschien, darin auch die Idylle Nikon und Heliodora.

[4]) Wilhelms Shakespeareübersetzung erschien 1797—1801 in Berlin bei Unger (Richard III erst 1810). Im Jahre 1800 kam Heinrich IV. Teil 1 u. 2 heraus.

[5]) Tiecks „Poetisches Journal", Erster Jahrgang 1800, an dem auch Friedrich Mitarbeiter war.

Sie auch das Intelligenzblatt bereichern, das doch auch, Schelling ſage was er will, nur ein ſehr ſchlechter Plaz iſt[1]).

Wie ſteht es denn lieber Freund mit Ihrem Hierherkommen? iſt das jezt vor der Hand ganz aufgegeben, und werde ich nach Dresden kommen müſſen um Sie zu ſehn. Nicht als ob Dresden nur ſo ein Muß für mich wäre — ich will mich ſehr freuen wenn es mir möglich iſt hinzureiſen; aber Sie alle zuſammen möchte ich gar zu gern auch hier haben um meinetwillen und um des Ganzen willen, denn Ihr müßtet Euch gar prächtig hier machen.

Leben Sie wohl, lieber Freund, und treten Sie bald Ihr Redactorat an mit ſo großer Vollmacht als Sie nöthig finden. Schleiermacher.

Zwiſchen dieſem und dem vorigen Schreiben iſt kein Brief Wilhelms anzuſetzen, da er auf ſeiner Leipziger Reiſe keine Muße gefunden hatte, an Schleiermacher zu ſchreiben. Schleiermachers Erörterungen drehen ſich nun wieder, wie im vorigen Brief, um den Notizenplan, die „Kritiſchen Notizen", wie Wilhelm das gemeinſame Zeitſchriftenprojekt vorläufig getauft hatte.

11.

Berlin d. 24t Junius 1800.

Eigentlich, lieber Freund, wollte ich Ihnen nicht eher ſchreiben, bis ich Ihnen auch etwas ſchicken könnte: da Sie aber ſchon ſo für gewiß annehmen, daß das Athenäum nur gegen Michaelis erſcheint und dies wahrſcheinlich auch an Frölich geſchrieben haben, ſo will ich mich mit meinen beiden Notizen noch nicht übereilen[2]) und den Fichte zum wenigſten noch ein Vierzehn Tage in einem feinen Herzen erwägen — es iſt eigentlich ein verdammtes Stück Arbeit, in ſo fern ich gern Alles ſagen möchte was ich darüber auf dem Herzen habe ohne meinen aufrichtigen Reſpekt gegen Fichte auch nur äußerlich im geringſten zu verlezen. In dieſer Rückſicht iſt der Plan mit den Selbſtanzeigen dieſes und einiger andern Schriftſteller eine ſchöne Sache; aber auf der andern Seite?[3]) — Bedenken Sie nur, daß uns die ſchönſte Gelegenheit entgeht Meiſterſtücke von Feinheit, und Epideixen von Unpartheilichkeit zu liefern, und daß wir beſonders die lezten, wenn wir uns unter einander und die Parteihäupter — die ſogenannten — nicht kritiſiren, den Leuten gar nicht zur poſitiven Anſchauung werden bringen können. Dennoch hat die Sache ſo viel Gutes, daß ich gar nichts dagegen ſagen kann, Sie müßten es denn für möglich halten beides zu verbinden. Die Selbſtanzeige ginge voraus, und es bliebe in der Folge einem von uns, wenn ſich einer dazu beſonders aufgeregt fände unbenommen auch ſeine Anſicht und ſeine Bemerkungen gegen dieſes und jenes zu geben. Dieſe Nachträge könnten dann am allerſubjektiveſten ſein, die allerfreieſte Form haben und auch dadurch dem Jahrbuch zu einer nicht geringen Zierde gereichen. Ueber-

[1]) Schleiermacher hatte nun alſo von Tiecks und Wilhelms Erklärung im Intelligenzblatt gehört, auf die ſchon in der dritten Anmerkung zum vorigen Brief hingewieſen wurde.

[2]) Die beiden Notizen ſind die Rezenſionen über Engel und Fichtes Beſtimmung.

[3]) Wilhelm hatte es für richtig gehalten, auch Fichte zur Mitarbeiterſchaft aufzufordern. Da wäre es nicht gegangen, daß Schleiermacher ſeine Rezenſion der Beſtimmung in dieſer gemeinſamen Zeitſchrift erſcheinen ließ. Daher denn als Ausweg der Vorſchlag mit den Selbſtanzeigen. So ſollten auch Goethe und Fichte zu Selbſtanzeigen eingeladen werden.

dies möchte es viele Sachen geben, welche zu sagen sich die Gelegenheit gar nicht so gut machen möchte wenn uns Goethe Fichte, und etwa Schiller — den Sie ja gern so zart behandeln — und Schelling entgehen. Nehmen Sie doch dies zur Beherzigung. Gegen den Titel kritisches Jahrbuch habe ich nichts einzuwenden, wenn er nur nicht durch seinen reinen Ernst die burlesken Anhänge, die ich doch höchst ungern fahren ließe und Sie gewiß auch nicht ganz ausschließen soll. Uebrigens glauben Sie nicht, wie sehr ich mich bei allen Bedenklichkeiten, die mir aufsteigen wenn ich über das Ganze meditire, auf Ihre Redaktorenweisheit ganz allein verlasse. Wir sehen nun dem ausführlichen Entwurf mit großer Erwartung entgegen, und wenn Sie die unsrige eher stillten als die Cottaische, die unmöglich so groß sein kann, so wird es uns um desto lieber sein [1]). Wen wollen Sie denn noch einladen? Dies zu wissen bin ich auch sehr begierig. Was das Nennen betrifft, so ist die Gleichheit mit der Erfurter Zeitung schon allein ein übler Umstand [2]). Bernhardi scheint zu wünschen daß nach einem größern Zeitraum die Nennung nachfolgen möchte wie bei den Horen. Ich kann nicht sagen, daß mir das besonders am Herzen läge; nur dächte ich das Geniren sollte uns von keiner Art des Nennens abhalten. Da die Leute einmal wissen, daß ich die Reden geschrieben habe, so kann ich Ihnen alles andere gern überlassen; auch habe ich mir fest vorgenommen auf keine Anonymität mehr zu rechnen wie gut sie auch angelegt sei. Der Himmel weiß wie unglücklich ich darin bin, oder vielmehr was für eine bestimmte Manier ich leider Gottes haben muß, daß mich jeder wieder zu erkennen meint in den heterogensten Dingen sogar. Ich will mir bei Zeiten Mühe geben mich davon los zu machen von wegen der Verknöcherung. Das Bezeichnen nach einem Werk möchte wol für mich nicht thunlich sein [3]). Die Reden sind gewiß nicht bekannter als mein Namen; es ist ja das Athenäum ausgenommen öffentlich noch gar nicht die Rede davon gewesen. Freilich ist es ein schlimmer Umstand, daß ich noch so obskur bin; indeß was ist zu machen, wenn Sie mich nicht — wofür Gott bewahre — so lange ausschließen wollen bis ich etwas recht bedeutendes unter meinem Namen geschrieben habe.

Ihre Ansicht von der Bürgerschen Poesie ist nun wol für Tiecks poet. Journal bestimmt? Aber den Parny geben Sie nur. Im Athenäum ist noch Raum die Menge. Alles Vorhandene hat nur $4^1/_2$ Bogen gegeben. Ich weiß nicht wie mein Augenmaß mich diesmal betrogen hat. Denken Sie nur darauf ob denn nun aller übrige Raum mit Notizen ausgefüllt werden soll, oder ob es nicht besser wäre wenn noch irgend ein Aufsaz von Einem von Ihnen beiden denn des Fremden ist genug in diesem Stück, den Beschluß machte? [4])

---

[1]) Zunächst war Cotta als Verleger für die „Kritischen Jahrbücher" in Aussicht genommen worden.

[2]) Wilhelm: „Das Nennen unter jeder Recension ist auf Dahlbergs Antrieb in der höchst unbedeutenden Erfurter Zeitung schon geschehen, und nichts dabei herausgekommen."

[3]) Wilhelm: „Gegen die individuelle Nennung der Mitarbeiter unter jedem Beytrage, die Sie vorschlagen, habe ich zweyerlei. Erstlich könnte es doch manchmal einen und den andern wegen äußrer Verhältnisse (z. B. grade Sie als Geistlichen) geniren, und dann fände ich es auch pikanter, wenn die abstechenden Manieren ohne äußeres Unterscheidungszeichen neben einanderstehen. Mir däucht es hinreichend, wenn der Redacteur auf dem Titel und die sämtlichen Mitarbeiter in der Einleitung genannt oder nach einem Werke bezeichnet werden, z. B. Sie als Verfasser der Reden über die Religion."

[4]) Der „Bürger" kam erst in die Charakteristiken und Kritiken, der „Parny" tatsächlich ins Athenäum 3, 2, und den Beschluß machte Wilhelms Aufsatz über die Unverständlichkeit.

Vor allen Dingen treten Sie Ihr Redaktorat bald an; wenn das erste Bändchen zu Neujahr erscheinen soll wäre es wol gut wenn wir bald vorläufig wüßten, was dafür zu thun sein wird.

Sind Sie mit Cotta nur des Honorars wegen auseinander, so hoffe ich wird Alles gut gehn. Von diesen Sachen verstehe ich freilich am wenigsten; meine Ansicht würde sein für den Anfang so milde darüber zu denken als möglich, und nur eine Steigerung vorzubehalten wenn sich das Institut eine bestimmte Zeit lang gehalten hat. Habe ich darin Recht? ich wollte Sie unterwiesen mich etwas damit ich das auch lernte.

Leben Sie wol für heute; ich muß das Uebrige auf nächstens sparen.

Schl.

Sagen Sie doch wie Goethe darauf gekommen ist soviel Sachen die schon in der Goeschenschen Samlung gedruckt sind, und sogar Lieder aus dem Meister wieder mit abdrucken zu lassen? Diese ökonomischen Principien gelten wol nur für ihn allein? [1])

Dieser Brief ist die Antwort auf Wilhelms langen ausführlichen Brief vom 9. Juni, in dem der Plan für die neue Zeitschrift, die Kritischen Jahrbücher der deutschen Literatur, wie sie nun endlich heißen soll, eingehend erörtert wird. (Briefe 3, 181.)

12.

Berlin d. 28st Juni 1800.

Wenige Stunden nach Absendung meines lezten Briefes erhielt ich Ihre erste Sendung, und nun habe ich seit vorgestern auch schon die zweite. Beide — mit Ausnahme der Metakritik, an der Bernhardi noch umarbeitet — hat Frölich schon, so auch meinen Engel, der hoffentlich eingesalzen genug ist. Was den Fichte betrifft, so wollte ich, Sie hätten Recht mit der Schiffahrt; indeß ereignen sich doch schon allerlei meteorologische Zeichen, die auf Morgen a fresh breeze vermuthen lassen und wenn nicht unglücklicherweise a gale draus wird, so hoffe ich mit Ihrer lezten Sendung zugleich einlaufen zu können, welches dann zeitig genug ist. Es ist ein verzwicktes verdammtes Buch diese Bestimmung des Menschen! [2]) Der Parny ist wieder ein treffliches Stück, und wenn er Ihnen keine leichte Arbeit gewesen ist — was ich gern glaube ob mans ihr gleich nicht ansieht — so sind Sie auch reichlich belohnt. Ihre Kritiken haben etwas ganz göttliches und unnachahmliches; sie strahlen so hell und weit nach allen Seiten der Theorie aus, und werfen so leicht und natürlich das Licht wieder zurück auf den eigentlichen Gegenstand; es ist eine rechte Wonne sie zu studiren. Wer daneben steht wird allemal erdrückt, und wenn er auch sein Bestes gethan hat; aber das thut nichts [3]). Freilich giebt es kein positives Gesez daß die Notizen das lezte sein müßten, und es ist recht brav daß Friedrich seine Unverständlich-

[1]) Offenbar in „Goethes Neuen Schriften", die in 7 Bänden 1792—1800 bei Unger in Berlin erschienen.

[2]) Wilhelm hatte die Hoffnung ausgesprochen, daß Schleiermachers Recension bald fertig würde. Zum Fichte hatte er bemerkt: „daß es mit Ihrer Notiz über die Bestimmung noch windig aussieht, wie Sie schreiben, wollen wir von der Schiffahrt verstehen, wo man bald in den Hafen gelangt, wenn viel Wind ist".

[3]) Zu Parny vgl. Brief 7, Anm. 2.

keit machen will. Dagegen ist wie es scheint von seiner Notiz über die Bambocciade (die Bernhardi sehr willkommen gewesen wäre) nicht mehr die Rede[1]).

Mit meinem Gespräch das wäre nicht gegangen[2]), theils weil noch Eins dazu gehört, theils weil ich es noch einmal hätte umschreiben müssen. Ich hatte schon vor Abgang meines lezten Briefes noch eine Idee die ich Ihnen mitzutheilen vergaß; indeß bei der Eile die nun eingerissen ist wäre sie doch nicht ausführbar gewesen, wenn Sie auch, woran ich zweifle Gefallen daran gefunden hätten. Ich wollte nemlich eine Notiz machen von Schelling contra Schüz und Schüz contra Schelling, und unter dem Vorwande die Frage wer Recht habe gar nicht zu berühren und nur von der polemischen Geschicklichkeit zu reden den Schüz ganz grausam zudecken. Teufelei genug hätte hineinkommen sollen, ich hatte rechte Lust dazu.

Mich wundert daß Sie, bei Ihrem Wunsch das Aufhören des Athenäums nicht officiell bekannt werden zu lassen, nicht Friedrichs Sonett darauf vetoirt haben: die ganze Welt wird dies gewiß so nehmen[3]).

Mit dem Aufsaz über die Unverständlichkeit zu schließen ist eigentlich ein charmantes Eselbohren.

Ueber den durch die bisherigen Sendungen angefüllten Raum kann ich Ihnen bei der großen Verschiedenheit des Formats und der Handschriften nichts bestimmtes sagen. Meine beiden Notizen möchten zusammen wol einen Bogen machen; das übrige kennen Sie.

Ihre Vorwürfe werfe ich zurück und ziehe mich hinter meine religiöse Gewissenhaftigkeit die Friedrich so sehr lobt. Da unser ganzes Interpunctionssystem so höchst schwankend und untauglich ist, so lasse ich bis die Theorie darüber im reinen ist gern einem Jedem das seinige. Ich hatte überdies noch in frischem Andenken, was mir Hülsen darüber für Noth gemacht hat. Am wenigsten hätte ich glauben können daß das Opium den Hardenberg auch schriftlich kurzathmig mache. Gott helfe mir beim spanischen! Ihre Leserlichkeit wird das Beste dabei thun müssen[4]).

So eben hat mir Bernhardi die Metakritik gebracht die ich nun auch gleich Frölich schicken werde damit er sieht daß es Ernst ist. Ihre Notate hat B. wie es sich versteht ordentlich und gut aufgenommen. Bei der Stelle wo Sie und Fr. gerandglosst haben hat er wol mehr den geistigen und ewigen Tod gemeint als den zeitlichen. — Hätten Sie nur das von dem Königsbergischen Buche eher in Anregung gebracht. Mir fiel es wol ein; allein da Sie immer dergleichen Sachen eher sehen als wir hier, so dachte ich es müßte damit wol nichts auf sich haben. Den Kiesewetter zu lesen kann man wohl Niemand zumuten; indeß

---

[1]) Wilhelm hatte den kleinen ironischen Aufsatz Friedrichs über die Unverständlichkeit angekündigt und eine Notiz über den dritten Teil von Bernhardis Bambocciaden in Aussicht gestellt.

[2]) Das Gespräch ist offenbar der im Anhang zu Brief 4 abgedruckte Dialog über das Anständige, auf den Wilhelm in seinem Brief angespielt hatte (vgl. dazu Briefe 3, 178).

[3]) Das heißt alle Welt wird sich wundern, was das Sonett „Athenäum" jetzt noch solle, wo die Zeitschrift selbst einging.

[4]) Bezieht sich wohl auf Wilhelms Vorwurf über kleine Nachlässigkeiten im Vortrag usw. Schleiermacher selbst sprang mit Orthographie und Interpunktion sehr willkührlich um, war aber auch sonst gegen andere liberal darin. Offenbar war es ihm aber beim Korrekturlesen für den dritten Band des Athenäums doch zu bunt geworden. Für diesen Band hatte Ludwig Hülsen seine „Naturbetrachtungen" und Novalis seine „Hymnen an die Nacht" geliefert. Große Schwierigkeiten machten Schleiermacher auch die spanischen Worte in Wilhelms Soltaukritik.

ſollte es mir doch leid thun, wenn das Materielle in B. Notiz ſchon in dieſem ſchlechten Buche ſtände[1]). — Ehe ichs vergeſſe: Laſſen Sie mich doch wiſſen ob Hardenbergs Aufſaz wieder mit Novalis bezeichnet werden ſoll, oder wie? Das Chiffriren der Notizen iſt freilich ganz außer dem bisherigen Koſtüme; indeſſen da Sie es beim Herder für nöthig halten, ſo will ichs eben auch thun[2]).

Hoffentlich werden Sie nun ſobald das Athenäum beendigt iſt an die Conſtitution des Jahrbuchs und demnächſt an die erſte Arbeitsvertheilung denken — wenn Sie nicht etwa, was ſehr zu wünſchen wäre den erſten Band mit der Wielandskritik größtentheils ausfüllen wollen.

Adieu liebſter Freund ich bin eben auch eilig. Schl.

Haben Sie doch die Güte niemals zu frankiren; wir bereichern dadurch nur einen von unſern beiden Landesherren; Gott weiß welcher am ärgſten prellte. Ich muß immer unter dem Vorwande des Auslandes faſt eben ſo viel Porto bezahlen als ob Sie gar nicht frankirt hätten. Ueberhaupt iſt die Poſt zwiſchen hier und Jena ſehr ſchlecht. Ihren lezten Brief vom 20t habe ich am 26t Mittags bekommen; dagegen den vorigen vom 16t erſt am 24t Abends.

Nur vier Tage liegen zwiſchen dieſem und dem letzten Brief. Noch am 24. Juni, bald nachdem ſein Schreiben abgegangen war, hatte Schleiermacher eine erſte und zwei Tage darauf eine zweite Sendung von Wilhelm erhalten, nämlich den Parny und die Kritik der Soltauſchen Don Quichotteüberſetzung, dazu Bernhardis Kritik von Herders Metakritik, die Wilhelm zur Reviſion vorgelegen. Die beiden Begleitſchreiben Wilhelms ſind datiert vom 16. und 20. Juni. (Briefe 3, 185 und 190.)

13.

Berlin d. 19t Julius 1800.

Den Entwurf, wertheſter Freund, habe ich wol beherzigt und gebe ihm hiemit meine vollkommene Sanktion. Ich wüßte an demjenigen was darin ſteht nichts auszuſezen. Nur fehlt etwas was ich faſt für weſentlich halte. Sie können denken daß ich der republikaniſchen Form ſehr hold bin; aber es ſcheint mir daß Sie in dem Beſtreben ſie recht rein darzuſtellen ſich gar zu ſehr bloß zum Geſchäftsträger und zu wenig zum Organ der Geſellſchaft conſtituirt haben[3]). Ohne ein Veto — fürs Ganze und fürs Einzelne — kann eine ſolche Vereinigung wol ſchwerlich beſtehen, und dieſes Veto aller gegen den Einzelnen muß auf dem Redakteur ruhn. und es möchte wol ſehr gut ſein, und manchen Unannehmlichkeiten zuvorkommen, wenn es gleich Anfangs vollkommen conſtituirt wird. Die Colliſſionen des Privatwillens mit dem allgemeinen bleiben doch in menſchlichen Dingen niemals aus, und es können ſich leicht in unſre Arbeiten Stellen einſchleichen wo Inhalt oder Ton nur in dem Verhältniß des kritiſirenden Subjekts gegen das kritiſirte und nicht in dem Geiſt des Inſtituts gegründet ſind, deshalb muß Ihnen ein Veto für einzelne Stellen übertragen werden. Eben ſo wird ſich der Fall daß mehrere dasſelbe Buch beurteilen wollen

---

[1]) Der Philoſoph Joh. Gottfr. Karl Chriſtian Kieſewetter hatte ſchon 1799 eine Prüfung der Herderſchen Metakritik in Königsberg erſcheinen laſſen.

[2]) Mit dem „Aufſatz" Hardenbergs müſſen ſeine „Hymnen an die Nacht" gemeint ſein.

[3]) Im Gegenſatz zu dem ausgeſprochen monarchiſchen Prinzip in dem Fichteſchen Projekt hatte ſich Wilhelm bemüht, das Verhältnis der Mitarbeiter zueinander in durchaus republikaniſchen Formen zu geſtalten.

gewiß — sowol auf dem Gebiet der Philosophie als dem der schönen Künste — öfter ereignen als da, wo ganz verschiedene Ansichten der Beurtheiler zu erwarten sind, und in diesem Falle sowol als da, wo Sie viele zu vetoirende Stellen im voraus vermuthen, muß es Ihnen frei stehn eine ganze Arbeit zu vetoiren, gleich nachdem sie angeboten ist damit sie nicht vergeblich gemacht werde. Sollten nicht hierüber alle meiner Meinung sein? Tieck war bei der Ankunft des Entwurfs schon lange abgereist, und wir haben also die Formalität nicht vollziehen können. Bernhardi habe ich den Entwurf sogleich mitgetheilt und er hat mir seine vollkommene Zufriedenheit vorläufig zu erkennen gegeben; vielleicht schreibt er auch heute selbst. Der Himmel gebe nun seinen Segen zu Ihren Verhandlungen mit Cotta damit wir das Werk bald mit Freuden beginnen können. Die einzuleitenden außerordentlichen Mitarbeiter sind mir alle willkommen — das Herderisiren des D. Meyer könnte zwar bedenklich scheinen, indeß verlasse ich mich auch darin gern auf Euer beider Urtheil und Takt[1]). Ueber den D. Anton freute sich Bernhardi, der ihn auch schäzt und m. ihm in Correspondenz steht besonders, und wie lieb mir Röschlaub und Heindorf sind können Sie denken[2]). Nur wünschte ich (um mich m. Heind. darnach richten zu können) zu wissen ob diesem und dem Publikum der zwischen ihm und uns stattfindende Unterschied bekannt gemacht wird? Ich sage übrigens Heindorf nicht ein Wort von dem Ganzen, bis Sie ihm schreiben. Daß Sie mit dem Wieland und Klopstock anfangen ist heilsam und schön und wird einen großen Effekt machen. Den Reinhold totzuschlagen scheint — nach einer Äußerung von Fichte was aber unter uns bleiben muß — Schelling große Lust zu haben, und ich wüßte nicht wo er das besser thun wollte als in den Jahrbüchern[3]). Ich würde dann diese Arbeit gern cediren, und überhaupt ist es meine erste Bitte an Sie mich immer nur in subsidium zu gebrauchen und von dem was ich anbiete alles zu streichen was etwa Friedrich oder Schelling angeboten haben. Die Nennung betreffend überlasse ich mich Ihnen ganz wie Sie es am Besten finden, und die Anonymität habe ich für meine künftigen Arbeiten gänzlich abgeschworen. Wenn ich auch vor der ersten Erscheinung der Jahrbücher nichts mehr schreibe, so hoffe ich doch bald mit etwas tüchtigem nachzukommen.

Das Athenäum ist beim Bogen U, worin die erste Sendung des Soltau beinahe abgedruckt ist 7 von Ihren geschriebenen Seiten. Nun ist noch der Rest, die bellettr. Zeitung und die Unverständlichkeit zurück, und das Stück wird gewiß beinahe 12 Bogen stark werden[4]). Frölich hat bereits als der Bogen S im Druck war das ganze Mskr. gehabt und hatte also schon längst seinen Ueberschlag machen und seine Protestation einreichen können. Ich dächte wenn er nun noch kommt sollte man ihm nichts statuiren, am wenigsten eine Auslassung. — Aber eine andre Angst mit dem Athenäum muß ich Ihnen mittheilen. Bernhardi meint daß Fichte über meine Anzeige seiner Bestimmung böse werden möchte,

---

[1]) Wilhelm: „Dr. Meyer, Verfasser des Faustrechts. Friedrich und Tieck haben ihn persönlich kennen gelernt und machen etwas aus ihm, es ist schon viel, daß er sich ungeachtet seiner innigen Konnexion mit Herder an uns anschließen will. Friedrich meynt dieser süßliche Umgang sey ihm nur nachtheilig."

[2]) Von älteren Gelehrten hatte Wilhelm den Sprachkenner und Geschichtsforscher Dr. Anton und den Mediziner Röschlaub und von exoterischen Mitgliedern unter anderen den bekannten Philologen Heindorf genannt.

[3]) Wilhelm hatte nun die schon so oft angekündigte und doch nie vollendete Wieland-Kritik für die Jahrbücher liefern wollen und dann eine Rezension der Werke Klopstocks in Aussicht gestellt. Über Reinhold, den Wilhelm wieder einmal gemahnt hatte und der noch viel in unseren Briefen herumspukt. Vgl. Brief 4, Anmerkung 7.

[4]) Alles aus dem letzten Stück des Athenäums.

sowol des Inhaltes als der Manier wegen. Ich habe den doppelten Willen meine Meinung zu sagen, und doch Niemanden zu veranlassen Fichte etwas von seinem gebührenden Respekt zu entziehn nicht anders zu vereinigen gewußt als indem ich meine Meinung in den Mantel der christlichen Ironie einhüllte, und Manches mehr durch Combinationen andeutete als mit klaren Worten sagte. Spricht Fichte mit mir darüber so will ich mich wol verständigen, auch wenn er dies nicht für gut findet tragen was nicht zu ändern ist — sehr schmerzen sollte es mich wenn etwas davon auf Euch überginge. Ich werde dafür sorgen daß Fichte sogleich erfährt nicht nur daß die Anzeige von mir sei, sondern auch daß sie durch einen Zufall Ihre Censur nicht passirt hat. Dies ist das einzige was ich vor der Hand thun kann. Sie sehen wie wenig ich mich noch darauf verlassen kann, daß bei meinen Arbeiten nichts anderes herauskommt als was ich wirklich will, und wie nöthig ich noch habe in specielle Aufsicht genommen zu werden. Ich wollte dieser fatale Punkt wäre erst glücklich beseitigt. Es thut mir leid daß ich Ihnen von dem corpus delicti heute noch nichts schicken kann; wahrscheinlich aber in acht Tagen mit der Levi[1]). Indeß sende ich der Druckfehler wegen welche Sie so besonders gut aufzuspüren wissen die beiden fertigen Bogen R. u. S. und wünsche, daß das Uebrige des Engel Ihren Beifall haben möge.

Auf Ihre Teufelei, Sie geheimnisvoller, bin ich höchst neugierig, und verspreche mir eine große Ergözung, die meinige muß ich wol aufgeben[2]). Da der liter. Artikel im Archiv so officiell unter Bernhardis Namen geht, so habe ich ihn mit der A. L. Z. an der er doch noch arbeitet nicht compromittiren wollen und ihm nicht einmal das Anerbieten gemacht, und außer dem Artikel hätte ich mich an die Redaktoren wenden müssen mit denen ich nichts zu thun haben will. Die Finger jucken mir gewaltig; aber was hilfts? Daß der alte ehrliche Griesbach sich hat breitschlagen lassen der A. L. Z. noch in ihren letzten Nöthen als Geistlicher beizustehen hat mich nicht wenig gewundert. Hufelands Abtritt muß ihr keinen kleinen Stoß geben, und alles scheint anzuzeigen daß es vorbei mit ihr ist[3]). Die Gigantomachie habe ich nur gesehn nicht gelesen. Bernhardi ist so ehrlich zu glauben sie könne nicht von Falk sein weil dieser förmlich versprochen habe nichts anonym drucken zu lassen. Den Teufel scheinen wir doch förmlich in Pacht genommen zu haben, es will den Andern nun und nimmer gelingen[4]).

Grüßen Sie den platonisirenden Friedrich, dem ich heute nicht schreiben kann, und leben Sie für diesmal wol[5]). Mit dem spanischen gebe ich mir alle ersinnliche Mühe, von dem Bogen S hat Bernhardi die Correktur gemacht weil ich ein Paar Tage auf dem Lande war[6]). Er scheint mir auch nicht der tadelloseste Correktor zu sein. Tieck behauptet auf den Grund des Zerbins Sie

---

[1]) Rahel Levin.

[2]) Die angekündigte Privatteufelei Wilhelms ist die Kotzebuade.

[3]) Wilhelm hatte gemeldet, daß bei der A. L. Z. Griesbach nominaliter als Redakteur für Hufeland eingetreten sei.

[4]) In Garlieb Merkels „Briefen an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur" wurde unter der schönen Devise: Parteilos aber kühn, kühn aber besonnen! die allerhäßlichste literarische Cliquenpolitik getrieben. So erschien darin auch (August Bode's) „Gigantomachia, das ist, heilloser Krieg einer gewaltigen Riesenkorporation gegen den Olympus", in der neben vielen anderen auch namentlich der romantische Kreis verketzert und lächerlich gemacht wurde.

[5]) Friedrich arbeitete seit einiger Zeit an seiner Platon-Übersetzung, an der Schleiermacher regsten Anteil nahm und die er später allein in langer Arbeit zu einem glücklichen Ende führte.

[6]) Es handelte sich wieder um die Soltau-Korrektur.

wären es auch nicht — wer ist es dann?[1] Aber als kritelnder Corrector suchen Sie Ihres gleichen, und ich bitte Sie nur damit fortzufahren.

Juliegenden Brief von der Herz[2] an Dorotheen habe ich der Levi noch aus den Händen gerissen. Hoffentlich enthält er über die Geschichte das nöthige ich selbst kann heute nicht schreiben.

Mit diesem Brief kehren wir wieder zu dem Jahrbücherprojekt zurück. Am 7. Juli hatte Wilhelm samt einem Begleitschreiben (Brief 3, 196) den offiziellen Entwurf für die Kritischen Jahrbücher an Schleiermacher abgesandt. Der Entwurf Wilhelms ist abgedruckt in den Werken, Band 8, Seite 50 ff., der Entwurf Fichtes bei Fiebiger.

14.

Berlin d. 26t Jul. 1800.

Hier haben Sie wertbester Freund den Bogen T u. U. Sie finden darin meinen Fichte dem ich wol der Angst wegen zu wissen wünschte, wie Sie ihn nehmen, und wie Sie glauben, daß Fichte ihn nehmen könne. Sagen Sie mir etwas tröstliches darüber, so soll mirs desto lieber sein. Etwas perfide ist es von Bernhardi, daß er mir, da ich doch den größten Theil ihm in der Handschrift vorgelesen, seine Besorgnisse nicht eher eröffnet, als da er es gedruckt sah. Demnächst finden Sie auch den Anfang des Soltau, wo allerdings einige Fehler stehn geblieben sind, und leider auch im Bogen X, den ich vielleicht noch bekomme. Aber hören Sie nur wie mich Frölich behandelt hat: ich bitte mir ausdrücklich vom Bogen U noch eine Revision aus und bekomme sie nicht. Hintennach, nachdem er abgesezt ist, läßt er mir sagen: ich müßte danach schicken, er könne es nicht — doch hatte er es bei vorigen Bogen öfters gethan. Beim Bogen R schicke ich nach der 2t Correktur, und bekomme sie zwar aber ohne Mskr, so daß ich nur dem Sezer, und nicht mir selbst nacharbeiten konnte. Uebrigens hat der Schlingel von Sezer mir einige Fehler nach der Correktur hinein gesezt. So z. B. hatte er Beltenebros gesezt; ich male ihm ein deutliches e an den Rand: nun sezt er tenbros, u. so öfter[3]. Das ist entsezlich fatal wenn man sich die Mühe umsonst giebt. Heute habe ich übrigens die Correctur des Bogens Y gemacht in welchem bereits der Anfang der Unverständlichkeit enthalten ist. Frölich hat sich mit keiner Protestation gemeldet, was mich höchlich Wunder nimmt.

Wie steht es mit Ihrer Privatteufelei? ich bin erpicht drauf ordentlich wie ein Kind, so daß mir bange ist der äußerliche Umstand der noch dazu erforderlich ist, möchte nicht eintreten, und wir dann darum kommen[4]. Ja, gelacht so Gott will soll noch manches Mal in Deutschland werden, und ich denke, wenn mir die Federn erst ein wenig gewachsen sind das meinige auch noch dazu beizutragen. Und ärgern soll man sich auch. Diese beiden Gemüthsbewegungen müssen permanent erklärt werden, jede am gehörigen Ort. In beider Hinsicht ist auch

[1] Tiecks Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack.

[2] Schleiermachers Freundin Henriette Herz.

[3] Der Fehler ist im Text stehen geblieben und erst im Druckfehlerverzeichnis zum 3. Bande des Athenäums richtiggestellt!

[4] Der äußere Umstand, der noch zur Veröffentlichung von Wilhelms Kotzebuade erforderlich sein soll, ist die Rückkehr Kotzebues aus seiner Verbannung. Wilhelm hatte getröstet: „Es ist noch nicht aller Tage Abend und es wird noch manches Mal in der Welt gelacht werden."

der Artikel von den Kritiken der Kritik in den Jahrbüchern sehr schön ausgedacht, auf die ich mich überhaupt ununterbrochen freue. Sobald Sie etwas von Cotta hören, werden Sie es uns wol wissen lassen. Schleiermacher.

Dieser kurze Brief ist zum großen Teil nichts als ein Notschrei wegen der Schwierigkeiten, die für Schleiermacher als Korrektor aus dem Druck der vielen spanischen Wörter in der Soltau-Korrektur erwuchsen.

15.

Berlin d. 29t Aug. 1800.

Sie haben mir mit Ihrem Briefe, den ich vorgestern erhalten habe sehr viel Freude gemacht, und ich eile auch, ihn sogleich zu beantworten, soweit es vor der Hand möglich ist. Noch an dem nemlichen Tage bin ich Nachmittag zu Fichte gegangen. Er kam mir damit entgegen daß es ihm recht lieb sei daß ich grade jezt käme, er habe einen Brief erhalten, der ihn entsezlich ärgere und über dessen Inhalt er gern mit mir reden wolle, es war Schellings Brief und Sie können denken daß er nun den Ihrigen schon nicht in der besten Gemüthsverfassung zur Hand nahm. Er las mir ihn Stellenweise vor und commentirte. Sobald er etwas sagte was sich auf seinen Plan bezog that ich fremd, und er eröfnete ihn mir nun selbst, gab mir die Ankündigung zu lesen und nannte ihn einen Nothplan. Er habe hier einen Plan bei Unger vorgefunden, habe ihm gesagt er wolle das Ding wol machen, Unger habe sich ihm darauf ganz in die Arme geworfen, und er habe ihm Euch Alle versprochen. Ich fiel ihn darauf im Centro an, und sagte ihm wenn der Plan anfangs bloß in Ungers Seele geruht, und er, Fichte, ihn also eigentlich allein gemacht habe, so habe er ja Unger ganz in seiner Hand und könne thun was er wolle, in Verlegenheit könnte er nur sein wenn schon früher verbundene Mitarbeiter im Spiele wären. Darauf kam dann das Bekenntniß heraus welches mein armes Herz in eine besonders weiche Stimmung versezte, daß Woltmann den ersten Plan gemacht, und daß er also diesen Mitarbeiter bereits vorgefunden[1]). Sie sehen daß Fichte mir keine Einladung hat zukommen lassen. Wir stehn auf dem besten Fuß mit einander in sofern kein Fuß auch einer ist, aber er hat niemals meinen kritischen Versuchen — auch vor der Bestimmung und ganz unabhängig von ihr — so wenig als meinen andern Arbeiten einigen Geschmack abgewinnen können, so daß er mir auch bei der Stelle Ihres Briefes, wo Sie ihm die Notizen im Athenäum als Maaßstab der künftigen angaben, sagte: gegen diese habe er nichts einzuwenden, sie wären sehr gründlich, nemlich die von Ihnen. Es war ihm sehr lieb, daß ich unsern Entwurf bei mir hatte und er fing nun an ihn durchzugehn, griff mehrere Ausdrücke auf, von denen er, sowie auch vom Titel, behauptete Sie hätten sie aus seinem schriftlichen Entwurf entlehnt; wollte in der Erwähnung der ungleichen Zeit der Beurtheilung in andern Journalen eine merkantilische Rücksicht und darin daß Sie in der Philologie den Accent auf die philosophische Grammatik legten eine Rücksicht auf Bernhardi finden und schritt auf diese Art in einer höchst piquirten Kritik fort der ich mit aller möglichen Gelassenheit und Sanftmut begegnete. Ich sagte ihm über das Entlehnen könne ich nicht urtheilen da ich seinen Entwurf nicht gesehen die einzelnen Ausdrücke aber schienen mir ganz unschuldig zu sein und so daß wol jeder darauf kommen könne, über den Titel seien erst mehrere Vorschläge debattirt worden pp. und machte ihn auf die wesentlichen Verschiedenheiten der beiden Pläne aufmerksam. Denn er hatte mir gleich anfangs angekündigt, in Rücksicht der Uebersichten

[1]) Der Historiker Karl Ludwig Woltmann.

würde er nie mit Ihnen übereinkommen, Kritik über einzelne Werke (außer wenn es Werke der bildenden Kunst wären) sei Stümperei und nur in einem systematischen Ganzen könne etwas ordentliches geleistet werden. Nachdem ich ihm, ohne über die Sache zu streiten, unser Aller feste Ueberzeugung vom Gegentheil mehrmals versichert und ihn immer wieder auf diesen Punkt geführt hatte gestand er endlich ein Sie hätten ganz nach Ihrer Ueberzeugung gehandelt ihm den Plan so lange vorzuenthalten denn Sie hatten nicht glauben können daß er beitreten würde. Rückfälle aber über jenes Entlehnen bekam er immer wieder. In dieser unruhigen Gemüthsstimmung glaubte ich nun würden die Seile der Liebe den σκληραυχενα[1]) eher würgen als ziehen, und bat ihn also nur reiflich zu überlegen was zu thun sei, nachdem ich ihn so fein und schonend als möglich darauf hingeführt, daß er Euch doch nicht so a priori an Unger versprechen können, und daß nun die Verlegenheit allein auf seiner Seite sei. Höchst komisch sagte er es mir als einen Ruhm, er sei der planloseste Mensch und benuze nur immer die Gelegenheit, gestand sein gegenwärtiger Plan sei ein Nothplan und behauptete doch es würde mehr Einheit in dem Ganzen sein, als in dem unsrigen. Der gute Fichte hat erst hier ganz kürzlich eine traurige Erfahrung davon gemacht was dabei herauskommt wenn man sich in etwas hineinzwängt was von schlechten Menschen schlecht eingeleitet ist, und er hat sich von den erbärmlichsten Subjekten eine Nase müssen drehn lassen, und nun wollte er schon wieder eine Gelegenheit mit Woltmann benuzen, bekannte auch unverholen daß dieser ein schlechter Schriftsteller sei allein er werde ihm schon die Flügel lähmen, und mit ihm machen was er wolle. Sollte dieses monarchische Prinzip nicht noch weiter hinaus angewendet werden? Auch kann ich Ihnen noch eine Äußerung nicht verschweigen, die ihm gleich anfangs entfiel: es solle ihm sehr leid thun, wenn eine Spaltung daraus entstehe, er sei noch gar nicht Willens eine zu machen. Nun ist dieses noch zwar nur zweideutig aber zweideutig ist es doch. Am andern Tage habe ich Bernhardi zu ihm geschickt, dieser hat mir heute früh von seiner Mission referiren wollen es aber nicht gethan und ich habe nun keine Hofnung mehr ihn vor Abgang dieses Briefes zu sprechen. Aus seinen Aeußerungen müßte ich schließen, daß ihn Fichte, wenn auch nicht förmlich eingeladen, doch schon früher von seinem Plane hat merken lassen. Auch hatte er nicht üble Lust wenn beide Institute zu Stande kämen an beiden zu arbeiten, da unsres ja doch, wie er sich ausdrückte die Zeit nicht ganz verzehren würde, und er scheint wieder Jahrbücher, die A. L. Z. und das Archiv vereinigen zu wollen. Diese Vorstellung von dem was ein Mensch prästiren kann geht über mein Vermögen. Nun wünsche ich herzlich daß Sie mit Schelling dahin zum Schluß gekommen sein mögen die Ankündigung in die A. Z. baldmöglichst einrücken zu lassen. Wie kann Fichte das übelnehmen, da er weiß wir sind mit Cotta in Richtigkeit? Es würde ihn selbst aus der Verlegenheit reißen, denn es würde Unger bestimmen, die Sache aufzugeben; und überhaupt je rascher wir nun zum Werke schreiten, desto besser scheint es mir zu sein. Schellings Vorschlag wegen Nichtnennung will mir nicht recht gefallen, hören Sie warum. Schon seit Ihrem Abschiede von der A. L. Z. trägt man sich hier mit dem Gerücht daß sie und Friedrich eine neue L. Z. bei Cotta herausgeben würden, und dieses Gerücht hat sich seit der lezten Leipz. Messe durch Buchhändler erneuert; so bald also nun etwas bei Cotta angekündigt wird werden die Leute nach ihrer Weisheit die Sache errathen, und das unpartheiische Publikum wird nur sagen wir wollten den Faktionsgeist hinter der Anonymität verbergen, welches uns nur in schlimmeren Credit sezen würde als die offene Meinung wenigstens des Redakteurs. Denn was die ganze Gesellschaft betrifft so ist es freilich besser, sie nicht eher

[1]) Den Widerspenstigen; der Ausdruck: Seile der Liebe stammt aus Wilhelms Brief.

zu nennen bis sie vollzählig ist, sonst wird man wieder sagen: „da werden in dem und jenem Fache, worin sich noch keiner von uns recht gezeigt hat, schöne Sachen zum Vorschein kommen". Mit der Wahl der exoterischen Mitglieder hat es zwar an sich keine Eile, aber wenn nun Fichte darauf beharrte, seinen Plan neben dem unsrigen auszuführen, wie dann?

Ihr Urtheil über meine beiden Notizen hat mir zur großen Beruhigung gereicht[1], mir war in der That bange gewesen es könnte Ihnen und Friedrich scheinen als sei ich mit Fichte nicht säuberlich genug verfahren ohnerachtet ich es nicht besser zu machen wußte, und es war mir höchst fatal daß der Aufsaz hatte gedruckt werden müssen ohne Ihre Censur passirt zu haben. Wie Fichte es genommen hat darüber weiß ich Ihnen wenig zu sagen. Als ich ihn das erste Mal nach Erscheinung des Athenäums sah sagte er nur er habe sie noch nicht ordentlich gelesen: vorgestern sagte er mir als ich gehn wollte, er habe noch ausführlich mit mir über meine Notiz zu sprechen es blieb mir aber damals keine Zeit übrig, und ich werde ohnedies nächstens wieder zu ihm gehn. Zu Bernhardi hat er gesagt: ich habe ihn persifliren wollen mich aber unglücklicherweise selbst persiflirt. Vielleicht noch mehr was mir dieser aber nicht wieder gesagt. Ich werde ihm beides gründlich zu benehmen suchen, und recht aufrichtig mit ihm über die Sache reden. Sie wissen vielleicht nicht daß seine Frau tödtlich krank gewesen ist, deshalb war lange nichts gründliches mit ihm zu sprechen; sie bessert sich jezt nur eben. Vielleicht hat Ihnen auch Friedrich der in solchen Dingen saumselig genug ist nicht geschrieben wie Frölich sich mit dem Honorar fürs Athen. abgefunden hat. Er hat mir eine in Jena zahlbare Assignation auf 50 rh. geschickt mit dem Bedeuten daß er das übrige abrechnen wolle, auf das was Fr. für die Lucinde voraus habe, welche ja nicht erscheinen zu wollen schiene[2]. Ich finde das um so gröber da er sehr gut wußte, daß das Stück fremde Beiträge von hier enthielt, welche auf diese Art nicht honorirt werden konnten. Er ist doch in jeder Beziehung ein schlechtes Subjekt.

Der jüngere Pfaff ist eine sehr gute Acquisition die wir ja nicht verabsäumen müssen, meine mathematische Laufbahn kann ich ohnedies erst in ein Paar Jahren eröfnen, und auch dann wollen wir uns schon vertragen[3]. Eichenmeier'n hat ja Schelling auch schon ein sehr gutes Zeugnis gegeben[4].

Was Sie für den Anfang der Jahrbücher versprechen ist sehr schön; aber Schade wäre es, wenn der Wieland nicht recht bald käme; indeß wird freilich Manches der Ganzheit der Aufsäze aufgeopfert werden müssen, wenn Sie anders der Meinung sind daß keiner, auch nicht eine Uebersicht abgebrochen werden darf. Bernhardi habe ich Ihre Aufträge bestellt, und er wird Ihnen wol selbst antworten. In Rücksicht der kritischen Journale werde ich nun mein ganzes System ändern und sie lesen müssen, um bisweilen einen Beitrag zur Revision zu liefern. Auch diese Artikel, eben wie die Selbstanzeigen erklärte Fichte für entlehnt. Ich habe jezt mehr als jemals Lust etwas über die lezten Begebenheiten der L. Z. zu sagen und wenn ich Zeit finde und einen Verleger so lasse ich es am liebsten allein drucken[5]. Was hat denn Schelling zu meiner Notiz über die Bestimmung

---

[1]) Nach Wilhelms Urteil ist Engels Philosoph nun pepper'd for this world dank Schleiermachers elegantester Grobheit. Und in der Kritik von Fichtes Bestimmung sieht Schelling „ein Meisterstück von Feinheit in Ironie, Parodie und schonender, respektueuser Architeufelei".

[2]) Worin ihm die Zukunft durchaus recht gab!

[3]) Der Mathematiker Joh. Wilh. Andreas Pfaff, der jüngste Bruder von Joh. Fr. Pfaff, gleichfalls ein Mathematiker.

[4]) Der Arzt und Philosoph Adam Karl August Eichenmayer.

[5]) Wir erinnern uns des Schleiermacherschen Planes einer Notiz Schelling contra Schütz und Schütz contra Schelling aus Brief 12.

gemeint? Können Sie mirs aufrichtig sagen, so werden Sie mich sehr verbinden.

Von meiner Theilnahme an Ihrem Verlust will ich Ihnen nichts weiter sagen[1]). Ich weiß von Ihrer schönen Auguste doch so viel, als ohne eigne Anschauung möglich war, und wenn Sie vielleicht zufällig gehört haben wie vorzüglich junge Mädchen mich interessiren, so können Sie Sich denken, wie mir dabei zu Mute gewesen ist. Ihren Auftrag werde ich baldmöglichst besorgen; Schadow wohnt jetzt auf dem Lande, ich werde aber gewiß nicht darauf warten daß er in die Stadt zieht, sondern ihn nächste Woche besuchen, und Ihnen dann baldigst referiren. Ich hoffe von Jena aus zu erfahren ob ein nächster Brief Sie noch in Bamberg treffen kann. Mit Ihrem Briefe zugleich erhielt ich einen von Dorothea ohne eine Zeile von Friedrich, der wahrscheinlich mit seiner bevorstehenden Promotion alle Hände voll zu thun hatte[2]). Mich soll wundern, ob diese nicht Gelegenheit zu irgend einem Ausfall geben wird. Möchten Sie doch auch bald wieder an Ihre Teufelei kommen deren Gegenstand sich wohl qualifizirt höchst ergözlich zu werden. Ich bin gesprungen als ich den Namen Kotzebue las. Aber wie künstlich erregen Sie immer meine Erwartungen wenn Sie eine nur halb befriedigt haben! Das große Gedicht, welcher Art wird das sein? Mit meiner Bekehrung zur Poesie, das wird wol noch lange Zeit haben wüßten Sie nur was ich Alles in Prosa zu thun habe!

Ich komme nun auf Ihre Vorschläge. Um die Apodiktik[3]) hatte ich Sie schon selbst bitten wollen, und da ich die Clavis Fichtiana[4]) einmal gelesen habe so sehe ich nicht ein, warum sie ein anderer lesen soll — es wird übrigens nur eine kleine Notiz werden. Zur Kalligone ist Bernhardi zwar bereitwillig jedoch will ich sie auch übernehmen wenn Sie etwa für B. zu viel Anderes in Petto haben oder es entschieden für besser halten daß Herder auch auf eine andere Art appretirt werde[5]). Den Bardili[6]) überlasse ich Schelling sehr gern, so auch den Jacobi an Fichte[7]). Ich für mein Theil warte darauf daß Jakobi noch einmal etwas großes schreiben soll, darauf möchte ich wenn Sie nichts dagegen haben Beschlag legen und ihn dann in Lebensgröße vornehmen, wenn Sie nemlich zufrieden sind daß es mit eben so viel Ernst als Achtung geschehe die ich in der That für Jakobi hege ohnerachtet ich sein εὐαγωνον ψεῦδος und alle seine falschen Tendenzen auf den Grund zu kennen glaube. Fichte hat ohnedies als ich einmal die Lust äußerte etwas über Jakobis Brief entweder selbst zu sagen oder noch lieber Ihren Bruder dazu zu veranlassen es devrecirt unter

---

[1]) Wilhelms Stieftochter Auguste Böhmer war am 12. Juli nach kurzer Krankheit im Bade Boklet im Alter von 15 Jahren gestorben. Mit dem schon bei Lebzeiten vergötterten frühreifen Mädchen wurde nun erst recht ein übertriebener Kultus getrieben, wie uns unter anderem auch die Verhandlungen über ein Grabdenkmal in unseren Briefen zeigen, für das zunächst Schadow als Schöpfer ausersehen war.

[2]) Friedrich las im Wintersemester 1800 1801 an der Jenaer Universität über Philosophie.

[3]) „Ideen zu einer allgemeinen Apodiktik" von dem Göttinger Philosophen und Literarhistoriker Friedrich Bouterwek. (Halle 1799.)

[4]) Clavis Fichtiana seu Leibgeberiana als Anhang zum 1. komischen Anhang des Titans (1800) von Jean Paul.

[5]) Herders „Kalligone" erschien im Jahre 1800.

[6]) Der Philosoph Christoph Gottfried Bardili (1761—1808) hatte seinen „Grundriß der 1ten Logik, gereinigt von den Irrtümern bisheriger Logiken überhaupt, der Kantischen insbesondere" im Jahre 1800 in Stuttgart erscheinen lassen.

[7]) Friedrich Heinrich Jacobis „Sendschreiben an Fichte" bei dessen gewaltsamen Abschied von Jena.

dem Vorwande daß er ihm selbst erst antworten wolle. Thut es Schelling aber, so wird er gewiß nichts dagegen haben. Daß Sie mir den Reinhold würden zuschanzen wollen hatte ich nicht erwartet, da ich wußte daß es Schelling thun wollte. Die Ursache warum Sie ihn lieber mir zuschieben wollen läßt sich zwar hören; aber bedenken Sie doch, ob mir dieses Princip, wenn wir es einmal annehmen, sollten durchführen können, und ob wir nicht besser thäten uns in der Zuversicht auf unsere Gerechtigkeit dessen zu überheben. Auch sehe ich nicht ein, wie Schelling in der Revision den Reinhold überhingehen kann. Dasselbe Princip würde übrigens auch auf den Jakobi anwendbar sein ohne dessen Einfluß die Revision gar nicht hatte zu Stande kommen können denn es ist eine Keckheit und Zuversicht darin deren Reinhold gar nicht fähig wäre, eben so auf den Bardili, und was würde Schelling übrig bleiben wenn er die vermeiden wollte, die ihm unmittelbar ins Gehege kommen. Das sind meine Gegengründe, und nur wenn Sie es für unumgänglich nothwendig halten submittire ich denn es ist ein langweiliges Geschäft und ich glaube, daß es Schelling leichter werden wird als mir, weil ich noch so viel dazu lesen müßte, und mir das noch immer schwer wird. Fragen Sie doch auch Schelling ob er in seiner Revision auf die Archimetrie zu reden kommt, sonst möchte doch eine kurze und bündige Notiz davon nicht unrecht sein[1]). Von dem Zustande der Theologie und Religionsphilosophie in Bezug auf einander möchte ich wol eine tüchtige Uebersicht geben[2]); aber ich glaube im dritten Bande, d. h. ohngefähr übers Jahr wird dazu Zeit genug sein, bis dahin rückt noch manches in diesem Fach weiter vor und es kann dann Alles um so verständiger und klarer gemacht werden. Im Auge habe ich es jezt schon und Sie können Sich darauf völlig verlassen. Lichtenbergs Schriften kann ich wol vorläufig übernehmen, ob ich sie gleich noch nicht gelesen habe[3]). Vielleicht redete ich auch mit dem neuen Uebersezer der Republik des Platon ein Wörtchen, da ich das Zeug doch ansehen muß, wenn es sich nemlich der Mühe verlohnt[4]). Nun bitte ich Sie aber ja mir zu sagen was Sie etwa für den ersten Band möchten, denn ich werde im nächsten Vierteljahr nur an das Nöthigste denken können; hernach hoffe ich mehr Zeit zu gewinnen. Je eher Sie mir dies sagen können, um desto lieber wird es mir sein. Leben Sie recht wol; empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin, deren Gesundheit wie ich leider höre, und auch wol nach dem traurigen Ereigniß nicht anders zu erwarten war, noch immer nicht ganz hergestellt ist, und grüßen Sie mir auch Schelling. Sagen Sie ihm, daß Fichte'n seine abschlägige Antwort besonders schwer gefallen und daß ihn nur beruhigen konnte was er ihm von einem früheren Vertrage den er schon mit Cotta gehabt geschrieben. Diese Erwähnung — es sei damit wie es wolle, denn ich weiß nichts

---

[1]) Von dem Schweden Thorild war im Jahre 1799 ohne Druckort und in Kommission bei Lange in Berlin anonym ein neues philosophisches System unter dem seltsamen Titel: Maximum seu Archimetria in lateinischer Sprache veröffentlicht worden. Eine ausführliche Rezension in Nr. 223 der A. L. Z. von 1800 gibt einen ganz guten Begriff davon. Im übrigen vergleiche man Friedrichs Brief (3, 174).

[2]) Wilhelm hatte gefragt, ob nicht vielleicht bald auch etwas Allgemeines von Schleiermacher zu hoffen sei, etwa über den Zustand der Religionsphilosophie und der Theologie überhaupt.

[3]) Lichtenbergs nachgelassene Schriften, die Rezension ist tatsächlich später zustande gekommen; vgl. Briefe 4, S. 561 ff.

[4]) Schleiermacher trug sich ja selbst mit dem Gedanken, mit Friedrich gemeinsam den Plato zu übersetzen. Von den neuesten Übersetzungen der Republik kommen in Betracht: Fr. Karl Wolff, Altona 1799, und G. Fähse, Leipzig 1800

näheres davon — ist sehr gut gewesen. Sehr brav ist es, daß Schelling uns so treu geblieben ist; aber auch gewiß in jeder Rücksicht sehr gut: [1]) denn Fichte's Institut wenn es auch zu Stande gekommen wäre hatte doch wol schon seiner Natur nach keine Consistenz gehabt. Sie sehen aus diesem Urtheil wie treu ich geblieben sein würde wenn mir auch Fichte die Ehre gethan hätte mich einzuladen. Schleiermacher.

Dieser längste unter unseren Briefen, die Antwort auf Wilhelms Schreiben aus Bamberg vom 20. August (Briefe 3, 218), beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Jahrbücherprojekt und dem daraus erwachsenen Konflikt mit dem gleichartigen Fichteschen Plane. Schleiermacher berichtet hier zunächst von seinem Besuche, den er in Wilhelms Auftrag und als Überbringer eines Briefes und des Entwurfes bei Fichte gemacht hatte. Die Verhandlungen bei Fichte erläutern sich in ihrer Ausführlichkeit selbst.

16.

Berlin d 20t Sept. 1800.

Wenn Sie es für das Heil der Jahrbücher halten Fichte zum Mitredakteur zu haben, so haben Sie sehr wohl gethan keine Umfrage darüber zu halten denn ich glaube nicht daß Sie außer Schellings noch eine recht aufrichtige bejahende Stimme dafür bekommen haben würden. Wieviel ich auch auf Ihre Weisheit rechne, ist Fichte Redakteur für die Wissenschaft so wird er schon für diesen Teil in unserm Plan (der nach seinen Ideen doch auch nur ein Nothplan ist) seinen Geist möglichst hereinzuarbeiten suchen, und dies gewiß nicht zum Äußern rechnen; und ist ihm gar das ganze Fach der Transcendentalphilosophie nebst Naturrecht und spek. Moral übertragen, so wird er hier sein ganzes systematisches Wesen regiren lassen wollen[2]). Ich wünschte wol zu wissen in welchen Ausdrücken Schelling diese Uebertragung abgefaßt hat, und ob er dabei von der Voraussezung ausgegangen ist als würde ohne Fichte's Beitritt er selbst dieses Fach in den Jahrbüchern allein bearbeitet haben, eine Voraussezung, die etwas mir völlig neues enthält. Indeß Schelling wäre allein wol nicht fertig geworden, Fichte aber mit seiner Uebersichtsmanier kann es wol bezwingen, und Sie werden dann nicht nöthig haben darüber zu wachen, daß nichts weil es seinen Ansichten widerspricht ausgeschlossen werde. Ob aber Zweck und Geist der Jahrbücher, wie wir uns Beides gedacht hatten dabei gewinnen werden ist eine andere Frage.

Sie werden mir hoffentlich zutraun, daß dieser Verschiedenheit der Meinungen ohngeachtet ich als Ihr Abgesandter die Sache sehr ernstlich betrieben haben würde wenn es noch nöthig gewesen wäre. Fichte sagte mir aber er habe an Schelling schon geantwortet. Er sei gegen Unger nur als Mitarbeiter ge-

[1]) Schellings Austritt gab in der Tat hernach den Ausschlag beim Scheitern des Jahrbücherprojekts.

[2]) Wilhelm hatte geschrieben, Schelling werde für die Zukunft das Fach der Transzendentalphilosophie an Fichte abtreten. Während es in unserem Brief so aussieht, als ob Schleiermacher dies Fach für Friedrich in Anspruch nähme, geht aus seinem gleichzeitigen Brief an Friedrich deutlich hervor, daß er vielmehr glaube, es komme ihm selber zu. Wir spüren aus diesem Brief an Friedrich deutlich, wie er sich verletzt und zurückgesetzt fühlte. Das merkte auch Friedrich sehr wohl und gab darauf dem Bruder einen Wink, daher denn Wilhelms Verteidigung und Entschuldigung im nächsten Brief.

bunden, nicht als Redakteur (denn in forma würde er dies nicht geworden sein) auch nicht als Werber. Er werde also seine Arbeiten an Unger liefern oder sich wenigstens in Stand dazu sezen: könne Unger keine Mitarbeiter schaffen, so sei er frei und werde dann, wie es von Anfang an sein Wunsch gewesen, unserem Institut beitreten, „wenn er den Geist desselben gehörig beobachtet habe". Soviel ich erfahren konnte meint er damit, daß der Wiz weder allein stehn, noch in die Gründe verweht sein, sondern nur als Schleppenträger der Demonstrationen wie er sie zu machen pflegt, nachfolgen solle. Er wird also wol den ersten und vielleicht auch den zweiten Band beobachten. Ich wünschte sehr daß in diesen Bänden Ihr Bruder einige transcendentalphilosophische Kritiken liefern wollte damit Fichte an eine von der seinigen verschiedenen Art dieses Fach zu behandeln schon im Voraus gewöhnt würde, und damit es wenn er seine Redaktion antritt an Beispielen die er ehren muß nicht fehlen möge. — Als Renegaten müssen Sie Bernhardi nicht behandeln sondern wie als Synkretisten[1]), und das vorgeschlagene Gesez könnte doch wol, wenn es durch irgend einen Zufall bekannt würde — worauf man immer rechnen muß — den Schein einer bösen Partheilichkeit auf uns werfen. Wie steht es denn für den ersten Band um das Fach der Selbstanzeigen und der Revision der krit. Journale. Lassen Sie sich des gemeinen Wohl bestens empfohlen sein und verzeihen Sie meine Eilfertigkeit.

Bernhardi hat Ihre beiden Vorschläge vorläufig acceptirt. Friedrich schreibt mir nichts von einem Auftrage Fichte's Entwurf herzubesorgen. Vergessen Sie doch diesen Punkt ja nicht. Die Acquisition von Eschenmeyer und Ritter macht mir große Freude[2]).

In einem neuen ausführlichen Brief vom 8. September aus Bamberg hatte sich Wilhelm für Schleiermachers „gründliche Depesche" bedankt und dann von den neuesten Plänen für die Jahrbücher gesprochen (Briefe 3, 223). Schelling hatte nämlich Fichte den Vorschlag gemacht, mit Wilhelm gemeinschaftlich das Redaktorat der Jahrbücher zu übernehmen, Fichte für die Wissenschaft, Wilhelm für die Kunst. Wilhelm hatte diesen Vorschlag akzeptiert, angeblich in dem guten Glauben, auch ohne weitere Umfrage der Zustimmung aller Mitglieder sicher sein zu können. Das war aber durchaus nicht der Fall. Friedrich hatte dem Bruder sogleich seinen deutlichen Unwillen über seine Eigenmächtigkeit bezeugt (Briefe 3, 147) und gleich der Anfang unseres Briefes zeigt, wie entrüstet auch Schleiermacher darüber war, daß so etwas Wichtiges über seinen Kopf hinweg entschieden war.

17.

Berlin d. 14t Octob. [1800.]

Ueberrascht hat mich allerdings die Nachricht von Schellings Procedur, und das um so mehr da er Fichte'n zuerst schrieb „er sei durch einen besondern

---

[1]) Bernhardi muß wohl in dem Handel Fichte eine etwas zweifelhafte Rolle gespielt haben. Schleiermacher war in letzter Zeit überhaupt nicht mehr gut auf ihn zu sprechen, weil er sich mit seinen Rezensionen im Archiv komprimittiere (Briefe 3, 228) und Wilhelm traut ihm auch nicht mehr recht, wie aus seinem nächsten Brief hervorgeht.

[2]) Der Naturphilosoph und Freund Hardenbergs: J. W. Ritter; über Eschenmayer vgl Brief 15, Anmerkung 6.

Contrakt mit Cotta noch stärker gebunden als wir übrigen". Ich konnte mir dies damals nicht recht erklären es sei dem aber wie ihm wolle, so dächte ich er müßte sich um so mehr vor Fichte selbst schämen; auch dieser ist von Unrecht und Duplicität nicht frei zu sprechen, und mir scheint es als ob an irgend eine künftige Vereinigung für dieses Unternehmen nach einem solchen Verfahren nicht mehr zu denken wäre. Conjecturen über die Natur der Fichteschen Eröfnungen wodurch dieser Rücktritt bewerkstelligt worden ist zu machen lohnt wohl eigentlich nicht der Mühe. Fichtes Idee indessen ist sehr klar: er will unser Bündniß sprengen, aber nur nach und nach, vorher den Ungerschen Nothplan ebenfalls beseitigen und dann ein neues Ganzes unter seinen Auspicien bilden. Vielleicht sind schon solche Vorstellungen hinreichend gewesen um Schelling zu überreden vielleicht auch — wenn Schelling für diesen Punkt sehr empfänglich ist, was ich nicht weiß — pekuniäre: denn F. hat mich häufig merken lassen daß Unger ein ungleich stärkeres Honorar geboten habe. Durch dieses Mittel kann vielleicht mit der Zeit auch Bernhardi abtrünnig gemacht werden, der mir mehr als einmal gesagt hat er würde da sein wo das meiste Geld gegeben würde. Was mich betrifft, lieber Freund, so bin ich mit allem was ich leisten kann, ganz und gar der unsrige, und werde nie aufhören es zu sein. Nur mit dem Niederschreiben werde ich nicht eher anfangen bis Sie mir ein paar Worte darüber sagen können ob Cotta bleibt, und also der erste Band baldmöglichst herauskommt. Ich bin noch mit allerlei eiligen Dingen beschäftigt und möchte also meine nächste Zeit nicht gern theilen wenn es nicht nothwendig ist. Wollten Sie mir vielleicht auf den Fall, daß Cotta untreu wird Vollmacht geben eine andere Unterhandlung anzuknüpfen? Es ist hier ein junger Buchhändler Namens Reimer der etwas in bonis hat, ein sehr redlicher Mensch ist, und sich für die gute Seite der Literatur interessirt[1]). Er ist zwar ein Freund von Fichte, dessen sonnenklaren Bericht[2]) er auch verlegt; aber ich glaube nicht, daß dies etwas schaden würde. Wenigstens kann man vorläufig auf seine Verschwiegenheit auch gegen diesen rechnen. Erlauben Sie mir in dem Falle quaestionis wenigstens eine Anfrage an ihn zu thun, zeigt er sich geneigt so können Sie sich dann gleich mit ihm in rapport sezen. Es scheint mir wichtig daß wir einen Verleger recht bald sicher haben und daß wir bald möglichst wirklich erscheinen.

An Fr. schreibe ich womöglich noch diesen Posttag, um mit ihm Verabredungen zu treffen; aber freilich wird nicht eben viel auf ihn zu rechnen sein[3]). So ist es leider auch mit Tieck. Zeit zu halten ist die Sache dieser beiden Freunde eben nicht; darin ist nur auf Sie Bernhardi und mich zu rechnen. Gebe Gott daß unter den exoterischen auch einige zuverlässige sein mögen. Für die Anzeige suppliren Sie nur immer unsre Billigung sie kann gar nicht zeitig genug erscheinen.

Kants Logik ist gewiß nur ein Collegienheft, und wird nicht sehr der Mühe wert sein[4]), Fichte's sonnenklarer Bericht erscheint erst im November und kommt also für den ersten Band vielleicht schon zu spät. Diesen wünsche ich unserm Friedrich zuzuschanzen der ja jezt mitten im transcendentalen Idealismus drin sizt. Dafür will ich den Schelling übernehmen, und wenn es Ihnen gelegen ist Fichte's Buch von Handel und Gewerbe welches Ihnen wahrscheinlich

---

[1]) Georg Reimer, Schleiermachers späterer Freund und Verleger.

[2]) Fichtes „Sonnenklarer Bericht an das größere Publikum über das eigentliche Wesen der Philosophie. Ein Versuch die Leser zum Verstehen zu zwingen." (1801.) Nach Schleiermachers Ansicht sollte ihn Friedrich rezensieren. (Briefe 3, 238, und auch in unserem Brief.)

[3]) Schleiermacher schrieb am 20. Oktober an Friedrich (Briefe 3, 235).

[4]) So schreibt er auch an Friedrich (Briefe 3, 238), wenn es der Mühe wert sein sollte, wolle er Kants „Logik, Ein Handbuch zu Vorlesungen, Königsberg 1800, übernehmen".

eben so unbekannt geblieben ist, als der sonnenklare Bericht[1]); es erscheint ohnedies nach Allem was ich gehört habe noch eher als dieses. Ich glaube zur Beurtheilung desselben, auch was die empirischen Kenntnisse betrifft ziemlich ausgerüstet zu sein, und werde es recht ernsthaft nehmen und mich um Fr. auch einmal gefällig zu sein alles Wizes enthalten. Mit dem Jakobi möchte ich auf irgend ein neues Werk warten und dann etwas recht vollständiges über ihn geben; meinen Sie aber daß es Eile hat mit der Epistel allein, so geben Sie diese lieber Jemand anders. Am Ende werde ich also auch den Bardili wohl nehmen müssen; vielleicht seze ich ihn mit Kants Logik, wenn ich sie so finde wie ich denke in Verbindung. Nur mit dem Reinhold wünschte ich vor der Hand noch verschont zu bleiben; es wird wol kein Unglück sein wenn mit Reinhold und Jacobi jene uns vorangehn. Dagegen möchte ich Sie um Erlaubniß bitten zu einer Selbstanzeige meiner Monologe, die da sie voriges Jahr gar nicht in den Buchhandel gekommen sind wol in die Periode des Instituts fallen. Ich würde mich darin auf die Prämisse die dabei zum Grunde liegen etwas näher einlassen. Indeß bitte ich Sie recht sehr Sich mit dieser Erlaubniß ja nicht zu geniren wenn das kleine Büchlein Ihnen nicht der Mühe wert scheint oder Sie sonst irgend Gründe dagegen haben es wird dies weiter gar nichts auf sich haben.

Sonach hätte ich also den Bardili, den Bouterweck, die Clavis, die Calligone, den Schelling, den Fichte üb. Handel, den Lichtenberg, nunmehr zwei Theile, die Archimetrie. Das Alles bis Neujahr zu fertigen, ist wol höchst schwierig. Indeß will ich mein möglichstes thun. Sagen Sie mir nur baldigst welches von allen diesen im Nothfall am leichtesten zurückbleiben kann denn dieses müssen Sie nach Ihrer Idee vom ersten Bande allein bestimmen.

Mit der Construktion des dynamischen Processes wird sich Friedrich jezt wol nicht befassen, Sie wissen, wie es zu gehen pflegt, wenn er sich schleunig in etwas Neues hineinwerfen soll, wie weit ihn das führt und wie wenig dann fertig wird. Wenn Schiller eine Selbstanzeige von dem Wallenst[ein] übernehmen, das sollte mich sehr freuen. Eben so wäre wol eine von Fr. über die Lucinde, wenn erst der zweite Theil fertig ist etwas sehr wünschenswerthes. Er könnte dann gleich meine und Vermehrens Briefe (die ich noch nicht kenne) aus dem Standpunkt des Verfassers beurtheilen[2]).

Schadow habe ich gar nicht vergessen. Er hat die Sache übernommen, grüßt Sie sehr, und hat mir recht bald eine Zeichnung versprochen, um die ich ihn Morgen mahnen werde. Vorläufig hat er gegen 600 rh. berechnet*) will aber der Zeichnung einen genauen Anschlag beifügen. Trifft mein Brief Sie noch in Braunschweig, so können Sie mir gleich eine Gegengefälligkeit erzeigen, wenn sie Ihnen nicht zuviel Mühe macht. Ich wünschte nemlich eine kleine Nachricht von der gegenwärtigen Beschaffenheit des Carolinum zu haben. Die Frage ist ob ein junger Mensch etwa 14jährig von unserm hohen Adel der sich dem Civildienst widmen will dort mit Ruhe und Annehmlichkeit existiren, und auch einer guten Aufnahme in guten bürgerlichen Häusern genießen würde.

Eher als heute habe ich nicht schreiben können weil ich am Sonnabend Ihren Brief zu spät erhielt. Daß Sie in diesem halben Jahr einen Shakespear Theil gefertigt haben, darüber bewundere ich Sie ganz aufs Neue. — Wie wird es mit Ihrer Teufelei stehen da Kotzebue nun in Rußland bleibt? Leben Sie recht wol. Nach Jena komme ich gewiß; aber vor Neujahr schwerlich.

*) Hiebei ist von einer Urne die Rede; ein Sarkophag würde wahrscheinlich Ihren Preis noch übersteigen.

[1]) Fichte: „Der geschlossene Handelsstaat, ein philosophischer Entwurf als Anhang zur Rechtslehre und Probe einer künftig zu liefernden Politik", ein Buch, das Schleiermacher gleichfalls Friedrich zuschanzen wollte (Briefe 3, 238).

[2]) Schleiermachers und Vermehrens Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde.

Wilhelm hatte Schleiermachers letzten Brief erst am 4. Oktober in Gotha auf seiner Reise nach Göttingen erhalten und ihn dann gleich am folgenden Tage kurz beantwortet (Briefe 3, 233). Dort in Gotha hatte Wilhelm auch erst Fichtes Brief vom 6. September erhalten (abgedruckt bei Fiebiger). Sein Eingehen auf dessen Pläne hatte dann die unerwartete Wirkung gehabt, daß Schelling, der doch die ganze Sache eingefädelt hatte, plötzlich seinen völligen Rücktritt von seiner Mitarbeit an den Jahrbüchern erklärt hatte. Vorläufig gab aber Wilhelm den Plan noch nicht ganz auf, da ja noch die Verhandlungen mit Cotta schwebten.

18.

B. d. 25t. Nov. [1800].

Die Jenaer haben mich mit einer falschen Nachricht als ob Sie nächstens dort sein würden verführt Ihnen nicht nur nicht mehr nach Braunschweig zu schreiben, sondern auch Schadows projektirte Zeichnung, da gerade eine Gelegenheit dazu war nach Jena zu schicken. Hoffentlich werden Sie sie von dort aus nun schon erhalten haben. Die Urne sammt dem Postament gefällt mir wie ich gestehn muß gar nicht, indessen ist es eine Grundlage um Ihre Gegenvorschläge zu machen. Was auf dem Zettel am Ende für ein närrischer Vorschlag steht von der Stuck-Manufaktur sieht beinahe aus als hätte Schadow keine sonderliche Lust mündlich aber schien es mir doch anders. Am besten ist Sie schreiben Ihm selbst, damit er sieht, wie sehr es Ihnen Ernst ist.

Nach Cottas Brief scheint freilich für die Jahrbücher noch mehr Hoffnung zu sein als ich dachte denn an die Fichteschen glaube ich noch immer nicht wenn Sie und Friedrich ihnen nicht beitreten. Daß Woltmann in solcher Estimation steht hätte ich indeß doch nicht gedacht. Ich habe ordentlich wieder Luft geschöpft nach Ihrem Briefe denn von Jena aus war mir das Abscheiden der Jahrbücher mit einer solchen Gewißheit und sogar mit einer Art von Triumph angekündigt, so daß ich hätte fürchten mögen sie würden gar nicht zu Stande gekommen sein wenn auch kein äußeres Hinderniß obgewaltet hätte. Für Sie wäre die ganze Sache freilich eine Aufopferung gewesen, indeß die gute Sache ist doch keine Kleinigkeit; mein Fall ist noch etwas anders denn ich hätte gewiß mancherlei dabei gelernt was mir ohne ein solches Hülfsmittel nicht kommen möchte. Was Sie von einem andern Plan und einer andern Redaktion etwa der meinigen schreiben, kann wol nur Ihr Scherz sein.

Gäben nur die guten Götter allen eignen Plänen die ein Jeder von uns hat desto mehr Gedeihen. Friedrich schreibt mir eben heute wieder einmal vom Plato in ziemlich ernsthaften Ausdrücken so daß ich hoffen kann es wird bald zu einem wirklichen Anfange kommen, und mir macht die Kritik der Moral täglich viel Kopfstiche[1]). Ihrer harret der Tristan und die Kozebuade wird uns unterdeß anmuthige Stunden machen[2]). Wahrscheinlich erwarten Sie nun noch ihre Erscheinung in Braunschweig. Reinhold erfährt durch mich etwas davon und ich bin ungeduldig auf die 1ten Tage.

Von meiner Reise nach Jena kann ich Ihnen leider nichts genaues berichten weil ich nichts davon weiß; und soviel kann ich mit Gewißheit sagen daß in

[1]) Schleiermachers Kritik der Sittenlehre, die erst 1803 beendet wurde, und von der noch in den letzten unsrer Briefe die Rede ist.

[2]) Wilhelm hatte schon im September ein großes Rittergedicht „Tristan" angekündigt, aus dem er aber erst viel später nur ein Fragment veröffentlichte.

diesem Jahre nichts daraus werden wird. Hernach wird die Sache viel auf Ihrer Reise hierher beruhn denn mir wäre es höchst fatal wenn sich beides in die Quere käme. Kämen Sie noch dies Jahr so wäre es desto besser[1]). Ich habe heute schon ein provisorisches Exemplar von Florentin bekommen an dem ich mich bei der ersten ruhigen Stunde ergözen will. Daß ich soeben keine habe sehen Sie diesem Geschreibe wol an und verzeihen es mir. Tieck und Bernhardi werde ich das die Jahrbücher betreffende mitteilen.

Wilhelm war noch immer auf Reisen und hatte am 21. November von Braunschweig aus an Schleiermacher geschrieben (Briefe 3, 242). Er hatte ihm einen Auszug von einem Briefe Cottas mitgeteilt, der nunmehr nach Schellings Rücktritt ernstliche Schwierigkeiten machte. Wilhelm hatte daher schon sicher damit gerechnet, daß das alte Jahrbücherprojekt in Trümmern ging, und sich bereit erklärt, an einem neuen Projekt, etwa unter Schleiermachers Redaktion und in Reimers Verlag, als Mitarbeiter teilzunehmen. Da Schleiermacher an einen solchen Plan nicht dachte, war damit die ganze Sache erledigt. Der einzige Leidtragende dabei war Schleiermacher und er mußte es sich dabei gefallen lassen, wenn Dorothea über das endgültige Scheitern des Projekts einen wahren Triumphgesang anstimmte (Briefe 3, 241).

19.

Berlin d. 6t. Dec. [1800].

Hier liebster Freund haben Sie Schadows Brief; er ist lakonisch genug das ausführlichere davon aber ist dieses daß ihm eigentlich Fiorillos Idee nicht gefällt, was nemlich die Zeichnung des ganzen Monuments betrifft; Er nennt es einen unreinen Geschmack und meint der Hauptzweck warum Sie von Ihrer ersten Idee abgegangen wären nemlich die Vergrößerung der Figuren könne eben so gut durch die Vergrößerung der ganzen Urne erreicht werden; dies würde ein weit edleres Kunstwerk werden, und ebenfalls über Ihren Preis nicht herauskommen. Doch meinte er mit einem genauen Anschlage einer nach diesem Maaßstabe vergrößerten Urne wolle er noch bis zu Ihrer Antwort warten. Ueber die Figuren wollte er sich nicht ausführlich erklären bis Sie die seinigen gesehen hätten — Vielleicht werden Sie diesen in manchen Stücken den Vorzug geben. Den Hades würden Sie wol ungern fahren lassen, und vielleicht auch die Darstellung der Mutter als Niobe. Das Beste ist nun, daß Sie bald herkommen und selbst mit ihm reden; mündlich macht sich das Alles weit besser und einig werden Sie gewiß mit ihm da er große Lust zu der Sache hat und seine Anschläge bis jezt noch immer unter Ihrer Erwartung sind. Er hat nun, da sein Fürst von Dessau aufgestellt ist Kopf und Zeit frei, und wenn die Sache nur bald in Richtigkeit kommt so wird das Kunstwerk auch gewiß zu der Zeit da Sie es wünschen zu Stande kommen. Erschreckt haben Sie mich durch Ihre lezte Äußerung darüber, die mir von Karolinens Gesundheitszustand einen sehr traurigen Begriff geben könnte; ich hoffe indeß daß das nur eine vorübergehende trübe Ansicht gewesen ist.

[1]) Das am 17. November an Schleiermacher abgesandte Probeexemplar des Florentins, den Schleiermacher schon aus einigen Anhängebogen kennen konnte, die ihm Dorothea „mit klopfendem Herzen und erröthenden Angesichts" bereits vorher hatte zugehen lassen.

Wie steht es denn aber mit Ihrem Herkommen? Beresford sagte mir vor ein Paar Tagen ein Buchhändler von Ihren Freunden habe ihm schon vor 6 Wochen gesagt Sie würden in 14 Tagen hier sein, und dann für immer hier bleiben[1]). Er wünscht sehr Sie noch hier zu sehen und war herzlich betrübt da ich ihm sagte ich hätte nicht Ursach Sie vor Neujahr zu vermuthen. Indessen hoffe ich mein Verlangen soll Ihnen eben so lieb sein als Beresfords Ungeduld, und am meisten rechne ich darauf, daß Ihr Geschäft mit Schadow Sie bald herführen wird. Im Wirbel werden Sie zwar auch genug sein das geht in Berlin nicht anders; aber ich hoffe Sie doch besser zu genießen schon meiner Natur wegen da eine erste Bekanntschaft für mich allemal etwas sehr schwerfälliges ist[2]).

Die Kozebuade erwarte ich schon jeden Posttag mit Sehnsucht. Tieck schreibt auch etwas gegen Falk und Merkel p Wenn er seiner ersten Idee treu bleibt es bloß didaktisch zu machen und ohne zu zeigen wie dumm und abgeschmackt sie ihre Polemik betreiben so kann es recht gut sein, sollte er sich aber doch nicht enthalten können an diese Menschen Spaß zu verschwenden, das sollte mir leid thun. Noch unwichtigere Sachen dieser Art die bei Gelegenheit eines neuen Lustspiels des Chamäleon zwischen Tieck und Iffland, auf der Policei vorgefallen sind, schreibe ich Ihnen nicht erst weil sie zu lokal sind, und man doch das Alles über Ihrer Teufelei vergessen wird[3]).

Von Jena weiß ich herzlich wenig. Friedrich hat mir zwar geschrieben, daß Goethe da ist, aber nichts von dessen Beschäftigungen, und von sich hat er leider nichts sagen können als daß er liest; die Lucinde scheint immer noch nicht fertig werden zu wollen. Der Florentin, der hier schon wahrscheinlich auf Anstiften der Unger häßlich verläumdet worden war, ist ja ein recht artiges Buch und hat mir viel Freude gemacht. Wieviel davon auf Rechnung meines Antheils an der Verfasserin kommt kann ich freilich noch nicht sagen da ich ihn nur sehr flüchtig gelesen habe[4]). Empfehlen Sie mich Ihrer Trauernden, und lassen Sie bald wieder von sich hören, noch lieber aber sehen, die Teufelei und den Teufel selbst. Schleiermacher.

Wilhelm hatte zwar am 1. Dezember wieder aus Braunschweig an Schleiermacher geschrieben (Briefe 3, 244); unser Brief ist aber noch keine Antwort darauf, denn so schnell ging die Beförderung nicht. Unser Brief ist offenbar angeregt durch Schadows Brief in Sachen des Grabdenkmals. Näheres über den Schadowschen Entwurf

[1]) Der englische Dichter Benjamin Beresford, dessen Übersetzungen Wilhelm seiner Zeit in der A. L. Z. angezeigt hatte, hatte Anfang August auch Friedrich besucht und zwar in Dornburg bei Jena.

[2]) Das kann natürlich nicht heißen, daß diese Bekanntschaft die erste wäre, Schleiermacher hofft vielmehr Wilhelm jetzt besser zu genießen als bei seinem ersten Berliner Besuch.

[3]) Tieck schrieb damals seine „Bemerkungen über Parteilichkeit, Dummheit und Bosheit. Bei Gelegenheit der Herren Falk, Merkel und des Lustspiels Chamäleon", gedruckt in den Nachgelassenen Schriften ed. R. Köpke 2, 35 ff. Die Posse von Beck bedeutete eine Persiflage der Romantiker; das von Falk herausgegebene neueste Taschenbuch hatte sich hauptsächlich gegen die Lucinde und das Athenäum gerichtet; Merkel als dritter im Bunde mit seinen Briefen an ein Frauenzimmer reiht sich den beiden würdig an. Die Posse war am 3. November durch Iffland aufgeführt worden, offenbar gegen Tiecks ausdrücklichen Protest, der sogar zu einem Polizeiskandal geführt haben muß.

[4]) Am gleichen Tage schrieb Schleiermacher noch ausführlich an die Verfasserin selbst.

und alles was damit zusammenhängt findet man knapp zusammengefaßt in Erich Schmidts mustergiltigen Anmerkungen zu Carolines Briefwechsel, Bd. 1, 758 f.

20.

Berlin d. 23t. Dec. 00.

Länger als gewöhnlich habe ich Schadow nicht gesehn und auch ein Paarmal vergeblich nach den Zeichnungen zu ihm geschickt; daher mein längeres Stillschweigen. Ich hoffe um so mehr daß mein Brief Sie noch in Braunschweig treffen wird da die Kotzebuade immer noch nicht da ist, auf welche ich von einem Posttage zum andern sehnlich gewartet habe. Sie wollen wol daß dieser große Archimime der lezte im alten Jht sein soll?

Was Tieck gegen die andern Kläffer schreibt wird Ihnen doch auch viel Vergnügen machen; wenn er nur erst einen Verleger dazu hätte. Es hat so weit ich es gelesen habe meine Erwartung bei weitem übertroffen; ich hätte nicht geglaubt daß sich Tieck die rechte Stimmung würde geben können um für diesen Zweck das gehörige zu leisten; aber es ist eine recht körnige Popularität und eine unvergleichliche ruhige Verachtung darin, und dabei geht es in einem vortrefflichen und sehr amüsanten crescendo. Das einzige was mir nicht gefällt ist, daß er den Soltau mitten unter Falk, Merkel und Iffland gebracht hat, indeß mußte er wol etwas über ihn sagen und wollte gern Alles auf einmal abfertigen.

Friedrich hat mir vor kurzem einen recht ausführlichen Brief über den Plato geschrieben woraus ich die Hoffnung schöpfe daß wirklich bald etwas aus der Sache werden wird[1]). Seitdem bin ich nun auch ganz in diesem; indeß wird er mich oft genug zur Kritik der Moral zurückführen die dabei innerlich allmählig hinanwachsen wird, äußerlich existirt noch nichts davon als die Hinweisung auf Kant und Fichte, welchen lezteren ich bei dieser Gelegenheit so feiern werde, daß er die Bestimmung des Menschen vergessen soll. Ich hoffe das Werk noch in diesem Jahre zu Stande zu bringen wenn ich nicht eine langwierige Krankheit mache, wie mein Gesundheitszustand mich beinahe fürchten läßt.

Goethes griechisches Trauerspiel interessirt mich im höchsten Grade; es gährt schon lange etwas in mir über das Verhältnis des Trauerspiels zum Roman und zur modernen Poesie überhaupt, und ich bin begierig wie der alte Meister dies praktisch darstellen wird, das theoretische was darüber im Meister steht hat mich nicht sonderlich erbaut[2]).

Unser Freund Merkel hat sich jezt mit seiner sogenannten Kritik an Ihre Gedichte gewagt er hat noch einen ungenannten großen Mann zu Hülfe genommen um das abgeschmackteste und unverständigste Zeug darüber zu reden[3]). Es ist unbegreiflich wie so etwas als seine Bände sind auch nur ein Vierteljahr existiren kann. Hier wo doch der Siz der Philisterei und des Hasses gegen Ihre sogenannte Partei ist, wird er allgemein selbst von Nicolai verachtet.

Meine Reise nach Jena wird wol, wie mir aus allen Umständen erhellt für diesen Winter zu Wasser werden, und vielleicht macht es sich eher daß wir

---

[1]) Brief vom 8. Dezember (Briefe 3, 247).

[2]) Das von Friedrich dem Bruder (Walzel Nr. 151) und von diesem dann Schleiermacher angekündigte „gewaltige griechische Trauerspiel in Trimetern und chorähnlichen Chören" ist der Helena-Akt aus dem zweiten Teile des Faust. Im übrigen spielt Schleiermacher an auf Goethes bekannte Ausführungen in Wilhelm Meisters Lehrjahren 5, 7.

[3]) Im ersten Band seiner Briefe an ein Frauenzimmer, S. 244 und S. 272.

von hier zusammen nach Jena reisen. Ihre lezte Nachricht von einem recht langen Aufenthalte hier hat mich gar höchlich erfreut; ich erwarte wol Gutes davon für mich, so ein stheniſches Mittel thut mir ſehr Noth nachdem ich ſo lange in einer ſchwächenden Atmoſphäre gelebt habe. Auch der Eindruck den es machen wird wenn Sie recht lange hier bleiben und das unvermeidliche Bauchgrimmen der Philiſter wird etwas höchſt ergözliches ſein.

Wie werden Sie Sich denn mit dem Wohnen einrichten? Werden Sie Sich bei Unger einlogiren oder für ſich ſelbſt? Und ſollte nicht im lezten Falle bald etwas geſchehen um Ihnen ein recht angenehmes Quartier zu verſchaffen!

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und treiben Sie doch unabläſſig den Vieweg wegen der Koz. und Unger wegen des Shakespeare auf den wir auch noch immer warten müſſen[1]).

Schleiermacher.

Dieſer Brief iſt nun die Antwort auf Wilhelms Schreiben vom 1. Dezember (Briefe 3, 244) und beſchäftigt ſich in ſeinen erſten Partieen mit den ſelben Dingen wie der vorige.

21.

Berlin d. 27t. Dec. [1800.]

Ich kann mich unmöglich enthalten meinem lezten Briefe ſogleich einen andern nachzuſchicken, um Ihnen für die Kozebuade zu danken die damals ſchon auf der Poſt, aber noch nicht in meinen Händen war. Wir haben ſie denſelben Abend gemeinſchaftlich bei Tieck geleſen unter unauslöſchlichem Gelächter und eben ſo permanenter Bewunderung, und mir hat ſie noch hernach die angenehmſte unruhige Nacht gemacht deren ich mich zu erinnern weiß. Ja, das iſt Ihnen über alle Vorſtellung gelungen, und wenn auch nur wenige Menſchen das Ganze recht zu würdigen im Stande ſind ſo wird es doch ſeinen objektiven Zweck gewiß nicht verfehlen, und es ſteht zu hoffen, daß manche Stücke gar nicht werden gegeben werden können ohne daß Jedermann an Ihre göttlichen Parodien denkt und lautes Gelächter das ganze Haus ergreift. Das Crescendo worin das Ganze fortgeht macht einen herrlichen Effekt; ſelbſt die Geſänge nach dem Drama was man nicht für möglich halten ſollte machen noch eine Steigerung und der Abſchied iſt wie ein Tuſch mit Pauken und Trompeten, ein Tutti von Geziſch und ein lauter unwillkührlicher Ausbruch der Freude über das gelungene Werk. Hinter jeder Stelle die mich erfreut fällt mir auch ein, das ſind die Hyperborer p — kurz es iſt göttlich. Hier iſt übrigens für alle Produktionen dieſer Art das ungünſtigſte Terrain. Haben doch ſchon Einige unter andern mein Freund Engel und auch der ehrliche Herz nichts daran ſo hervorſtechend gefunden als die Ruchloſigkeit das Unglück des armen K. zu einem Gegenſtande des Spottes zu machen, und Andere haben ſo wenig Sinn daß ſie es für eine Arbeit von Tieck halten, wahrſcheinlich bloß auf den Grund des ſprechenden Hundes[2]). Mit dem V. U.

---

[1]) Wilhelms Shakeſpeare-Überſetzung erſchien bei Unger, die Kotzebuade (= Koz.) nach Wilhelms eigenem Zeugnis (Briefe 3, 242) in der Tat bei Vieweg. Auf dem Titelblatt der Kotzebuade fehlt übrigens eine Angabe über den Verleger, es lautet nämlich in ſeiner ganzen köſtlichen Umſtändlichkeit: „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präſidenten von Kotzebue bei ſeiner gehofften Rückkehr ins Vaterland. Mit Muſik. Gedruckt zu Anfange des neuen Jahrhunderts."

[2]) Offenbar wegen des „Geſtiefelten Katers" hatte man bei dem kamtſchadaliſchen Hund, der Kotzebue die Freiheit verkündigt, an Tieck gedacht. Die Art der Parodierung hat ja auch in der Tat etwas Ähnliches.

hätten Sie nicht so gewissenhaft sein sollen, es hat gar zu schöne Stellen[1]). Das Verbieten hat ja auch bei so einer Glorie nichts zu sagen und ist vielmehr ein gutes passe partout. Die beiden Dichter werden hoffentlich auch Ihre Freude daran haben[2]).

Das Triolet aber, lieber Freund, ist für Merkel viel zu niedlich, und die ganze Pointe ist — wenigstens für die Berliner — nicht deutlich genug ausgesprochen[3]). Wer nicht gerade das Archiv der Zeit gelesen hat wird nicht wissen wovon die Rede ist denn in Merkels Briefen hatten die meisten den Plunder übersehn. Ihren Auftrag an Tieck habe ich bestellt, und ich hoffe er schreibt Ihnen heute auch[4]). An ihn oder Bernhardi muß ich Sie auch des Chamäleons wegen verweisen — ich habe es nicht gesehen also konnte ich doch nichts gründliches darüber sagen. Am Besten werden Sie es aus Tiecks polemischer Schrift kennen lernen, wenn nur erst die lezten Seiten geschrieben und ein Verleger dazu da wäre! Lassen Sie ihn mit dieser Schrift nur machen, sie wird sehr gute Wirkung thun eine Defension ist doch wirklich auch einmal nöthig und diese ist so ein für allemal. Macht Ihr nur immer wieder Ausfälle, so denken sich die Leute den Kampf der beiden Thebanischen Brüder und denken, Ihr seid wenigstens doch auch im Sterben. Die ruhige und gründliche Verachtung die in dieser Schrift herrscht wird Ihnen gewiß Freude machen. haben Sie schon Merkels Schimpfit über Ihre Gedichte gelesen?[5]) ich gestehe Ihnen aufrichtig daß ich nicht umhin kann den Menschen zu bewundern; er ist wirklich groß in seiner Art. Auch wird er von allen seinen hiesigen Partheigenossen gehörig verachtet, er muß dies selbst fühlen und hören, und läßt sich doch nicht stören. Liegt darin nicht wirklich etwas außerordentliches?

Ihres Herzogs unscherzhafte Maaßregel um die Oestreicher wieder empor zu bringen war mir neu. Schade, wenn dadurch etwas verloren geht, und dies wäre, wie es scheint, ziemlich im alten Styl der Komödie geworden. Solche kleine Launen leidet wol Goethe wie geschichte Ehefrauen es zu thun pflegen?[6])

Leben Sie wol lieber Hyperborer und halten Sie — wenn es Ihnen bei Goethes Anwesenheit möglich ist — Wort mit der Kürze des Jenaischen Aufenthaltes.

Schleiermacher.

---

[1]) Bei V. U. rät man zunächst auf ein Stück Kotzebues, das in der Ehrenpforte neben den vielen andern parodiert sein könnte. V. U. paßt aber auf nichts, auch nicht etwa auf ein Werk von Falk und Böttiger, die hier handelnd eingeführt werden.

[2]) Bei der in der Ehrenpforte inszenierten Aufführung von Kotzebues Oktavia läßt Schlegel Böttiger, auf Schiller und Goethe anspielend, sagen: „Die beiden Dichter in der Loge hinter uns sind mir zu vornehm."

[3]) Merkel hatte gelegentlich einer Kritik von Tiecks Romantischen Dichtungen Triolett mit Terzine verwechselt (Merkels Briefe 1, 30). Diesen Lapsus hatte Wilhelm mit einem allerliebsten spöttischen Triolett beantwortet und es in mehreren Exemplaren, fein säuberlich auf Visitenkarten abgeschrieben, an Schleiermacher zur „bestmöglichen Verbreitung" übersandt.

[4]) Wilhelm hatte mit Hinsicht auf seine letzten Teufeleien allen Freunden, unter ihnen auch Tieck, sagen lassen: „So gehet nun hin und thuet desgleichen!"

[5]) Mit der „Schimpfit" ist wiederum Merkels Kritik der Gedichte Wilhelms gemeint.

[6]) Wilhelm hatte berichtet, daß in Weimar „die für das Carneval zum neuen Jahrhundert ausgeheckten Späße leider in Stocken gerathen" seien. So hatte unter anderem etwas in Goethes Hause vor einer nur aus Männern bestehenden Gesellschaft aufgeführt werden sollen, was sicherlich recht toll und drastisch geworden wäre. Nun hatte der Herzog wegen der Niederlagen der Österreicher bei Marengo und Hohenlinden befohlen, alle Lustbarkeiten einzustellen.

Bald nach Absendung des letzten Briefes hatte Schleiermacher Wilhelms Schreiben vom 16. Dezember (Briefe 3, 249) und vor allem die sehnlichst erwartete Kotzebuade erhalten, auf die sich die Anspielungen im ersten Teile des Briefes beziehen. Eine zweite gleichfalls erfreuliche Sendung hatte dann das Triolett gegen Merkel und Wilhelms Brief vom 23. Dezember gebracht (Briefe 3, 250).

22.

Berlin d. 17t Sept. 1.

Es ist mir sehr angenehm liebster Freund, daß Ihnen die Kritik des Macbeth einiges Vergnügen gemacht hat[1]), wiewohl es mir vorkommt als hätten Sie auch außerdem daß sie Ihnen zu wenig pikant ausgefallen ist noch etwas gegen sie in Petto, wohinter ich noch nicht recht kommen kann. Ich habe einige gar nicht üble Einfälle über die Hexen und das Morgenlied mit Fleiß abgewiesen, die ich anderswo nicht würde gestrichen haben, allein ich glaube daß man einem solchen Institut wie der Erlanger Zeitung nicht um etwas so unwesentlichen willen unnüze Händel erregen müsse. Was nöthig ist steht doch da, und ich denke wer nicht ganz mit Blindheit geschlagen ist muß es auch finden. Memel hat mir viel Bewunderung bezeigt, ob verstehende oder gewöhnliche weiß ich nicht; das schlimmste ist daß sie in Thätlichkeiten übergegangen ist[2]). Er muthet mir nemlich in seiner Entzückung im Ernst zu Ihren und den Eschenb[urg]schen Shakespeare zu beurtheilen; er habe schon 2 Recensionen cassirt, sei freilich entschlossen nur ein Musterstück hierüber abdrucken zu lassen, und erwarte das von mir. Denken Sie! Nun sehe ich zwar aus Ihrem Briefe daß Sie sich das wollen gefallen lassen; ich möchte Sie aber doch bitten mich dessen zu überheben, welches Sie am besten bewerkstelligen können wenn Sie ihm einen andern vorschlagen. Sollte denn Tieck gar nicht zu bereden sein dieses Werk nun endlich zu vollbringen? und sollte nicht am Ende Bernhardi noch besser darauf gesattelt sein als ich? Ich müßte noch unendlich viel Studien dazu machen, von der Art die mir sehr viel Zeit kosten, und ich habe wieder gar keine übrig. Denken Sie daß ich versprochen habe zur Michaelismesse 1802 die Kritik der Moral fertig zu liefern, und daß ich dazu noch Alles was es von Moral giebt durchzustudieren u. zu excerpiren habe, und daß vielleicht am Ende gar auch für den Plato bis dahin noch etwas zu thun sein kann.

Wie können Sie nur in Hinsicht auf diesen den Friedrich vertheidigen wollen[3]). Ich glaube daß ich eben so viel allgemeine Studien aufzuweisen habe als er deren Resultate uns für die ganze Arbeit zu Nuze kommen werden, und gegen die am Ende weniger einzuwenden sein möchte als gegen sein auf-

---

[1]) Wilhelm hatte in seinem Brief zu Schleiermachers in der Erlanger Zeitung 1801 erschienene ausführliche Macbeth-Kritik (Briefe 4, S. 540 ff.) eingehend Stellung genommen. Aus den angekündigten „Einfällen" ist leider nie etwas geworden.

[2]) Für Memel (richtiger Mehmel) könnte man auch allenfalls Meusel lesen. Beides wäre sehr wohl möglich, beide Männer waren nämlich damals Herausgeber der Erlanger Zeitung, die nun den Freunden einen schwachen Ersatz für die verschlossene Allgemeine Literatur-Zeitung und das gescheiterte Jahrbücherprojekt bot.

[3]) Wilhelm hatte Friedrichs sehr erbaulichen und fleißigen Lebenswandel gerühmt und Friedrich selbst hatte sich durch den Bruder verteidigen lassen mit der Ausrede, Schleiermacher habe ihm seine allgemeinen Studien zu wenig angerechnet.

gestelltes System. Noch dazu ist das was er mir davon mitgetheilt hat so obenhin und ohne Detail daß sich nicht einmal etwas gründliches darüber sagen läßt. Lassen Sie Sich einmal den Bogen den er mir geschickt hat zeigen und urtheilen Sie dann selbst, und besehen Sie Sich hernach wenn Sie herkommen meine Studien dagegen. Dem sei aber wie ihm wolle; wenn er sich mit diesen allgemeinen Studien ein ganzes Jahr lang und drüber begnügen wollte, so hätte er nicht zwei Messen fälschlicherweise einen Band versprechen und mich nicht unnöthigerweise treiben müssen. Mit dem Phädrus ist er sehr schlecht umgegangen und ich kann ihm schon aus den 2 Bogen die ich gelesen habe die unverantwortlichste Nachlässigkeit nachweisen, nicht nur Druckfehler und handgreifliche Schreibfehler sondern mehrere Stellen wo er mich offenbar hätte verbessern und andere wo er wenigstens große Bedenklichkeiten erst hätte äußern sollen. Die große Genauigkeit mit der er ihn gelesen haben will, wird nur darin bestehn, daß er keinen Griechen hat stehn lassen ohne ihn in einen Hellenen zu verwandeln. Auch habe ich ihm schon erklärt daß ich schlechterdings auf dem Umdruck aller dieser Stellen bestehe. Und nun da er doch nichts daran thut ersuche ich Sie Sich aufs baldigste den Phädros und den Protagoras und die dazu gehörigen Anmerkungen von ihm ausliefern zu lassen und mir zuzuschicken. Ich werde diese beiden Dialoge jezt mit Heindorf lesen und vielleicht noch einige Hülfsmittel in die Hände bekommen die mir bisher gefehlt haben und werde also viel zur Vervollkommnung der Arbeit thun können da sie bei ihm gewiß ganz unnüz liegt. Erweisen Sie mir diese einzige Liebe, ich beschwöre Sie darum — daß ich dem unbeschadet an dem guten Zeugniß, welches Sie ihm geben meine Freude habe darf ich nicht erst sagen. Die Trimeter haben mich sehr ergözt, indeß wage ich Ihnen eine kleine Einwendung zu machen. Ich glaube nemlich daß wir uns der leidigen Alexandriner wegen noch mehr als die Griechen hüten müssen auch nur den kleinsten Abschnitt in die Mitte der zweiten Dipodie zu bringen, wie

Des blinden Greisen Kind / Antigone wohin[1])

Lieber würde ich mir gleich im ersten Vers die Freiheit der ungleichen Füße vindiciren und sagen

Des blinden Greisen Tochter Antigone wohin

Nur der 3te 4te 5te 9te 10te u. 13te scheinen mir in dieser Hinsicht vollkommen, denn ich glaube ehe die Menschen an diesen Vers gewöhnt sind müßte schlechterdings kein Wort mit dem 3t Fuß endigen. Ferner glaube ich daß man sich den Tribrachys u. Anapäst viel erlauben müsse aber nie den Daktylus weil bei uns die Länge vor 2 Kürzen so unmenschlich lang ist und gar keine Jamben sondern nur einen Trochäus repräsentiren kann. Belehren Sie mich doch hierüber. Was man in der Uebersezung dem Choreischen Silbenmaaß substituiren muß, darüber bin ich im Reinen: aber in einem ganz eignen Gedicht darüber wäre ich auf Ihre Meinung sehr begierig. — Werden Sie mich nicht auslachen sondern mich lieber corrigiren, wenn ich fortfahre wo Sie stehn geblieben sind?

Die Recension der Charakteristik[en] ist bereits abgegangen; ich wünsche daß sie Ihnen recht sein möge[2]). Für Ihre Vorlesung kann ich nur sehr indirekt etwas thun indem ich Andere antreibe sich recht dafür zu interessiren: denn ich selbst sehe wie Sie wissen keinen Menschen[3]).

---

[1]) Eingangsvers des Ödipus auf Kolonos.

[2]) Die gleichfalls in der Erlanger Zeitung erschienene Schleiermacherſche Rezension der Charakteristiken und Kritiken von A. W. und F. Schlegel (Briefe 4, S. 554 ff.).

[3]) Wilhelm gedachte im kommenden Wintersemester an der Berliner Universität zu lesen und hatte die Ankündigung dieser Vorlesungen der Protektion Schleiermachers angelegentlichst empfohlen.

Die Esel die Sie mir über die Predigten bohren haben Sie noch bei mir gut. Leben Sie wohl und grüßen Sie alles von mir[1]). Schl.

Unser Brief führt uns gleich ein Jahr weiter. Wilhelm hatte Schleiermachers letzten Brief noch im Februar 1801 kurz aus Braunschweig beantwortet und in diesem Schreiben seine baldige Ankunft in Berlin gemeldet (Briefe 3, 262). Dann hatte Wilhelm vom Februar an in Berlin geweilt, war im Spätsommer auf ein paar Wochen nach Jena gereist und hatte von dort aus am 7. September an Schleiermacher geschrieben. (Briefe 3, 289). Hierauf ist unser Brief die Antwort.

23.

Stolpe d. 16t Julius 3.

So lange ich auch schon an Sie habe schreiben sollen und wollen: so würde es doch wol auch jezt noch nicht geschehen sein, wenn ich Ihnen nicht in Reimers Abwesenheit beikommendes Mscr. empfehlen müßte; welches Ihnen auf diesem Tage wie ich hoffe richtig zukommen wird. Er wünscht das Ganze vor seiner Rückkunft gedruckt zu sehn, und ich hoffe Ihnen den Rest zuschicken zu können ehe Sie dieses alles corrigirt haben. Bewundert habe ich schon oft Ihre Gefälligkeit sich mit dieser Handschrift abzugeben; Auch faßte ich als ich es erfuhr aufs Neue den Entschluß die Buchstaben nach einem größeren Maaßstabe anzulegen: allein vergebens, die schlechte verdammliche Gewohnheit ist schon zu tief eingerissen. Doch dies ist es nicht allein weshalb ich Sie bedaure, sondern noch mehr die Trockenheit der Sache; es kann Ihnen doch an dem ganzen Buche nichts behagen als etwas Dialektik und Polemik. Habe ich es erst glücklich hinter mir so will ich auch im Ernst an etwas erfreulicheres denken, nemlich an eine Reihe philosophischer Dialogen, die ich schon lange mit mir herumtrage. Nur etwas Gesundheit und mildes Wetter möchte ich mir dazu wünschen in diesem fatalen Klima, das mich die Gefahr ein hyperboreischer Strohkopf zu werden täglich dringender fühlen läßt. Schreiben Sie immer diesem Gefühl auch mein Stillschweigen zu, und glauben Sie, daß es viel zu meiner Rettung beitragen wird, wenn Sie die Liebe haben wollen, sich wieder in einigen Rapport mit mir zu sezen.

Meinen besten Dank für den Jon, den ich mit wiederholtem Vergnügen gelesen habe[2]). Auch den Äußerungen in der Anzeige über die Unstatthaftigkeit des Chors stimme ich ganz bei. Allein in einem solchen Drama wie der Alarkos ist[3]) (also nicht in einem solchen wie der Jon) würde ich wenigstens postuliren eine einzelne Person; in welche ohne daß sie ein integrirender Theil der Handlung sein dürfte, die ganze Kraft der Reflexion gelegt wäre. Denn dies scheint mir das, was bei einer solchen Verschmelzung des Antiken und Modernen von dem Wesen des Chors müßte übergetragen werden und anders dürfte sie nicht

[1]) Wilhelm hatte nach der Lektüre von Schleiermacherschen Predigten geäußert, es müßten wohl romantische Predigten sein, weil so viel Ironie darin wäre. So hatte er die Predigt über den Text: „Der Faule stirbt über seinen Wünschen" als „offenbare Personalität gegen Tieck" gedeutet.

[2]) Jon, ein Schauspiel von August Wilhelm Schlegel, Hamburg bei Friedrich Perthes, 1803, an dessen Weimarische und Berlinische Aufführung sich lebhafte Fehden knüpften, wie Wilhelms Schreiben an den Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt zeigt.

[3]) Alarcos, ein Trauerspiel von Friedrich Schlegel, Berlin bei Unger, 1802.

reden als in Canzonen. Es hat mir recht leid gethan daß die Erlanger abgestorben ist ehe ich meine Kritik des Alarkos beendigen konnte; wie überhaupt mein alter Gram mich noch oft anfällt über den Untergang der Kritik, und über Ihre gänzliche Gleichgültigkeit dagegen.

Die Bekanntschaft mit dem Kalderon weiß ich Ihnen nicht genug zu verdanken[1]). Nur gestehe ich Ihnen gern daß mich die beiden lezten Stücke weit mehr angezogen haben als das erste von dem ich überzeugt bin, Sie würden es nun weit besser machen. Aber wie haben Sie Ihre Kunst als Übersezer wieder bewährt. Hüten Sie Sich lieber Freund. Sie werden von allen Philologen für den gefährlichsten Menschen erklärt werden. Denn wo wird es noch lohnen irgend eine Sprache zu lernen, wenn Sie so fortfahren?

Uebrigens möchte ich Ihnen noch viel Schönes sagen über Ihr directes und gedrucktes Stillschweigen zu allen Erbärmlichkeiten des erbärmlichsten Kozebue und Consorten. Denn den Freimüthigen müssen Sie wissen und die elegante Zeitung liest man in Stolpe auch[2]). Werden Sie aber nicht bald etwas von Ihren Vorlesungen publici iuris machen?

Das wäre wonach mich sehr verlangte. Doch was möchte ich Ihnen nicht alles zumuthen! jezt nachdem ich in die Wüste verschlagen bin noch weit mehr als sonst.

Nach dem zweiten Theil von Bernhardis Sprachlehre habe ich mich in allen Katalogen und Intellbl. vergeblich umgesehn[3]). Wir werden wol eine besondere Bibliothek anlegen müssen von ersten Bänden der Werke unserer Freunde. Die gr. Poesie, die Sprachlehre, die Lucinde, der Florentin, das macht schon einen ganz hübschen Anfang.

Erfüllen Sie meine Bitte mir recht bald eine halbe Stunde zu schreiben, und sagen Sie mir recht viel von Sich und Ihren Entwürfen, und von unsern gemeinschaftlichen Freunden die ich grüße.

Ich nenne Fichte besonders weil Sie ihn sonst vielleicht nicht darunter rechnen möchten. Was macht aber seine neue Darstellung? ich fürchte sie will sich ihm selbst noch nicht recht darstellen.

Finden Sie nicht so bald als ich es wünsche Zeit zu einem Briefe so geben Sie mir wenigstens ein paar Zeilen über den Empfang des Mscr. denn da ich nie ein Brouillon habe, sondern nur eine höchst mangelhafte Skizze auf Zetteln die sich leicht verlieren so bin ich immer in einiger Angst bis ich das Mscr. an Ort und Stelle weiß. Schleiermacher.

Zwischen diesem und dem letzten Briefe liegen nun gar volle zwei Jahre! Ein halbes Jahr lang nur hatten Schleiermacher und Wilhelm Schlegel in Berlin zusammen gelebt, da siedelte Schleiermacher im Mai 1802 nach Stolpe in Pommern über. Krankheits- und Amtsnöte hinderten Schleiermacher damals wohl daran, die Korrespondenz mit Wilhelm sogleich wieder aufzunehmen. Er hatte nun solange gewartet, bis er im Sommer 1803 das fertige Manuskript seiner „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre" an Wilhelm zur Durchsicht senden konnte.

---

[1]) Das erste Calderonsche Stück in dem von Wilhelm 1803—1809 herausgegebenen spanischen Theater war: „Die Andacht zum Kreuze", die beiden anderen: „Über allen Zauber Liebe" und „Die Schärpe und die Blume".

[2]) Der „Freimütige oder Ernst und Scherz", eine neue Zeitschrift Kotzebues und Merkels stand in natürlichem Gegensatz zur Zeitung für die elegante Welt, für die ja Wilhelm schrieb.

[3]) Die Sprachlehre Bernhardis wurde in der „Europa" rezensiert.

24.

Stolpe d. 12ᵗᵉⁿ October 3.

Bringen Sie doch Ihr schönes Versprechen mir Ihre Uebersetzungsproben mitzutheilen recht bald in Erfüllung, und wenn Sie mir das ganze Heft mitschicken, das wäre noch vortrefflicher. Es ist viel Hunger und Kummer in der arabischen Wüste: bei solcher Nahrung nun würde ich nach allem Elende vortrefflich gedeihen. Und wahrlich zu der Arbeit die ich vorhabe thut mir eine tüchtige Stärkung Noth: denn verstummen darf man nicht davon gehn. Ihr sehr freundschaftliches Anerbieten wegen des Plato nehme ich wie Sie leicht denken können mit der größten Dankbarkeit an, und werde mein möglichstes thun damit Ihnen die Durchsicht, die wahrlich bei Ihren Beschäftigungen kein kleines Opfer ist, im Ganzen wenigstens Freude mache[1]. Es ist kein kleiner Vortheil zu seinem nächsten Ziel einen solchen Kritiker zu haben: aber Sie werden demohnerachtet gewiß noch genug zu bessern finden.

Wenn ich doch in der That Ihr Bundesgenosse werden könnte für die alten Dichter! es fehlt mir nur leider noch an allen Ecken. Indeß denke ich die Philologie sowol (freilich eine seltene Kunst) als auch die mechanische Fertigkeit sollen mir noch immer besser kommen, und was Sie noch übrig gelassen haben werden, wenn der Plato fertig ist, daran werde ich mich gern versuchen an dem was Sie mir zutrauen. Auf Voßens Zeitmessung hoffe ich mit jedem Posttag und werde sie dann recht gründlich studieren. Vorläufig hätte ich indeß nicht geglaubt daß Sie ihm beistimmen würden in dem Verbot die zweisilbigen Partikeln wenn sie keinen ächten Diphtong haben, wenigstens in der Zusammensetzung als Doppelkürzen zu gebrauchen. Geben Sie denn auch das überall auf, welches Sie sonst noch vertheidigten? Ich wünschte wol die Zeitmessung wäre unter dem was Sie baldigst in der Lit. Zeit. ruiirten. Niemand kann es doch so wie Sie. Uebrigens ist mir recht aus der Seele geschrieben was Sie sagen man müsse die Trochäen wenigstens durch Position und Diphtongen verkleiden. Nemlich ich habe eine alte Ahndung daß man noch dahin kommen wird gewisse Positionen und Diphtonge nicht anders als producirt zu gebrauchen. Ist die Verabscheuung der Trochäen im Hexameter erst recht gründlich im Gange so wird die Sache sich hoffentlich bald ins Klare sezen. Warum rechnen Sie mir aber die lezte Sylbe in Athene für eine kurze an? Würden Sie sie denn in einem trochäischen Sylbenmaaß als eine reine Kürze brauchen? Bei dem „Athene oder auch Here" dachte ich ganz eigentlich an das alte so oft vorkommende ἦε καί.

Ihr Projekt mit den Tragikern ist ganz göttlich; ich glaube hier giebt es noch sehr viel aufs Reine zu bringen ja ganz neu zu entdecken. Aber was muß nicht alles durchstudiert werden! Wie ist es denn mit Genellis Griechischem geworden? Hiezu wäre doch fast nöthig daß er recht gut hineingekommen wäre[2].

Die Einladung von Eichstädt habe ich bald nach Ihrem Briefe bekommen[3]. Sehr schmeichelhaft und zugleich als Notiz über die Lage der Sachen ließ er einfließen, sie spräche zugleich einen Wunsch von Goethe aus. Versprochen habe ich zwar mein Bestes, wegen des Vorschlages aber war ich nicht wenig in Verlegenheit, weil ich gar nicht weiß wie weit man zurückgehen darf. Die neueste Ausbeute auf dem Felde der Philosophie ist ja sehr mager und Schellings

---

[1] Wilhelm hatte sich als Korrektor für Schleiermachers Platoübersetzung angeboten.

[2] Hans Christian Genelli sollte Kupferstiche zu den Übersetzungen der griechischen Tragiker geben.

[3] Eichstädt war Redakteur der neuen nach Halle verlegten A. L. Z., deren eigentlicher spiritus rector kein geringerer als Goethe war, und für die Schleiermacher von Wilhelm als Mitarbeiter vorgeschlagen worden war.

Studium war das Einzige was ich nennen könnte. Würde aber Ihr Vorschlag angenommen so wäre noch manches zu thun denn so viel ich weiß sind Fichtes neueste Schriften gar nicht in der A. L. Z. recensirt. Uebrigens ist mir das Fächerwesen etwas sehr lästiges, und wenn ich nicht manchmal beurtheilen kann, was gar nicht in mein Fach gehört: so werde ich wenig Lust behalten. Wie sehr ich dem Institut guten Fortgang wünsche können Sie denken. Wenn man sich nur jezt vorzüglich dafür hütet durch die Proceduren dem Schüz keine Blößen zu geben: denn so etwas weiß er trefflich zu benuzen. Ich habe immer gehört Bertuch wäre in Absicht auf die Finanzen eine Hauptperson bei dem Unternehmen; auf welcher Seite steht er denn jezt mit seinen Capitalien?[1]) Wenn Jemand von den Verhältnissen recht genau unterrichtet wäre so müßte es gar nicht übel sein irgendwo eine scherzhafte dialektische Untersuchung einzurücken worin denn die Identität eines solchen Instituts bestehe. Es wäre an sich ein schöner Spaß, und eine Gattung in der Schüz und Konsorten gar nicht antworten könnten. Mir fehlen nur die Data sonst hätte ich nicht üble Lust mein bischen Wiz in einer schönen Winternacht dran zu versuchen.

Was helfen mir Tiecks Gedichte wenn er sie nicht drucken läßt?[2]) und was alle seine fränkischen Reisen wenn er weder den Sternbald fertig macht, noch sonst die Früchte derselben mittheilt? Wirklich Tieck und Friedrich überbieten sich im nicht fertig machen. Welche schöne Gradation giebt nicht: Sternbald, Octavian, Lucinde, Griech. Poesie, und endlich der Plato wovon gerade der kleinste Theil fertig geworden ist. Toll möchte ich werden vor Aerger wenn ich es recht bedenke. Warum spiegeln sich nicht Alle an Ihren Tugenden?

Ich muß noch einmal zur Metrik zurückkehren, nicht sowol um meine Freude zu äußern daß ich es mit dem einen Hexameter getroffen hatte — entrieseln kam mir auch in Gedanken, aber ich hatte nicht rechtes Herz es heraus zu sagen, sondern um Ihnen zu sagen daß ich einen furchtbaren Schreck gehabt habe an dem was Sie von den Stanzen mit männlichen Reimen sagen. Die freie Reimstellung, das übersteigt meine Begriffe, wenn es nemlich noch eine Stanze sein soll; und wenn ich den Gedanken fasse, es könnte in Ihrem großen Gedicht eine einzige solche Stanze sein, möchte ich bittere Thränen weinen. Aber das ist doch gewiß nicht?[3])

Ich hatte gehofft Ihnen eine Scene aus der Antigone mitzuschicken, sie ist aber nicht fertig geworden und in den nächsten Tagen habe ich keine Minute dazu, sonst würde ich das Schreiben noch aufgeschoben haben. Nächstens also. Ihr Taschenbuch habe ich leider noch nicht[4]). Es soll mir aber einen schönen Genuß gewähren, dem jedoch das fehlen wird, daß er aus Unwissenheit nicht kritisch genug sein kann. Verflucht wäre es wenn ich lange hier bleiben müßte, wo es unmöglich ist etwas ganz Neues zu lernen; aber ich hoffe nicht.

Ist Hülsen wirklich in Berlin so grüßen Sie ihn herzlich von mir, wie alle Freunde. Stoßen Sie ihn aber auch tüchtig in die Rippen daß er etwas mache. Für Madame Bernhardi werden Sie wol eine gelindere Procedur ausfinden, aber wirklich muß sie uns auch bald wieder etwas geben. Für meine

---

[1]) Der Weimarer Buchhändler und Schriftsteller Fr. Justinus Bertuch.

[2]) Wilhelm: „Tieck hat einige göttliche Gedichte über Musik, besonders Kirchenmusik gemacht, die er aber noch nicht will drucken lassen."

[3]) Die Anspielung wegen des Hexameters geht wohl auf irgend etwas aus dem verlorenen Briefe, jedenfalls ist sie unverständlich. Im übrigen hatte Wilhelm im letzten Brief von den Stanzen in bezug auf einen Logogryph Schleiermachers geschrieben, er ziehe jetzt die mit lauter weiblichen Reimen vor und lasse die Reimstellung frei. — Von Schleiermachers Antigone-Übersetzung ist mir nichts bekannt.

[4]) Doch wohl der Musenalmanach von 1802.

Geſundheit ſein Sie wenigſtens was das hypochondriſch werden betrifft nicht bange. Dazu ſoll mich ſelbſt die Arabiſche Wüſte nicht bringen. Auch glaube ich würden Sie mit meiner Diät zufrieden ſein. Den leiblichen Fleiſchtöpfen ſpreche ich ſehr gut zu[1]). Könnte ich nur auch von denen genießen deren Duft Sie mir von ferne herwehen. Leben Sie wohl, ſein Sie recht fleißig aber vergeſſen Sie mich nicht ganz. Schleiermacher.

Wilhelm hatte Schleiermachers Brief ſchon am 25. Juli beantwortet (Briefe 8, 355). Schleiermachers Antwort auf dieſen Brief, der nach Wilhelms Ausſage am 24. September in Berlin eingetroffen war, iſt leider verloren gegangen. Unſer Brief iſt die Antwort auf Wilhelms ausführliches Schreiben vom 26. September (Briefe 3, 362), in dem viel von einer geplanten gemeinſamen Überſetzung der griechiſchen Tragiker die Rede iſt. Wie weit allerdings die Teilnahme Schleiermachers gehen ſollte, wird nicht ganz deutlich, jedenfalls ſtand er Wilhelm mit Rat und Tat bei, der ihm dafür Überſetzungsproben vorzulegen verſprochen hatte.

Die Quellen zu Platens Polenliedern.

Von Wilhelm Hauk in Znaim.

(Schluß)[2]).

Auf die im März gedichteten Polenlieder, zu denen ſich noch das inhaltlich verwandte „Fragment des Archilochos“[3]) geſellt, folgte eine gerade halbjährige Pauſe. Denn das in den April fallende „Italien im Frühling 1831“[4]) hat mit den anderen Polenliedern nur eine Ähnlichkeit im Stoffe gemein: Ein Volk, das ſich für die Freiheit des Vaterlandes erhoben hat, wird durch einen der heiligen Allianz angehörenden Unterdrücker vernichtet. Das Gedicht enthält nicht etwa, wie der Titel erwarten ließe, eine Schilderung des Aufſtandes der Italiener gegen Öſterreich. Dieſes Ereignis, über das der in Italien lebende Dichter genau unterrichtet ſein konnte, wird in nur zwei Verſen (11—12) ausgeführt, die übrigen enthalten Klagen und Vorwürfe.

Erſt als Warſchau am 8. September 1831 tatſächlich in die Hände der Ruſſen gefallen war, gewannen die Nachrichten aus Polen

---

[1]) Wilhelm hatte von Hülſens baldigem Beſuch geſchrieben und dann fortgefahren: „Doch das heißt Ihnen in den arabiſchen Wüſteneyen von den Fleiſchtöpfen Ägypti vorſprechen.“

[2]) Vgl. oben, S. 598 ff.

[3]) 25. März 1831. Werke IV, 96.

[4]) Werke II, 209.

wieder Einfluß auf Platens Dichtung. Die „A. Z." meldete die Übergabe Warschaus erst am 16. September. Platen dürfte die Nachricht aber schon früher durch eine andere „außerordentliche" Gelegenheit erfahren haben, so daß sie noch auf die Entstehung des am 25. September gedichteten „Oft lebt des Abfalls Engel in Menschenform"[1]) eingewirkt haben kann. Denn es ist unwahrscheinlich, daß Platen mit diesem von höchster Erregung zeugenden Gedichte sein langes Schweigen zufällig am Tage vor Empfang einer Nachricht, die seine Erbitterung zum heftigsten Ausbruch bringen mußte, gebrochen haben sollte. Das Gedicht setzt auch inhaltlich einen entscheidenden Erfolg des Zaren voraus, wie es um diese Zeit nur die Einnahme der feindlichen Hauptstadt sein kann.

Die erste Äußerung des Dichters über dieses Ereignis, das Polens Schicksal besiegelte, war somit eine Beschimpfung des Zaren. Der Polen gedachte er erst später und da trat die Trauer über ihre Vernichtung hinter die Sorge um die Fortsetzung des von ihnen begonnenen Freiheitskampfes zurück.

In dem „Vermächtnis der sterbenden Polen an die Deutschen"[2]) werden die Deutschen als politische Erben der Polen eingesetzt. Sie sollen den Kampf gegen Rußland fortsetzen, nicht aus Mitleid mit den vernichteten Polen, sondern zur eigenen Sicherung vor dem östlichen Nachbarn. Mit der Besorgnis vor einem Einfall der Russen in Deutschland stand Platen nicht allein da. Herder, Möser, Arndt und viele andere hatten sie geteilt[3]) und selbst Goethe hatte sich ihrer mitten in den Befreiungskriegen nicht erwehren können[4]).

Aus dem Oktober stammt weiters ein lateinisches Reimgedicht mit der Überschrift „Servus servorum horum Moscowitorum magister morum"[5]). In einem an Gerhard gerichteten Brief aus dem April 1831 ist bereits ein Teil der Verse enthalten[6]). Nach den „neuesten Kunstnachrichten aus Berlin" wären sie als Inschrift für zwei Denkmäler bestimmt, eine trajanische und eine antonische Säule, die in der preußischen Hauptstadt von dem beschlagnahmten polnischen Gelde errichtet würden, spottete damals Platen, der von den auf Rußlands Wunsch verfügten Beschlagnahmen polnischer Gelder in Preußen gelesen haben muß[7]). Vielleicht spielte auch der um diese

[1]) Werke IV, 96.
[2]) 4. Oktober 1831. Werke II, 179.
[3]) Arnold, Geschichte der deutschen Polenliteratur. I. Band. Halle 1900. Seite 148 ff.
[4]) Werke IV, 166, Anmerkung.
[5]) Werke II, 207.
[6]) Werke II, 182.
[7]) „A. Z.", 27. März 1831. 344.

Zeit erfolgte Bau einer Trajanssäule in Petersburg[1]) eine Rolle bei der Zusammensetzung des Denkmalmotives.

Für die eine Säule war eine ungefähr den ersten fünf Versen des späteren Gedichtes entsprechende Inschrift bestimmt, auf die andere sollte das Bild von Diebitsch, damals Oberfeldherr der russischen Armee in Polen, mit einer den Versen 9—12 ähnlichen Aufschrift kommen. Das Bild für die erste Säule wird in dem Briefe nicht angegeben.

Die Inschrift läßt für jene Zeit keine andere Deutung der imperatrix (V. 1) zu als auf die Gemahlin des Zaren Nikolaus, Charlotte, eine Tochter Friedrich Wilhelm III. In ihrer Vermählung mit dem Zaren sah Platen anscheinend einen Grund für die russenfreundliche und freiheitsfeindliche Regierung des königlichen Vaters und Schwiegervaters, in ihr also die

Servitutum creatrix
novum horum magnorum
Imperatorum premens torum (V. 3—5).

Auch der zweite Vers:

Catharinae utinam imitatrix

weist auf die Zarin. Sie soll Katharina nachahmen, von der erst im „Legitimen Monarchen" (V. 12—16) erzählt wurde, daß sie ihren Gatten getötet habe. Die Auffassung, daß hier an die Zarin eine Aufforderung zum Gattenmord ergeht, wird durch ein späteres Epigramm gestützt, das sich auf die Zarin bezieht und wie eine Fortsetzung zu dem lateinischen Vers anmutet:

An eine deutsche Frau.

Liebst du es nicht, Klytämnestra zu sein, o so werde Medea,
Schlage die Panterchen tot, die du dem Panter gebracht[2]).

Diese Worte setzen eine vergebliche Aufforderung zur Nachahmung der Gattenmörderin Klytämnestra voraus, wie sie in dem Denkmalsvers tatsächlich ausgesprochen wird, nur daß dort eine moderne Klytämnestra als Vorbild erscheint.

Der den Berlinern unterschobene Plan, dem Befehlshaber der russischen Armee ein Denkmal zu setzen, steht wohl mit Diebitschs längerem Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt in Verbindung. Von dort wurde er an die Spitze des Heeres berufen. Sein Einmarsch in Polen wurde zunächst durch die Versumpfung der Weichselufer stark behindert[3]), weshalb ihn Platen den Beinamen „paludibus

[1]) „A. Z.", 27. Oktober 1831, S. 1199.
[2]) Werke IV, 168.
[3]) „A. Z.", 18. März 1831, S. 306.

cunctator" (V. 11) gibt. Daß Diebitsch bald der mit den Russen nach Westen dringenden und von Platen erwähnten (V. 12) Cholera erlag und in Paskiewitsch einen Nachfolger erhielt, kam bei der angeblich erst im Herbst erfolgten Umarbeitung der Verse merkwürdigerweise nicht zum Ausdruck.

Das Polenlied „Eamus omnis execrata civitas"[1] gehört wieder in den strengen Kanon der Polenlieder und wurzelt in den Ereignissen nach der Einnahme Warschaus.

In dem Amnestieerlaß des Zaren waren soviel Ausnahmen vorgesehen, daß ein großer Teil der Kämpfer von Anfang an ausgeschlossen war. Nach einer Meldung der „A. Z." vom 10. Oktober[2] erfuhr diese Amnestie eine weitere Beschränkung, indem sie nur noch „denjenigen Militärs zustatten kommen sollte, welche davon bis nach der Einnahme Warschaus Gebrauch gemacht hätten". Die noch kämpfenden Polen verließen sich auch gar nicht auf die Gnade des Zaren. Ganze Truppenteile gingen über die Grenze[3]. Diese Massenflucht aus der Heimat erinnerte Platen an ein Horazisches Gedicht, in dem die Römer beschließen, aus der Heimat auszuwandern, um der schimpflichen Unterwerfung durch die Phoker zu entgehen.

Renck hat bereits festgestellt, daß sich Platens Gedicht mit der 16. Epode des Horaz (vom 15. Vers ab) so ziemlich decke und daß verwandte Gesinnung in beiden Gedichten in ähnlicher Weise ausgesprochen werde. In einer Anmerkung bringt er die Parallelstellen.

Wir haben hier die seltene Gelegenheit, Platen in seinem Verhältnis zu einem fremden Vorbild zu betrachten, wozu noch der Umstand tritt, daß zwei Fassungen des Polenliedes erhalten sind. Es werfen sich nun die Fragen auf, wie verhält sich die erste Fassung zur lateinischen Ode, wie die zweite zur ersten.

Wie Horaz den Römern, so rät Platen den Polen zur Auswanderung aus der Heimat, den „Gefilden der Schmach" (VI a, 3). Beide Dichter zeigen den Völkern ein fernes Land, wo sie Zuflucht finden werden. Aus dem Schwur, den die Römer leisten, hebt Platen den wichtigsten Vers heraus und setzt ihn über sein Gedicht: „Eamus omnis execrata civitas."

Die wörtliche Herübernahme des lateinischen Verses in der ersten Person zwingt keineswegs zur Annahme, daß die auswandernden Polen selbst die Sprecher seien. Es ist vielmehr gegen Renck anzunehmen, daß der Dichter selbst zu den Polen spricht. Wo Platen sonst einen Teil der Polen zu einem anderen oder zur Gesamtheit sprechen

[1] 25. Oktober 1831, Werke II, 187.
[2] V. 1132.
[3] „A. Z.". 4., 5., 6., 13. Oktober 1831, V. 1107, V. 1112, V. 1116, V. 1143.

läßt, erfolgt bald nach der Einleitung der Übergang aus der zweiten in die erſte Perſon. Unſer Gedicht aber führt die zweite Perſon bis zur letzten Zeile durch. Darin wie in dem Verſe 7

Kolumbien labe die Flüchtigen ein

erkennt man den außerhalb der Situation ſtehenden Sprecher.

Die Veranlaſſung zu dem ſchwerwiegenden Entſchluß, die Horaz in fünfzehn Hexametern ſchildert, deutet Platen ganz kurz in dem Worte „Geächtete" (V. 2) an, mit dem er die nicht begnadigten Polen anredet, und mit den ſchon erwähnten „Gefilden der Schmach" (V. 3). Der Entſchluß zur Auswanderung wird von den Römern durch einen langen feierlichen Eid bekräftigt. Platen verlangt einen deutlicheren Beweis dafür: Die Verbrennung der eigenen Häuſer (V. 4).

Sehr verſchieden iſt die Schilderung des künftigen Wohnſitzes. In greifbarer Anſchaulichkeit zaubert Horaz ein herrliches Land hervor, das die Götter mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſtattet und für ein bevorzugtes Geſchlecht auserſehen haben. Die Polen erwartet kein Schlaraffenland. Schwert und Pflug ſollen ſie mitnehmen (V. 8). Daß als Zufluchtsſtätte Kolumbien genannt wird (V. 7), das ſchon in der Ballade „Colombas Geiſt"[1]) als Aſyl für „freie Herzen" und „Europas letzte Helden" gewählt worden war, erinnert an die Amerikabegeiſterung des jungen Platen[2]).

In der zweiten Faſſung glaubt der Dichter, den „Geächteten" Gründe für die Auswanderung nicht einmal mehr andeuten zu brauchen. Die „Gefilde der Schmach" werden jetzt durch das „Land der Geburt" erſetzt, wodurch die Tragik des zu faſſenden Beſchluſſes unverhüllt hervortritt. Das Zukunftsland verblaßt immer mehr in ſeinen nebelhaften Umriſſen. Es heißt jetzt nicht mehr Kolumbien, das als Eldorado für Auswanderer bekannt war, ſondern ganz allgemein tritt dafür „Landſtrecken genug" (V. 9) ein. Auch der „beglücktere Strand" (VI a, 10) wird geſtrichen und ſogar das Verſprechen eines ruhigen Schlafes eingeſchränkt (VI a, 6; VI, 15). Die neuen negativen Eigenſchaften des Landes beziehen ſich durchwegs auf die erſehnte Freiheit, wie auch in dem Gegenſatz zwiſchen Zurückbleibenden und Auswanderern dieſer Geſichtspunkt ſchärfer hervortritt.

Die zweite Geſtalt des „Eamus" läßt die Unterſchiede zwiſchen beiden Dichtern noch deutlicher erkennen. Wenn ſie auch beide für dasſelbe Problem dieſelbe Löſung gefunden haben, ſo ſind ſie doch zu

[1]) Werke II, 24; 39.
[2]) Tgb. I, 711.

verſchiedene Naturen, als daß ſie in dem Ziel der Flucht übereinſtimmen könnten. Nach Platens Meinung kann es für die Polen kein ſehnlicheres Ziel geben, als irgendwo in Freiheit zu leben. Daher iſt für ſie das „tempus aureum" „der heiligen Freiheit Reich", deſſen natürliche Reize nicht als Lockmittel herausgeſtrichen werden brauchen. Platen widerſtrebte es, die bei allem Ernſt von einem freundlichen Ausblick in die Zukunft verklärte Darſtellung des lebens- und genußfreudigen Römers nachzuahmen. Es wäre ihm als eine Entweihung der heiligen Freiheitsſache erſchienen, die in ſeinen Augen Selbſtzweck und nicht ein Mittel zu behaglichem Dahinleben war.

Unter den Truppen, welche nach dem Fall Warſchaus noch weiter kämpften, hielt das Korps Rozyckis am längſten den Widerſtand aufrecht. Als der General die Zweckloſigkeit weiterer Anſtrengungen einſah, wollte er nach Öſterreich überſetzen, wurde aber von den Ruſſen auf das Gebiet des damaligen Freiſtaates Krakau gedrängt, deſſen Neutralität dadurch verletzt wurde. Die Krakauer hüteten ſich, den Ruſſen einen Anlaß zum Einſchreiten zu geben:

Der Senat von Krakau befahl dem Heere, unverzüglich die Waffen zu ſtrecken und ſich nach Podgorze ins öſterreichiſche Gebiet zu begeben[1]).

Der Bericht, dem dieſe Zeilen entnommen ſind, hat Platen als Quelle für das Polenlied „Nächtlicher Weichſelübergang der flüchtigen Polen bei Krakau"[2]) gedient. Er lautet weiter:

Nun erfolgte eine über alle Beſchreibung rührende Szene, indem die Offiziere von den Soldaten Abſchied nahmen; es herrſchte eine feierliche Stille, die jedoch bald durch das Murren der Menge, zuletzt durch Ausbrüche in Verwünſchungen unterbrochen wurde. Man ſchrie über Verrat. Die Soldaten weigerten ſich, nach Podgorze zu gehen. Es entſtand eine Verwirrung. . . . Während dem ließ der kaiſerlich öſterreichiſche Konſul die Brücke ausfüllen und alle Anſtalten zum Empfang in Bereitſchaft ſetzen. Da kam gegen acht Uhr abends der Bericht, daß die Truppen ſich weigerten, nach Galizien zu gehen . . . Doch bald erſchienen die Offiziere; die Brücke wurde noch einmal ergänzt und dieſe in die Quarantänanſtalt aufgenommen. Die Soldaten zerſtreuten ſich in der Stadt, doch blieb das Volk bis in die Nacht verſammelt . . .

Demnach wären bloß die Offiziere nach Öſterreich gegangen. In einer Fortſetzung des Berichtes vom folgenden Tage heißt es aber, daß „jeder der angekommenen Militärs" ſich lieber nach Öſterreich als in die ruſſiſche Kriegsgefangenſchaft begeben wollte. Der Übergang dauerte wieder bis ſpät in die Nacht. An beiden Ufern ſtanden unzählige Zuſchauer; man nahm gegenſeitigen Abſchied.

Dieſe beiden durch einen gleich zu erwähnenden Einſchub ge-

[1]) „A. Z.", 9. Oktober 1831, B. 1128.
[2]) 5. November 1831. Werke II, 188.

trennten Berichte über zwei verſchiedene Tage hat Platen in ſeinem Gedichte zur Darſtellung des Übergangs verwendet.

Das Hauptgewicht legte er bei der Situationsſchilderung, um die er ſich diesmal mehr als in den anderen Liedern gekümmert hat, auf die Ausführung des im Berichte nur nebenbei erwähnten Umſtandes, daß der Übergang in der Nacht erfolgte. Er erzielte ſo für dieſen letzten Akt des „großen Trauerſpiels" eine ganz wirkſame Ausſtattung, in die ihm nur die berichtete „feierliche Stille" nicht hineinpaßte. Er ſagte daher:

Die Lüfte wehn ſo ſchaurig (V. 1).

Von den Klagen über Verrat ſagt der Bericht ſchon früher:

... Die Soldaten ließen ſich in Verwünſchungen gegen ihre Anführer aus, ſie ſagten, die ruſſiſchen Soldaten hätten, ihr Los bemitleidend, ihnen im Vertrauen geſagt, ſie wären ſämtliche ſchon ſeit vier Wochen an ſie verraten und verkauft ...

Verkauft, beſiegt, verraten ... (V. 13)

ſind die erſten Worte der Polen auf der Brücke, die aber zunächſt einer milderen, dem Bericht entſprechenden Abſchiedsſtimmung weichen. Erſt dann folgen die Verwünſchungen, die ſich im Gegenſatz zu dem Berichte nicht gegen die Verräter im eigenen Lager wenden, ſondern in gewohnter Weiſe gegen den Zaren und die „Fuchtel von Berlin".

Die Auswandernden preiſen ſodann

... Volhyniens Söhne,
Die aus dem Angſtgeſtöhne
Die feuchte Gruft befreit! (V. 52—54.)

In den folgenden Verſen (55—66) erfahren wir die Geſchichte dieſer Volhynier, die Platen in der Mitte zwiſchen den beiden Berichten über den Übergang bei Krakau fand, kein Phantaſiegebilde des Dichters alſo, wie Timm[1]) meint. Es heißt dort:

An demſelben Tage ſetzte die litauiſch-volhyniſche Legion, ganz aus der Blüte der Jugend der dortigen Gutsbeſitzer zuſammengeſetzt, bei Igolonia (an der Grenze des Krakauer Gebietes, welches ſie nicht betreten wollte) auf Fahrzeugen nach Galizien über. Mehrere von ihnen, durch Vereitlung all ihrer Opfer und Hoffnungen zur Verzweiflung gebracht, warfen ſich mit ihren Pferden in die Weichſel und fanden in deren Fluten den geſuchten Tod.

An dieſen Bericht hält ſich Platen ziemlich eng, doch wird man gerade in dieſen Verſen keine Abfärbung des Zeitungsſtiles bemerken

[1]) Timm, Die Polen in den Liedern deutſcher Dichter. Liſſa i. P. 1907. Seite 16.

können. In ihrer volksliedmäßigen Schlichtheit gehören sie vielmehr zu dem Schönsten in Platens Zeitdichtung.

Eher könnte man im Aufbau des Gedichtes eine Annäherung an die aufzählende Art der Zeitungsberichterstattung erblicken. Ähnlich, wie in der Zeitung der Bericht über die Selbstaufopferung der bei Igolonia die Weichsel überschreitenden Volhynier ganz selbständig neben den Berichten über die Polen in Krakau steht, brachte die Behandlung dieser zwei verschiedenen Ereignisse auch einen Bruch in das Gedicht. Die Zuweisung einer so langen Erzählung an die Helden des Gedichtes konnte nur auf deren Kosten geschehen, denn die rührende Geschichte lenkt die Aufmerksamkeit von denen, die im Mittelpunkt des Interesses stehen sollen, ab. Auch der Dichter scheint über der Episode den Hauptgegenstand, den Weichselübergang bei Krakau, aus den Augen verloren zu haben. Die letzten Worte gelten den Volhyniern, der Rahmen um diese Episode wird also nicht geschlossen, so daß nicht einmal äußerlich die Einheitlichkeit des Gedichtes gewahrt wird.

Das am 7. November 1831 gedichtete „Wiegenlied einer polnischen Mutter“[1]) geht auf keine besonderen Quellen zurück.

Das nächste, „An einen deutschen Fürsten“[2]) überschriebene Polenlied wurde wieder durch ein bestimmtes Ereignis veranlaßt.

Wie die Teile der polnischen Armee unter Romarino und Rożycki, nach Süden gedrängt, schließlich die österreichische Grenze überschritten, um nicht in die Hände der Russen zu fallen, so wurde im Westen ein von General Rybinski befehligtes Korps genötigt, sich auf preußisches Gebiet zu begeben. Die „A. Z.“ vom 13. Oktober 1831[3]) meldet diesen am 29. September bei Jastrzembin erfolgten Übertritt der Polen nach Preußen. Lange Zeit hörte man von deren weiterem Schicksal nichts. Aus einer Zeitungsnachricht[4]) erfuhr man dafür, daß die Russen die Auslieferung der nach Galizien geflüchteten Polen, deren freundliche Behandlung früher einmal hervorgehoben worden war, verlangt hätten, von Kaiser Franz aber abgewiesen worden seien. Der Schluß lag nahe, daß ein ähnliches Ansinnen auch an Preußen gestellt worden sei. Auch durch die Veröffentlichung des letzten Tagesbefehles Rybinskis vor der Überschreitung der Grenze[5]) mußte die Aufmerksamkeit auf die Polen in Preußen gelenkt werden. Die Freunde Polens hatten allen Grund, um das Schicksal der Flüchtlinge im Falle ihrer Auslieferung be-

[1]) Werke II, 183.
[2]) Werke II, 196.
[3]) B. 1143.
[4]) „A. Z.“, 4. November 1831, B. 1232.
[5]) „A. Z.“, 15. November 1831, B. 1275.

sorgt zu sein. Hatte angeblich doch sogar der preußische Konsul in Warschau gegen die strenge Behandlung der besiegten Polen durch die Russen Einsprache erhoben[1]).

Platens Entschluß, für diesen Teil der polnischen Armee den Schutz des Kronprinzen Friedrich Wilhelm[2]) anzurufen, wurde wohl durch die erwähnten Zeitungsmeldungen beeinflußt. Besonders die Nachrichten von der preußischen Intervention in Warschau und der Begnadigung jener preußischen Staatsangehörigen, die trotz eines strengen Verbotes in der polnischen Armee mitgekämpft hatten[3]), lassen es erklärlich erscheinen, daß Platen drei Wochen nach dem „Weichselübergang" und den Ausfällen gegen die „Fuchtel von Berlin" mildere Töne gegen die Hohenzollern anschlagen konnte.

Dagegen nimmt er bei seinen Vorwürfen gegen den Zaren keine Rücksicht auf dessen verwandtschaftliche Beziehungen zum preußischen Königshaus. Auf eine neue Quelle gehen hier die Verse 46—47 zurück. Die „A. Z." vom 28. Oktober[4]) hatte nämlich gemeldet, daß in Warschau zur Feier des Sieges ein Tedeum unter zahlreicher Beteiligung der einheimischen Bevölkerung abgehalten worden sei. Über die wiederholten Berufungen des Zaren auf die von Gott gesegnete gerechte Sache der Russen hatte sich der Dichter erst kürzlich wieder ärgern können[5]). Sie haben ihn wohl auch zu der Vorlesung über das Legitimitätsprinzip am Schlusse des Polenliedes bewogen, das trotz allem vom Kronprinzen höflich beantwortet wurde.

In das Ende des Jahres 1831 fällt der „Europäische Tierkreis"[6]), der in dem gegen Rußland gerichteten Teile sehr an die Polenlieder erinnert. Als Vorbild schwebte Platen wohl Schillers „Literarischer Zodiakus" in den Xenien vor. Daß dort unter dem Bilde der Zwillinge auf die beiden ungleichaltrigen Brüder Stolberg angespielt wird, beseitigt die Bedenken gegen den Altersunterschied zwischen den Brüdern Alexander und Nikolaus, welche ohne Zweifel unter dem „Zwillingspaar im Norden", V. 19, getroffen werden. Denn im Vers 20:

In des Vatermörders Stapfen tritt des Völkermörders Fuß

können nur der schon im „Romantischen Ödipus"[7]) als Vatermörder gebrandmarkte Zar Alexander und dessen Nachfolger Nikolaus, dem

[1]) „A. Z.", 9. November 1831, V. 1252.
[2]) Über Platens Beziehungen zum preußischen Kronprinzen spricht Renck Seite 38 f., 83 ff.
[3]) „A. Z.", 13. November 1831, V. 1267.
[4]) V. 1204.
[5]) „A. Z.", 5. November 1831, V. 1234.
[6]) Werke II, 207.
[7]) Werke X, 119, V. 577.

hier nicht zum erstenmal Völkermord vorgeworfen wird, gemeint sein. Rencks Deutung des Zwillingspaares auf den Zaren und das Russenvolk[1]) scheint auf einem Versehen zu beruhen.

Die Umarbeitung des Polenliedes „Ende Polens" in „Warschaus Fall"[2]) hängt kaum unmittelbar mit der tatsächlichen Einnahme der polnischen Hauptstadt zusammen. Das angegebene Datum „Ende 1831" wird vielmehr auf die Zeit zwischen dem 5. November und 16. September eingeschränkt werden können. Darauf führt uns die Tilgung der preußenfreundlichen Stellen, die wohl nicht zu einer Zeit vorgenommen wurde, wo der Dichter die fliehenden Polen im „Weichselübergang" sagen läßt:

Schon lechzt nach unserm Blute
... die Fuchtel von Berlin[3]).

Anderseits mußte die in dem Polenliede „An einen deutschen Fürsten" bemerkte preußenfreundliche Stimmung bald nach der Ankunft des von Berlin kommenden Grafen Fugger wieder umschlagen.

Nach der Beendigung des Krieges hatte in Polen ein strenges Regiment eingesetzt. Die Zeitungen brachten wenig darüber, doch ab und zu las man von langjährigen Kerkerstrafen, Hinrichtungen und „Verschickungen in das Innere", das heißt Verbannung nach Sibirien.

Vielleicht wurde durch eine Zeitungsnachricht, die von der Furcht der Polen vor Sibirien erzählte[4]), Platen der Gedanke an eine dichterische Beschäftigung mit den bereits in Sibirien befindlichen Polen nahegelegt.

Das „Klagelied der polnischen Verbannten in Sibirien"[5]) zählt 72 Verse. Es ist vorauszusehen, daß der Dichter die Verbannten kein so langes Klagelied über ihren gegenwärtigen Wohnsitz anstimmen lassen konnte. Er wußte von dem Lande nur, daß es eine öde, von wilden Tieren bevölkerte Schnee- und Eiswüste sei und daß die Deportierten in Strafkolonien vereinigt würden.

Der wirkliche Zweck des Klageliedes wird gleich in der ersten Strophe bekannt gegeben, den „Würger" im Gesang zu verfluchen.

Der Schmerz über das Ende der Selbständigkeit Polens (V. 25—28) dürfte mit den Gerüchten von der bevorstehenden Umwandlung Polens in eine russische Provinz[6]) zusammenhängen, die

[1]) a. a. O. S. 64, Anmerkung 3.
[2]) Werke II, 180.
[3]) Werke II, 188, V. 28, 30.
[4]) „A. Z.", 16. Dezember 1831, V. 1400.
[5]) 7. Jänner 1832. Werke II, 191.
[6]) „A. Z.", 13. Dezember 1831, V. 1388.

Beraubung des „irdiſchen Guts“ (V. 31) mit den häufig gemeldeten Konfiskationen polniſcher Güter[1]).

Auf eine Zeitungsnachricht vom 3. Dezember 1831 laſſen ſich die Verſe 33—36 zurückführen. Dort wurde berichtet, daß bei der Neuordnung des polniſchen Unterrichtes der ruſſiſchen Sprache große Rechte eingeräumt würden. In einem anderen Berichte[2]) heißt es:

Die hieſige Univerſitätsbibliothek iſt verſiegelt worden.

Darnach Vers 36:

Läßt er ſelbſt der Bücher Schatz verſiegeln.

In keiner Verbindung mit Platens Zeitungslektüre ſteht das im Mai 1832 gedichtete Polenlied „Unterirdiſcher Chor“[3]). Die Zeichnung der Furien entſpricht der Schilderung in den „Eumeniden“ des Äſchylus, nach der ſie auch auf Vaſen vielfach abgebildet wurden. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß Platen von einer ſolchen Abbildung die Anregung erhielt, die alten Anklagen gegen den Zaren in dieſen neuen Rahmen zu faſſen.

Wir haben bereits erwähnt, daß die Ankunft Fuggers in Neapel Platens Stimmung gegen Preußen ungünſtig beeinflußte. Der Freund, welcher längere Zeit als Adjutant des bayriſchen Kronprinzen mit dieſem in Berlin geweilt hatte, erzählte ihm von dem „grenzenloſen Ultraismus“ am Berliner Hofe[4]). Er wird ihn auch über die einzelnen bei der Regierung und bei Hofe maßgebenden Perſönlichkeiten unterrichtet haben, ſo daß Platen die Kräfte kannte, die in Berlin die deutſche Politik im reaktionären Fahrwaſſer zu erhalten trachteten. Ihre Erfolge zeigten ſich in den Ereigniſſen des Sommers 1832. Vor allem die Annahme der reaktionären Sechsartikel durch das Frankfurter Parlament[5]) war ein ſchwerer Schlag für alle freiheitlich Geſinnten.

Renck hat ſicher Recht, wenn er neben den Berichten Fuggers auch dieſe gegen die Freiheit des öffentlichen Lebens gerichteten Bundestagsbeſchlüſſe mit Platens „Berliner Nationallied“[6]) in Verbindung bringt. Da aber dieſes Polenlied Männer angreift, die in ihrem Haupt- oder Nebenberuf Journaliſten waren, ſo liegt es nahe, den Anſtoß zu dem Spottgedicht in der Nachricht von der Verfolgung einer freiheitlichen Zeitſchrift zu ſuchen.

In der „A. Z.“ vom 9. Auguſt[7]) wurde gemeldet, daß die

[1]) „A. Z.“, 7. Dezember 1831, B. 1364.
[2]) „A. Z.“, 18. Dezember 1831, B. 1407.
[3]) Werke II, 202.
[4]) Tgb. II, 929.
[5]) Stern, a. a. O., IV, 318.
[6]) 27. Auguſt 1832. Werke II, 199.
[7]) B. 888.

preußische Regierung die „Allgemeinen politischen Annalen", welche von Rotteck im Cottaschen Verlag herausgegeben wurden, verboten habe. Die Redaktion bemerkte hiezu, daß sie die Beurteilung dieses Vorgehens den Lesern überlasse. Es läßt sich nun ganz gut denken, daß Platen daraufhin mit seinem „Berliner Nationallied" geantwortet hat.

Daß er sich schon längere Zeit mit dem Plane getragen hat, jene pietistisch gesinnten Kreise in Berlin, die Deutschlands Rettung vor dem Konstitutionalismus in einem engen Anschluß an Rußland erblickten und diese Ansichten in dem neugegründeten „Politischen Wochenblatt" zu verbreiten suchten, aufs Korn zu nehmen, zeigt die von den übrigen Polenliedern abstechende Ruhe, mit der er an die Anlage und Ausführung dieses Gedichtes schritt.

Fries[1]) und Renck[2]) machen auf den ergötzlichen Wettbewerb aufmerksam, in den das „Berliner Nationallied" mit Schillers Hohemlied „An die Freude" treten will. Der gewaltige Gegensatz zwischen Form und Inhalt beleuchtet die Erbärmlichkeit der reaktionären Ziele scharf und vernichtend, wie es die lautesten Donnerworte nicht zuwege gebracht hätten.

Dem Chor der Berliner wird als erster Karl Ernst Jarke, der Herausgeber des „Politischen Wochenblattes" gegenübergestellt. Die Begeisterung für die Russen und die Frömmigkeit, welche diese Rolle erfüllen, zielen auf die russenfreundliche Tendenz der Zeitung und den Berliner Pietismus, zu dessen Hauptstützen der erst im Vorjahre zum Katholizismus übergetretene Schriftsteller zählte[3]). Auf Jarke folgen dann in bunter Reihenfolge: Ancillon, der trotz seiner erst kurzen Ministerpräsidentschaft eine ausgesprochen russenfreundliche Haltung hatte erkennen lassen, der Mitbegründer des „Wochenblattes", Generalstabschef Radowitz, auf dessen Aufsehen erregende Vermählung mit einer Gräfin Voß[4]), die Unterscheidung zwischen adeligen und unadeligen Herrschern anspielt, eine „heimliche Stimme", die noch nicht enträtselt ist, der preußische Staatsrat Stägemann, der einzige unter den vielen Polendichtern, der sich der Vernichtung Polens freute, und als letzter der liberale Hofgelegenheitsdichter Friedrich Förster, der von Renck hinter dem Titel „Hofdemagog" erkannt wurde[5]).

Das „Berliner Nationallied" wurde bereits auf der Heimreise Platens, wahrscheinlich in Innsbruck, geschrieben. Während seines

[1]) Fries, Platenforschungen. Berlin 1903. Seite 116, 125.
[2]) Seite 87.
[3]) Vgl. Stern IV, 293 ff.
[4]) Vgl. Allgemeine deutsche Biographie, Band 27, Seite 142 f.
[5]) Renck, 100.

Münchner Aufenthaltes, der vom 30. August 1832 bis 21. April 1833 dauerte, lebte der Dichter sehr zurückgezogen und suchte sich auch gegen die Vorgänge auf der politischen Weltbühne möglichst abzuschließen. „Ich weiß übrigens von nichts, sehe niemand und lese keine Zeitung", schrieb er am 4. Dezember 1832 an die Brüder Frizzoni [1]). Doch um dieselbe Zeit muß er gestehen, daß es ihm nicht gelinge, wie Goethe aus dem aufregenden Treiben seiner Zeit in die Ruhe wissenschaftlicher Beschäftigung zu flüchten:

... Jeglicher Puls in mir
Wallt feurig auf ...
... Zu tief ergreift mich
Menschlichen Wechselgeschicks Entfaltung [2]).

Gerade die Monate November und Dezember 1832, in denen er keine Zeitung las, sind fruchtbarer an Zeitgedichten als irgendein anderer gleich langer Zeitabschnitt.

Der Anstoß zur Entfesselung der lange zurückgehaltenen Energie kam diesmal von einer anderen Seite. Platen muß schon im Sommer von polenfeindlichen Gedichten des preußischen Staatsrates Friedrich August Stägemann gehört haben, als er ihn im „Berliner Nationallied" als Russenfreund verspottete. Zu Gesicht aber kamen ihm die „Vier lyrischen Gedichte zur Erinnerung an die Jahre 1830 und 1831" wohl erst in München, wo er über sie im November ein von leidenschaftlicher Empörung erfülltes Urteil fällte [3]). Bald darauf schrieb er die Ode „An einen Berliner Jakobiner" [4]), die mit einer Probe aus Stägemanns Ode „Nach der Schlacht bei Grochow" [5]) beginnt und nach heftigen Ausfällen gegen den Berliner Dichter in eine Verherrlichung des vernichteten Polens ausklingt.

Gegen die polenfeindliche Tendenz der „Vier lyrischen Gedichte" hatte Platen somit entschieden Stellung genommen. Aber auch das in ihnen dem „frommen" Zaren gespendete Lob ließ unseren Dichter nicht ruhen. Es ist der letzte Grund, daß sich ein Keim, den er schon lange in sich getragen hatte, zu einem seiner besten Polenlieder entfaltete.

Schon im März 1831 hatte Platen die fromme Sprache der kaiserlichen Ukase verhöhnt und ihr das Verhalten des Zaren gegen die Polen entgegengehalten [6]).

[1]) Minckwitz II, 262.
[2]) Werke IV, 90, V. 14—15, 19—20.
[3]) Werke XI, 180.
[4]) Werke IV, 96.
[5]) Vier lyrische Gedichte zur Erinnerung an die Jahre 1830 und 1831. Ohne Angabe des Druckortes und des Verfassers (Platen kannte ihn). II, V. 61—64.
[6]) Werke II, 181, V. 25—26.

Auch den verſöhnlichen Äußerungen des Zaren, die nach dem Abſchluß des Krieges bekannt wurden, maß er keine Bedeutung bei. Ihm erſchien der Polenſieger als verkappter Teufel und Völkermörder, deſſen Gefühlsrohheit er in einem Epigramm folgendermaßen geißelte:

Das erlauchte Gewiſſen.

Frage:

Sprich, wie befindeſt du dich im Gemüt, ſeitdem du der Menſchheit
Hohn ſprachſt, eine Nation ließeſt erwürgen, o Herr?

Antwort:

Ganz ausnehmend, ich tanze ſogar und beſchlafe die Weiber,
Trinke vortrefflichen Wein, eſſe mit viel Appetit.

Replik:

Seliger Gleichmut, welcher verlieh'n euch irdiſchen Göttern,
Leicht wie ein Schwamm, austrieft rauchende Bäche von Blut[1]).

Ein Jahr ſpäter, im November 1832, befaßte ſich Platen wieder in ähnlich ſatiriſcher Weiſe mit dem Zaren, der ſich beim Tanz unterhalten kann, während ſein Volk in Leid und Not vergeht. Nur an dieſem einen Vergnügen wird in dem Polenliede „Er tanzt in Moskau“[2]) der ſelige Gleichmut des Zaren gezeigt.

Die Situation, welche dem Gedichte im Titel, im Kehrreim und beſonders in den Verſen 12—13:

Als er gehört von eurem Fall,
Da gab er einen großen Ball.

zu Grunde gelegt wird, ſtimmt mit den Tatſachen nicht überein.

Als Warſchau fiel, befand ſich der Zar in Petersburg. Die Nachricht von dieſem Siege wurde dort allerdings gefeiert, aber nicht durch einen Ball, ſondern durch eine feſtliche Beleuchtung der Stadt[3]). Nach Moskau begab ſich Nikolaus erſt einige Wochen ſpäter[4]). Die Zeitungen, die ſonſt die Feſte am ruſſiſchen Hofe regelmäßig verzeichnen, wiſſen während dieſes Moskauer Aufenthaltes nichts von einem Balle zu melden.

Die Grundlage für unſer Polenlied beruht alſo nur zum Teil auf Erinnerungen an die über ein Jahr zurückliegenden Ereigniſſe. Erſt die dem Dichter bewußte oder unbewußte Verbindung der Petersburger Feier mit dem Moskauer Zarenaufenthalte und die Einbeziehung der Vorliebe Nikolaus' für das Tanzen ſtellte das Bei-

[1]) Werke IV, 168.
[2]) Werke II, 194.
[3]) „A. Z.“, 12. Oktober 1831, B. 1139.
[4]) „A. Z.“, 9. November 1831, B. 1251

ſpiel her, das die für Platen von vornherein feſtſtehende Herzloſigkeit des Zaren vor Augen führen ſollte.

Das Tanzmotiv erinnert an Byrons Verſpottung des „Gecken Zar“ als „des Walzers und des Krieges Selbſtbeherrſcher“ im 10. Teile des „Erzenen Zeitalters“.

Mit dieſem Gedichte war Platens Polendichtung abgeſchloſſen. Gedruckt war von den Liedern bisher nur der „Geſang der Polen“ in Wendts deutſchem Muſenalmanach. Der ſo ſehr gewünſchten Veröffentlichung der übrigen Lieder ſtellten ſich unüberwindliche Hinderniſſe entgegen. „Von Preßfreiheit iſt keine Rede mehr“, klagte er, als die Polenlieder in die Ausgabe ſeiner Gedichte von 1832 nicht aufgenommen werden konnten[1]). Als Cotta eine neue Ausgabe vorbereitete, gelangte das Manuſkript ſo „verſtümmelt“ von der württembergiſchen Zenſur zurück, daß an eine Veröffentlichung der nicht mitvorgelegenen Polenlieder ſchon gar nicht zu denken war[2]).

Die Vereitlung dieſes Lieblingswunſches und der Ärger über die ungünſtigen Urteile, die Platen über ſeine Werke um dieſe Zeit zu hören bekam[3]), trugen die Schuld an dem Ausbruch ſeiner gereizten Stimmung, wie er uns in dem im November 1833 gedichteten Epilog[4]) vorliegt.

Der Zorn gegen die Kritiker, die „Stümper“, „Blöden“, „Schergen“ und den „mörderiſchen Zenſor“ überträgt ſich auf das ganze Volk, „das wandelt eine ſolche Bahn“. Unwille über die politiſche Gleichgiltigkeit ſeiner Landsleute und verletzter Dichterſtolz führen zu der ſchrillen Diſſonanz, mit der der „Epilog“ und damit die ganze Polenlyrik Platens endet.

Der Berliner Beſuch des Zaren Nikolaus im Herbſt des Jahres 1834 ſchien noch einmal einen Ausbruch des durch den Polenkrieg gewaltig geſteigerten Zaren- und Tyrannenhaſſes erregen zu wollen. Das damals geplante Gedicht blieb aber Fragment[5]). Nach einer Meldung der „A. Z.“ vom 19. November[6]) hatte der Zar mit ſeinen Verwandten einer Aufführung der Oper „Robert der Teufel“ beigewohnt und war bei ſeinem Erſcheinen von dem Publikum ſtürmiſch begrüßt worden. Platens Zorn über das Verhalten der Berliner tobte ſich in wenigen Verſen aus, denen er noch einige Anklagen gegen verſchiedene Herrſcher in abgeriſſenen, unvollſtändigen Sätzen nachſchleuderte. Da die erwähnte Zeitungsnachricht Platen,

[1]) Minckwitz, II, 258, 260, 262.
[2]) Minckwitz, II, 283.
[3]) Minckwitz, II, 274, 284.
[4]) Werke II, 210.
[5]) Werke II, 206.
[6]) B. 1452.

der sich damals in Florenz befand, frühestens am 25. November erreichen konnte, ergibt sich eine nähere Bestimmung des angegebenen Datums „November 1834" nach der unteren Grenze hin.

Bei den Quellenuntersuchungen, deren Ergebnisse hier mitgeteilt wurden, hat sich nirgends die Notwendigkeit ergeben, die Benutzung einer anderen Zeitung als der „A. Z." zur Erklärung herbeizuziehen; selbst dort nicht, wo die „A. Z." den gesuchten Aufschluß einmal nicht bot.

Für die meisten Polenlieder fand sich als letzter äußerer Anstoß eine Stelle in der „A. Z.", die immer so beschaffen war, daß sie bei dem Dichter eine Mißstimmung hervorrufen mußte. Rußlands Drängen zum Krieg gegen Frankreich, die Berliner Meldung über die Verfassung, die falsche und die richtige Nachricht von der Einnahme Warschaus, die Verschärfung der Amnestiebedingungen, der Zwang zur Auswanderung, die Verbannung nach Sibirien, die Unterdrückung einer freiheitlichen Zeitschrift, die Begrüßung des Zaren durch die Berliner. Wird Platen einmal durch eine Nachricht, die wie die Mitteilung des polnischen Manifestes seine Zustimmung auslösen mußte, zum Dichten angeregt, so sucht er ebenfalls Anknüpfung an ein früher berichtetes Ereignis, dem er widersprechen kann, in diesem Fall an das „Vernichtungsmanifest des Selbstherrschers". Der oppositionelle Charakter der „Polenlieder" zeigt sich auch deutlich darin, daß die Waffentaten der Polen den Dichter nicht anzuregen vermochten.

Die Nachricht, die als letzte auf die Entstehung eines Polenliedes gewirkt hat, hat nicht immer zur sofortigen Niederschrift des Gedichtes geführt. Aber auch bei den Liedern, wo zwischen Zeitungs- und Gedichtsdatum wenig mehr als die Mindestbestelldauer der „A. Z." liegt, weist der Niederschlag früherer Zeitungsberichte darauf, daß einzelne Keime schon längere Zeit vorhanden waren. Diejenigen Polenlieder, bei denen dieses innere Ausreifen am längsten dauerte, stellen sich als die besten heraus.

Die stoffliche Berührung zwischen Zeitung und Gedicht ist nicht groß. Mit Ausnahme des „Weichselüberganges", in dem ein ganzer Bericht dichterisch gestaltet wird, hat die Zeitungslektüre nur an einzelnen verstreuten Stellen Spuren hinterlassen.

Dafür ist bei diesen wenigen Stellen die Anlehnung an die Zeitung sehr eng. Sie erstreckt sich bis auf die Gleichheit einzelner Ausdrücke. Der Dichter änderte aber auch an den Angaben des Berichtes, wenn sie ihm nicht in sein Bild paßten. Einzelne Stellen in den Gedichten gehen auf verschiedene Zeitungsnachrichten zurück, deren Zusammensetzung durch den Dichter nicht immer mit dem tatsächlichen Sachverhalt übereinstimmt.

Fast in allen diesen Fällen handelt es sich um die Wiedergabe von Ereignissen. Eine regere Benutzung der Zeitung in dieser Richtung wäre für die Polenlieder nur vorteilhaft gewesen. Eine Beeinflussung in der Richtung, wie sie Kircher[1]), der von „Mitteln des Leitartikels“ spricht, und Renck[2]), der die „nüchternen und matten Stellen“ in einen „gewissen Zusammenhang mit der von Platen betriebenen Zeitungslektüre“ bringen möchte, andeuten, läßt sich nicht feststellen.

Im allgemeinen hat die Zeitungslektüre die Polenlieder in der Weise beeinflußt, daß sie den Dichter zur Äußerung seiner eigenen Meinung herausforderte, wobei die berichteten Ereignisse als bekannt vorausgesetzt wurden. Nur knappe, nicht zu umgehende Hinweise erinnern an sie.

Die bedeutendste Anregung erhielt Platens Polendichtung durch den Fall Warschaus und die ihm nachfolgenden Ereignisse. Sechs neue Lieder und eine Umarbeitung fallen hier in die kurze Zeit von nicht ganz vier Monaten. Von den fünf vorangehenden durch eine sechsmonatliche Pause getrennten Polenliedern des Jahres 1831, also aus den ersten Monaten des Aufstandes, stehen eines und eine Umarbeitung unter dem Eindruck der falschen Nachricht von der Einnahme Warschaus. 1832 folgen (außer dem „Klagelied“) drei Lieder als Ausklänge in großen Abständen. Der 1830 geschriebene „Aufruf“ und der „Epilog“ aus dem Jahre 1833 geben den Rahmen für die ganze Polendichtung.

Als Quellen für die Polenlieder wären auch die Werke zu erwähnen, denen Platen bei seinen geschichtlichen Hinweisen gefolgt ist. Bei seinen großen historischen Kenntnissen ist natürlich nicht zu erwarten, daß sich bei den einzelnen in Betracht kommenden Stellen die Benutzung bestimmter Quellen nachweisen lassen wird, zumal es sich nur um solche Sachen handelt, über die in jener Zeit viel geschrieben und gesprochen wurde. Nur in einem einzelnen Falle konnte eine bestimmtere Annahme aufgestellt werden.

Am größten ist der Anteil der Geschichte in den ersten Polenliedern. Später bot die Zeitgeschichte Platen genügend Stoff für seine Anklagen und Urteilssprüche, so daß er nach Warschaus Fall nur ganz vereinzelt auf die geschichtliche Vergangenheit zurückgriff.

Der Anteil der älteren Dichtung an den Polenliedern ist gering. Während von Vergil nur ein Vers als Motto entliehen wurde, der sich übrigens auch in einem politischen Gedichte Freiligraths wieder-

---

[1]) Kircher, Platens Polenlieder. Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte I, S. 50—67. Berlin 1901.

[2]) Seite 60.

findet, geht bei dem Polenlied „Eamus omnis execrata civitas" nicht nur der Titel, ſondern auch der Inhalt auf Horaz zurück.

In der deutſchen Literatur konnte Platen ein Vorbild für ſeinen Ruſſenhaß bei Gleim finden, deſſen Lied „Der Grenadier an die Kriegesmuſe nach der Niederlage der Ruſſen bei Zorndorf" wegen ſeiner ruſſenfeindlichen Ausfälle ſogar von der Berliner Zenſur beanſtändet wurde[1]). Es preiſt Friedrich den Großen als Züchtiger der Bosheit eines Volkes, „das noch zu Menſchen nicht geworden iſt" und als Rächer der Menſchheit an dem „Heere der ſchrecklichen Verwüſter und Barbaren". Die Wiederkehr eines ſolchen Rächers erhoffte Platen, wenn er ſich ihn auch nicht mehr als preußiſchen König denken konnte. Außer derartigen in einzelnen Zügen verwandten Gedichten dürfte es ſchwer fallen, in der deutſchen Dichtung Vorbilder für die Polenlieder zu entdecken. Die Dichtung der Befreiungskriege verſpottete Platen in dieſer Zeit[2]), trotzdem er in der Jugend ſelbſt das jetzt ſo verrufene Bündnis mit den Ruſſen beſungen hatte.

Dagegen wurde auf zwei Namen in der Weltliteratur verwieſen: Byron und Leopardi[3]).

Näher ſtehen die Polenlieder der politiſchen Dichtung Byrons. Wenn Platen unter Europa nur das moderne Europa mit Ausſchluß der Türken und Ruſſen verſtand, ſo folgte er darin dem Beiſpiel Byrons. Ein Vorgänger Platens war Byron beſonders als Bekämpfer des Legitimitätsprinzipes und der Allianzmächte. Neben den Türken hatte er auch die Ruſſen und ihren Zaren aufs Korn genommen und die Polen öfter unter den entrechteten Völker hervorgehoben. Freilich waren das nur Vorpoſtenplänkeleien im Vergleich zu der Hauptſchlacht, die Platen auf dieſer Front ſchlug.

Theodor Fontane und ſein franzöſiſches Erbe.

Von Paul Amann in Wien.

(Schluß.)[4])

Die möglichſt erſchöpfende Analyſe von Theodor Fontanes innerer Stellung zu deutſchem und beſonders zu franzöſiſchem Weſen war

[1]) Deutſche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts (Seuffert). Nr. 4, herausgegeben von Auguſt Sauer. Seite XXV.

[2]) Werke IV, 166.

[3]) Fries, 87, 88. Renck, 80.

[4]) Siehe oben, S. 270 ff. und S. 623 ff.

mehr als Vorarbeit, förderte in einigen Punkten auch unmittelbar die Lösung der Hauptfrage, der Frage nach den Größen- und Lagerungsverhältnissen der älteren und jüngeren, der französischen und deutschen Kulturschicht seines Geistes. Wenn wir es jetzt nicht vermeiden können, dieses heikle Problem direkt anzugreifen, so schreiten wir doch eine gute Strecke auf eben so festem Boden wie bisher; die Zeugnisse, auf die wir uns zunächst zu stützen haben, sind den bisher verwendeten völlig verwandt; sie zeigen nur eine Verschiebung des logischen Akzents; hat Fontane bisher seine Persönlichkeit mit ihren eigensten Neigungen und Abneigungen in Szene gesetzt, um den oder jenen Zug deutschen oder französischen Wesens zustimmend oder ablehnend zu unterstreichen, so liegt jetzt umgekehrt der Nachdruck bei der Absicht einer teilweisen Selbstenthüllung und die ethnologische Beziehung ist diesem Zwecke untergeordnet.

An die Spitze gehört eine Äußerung, die bezeugt, wie Fontane im allgemeinen über die geistige Eigenart der preußischen Refugiés-Kolonien dachte.

Wenn es auch — ich habe darüber mit dem verstorbenen Konsistorialrat Fournier, dem besten Kenner auf diesem Gebiete, mehr als einmal eingehende Gespräche führen dürfen — als sicher gelten darf, daß auf allgemeine geistige Veranlagung hin angesehen, von einer im vorigen Jahrhundert von seiten der Kolonieleute als eine Art Dogma betrachteten Überlegenheit[1]) längst keine Rede mehr sein kann, so möchte ich doch beinahe annehmen, daß in bezug auf künstlerische Beanlagung (Handgeschicklichkeiten eingeschlossen) auch in diesem Augenblicke noch die Nachkommen der „Kolonie" den berlinischen Autochthonen — ganz speziell *diesen*, im Gegensatz zu dem Zuzug aus anderen deutschen Landesteilen — um einen guten Pas voraus sind[2]).

Hier ist zunächst wieder Fontanes besonderes Interesse für diese Fragen bezeugt, ferner aber erlauben seine Worte den sicheren Schluß, daß er seine eigene künstlerische Veranlagung als französisches Erbe angesehen hat[3]). Die Tatsache, daß, wie es scheint, weder von väterlicher noch von mütterlicher Seite das fremde Blut ganz unvermischt geblieben war, kann ihn in diesem Bewußtsein nicht gestört haben, da ihm z. B. die Familie Scherenberg — in diesem Zusammenhang erscheint jene Betrachtung — umgekehrt bewies, daß schon zwei Hei-

[1]) In der Novelle „Schach von Wuthenow" verkörpert eine komische Nebenfigur diesen Kolonistenhochmut um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts.

[2]) Kinderjahre, S. 113 f.

[3]) Fontane betont oben die „Handfertigkeiten". Sein eigener Kunsttrieb erwachte zunächst als Handfertigkeit; als Knabe trieb er Buchbinderei; manche Aussprüche, manch ärgerliches Wort des greisen Fontane erklären sich so; immer wieder schilt er über das Berliner Handwerk, über die schlechten Einbände seiner Bücher, über schlecht gebundene Lederkappen auf Flaschen . . . Daß er als junger Apotheker seine Berufspflichten so leicht erfüllen konnte, lag gewiß auch an seiner feinen, geschickten Hand.

raten mit Damen der Kolonie genügten, in eine nüchtern norddeutsche Kaufmannsfamilie bei der ganzen Deszendenz starke und mannigfaltige Künstlerneigungen hineinzutragen.

Trotz seines Abrückens von allem Kolonistenhochmut erlauben viele seiner abfälligen Urteile über deutsche, besonders über Berliner Art immerhin die Frage, ob ein gewisser Blutstolz nicht auch bei ihm auf Augenblicke durchschlägt. Dergleichen ist natürlich nur in Privatbriefen zu finden; einmal, freilich durch Selbstironie gemildert, begegnet uns dieser Rassenhochmut ganz unverhüllt. (Brief an Frau Emilie Fontane, F. Br. II, S. 189.) Es handelt sich um eine Kritik Brahms über ein französisches Lustspiel.

Er findet, was mich hoch erfreut, das Stück entzückend und beweist dem guten Berlinertum, daß es für solchen himmlischen gallischen Humor gar kein Verständnis habe. Wie stolz und wie glücklich bin ich, daß „meiner Ahnen Wiege' im Languedoc, ja sogar in der Gascogne gestanden hat. Übrigens bist Du auch daher, Toulouse und Montpellier liegen beieinander[1]).

Wenn es eine berechtigte Tradition der essaiistischen Fontane-Literatur ist, Züge des alten Stechlin zur Kennzeichnung des alten Fontane zu brauchen, so dürfen wir auch zu diesem Punkte einen Satz in persönlicher Deutung verwenden (Der Stechlin, S. 6):

Er hatte noch ganz das eigentümliche, sympathisch berührende Selbstgefühl all derer, die ‚schon vor den Hohenzollern da waren', aber er hegte dieses Selbstgefühl nur ganz im Stillen und wenn es dennoch zum Ausdrucke kam, so kleidete es sich in Humor, auch wohl in Selbstironie, weil er seinem ganzen Wesen nach hinter alles Fragezeichen machte.

So fühlte Fontane in sich das Blut, die Instinkte eines Volkes, das schon vor den Preußen in Europa „da war"[2]).

Die Auffassung des Künstlers Fontane als kernhaft norddeutsch, ist, wenigstens in dieser Unbedingtheit, mit seinen eigenen Worten glatt zu widerlegen. Diese Vorstellung stützt sich auf die Tatsache einer gewissen preußisch-berlinischen Mimicry, in der mindestens der jüngere Fontane sein anders geartetes Wesen unbewußt versteckt; patriotische Empfindlichkeit bestärkt ihn in dieser Selbsttäuschung. Ein gutes Beispiel dafür ist ein Brief an Theodor Storm vom 2. Mai 1853, in dem er, ohne seinen eigenen Tadel zurückzunehmen, Berlin verteidigt; die Methode ist interessant; er will nachweisen, daß die Vorzüge der Westnationen, besonders der demokratische Geist Frankreichs in Preußen

[1]) Gegenüber einem deutschen Gemeinplatz spricht Fontane den Franzosen nicht nur Esprit, sondern „Humor" zu.

[2]) Prolog zur Feier des zweihundertjährigen Bestandes der französischen Kolonie, 1. November 1885 (Gedichte, S. 320) . . . Mit fleiß'ger Hand, in allem wohl erfahren, Was älterer Kultur und wärm'rer Sonne / Daheim entsproß und einem reichren Lande — / So wirkten wir.

noch stärker entwickelt seien. Wenn er aber auch später noch eine Herabsetzung seines Vaterlandes bei Fremden nicht dulden will, so wehrt er sich doch auch energisch gegen eine absolute „Einpreußung" seiner Persönlichkeit; er ist empört über einen Kritiker der Jungen, der in einer lobenden Charakteristik nach dieser Richtung fehlgeht.

Das romantisch-Phantastische hat mich von Jugend auf entzückt und bildet meine eigenste südfranzösische Natur, und nun kommt Hart und sagt mir: ich sei ein guter, leidlich anständiger Kerl, aber Stockphilister mit einem preußischen Ladestock im Rücken. O du himmlischer Vater!

Es ist gewiß überraschend, den zweiundsiebzigjährigen Fontane das Romantisch-Phantastische als seine eigenste Natur bezeichnen zu hören. Ihm selbst, und auch als er nur seine ersten Balladen gedichtet hatte, schien diese Romantik übrigens mit Realismus sehr wohl vereinbar, ja er fühlt sich sogar damals vor allem als Realist. Es geht nicht an, etwa diesen Zug seines Wesens als nordisch angebildet zu betrachten[1]).

In einer Kritik von Rossis „Hamlet" lesen wir (Causerien S. 411):

Die Romanen sind große Realisten und überall da, wo scharfe Beobachtung des Lebens ausreicht, um ein Kunstgebilde zu schaffen, erweisen sie sich uns überlegen; in anderen Fällen aber, wo sich's darum handelt, aus dem Innern herauszugestalten, versagt ihnen ihr Können nicht notwendig, aber oft.

Daneben stelle ich ein Geständnis aus dem Jahre 1854 (an Storm, 14. November). Er urteilt da über seine Balladen: „Am Innerlichen mag es gelegentlich fehlen, das Äußerliche hab ich in der Gewalt."

Aber nicht bloß der allgemeine Charakter seines Talents erscheint ihm als wesentlich französisch, sondern auch gerade die besondere Fähigkeit, in der er sein eigenstes Verdienst sah und worin er sich

[1]) Daß scheinbar wesentliche Züge des Dichters Fontane doch nur eine Anpassung darstellen, zeigt sich, wenn wir die literarischen Formen überblicken, in denen sich jene „romantische Phantastik" bei autochthonen Südfranzosen darstellt. Die Ballade im nordischen Sinne ist der französischen Literatur fremd. Historische Phantastik verbreitet sich grenzenlos in den Romanen des Fontane so sympathischen Dumas père. Dumas fils vertritt die komplementäre Seite, den psychologischen Realismus, der das Werk des alten Fontane ganz zu beherrschen scheint (es stünde anders, wenn er seinen „Störtebecker" hätte ausführen können).

Alphonse Daudet, der wie Fontanes Vorfahren aus Nîmes stammte, machte geradezu, wie Fontane selbst, nacheinander zwei Phasen durch, deren erste (Lettres de mon Moulin) durch das Überwiegen märchenhafter Phantastik, deren zweite als scharfe, ja bittere, aber oft auch humoristische Gesellschaftskritik zu kennzeichnen sind. Die nervöse Empfindlichkeit gegenüber allem Sichtbaren — die bei Fontane gar nicht gering ist — ist bei Daudet mehr, die Intelligenz weniger entwickelt, gemeinsam ist beiden die kühne, aber reine, ja kühle Behandlung des Erotischen.

allen Mitſtrebenden überlegen glaubte: es war das die Kunſt, ſeine Romangeſtalten im Geſpräch zu zeigen: „Ich bin — auch darin meine franzöſiſche Abſtammung verratend — im Sprechen wie im Schreiben ein Cauſeur.“ Dieſer Satz wurde ſchon öfter zitiert; es bedarf wohl keines Beweiſes mehr, daß man nicht allein darauf Fontanes franzöſiſches Erbe beſchränken darf; das „auch“ weiſt ja geradezu auf weitere Eigenſchaften gleicher Herkunft.

Neben dieſe unmittelbaren Hinweiſe auf eine franzöſiſche Abſtammung iſt noch ein Geſtändnis zu ſtellen, bei dem ſich Fontane einer ſolchen Verwandtſchaft nicht bewußt war; wenn mein Argument als zwingend befunden wird, ſo iſt mehr dargetan, als ein immerhin nur ſubjektives Gefühl des Dichters; nämlich eine objektive Verwandtſchaft in der Art der künſtleriſchen Konzeption.

In einem Geſpräche mit Rudolf Lindau (Nachlaß S. 289) ſchildert er ſeine Arbeitsweiſe:

... Von dem Augenblicke an, wo mich das ſtarke Gefühl ergreift, ‚dies iſt ein Stoff‘, iſt auch alles fertig, und ich überblick' im Nu und mit dem realen Sicherheitsgefühl, daß ich nirgends ſtocken werde, Anfang, Höhepunkt und Ende ... Und nun ſchreib' ich zwei Stunden hintereinander weg, und alles ſteht da. Jedes Kapitel hat ſeinen beſtimmten Inhalt. Und im weſentlichen bleibt es auch ſo. Aber zu dieſer äußeren Raſchheit meiner Phantaſieſchöpferkraft geſellt ſich eine unendlich ſchwache Treffkraft für den Ausdruck[1]); ich kann das rechte Wort nicht finden. Und ſo brauch' ich ſechs Monate, um eine Arbeit zu vollenden, die ich im Nu konzipierte und in zwei Stunden entwarf.

Damit vergleiche man folgende Stelle aus der Histoire de la littérature anglaise von H. Taine; der Verfaſſer ſucht dort in ſeiner klaren Art, mit etwas derb zugreifender Hand, den „Mechanismus“ [das Einſeitige einer ſolchen Auffaſſung des Lebendigen lag in der Zeit] der franzöſiſchen Erzählung zu erfaſſen. Seine materialiſtiſchen Vorurteile beſtimmen dabei höchſtens ſeinen Ausdruck, ohne ſeinen Blick zu trüben (Histoire de la Littérature anglaise I, 96): „l'ordre lui est inné; sans étude et de prime abord, il désarticule et décompose l'objet ou l'evénement tout compliqué, tout embrouillé, quel qu'il soit, et pose une à une les pièces à la suite des autres, en file, suivant leurs liaisons naturelles.“

Daß dieſe Leichtigkeit der ordnenden Durchdringung, hier und dort, gleichen Weſens iſt, ſcheint mir einleuchtend. Was die „ſchwache Treffkraft für den Ausdruck“ anlangt, ſo ſcheinen mir zwei Deutungen nebeneinander möglich.

Einmal ſtellt Fontane ſehr hohe Anforderungen an ſich, ſein Stilideal iſt, wie das eines berühmteren „Baſtlers“, Flaubert, ein ganz unperſönliches. Die Perſonen ſollen ſo ſprechen, wie es Situa-

[1]) Von Fontane unterſtrichen.

tion und Charakter verlangt, die Sprache überhaupt soll nur den Gegenstand, nicht die kleinen Besonderheiten des Autors spiegeln. Das könnte also auch Refugié-Erbe sein. Die zweite Deutung ergäbe sich aus der Tatsache, daß das Deutsche kaum völlig die Sprache seines Vaters, gewiß aber nicht die seiner Väter war; er begeht bei flüchtigem Schreiben viele Verstöße zumal gegen die Wortbedeutung, die ihm, wenigstens in Frankreich, die Rüge eingetragen hätten: il ne sait pas sa langue. Doch ist dem keine große Wichtigkeit zu geben, da Fontane selbst eben kaum mehr französisch sprach. Aber man könnte das noch anders wenden. Die literarische Metiertradition, besonders was die Feinheiten der Sprache betrifft, ist in Frankreich sehr stark; so mancher lycéen hat mehr und bewußteren Stil als anderswo erwachsene Schriftsteller; Fontane war einer solchen erlernbaren Stilbildung sehr zugänglich, sie blieb aber in Deutschland aus, mindestens im günstigen Sinne. Die intuitive Schöpferkraft, mit der die besten deutschen Prosaisten sich ihren Stil aus Urtiefen des Sprachborns holen, war ihm ganz versagt.

Wie der besondere Rhythmus seines Schaffens ethnische Tiefen enthüllte, so auch die blitzartige Raschheit seines Wertens fremder Kunstleistungen. Le goût est le sentiment prompt d'un esprit bien fait (Kriegsgefangen, S. 120).

Diesen Ausspruch des Grafen Noailles notierte er aus einem Autographen-Album, das er als Kriegsgefangener als köstlichste Lektüre genoß. Die Unbeirrbarkeit seines Kunstempfindens hervorzuheben, ist ihm kein Ausdruck zu stark. Als ein Herman Grimm an das Genie der Johanna Ambrosius glaubt, schreibt er an seinen Freund Georg Friedländer (Br. II, S. 394):

> Ich glaube, Sie halten mich nicht für ein moralisches Gigerl. Aber eine Eitelkeit hab ich, ja, vielleicht bis zum Gigerlhaften angeschwollen, die, daß ich in poetischen Dingen echt von unecht unterscheiden kann. Ich kann mich auch nicht entsinnen, mich in meinem sonst vielfach blamablen Leben nach dieser Richtung je blamiert zu haben[1]).

Also nach eigenem Zeugnis war ihm diese rasche Sicherheit des ästhetischen Urteils immer eigen, erschien ihm nicht erst als Frucht seiner Altersreife. Es ist interessant zu beobachten, wie er trotzdem in jüngeren Jahren an sich hält, sein unmittelbares Empfinden, zumal

[1]) Ebenso in einem Briefe vom 2. Mai 1873 an den Schauspieler Maximilian Ludwig (Br. I, S. 308 f.): „Meine Berechtigung zu meinem Metier ruht auf einem, was mir der Himmel mit in die Wiege gelegt hat: Feinfühligkeit künstlerischen Dingen gegenüber. An diese meine Eigenschaft hab' ich einen festen Glauben. Hätt' ich ihn nicht, so legte ich noch heute meine Feder als Kritiker nieder. Ich habe ein unbedingtes Vertrauen zu der Richtigkeit meines Empfindens . . . aber der Versuch, diese Empfindung hinterher zu erklären, wodurch erst eine Kritik entsteht, dieser Versuch mag unendlich oft mißlingen."

in Sachen der bildenden Künste nicht öffentlich auszusprechen wagt. In einem Briefe vom 9. April 1852 an den Kunstschriftsteller Friedrich Eggers beurteilt er sein und scharf Rethels Fresken im Aachener Kaisersaal, er will auch einen längeren Aufsatz darüber schreiben, aber „natürlich nur referierend, nicht kritisierend — meiner konnte sonst eine mäßige Blamage harren“ [1]). Ein Zeugnis aus dem Jahre 1874 (Br. I, S. 340) mag belegen, wie diese Scheu nun Freunden „vom Fach“ gegenüber, völlig gewichen ist. Eine Übersicht über stärkste Kunsteindrücke in Italien schließt mit den Worten:

Ich mache diese Aufzählungen respektive Bemerkungen namentlich Heydens (ein befreundeter Maler) wegen, der sie auf ihre Richtigkeit prüfen mag. Wobei ich aber gleich im voraus bemerke, für mich persönlich bleiben sie auch richtig.

Es ist nur eine Seite dieser eifersüchtig bewahrten Selbständigkeit, wenn ihm jede herkömmliche Bewunderung von Kunstgrößen und Kunstrichtungen ein Greuel ist. Er spürt darin Trägheit, Gleichgiltigkeit, wenn nicht Ärgeres.

(Aus den Tagen der Okkupation I, S. 28 ff.) Jeder Mensch, der sich mit den Künsten ernsthaft beschäftigt hat, wird wissen, wie wahr der humoristisch zugespitzte Satz eines meiner musikalischen Freunde ist: ‚die Musik scheint nur dazu erfunden zu sein, um an ihr die Lügenhaftigkeit der Menschen zu demonstrieren.‘ Was von der Musik gilt, gilt von allen Künsten, am meisten von der Architektur ... Wenn irgendwo die ‚öde Bewunderungsphrase‘ eine Rolle spielt, so ist es auf diesem Gebiet ... Es gibt tausende von Menschen, die vor jedem gotischen Kirchenbau sich sofort jeder Kritik begeben ... Einem ganz speziellen Baustil wird eine ängstlich abgöttische Verehrung gezollt.

Er selbst fühlt sich nicht frei davon, aber umso lebhafter stemmt er sich gegen jede „unterschiedslose Bewunderung.“

... auch dies nahezu Vollendete bleibt Menschenwerk und als solches dem Urteil unterworfen. Das bloße Starren und Staunen kann unmöglich die höchste Form der Bewunderung sein, und gesunde Sinne haben auch dem Bewundernswerten gegenüber ein Recht, die Dinge zu vergleichen, zu prüfen, zu unterscheiden. Das aber ist Kritik. Bei diesem ganzen Prozeß offen und ehrlich auf der einen Seite, demutsvoll auf der andern zu sein — darauf kommt es an.

So sagt er gelegentlich einer Aufführung der „Räuber“ (Causerien, S. 61):

Überhaupt scheint mir dies Einschwören des Publikums auf seine großen Erscheinungen in Kunst und Leben etwas Häßliches und Gefährliches zu sein, weil es ein Drangeben eigenen Urteils und Geschmacks bedeutet, wovon unsere Kunstentwicklung wenig gehabt hat. Schiller war nicht nur der große Schiller, ... er war auch Karlsschüler und werdender Kompaniechirurgus ... so kann man doch nicht aus allem, was er in Jugendlichkeit und Unreife geschaffen hat, etwas Respekt Erheischendes machen wollen. Solche falsche Pietät ist Götzendienst.

[1]) Vergleiche auch Br. I, S. 334 (an Ludwig Pietsch über Alma Tadema).

Die gleiche kühne Aufrichtigkeit hat er bei Shakespeare; er kann etwa die Bühnenwirkung Falstaffs nicht überwältigend finden (Causerien, S. 16):

... Wer freilich nach altem gutem Herkommen von seinem Sir John nicht abzulassen vermag und seinem vielfach doch nur sauersüßen Lächeln zum Trotz hinterher beteuert, ‚in diesem Bade von Witz und Humor sich die Seele mal wieder so recht erfrischt zu haben', nun, der wird auch ferner ‚keine andern Götter anbeten'.

Fontane weiß, daß er damit „Ketzerisches" ausspricht und lange genug ist ihm dieses Bewußtsein eine Hemmung, zumal ein so rückhaltsloses Aussprechen seiner Eindrücke ihm nicht nur in der Kunst, sondern auch jeder Erscheinung des Lebens gegenüber ursprünglichstes Bedürfnis ist.

Erst im höchsten Alter, mit der Autorität, die ihm sein Ruhm, seine Ehren und Würden geben, darf er dieser Neigung bis ins letzte folgen; ja, um sich für den langen Druck zu entschädigen, geht er vielleicht zu weit, z. B. in den Storm-Kapiteln seines zweiten Memoirenbuches[1]). Er entschuldigt sich deshalb bei Rodenberg (die Kapitel sind in der Deutschen Rundschau erschienen):

(Br. II, S. 380 f.) „Ich war doch in einer kleinen Sorge, ob Ihnen diese Behandlung unseres Lieblings auch recht sein würde. Und doch konnte ich auf meine Schreibweise nicht verzichten, weil mir das Prinzip, nach dem ich dabei verfahre, so wichtig ist. Mein Interesse für Menschendarstellung ist von der Wahrheit oder doch von dem, was mir als Wahrheit erscheint, ganz unzertrennlich. Ich muß mich im Guten und im Bösen, im Hübschen und Nichthübschen über ihn aussprechen können. Wird mir das versagt, so hört das Vergnügen für mich auf. Ich gehe aber noch weiter und behaupte: auch für andere. Das Zeitalter des Schönrednerischen ist vorüber und die rosenfarbene Behandlung schädigt nur den, dem sie zuteil wird. Frei weg!" Anführung aus der Einleitung zu Rollands „Paris als Musikstadt", worin gezeigt wird, daß die konservativ-pietätvolle Art der Bewunderung typisch deutsch erscheint gegenüber der lebendigeren, aber unbeständigeren Aufnahme in Paris.

Schon vierzehn Jahre früher — 1884 — schreibt er an Friedländer (Br. II, S. 95):

Doves Essays über die Forsters und Humboldts sind lehrreich, lassen mich aber insoweit unbefriedigt, als sie nach dem in Deutschland üblichen Biographierezept gearbeitet sind und sich das mir unerträgliche ‚beautifying for ever' zur Aufgabe stellen. Wenn man sich entschließen könnte, die Geschichte der Humbolds echt und wahr zu erzählen und beispielsweise bei den sexuellen Unkorrektheiten ich glaube beider (des einen gewiß) zu verweilen, so würde ihr Lebensbild zehnmal interessanter, und zwar nicht vom gemeinen Klatschbasen- sondern vom physiologisch-psychologischen Standpunkte aus. So wie es da ist, ist alles öde Redensart, und selbst das Beste, das Zutreffende schwebt in der Luft, statt auf zwei menschlichen Beinen zu stehen[2]).

[1]) Sollten ihm die Judiskretionen der Goncourts Lust gemacht haben?

[2]) Auch Hermann Grimm scheint ihm bezüglich des Quattrocento in denselben Fehler zu verfallen. Br. II, S. 369: „Es war eine ganz niederträchtige Bande, und er faßt es als Idyll liebenswürdiger dann und wann etwas unartiger Kinder".

Dieſe Äußerung ſtößt uns geradezu auf die Feſſeln, in denen der literariſche Inſtinkt des jüngeren Fontane gebunden lag. Das biographiſche Tatſachenmaterial, auf das er hier anſpielt, war ihm ſeit einem Vierteljahrhundert vertraut und ſolange brannte ihm jene allſeitige Charakterſyntheſe aus hohen und niederen Elementen auf den Fingern. Der erſte Band der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ (1862)[1]) enthält ein Humboldt-Kapitel (Tegel); es iſt voll vorſichtiger Zurückhaltung, er verſteckt ſich hinter die Katologiſierung ihrer Kunſtſchätze, und das eine, das er zur Charakteriſtik der Familie Humboldt andeutet, erregt ſchon Anſtoß bei damaligen Autoritäten der Geſchichtsſchreibung. Fontane erkennt in der Stimmung eines Begräbnisplatzes die formfreie Religioſität der Herren von Tegel; nur auf dieſe Stelle kann ſich Rankes Tadel beziehen, der Br. I, S. 230, kurz erwähnt wird.

Mit welch törichten Widerſtänden Fontanes Streben wenigſtens nach beſtimmter Porträtkontur damals noch rechnen ſollte, zeigt auch der leicht polemiſche Briefwechſel, in den er mit den Angehörigen des „alten Schadow“ geriet, weil er ihn hatte „Platt“ ſprechen laſſen. Fontane hatte vorſichtig erklärt, der alte Herr habe daneben auch ein klaſſiſches Hochdeutſch geſprochen und geſchrieben; aber ſchon das Individuelle, Markante des Zuges verdroß und verſtimmte. Alfred Lichtwark ſagt in ſeinem Eſſai „Der Deutſche der Zukunft“, der Deutſche beobachte nicht gern und ſehe ſich nicht gern beobachtet. Wie ſehr Fontane unter dieſem Zwange einer ihm unverſtändlichen Rückſichtnahme gelitten hat, können wir nun leicht erſchließen[2]); aber er ſagt es auch direkt.

Am 6. Dezember 1888 (Br. II, S. 167 f.) ſchreibt er an Otto Arendt:

> ... eigentlich iſt Ihr [deutſches] Wochenblatt ein Blatt, in das ich hineingehöre, faſt das Blatt. Ihre Haltung Bismarck[3]) ... gegenüber kann Ihnen nicht hoch genug angerechnet werden. Das ſind Anfänge der Freiheit, nach der ich nun vierzig Jahre lang ſeufze: verehren, bewundern und doch eine Meinung und den Mut eines gelegentlichen „Nein“ haben.

Daß jener innere Zwang, bei großen Menſchen, auch das Allzumenſchliche in Rechnung zu ſtellen, franzöſiſcher Weltauffaſſung näher verwandt iſt als germaniſchem Heroenkultus, kann hier nicht zwingend bewieſen werden. Für Kenner St. Beuves bedarf es dieſes Beweiſes

---

[1]) Vordatiert, erſchienen Ende 1861.

[2]) Dieſe Unfreiheit war mitbeſtimmend bei der Wahl ſeiner biographiſchen Modelle für die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“; je obſkurer der Dargeſtellte, umſo freier konnte er die Feder führen.

[3]) Über Bismarck ſieh z. B. Br. II, S. 304 ff. Für unſere Beweisführung geht nichts Neues daraus hervor.

auch nicht. Das eine steht fest: Fontane fand sich mit diesem Instinkte in seiner Heimat isoliert. Auf der Suche nach Bundesgenossen beruft er sich einmal auf die norddeutsch-protestantische Personenlegende, die gerade Schwächen und Wunderlichkeiten ihrer Helden hervorhebt: in den Lebensgeist des deutschen Schrifttums ist dieser Zug nicht eingegangen.

Fontanes Vorbehalte tun seiner Bewunderung keinen Eintrag. So ist er darum noch kein Skeptiker, wohl aber wächst aus der gleichen Wurzel das, was man, nicht ganz mit Recht, Fontanes Skeptizismus genannt hat. Man kommt zu einer richtigeren, feineren Einstellung, wenn man von folgendem Satze ausgeht (F. Br. II, S. 27):

Ich bin kein Pessimist ... befleißige mich vielmehr, alles in jenen Verhältnissen und Prozentsätzen zu belassen, die das Leben selbst seinen Erscheinungen gibt.

Welches ist dieser Prozentsatz? Eine andere Briefstelle gibt uns Antwort (F. Br. II, S. 167):

Alles Höchste und Heiligste kommt ja im Leben wirklich einmal vor; oder richtiger, es gibt ernste, tiefe Überzeugungen (die drum noch lange nicht die Wahrheit zu sein brauchen) für die gelegentlich ein Einzelner ehrlich stirbt. Aber dieser einzelne ist der Tropfen Urtinktur im Ozean.

Also im Sittlichen läßt er nur das Unbedingte gelten und dieses einzig Reine erkennt er als ein Seltenstes. Das ist kalvinistische, jansenistische, edel-französische Weltauffassung. Noch bezeichnender als die Entdeckung dieser Wahrheit ist ihre lebendige Verwertung. Die ausgeprägteste germanische Pädagogik, die englische, erzieht, d. h. erreicht den bestmöglichen Durchschnitt, indem sie die Tatsache der menschlichen Unvollkommenheit im Bewußtsein verdunkelt; man ist Gentleman, d. h. tadellos korrekt oder ist's nicht. Die beobachtende Psychologie ist kein Element dieser Erziehung; man empfindet sie als ungesund d. h. störend; arbeitet man doch notwendig mit ethischen Surrogatwerten. Der gebildete Germane denkt mit dem Worte „Menschheit" in der Regel Höhenwerte, der Franzose Durchschnittswerte. Seine Ethik ist ganz wie die Fontanes auf Beobachtung, ruhige Konstatierung und Erwartung des Mittelmäßigen gestellt. Das ethische Pathos tritt seltener in Wirkung; schon die feinere, klarere Beobachtung des eigenen Selbst und der anderen bewirkt vielfach ethisches Verhalten. „Peuple plus raisonnable que moral", sagt H. Lanson von seinen Landsleuten. Wo Idealismus, d. h. die Überzeugung, das sittliche Ideal sei jedem einzelnen erreichbar, ein nationaler Erziehungsfaktor ist, muß auch eine gewisse Schonung geübt werden gegenüber den dann unvermeidlichen Fällen von Selbsttäuschung, gegenüber idealistischen Surrogaten. Umgekehrt sind gerade darin die scharf beobachten-

den Franzosen von einer grausamen Unerbittlichkeit und auch hier geht Fontane ganz mit ihnen. Es ist fast das einzige, das ihn zornig machen kann. Beim Tode des alten Kaisers schreibt er (F. Br. II, S. 166 f.):

Benutzt wird, von Kaiser und König an bis zum Bettler hinunter, gelogen, vor allem eine beständige Gefühls- und Schmerzlichkeits-Komödie aufgeführt. Was wir Glauben nennen, ist Lug und Trug oder Täuschung oder Suggestion; was wir Loyalität nennen, ist Vorteilsberechnung; was wir Liebe nennen, ist Rechthaberei ... Wir stecken schlimm drin; das heißt Mensch sein.

Hier ist energisch zusammengefaßt, was sonst über Schriften und Briefe verstreut, eine vollständige „Kritik der Tugend" bildet. Ganz so wie er die Massentrauer um den ersten deutschen Kaiser durchschaut, analysiert er ohne jede Illusion die Gefühle, deren Gegenstand er selbst als Jubilar zu sein glaubt[1] (Br. II, S. 230):

Ich will nur, solange ich arme, einfach sagen dürfen, wie ich die Dinge ansehe. Man stirbt sich selbst, man stirbt sich selbst. Man ist den Menschen gar nichts, (ihnen höchstens im Wege) und wenn sich drei Ausnahmen finden, so stirbt es auch mit diesen man genug. Wir hatten ein altes Dienstmädchen, altes, originelles Berliner Gewächs, das siebzehn Jahre in unserem Hause war und all die Kinder hat wachsen und — gehen sehen. Die wird trauern, wenn ich selber gehe. Das andere ist alles nichts.

Das ist ohne Bitterkeit gesagt, als verletzend empfindet er nur gedankenlose Konventionen, die diesen Tatsachen nicht Rechnung tragen. So sagt er nach dem Tode seines Ältesten (Br. II, S. 142):

Der andere ist mir dem „anderen" nie zufrieden, und zum Kolossalmut und zur Kolossalliebe verlangt er auch den Kolossalschmerz. Und doch ist Maß nicht nur das Schöne, sondern auch das Wahre.

Schon in den mitgeteilten Stellen fanden sich ironische Wendungen gegen die landläufige Auffassung von „Liebe": es ist interessant, seine eigene, scheinbar widerspruchsvolle Auffassung aufzuhellen. Der großen Liebesleidenschaft gegenüber spielt er manchmal wirklich den Skeptiker. Einer der wenigen Jugendbriefe an Wilhelm Wolfsohn, in dem sich — darin ist dieses Blatt als Lebensdokument unschätzbar — statt des immer gleichen, ruhig beherrschten, kaum schärfer oder weicher vibrierenden Tones seiner späteren Briefe eine schwankende, sich überschlagende Stimme verrät, enthält folgendes Geständnis (Theodor Fontanes Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn, S. 13, 1842, ohne Datum):

Oft hab ich mich in meinem Übermut vermessen, wahres Erdenglück von wahrer Liebe unabhängig zu wähnen ... So oft mich ein Liebe verwandtes Gefühl beschlichen, ward es plötzlich öde und leer in meiner Seele.

[1] Siehe Br. II, S. 227, an Fr. Stephany, 18. November 1889 und den folgenden vom 20. November.

Ein halbes Jahrhundert später schreibt er an Otto Brahm (Br. II, S. 279):

Liebe, Liebe, Liebe. Ich habe selbst zu der großen antiken Leidenschaft kein rechtes Fiduz, weil mir auf meinem, bis nun gerade zwei und siebzigjährigen Lebenswege nichts vorgekommen ist, was unter der Rubrik „antike Leidenschaft" unterzubringen wäre. Es mischt sich immer sehr viel häßlicher Kleinkram ein, der mit der Erhabenheit der Gefühle nichts zu schaffen hat. Dennoch ... ich will in dieser Sache nicht eigensinnig sein und will ohne weiteres zugeben, daß eine große gewaltige Leidenschaft vorkommt und als solche nicht bloß rücksichtslos ihres Weges schreitet, sondern, weil elementar, auch schreiten darf.

Es müßte aber ein Werk der „Götter von oben" sein, sonst höre, wenn nicht der Spaß, aber doch der Beifall und die Verzeihungsgeneigtheit des Publikums auf. Erst der Tod könne die Schuld wettmachen. Seine eigene Nachsicht wird nur durch eins verscherzt: wenn erotische Beziehungen durchschnittlicher oder niederer Art für Edleres gelten wollen. (Br. II, S. 329):

Gott, alle diese Damen! Wenn es einen Mensch gibt, der für Frauen schwärmt und sie beinah doppelt liebt, wenn er ihren Schwächen und Verirrungen, dem ganzen Zauber des Evatums, bis zum infernal Angeflogenen hin, begegnet, so bin ich es[1]). Aber alles muß seinen Stand und Namen behalten, und wenn ich die echten, ehrlichen Magdalenen unwiderstehlich finde, so kann ich mich mit krankhaft verliebten Weibern nicht befreunden, die ihre ganze landläufige Verliebtheit oder sonstige Gefühlsüberschwenglichkeit zu was Anbetungswertem heraufpuffen möchten[2])."

Mit gleicher Schärfe analysiert er auch die durchschnittliche Natur ehrlicher Liebe. In Selbstverteidigung schreibt er einmal (F. Br. I, S. 235):

Ich könnte ein hohes Lied schreiben über die Erhabenheit, die Herrlichkeit, die Wonne, die Wundertraft der Liebe, und zwar nicht Phrasen, die ich hasse, sondern Empfundenes. Aber freilich, was sich so gemeinhin Liebe nennt, diese ganze Reihe niedrig stehender, beleidigender, zugleich mit wuchtigster Prätention auftretender Bourgeois-Empfindungen — und dieses Bourgeoistum ragt in alle Stände hinein — für diese Sorte Liebe habe ich nur Spott und Verachtung. Ich liebe Liebe, aber ich gucke sie mir an und prüfe sie auf ihre Echtheit; vieles, was sich in gutem Glauben dafür gibt, ist nicht weit her. Die bloße persönliche, aus leidlicher Begriffsverwirrung geborene Überzeugung: ‚ich liebe' ist noch lang keine Legitimation.

Diese rücksichtslose Kritik so ziemlich aller Lebenswerte bedarf in diesem Zusammenhange einer nachträglichen Einstellung, die auch für all die früher mitgeteilten scharfen Worte gelten kann. Der Be-

[1]) F. Br. II, S. 257: „Brahm orakelte von ‚Unwiederbringlich' und wunderte sich, wo ich das alles her hätte. In Deutschland darf man bloß schreiben: ‚Grete liebte Hans, aber Peter war dreister, und so hatte Hans das Nachsehen'; wer darüber hinausgeht, fällt auf und meist auch ab."

[2]) Zur Ergänzung vergl. den Brief über „Irrungen Wirrungen", F. Br. II., S. 155 f.

weis, daß der „alte Fontane" trotz allem nicht als ein Verbitterter starb, darf freilich nicht so geführt werden, daß man vom Inhalte seiner Urteile deutend abzubrechen sucht. Das wäre eben jenes ihm verhaßte beautifying for ever; aber auch ohne irgendwie einem subjektiven Bedürfnis dieser Art nachzugeben, kann, ja muß man zeigen, daß der Ton jener strengen Worte viel zu ruhig, viel zu gedämpft ist, als daß sie in Verbitterung, in Zorn und Empörung gesprochen sein könnten. Es ist hervorzuheben, daß Fontane gerade seine bittersten Aussprüche mit der immer wiederkehrenden, nachdrücklichen Versicherung abgibt, er sei dabei ganz ruhig, ja sogar heiter. So schließt ein Brief voll energischer Kritik (F. Br. I, S. 279) mit den Worten:

... so kannst Du nicht sagen, daß dies alles bloß Anwandlungen oder gar Verstimmungen seien. Im Gegenteil; ich fühle mich sehr wohl dabei.

Noch deutlicher spricht er sich Friedrich Stephany gegenüber aus, als er die Vorbereitungen zu seiner Jubiläumsfeier mit kältesten Glossen begleitet. Des Zusammenhanges wegen gebe ich auch den dem bezeichnenden Satze vorausgehenden wieder (Br. II, S. 228):

Muß ich Ihnen die Weiber schildern? Von zehn sind neun von einer mustergültigen Grausamkeit, glatt wie Katzen und ebenso falsch. Ich bin in der heitersten Stimmung und von allen menschenfeindlichen Betrachtungen so weit ab als möglich[1]; aber es ist so.

Zwei Tage später erklärt er noch einmal, jener Brief dürfe nicht als Ausdruck der Gereiztheit oder Verstimmtheit gegen einzelne gute Freunde erscheinen.

Und wieder begegnen die Worte (Br. II, S. 230):

Haben Sie schon erlebt ... daß jemand [beim siebzigsten Geburtstag] ... mit „Liebe" behandelt oder auch nur angekuckt worden ist? Ich nicht. Ich will es auch nicht ändern. Es amüsiert mich bloß, daß es so ist, wie es ist.

Ob der Adressat von diesem heiteren „Amüsiertsein" überzeugt war? Es scheint mir, daß sich aus rein deutschen Geistesgewohnheiten heraus dieses Nebeneinander von unerbittlicher Klarsichtigkeit und heiterer Geistesruhe nicht von innen her begreifen läßt. Eben deshalb muß es Gegenstand unserer Prüfung sein. Kurz vor jenen zwei Briefen schrieb Fontane an einen sehr nahe stehenden Freund, Georg Friedländer (Br. II, S. 225):

Ich kann nicht zugeben, daß ein Einblick in die Misere, das sich Überzeugen von der Unzulänglichkeit und günstigstenfalls von der Mittelmäßigkeit der Menschen eine gut organisierte Natur auf die Dauer unglücklich mache. Ganz im Gegenteil. Je besser man seine Pappenheimer kennen lernt, je mehr man sieht, wie dumm alles liegt, oft sogar innerhalb des Metiers, sicher aber, wenn es über das Metier hinausgeht; je mehr man sich mit dieser Erkenntnis durchdringt, je heiterer wird man.

[1] Von mir unterstrichen.

Bedarf es noch eines ausführlichen Beweises dafür, daß eine „so gut organisierte Natur" in Kraft und Schwäche identisch ist mit der geistigen Struktur jenes Volkes, bei dem aus *geselligem Spiel* „pessimistische" Bücher wie die Maximen von Larochefoncauld und die „Karaktere" des Labruyère erwachsen sind, wo ein Kompendium sittlicher Mittelmäßigkeit wie Gil Blas ein Unterhaltungsbedürfnis befriedigte, wo endlich ein Balzac, Lump an Lümpchen mit unerschöpflicher „verve" dem Leben nachbildete? Unerbittliche Richtigkeit in der Darstellung des Allzumenschlichen bei ungetrübter Geistesruhe, ohne „Pessimismus", ja ohne jede metaphysische Flucht vor der Realität, das sind die unbegreiflich verbundenen Züge, die wir in Deutschland *nur* bei Fontane finden. Eben dieser *Ton* seiner Urteile isoliert ihn dort, mehr als der *Inhalt* seiner Kritik. Inhaltliche Parallelen dazu sind, zumal in jenen unglücklichen zwei Jahrzehnten nach 1870 auch bei Vollblutdeutschen nachzuweisen. Aber all das ist *Polemik*. Von Luther über Lessing, Schopenhauer, Kürnberger, Treitschke bis zu Nietzsche war die große deutsche Kritik immer noch ein Kind des Zornes und wenn der zweite, wie auch der letzte der Reihe dies manchmal zu verbergen, die Klinge feiner, perfider zu schleifen wußten, so haben sie das in französischer Schule gelernt. All diesen ging es, in Angriff oder Verteidigung, um ein Prinzip, um ein System; die *Einzelbeobachtung* am *Gegner* ist *sekundär*, erst Haß oder mindestens Antipathie hat ihren Blick geschärft. Schon der Titel der wirkungsvollsten Kritik jener Frühzeit des neuen Reiches drückt diese Tatsachen prägnant aus: „Rembrandt als Erzieher". Erst von den blauen Höhen seines Olymps herab konnte in jüngster Zeit Karl Spitteler seine pessimistischen Herausforderungen fröhlich niederflattern lassen. Der Deutsche kann geistig gleichsam nicht in der Ebene kämpfen und gerade im Niveau der Wirklichkeit bewegt sich französische Intelligenz am gewandtesten. Wir rühren da an letzte Gründe der Volksart; dort ist vor allem die Gemütssphäre produktiv, das Urteil nur ihr Diener; hier steht die kritische Gabe in erster Schlachtreihe, unmittelbar die Sinneswaffen für ihre Zwecke gebrauchend. So ist hier Beobachten eine primäre Tätigkeit, in ihren Ergebnissen, beim seelisch gesunden Franzosen wenigstens, dem Einfluß des Gefühls viel mehr entrückt als beim Deutschen. So verrät beim Franzosen ein scharfes, ungünstiges Urteil über einen Gegenstand — so paradox das klingt — noch wenig über das wahre Gemütsverhältnis des Urteilenden zu eben diesem Gegenstande.

Die Mißverständnisse, die ein so Organisierter, solange er sich naiv gibt, notwendig bei Deutschen erwecken muß, bleiben Fontane nicht erspart und sie vervollständigen den Nachweis, der hier geführt wird.

So weckten Fontanes „Briefe an seine Familie" bei ihrem Erscheinen ein unberechtigtes, aber nicht unbegreifliches Befremden; es war nur der Nachhall des Entsetzens, das ein halbes Jahrhundert früher des jüngeren Fontane fröhlich unverhüllte Redeweise in den zart besaiteten Herzen der Storm und Kugler erregt hatte (Br. I, S. 120 ff.). Das war ein Erbe der väterlichen „Gasconnaden". Es blieb da nicht bei einem Entschuldigungsbrief dieser Art (sich schon Briefwechsel mit Wolfsohn S. 84). Noch recht spät und dem einen langjährigen Freunde gegenüber galt es einmal, solchen lapsus linguae gut zu machen.

G. Friedländer ist verletzt über die spöttisch realistische Darstellung eines Diners, die Fontane einem Dritten gegenüber sich nicht hatte versagen können, wobei die Gastgeber, gemeinsame Bekannte, als Parvenus boshaft bloßgestellt erschienen:

(Br. II, S. 116.) Immer meiner Natur nach geneigt, alles Schöne, Freundliche, Kluge, Talentvolle rückhaltlos anzuerkennen[1]), betrachte ich es, nebenherlaufend, als mein gutes Recht, auch über Unanskömmlichkeiten offen mich auszusprechen, immer mit dem Bewußtsein, in ähnlichen Unanskömmlichkeiten tief drin zu stecken ... Ich betrachte das Leben, und ganz besonders das Gesellschaftliche darin, wie ein Theaterstück und folge jeder Scene mit einem künstlerischen Interesse wie von meinem Parkettplatze No. 23 aus. Alles spielt dabei mit. Alles hat sein Gewicht und seine Bedeutung, auch das Kleinste, das Äußerlichste. Von Spott und Überhebung ist keine Rede, nur Betrachtung, Prüfung, Abwägung[2]).

Die wundervoll gütige Liebenswürdigkeit des alten Fontane, die diese manchmal unbequeme Wachsamkeit seines klaren Auges vergessen ließ, darf man nicht ohneweiters aus seinem deutschen Gemüt erklären. Sagt doch kein Geringerer als Jakob Grimm in seiner Rede über das Alter: „Von unserem Nachbarn über dem Rhein gilt für ausgemacht, seien sie schon als junge Leute brausend, anmaßend, oft unleidlich, so gebe es keinen angenehmern Gesellschafter als einen ins Alter eingetretenen Franzosen, der fortan unvergleichlichen Takt mit der gutmütigsten Aufmerksamkeit zu verbinden wisse ..."

---

[1]) Siehe die zahlreichen spontanen Dankbriefe an journalistische Kollegen für gelungene Aufsätze (auch wenn sie nicht ihn und sein Schaffen zum Gegenstande haben).

[2]) Ich muß hier noch einmal Taine und seine „Histoire de la Littérature anglaise" zitieren (S. 101): „Le besoin de rire est le trait national si particulier que les étrangers n'y entendent mot et s'en scandalisent ... Ce goût n'a rien de commun ... avec la franche satire, qui est laide parce qu'elle est cruelle; au contraire, il provoque la bonne humeur; on voit vite que le railleur n'est point méchant, qu'il ne veut point blesser; s'il pique, c'est comme une abeille sans venin; un instant après il n'y pense plus; au besoin il se prendra lui-même pour objet de plaisanterie; tout son désir est d'entretenir en lui-même et en nous un pétillement d'idées agréables." Daraus folgt ihm unter anderen (S. 102) „l'impuissance de la grande poésie" und „l'excellence de tous les genres qui touchent à la conversation".

Anhang.

Daß Fontanes Dichtung, die hier absichtlich kaum als Quelle benutzt wurde, auf Schritt und Tritt die oben nachgewiesenen Eigentümlichkeiten erkennen läßt, hat nichts Überraschendes; nur sind alle diese Züge nach künstlerischen Gesetzen und Notwendigkeiten transponiert, also gegenüber jenen unmittelbaren Zeugnissen aus zweiter Hand. Hingegen ist es nötig, in einem Anhange Fontanes schildernde und historische Prosa aus dem Gesichtspunkte seiner Rassenanlage und ihrer weiteren Folgen zergliedernd zu betrachten.

I. Von der subjektiven Bedeutung der „Wanderungen".

Es ist einseitig und beinahe falsch in den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" schlechthin eine Verherrlichung zu sehen; eher dürfte man von einer „Rettung" im Sinne Lessings sprechen, ja die Frage: was wollte er damit für seine Landsleute leisten? kann erst nach jener anderen beantwortet werden: was gewann er in dieser Arbeit für sich selbst, was ist die subjektive Funktion der „Wanderungen" in seiner dichterischen Entwicklung?

Die stoffliche Bereicherung durch diese Studien ist selbstverständlich; wichtiger noch wurden sie für die Entwicklung seines Prosastils: feuilletonistisch, noch ein wenig in der Tradition der „Reisebilder" begonnen, wandelt sich ihm unter der Hand die popularisierende Darstellung zur gehaltvolleren Mitteilung eigener Spezialforschung und damit verschwinden auch die schmückenden Blümchen, die heute so altmodisch wirken. Fontane war sich dieser Stilveränderung bewußt, ohne sie gleich als Fortschritt zu erkennen[1]).

Ein dritter Gewinn scheint mir aber weit bedeutungsvoller als jene stofflichen oder formalen Erwerbungen; in Anlehnung an das im Hauptteile Ausgeführte, glaube ich, zeigen zu können, wie auch die „Wanderungen" eine der inneren Hemmungen beseitigen helfen, die den unbekannten Journalisten so lange hinderten, der große Erzähler Fontane zu werden. Erst damit wird die subjektive Notwendigkeit dieser Zwischenstufe gezeigt.

Wir gehen von jener wichtigen Briefstelle aus, worin der Fontane von 1891, gegenüber dem Versuch einer „Einpreußung" auf das Romantisch-Phantastische, als auf seine eigenste südfranzösische Natur hinweist. Als Beweis dafür gilt ihm sein frühes und andauerndes Interesse für Gestalten wie Maria Stuart und Archibald Douglas. Also diese „südfranzösische" Tendenz ist ihm ihren Gegenständen nach nicht lokal gebunden, sie sucht überall, über alle Landes- und Völker-

[1]) Sieh Br. I, S. 215.

grenzen hinweg, Betätigung: einen Boden mit historischer Resonanz; nur den kann der Dichter Fontane brauchen, und das gilt auch für den greisen Romanschriftsteller.

Auch nach der Absage an den „Balladenkram" (An Klaus Groth 1878) bezeugt er, daß sein Altersschaffen aus gleicher Quelle ströme wie seine Balladen und Romane. Daß wirklich auch seine Erzählungen noch „balladesk" aufgebaut sind, hat als erster Julius Rodenberg bei Gelegenheit von „Vor dem Sturm" ausgesprochen und der Autor hat diese Beobachtung freudig bestätigt. Das gilt nicht allein von der Komposition, sondern bis ins einzelne der Ausführung, wenn wir unter balladesker Struktur eine sprunghafte Darstellung verstehen, die möglichst nur aus Stimmung und Farbe gebenden Zügen aufgebaut ist. Daß der „Realismus" Fontanes in Ballade und Roman von gleicher Art ist, soll an einer bestimmten Einzelheit gezeigt werden, an seinem produktiven Verhältnis zu Lokalnamen, zu Namen überhaupt.

Am 2. Februar 1888 erbittet er sich die Hilfe seines Schmiedeberger Freundes Friedländer für eine Riesengebirgsballade. Er braucht dazu Ortsbezeichnungen:

Eine Waldpartie (wie Birkicht[1]) oder Tannicht), eine Steinpartie oder Einzelstein mit phantastischem Namen, ein Quell- oder Brunnenplatz, Kretscham und Baudennamen — das wäre mir das Liebste. Vielleicht auch Namen eines Bergwassers, Teiches, Moosgrundes, Wiese. Ganz exakt braucht es gar nicht zu sein[2]), nur so viel, um den Lokalton herauszubringen.

Dann heißt es im Dankbrief:

Ich ... schrieb unter dem Eindruck von ‚Heidentilke' und ‚Hexentreppe' die Ballade nieder, in der natürlich nichts von ‚Heidentilke' und ‚Hexentreppe' vorkommt, wie das immer der Fall zu sein pflegt. Man braucht die Namenanregung und das Bewußtsein, daß ein bestimmtes Quantum von Sachlichem neben einem liegt und aus diesem Besitzbewußtsein produziert man dann[3]). Wie oft habe ich schon gehört: ‚Aber Sie scheinen es nicht gebraucht zu haben.' Falsch. Ich habe es doch gebraucht. Es spukt nur hinter der Scene.

Diese Ballade scheint mißlungen zu sein; wenigstens blieb sie ungedruckt; von hier aus begreift man auch die Mängel seiner nicht norddeutschen Romane, besonders „Quitt" zweiter Teil und „Graf Petöfy". Um das nötige „Quantum von Sachlichem" hat er sich in beiden Fällen gewissenhaft bemüht; er studiert den Stadtplan von Wien und wird Autorität für nordamerikanische Geographie[4]), aber diese mittelbaren Studien ergeben nicht die Anschauungsdichte, bei

[1]) Verwendet in der Skizze „Der alte Wilhelm".
[2]) Von mir unterstrichen.
[3]) Von mir unterstrichen.
[4]) Sieh Br. II, S. 171.

der man erst so frei mit den Elementen der Wirklichkeit umspringen dürfte, wie es Fontane eben auch als Erzähler tat. Er selbst mag die Illusion genährt haben, im ausländischen und exotischen „Lokalton" geblieben zu sein, der Wiener und wohl auch der Amerikaner urteilte anders. Auf eine solche Wiener Kritik seines Petöfy eingehend, macht er Geständnisse, die eben jene für unsere Ableitung entscheidende Analogie zwischen seinem Balladen- und Roman-Realismus bezeugen (Br. II, S. 147 f.):

Es bleibt auch hier bei den Andeutungen der Dinge, bei der bekannten Kinderunterschrift: ‚Dies soll ein Baum sein'. Mit gewiß nur zu gutem Rechte würde ein Ortskundiger sagen (und ist gesagt): ‚Wenn man vom Anhaltischen Bahnhof nach dem Zoologischen fährt, so kommt man bei der und der Tabagie nicht vorbei. Es ist mir selber fraglich, ob man von einem Balkon der Landgrafenstraße aus den Wilmersdorfer Turm oder die Charlottenburger Kuppel sehen kann oder nicht ... Gärtner würden sich vielleicht wundern, was ich alles im Dörr'schen Garten a tempo blühen und reifen lasse ... Jakobikirchenbeamte, daß ich den alten Jakobikirchhof für tot erkläre, während noch immer auf ihm begraben wird. Das ist eine kleine Blumenlese ... Und doch bin ich ehrlich bestrebt gewesen, das wirkliche Leben zu schildern. Es geht halt nit. Man muß schon zufrieden sein, wenn wenigstens der Totaleindruck da ist: ‚Ja das ist Leben'[1].

Diesen Totaleindruck erreicht er nur im norddeutschen Milieu, weil eben hier sein „Quantum an Sachlichem" reich genug ist. Wir haben gesehen, wie das freie Schalten mit Ortsbezeichnungen als mit poetischen Lokaltönen Lebensbedingung für sein episches Schaffen war. Damit ist er in Deutschland ziemlich isoliert; neigt doch der deutsche Erzähler eher zu allgemeiner Bezeichnung der Örtlichkeit. Konkretere Bezeichnungsweise in neuerer Zeit geht nicht zuletzt auf Fontanes Beispiel zurück. Genaue Angabe des Stadtviertels, der Gasse, der Aussicht auf die und die Objekte — wie wir gesehen haben, kommt es ihm dabei nur auf den suggestiven Klang der Namen an — versetzt Fontane erst in produktive Stimmung. Das ist instinktiv und nicht etwa äußerlich auf französische Vorbilder zurückzuführen. Daß sein Instinkt ihn aber so an französische Gepflogenheit heranbringt, ist wichtig genug. Sicher ist auch, daß er als Franzose in Frankreich für diese Neigung freieren Spielraum gefunden hätte, denn als Preuße. Kein Land ist topographisch so „eingewohnt" wie eben Frankreich; die Pariser Straßennamen oder Namen wie Meudon, Suresne, Chantilly sind für den Franzosen voll physischen wie geistigen Wohl-

[1] In diesen Mängeln seiner Wirklichkeitsschilderung sah er in guter Stunde gerade ein Moment dichterischer Überlegenheit (F. Br. II, S. 153 über Rudolf Lindau): „Er beherrscht diese Welt ganz anders wie ich, und ich stehe, was Wissen und Eingeweihtsein, Anschauungen u. s. w. angeht, wie ein Waisenkind neben ihm. Aber in diesem bloß halben Wissen und im Gezwungensein, dichterisch nachzuhelfen, stecken auch wieder meine Vorzüge."

lauts; ja dieses ästhetische Stimmungsverhältnis hat man dort zum ganzen Lande; Michelets warmes Gemälde der französischen Provinzen (in der Einleitung seiner französischen Geschichte) ist das schönste Dokument dieser besonderen Form des Patriotismus[1]). So ist's ein urväterliches Erbe, wenn es Fontane zu allen Orten zieht, deren Name geistige Resonanz hat. Daß dieses Interesse sich auch auf Frankreich erstreckt, zeigt allein schon der verhängnisvolle Ausflug nach Domremy (die Landsleute der Jeanne d'Arc setzten ihn als Spion gefangen).

Für Preußen nun hatte er — nur Alexis hatte ihm vorgearbeitet — die Arbeit des literarischen „Einwohnens" fast ganz allein zu leisten und dies ist die subjektive Notwendigkeit seiner „Wanderungen". Erst damit erwirbt er die Freiheit, Elemente preußischer Topographie als Stimmungsklaviatur zu brauchen. Er hat sich mit aller Deutlichkeit darüber ausgesprochen. Er will (Br. I, S. 239):

„Belebung des Lokalen, Poetisierung des Geschehenen, so daß, (ganz wie es am Rhein, in der Schweiz, in Schottland und an vielen Orten ist), in Zukunft jeder Märker, wenn er einen märkischen Orts- und Geschlechtsnamen hört, sofort ein bekanntes Bild mit diesem Namen verknüpft, was jetzt gar nicht oder doch nur in einer prosaisch-häßlichen Weise der Fall ist. Wenn jetzt ein Berliner die Namen Strausberg, Ruppin, Spandau, Kyritz hört, so tritt nur Häßliches oder Komisches vor ihm hin — die Zucht- und Irrenhäuser leben in seiner Phantasie, nicht die historischen Häuser oder Gestalten dieser Städte ... Nicht die Verherrlichung des Einzelnen sondern Liebeswerbung für das Ganze[2]).

---

[1]) Vidal de la Blache (in der geographischen Einleitung des großen französischen Geschichtswerkes, herausgegeben von Lavisse) S. 50: „L'Allemagne représente surtout pour l'Allemand une idée éthnique. Ce que le Français distingue dans la France ... c'est la bouté du sol, le plaisir d'y vivre. Elle est pour lui le pays par excellence c'est à dire quelque chose d'intimement lié à l'idéal instinctif qu'il se fait de la vie." Nur diese seelische Durchdringung des ganzen Landes ermöglicht etwa ein virtuoses Spiel mit Ortsnamen, wie in den Versen des „Chantecler" (S. 25 des Buches). Die Amsel karikiert den Hahn:

Vous prenez un mélon, de Houfleur, pour le Torse,
Pour les deux jambes, deux asperges d'Argenteuil.
Pour la tête un piment, de Bayonne. Pour l'oeil,
Une groseille de Bar-le-Duc. Pour la queue
Un poireau, de Racen ... usw.

[2]) Als Merkwürdigkeit sei T. de Wyzewas Ansicht (S. II der Einleitung seiner Übersetzung von „Kriegsgefangen", erschienen 1892) angeführt: „On ne trouverait rien chez lui qui rappelle son origine française, si non peut-être son profond amour de la Marche prusienne, un pays dont le charme. Tout en nuances et en demi-teintes échappe, quoi qu'ils en veuillent, au goût un peu brutal." Das ist immerhin nicht purer Unsinn. Frankreich ist vielfach, freilich mehr wegen alter Kultur als wegen natürlicher Armut, „eintönig", d. h. nur feinster Naturbetrachtung in seiner Schönheit zugänglich. S. z. B. Schilderungen Lothringens bei Maurice Barrès.

Daß so die „Wanderungen“ zunächst nicht das Werk eines Märkers sind, der die Heimat in seinen letzten Gründen besitzt, sondern eines, der, um seine abweichende seelische Art frei zu machen, den kalten Sandboden der neuen Heimat langsam geistig durchwärmen muß, das hat vor dem Erscheinen der „Briefe“, die darüber keinen Zweifel mehr lassen, nur ein Beurteiler gefühlt, wohl weil sein, des Rheinländers, Verhältnis zur Mark, eben mit Hilfe der Fontaneschen Wanderbücher rascher ähnliche Stufen durchlief: Wilhelm Bölsche sagt darüber in seinem Essaibande „Hinter der Weltstadt“, S. 41 f.:

... Was der Fremde, vor allem der Rheinländer und Süddeutsche, vor dieser Landschaft erst wie eine graue Rauchwolke durchbrechen muß, das ist die Nüchternheit der Menschen, die Poesielosigkeit, die sich hier in der Anschauung der Dinge ebenso seit Jahrhunderten faustdick vor die Dinge selbst gepflanzt hat. Fontane in seinen märkischen Wanderungen gab hier eine große Hilfe, lange Zeit geradezu die einzige, die existierte ... kein ganz Einheimischer, der in jener grauen Nüchternheitswolke von Anfang an erstickte. Und auch kein ganz Fremder, der falsche Lichter von außen hineintrug.

In seinem Buche „Fünf Schlösser“ und in den Vorbereitungen zu dem Bredow-Buche ist auch der ganz alte Fontane zu dem Stoffgebiete der „Wanderungen“ zurückgekehrt. Warum, da es sich doch jetzt um keine subjektive Erlösung mehr handeln konnte? Wir rühren damit an einer zweiten Wurzelfaser. Es war schon künstlich, die „Wanderungen“ gesondert von den rein historischen Büchern Fontanes zu behandeln. Bei diesen späten Versuchen lockt ihn nun durchaus nur das Historische, aber gar nicht stofflich, sondern nach seiner formalen Seite, und zwar mit polemischer Nebenabsicht; er will den deutschen Historikern zeigen, wie Kleingeschichte zu schreiben ist. Doch die historischen Neigungen Fontanes und ihre Bestätigungsformen fordern einen eigenen Exkurs.

II. Vom Historiker Fontane.

Der Patriotismus des jugendlichen Fontane ist „altpreußische“ Gesinnung und deren Rückgrat ist der Stolz auf Preußens militärische Leistungen. Dieses Gefühl erweist sich als abgeleitet, sekundär, wenn wir sehen, daß das Interesse für Geschichte, besonders Kriegsgeschichte, ohne jede Bevorzugung der preußischen, der erste, auf lange hin der einzig fruchtbringende Trieb seines Geistes war.

... Nur wie ich die Geschichte als Basis habe, gebiete ich über Kräfte die mir sonst fremd sind, wie jener, dem auf heimatlicher Erde die Seele wieder stark wurde ...

So heißt es in einem wichtigen Briefe an Storm (Br. II, S. 104, vom 14. Februar 1854), der diesem Material zu einer Charakteristik des Balladendichters Fontane liefern soll.

Von Kindesbeinen habe ich eine ausgeprägte Vorliebe für die Historie gehabt. Ich darf sagen, daß diese Neigung mich geradezu beherrschte und meinen Gedanken wie meinen Arbeiten eine einseitige Richtung gab ... Als ich in meinem zehnten Jahre gefragt wurde, was ich werden wollte, antwortete ich ganz stramm: Professor der Geschichte ... Um dieselbe Zeit war ich ein enthousiastischer Zeitungsleser, focht mit Bourmont und Duperre in Algier, machte vier Wochen später die Julirevolution mit und weinte wie ein Kind, als es nach der Schlacht bei Ostrolenka mit Polen vorbei war ...

Noch als Schüler der Unterklassen, durfte er Abiturienten als Geschichtskorrepetitor dienen.

Zum Teil war es bloßer Zahlen- und Gedächtniskram, doch entsinne ich mich andrerseits deutlich eines Triumphes, den ich feierte, als ich meinen Zuhörern die Schlachten von Crécy und Poitiers ausmalte.

Das Überwiegen französischer Geschichtsdaten ist auffallend, wohl durch väterlichen Einfluß zu erklären; von des Vaters Napoleonverehrung wissen wir aus Fontanes Buch „Meine Kinderjahre"; dem Kleinen mußte so z. B. neben dem Namen des Verteidigers von Kolberg auch der des französischen Eroberers von Danzig geläufig werden. Noch spät konnte er hier mit entlegenen Detailkenntnissen glänzen.

Dieses Wissen um die französische Ruhmesgeschichte blieb so ein Element seiner Jugendwelt; ja durch dieses erhaltende Medium hindurch sieht er noch den Zusammenbruch von 1870/71 an. Ein entschiedenes Unterstreichen aller den Franzosen günstigen Momente — so weit das in den Grenzen einer fast offiziellen deutschen Darstellung möglich war — das ist ein kennzeichnender Zug jenes Geschichtswerkes, das für ihn persönlich ein Merkstein innerer Entwicklung war[1]). Fontane vermeidet peinlich alle ungünstigen Verallgemeine-

[1]) Die französischen Heerführer, und nicht bloß die erfolgreichen, wie Faidherbe, werden mit größter Achtung behandelt, selbst die Bazaine-Frage wird geschickt durch die Gegenfrage in Schwebe gebracht, ob im analogen Falle ein preußischer General ein Kollegium liberaler deutscher Parteiführer als staatliche Autorität anerkannt hätte. Trochu gegenüber verzichtet er fast ganz auf die Verwertung der ironischen Charakteristik, die er in Sarceys Buche, „Die Belagerung von Paris", gefunden hatte. Noch für den unglücklichen Bourbaki hat er ein freundliches Wort. Er teilt auch nicht Bismarcks Zorn gegen Garibaldi, wenn er auch dessen Einmischung mißbilligt. Interessant ist, daß er bei dieser Charakteristik Licht und Schatten ähnlich verteilt wie später bei einer Beurteilung Bismarcks. Es heißt da (Der Krieg gegen Frankreich II, S. 663): „Sein Wesen scheint uns in jener Einseitigkeit begründet, die abwechselnd zur Größe und zum Unsinn führt. Garibaldi, der italienische Patriot, ist ein nicht genugsam zu feiernder Held; Garibaldi, der Bekämpfer von Papst und Königtum, der Vorkämpfer für Welt-Republick, ist eine Karrikatur." In gleichem geistigen Rhythmus — bei natürlich ganz verschiedenem Inhalte — sprach er zwanzig Jahre später über Bismarck (F. Br. II, S. 301): „Wo ich Bismarck als Werkzeug der göttlichen Vorsehung empfinde, beuge ich mich vor ihm, wo er einfach er selbst ist ... ist er mir gänzlich unsympathisch." Jules Favres Schwäche wird rücksichtsvoll

rungen, zu denen sonst der Verlauf des Krieges in Deutschland Anlaß gab. Spurweise zeigt er eine Art historischen Patriotismus für das alte Frankreich. So verteidigt er die Siegeszuversicht der französischen Massen als subjektiv berechtigt (Der Krieg gegen Frankreich, I., S. 71):

Die Entfaltung großer Waffenpracht erzeugt überall, auch bei nüchternen, minder von der Gloire zehrenden oder minder dazu berechtigten Nationen (denn nicht jedes Volk hat gleichen Kriegsruhm aufzuweisen) einen Rausch, eine Erregung der Sinne und Nerven, aus der die Siegeszuversicht mit einer Art Folgerichtigkeit wächst.

Dieser historische Patriotismus bei Fontane hat noch eine gewisse Empfindlichkeit. In Gottschalls „Herzog Bernhard von Weimar" nahm er Anstoß an dem Richelieu in den Mund gelegten Vers „So müssen wir uns Helden borgen" und er wendet ein:

Es war dies die Zeit, wo Turenne und Condé glänzend in ihre Laufbahn eintraten, und Duguesne siegreich über die Meere fegte ... über keines Franzosen Lippe ist je das Wort gekommen, daß Frankreich sich seine Helden borgen müsse.

Das ist 1873 geschrieben (Causerien, S. 169).

Trotz alledem blieb dem Kriegshistoriker Fontane von französischer Seite der Vorwurf der Parteilichkeit nicht erspart; er wird beschuldigt, französische Beschwerden und Klagen ins Lächerliche gezogen zu haben usw.[1]. Tatsächlich hat Fontane z. B. das Bombardement

verhüllt; am auffallendsten ist aber die unbedingte Bewunderung für Gambetta, wenn man sich die Erbitterung vorstellt, mit der man damals den Organisator des Winterfeldzuges in Deutschland betrachtete (Krieg gegen Frankreich II, S. 443): „Er war in erster Reihe nicht Republikaner sondern Patriot, und von dem Kleinlichen eitlen Eigensinnes oder beschränkter Prinzipienreiterei durchaus frei. Voll großen Sinnes einem großen Ziele: der Befreiung des Vaterlandes hingegeben, hat seinem aus der Schlammflut der Angriffe fleckenlos hervorgegangenen Tun nichts gefehlt ... als der Erfolg;" ferner (ebenda S. 432): „... in unseren Augen ist er die einzig große Potenz, die das unterliegende Frankreich uns entgegenzusetzen hatte."

In bescheidenen Fußnoten versteckt sich manchmal Kritik an der offiziellen Auffassung der Ereignisse. Z. B. wo von der beiderseitigen Spionage von Metz die Rede ist, findet sich folgende Anmerkung (Der Krieg gegen Frankreich I, S. 732): „Bemerkenswert ist hier der sprachliche Unterschied; der dem Feinde dienende Zwischenträger, auch wenn die reinste Vaterlandsliebe sein Tun bestimmt, ist immer ein ‚Spion', der von Freundesseite Engagierte aber, auch wenn er ein Lump ist, heißt immer ‚Agent'." Er widerspricht einem Grafen von Wartensleben, der Bapaume nicht als taktischen Sieg Faidherbes gelten lassen will und schließt seine Erörterung der Tatsachen mit den Worten (Der Krieg gegen Frankreich II, S. 862): „Uns aber, nach so viel Errungenem, sollte es billigerweise leicht fallen, dem Feinde jenes bescheidene Maß von Erfolg zuzugestehen, auf das er am Ende Anspruch hat."

[1]) Dresch, Le Roman social, S. 303, zitiert in diesem Sinne Bossert, Essais sur la littérature allemande (2ième série, Th. Fontane, p. 297).

belagerter Städte wie Straßburg und Puronne verteidigt, das von Paris nicht getadelt, aber das hat mit ſeinem preußiſchen Patriotismus nichts zu ſchaffen, ſondern ſpiegelt nur ſeine damalige Meinung über Recht und Weſen des Krieges. Während die Mehrzahl der gebildeten Franzoſen von 1870 theoretiſch den Krieg überhaupt verwarf, erſcheint er Fontane damals noch als notwendiges Werkzeug eines übermächtigen Schickſals (Der Krieg gegen Frankreich, II, S. 436):

Der endliche Ausgang ... kam, weil er kommen ſollte, nicht weil er kommen mußte. Die Demütigung des alten Hochmutsvolkes war beſchloſſen und an dieſem Schickſalsbeſchluß geſcheitert zu ſein, kann die heroiſchen Anſtrengungen, die gemacht wurden, ihn abzuwenden, nicht entwerten.

Dieſe myſtiſch-konſervative Rechtfertigung des Krieges an ſich hat aber mit patriotiſcher Voreingenommenheit nichts zu tun. So iſt Fontane nicht geneigt, bei der Furchtbarkeit des Krieges an ſich betrachtend zu verweilen und es bedarf ſchon des unmittelbaren Zuſammenſtoßes mit deſſen grauſer Wirklichkeit, um ſein kühl wohlgefälliges Intereſſe für kriegeriſche Ereigniſſe zu ſtören. Im Anblick des zerſtörten Bitſch geſteht er:

Mit einem gewiſſen höllenpoetiſchen Grauen pflegt auch der Beſte von uns zu leſen: ‚150 Häuſer zerſtört, 30 Tote; die weiße Fahne aufgeſteckt'. Was das alles in Wahrheit beſagen will, empfindet man erſt, wenn einen ein Beteiligter an ſolchen Trümmerhaufen führt und tonlos, mühſam die Worte ſpricht: Dies war unſer Haus (Aus den Tagen der Okkupation II, S. 276)[1].

Bis dahin hatte er eine etwas „ſpektakulöſe" Geſchichtsauffaſſung: Hinrichtungen, Mordtaten, Kriege intereſſieren ihn allein. Nur durch eine glänzende Kriegsgeſchichte hat Brandenburg-Preußen ſein hiſtoriſches Intereſſe angezogen, von den inneren Zuſtänden, die jene heroiſchen Epochen begleiten, hat er die denkbar geringſte Meinung. Die ganze martialiſche Herrlichkeit des „Soldatenkönigs" erfüllt ihn mit einem unſagbar elenden, an Seekrankheit gemahnenden Gefühl (Cauſerien, S. 174 f.). Kaum viel beſſer denkt er von den kulturellen Wirkungen der folgenden Zeit, „eines halbhundertjährigen, aller Liebe und Frauenanmut entkleideten Sansſoucitums" (Br. I, S. 298).

Gerade in die Epoche der drei Bismarckkriege, die er zu erzählen hatte, fällt — durch die erſten „Wanderungen" und die Anfangskapitel des Romans „Vor dem Sturm" ſich ankündigend — eine allmähliche Abkehr von den hiſtoriſchen Hauptaktionen und ein Übergehen zum hiſtoriſchen Genrebild. Sogar in dem Buch über den deutſch-franzöſiſchen Krieg, das Fontane ſelbſt künſtleriſch hoch über

[1]) 1897 endlich ſchreibt er (Br. II, S. 435): „Das aber, womit am eheſten (weil unerträglich geworden) gebrochen werden muß, iſt der Militarismus."

die zwei früheren Kriegsbücher stellte, werden die Hauptereignisse in ihren großen Linien und Resultaten nur mehr gewissenhaft erledigt, der wärmste Anteil des Autors gehört aber anschaulichen Einzelschilderungen. Es wird sehr viel aus den Berichten deutscher, französischer und englischer Augenzeugen zitiert; aber oft schaltet er ganz frei mit diesem Material, komponiert selbständig Gefechts- und Marschschilderungen, in die er wörtlich seine eigenen Notizen verwebt, wie er sie ein erstes Mal in dem Buche „Aus den Tagen der Okkupation" veröffentlicht hatte. Das Werk würde wenig Ähnlichkeit mit beiden vorhergehenden haben, schrieb er am 23. Dezember 1870 an seinen Verleger. „Es muß sich lesen wie ein Roman." Er hatte ein Recht, so zu sprechen. Partienweise ist der Krieg in der Form des Briefromans geschildert; ganz so wie bald darauf in „Vor dem Sturm" der spanische und russische Feldzug 1812 von Augenzeugen episodisch erzählt wird. In dem Streben nach anschaulichem Detail verrät sich schon der echteste Fontane, man spürt das künstlerische Genießen, mit dem er z. B. französische Berichte über den Zustand der Tuilerienzimmer nach der Flucht des Hofes bis in die „unbedeutendsten" Einzelheiten ausschöpft (Der Krieg gegen Frankreich, II, S. 26):

„Auf einem Canapé fand sich ein Kinderfäbel, halb aus der Scheide gezogen . . ." und so fort, fast eine Seite lang.

Immerhin bleibt das kriegsgeschichtliche Interesse lebendig. Die Überzeugung von der Überlegenheit preußischer Truppen über jede Volksemeute ist das Hauptgerüst seiner konservativen Gesinnung bis ins Jahr 1891. Ein kriegsgeschichtliches Dokument entscheidet dann über sein endgiltiges Abrücken nach links, das Eingeständnis der höchst kritischen Lage der Truppen während der Berliner Märztage (In den „Denkwürdigkeiten des Generals Leopold von Gerlach", darüber „Von Zwanzig bis Dreißig", S. 608 ff.). Fontanes zweifellose Befähigung für Kriegsgeschichte (er ist darin, wie sonst auch, Autodidakt, hat als Einjähriger weder große Manöver mitgemacht, noch theoretische Belehrung genossen) ist wahrscheinlich auch weniger ein individueller Zug als generelles Ahnenerbe. Ein Scherz von ihm legt diese Deutung nahe. (Br. I, S. 336.) Im Jahre 1874 — er arbeitet noch an seinem dritten Kriegsbuche — traf er in Verona, am Grabe der Julia, Adolphe Thiers.

Die beiden bedeutendsten Kriegsschriftsteller der Neuzeit standen nebeneinander und grüßten sich. Meine Lage war die günstigere; ich wußte, wen ich neben mir hatte; er ist hingegangen ohne Ahnung des Glücks, das ihm die Stunde bot.

Es war nicht Fontanes Art, vor einem berühmten Namen innerlich dahinzuschwinden. Die Leistungen waren wohl zu vergleichen;

Thiers war auch als Zivilist und historischer Dilettant der beste Kriegsgeschichtsschreiber des Konsulats und des ersten Kaiserreichs geworden. In dieser Fähigkeit liegt doch wohl ein beiden gemeinsames Rassenfaktum.

Nur in Frankreich sieht man — um die populärste Form dieser Neigung zu zeigen — Abreißkalender, die als historische Daten ausschließlich dreihundertfünfundsechzig victoires und Eroberungen bringen. Dieses populäre Interesse am Kriege berührt Fontane peinlich, wie er als Gefangener einen französischen Häftling ins Studium von Rabous „La grande armée" versenkt sieht (Kriegsgefangen, S. 71):

‚Solche Bücher', sagt ich mir ‚schreibst du selbst'. Sind sie ebenso, so taugen sie nichts. Die bloße Verherrlichung des Militärischen ohne sittlichen Inhalt und großen Zweck ist widerlich[1]).

Aber diese Rechtfertigung der eigenen Tätigkeit ist doch nur Notwehr oder der Ausdruck einer mittleren Entwicklungsstufe zu völliger Abkehr von der eigentlichen Kriegsgeschichte. Im Alter, sobald er solche Arbeiten nicht mehr nötig hat, macht er kein Hehl daraus; am 3. Dezember 1889 schreibt er an den Verleger Bruckmann:

Wenn ich in diesem Augenblick ein Konvolut fände: ‚Briefe des Generals Müller vom Regiment Forcade an seinen Vater, den Schuhmacher Müller in Brieg, von 1756 bis 1763', so würde mich das in Entzücken versetzen; aber den siebenjährigen Krieg persönlich noch einmal zu beschreiben, ist tötlich.

Als Historiker und Biograph rückt er entschieden auf Nebengeleise. Viele Kapitel der „Wanderungen", das Buch „Fünf Schlösser", die zwei autobiographischen Werke zeigen diese erstarkende Neigung. Hier erst findet er sich. Sein Nachfolger in der Schilderung des friderizianischen Rheinsberg war — ohne direkten Zusammenhang — der gegenwärtige Rektor der Pariser Universität, Ernest Lavisse. In der Kunst, Alltagsexistenzen früherer Jahrhunderte anziehend zu erzählen, erinnert Fontane am ehesten an französische Historiker, wie Arthur Chuquet oder an Ste. Beuve in vielen Aufsätzen seiner lundis; die reichere Brief- und Memoirenliteratur Frankreichs, ein

[1]) Er ist diesem ungerechten Vorwurf nicht entgangen; der nächsten Generation schon war er mit seinen Kriegsbüchern ein Vertreter chauvinistischer Verherrlichung deutscher Waffentaten. S. Wilh. Boelsche, „Hinter der Weltstadt", S. 39. — Fontanes Wollen geht sogar über die unparteiische Kriegsgeschichte hinaus. In einer Anmerkung begründet er die Breite, mit der er die militärisch unbedeutenden Aktionen der „Vogesenarmee" erzählt (Der Krieg gegen Frankreich II, S. 641): „Fern davon, eine ausschließlich militärische Darstellung des Krieges versuchen zu wollen," will er die Leser „einen Blick in die Gesamtverhältnisse, vor allem in die Intriguen und Torheiten, in die Eifersüchteleien und Ungerechtigkeiten tun lassen, womit das in Kraftentwicklung einzig dastehende, jeden neuen Tag aufs Neue das Unmögliche möglich machende Gambetta-Regiment zu kämpfen hatte." Er will ein Zeitbild geben, will „über die bloß kriegerischen" Ereignisse hinaus die Situation des republikanischen Frankreich ... charakterisieren.

Symptom für eine stärkere „Durchwärmung" der Vergangenheit, gab solcher Neigung weiteren Spielraum und während jenen französischen Essaiisten ihre Leistungen die höchsten Ehren erwarben, hatte der „Kleinhistoriker" Fontane ebenso von der Gleichgiltigkeit des Publikums, wie von der Überhebung der Historiker vom Fach zu leiden. (Br. I, S. 225 f., 232, 236).

Er gab ihnen das zurück (Br. II, S. 346):

Erstaunt bin ich immer, wie wenig Brauchbares man in den Büchern unserer Historiker aus der Zeit unserer Väter, Großväter und Urgroßväter findet. Die Anordnung ist miserabel, und von Kunst des Aufbaus keine Rede ... Ich kann es mir nur aus der Abwesenheit jedes Gefühls für Poesie erklären. Dadurch geht jedes Unterscheidungsvermögen für interessant und uninteressant, für wichtig und unwichtig verloren. Wichtig in meinen Augen ist immer nur der Hergang und die ihm vorausgehende oder ihm folgende Leidenschaft. Also das Menschliche. Das bloß Aktenmäßige ist immer langweilig. Wie haben die beiden Westnationen das doch immer besser verstanden.

Seine ersten märkischen Studien waren, wie wir gezeigt haben, ein geistiger Daseinskampf gewesen; als er sich innerlich wie äußerlich durchgerungen hatte, fühlte er sich berufen, auf dem Gebiete der Lokalgeschichte ein praeceptor Germaniae zu werden. Daß dies der Hauptzweck seines — unvollendeten — Buches über das Ländchen Friesak und die Bredows sein sollte, spricht er wiederholt in aller Deutlichkeit aus. So an Heinrich Jakobi (Br. II, S. 383 f., vom 5. Januar 1895):

Es war meine letzte märkische Liebe, und es hätte mich glücklich gemacht, das von mir intendierte Buch schreiben zu können. Mir lag ungemein daran, denn ich wollte nicht bloß meinen märkischen Landsleuten, sondern — so anspruchsvoll es klingt — der ganzen Welt zeigen, wie man das eigentlich machen muß ... Mein stolzes Beginnen lief nun darauf hinaus: Allerkleinstes — auch Prosaisches nicht ausgeschlossen — exakt und minutiös zu schildern und durch scheinbar einfachste aber gerade deshalb schwierigste Mittel durch Simplizität, Durchsichtigkeit des Einzelnen und Übersichtlichkeit des Ganzen, auf eine gewisse künstlerische Höhe zu heben, ja es dadurch sogar interessant oder wenigstens lesenswert zu machen.

Der Rest des Briefes erklärt das Scheitern des Planes aus der Gleichgiltigkeit der beteiligten Adelsfamilien und der Verständnislosigkeit des Publikums. Diese formale Seite in Fontanes märkischen Studien ist bisher ziemlich übersehen worden und doch ist es ganz klar, daß sie, mehr als irgendwelche besondere stoffliche Vorliebe für Märkisches, Fontanes immer wiederkehrendes Interesse erweckt. Die Eigenschaften, durch die er den unscheinbaren Stoff veredeln will, Schlichtheit, Durchsichtigkeit, Übersichtlichkeit, sind eben diejenigen, die bei Ste. Beuve etwa die Biographie des alten Arztes Guy Patin oder bei Chuquet den trüben Lebenslauf eines verschollenen Kommandanten von Belfort so anziehend machen.

Rezenſionen und Referate.

Schillerliteratur der Jahre 1911 und 1912.

Einen für akademiſche Übungen geeigneten Abdruck der Schiller zuzuſchreibenden Gedichte aus der Anthologie auf das Jahr 1782 mit Ausſchluß des Dramas „Semele“ hat Dr. Wolfgang Stammler veranſtaltet (Schillers Anthologiegedichte, kritiſch herausgegeben. Bonn, Marcus und Weber, 1912. Lietzmanns kleine Texte für Vorleſungen und Übungen 93). Der Text der 48 Gedichte iſt von den Willkürlichkeiten des Setzers nach Möglichkeit gereinigt und die rohe Interpunktion energiſch moderniſiert, was dem Verſtändnis des oft gar nicht ſo leicht zu faſſenden Wortſinns nur nützlich ſein kann, nach den Grundſätzen, die ich bei Gelegenheit meiner Beſprechung des Neudrucks von Zobeltitz in dieſen Blättern (15, 217) ausgeführt hatte. In bezug auf die Interpunktion hätte man mehrfach noch radikaler und konſequenter vorgehen können. Weniger erfreulich iſt, daß der Text durch eine Reihe teilweiſe recht ſtörender Druckfehler entſtellt iſt (vgl. 1, 87. 4, 23. 8, 44. 9, 36. 37, 53. 65. 40, 16, ferner S. 13 Anm.; 34 Anm.; 69, 3). In zwei Fällen hat Stammler eigenmächtig die Sprachform Schillers zu unrecht verbeſſert: weder die Verwandlung der ſchwachen in die ſtarke Adjektivform im Vokativ in Rückſicht auf den modernen Sprachgebrauch (7, 99) noch die Umſetzung der apoſtrophierten, als „riſſe', ſchmiſſe“ gedachten Präterita „riſſ', ſchmiſſ'“ in „riß, ſchmiß“ (33, 46. 46, 38. 39) ſcheint mir erlaubt zu ſein (zu der letzteren Erſcheinung des paragogiſchen e vgl. Pfleiderer in Pauls und Braunes Beiträgen 28, 381). In den unter dem Texte ſtehenden Varianten läßt uns der Herausgeber die Überlieferung im einzelnen bis zu dem Zeitpunkte verfolgen, wo Schiller das betreffende Gedicht in ſeine Gedichtſammlung aufnahm; dieſe Bearbeitungen Schillers ſelbſt, die ja wie bekannt ſehr radikal vorgingen, ſind nicht mehr berückſichtigt, da ſie in jeder Schillerausgabe enthalten ſind. Der Variantenapparat beſchränkt ſich alſo auf die drei Niederſchriften des Gedichts „An die Sonne“ von der Hand Chriſtophinens, auf die beiden Einzeldrucke für die Elegie auf den Tod Weckerlins, auf das Schreibbuch von

Schillers Mitschüler Anton von Herrenschwand, das uns ja auch das verlorene Leichencarmen auf Wiltmeister wiedergeschenkt hat, für dieselbe Elegie und die Leichenphantasie, auf Stäudlins schwäbischen Musenalmanach für „Die seligen Augenblicke“ (daß die Abweichungen dieses Gedichts Stäudlin zum Urheber haben, ist mit nichts zu erweisen), endlich auf die Zitate aus der „Freundschaft“ in den Philosophischen Briefen. Meine Verbesserung eines traditionellen Fehlers in der „Größe der Welt“ (Euphorion 14, 615) ist für Stammler doch nicht so evident gewesen, daß er sie in den Text aufzunehmen gewagt hat, obwohl die metrische Messung des betreffenden Verses doch den anapästischen Rhythmus zwingend verlangt und die Richtigkeit dieser Messung selbst wieder durch die in derselben Strophe gebaute „Hymne an den Unendlichen“ einwandfrei bestätigt wird. Dem Lesartenapparat des Gedichts „An die Sonne“ gereicht es zu ernstlichem Nachteil, daß Schröders im wesentlichen abschließende Behandlung von Christophinens Niederschriften in den Göttinger Nachrichten 1910 S. 183 Stammler entgangen ist und daß er die von Witkowski reproduzierte Handschrift, wie es scheint, nicht im Faksimile gesehen, sondern nur im Abdruck benutzt hat: so ist der Apparat unübersichtlich und mehrfach fehlerhaft geworden. Einen Punkt hat auch Schröder, wie ich schon früher in diesen Blättern (20, 184 Anm.) ausgeführt habe, noch unerledigt gelassen: es scheint mir unstatthaft anzunehmen, daß Schiller den Hexametern seiner Klopstock und Horaz nachgebildeten archilochischen Strophe Fünffüßler untergemischt habe, die sich nur holprig lesen lassen; demgemäß sind die Verse 9, 25 und 43 in dem von mir bereits angegebenen Sinne zu bessern (für Vers 25 „wie trunken“ verweise ich noch auf Psalm 107, 27 und Jesaias 24, 20). Auch für Vers 29, der sich allenfalls, wenn auch nur schlecht als Hexameter lesen ließe, ist mir noch eine plausible Besserung eingefallen, die mir auch inhaltlich evident scheint: es muß natürlich heißen „O vergieb mir, daß ich nicht auf mein Angesicht falle“. In einem auf den Text folgenden Anhang sind noch Widmung und Vorrede der Anthologie, Schillers Selbstrezension aus dem Württembergischen Repertorium und Metzlers Vorrede zu seinem neuen Abdruck von 1798 mitgeteilt, in der zum ersten Mal gewisse Chiffern für Schiller in Anspruch genommen werden. Für die Verfasserfrage der noch strittigen Gedichte, deren augenblicklichen Stand eine kurze Tabelle der Chiffern und Namen übersichtlich zusammenfaßt, bringt der Herausgeber nichts Neues bei. —

Eine unerwartete und äußerst wertvolle Bereicherung hat Schillers Korrespondenz erfahren durch die Auffindung von 36 von der Hauptmasse früh abgesprengten und seitdem verschollenen Briefen Wilhelm von Humboldts an ihn aus den Jahren 1796—1803, die, ausgezeichnet kommentiert, zuerst in der Deutschen Rundschau und nun auch in Buchform erschienen sind (Neue Briefe Wilhelm von Humboldts an

Schiller 1796—1803, bearbeitet und herausgegeben von Friedrich Clemens Ebrard. Berlin, Gebrüder Paetel, 1911). Ich gebe einen kurzen Überblick über die Bereicherung, die unserer literarhistorischen Kenntnis durch diesen neuen Briefschatz erwachsen ist, ohne natürlich auf alle Einzelheiten hier eingehen zu können. Das meiste Licht fällt natürlich auf Wesen, Bestrebungen und literarische Tätigkeit Humboldts selbst. Der stark raisonnierende Charakter seiner Briefe an seine Freunde, der sich sowohl in einer Vorliebe für abstraktere Erörterung objektiver Probleme der intellektuellen Welt als in stets schlagfertiger charakterisierender Kritik von Persönlichkeiten und literarischen Werken zeigt, ist hinlänglich bekannt und haftet auch den neugefundenen Stücken an. Für die zersetzende Selbstanalyse, die seiner Produktion zeitlebens hindernd im Wege stand, bieten auch unsere Briefe zwei interessante Beispiele (S. 156. 229). Am glücklichsten gelingen Humboldt Schilderungen landschaftlicher Stimmungen, eigenartiger Kulturverhältnisse und individueller Persönlichkeiten: so hören wir ihn hier seine ersten Eindrücke von Paris und Rom darlegen (S. 175. 307), Pariser Theateraufführungen in anschaulichster Weise schildern (S. 178. 197), das Salzbergwerk fest von Berchtesgaden beschreiben (S. 165); Individualitäten wie Voß (S. 110), Fritz Jacobi (S. 112), Klopstock (S. 113), der Minister Rumford, ein Anhänger des energetischen Imperativs vor Ostwald (S. 169), Denis (S. 154), der Kardinal Ruffo (S. 321) treten lebendig aus seinen Worten hervor. Er reflektiert ausführlich über pädagogische Fragen, wobei ihm eine systematische Einteilung aller Wissenschaften klar geworden ist (S. 29. 131), über Vers und Reim (S. 54. 62. 186), über Idealismus und Realismus in der Malerei und Plastik (S. 128. 143), über die Probleme der Sprache, denen er gerade damals theoretisch zuerst näherzutreten beginnt (S. 283). Über den Wallenstein liefert er eine förmliche Abhandlung, die bis zur tiefsten Analyse von Schillers dichterischem Charakter überhaupt vordringt (S. 257): es sind fast die Grundlinien eines ungeschrieben gebliebenen zweiten Bandes Ästhetischer Versuche, den er eine zeitlang ernstlich geplant zu haben scheint (vgl. auch Böttigers Bemerkung im Archiv für Literaturgeschichte 15, 304). Der Antike steht Humboldt hier noch manchmal kritischer gegenüber als später nach dem römischen Aufenthalt: die tragische Diktion der Griechen findet er gesucht, opernartig und Äschylos „wirklich manchmal bombastisch" (S. 64), in ihrer Bildung vermißt er wegen ihrer beschränkteren äußeren Lage eigentlichen Gehaltreichtum (S. 85), Winckelmanns Auffassung der antiken Skulptur scheint ihm korrekturbedürftig und er sucht das an den Götteridealen nachzuweisen (S. 142), Schillers Eumeniden in den „Kranichen des Ibykus" stehen ihm höher als die äschyleischen (S. 187). Zu den in Paris mit den französischen Philosophen gepflogenen leidenschaftlichen Diskussionen über Kant und den Wert seiner kritischen Philo-

sophie (S. 202. 215) sei auf eine merkwürdige, sonst nicht bestätigte Notiz in einem Briefe Kiesewetters an Kant vom 25. November 1798 hingewiesen, wonach Humboldt im Institut national einen nicht mit besonderer Befriedigung aufgenommenen Vortrag über diesen Gegenstand gehalten hat (Kants Briefwechsel 3, 264). Die Bemerkungen über schriftstellerische Arbeiten Humboldts (Rezension des Reineke Fuchs S. 43. 58. 68. 71, Schrift über das 18. Jahrhundert S. 71. 76. 89. 93. 99. 108, Agamemnonübersetzung S. 126. 147. 162. 192, Schrift über Hermann und Dorothea S. 208. 225. 238) fügen sich ergänzend überall in unser bisheriges Wissen von ihrer Entstehung ein, wie es die Schlußberichte der beiden ersten Bände der akademischen Gesamtausgabe bequem überschauen lassen. Neu ist nur die Notiz über einen angefangenen Aufsatz über Goethes Egmont, der das Drama und seine tragische Wirkung gegen Schillers bekannten Angriff in Schutz nehmen sollte (S. 71). Die Verse, auf die Schiller den von Humboldt gebilligten Ausdruck „philosophische Herzlichkeit" anwandte S. 294), können doch wohl nur die in Spanien entstandenen Distichen „An den erwarteten Sohn" (Gesammelte Schriften 9, 9) gewesen sein: vermutlich war die aus Karoline von Wolzogens Nachlaß bekannt gewordene Reinschrift (vgl. ebenda S. 449) zuerst an Schiller gesandt worden.

Auch für Schiller geben die neuen Briefe mancherlei Gewinn. Zu den mehreren großen Charakteristiken des Dichters, die wir aus Humboldts Feder bereits besitzen, tritt hier eine neue hinzu: die schon erwähnte Kritik des Wallenstein aus dem September 1800 läuft nach einer geistvollen Besprechung des Dramas in seinem Gesamtaufbau und zahlreichen Einzelheiten (Wallenstein, Thekla, die Pappenheimer, Buttler usw.) in eine Betrachtung über die Eigentümlichkeit von Schillers Genius und in eine kurze Vergleichung desselben mit Goethe und Shakespeare aus, die in die tiefsten Tiefen der Psychologie hinabzusteigen versuchen und auch Sprache und Stil des Dramas in Betracht ziehen. Wollte Humboldt früher (vgl. Briefe an Jacobi S. 49) in Schiller den Typus einer Verschmelzung von poetischem und philosophischem Genie erblicken, so sieht er jetzt (S. 274) ein deutliches Übergewicht auf der Seite der Phantasietätigkeit und damit eine rein dichterische Anlage in ihm verkörpert: man muß die Entwicklung dieses Gedankens, die zu lang ist, als daß ich sie hier wiedergeben könnte, bei ihm selber nachlesen, die in ihrer intellektuellen Schärfe und Sicherheit etwas ebenso Überzeugendes wie durch den warmen Ton hingebender Begeisterung für den großen Freund etwas Rührendes hat. Ähnlich schön heißt es an einer anderen Stelle (S. 320): „Immer werden Sie, wenn man Sie wahrhaft würdigt, der Schöpfer einer neuen Poesie heißen, einer Poesie, welche die Schranken der bisherigen durchbricht, sich eine neue, aber durch sich selbst geregelte Bahn bricht. Was Sie in jeder Gattung gemacht haben, hat ein Siegel

geiſtiger Größe und Tiefe, das man ſonſt nicht findet. Was ich erſt von Ihnen ſagte, gilt auch von Ihren Arbeiten: ſie leben und weben mit aller Friſche und Realität der Wirklichkeit doch in einem reineren und ätheriſcheren Element als andere; ſie ſind erzeugt und erhalten ſich durch Ideenkraft und bringen ſie wieder hervor. Ihre Poeſie verliert nicht an Anſchaulichkeit und Innigkeit, aber ſie gewinnt an Erhabenheit." Außer dem Wallenſtein, für den Humboldt unbedingt die Versform ſtatt der urſprünglichen Proſa empfiehlt (S. 62), deſſen Vorſpiel, vom Dichter ſelbſt vorgeleſen, auf ſeine Gattin Karoline den tiefſten Eindruck machte (S. 125), der im ganzen Humboldt „unendlich beſchäftigt und tief erſchüttert" und alle ſeine Erwartungen durch Größe, Reinheit und Klarheit der darin abgeſpiegelten Individualität übertroffen hat (S. 292), iſt beſonders eingehend von Schillers Gedichten für den Muſenalmanach von 1797 und 1798 die Rede, von der „Klage der Ceres" (hier werden uns S. 89 zwei ältere Lesarten, die dann im Abdruck geändert ſind, bekannt) und von dem Sechsgeſtirn der großen Balladen: Humboldt analyſiert nicht nur (S. 135) die Ballade als poetiſche Gattung im allgemeinen, in der er ein ſentimentales, auf lyriſchen oder tragiſchen Effekt hin gearbeitetes Produkt ſieht, und charakteriſiert Schillers Balladen als vollendete Typen der Art, ſondern er geht auch auf jede einzelne der ſechs Dichtungen näher ein (S. 136. 185). „Der Taucher" und „Der Handſchuh" tragen in ſeinen Augen den Preis davon, jener durch die kunſtvolle Ökonomie in der Verteilung der Handlung, die prächtigen Schilderungen und die gelungenen Beiworte (dem Vorſchlag, die Molche und Salamander als Amphibien aus der Tiefſeezone zu entfernen, hat der Dichter nicht ſtattgegeben), dieſer durch die prächtige Beſchreibung der Tiere („Sie haben darin Ihrem Liebling, dem Löwen, ein Denkmal geſtiftet" S. 140), beide durch die vortreffliche Behandlung des Silbenmaßes. Gleich nach ihnen rangieren „Die Kraniche des Ibykus" durch die eigenartige Größe und Erhabenheit, beſonders von der Erwähnung des Theaters an über den Eumenidenchor in ſeiner furchtbaren Gewalt bis zum Schluß, während der Anfang „nicht gedrängt genug und ſtellenweis zu matt" erzählt erſcheint (S. 188). „Der Ring des Polykrates" macht trotz der großen Wirkung der Nemeſis einen weniger tiefen Eindruck auf unſern Kritiker und ſcheint ihm als reine Erzählung die Bezeichnung Ballade mit Unrecht zu führen, da er durch ſeinen Inhalt „das Herz ziemlich kalt und den Geiſt unbeſchäftigt läßt" (ebenda). Als letzte in der Reihe erhalten „Der Gang nach dem Eiſenhammer", der Humboldt „zu ſehr Ballade" iſt (S. 189), und „Ritter Toggenburg" ein mehr konventionelles Lob. Eine nicht geringe Befriedigung gewährte es mir perſönlich, meine vor Jahren in dieſen Blättern (12, 3) aufgeſtellte Datierung des geplanten Hymnus „Deutſche Größe" im Frühjahr 1797 durch unſere Briefe (S. 161. 235) objektiv beſtätigt zu ſehen, wovon ich

ſchon gleich nach ihrer Auffindung den Leſern der Zeitſchrift in einem beſonderen kleinen Artikel (17, 605) Kenntnis gegeben habe. Endlich gedenkt Humboldt gelegentlich des Schillerſchen Plans einer Römiſchen Geſchichte (S. 319) und etwas eingehender franzöſiſcher Bearbeitungen der Räuber und des Carlos (S. 182. 254), von denen die des letzteren Dramas durch Joly bisher unbekannt war, vielleicht auch gar nicht vollendet wurde.

Von den ſonſtigen literariſchen Urteilen verdienen in erſter Linie einige Bemerkungen über Goethe Beachtung. Anknüpfend an Mitteilungen Schillers über eine zunehmende Verſtimmung und Vereinſamung Goethes im Winter 1802 auf 3, ſagt Humboldt (S. 317): „Es iſt eine Verſtimmung, aus der ſein Weſen, das ſchlechterdings mehr durch die Natur als den Vorſatz beſtimmt wird, nur zufällig durch äußere Umſtände oder irgend eine innere, in ihm aufſteigende Geiſtesthätigkeit gerettet werden kann"; als Heilmittel empfiehlt er, ohne doch über die Sicherheit des Erfolgs ſich irgend Illuſionen zu machen, eine ablenkende große Reiſe nach Rom oder Paris. Bei eingehender Vergleichung des „Reineke Fuchs" mit ſeiner Quelle geht Humboldt klar auf, daß bei aller Übereinſtimmung bis in einzelne Worte und Wendungen hinein das Ganze doch durch den neueren Dichter ſchlechterdings etwas anderes geworden iſt, ohne daß er doch im einzelnen ſich darüber Rechenſchaft geben könnte, wodurch Goethe das bewirkt habe; „Das Silbenmaß, das es dem griechiſchen näher bringt, tut viel, aber, da es ſo äußerſt loſe und leicht behandelt iſt, auch wieder nicht viel. Die Hauptſache liegt wohl in der Sprache, in dem Periodenbau, endlich und vorzüglich in der Behandlungsart des Genies, die ſich nicht einzeln und mit Worten beſtimmen läßt" (S. 44; vgl. auch S. 58). Kürzer werden „Alexis und Dora" (S. 85) und merkwürdigerweiſe auch Goethes Beiträge zu Schillers Muſenalmanach für 1798 (den „Neuen Amor" kannte Humboldt ſchon durch Jacobi, wie er S. 190 erwähnt; vgl. Werke 33, 237 Weimariſche Ausgabe) beſprochen. Aus Reichardts Erzählungen glaubte Humboldt entnehmen zu ſollen, daß ſeine Spannung mit Goethe auf die Unterhandlungen über die geplante Kompoſition des „Großkophta" als Oper zurückgehe (S. 26).

Auch ſonſt ſind unſere Briefe nicht arm an literariſchen Urteilen, die noch ganz kurz gemuſtert ſeien. Humboldts intimer Freund Gentz war Schiller, obwohl er „für Werke der Phantaſie nicht Empfänglichkeit genug" beſaß (S. 160), während ſeines längeren Weimariſchen Aufenthalts zu Ende 1801 freundſchaftlich nahe getreten: auf ein verlorenes Urteil Schillers über ihn antwortet Humboldt mit einer geradezu glänzenden Charakteriſtik des Freundes, die in ihrer Klarheit und Wärme zu dem Beſten gehört, was uns der neue Fund gebracht hat (S. 298). Voß hat Humboldt erſt nach intimerer perſönlicher Berührung im Sommer 1796 verſtehen und ſchätzen gelernt (vgl. S. 49. 110. 206). Jean Pauls

„Hesperus" ist nach Karolinens Eindruck von „ungeheurer Verwirrung und großer Geschmacklosigkeit" und das allgemeine Lobpreisen seiner Romane „lächerlich" (S. 95). Und mit schwächerer oder stärkerer Ironie kann Humboldt von August Wilhelm Schlegels Beiträgen zu Schillers Musenalmanach von 1798 (S. 190) und von seines Bruders Friedrich „Alarcos" reden, den er eine dramatisierte Ballade nennen möchte, in dem er das Schicksal ganz müßig, die Behandlung gotisch, die Sprache eckigt, die metrischen Schnörkeleien unausstehlich findet; „Mit stärkeren Händen ist die Poesie noch nicht berührt worden; ärger hat man noch nie mit Füßen getreten, was bisher in der Kunst Motiv hieß und Gefallen erregte" (S. 300). Von Tieck schreibt er (ebenda): „Die Schlegels rühmen sich, daß Goethe an Tiecks „Zeichen im Walde" großes Gefallen gefunden habe. Ich muß gestehen, daß mir dies Stück gerade vorzüglich graß und gehaltlos zugleich scheint. Lieber sind mir ein paar Sonette von Tieck, doch ist keins ohne einige Schiefheit oder Mattigkeit. Haben Sie aber je die Genoveva oder die Lieder in der Magellone von Tieck gelesen? Die Genoveva hat, dünkt mich, wirklich einige große Sachen und diese Lieder sind sehr schön. Nur über das Lyrische geht Tiecks Talent, auch in der Anlage nicht einmal hinaus und dramatisch oder nur plastisch ist er gar nicht. Dann die entsetzliche Anmaßung und die ewige Nachlässigkeit, so gar keine künstlerische Sorgfalt." Von der phänomenalen Wirkung von Kotzebues „Menschenhaß und Reue" auf die Herzen und Tränendrüsen der Pariser werden Wunderdinge berichtet und dabei muß die rührende Wirkung des Stücks trotz ihres verdrießlich unästhetischen Charakters zugegeben werden (S. 252). —

Einen für weitere Kreise berechneten Auszug aus dem großen Urkundenwerke „Schillers Persönlichkeit", an dem er selbst so hervorragenden Anteil hat, hat Julius Petersen besorgt (Schillers Gespräche, Berichte seiner Zeitgenossen über ihn, herausgegeben. Leipzig, Inselverlag, 1911). Die Sammlung ist auf die eigentlichen Gespräche oder momentanen Berichte von Augenzeugen beschränkt, andrerseits durch einige kleinere Stücke, die erst nachträglich gefunden wurden, vermehrt worden: ich nenne nur einen kurzen Brief von Kraus an Göschen vom 6. August 1787 (S. 140) und eine Stelle aus den 1800 erschienenen „Briefen eines ehrlichen Mannes", die man nach Berends überraschender Entdeckung (Euphorion 20, 160) schwerlich mehr Goethes Jugendfreund Lerse zuschreiben kann (S. 290). Den Texten folgt ein kurzes, den Wert der Sammlung knapp charakterisierendes Nachwort. Da ich zu dem Buche selbst sonst nichts zu bemerken habe, so löse ich hier ein früher (Euphorion 20, 195) gegebenes Versprechen ein und stelle zusammen, was ich mir von Fragmenten Schillerscher Gespräche notiert habe, die in „Schillers Persönlichkeit" übersehen sind. Ich ordne die Stücke chronologisch, soweit eine Zeitbestimmung überliefert oder zu erschließen ist:

Jubilatemesse 1800 mit Cotta darüber, wann und wo der Mensch sich über die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens hinwegsetzen dürfe: Brief Cottas an Lotte Schiller vom 19. Oktober 1816 (Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 567);

etwa Anfang 1801 mit Schmidt über seine Deklamation aus „König Johann": Erinnerungen eines Weimarischen Veteranen S. 104 (am 4. Mai trat Schmidt zuerst auf der Weimarer Bühne auf: vgl. Pasqué, Goethes Theaterleitung 2, 324);

Februar 1801 mit Schelling über sein neues Almanachstück: Brief Karolinens an Schlegel vom 27. Februar (Karoline 2, 50);

Mai 1801 mit Schelling über den geplanten „Don Juan", über Dramensujets auf Vorrat: Briefe Karolinens an Schlegel vom 5. und 25. Mai (ebenda 2, 115. 155);

Januar 1802 mit Gries über den „Jon": Brief Karolinens an Schlegel vom 11. Januar (ebenda 2, 265);

1802—3 mit Kotzebue, der ihm eins seiner Stücke („Ubaldo" kann es allerdings nicht gewesen sein, da er erst 1808 erschien, unter falschem Verfassernamen vorlas: Bericht Thibauts (Kobbe, Humoristische Erinnerungen aus meinem akademischen Leben 1, 80);

14. Mai 1804 über die Berliner Aufführung des Wallenstein (Fleck war allerdings schon tot und Schiller sah Iffland in der Titelrolle): Hoffmann, Serapionsbrüder 6 (Werke 3, 157 Hempel);

undatiert mit Karoline Wolzogen über ihr Leben, über ihren Sohn Adolf: Literarischer Nachlaß" 1, 46. 74.

Die Liste ist nicht sehr reichhaltig, aber bei der Seltenheit Schillerscher Gespräche verdient wohl jede kleinste Notiz beachtet zu werden. —

Mit dem Gefühl großer Enttäuschung legt man einen biographischen Versuch aus der Hand, der Schillers Mannheimer Freundin Charlotte von Kalb weiteren Kreisen verständlich machen will (Ida Boy-Ed, Charlotte von Kalb, eine psychologische Studie, das heißt: Ich bin kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch in seinem Widerspruch. Jena, Diederichs, 1912 [1911]). Die fruchtbare Romanschriftstellerin hat es für nötig erachtet, uns ihre Gedanken über Schillers Freundin mitzuteilen, weil nach ihrer Meinung eine „Mannpersönlichkeit" (S. 33) nicht imstande ist, dieser „Weibpersönlichkeit" (S. 1) in ihrem „Weibleben" (S. 22) gerecht zu werden. Speidel und Wittmann sind der Verfasserin „eifrige Pamphletisten" (S. 127), deren Buch sie auch noch mit falschem Titel zitiert (S. 128), aber auch noch kein „zünftiger Literarhistoriker" hat es gewagt, ihr Charakterbild zu zeichnen (S. 1). Nicht nur Klarmanns Geschichte des Kalbschen Geschlechts (Erlangen 1902; vgl. dazu Minors Besprechung in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1905 S. 497), sondern auch Sauers ausgezeichnete Skizze (Frauenbilder aus der Blütezeit der deutschen

Literatur S. 46) ist ihr zum Schaden ihres Unternehmens unbekannt geblieben wie auch sonst manches aus dem verstreuten Briefmaterial der Zeit. Aber abgesehen davon, worin besteht denn nun die neue und ungeahnte Beleuchtung, in die Charlotte von Kalb hier gerückt ist? Man erstaunt bei näherem Zusehen, wenn man die Stellen liest, an denen die Kennerin der weiblichen Seele (die Verfasserin nennt das S. 4. 32. 34. 49. 72. 79 lieber „Psyche", was wahrscheinlich etwas feineres als das abgebrauchte Wort „Seele" sein soll) mit ihrer Weisheit herausrückt (ich gebe sie, um Nachprüfung zu ermöglichen, sämtlich an: S. 5. 21. 27. 29. 32. 35. 38. 42. 53. 57. 58. 65. 79. 89. 92. 97. 106. 107. 113. 123. 125) und uns diese „Komplexheit" (S. 33) zu deuten versucht, mit welchen Trivialitäten und was für Binsenbeobachtungen wir abgespeist werden, und das Gefühl des Erstaunens macht, da das immer so fortgeht, bald dem der Entrüstung und der Bitterkeit Platz. Diese Psychologin hatte wahrlich kein Recht, der literarhistorischen Forschung den Text zu lesen, die uns derartige Proben von Seelenkenntnis auftischt und es fertig bringt, in ein und demselben Buche am Anfang von der „Ganzheit" von Charlottens Wesen zu sprechen, „die immer das eigentlichste Merkmal ihrer Persönlichkeit blieb" (S. 11), und am Schlusse zu erklären (S. 121): „Hinter dem Wahn einer Ganzheit stand die verborgene Tatsache einer Halbheit." Da etwas medizinischer Jargon zum Modebetrieb gehört, so darf er auch hier natürlich nicht fehlen: „Hysterie" (S. 28. 126; hat die Verfasserin eine Ahnung davon, daß dieser psychiatrische Begriff zu den allerkompliziertesten gehört, die es geben kann?) und „Psychose" (S. 56) sind rasch herbeizitiert und von sexuellen Motiven und Bedingtheiten zu reden klingt so wissenschaftlich (S. 22. 31. 33. 125). Es ist ja freilich recht geschmackvoll, wenn es von Charlotte heißt (S. 35): „Sie hatte eine heiße Phantasie, aber keinen heißen Schoß", und für die S. 39. 80 dekretierte Identität der Liebe mit sexueller Hörigkeit der Geschlechter wird sich die Verfasserin wohl schwerlich den Dank unserer Frauen verdienen. Der Bilderschatz des Buches ist sehr gesucht und oft geschmacklos: „Mancherlei Atem" hat das Bild Charlottens angehaucht (S. 1), Tuben werden gemischt (S. 2), eine Fermate von Gnade und Verdienst folgt auf das Prestissimo des Aufstiegs (S. 19), Kalb spießt mit dem Degen die Pfründe einer militärischen Stellung auf (S. 51), schließlich schmiegt gar Charlotte ihre sterbliche Hülle in Gottes Vaterhände (S. 127). Noch ein paar kleine sachliche Bemerkungen: zu den S. 18 zitierten Versen war das bei Minor, Aus dem Schillerarchiv S. 25 abgedruckte Blatt zu vergleichen; S. 48 wird die Mutter Amaliens von Imhoff mit dieser konfundiert; daß Jean Pauls erste satirische Arbeiten ebenso wie die ersten Romane die Leser in Entzücken versetzt hätten (S. 75), ist unrichtig; daß Humboldt nicht zu den Freunden Charlottens gehörte (S. 112, 125), ersieht man aus seinem Briefwechsel mit Karo-

lume 5, 390. 400. Sehr ſtörend iſt endlich die große Zahl von Druckfehlern, beſonders in Namen und Zahlen (gleich das Geburtsjahr S. 3 muß 1761 ſtatt 1791 heißen und S. 52. 53 ſteht dreimal hintereinander auf zwei Seiten 1888 und 1889 ſtatt 1788 und 1789). —

Die nächſte Schrift gehört nur zum Teil hierher, zum anderen größeren Teile eigentlich vor das Forum des Goetherezenſenten (Goethes Hero und Leander und Schillers romantiſches Gedicht von Georg Schaaffs. Straßburg, Trübner, 1912. Die Kombinationen des Verfaſſers, der das Tollſte an Entlehnungsſpürerei leiſtet, was mir je vorgekommen iſt, ſind nicht ohne Geiſt, aber ſamt und ſonders unhaltbar: nicht den kleinſten Punkt ſeiner Aufſtellungen kann ich als erwieſen oder nur als äußerſt wahrſcheinlich gemacht zugeben. Schaaffs nimmt folgendes an: Goethes Gedichte „Troſt in Tränen", „Nachtgeſang" und „Sehnſucht", zuerſt erſchienen in Wielands Taſchenbuch von 1804 innerhalb einer größeren Reihe der Geſelligkeit gewidmeter Lieder, ſowie das Gedicht „An Mignon" aus Schillers Muſenalmanach für 1798 ſollten urſprünglich einen Hero und Leander Zyklus bilden, der gleichzeitig mit Hermann und Dorothea entſtanden iſt; die Idylle „Alexis und Dora" iſt ſtark abhängig von Ovids Heroiden, ja ſtellenweiſe nur eine Moſaik aus ihnen; gleichzeitig entſtanden die gleichfalls zu einem zuſammenhängenden Zyklus beſtimmten Gedichte Schillers „Die Begegnung", „Das Geheimnis", „Die Erwartung" und „Elegie an Emma"; dieſe Gedichte ebenſo wie die genannten Goetheſchen ſind außerdem in weitgehendſter Weiſe durch Motive, Situationen und Wendungen von Muſäus' Volksmärchen beeinflußt. Alle vier Behauptungen ſind unhaltbar und unbewieſen, ſind nichts als eine mehr oder weniger geiſtvolle Spielerei, die man ſtellenweiſe, wenn es nicht dem Verfaſſer ſo offenbarer Ernſt wäre, als Parodie auf gewiſſe Irrwege und Irrmethoden unſerer literargeſchichtlichen Forſchung aufzufaſſen geneigt wäre. Eine eingehende Widerlegung erübrigt ſich, da keinerlei Beweiſe gegeben ſind: ich begnüge mich mit einigen kurzen Hindeutungen auf die überall morſchen und ſchwankenden Fundamente der Hypotheſen. Nach allem, was aus den wenigen Briefſtellen über einen Hero und Leander-Plan Goethes zu erſchließen iſt (die Stellen verzeichnet mein Kommentar zum Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe S. 38), kann es ſich kaum um etwas andres als um ein diſtichiſches Gedicht handeln, das als Seitenſtück zu „Alexis und Dora" und zu Hermann und Dorothea gedacht war, welche Dichtung ja urſprünglich weſentlich kleineren Umfang erhalten ſollte; darauf deutet auch die Schaaffs entgangene Stelle im Briefwechſel Humboldts mit ſeiner Frau 2, 37, wonach der ganze Plan im April 1797 ſchon aufgegeben war. Daß jene vorhin genannten Goetheſchen Gedichte vor 1800 entſtanden ſeien, iſt mit nichts wahrſcheinlich zu machen; es wäre vielmehr ſehr auffällig, wenn Goethe ſie dem Almanach ſeines Freundes

Schiller, der im Herbſt 1799 das letzte Mal erſchien, vorenthalten haben ſollte; alle Wahrſcheinlichkeit ſpricht für Entſtehung nicht allzulange vor dem Erſcheinen im Taſchenbuche für 1804, wie auch bisher ſtets angenommen worden iſt; die Bemerkungen des Verfaſſers (S. 78. 91) können an dieſem chronologiſchen Sachverhalt nicht das mindeſte ändern. Für die gewaltſame Kombination dieſer Lieder mit dem Hero und Leander-Stoff iſt nicht der Schatten eines Beweiſes vorhanden; ebenſo wenig ſcheint mir Zuſammenhang von „Alexis und Dora" mit Ovids Heroiden erwieſen zu ſein. Was die Schillerſchen Gedichte angeht, ſo iſt ihre Zuſammenkoppelung untereinander und mit dem in Briefen an Humboldt mehrfach erwähnten Plane einer romantiſchen Erzählung in Stanzen nicht neu, aber ich habe ſchon im Kommentar zum Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt ([3] S. 386) eindringlich gewarnt, man möge ſich hüten, dieſe Vermutung Goedekes, die eben nichts als eine unbewieſene Vermutung iſt, für ſicher zu nehmen, eine Voreiligkeit, der ſich nun auch Schaaffs (S. 104) ſchuldig macht. Dieſe Vermutung müßte erſt bewieſen werden und wer das unternimmt, müßte ſich vor allem mit der Diskrepanz der metriſchen Formen in einleuchtender Weiſe auseinanderſetzen, worauf der Verfaſſer überhaupt nicht eingeht (vgl. ſchon Kettner Vierteljahrſchrift für Literaturgeſchichte 3, 133 und jetzt auch Neue Briefe Wilhelm von Humboldts an Schiller S. 53); ſeine Polemik gegen Jonas' Auffaſſung der abweichenden Faſſung, die Zelter von zweien dieſer Gedichte veröffentlicht hat (S. 123), ſcheint mir verfehlt. Woher weiß endlich Schaaffs, daß Goethe und Schiller Muſäus' Volksmärchen derartig genau kannten, daß ihnen der geſamte Motivenſchatz daraus als Vorratskammer für den eigenen dichteriſchen Bedarf geiſtig ſtets zur Verfügung ſtand (S. 131)? Auch dafür iſt keine Spur eines Beweiſes beigebracht. Und wenn der Verfaſſer (S. 71) ſagt, die Kunſt, mit der die Dichter aus ſo vielen größeren und kleineren Bauſteinen ein einheitliches Werk zuſammengeſetzt hätten, bleibe noch genug zu bewundern, ſo kann ich damit nicht im mindeſten übereinſtimmen: hätte Schaaffs mit ſeinen Entlehnungshypotheſen recht, ſo wären Goethe und Schiller die erbärmlichſten Stümper geweſen, denn ſie hätten nicht die einfachſte poetiſche Situation, nicht die einfachſte lyriſche Empfindung von ſich ſelbſt haben und dichteriſch formen können. Auch die Entlehnungen aus Fleming (S. 88. 126) und Cronegk (S. 117) ſind völlig abzuweiſen. Ich notiere noch zwei Verſehen, die dem Verfaſſer untergelaufen ſind: S. 7 wird die erſte Hempelſche Ausgabe von Goethes Gedichten Loeper zugeſchrieben, während ſie Strehlke zugehört; S. 33 wird Minor ſchuld gegeben, er habe das Gedicht „Sehnſucht" in die Frankfurter Zeit unter den Einfluß des Pietismus geſetzt und die Melodie eines geiſtlichen Liedes herangezogen: natürlich hat Minor nicht das Gedicht aus dem Taſchenbuch für 1804 gemeint, ſondern das ältere gleichnamige (Der junge Goethe 5, 321). —

Einen vermeintlichen Schillerschen Plan einer Reihe von Biographieen bedeutender Männer aus der deutschen Geschichte sucht Dr. L. Sadée eingehend zu erläutern (Vom deutschen Plutarch, ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Klassizismus. Wiesbaden, Bergmann, 1911. Löwenfelds Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens 76). Er entwickelt in stark redseligem Stil mit mannigfachen Seitensprüngen der Gedankenentwicklung und vielen Zitaten, mit einer Psychologie, die mir vielfach ebenso verblüffend wie unmöglich vorkommt (vgl. z. B. „Die Flucht Friedrichs des Großen ist das Vorbild zu Schillers Flucht gewesen" S. 78), wie Schiller von der Begeisterung für Friedrich den Großen, den er ja auch episch behandeln wollte, in der Geschichte und dem Studium geschichtlicher Wirkungen rückwärts schreitend, sich für Gustav Adolf, der gleichfalls der Held einer Dichtung werden sollte (neben dem aus Schillers Briefen bekannten epischen Plane berichtet Bang Euphorion 12, 164 von einer Tragödie), dann für Luther begeistert haben und so endlich zu dem Plane eines deutschen Plutarch gekommen sein soll, der dann hinter dem Wallenstein und den philosophischen Studien in den Hintergrund trat. Mit mehr oder weniger Sicherheit weist der Verfasser (S. 80) diesem Plutarchplane folgende Biographieen zu: Luther, Hutten, Katharina von Schwarzburg-Rudolstadt, Tilly, Gustav Adolf, Wallenstein, Bernhard von Weimar, den großen Kurfürsten, Eugen von Savoyen, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich den Großen. Ich nannte diesen Plan einen vermeintlichen und tatsächlich ist hier allerhand Scharfsinn für nichts verschwendet worden. Man lese die beiden Briefstellen, in denen Schiller von diesem deutschen Plutarch redet, einer Unternehmung, die ihm, dem jungen Ehemann, auf bequeme und angenehme Weise einen jährlichen Zuschuß von 800 Talern verschaffen soll (Briefe 3, 118. 124): vom Inhalt des Werkes steht dort nicht ein einziges Wort und man hat die Wahl, was man unter der Bezeichnung „Deutscher Plutarch" verstehen will, eine Sammlung von Biographieen deutscher großer Männer, wie es Sadée tut und wie es auch Körner (Schillers Briefwechsel mit Körner 2, 216) aufgefaßt zu haben scheint, oder, was die Worte ebenso gut bedeuten können, eine Sammlung von Biographieen antiker bedeutender Persönlichkeiten, die natürlich nicht als eine Übersetzung Plutarchs gedacht war. Daß die letztere, nicht die von Sadée geteilte Auffassung allein Berechtigung hat und diejenige Schillers selbst war, lehrt uns ein einwandfreies Zeugnis Karolinens von Dacheröden in einem Briefe an Lotte Schiller vom 9. Dezember 1790, das unserem Verfasser entgangen ist (Charlotte von Schiller 2, 166): „Er (Dalberg) gab mir gestern einen Brief von deinem Schiller zu lesen. Ich leugne nicht, daß es auch mein Wunsch war, ihn ganz der poetischen Laufbahn gewidmet zu sehen: die Natur heiligte ihn dazu. Eins tut mir aber doch weh. Schiller sprach einmal von Biographieen der größten Männer des Altertums, mit denen

er sich trüge. Diese hätte ich noch von ihm gewünscht, denn wie mir der Gedanke daran vorschwebt, kann niemand sie schreiben wie er." Dieser urkundliche Kommentar zu jenen Briefstellen aus des Dichters eigenem Munde stürzt das ganze Hypothesengebäude des Verfassers glattweg über den Haufen und man kann über sein Buch zur Tagesordnung übergehen. Wie das ganze Buch übrigens in eine Sammlung von Arbeiten über Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens hineinkommt und was es darin zu suchen hat, ist mir unerfindlich geblieben.

Ich schließe noch einige Einzelbemerkungen an, um irrige Behauptungen und Auffassungen des Verfassers zurückzuweisen, die er auf seinem langen, gewundenen Wege vorträgt, ohne daß sie mit jenem Grundirrtum des Buches etwas zu tun haben. S. 4. 15 wird behauptet, in der Widmung des ersten Thaliaheftes mit dem Anfang der ältesten Carlosfassung an Karl August, der den Dichter soeben zum Rat in seinen Diensten ernannt hatte, liege eine stillschweigende Opposition gegen Friedrich den Großen und eine auf vorhergehender genauer Musterung und Prüfung beruhende Ablehnung aller anderen deutschen Fürsten: diese Auffassung erscheint mir ebenso gezwungen wie gesucht; warum soll Schiller seinen warmgefühlten Dank für die Ehrung, die für ihn dieselbe Bedeutung hatte wie für Freytag seinerzeit der Gothaische Hofratstitel, da sie ihn endgiltig vor württembergischen Verfolgungen schützte, nicht auch ohne solche Hintergedanken haben äußern können? Nach S. 11 soll Minos in dem Eingangsgedichte der Anthologie „Die Journalisten und Minos" Friedrich der Große sein: schwer glaublich, denn Sanssouci ist hier doch sicherlich nicht der bekannte Ort bei Potsdam, sondern einfach bildlich-humoristisch für „Schloß" zu nehmen. Auch S. 16. 19 werden, wie auch sonst häufig bei dem Verfasser, Schillersche Worte allzu sehr gepreßt und infolge dessen mißverstanden, wenn er im Kriegslied der Anthologie die Worte „Karl, Friedrich, Ludwig, Eduard ist uns der Graf, der Eberhard" im Sinne von „Alle diese Fürsten zusammen . . . geben in unseren Augen erst einen einzigen Helden, der sich unserem Eberhard vergleichen könnte" faßt: näherliegend ist doch die einfachere Deutung „Eberhard ist uns soviel wert wie euch Ausländern jeder einzelne eurer Helden". Daß Schiller einen „Zyklus französischer Königsdramen" geplant haben soll (S. 21), ist unrichtig: das bekannte Planverzeichnis spricht nur von einem „Heinrich IV." Ebenso falsch wie die Beziehung des Minos auf Friedrich den Großen ist die des Herodes in dem Anthologiegedicht „Vergleichung" auf Karl Eugen von Württemberg, weil Schiller diesen zwölf Jahre später einmal den alten Herodes nennt (S. 25): „Das danke dir Herodes" bucht Grimm, Deutsches Wörterbuch 2, 736 als hessische volkstümliche Wendung, „wenn jemand getan hat, wozu er ohnehin verpflichtet war, wo kein Dank nötig ist"; mir ist sie seit Kindertagen durch meine türingischen Eltern geläufig und auch der

Schlesier Günther kennt sie nach Adelung (ich kann die bei Grimm 4, 2, 1121 gleichfalls angeführte Stelle allerdings nicht genauer nachweisen); falsch ist die Erklärung von Jonas, Erläuterung der Jugendgedichte Schillers S. 87; ist der Herodes in Wallensteins Lager 614 etwa auch im Hinblick auf Karl Eugen eingeführt? Von dem Gedicht „Der Antritt des neuen Jahrhunderts" sagt der Verfasser (S. 70 Anm. 4. 81), Dalberg als Adressat habe mehr Wahrscheinlichkeit als jede andere Deutung, „falls man überhaupt eine solche ausfindig gemacht haben sollte; mir ist keine bekannt noch erdenklich": Düntzer (Schillers lyrische Gedichte 4, 4, 276) weist sowohl die Beziehung auf Humboldt wie die auf Dalberg ab, von der Hellen denkt (Säkularausgabe 1, 327) wie schon früher Hoffmeister (Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke 5, 11) an einen rein ideellen Adressaten; daß Humboldt tatsächlich der Angeredete war, wissen wir aus handschriftlichen Notizen Welckers zu Haym's Humboldtbiographie, in denen auch andere höchst merkwürdige kleine Züge aus Humboldts und Karolinens Munde uns aufbewahrt sind und die ich im Archiv f. d. Studium d. n. Sprachen Bd. 133 (1915) S. 403/8 vorgelegt und besprochen habe. Was ebenda (S. 70) über den Hymnus „Deutsche Größe" und seine Sprößlinge „Die Antiken zu Paris" und „Die deutsche Muse" erörtert wird, beweist, daß dem Verfasser zu seinem Schaden meine abschließende Studie (Euphorion 12, 3) unbekannt geblieben ist, wie denn überhaupt seine Literaturkenntnis vielfache Lücken aufweist. —

Arbeiten über Schiller als Philosophen schießen neuerdings sehr üppig ins Kraut, ohne daß man die innere Notwendigkeit dieser Erscheinung aus dem tatsächlichen Zustande der Forschung, wie er sich heute darstellt, genügend zu begründen vermöchte. Einer aus Natorps Marburger Schule hervorgegangenen Abhandlung von Dr. phil. Willy Rosalewski (Schillers Ästhetik im Verhältnis zur Kantischen. Heidelberg, Winter, 1912. Beiträge zur Philosophie 1) möchte ich es neben der außerordentlichen Klarheit und Schärfe der Darstellung zum besonderen Lobe nachsagen, daß sie nicht wie so viele andere ihre Vorgänger vornehm ignoriert und den Stoff gleichsam zum ersten Male zu entwickeln sich das Ansehen gibt, über den doch schon eine Fülle von vortrefflichen Arbeiten vorliegt, sondern am Schlusse jedes Kapitels eingehend und doch knapp mit den bisherigen Auffassungen abrechnet und das Neugewonnene im Gegensatze zu den früheren Ansichten eigens jedesmal hervorhebt (S. 31. 42. 55. 89. 120). Der Standpunkt des Verfassers erhellt am besten aus den vier Thesen, die er als Ergebnisse seiner Untersuchungen an den Schluß der Arbeit gestellt hat und die ich hier ausheben (S. 129): „1. Schiller hat kein objektives Prinzip des Geschmacks gefunden. 2. Er hat das Ideal der Schönheit, welches Kant nicht gefunden hatte, richtig bestimmt, jedoch mit der Einschränkung, daß er irrtümlicherweise der Anmut die Würde als Beglaubigung beigesellt

entſprechend ſeinem ethiſchen Doppelideal. 3. Durch die Beziehung des Kunſtgefühls auf das ethiſche Ideal der Humanität hat Schiller eine ſyſtematiſche Ergänzung von Kants Äſthetik ermöglicht, hat ſich ſelbſt aber auf die Darſtellung der pädagogiſchen Bedeutung dieſer Beziehung in der Theorie der äſthetiſchen Erziehung beſchränkt, in der natürlich keine Erweiterung von Kants Äſthetik liegt. 4. In der Theorie des Erhabenen und in der Anwendung derſelben auf die tragiſche Kunſt hat Schiller noch einſeitiger als Kant das Gefühl des Erhabenen als reines Freiheitsgefühl gefaßt, ſtatt den Gefühlsverlauf des Erhabenen in der Harmonie ausmünden zu laſſen." Die wertvollſten Abſchnitte des Buches ſind die Begründung der erſten Theſe (S. 32), die mir eine weſentliche Bereicherung unſeres Verſtändniſſes zu bedeuten ſcheint, die Erörterungen über den pſychologiſchen Urſprung des Begriffs der ſchönen Seele in vorkantiſchen Überzeugungen des Dichters von dem ethiſchen Wert ſeines Berufs (S. 61) und der Nachweis fundamentaler Auffaſſungsdifferenzen zwiſchen den beiden erſten Abhandlungen Schillers über das Tragiſche in der Neuen Thalia (S. 100. 120)[1].

Jena. Albert Leitzmann.

Wiener Haupt- und Staatsaktionen. Eingeleitet und herausgegeben von **Rudolf Payer von Thurn.** 10. und 13. Band der Schriften des literariſchen Vereins in Wien. (Wien 1908, 1910.)

Der 10. und 13. Band der Schriften des literariſchen Vereins in Wien machte in dankenswerter Weiſe eine Reihe der Joſef Anton Stranitzky zugeſchriebenen Haupt- und Staatsaktionen einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich. Die Originalhandſchriften liegen in der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Da wir gerade aus jener Zeit, infolge der herumwandernden Theatertruppen, wenige Theaterſtücke beſitzen, ſo muß uns die vorliegende Publikation in ihrer prächtigen Ausſtattung doppelt willkommen ſein.

Von den 14 Haupt- und Staatsaktionen, die die zwei Bände enthalten, konnte ich bei einem Wiener Aufenthalt 8 mit den Handſchriften

[1]) Der Vollſtändigkeit wegen, da ich über eigene Arbeiten hier nicht zu Gericht ſitzen kann, erwähne ich drei Schriften nur den Titeln nach: 1. Der Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, im Auftrag des Goethe- und Schillerarchivs nach den Handſchriften herausgegeben von Hans Gerhard Gräf und Albert Leitzmann. Drei Bände (der die erſten beiden Bände umfaſſende Text iſt von Gräf, der den dritten Band füllende, Jakob Minor gewidmete Kommentar von mir bearbeitet). Leipzig, Inſelverlag, 1912. 2. Die Quellen von Schillers und Goethes Balladen, zuſammengeſtellt von Albert Leitzmann. Bonn, Marcus und Weber, 1911. (Leitzmanns kleine Texte für theologiſche und philologiſche Vorleſungen und Übungen 73.) 3. Die Quellen von Schillers Wilhelm Tell, zuſammengeſtellt von Albert Leitzmann. Bonn, Marcus und Weber, 1912. (Leitzmanns kleine Texte 90.)

Wort für Wort vergleichen, während ich mich bei den andern mit Stichproben begnügen mußte. Es sind dies aus dem I. Band das 1., 2., 3., 6. Stück und aus dem II. Band das 1, 2., 4., 5. Stück. Hiebei konnte ich so recht die Schwierigkeiten erkennen, die Herr Rudolf Payer von Thurn bei der Herausgabe der Stücke zu überwinden hatte. Zugleich aber lernte ich die Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit kennen, mit der er die oft unleserlichen Schnörkel und Abkürzungen zu entziffern suchte. Die vielen Anmerkungen am Rand und am Schluß des I. Bandes teilen uns kleine Abweichungen von der Handschrift mit oder suchen ungeläufige Ausdrücke zu erklären.

Im nachfolgenden stelle ich die geringen Abweichungen des Nachdruckes von den Originalen zusammen, die ich gefunden habe.

Band I, Seite 328, letzte Zeile von unten, muß es heißen: „nebst einem zubereithen Schiff".

Band II, Seite 11, Zeile 22 von oben, muß es heißen „madamoisel". Seite 98, Zeile 9 von oben, heißt der Satz „mit leichter Mühe mir solche wieder verdoplen". Die letzten Verse der nun folgenden 9. Szene müssen meiner Überzeugung nach wie folgt geschrieben werden, weil sonst die Klammern in der Handschrift sinnlos wären und der Leser nicht gleich erkennen würde, daß es sich um eine Art Duett handelt.

T. Abwesend
E. Stillschweigend } will ich dich verehren

T. Und zu dir
E. Und umb dich } mein Auffenthalt

T. Täglich } in Gedanken kehren
E. } Meine Brust abzehren

Seite 106, Zeile 17 von oben heißt es: „will ab gehen". Zeile 21: „wegen dir in Streit zu gehen." Auf den Fehler in dem Wortspiel „ha, he, hi, ho, hure" hat schon v. Weilen hingewiesen.

In der interessanten Einleitung bringt der Herausgeber auch einiges Neue über Stranitzky selbst, über dessen Leben und Herkunft sich ja die Forschung immer noch im Unklaren befindet. Vielleicht vermögen die nachfolgenden Betrachtungen einiges zur Klärung dieser Frage beizutragen.

Feststehen dürfte nun, daß Stranitzky zuerst Ausrufer bei einem wandernden Doktor war und so den Weg zur Bühne gefunden. Zu diesem seinen ersten Beruf hat sich Stranitzky auch offenbar sein Hanswurstkostüm, das des Salzburger Bauern, zurechtgelegt. Vielfach waren die Ausrufer bei den herumziehenden Wundärzten oder diese selbst Tyroler, und erschienen, um die Gaffluft der Menge anzulocken, in ihrer Landestracht. Nun liegt doch der Gedanke nahe, daß Stranitzky, der, wie uns sein späteres Leben zeigt, ein findiger und heller Kopf war, für seine Zwecke die Salzburger Tracht wählte, sei es, nur um eine Art von

Gegenfigur zu schaffen, oder sei es, daß sein Herr selbst ein Salzburger war. So wäre meiner Ansicht nach am leichtesten die Entstehung des Hanswurstkostüms erklärt. Daß der Sprung vom Wundarzt zum Komödianten kein außergewöhnlicher war, sondern daß beide Berufe oft von den gleichen Persönlichkeiten ausgeübt wurden, darauf weist auch Payer von Thurn hin. Der Diener des wandernden Arztes wird sogar direkt als Pickelhering bezeichnet. Hierüber gibt uns ein auf der Wiener Stadtbibliothek befindlicher Narrenkalender den besten Aufschluß. Der Titel dieses wie es scheint jährlich erscheinenden kleinen Werkleins lautet:

Lächerlich- / jedoch vernünfftiger / bescheidener / und / Curioser / Narren-Calender / auf das Jahr 1712. Worinnen / Von Monat zu Monat ein nach seiner / Natur und Eigenschafft entworffener Narr, nach / dem jetzigen Stylum der Welt, auf das accurateste / beschrieben wird. / Eine Invention, welche nun zum Sechsten mahl / continuiret und an das Tages-Licht kommet, auch wegen / sowohl beygefügter Nothwendigkeit des Calenders, als lustigen / Schreib-Art der Curiosen Welt zur angenehmen Gemüths-Ergötzung dienen kann. // Cölln, gedruckt und zu finden bey Peter Marteau, / Wittib und Erben.

Wie schon im Titel angedeutet, ist jeder Monat dieses Kalenders einer eigenen Narrengattung gewidmet. So geht der Dezember über die Marktschreyer- und Quacksalber-Narren, oder die Stroh und Heu ausdreschende Maulmacheren. Hier heißt es: „Der frostige und unlustige December hatte nunmehro dem Winter einen Anfang / dem Jahr aber fast das End gemacht, als diejenige Zeit heran kame, allwo ein jeder Kauff- und Handelsmann sein Gewölb und Hütten mit neuen und frischen Waaren zu bevorstehenden Catharina-Marckt zierte und ausstaffierte, unter andern ware auch der Herr Rundipundi-Mann, ein unlängst von der Mediciniſchen Facultät examinirter Quacksalber und Marcktschreyer, über die massen beschäfftiget, eine Theatraliſche Bühn aufzurichten, um darauf seine vortreffliche Medicamenten als Haupt- und Wurm-Pulver, Roßmarin-Essentzen, Tincturn und Hüneraugen-Pflaster u. s. w. wie auch über alle seine hin und wieder gethanene Curen ihme ertheilte hohe Privilegien nach der Länge und nach der Breite hervor zu streichen, sein Diener, der Pickelhäring, hat eben gestern die beede abgeschabene Gemähl des Galleni und Hypocratis, item, des Lucas seinen Vogel, samt einer alten Bildnuß von Kräutern und Wurtzeln neben der Bühn aufgehenckt, so dann gleichfalls alle Zubereitung zu den Meister Hämmerle-Spiel gemacht, also, daß man glaubet der Principal werde morgendes Tags unfehlbar auf das Theatrum steigen, und anfangen zu agiren."

In dem Pseudoabrahamiſchen centifolium stultorum ist dem Maulaffen-Narren ein Bild beigegeben, das uns recht gelungen eine solche Bude vor Augen führt. In Folge der großen Verbreitung des angeführten Werkes kann ich mir jedoch eine Beschreibung des Bildes er-

ſparen. Aus dem Dezember-Kapitel des Narrenkalenders erſehen wir dann, wie die „Luſtige Reyßbeſchreibung", welche ja in drei Fortſetzungen erſchien, entſtanden iſt. Es war, ſcheint es, eine Hauptanziehung für die Arzibude, wenn der Gehülfe oder der Arzt ſelbſt von ihren wunderlichen Reiſen erzählten. Auch die von Stranitzky angewandte Reimproſa findet ſchon ihre Verwendung, und wir können wohl ſagen, daß es ſich hier um eine typiſche Art von Marktſchreier-Erzählung handelt, wie wir ſie ja ſelbſt heutzutage noch in kleinen Städten auf Jahrmärkten hören können. Natürlich fällt hiedurch jeglicher autobiographiſche Wert, den man etwa der „luſtigen Reyßbeſchreibung" beilegte, vollſtändig weg. Unſer Narrenkalender fährt nämlich fort:

„Es kommet einer auf die Bühn, ſagt, ſey ein Doctor der Medicin, thut täglich einen andern Rock anlegen, darinnen beſteht ſein gantz Vermögen, nachdem da weiſt er ein gantzen Hauff, Patent und Pergaments-Brief auf, daß jedermann, der ſie nur ſchaut, glaubt es ſey ein gantze Ochſen-Haut; Ihr Herrn, ſpricht er, leßt dieſe Patenten, die hab ich wegen der Patienten, von Fürſten und groſſen Potentaten, erhalten durch Curen und ſchöne Thaten, hört mich nur heunt in Kürtze an, was ich euch ſag auf dieſen Plan. Hierauf macht der Quackſalber dann den Anfang, ſchreyt eine gantze Glocken-Stund nur allein von ſeiner Reiß und groſſen Experienz, wo er geweſen, was er aller Orten geſehen, wie er über die See geſchiffet und groſſen Schiffbruch erlitten, was es vor Wunder in dem Meer gebe, als dann redet er auch von denen weit entlegenen Ländern, von der Zona Torrida und Frigida, von denen wilden Leuten, welche halb Pferd und halb Menſch, deren etliche nur einen Fuß, andere 4 Händ und 2 Köpff haben, mit einem Wort, er erzehlet von lauter Abendtheurn und Welt-Wundern, die er mit Augen geſehen, ob er ſchon niemalens weiter aus ſeinem Vatterland, als nur auf etliche Bauren-Kirchtag gekommen, über dieſe Großſprecherenen ſpreitzen die Bauren die Mäuler auf, und meynen Wunder, was dieſes vor ein gelehrter, practicirter, authentiſirter und experimentirter Mann ſeye, deſſen ſeine Wort eben ſo kräfftig und wahr als die Wort des Evangelii."

Hier finden ſich ſogar wörtliche Anklänge an Stranitzkys „Luſtige Reyßbeſchreibung. Fortſetzung." Wahrſcheinlich ſind auf ähnlichem Wege alle die anderen Neujahrsgaben entſtanden, die wir von Stranitzky beſitzen. Beſonders gut müſſen ſich die einzelnen Szenen des Fuchsmundi wegen ihrer Kürze für dieſen Zweck geeignet haben.

Payer von Thurn nimmt, wie alle andern, die über Stranitzky arbeiteten, an, daß er eine beſſere Schulbildung genoſſen haben müſſe. Dieſe Vermutung ſtützte ſich immer auf zwei Punkte: Seine Arbeiten weiſen eine Art von oberflächlicher Vertrautheit mit der lateiniſchen Sprache auf und ſind vielfach mit lateiniſchen Brocken und Sentenzen unterſpickt. Daß ungebildete Menſchen oft ſich fremdſprachliche Ausdrücke anzueignen

ſuchen, um ſie dann für ihre Zwecke zu verwerten, iſt ja heutzutage eine noch oft vorkommende Erſcheinung und kann uns bei dem ehemaligen Gehilfen eines Arztes doch um ſo weniger in Verwunderung ſetzen, zumal in einer Zeit, wo doch die lateiniſche Sprache noch eine ganz andere Bedeutung hatte als jetzt. Der zweite Umſtand der für Stranitzkys gelehrte Bildung ſprechen ſollte, war der, daß er von der mediziniſchen Fakultät der Wiener Univerſität als examinierter Zahn- und Wundarzt [wenn es nicht logiſcher Wurmarzt heißen ſollte] beſtätigt wurde. Wie es hiemit beſchaffen war, erfahren wir wieder durch unſeren Narrenkalender. Es heißt dort nämlich:

„Ich kann mir nicht einbilden, wie doch die Zeiten jetzo ſo gantz und gar verderbet ſeynd, daß wann kaum einer bey denen Comödianten eine Stabene abgegeben, oder vor dem Kärdtner-Thor Lieder geſungen, oder aber bey einem beruffenen Artzten ein Scharlätan geweſen, ſo rennet er alſobalden zur Univerſität hin, läßt ſich auf eine Wurm-Cur examiniren, und wird aus einen Singer ein Artzt, oder aber aus einen Narren gar ein Doctor. Wann er ſo dann nach ausgeſtandenen harten Conanime, jedoch leichten Examine endlich ſo viel auswürcket, daß er als approbirter Zahn- und Wurm Artzt einen Stand, wie ein Magister Philosophiae ein Bier-Häuſel aufrichten darff, da macht er ſich gewaltig groß, leget ſeine Wurm-Zeltel und Wurm-Gläſer aus, redt dabey alſo:" uſw.

Hiemit wäre auch der zweite Beweis für Stranitzkys gelehrte Bildung hinfällig, und wir können uns meiner Anſicht nach den Wiener Hanswurſt auf keiner viel höheren Bildungsſtufe vorſtellen, als die jetzigen kleinen Wanderſchauſpieler. Seiner perſönlichen Tüchtigkeit und Geſchicklichkeit tut ja dies nicht den mindeſten Abbruch.

Über die Stücke ſelbſt hoffe ich ſpäter einmal ausführlicher ſchreiben zu können. Nach meiner Anſicht iſt das beſte und für unſer modernes Empfinden auch witzigſte „Der betrogene Ehemann" [Admetus], das in manchen Szenen und beſonders im Schluß direkt an Offenbachs „Schöne Helena" gemahnt. Unliebſam muß den Leſer ſtets das Auftreten des Hans Wurſt berühren, der mit ſeinen groben und gemeinen Witzen niemanden, ſelbſt nicht die Toten, verſchont. Daß man ſich aber auch ſchon in den Zeiten, in denen Hans Wurſt ſeine höchſten Triumphe feierte, über das Unflätige ſeines Witzes im Klaren war und ſich darüber aufhielt, zeigt uns folgende Stelle aus dem I. Band des 1709 erſchienen centifolium stultorum:

„Es ſeynd die Comoedien insgemein nicht zu verwerffen, alß aus welchen man öffter viel zu ſeiner Aufferbauung ſehen und lernen kann: Aber wo der Hans Wurſt ſtets drein ſchneitzt oder wieder die Erbarkeit lauffende Sachen praeſentiret werden, die ſeyn nicht verantwortlich, beſonders wann ſolche von jungen Leuthen beſucht werden."

Jedenfalls liegt in den zwei Bänden, die Stranitzkys Werke enthalten, noch viel unverarbeitetes Material für die Literatur und Kulturhistoriker. Und Neudrucke der übrigen Werke Stranitzkys wären aus diesen Gründen doppelt zu begrüßen. Dem Herausgeber der vorliegenden Komödien sind wir für seine sorgfältige und genaue Arbeit zu großem Dank verpflichtet, bildet doch diese Publikation gleichsam eine Fortsetzung der seiner Zeit von R. M. Werner begonnenen Wiener Neudrucke.

München. Hans Trutter.

In der Handschrift fertiggestellt am 15. Juli 1914, im Satz am 4. November 1915.

Register[1]).

Von Alfred Rosenbaum in Prag.

A. (in den ‚Mixturen' 1786) = J. S. Völkel 223.
Abraham a Sancta Clara 537 geg. E. 540. 713.
Ackermannsche Schauspielergesellschaft in Hannover (1768) 147/56.
Acoluth Karl Chn. 138.
Addison Jos. 305.
Aegidi Ldw. 658.
Aeschylus 783. 818. 819 (Agamemnon).
Ästhetik 306. 309 (Hamann). 818. 829 f.
l'Affichard 151.
Akademie der Wissenschaften, k. preuß. (Dtsch. Kommission, Bericht) 677/9.
Albedyll Erich Reinhold, Gertrud Sophie und Julie v. 297 f.
Albertinus Agid. 287 f. (‚Himmlische Cammerherrn').
Albrecht Joh. Geo. 350.
Alchymistische Dichtung 678.
Alciatus Andr. 479.
Alexis Will. (Häring) 808.
Alopäus Maxim. v. 142. 146.
Altenstein Karl Frh. v. Stein zu 417.
Ambrosius Ihna. 284. 795.
Ammerling 678.
Amsel Andr. u. Joh. 673.
Anakreontea 213.
Ancillon J. P. F. 417. 784.
Andersen Ch. 674.
Andreä Joh. Val. 678.
Annalen, Allg. politische 784.
Anonymität 745. 753 f.
Anschauung, Die, und ihr Objekt 156/65.
Antagonismus 174/8.
Antenor (ps.) = J. B. Schupp 498 f. 500. 507 f. 510 f.
Antike 331/35 (Goethe). 420/23 (818 W. v. Humboldt).
Anton K. G. 749.
Archenholz J. W. v. 219 ff. 560. 583.
Arendt Otto 798.
Arndt E. M. 658. 774.
Arndt Joh. 673. 678.
Arnim Achim v. 214. 332. 388/96 (A. als Dramatiker). 675.
Arnim Bettina v. 214.
Arnold Ch. 230.
Arnold Gtfr. 290/2 (Kirchen- u. Ketzerhistorie).
Asseburg Achatz Ferd. Frh. v. d. 139/47 (Briefe von Klopstock).
Athenäum (hg. von den Brüdern Schlegel) 585/98 passim. 736 ff. 742/45 pass. 747/52 pass. 754.
Atterbohm P. D. 217.
Auerbach Basilius 690.
Auerbach Berthold 675.
Aufklärung 304/10 (Hamann u. die A.). 387 f.
Auguste, s. Böhmer A.
Ausrufer bei einem wandernden Doktor 831 f.

Baader Frz. v. 405[2]. 408.
Bachmann Konr. 111. 121.
Bacmeister Lucas 673.

[1]) Vollständigkeit nicht angestrebt, z. B. die S. 103 ff., 237 ff., 463 ff., 490 ff., 531 ff. erwähnten Namen nur in Auswahl gebucht. Anfänge mitgeteilter deutscher Gedichte sind unter ‚Lyrik' zusammengestellt.

Baechtold Jak. 446. 447. 448. 452. 457 f. 459.
Bahrdt K. F. 428 a. E.
Balde Jak. 88.
Baldinger Frdrke. 318 f.
Ballade 806 f. (Fontane). 820.
Balzac H. de 67. 633[1].
Baneles Reichart 77.
Bardili Chph. Gtfr. 755. 756. 760.
Bargagli Celſo und Girolamo 483 ff.
Barzanti 148. 149.
Baſel 689/93 (Univerſität; Fiſchart).
Baudelaire 451.
Bauerntum, -leben 98 ff.
Baumer Joh. Wilh. 138.
Bayern: Ludwig I., Kg. 415.
Beaumarchais 151. 155.
Bebel Heinr. 699.
Bechſtein Ludw. 129.
Beck Heinr. 763 (766 ‚Das Kamäleon‘).
Beck Karl 664[2].
Becker Karl Frdr. 605 f. (B.s Weltgeſchichte als Quelle f. Platens Polenlieder).
Beer Joh. 679.
Beer Michael 657.
Behr H. A. 678.
Bekker Imm. 441.
Belmontet 451.
Benedix Jul. Rod. 461. 650.
Benvoglienti Girol. und Fabio 482 f.
Béranger 452.
Bérat 451.
Berendis 288. 289. 311.
Beresford Benj. 763.
Berger (Klopſtocks Arzt) 140.
Berlin 678.
Bernays Mich. 675.
Bernegger Matth. 672.
Bernhardi Aug. Ferd. 594. 598. 738/41 passim. 743. 745/55 pass. 758. 759. 762. 766. 767. 770.
Bernhardi Sophie, geb. Tieck 234. 235. 739. 772.
Bernſtorff Ch. G. v. 417.
Bertuch F. J. 220. 772.
Beuther Michael 683.
Beyme Karl Frdr. 417. 431.
Bibliographie 103/28 (490/516 Schupp-B.). 137. 523/46 (Procop v. Templin). 548/50 (J. G. Jung). 672/4 (Andr. Tſcherning).
Bibliothek, Allg. deutſche 221 f.
Bibliotheken 672 ff. 678 f.
Bieſter Joh. Erich 740.
Bismann Joh. Andr. 350.
Bismarck Otto Fürſt 630[1]. 798. 810[1].
Bitner Joh. 682.
Blache Vidal de la 808.
Blücher G. L. Fürſt 417.
Boccaccio 340. 678.
Bock, Oberſtlt. v. 214.
Bock A. 613. 614.
Bode Aug. 750 (Gigantomachia).
Böhme Jak. 307. 401. 678.
Böhmer Auguſte (Tochter Karolines) 586. 595[2]. 755 (Tod. Verhandlgn. ü. e. Grabdenkmal f. ſie 760. 761. 762. 763 f.).
Bölſche Wilh. 809.
Börne Ldw. 665.
Böttiger Karl Aug. 738. 765[2]. 818.
Boie H. Ch. 460.
Boiſſy 151.
de Bons 451.
Bonte Joh. 79.
Bopp Frz. 441.
Bornemann J. Wilh. J. 438.
Boſuet Joh., ſ. Sachevil Th.
Bouterwek Frdr. 755. 760.
Boutzbagius Fr. Joa., Piemontanus 679.
Boy-Ed Ida 823 ff.
Brahm Otto 792. 793.
Brandenburg: Friedrich Wilhelm, d. gr. Kurfürſt 827.
Brandes Joh. Chn. 151.
Brand Conſtantin 672.
Brater Carl 458.
Braune Nacht 671.
Brawe J. W. Frh. v. 385.
Bredeſtraß (Breidtſtraß u. ä.) Joh., engl. Komödiant 74/85.
Brentano Antonie 212.
Brentano Clem. 390. 402. 405.
Breslau 678.
‚Briefe eines ehrlichen Mannes‘ 822.
Brinkmann K. G. v. 441.
Brown, engl. Komödiant 74.
Bruyes 149. 151.
Buchholz Sam. 391. 393.
Buchner Aug. 517. 672.
Büchner Geo. 299 (in Zürich). 396.
Bürger, Die. Vorſpiel 149.
Bürger Gtfr. Aug. 251. 252. 298. 551. 563. 738. 740. 745.
Büſching Ant. Fr. 390.
Bundesromane 409 f.

Burckhardt Jak. 302. 445. 450.
Burns Rob. 451.
Buſch Herm. 678.
Byron, Lord 345. 451. 610. 663 f. 787. 790.

Calderon P. 345. 438 f. 770.
Camerſchreiber Wolfg. 678 f.
Campanella 345.
Campenon 451.
Cantiones ex concionibus (Procop v. Templin) 521 ff. 540 ff. 716/36.
Capella Martianus 335.
Carlyle Thom. 330.
Caſtelli J. F. 657.
Cauſſenius Jerem. 105 (Schupps Epicedion für C.).
Celſus Minus 470.
Celtis Konr. 62.
Centifolium stultorum 832. 834.
Ceron 149.
Chamiſſo A. v. 407 (‚Peter Schlemihl‘).
Chateaubriand 655. 657.
Chaucer G. 68 f.
de la Chauſſee 149. 150.
Chénier 451.
Chriſtfreund Carl Chn. 350.
Chronik, Breslauer 678.
Chryſander W. C. J. 551[1].
Claudius Matth. 401[2].
Cöckritz Frz. 678.
Colerus Cliphus 672.
Conring Herm. 302.
Corneille P. 148. 343 ff.
Cotta J. G. 745. 746. 753. 756. 759. 761. 823.
Cramer J. A. 141.
Cramer K. F. 220.
Cramer K. G. 409 f.[1]
Creuzer Frdr. 210.
Cronegk J. F. Frh. v. 152. 826.
Cunningham A. 451.
Cuvier G. 441 geg. E.

Dach Simon 102. 505.
Dänemark: Chriſtian VII., Kg. 140.
Dahn Felix 451.
Dalberg Karl v. 429. 827. 829.
Dante 462 (Dtſch. D.-Geſellſchaft). 664.
Daphne (Königsberg 1750) 310.
Darmſtadt: Caroline, Lögfin. 143. 144. 145.
Darſtellungsmöglichkeiten 57 ff.
Daſypodius Konr. 683.
Daſypodius Peter 682.
Daudet A. 646. 648. 653. 793.
Demokritus Chn. 678.
Denis Mich. 818.
Denkfreund, Der (Zſchr. hg. von Schreiber) 217 f.
Desbordes-Valmore Marceline 451.
Destouches Ph. N. 148. 150. 151. 155.
Deutſche Geſinnung Leutholds 453 f.
Deutſche Kommiſſion b. d. preuß. Akad. d. Wiſſ. (Bericht) 677/9.
Deutſche Studenten in Italien im 15./17. Jahrh. 473 ff.
Dickens Ch. 675.
Diderot D. 150. 315.
Dieterich J. Ch. (Götting. Verleg.) 738.
Dieterich Jhns. 104 f. (Schupps Epicedion für D.).
Dieterich Konrad 115.
Diez H. F. v. 216.
Dingelſtedt Frz. 675. 678.
Diſſertationen als Fundort für Gelegenheitsgedichte 137/39. 547. 548. 551[1].
Doerffer Otto 397 f.
Doktor, Wandernder 831 ff.
Don Juan 133 f.
Dorſcheus F. H. 673.
Doſtojewski F. 649.
Drachen, Kampf mit dem, 573/9.
Dove A. 797.
Drama 129/36 (Wiener Fauſt-Komödie 1731). 147/56. 309. 342/5 (Goethe). 388/96 (Arnim als Dramatiker). 438 f. 611/23 (Moſens Trauerſp. ‚Der Sohn des Fürſten‘). — S. auch Theater. 678.
Du Belloy 152.
Dumas Alex. d. ä. 633. 637. 645. 793.
Dumas Alex. d. j. 633. 634 f. 793.
Durand 451.
Duras Claire Ducheſſe de 654/66 (ihr Roman ‚Ourika‘ u. Heyſes gleichnamige Versnovelle).

Eaton 146 f.
Eben Joh. Mich. 350.
Ehrnhold ein Prieſter in Gambrivia (ps.) = J. B. Schupp 509.

Eichendorff Joſ. v. 396. 674.
Eichhorn J. A. F. 417.
Eichſtädt H. K. A. 771.
Einſiedel Hildebr. v. 227/9 (Jean Pauls Anteil an E.s ‚Grundlinien zu e. Theorie d. Schauſpielkunſt').
Élite de poésies fugitives (1764) 460.
Endrulat Bernh. 658.
Engel J. J. 486. 742. 746. 750. 754. 765.
Engelke Adrian 672.
England und engliſches Weſen in W. v. Humboldts Urteil 423/6.
Engliſche Komödianten in Deutſchland 72/85 (neues Aktenmaterial).
Engliſche Lyrik 451. 675.
Epicedien 104 26 (490 f. 496 f. Schupp. 548.
Epithalamion für Vogt. Ludwig VI. von Heſſen-D., von Schupp 491 95.
Erasmus von Roterdam 307 f.
Erbe, f. Fontane Th.
Ernſt Jak. Dan. 581 f.
Eroberers, Motiv des, 552 ff. 557 ff.
Erwin zur Wohnung, f. Wohnung.
Erythräus Valent. 683
Erziehung 799 f.
Eſchenburg J. J. 667. 767.
Eſchenmayer Karl Aug. v. 408. 754. 758.
Est, est! 460.
Ewald J. L. 317.

Fabricius Joh. Adf. 490 f. (Schupps Epicedion für F.).
Fabricius Ludw. 114 (Schupps Epicedion für F.).
Falk J. D. 345. 586. 750. 763. 764.
Familiengeſchichte 47 ff.
Fauſt-Komödie, Bruchſtücke einer Wiener, vom J. 1751 (Fauſt als Ballet, italien.) 129/36.
Favart Ch. S. 148.
Ferdinand II., Kaiſer, 109 11 (Schupps verloren gegangene Parentatio).
Feuchtersleben E. v. 345.
Fichte Joh. Gtlb. 237/51 (F. u. ſein Verhältnis zu Preußen). 251/70 (F.s Einfluß auf d. ältere Romantik: A. W. Schlegel u. Tieck. Schleiermacher). 586. 587. 591. 594 f.[5]. 596. 597. 738. 740. 742/6 passim. 749 f. 751. 752 ff. (758 f. 761 Plan e. Jahrbuchs). 755/60 pass. 764. 770. 772.
Finkelthaus G. 102.
Fiſchart Joh. 100. 463/90 (681/95 F.s Rechtsſtudien in Siena, Straßburg und Baſel). 463 ff. (485 f. Barfüßer Secten u. Kuttenſtreit). 484 Anm. (F.s Spielverzeichnis). 487 f. (Nacht-Rab.
Fiſcher J. G. 451.
Flaubert G. 634[1]. 645. 646. 794.
Fleming Paul 668. 826.
Förſter Frdr. 615 f. 619 f. 622[5]. 784.
Fontane Theodor 662 f. — F. u. ſein franzöſ. Erbe 270/87. 623/53. 790/815 — Von der ſubjektiven Bedeutung der ‚Wanderungen' 805/9. — Vom Hiſtoriker F. 809/15. — Vor dem Sturm 653.
Forſter G. 797.
Fouqué F. 391. 395. 396. 401[5]. 403. 404 f. 410.
France Anatole 644.
Francisci Erasmus 573. 574. 580 f. 696 702 (F.s ‚luſtige Schaubühne' Quelle f. d. Simpliciſſimus).
Franck Seb. 302.
François Louiſe v. 461.
Franke 311.
Franzöſiſche Geiſtesart 438.
Franzöſiſche Lyrik 451 f.
Franzöſiſche Revolution, Die, von 1789 in den Gedichten Klopſtocks und der Göttinger 561/64.
Franzöſiſches Erbe Fontanes, ſ. Fontane Th.
Franzöſiſche Vorlagen für Goethes Iphigenie und Taſſo 343/5.
Frapan Ilſe 648 f.
‚Frau von 30 Jahren' u. ä. 67 ff.
Freiheit 552 ff.
Freiligrath Ferd. 674 f. (Briefe). 789 am E.
Freiligrath Ida, geb. Melos 674 f.
Freiligrath-Kröker Käthe 674. 675.
Freimüthige, Der 770.
Freytag Guſtav 675.
Friedländer Geo. 804.
Frölich Heinr. (Verleger) 593. 737. 740. 744. 746. 747. 749. 751. 754.
Frommann F. J. 230/3 (Brief von Tieck).
Fruterius Brugenſis Lucas 678.
Fünfziger, ſ. Mann von 50 Jahren.

Fugger, Graf 782. 783.
Fuller Marg. 355.
Funk Gtfr. Bened. 141.

Gachet Marie Madelaine 350.
Ganze, Das, ſ. Totalität.
Garonne Alexis 456.
Garve Chn. 586. 595[1]. 597. 737. 742. 743[1].
Gay Delphine 451.
Gedichte, ſ. Lyrik.
Gegenreformation 522.
Geibel Eman. 446. 447. 448. 451 f. 455. 457. 658.
Geiſtliche Literatur 522 ff.
Geizkofler Lukas 687[2]. 693 f.
Gelegenheitsgedichte, ſ. Lyrik.
Gellert Chn. Fürchteg. 148. 377 geg. E. 385 (‚Schwed. Gräfin‘).
Gelehrtenweſen 289/92.
Genelli Hans Chn. 771.
Geniebegriff 305 ff. 309.
Gentz Frdr. v. 441. 821.
Genzmar 311.
George Stefan 358 f.
Geſchichtſchreibung 300/304.
Geſchichtswiſſenſchaft 23 ff. 29 ff.
Geſellſchafter hg. von Gubitz 218[1].
Gieſebrecht W. v. 302.
Giffen Hubr. van (Obertus Giphanius) 686.
Gigantomachia (von A. Bode) 750.
Giovanizzi Domenico 349.
Giphanius, ſ. Giffen.
Giuſti 451.
Glaßbrenner Adf. 284.
Graf ‚Gleichen‘-Problem 389 f.
Gleim J. L. W. 226 f. 341. 563. 790.
Gneiſenau N. v. 239. 417.
Goedeke Karl 690[1]. 826.
Gödſche H. 643.
Görres J. J. v. 437.
Göſchen Geo. Joa. 822.
Goethe Cornelia 349/51 (ihre Lehrer).
Goethe J. K. 349.
Goethe J. W. v. 236 f. 268. 308. 585 f. 595[2]. 597. 649. 738. 744[3]. 745. 746. 763. 766. 771. 774.
G.s Lehrer 319/51.
G.-National-Muſeum (Führer) 355 f.
G.-Literatur 327/56.
Allg. Werke über G.: von Simmel, Alt, Robertſon, Carlyle 327/30.

Perſönliche und literariſche Beziehungen. Geſpräche. Briefe.
Arnims 214. — Brentano Antonie 212. — Carlyle 330. — Fichte 240 f. 268 f. — Fuller Marg. 355. — Goethe Chriſtiane 213. 214. — Humboldt W. v. 429/32 (821 über G.). — Jean Paul (?) 226. — Kielmannsegge N. Gfin. 218. — Klettenberg S. K. v. 351 f. 431 f. — Leſage 568/72. — Reichardt J. F. 821. — die Romantiker 585 f. — Scherbius J. J. 351. — Schiller 352 (Briefw.). — Schlegel A. W. 251 f. 596[5]. 597. Vgl. 598. 738. — Spinoza 337. — Stein Ch. v. 236 f. — Tieck, vgl. 822.
Antike 331/5.
Franzöſiſche Revolution (1789) 551.
Mathematik, Phyſik, Chemie, Technik 353 f. — Pantheismus 156/82.
Zeichnen 335 f. (Medea). — Graphiſche Künſte 354.
Ilmenau 353. — Venedig 352 f.

Werke 356 (Regiſter). — Neue Schriften 746.
Labores juveniles 351.

Lyrik.
Gedichte 209/18 (Zu G.s Ged.). 337 f. (Hehn ü. G.s Ged.). 338/40 (Sprachl. Muſik in G.s Lyrik). 340 (Weimar. Gedichtſammlg.).
Ach was ſoll der Menſch verlangen 338. — Alles kündet dich an 338. 339. — Amor als Landſchaftsmaler 213. — Der neue Amor 821. — Amyntas 354. — An die Teutſchen und Deutſchen 214 f. — An Kotzebue 209. — An Mignon 825. — Balladen 340 f. — Cupido, loſer eigenſinniger Knabe 213. — Dank, Geognoſtiſcher 218. — Das Parterre ſpricht 215. — Dauer im Wechſel 213 f. — Den Zudringlichen 214. — Die ihrem Mann allein gewährt vergnügte Stunden 213. — Weſtöſtl. Diwan 211 f. 215/7. 338. 429. — Ein Quidam ſagt 332. — Elegien, Römiſche 331 f. 341. — Es iſt ein ſchlechter Zeitvertreib 217 f. — Euphroſyne 213. — Feiger Gedanken 338. — Freudvoll und leidvoll 338. —

Goethe:
Füllest wieder Busch und Tal 339 f. — Ganymed 340. — Hero und Leander-Plan 825 f. — Herrn Oberstlieut. v. Bock 214. — Ilmenau 209. — Je mehr man kennt, je mehr man weiß 211. — Keinen Reimer wird man finden 211. — Künstlers Morgenlied 340. — Liebchen, kommen diese Lieder 338. — Lieblich ists im Frühlingsgarten 212. — Lilis Park 209. — Madrigal aus d. Französ. ‚Climene lebt in tausend Sorgen' 460 zu XX 155 — Müde bin ich des Widersprechens 210. — Nachtgesang 825. — O gieb vom weichen Pfühle 338. — Prometheus 340. 345 f. 569. — Schatzgräber 352. — Sehnsucht 825. 826. — Sirene, Die neue 332. — So hab ich wirklich dich verloren 338. — Sollt' ich nicht ein Gleichniß brauchen 210. — Sommernacht 211 f. — Sonst war ich ein Freund von Narren 210 f. — Trost in Thränen 825. — Über allen Gipfeln 338. — Über Tal und Fluß getragen 338. — Vom Vater hab ich die Statur 335. — Wenn die Reben wieder blühen 338. — Xenien 218 (Zahme). 341 (Anti-X.). — Ziblis 354. — Zueignung 333.

Epen.

Alexis und Dora 821. 825. 826. — Geheimnisse 347. — Hermann u. Dorothea 819. 825. — Die Jagd (ep. Ged.) 352. — Reineke Fuchs 354. 819. 821.

Dramen.

Claudine v. Villa Bella 342 f. — Egmont 622[2]. 819. — Erwin und Elmire 342 f. — Faust 94. 182/208 (Das erste F.-Paralipomenon u. F.s innere Entwicklg.). 234. 289/92 (‚Kein schellenlauter Tor'). 293 f. (‚Hexeneinmaleins'; ‚Mephistopheles'). 294/7 (Zum Schlüssel in der Mütterszene). 304[1]. 331. 334 f. 354. 430. 570/72 (Homunculus). 764 (Helena). — Geschwister 346. — Götz v. Berlichingen 331. 333 f. — Großkophta 665. 821. — Iphigenie 342. 343/5. — Natürliche Tochter 346/8. — Nausikaa 331. 346. — Neuestes von Plundersweilern 432. — Pandora 345. 569. — Tasso 331. 342. 343/5. — Triumph der Empfindsamkeit 335.

Prosa.

Dichtung und Wahrheit 349 ff. — Farbenlehre 178/82. — Naturwissenschaftliche Schriften 156/82 (Pantheismus). — Versuch einer Witterungslehre 332. — Werther 220. 379. 380. 386. 656. 657. — Wilhelm Meister 296. 331. 334. 341 f. (stilist. Beobachtgn.). 403 f.[2] (Mignon). 431. 564/8 (Manon Lescaut u. W. M.). 588. 590. Theatral. Sendung 334. 341 f.; Wanderjahre 204. 206[1]. Mann von 50 Jahren 65 f. 67. — Winkelmann u. s. Jahrhundert 288 f.
Kunst und Altertum 348 f.
Goethe Wolf v. 675.
Göttinger Dichter 551/64 (die französ. Revolution v. 1789 in den Gedichten Klopstocks u. der Göttinger).
Göttling K. W. 332.
Goldoni C. 152.
Golius Theophil 682.
Goncourt, Brüder, 648.
Gottschall Rud. 811.
Gottsched Joh. Chph. 290. 460 f. (an eine Dame, d. i. Frau Heck, geb. Moteton). 547 f.
Grabbe Ch. D. 674.
v. Grafigny, Frau 149.
Gregorii Joh. Gtfr. (ps. Melissantes) 390.
Gregorovius Ferd. 302.
Greif Mart. 451.
Gresset 149.
Griechische Gedichte 548 (549 J. G. Jung). 551[1].
Griechische Tragiker (gepl. Übers. von W. Schlegel u. F. Schleiermacher) 586 f.
Gries J. D. 823.
Griesbach J. J. 750.
Grillparzer Frz. 70. 675.
Grimm, Brüder 332. 390 (Sagen).
Grimm Herm. 284. 795. 797[2].
Grimm Jak. 804.
Grimmelshausen J. Ch. v. 294. 695/702 (zur Quellengesch. des Simplizissimus).
‚Grisilla' (nach Boccaccio) 678.

Groſſe Julius 654. 658. 664. 695.
Große Karl 410 Anm.
Groſſer S. 130³.
Groth Klaus 675.
Grotius Hugo 672.
Grynaeus Sam. 690 f.
Gryphius Andr. 678.
Guarinonius Hipp. 580 f.
Günther Joh. Chn. 137. 674.
Gut Mart. 672.
Gutzkow Karl 284.

H. (in den ‚Mixturen' 1786) = Jean Paul 222. 583.
Häring W. (ps. W. Alexis) 808.
Hamann Joh. Geo. 679.
Hamerling Rob. 675/77 (Weltanſchauung).
Hamann J. G. 304/10 (H. u. d. Aufklärung). 332. 335. 583.
Hamburg 678.
Handſchriften, Deutſche (Inventariſierung) 677 f.
Handſchuh, Der 580/2.
Hannover 147/56 (Ackermannſche Schauſpielergeſ.). 678 (Handſchriften).
Hanswurſt 831 ff.
Happel E. G. 573.
Hardenberg Frdr. v. (Novalis) 256. 259. 260. 265. 267. 268. 269. 401. 407. 590. 597¹. 747. 748.
Hardenberg Karl Aug., Fürſt v. 411/4. 415 f. 437.
Harsdörffer Geo. Phil. 484 geg. E.
Harte F. Bret 675.
Hartmann Moritz 458.
Haſchka L. L. 220.
Haſus J. P. F. (ps.) = Jean Paul 219. 221. 224. 583.
Haunold (?) 678.
Haupt- und Staatsaktionen, Wiener 830/35.
Hauptmann Gerh. 624.
Haym Rud. 829.
Hebbel Frdr. 345. 396. 613 f.
Hechtfiſcher Erh. Chn. 224⁴.
Heck, geb. Moteton 460 f. (Brief von Gottſched).
Heermann Joan. 672.
Hegel G. W. F. 308. 621.
Hegner Ulr. 234. 235.
Hehn Vikt. 337 f.
Heimburg W. 285.
Heindorf J. F. 749. 768.
Heine Heinr. 63. 338. 395. 451. 457. 622 f. (‚Ratcliff'). 657.
Heins (Heinſius) Daniel 87 f.
Heinſe Wilh. 386.
Heller Joh. Bernh. 390.
Helten Adf. 678.
Helwig Chphor. 112 f.
Hemans Felicie 451. 675 oben.
Hemſterhuis Frz. 158 f. 160. 174. 175.
Hennings Aug. v. 322.
Henricpetri Adam 690.
Herder Joh. Gtfr. 4. 175 f. 177. 222. 238. 308. 318. 324. 335 337. 345. 352 geg. E. 434. 583. 585. 594. 597. 598. 737. 738. 748. 755. 774.
Hermann Zachar. 127.
Herrenſchwand Ant. v. 817.
Herſchmann 654.
Hertelius Leonh. 682.
Hertz Wilh. 448.
Herwegh Geo. 451.
Herz Henriette 442. 751.
Herz Markus 765.
Heſſen: Anna Maria, Ldgfin 111 (Schupps Epicedion für A. M.). — Friedrich d. Ä., Ldgf. 112 (Schupps ‚Oratio'). — Friedrich, Prinz 549. — Friedrich I., Ldgf. 549 f. — Georg II., Ldgf. 105 f. (Schupp an G.). — Karl I., Ldgf. 549.
Heſſen-Darmſtadt: Ludwig VI., Ldgf. 491/95 (Epithalamion für L., von Schupp).
Heſſen-Darmſtadt-Butzbach: Philipp III., Landgf. 117/21 (Schupps Lob- u. Dankged. an Ph.). 125 (Schupps Epicedion für Ph.; Progr. zur Gedenkfeier für Ph.).
Heſſiſche Dichtung, ſ. Jung J. G.
Heufeld Frz. v. 151.
Heyden A. 796.
Heyſe Paul 71. 461 (Brief-Nachlaß). 645. 654/66 (die ‚Durika' der Hzgin. v. Duras u. H.s gleichnamige Versnovelle).
Hippel Th. G. v., d. ä. 152. 398.
Hippel Th. G. v., d. j. 396/9 (u. E. T. A. Hoffmann).
‚Hiſtorienſchreiber, Der luſtige u. poſſierliche' 696.
Hiſtoriographie, ſ. Geſchichtſchreibung.
Hitzig Edu. 405.
Höfel Jhns. 122 (Schupps Gratulationsged. für H.).

Höfer Intelligenzblatt 225.
Holderlin Frdr. 260. 266. 267. 356. 63 (Sämtl. Werke hg. von Hellingrath. 5. Bd.).
Hölty Ldw. H. Ch. 435.
Hoff Maria Magd. 349.
Hoffmann E. T. A. 69 f. (‚Datura fastuosa'). 396. 411 (H. im perſönl. u. briefl. Verkehr). 400. 3 (‚Der goldene Topf'). 407 f. (410 Anm. ‚Magnetiſeur'). 823.
Hoffmann v. Fallersleben H. 674.
Hofmannsthal H. v. 71 f. (‚Rosencavalier').
Hogarth W. 738.
Hohenhauſen Eliſe v. 405[2].
Holbein Frz. v. 406[1]. 408
Holenſtein Conſt. Cathar. 125 f. (Schupps Epicedion für H.).
Hollſtein Fr. 678.
Homer 331. 332. 333 f.
Honegger J. J. 447.
Horaz 100. 102. 776 ff.
Horſt Joh. Dan. 114.
Hotman (Hotomanus) Frz. 686.
Houſſaye Arſène 452.
Hoyer Frdr. Heinr. 678.
Huber Ludw. Ferd. 596 f. 737.
Hülſen Aug. Ldw. 260 ff. 264. 265. 267. 269. 747. 772.
Hufeland Gtli. 596. 750.
Hugo Victor 451. 452.
Humanismus, Humaniſten 290 ff. 301 f. 307 f. 473 ff.
Humboldt Alex. v. 439/41. 797 f.
Humboldt Karol. v. 822.
Humboldt Wilh. v. 358. 411/43 (W. u. Karoline H. in ihren Briefen. 6 Bd.). 418 f. (Selbſtanalyſen). 797 f. 817/22 (826 Briefe an Schiller). 824 f. 825. 829.
Hunold Chn. Frdr. (Menantes) 137.
Huret Jules 624[1].
Hutten Ulr. v. 827.
Hyner Joh. Heinr. 547. 548.

J. (in Archenholzens Liter.- u. Völkerkunde. 1784) = Jean Paul 219 f.
Ibſen H. 635. 639. 642.
Iffland A. W. 585. 594. 597[2]. 598. 763. 764. 823.
Ilgen Karl Dav. 419.
Ilmenau 353.
Imhoff Am. v. 824.
Immermann Karl 396.
Individuum, Das 169/71.
Interpunktion 362 f. 747.
Italien 455. 463/90 (Fiſchart).
Italieniſche Lyrik 451.

Jacobi Frdr. Heinr. 175. 323. 324. 386. 583. 598. 755 f. 760. 818. 821.
Jacquet 306.
Jahrbücher, Kritiſche, der deutſchen Literatur (‚Kritiſche Notizen'. Zſchr.-Plan des Schlegelſchen Kreiſes) 586. 738. 739/62.
Jarcke Karl Ernſt 784.
Jean Paul, ſ. Richter J. P. F.
Jobin Bernh. 685.
Johnſon Sam. 305.
Joly 821.
Jonas F. 826.
Jonſon Ben 384. 386.
Journal des Luxus u. d. Moden 226.
Juch H. P. 138.
Junck Joh. Geo. 551[1].
Juncker Joh. Chn. 350.
Jung Joh. Geo. 547/51 (J. als Dichter).

Kaeſtner Abr. Gthe. 137.
Kahler Wigand 547. 548. 549.
Kalb Charlotte v. 823/5.
Kalliſtratos 451.
Kalteiſen 678.
Kanne J. A. 401.
Kant Imm. 4. 174 f. 176 f. 238 f. 259. 263. 295 f. 352 geg. E. 381. 386. 598. 743[1]. 759. 764. 818 f. 829 f.
Karoline, ſ. Schlegel K.
Kaſſel 678.
Katholiſche geiſtliche Literatur 522 ff. — Sieh Procopius v. Templin.
Kauffmann Angelika 298.
Keller Gtfr. 396. 446. 447. 454. 645 f. 675.
Keſtner Heinr. Ernſt 548.
Keſtner J. Ch. 332.
Keyer Martin 678.
Kielmannsegge Natalie Gfin 218.
Kieſewetter Joh. Gtfr. Karl Chn. 747 f. 819.
Kindermann Balth. 507.
Kircher Athanaſius 574. 578.
Kleanthes 99. 100.
Kleiſt Heinr. v. 396. 622.
Klettenberg Suſ. Kath. v. 351 f. 354. 431 f.

Klinger F. M. v. 386.
Klopſtock Aug. Phil. (Bruder des Dichters) 142.
Klopſtock Frdr. Gtlo. 139/47 (Briefe an A. F. Frhrn. v. d. Aſſeburg). 298. 551/64 (die franzöſ. Revolution von 1789 in den Gedichten K.s u. der Göttinger). 582. 588. 590. 591. 749. 818.
Klopſtock Vikt. Ldw. (Bruder des Dichters) 140. 142. (143).
Kluge K. A. F. 407.
Kobbe Theod. v. 823.
Köler Kriſtof 668.
Köln 678.
Königsbergiſche Gel. u. Polit. Zeitungen 310.
Körner Thdr. 461.
Komödianten, ſ. Engliſche K.
Koreff J. F. 404. 439.
Kotzebue Aug. v. 65. 227. 435 f. 586. 770. 822 (‚Menſchenhaß u. Reue‘). 823. — Schlegels ‚Ehrenpforte‘ 750. 751. 755. 761. 763. 764. 765 f.
Kraft 353.
Kraus 822.
Kritik 803.
Kritiſche Kunſtmittel 624 ff.
Kritiſches Alter (Motiv) 63/72.
‚Krokodill, Das‘ (Münchner Dichtervereinigung) 456 f.
Krüger Joh. Chr. 148.
Kürnberger Ferd. 280[1]. 803.
Kugler Frz. 658. 666[3]. 804.
Kuhlmann Quirin 573/9 (‚Drachenkampf‘ in K.s, Geſchicht-Herold‘, 1673).
Kunz K. F. 399 f. 401. 407.

Labouchère Henri 630[1].
La Bryère Joh. de 460 f.
Lamartine 451. 452. 646.
La Monnoye 451.
Lamprecht 311.
Landleben 98/102.
Langbehn Jul. 803 (‚Rembrandt als Erzieher‘).
Lange Joach. 351.
Lanzendorf Helmine 403 f.
La Roche Sophie v. 319.
Lateiniſche Dichtung 104/28 passim (490/7 pass. Schupp). 548 f. (J. G. Jung).
Laube Heinr. 451. 613.
Lauremberg J. 668. 669.
Lavater J. K. 582. 678.
Le Grand 149. 152.
Leibniz 592. 678.
Leiſewitz Joh. Ant 321. 556.
Lemaître Jules 624. 635. 642.
Le Mierre 149.
Lenz Jak. M. R. 234. 297 f. (u. Frl. v. Albedyll). 434.
Leopardi G. 609. 790.
Leriſe Frz., vgl. 822.
Leſage Alain René 69. 345. 568/72 (Goethe u. L.).
Leſſing Gtho. Ephr. 147. 148. 149. 150. 154. 238. 305. 313 f. (Fauſtdichtg.). 314/26 (Erziehung d. Menſchengeſchlechts; Thaerlegende). 434 (637 Emilia Galotti). 588. 592. 624[1]. 647. 667. 674. 803.
Leſſing Karl 315.
Leuthold Heinr. 444/60 (geſammelte Dichtgn. hg. von Bohnenbluſt). 454 ff. (hyr. Selbſtbekenntniſſe L.s).
Levin Rahel, ſ. Varnhagen R.
Lewald Aug. 617 f. 620. 622.
Lewald Fanny 647.
Lichtenberg Geo. Chph. 220. 756. 760.
Lillo 151.
Lindau Rud. 794. 807[1].
Lindemann Bernh. 673.
Lingelsheim Theob. 682.
Lipiner S. 345.
Lips (Lipſius) Joeſt 88. 89. 90. 91. 93. 94. 95. 97.
Literatur- und Völkerkunde hg. von Archenholz 219/22 (Beitr. Jean Pauls).
Literaturgeſchichte, Wiſſenſchaftslehre der, ſ. Wiſſenſchaftslehre.
Literaturzeitung, Allgem. (Jen.) 596. 597[1]. 598. 739. 741. 742. 750. 753. 754.
Literaturzeitung, Neue Jenaiſche 771 f.
Locke J. 223.
Loen 333 f.
Löwen Joh. Frdr. 148. 150. 151.
Löwenſtern Apelles v. 669.
Longfellow H. W. 452. 675.
Longus 354 f.
Lorm Hieron. 677.
Lüderwaldt Joh. Balth. 318.
Lützow Karl v. 457.
Lullus Raym. 578.
Luther Mart. 291 f. 307. 542. 678 (Tiſchreden). 803. 827.

Lyrik 444 60. Leutbold 551 64. Französ. Revolution 1789 in d. Gedichten Klopstocks u. der Göttinger. 678 f. (17. Jahrh., handschr.).

Geistliche Dichtung (Kirchenlied) 520 46 pass. (716 36 Procop v. Templin); Zusammenhänge zwischen Predigt und Kirchenlied 521 f.; Mariendichtg. 522 f. 721 30. — Gelegenheitsgedichte 104/26 490 529 (Schupp). 137 9 (Wieland). 547 51 (J. G. Jung). 670 ff. (Tscherning u. a.). — Polenlieder, s. Platen A. v.

Anfänge.

Ach wie so schön, wie hüpsch und fein (Procop v. Templin) 728.

Der Himmel frewet sich (Schupp) 111.

Der Sünd Fluß schon vor langer Zeit (Procop v. Templin) 724.

Die Sonne sahe jüngst (Schupp) 116.

Ey wie so einsam, wie so geschwind? (Procop v. Templin) 727.

Erfahrung bringt es mit, so unsre Bäume grünen (Schupp) 493.

Es war, geehrter Freund, ein Volk zu Christi Zeiten (Schupp) 512.

Es wohnt ein schönes Jungfräulein (Procop v. Templin) 721.

Freund, den Hygäa jetzt mit ihrem Lorbeer kränzet (Wieland) 139.

Gleichwie des Noe Täubelein (Procop v. Templin) 725.

Gleichwie die lieb Waldvögelein (Procop v. Templin) 729.

Hier kanst du, wer du bist, mit Augen sehn und lesen (Tscherning) 673.

Hör mich du armer Peregrin (Procop v. Templin) 731.

Ich gieng spaciren in ein Feld (Procop v. Templin) 716.

In dieser grossen Zahl, so sich mit Euch erfrewen (Schupp) 113.

Israel kont sich dem Glücke vermehlen (Schupp) 122.

Jüngst saß der Musen schaar (Schupp) 117.

Kombt her ihr züchtig Jungfräwlein (Procop v. Templin) 720.

Newlich als Amor hatt' im Tanzen abgebunden (Schupp) 114.

Schauet diesen Jammermann! (Schupp) 508.

Sehr schmertzlich ist es zwar (Schupp) 123.

Soll ich nun ewer Creutz (Schupp) 121.

So noch einmahl, mein Riff! (Schupp) 496.

Wil Ding seyn die zu finden (Procop v. Templin) 717.

Wann wünschen wär können Maria rein (Procop v. Templin) 730.

Winter ist hin, der Pilgram zieht ins Feld (Procop v. Templin) 733.

Wol dem, dem Gott ein Weib beschweret (Schupp) 505.

Zween gute Freund von Hertzen trew (Procop v. Templin) 718.

Zwei Nachtigall in einem Thal (Procop v. Templin) 725.

Lyser J. P. 399[1].

Märlein (Predigt M.) 713 ff.

Mäve Heinr. u. Anna, geb. Sann 505/7 (Schupps Brautlied für M.).

Mainz 678.

Malleolus Marx. 682.

„Mann von fünfzig Jahren" u. ä. 63. 72.

‚Manon Lescaut', s. Prévost d'Exiles.

Marivaux P. C. de 148. 150 151. 152.

Mark Aurel 335.

Marlitt E. 63.

Marolds che Handschriften 678.

Masen Jak. 695[4]. 697.

Matthisson F. v. 738.

Max Jos. 233/5 (Brief von Tieck).

Mayer Joh. Frdr. (Hamburger Pastor) 511.

Medea 335 f.

Mehmel Gtli. Ernst. Aug. 767.

Meistergesang 678.

Meister Hämmerle-Spiel 832.

Melanchthon Ph. 290. 291.

Melinno 451.

Melissantes (ps.) = Joh. Gtfr. Gregorii 390.

Mellilambius Ambrosius (ps.) = J. B. Schupp 503.

Melos Ida, s. Freiligrath F.

Memel G. E. A., s. Mehmel.

Memel J. P. de 696.

Menantes (ps.), s. Hunold Ch. F.

Mendelssohn Moses 305. 306. 326. 583.

Menzel Karl Adf. 605.

Mephiſtopheles (Bedeutung des Namens) 293 f.
Mercoeur Eliſe 451.
Merkel Garlieb 586. 595. 598. 737. 750. 763. 764. 766.
Merkur, Teutſcher 222.
Metrik, Metriſches 517 ff. (Schupp). 771. 772. 817. 818. 821. 822.
Metternich Cl. Fürſt 417 f.
Meuſel J. G. 767[2].
Meyer, Dr. (Vſ. des Fauſtrechts) 749.
Meyer Heinr. 349.
Michaelis Chr. 674.
Michaelis Karin 71. 72.
Miller Joh. Mart. 434 f. 563.
Millevoye 451.
Milton John 183.
Mixturen für Menſchenkinder aus allen Ständen (1786) 222 f. (Jean Pauls Beitr.).
Mörike Edu. 675.
Möſer Juſtus 774.
Molière 64 f. 149. 641.
Monod Gabr. 629 f. 652.
Montanus Mart. 699[3].
Moore Edw. 151.
Moore Thom. 451.
Morhof Dan. Geo. 666. 668.
Moritz Karl Phil. 205[1]. 380 (386 ‚Anton Reiſer‘).
Moſen Jul. 611/23 (zu M.s Trauerſp. ‚Der Sohn des Fürſten‘).
Moſen Rhard 611. 612.
Moſer K. v. 351 am E.
Motiv- u. Stoffgeſchichte 573/82 (Schillers ‚Kampf m. d. Drachen‘ u. ‚Handſchuh‘). 616 ff. (Moſens ‚Sohn des Fürſten‘). — Sieh ferner: Eroberer. Franzöſiſche Revolution. Kritiſches Alter.
Mühlbach Louiſe 285.
Müller Ephraim 460. 461.
Müller Frdr. (Maler) 299.
Müller Jhns. v. 390.
Müller Wilh. 460 (‚Est, est!‘).
Müller von Itzehoe Joh. Gtwe. 227.
Müller v. Königswinter Wolfg. 675.
Müllner Adf. 390.
Muſäus J. K. A. 220. 825. 826.
Muſenalmanach, Berliner 674.
Muſik, Sprachliche, in Goethes Lyrik 338/40.
Muſonius 99. 100.
Muſſet Alfr. de 451.
Mylius Ernſt 116 f. (Schupps Epicedion für M.).
Mylius W. Ch. S. 220.
Myſtik, Myſtiker 307. 400 f. 405 ff. 678.
Mythologie 409 f.

Narren-Calender (1712) 832/4.
Naturphiloſophie 177.
Naturwiſſenſchaftliche und hiſtoriſche Erkenntniſſe 51 ff.
Neſenius Anton 115 f. (Schupps Epicedion für N.).
Newton J. 174. 330.
Nibelungenlied 232.
Nicolai Frdr. 305. 381 (384 ‚Sebaldus Nothanker‘).
Niebuhr B. G. 437 f.
Nietzſche Frdr. 359. 409. 803.
Notizen, Kritiſche, ſ. Jahrbücher, Kritiſche.
Novalis, ſ. Hardenberg.
Nungeſſer Peter 108 f. (Schupps Einladung zu einer Rede N.s).

Ochino Bern. 489 f.
Oelſchläger Herm. 448. 451.
Offenbach J. 834.
Oken L. 177.
Olivier 451.
Opitz Martin 86/102 (O. und d. ſtoiſche Philoſophie). 505. 517 ff. 667. 668. 678.
Optimismus 675/77 (Hamerling).
Originalgenie 305 f.
Oſtwald Wilh. 818.
Otto Chn. 220 f. 225.
‚Ourika‘, ſ. Duras.
Ovid 331 f. 336. 825. 826.

Pädagogik 309. 330. 351. 818.
Palaprat 149. 151.
Pantheismus 156/82.
Paracelſus Theophr. 290. 570.
Parival 695. 699.
Parny E. de 738. 745. 746. 748.
‚Paroli kneifen‘ 741.
Patono Benoit 391.
Patzke Joh. Sam. 140 oben.
Paulus H. E. G. 436.
Paulus Secundus 678.
Peſtel Frdr. Ulr. 547.
Peter im Baumgarten 353.
Petrarca 352. 451. 664.
de Peyronnet 451.
Pfaff Joh. Wilh. Andr. 754[3].

Pfeffel G. K. 150.
Pfeil J. G. 385.
Pfeil Leop. Heinr. 350.
Philander (ps.) = J. B. Schupp 510.
Philanderſohn J. B. (ps.) = Joſt Burkh. Schupp 510.
Philoſophie 86/102 (Opitz u. d. ſtoiſche Ph.). 156/82 (Goethes Pantheismus). 323 ff. (Leſſing). Sieh auch Fichte.
Picater Peter 83 am E. 84.
Pickelhering (Bezeichnung f. den Diener eines wandernden Arztes) 832.
Pietismus 305. 308. 309.
Pindar 357 ff. (Hölderlin).
Piscator Johs., Argentinenſis = Fiſchart 690.
Pittelius Corn. 673.
Platen Aug. v. 455. 456. 598/610 (773/90 die Quellen zu P.s Polenliedern).
Platner Ernſt 223. 224.
Platon 265. 291. — P.-Überſ., v. Schleiermacher (urſprüngl. m. F. Schlegel gepl.) 586. 750. 756. 761. 764. 767 f. 771. 772.
Plattdeutſch 148. 156 oben.
Plutarch 827.
Poiſſon 150.
Polenlieder, ſ. Platen A. v.
Pope Alex. 219 f. 305.
Porß Dominicus 113 f. (Schupps Epithalamium für P.).
Poſtumus Thdr. (ps.) = Th. Frh. v. Troſchke 618.
Praetorius Johs. 695. 696.
Praetorius Michael 73.
Predigten 520/46 (702/15 Procop von Templin).
Preuß J. E. H. 616 f. 619.
Preußen: Friedrich II., d. Gr., Kg. 550. 611/23 (Moſens ‚Sohn des Fürſten'). 827. 828. — Friedrich Wilhelm I., Kg. 827. — Friedrich Wilhelm III., Kg. 114 f. — Heinrich, Prinz 550.
Prévoſt M. 71.
Prévoſt d'Exiles Ant. Frç. 564/8 (‚Manon Lescaut' und ‚Wilhelm Meiſter').
Procopius von Templin 520/46 702/36. — Proben aus P.s Werken 716/21; P.s Gedichte in des Knaben Wunderhorn in ihrer urſprüngl. Faſſg. 721/36.
Prometheusdichtungen 345 f.
Prutz Rob. 663[1].
Pückler-Muskau Herm. Fürſt 399. 400. 403 f.
Puſchmann Adam 678.

Quellenunterſuchungen 564/72 (Goethe). 573/82 (Schiller). 598/610 (Platen). 615/23 (Moſen).

Raabe Wilh. 675.
Rachel Joachim 507.
Racine J. 343 ff. 640 f. 644.
Radowitz J. v. 784.
Raffinerien für raffinierende Theologen (von E. F. Vogel, 1785/6. Jean Pauls Mitarbeit) 223/5.
Rahne Heinr. und Conr. 673.
Ramdohr 217.
Ranke Leop. v. 798.
Rationalismus 305 f. 325 f. 367.
Ratſchky J. F. v. 737 (‚Melchior Striegel').
‚Rauffhandel, Geiſtlicher' 678.
Raumer, Frl. v. 236 f. (Brief an ihren Vater).
Realismus 642 ff.
Reboul (nicht: Rebaul) Jean 451. 675.
Redwitz Osk. v. 457.
Reformation 307 f. 529. 678.
Regius Ernſt 683.
Regnard 149. 150. 151.
Rehbinder J. v. 217.
Reichard H. A. O. 560.
Reichardt J. F. 821.
Reim 338 ff.
Reimarus Eliſe 322.
Reimarus H. S. 325. 326.
Reimer Geo. 759. 769.
Reinhold Karl Leonh. 594 f. 598. 749. 756. 760. 761.
Reiſen 693 f.
Religiöſen, Zug zum 255. 305.
Religion 255/61.
Religionsgeſchichte 319. 322 f.
‚Rembrandt als Erzieher' (v. Langbehn) 803.
Rethel Alfr. 796.
Rétif de la Bretonne 383. 386.
Reuter Fritz 626. 645.
Revolution, ſ. Franzöſiſche R.
Reyſer J. D. 137[2].
Reyßbeſchreibung, Luſtige (von Stranitzky) 833.

Richard André 451.
Richardson Sam. 384. 385 (‚Pamela'). 386.
Richter J. P. F. (Jean Paul) 219/26 (unbek. Jugendaufsätze). 226 f. (früheste Zeugnisse). 227/9 (Anteil an Einsiedels ‚Grundlinien'). 407[1]. 582 f. (2 Briefe an L. Röntgen). 679. 755. 821 f. 824.
‚Richtungen' 60 ff.
Rickert Heinr. 4. 52 f.
Riedel F. J. 138.
Riemer F. W. 349. 441.
Ries Hieron. 547.
Rinteln 678.
Rist Joh. 495 f. (512 Schupps Sonette an R.).
Ritter J. W. 407. 758.
Rodenberg Jul. 806.
Röntgen Ludw. 582 f. (2 Briefe von Jean Paul; R.'s ‚Rhapsodien').
Röschlaub A. 749.
Rolland Romain 624[1]. 630 Anm. 634[1]. 797.
Roman, Novelle 363/88 (Tiecks ‚W. Lovell'). 397/411 (E. T. A. Hoffmann).
Romantik, Romantiker 175. 211. 251/70 (Fichtes Einfluß auf d. ältere Romantik). 309 f. 363/88 (Tiecks ‚Lovell'). 389/96 (Arnim als Dramatiker). 396/411 (E. T. A. Hoffmann im persönl. u. briefl. Verkehr). 584/98 (736/73 Briefe v. Schleiermacher an A. W. Schlegel). 676.
Romanus Karl Frz. 148. 150.
Roquette Otto 654. 658. 664 f.
Rosenkreuzertradition 401.
Rotteck K. v. 784.
Rousseau J. J. 101. 149. 385.
Rückert Frdr. 675.
Ruffo, Kardinal 818.
Rumford, Minister 818.
Runckel Carl Ambros und Lisette 350.
‚Rundipundi-Mann, Herr' 832.
Rußland: Katharina II., Kaiserin 143.

Sabbatier, Abbé 567 f.
Sablière A. de R. de 460.
Sachevil (Sacksviel u. ä.) Thom. (Joh. Bosuet), engl. Komödiant 74/85.
Sachs Hans 695. 696.
Sachse Joh. Chph. 218.
Saint-Martin 401.
Salzburger Tracht des Hanswurst 831 f.
Sand George 237[1].
Satire 219/26.
Sand Karl L. 435 f.
Sann Anna, s. Mäve.
Sarcey F. 651[1].
Sastrow Barthol. 460.
Saurin 152.
Savoyen Eugen Prinz v. 827.
Scarron P. 64 geg. E. 565.
Schade Chph. 350.
Schadow J. G. 755. 760. 761. 762. 763 f. 798.
Schäfer, Der untreue (17. Jahrh.) 678.
Schäferdichtung 101 f.
Schaumburg Joh. Aug. 140.
Schauspiel, Schauspieler, Sch.-Kunst, s. Theater.
Scheffner J. G. 400.
Schellhaffer Joh. Tob. 349.
Schelling F. v. 177. 252. 308. 407 f. 597[1]. 741. 744. 745. 747. 749. 752/9 passim. 771 f. 823.
Schenkendorf Max v. 437. 461.
Scherbius Gtli. 350. 351.
Scherbius Joh. Just. 351 (Stammbuch).
Scherenberg, Familie 791 f.
Scherer 740.
Scherer Geo. 665.
Scherer Wilh. 53. 62.
Schicksalsdrama 394.
Schiebel Joh. Geo. 581.
Schiller Ernst 431. 434.
Schiller Frdr. 240 f. 251. 252. 429. 431. 563 f. (franz. Revolution). 585 f. 594. 598. 600. 620. 644. 745. 760.
Sch.-Literatur (1911/12) 816/30.
Ästhetik 829 f.
Sch.s Gespräche 822 f. (Nachträge).
Beziehungen: Cotta 823. — Goethe 352 (Briefw.). — Gries 823. — Humboldt W. v. 432/4. 817/22 (826 Briefe von H.). 819/21 (Charakteristik Sch.s) — Kalb Ch. v. 823/5. — Karl August v. Weimar 828. — Kotzebue 823. — Die Romantiker 585 f. — Schelling 823. — Schmidt H. 823. — Wolzogen K. v. 823.
Lyrik: An die Sonne 816. 817. — Anthologie-Gedichte 816 f. — Die

Schiller:
Antiken zu Paris 829. — Der Antritt des neuen Jahrhunderts 829. — Auf den Tod Weckerlins 816. — Die seligen Augenblicke 817 — Balladen 340 f. 820. — Die Begegnung 825. — Elegie an Emma 825. — Die Erwartung 825. — Der Gang nach dem Eisenhammer 820. — Das Geheimnis 825. — Größe der Welt 817. — Deutsche Größe 820 f. 829. — Der Handschuh 580, 2 (zur Stoffgeschichte). 820. — Hektors Abschied 298 f. — Hero und Leander 825 f. — Die Journalisten u. Minos 828. — Kampf mit d. Drachen 573, 9 (zur Stoffgeschichte). — Klage der Ceres 820. — Kraniche des Ibykus 818. 820. — Lied an die Freude 784. — Die deutsche Muse 829. — Der Ring des Polykrates 820. — Ritter Toggenburg 820. — Der Taucher 820. — Vergleichung 828. — Xenien 781 (Literar. Zodiakus).
Dramen 432. — Don Carlos 614. 621 f. 821. 828. — Don Juan (gepl.) 823. — Jungfrau von Orleans 637 f. — Maria Stuart 234. 433 — Räuber 796. 821. — Semele 816. — Wallenstein 342. 432 f. 594 640. 760. 818. 819. 820. 823.
Prosa: Biographien bedeutender Männer (Deutscher Plutarch; vermeintl. Plan) 827/9. — Geisterseher 384. — Plan einer Römischen Geschichte 821.
Horen 227 f. — Thalia 828.
Schlabrendorf Gust. Graf 441.
Schlabrendorf Gräfin Karoline 419.
Schlegel Aug. Wilh. 251, 3 (Fichtes Einfluß). 345. 429. 436. 584/98 (736/73 Briefe von F. Schleiermacher). 822. — S. auch Athenäum.
Schlegel Dor. 436 f. 738. 739. 751. 755. 762. (763).
Schlegel Frdr. 242 f. 251. 252. 254. 255 f. 259. 266 f. 268 f. 389. 431. 436 f. 584/98 passim. 736/73 pass. 822. — S. auch Athenäum.
Schlegel Joh. Adf. 140.
Schlegel Joh. Elias 140. 149. 305.
Schlegel Joh. Heinr. 140.
Schlegel Karoline 590. 591. 595[2]. 739 762. 823.
Schleiermacher Frdr. 255/67 (Fichtes Einfluß). 437. 584/98 (736/73 Briefe an A. W. Schlegel).
Schlesien (handschr. dtsch. Liter. d. 17. Jahrh.) 678.
Schlosser Chn. 441.
Schlosser Joh. Geo. 318.
Schlosser Joh. Ldw. 152.
Schlumberger Joh. Geo. 620 f.
Schmid Herm. 451.
Schmidt F. W. A. 738.
Schmidt Heinr. 823.
Schmidt Julian 451.
Schmied Nathan. 672.
Schnabel Joh. Gtfr. 385 (435 Insel Felsenburg).
Schneider W. J. 551[1].
Schnitzler Arthur 72.
Schöne Seele 830.
Schopenhauer Arthur 260. 263. 265. 803.
Schorn Ldw. 210.
Schreiber Joh. Heinr. 217.
Schröder F. L. 153 f.
Schröder Ratichius 126 f. (Schupps Progr. funebre für Sch.).
Schubart Chn. Fr. Dan. 552.
Schubert G. H. v. 405 f. 407 f.
Schuckmann Herm. 673.
Schücking Levin 675.
Schütz Ch. G. 741[2]. 742 f. 743. 747. 754. 772.
Schütz Wilh. v. 396.
Schütze Chn. Heinr. u. Joh. Heinr. 226.
Schultetus Marg. Elis. 496 f. (Schupps Epicedion für Sch.).
Schulz-Bodmer Wilh. 299.
Schupp Ant. Meno 501 ff. 504.
Schupp Joh. Balth. 103/28 (490/520 Nachtrag zur Bibliogr.; Gelegenheitsgedichte). 540.
Schupp Jost Burkh. 510.
Schwankhaftes in Procop v. Templins Predigten 537 ff.
Schwanritter 678.
Schwarzburg-Rudolstadt: Katharina v. 827.
Schweden: Gustav Adolf, Kg. 827.
Schweiz 453 f.
Schweizer Dichtung, s. Leuthold.
Scott Walt. 645.
Scribe E. 637. 651.
Secundus Paulus 678.
Sedaine 149.

Ségalas Anais 451.
Seidler Luise 431.
Seneca Lucius Annaeus 88/102 passim.
Sevenus Gerh. 682.
Shakespeare 224. 231 f. 236. 305. 309. 333. 334. 386. 389. 438 (Romeo u. Julie). 451. 594 (Hamlet). 743. 760. 765. 767 (Macbeth). 797.
Shelley P. B. 345.
Sickel Theod. v. 302.
17. Jahrhundert 86/102 (Opitz). 103/28 (490/520 Schupp). 520/46 (702/36 Procopius v. Templin) 667/74 (Tschernings u. s. Kreis). 678 f. (Handschriftliches). 695/702 (Grimmelshausen).
Siena 463/90 (Fischart in S.).
Silberer Geo. (ps. Sil Vara) 72.
Simrock Karl 675.
Sinold Ihns Jerem. 121 f. (Schupps Epicedion für S.).
Smollett T. G. 402.
Soden Jul v. 389.
Soltau D. W. 741. 743. 747 am E. 748. 749. 750. 751. 764.
Sondershausen Karl 405.
Sontag Henriette 332.
Sophokles 357 ff. (Hölderlin). 451. (768). 772 (Antigone).
Soulavie 347.
Spanische Dramen 439.
Speckdieb, Der (Possenspiel) 696.
Speth Balth. 217.
Speyer Frdr. 400. 406 f.
Spielhagen Frdr. 67 (‚Quisisana'). 643. 645.
Spinoza 259. 265. 324. 337 (Goethe).
Spitteler Carl 345 f. 803.
Sprache 818.
Sprachliche Musik in Goethes Lyrik 338/40.
Sprachwissenschaft, -geschichte 21 ff. 29 ff. 534.
Stägemann Frdr. Aug. 784. 785.
Stael, Frau v. 436. 438.
Stahr Adf. 613. 614.
Stammbuch 351 (Scherbius).
Stammesgeschichte 48 ff.
Staupitz 678.
Steffens H. 177. 234. 235. 741 [2].
Stein Charlotte v. 236 f.
Stein H. Karl Frh. v. u. z. 416 f.
Steinthal H. 652 [3].
Stern Adf. 614 f.
Sterne Lor. 221. 227 [2]. 570.
Steuber Joh. 123 f. (Schupps Programma funebre und Epicedion für St.).
Steuber Joh. Engelh. 547. 548.
Stifter Adalb. 66 f. (‚Der fromme Spruch').
Stil, Stilkunst, -theorie, -untersuchung 309. 341 f. (Goethe). 540/46 (702/15 Procop v. Templin). 645 ff.
Stoff, s. Motiv.
Stoische Philosophie 86/102 (Opitz und d. st. Ph.).
Stolberg Chn. Graf zu 551.
Stolberg Frdr. Graf zu 551. 554 f. 561 f.
Storm Theod. 645. 648. 792. 793. 797. 804.
Stranitzky Joj. Ant. 830/35.
Straßburg 681/8 (Unterrichtsanstalten; Fischarts Rechtsstudien in Str.).
Strauß D. F. 302.
‚Striegel, Melchior' (Ged. v. Ratschky) 737.
Sturm Joh. 682 ff. passim.
Sturm und Drang 386. 387 f.
Sturz Helf. Pet. 151. 298.
Sudermann Dan. 678.
Sulzer J. G. 306.
Swift Jon. 219 f. 221.
Swinburne A. Ch. 675.
Sylburg Frdr. 548.

T., J., von Niedern-Asphe (1752) = Ihns. Trus 550.
Taine H. 633. 652. 794. 804.
Taxis von Liechtensee 696 [6].
Tasso T. 331.
Technik 394 (dramatische).
Telles Regnier 678.
Temmler, Kanzleirat 140.
Templin, s. Procopius von T.
Tennyson Alfr. 675.
Terenz 351.
Thaer Albr. 314/26 (Erziehung d. Menschengeschlechts).
Theater (Bühne, Schauspiel, Sch.-Kunst) 72/85 (Engl. Komödianten). 147/56 (Ackermanns Schauspielergesellschaft in Hannover 1768). 227/9. 678 (Schulaufführungen). 830/35 (Haupt- u. Staatsaktionen; Stranitzky). — Th.-Zettel 147 ff.
Breslau 612 f. — Oldenburg 613 f.

Theophrast 460 f.
Thibaut 823
Thorild Thom 756.
Thym Joh. Heinrich 349 f.
Tibull 451.
Tieck Frdr. 236 f.
Tieck Ldw. 230 37 (Briefe an Frommann und Max; Frl. v. Raumer an ihren Vater). 230 f. (233 ‚Octavian'). 231 f. (Poet. Journal). 235 (autobiogr. Skizze). 252 5 (Fichtes Einfluß). 267. 363 88 404 Anm. ‚William Lovell') 401[2]. 586. 590. 594. 595[2]. 741. 743. 745. 749. 750 f. 759. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 769[1] 772. 822 (Humboldt ü. T.).
Tilly 827.
Tobler G. L. 345
Totalität, Die Kategorie der, in Goethes naturw. Schriften 156 82.
Traum des Lebens 224.
Treitschke Heinr. v. 451. 803.
Tritheim Johs. 678.
Troschke Thdr. Frh. v. (ps. Theod. Postumus) 618 f. 620. 622.
Trus Jhns. 550 f.
Tscherning Andreas 667/74 672 4 (zur Tsch.-Bibliographie).
Tscherning Joh. 678.
Tünger Augustin 695.
Tuppius Laurenz 686.
Turgenjew Iwan 649.
Typus, Der 171 74.

Aden 311.
Übersetzungen 220. 357 63 (Hölderlin). 447 f. (451 f. Leuthold). 674 f.
Uechtritz Frdr. v 234.
Uffenbachsche Autographensammlgn. 679.
Uhland Ldw. 658.
Ungarische Lyrik 451.
Unger, Frau 590. 593. 763
Unger J. F. 752. 753. 757. 758. 759. 765.
Universitäten 463 90 (Italien; Siena). 681/95 (Straßburg; Basel).
Urban Joh. Geo. (Med. Dr. 138.
Varnhagen Rahel, geb. Levin 443. 750. 751.
Venator Balth. 672.
Venedig 352 f.
Vermehren J. Bernh. 760.
Vieweg Frdr. 765[1].
Virgil 789 a. E.
Vischer Frdr. Theod. 193 f.
Volkel Jos. Sam. 222. 223.
Vogel Grh. Frdr. 222 223 ‚Mixturen'). 223 5 (‚Raffinerien', Jean Pauls Mitarbeit).
Voltaire 148 (2). 149 (3). 151 (3). 152. 155. 383.
Voß Joh. Heinr. 558. 551 563 f. 562 f. 738. 771. 818. 821.
Voß Jul. v. 393[1].

Wackenroder W. H. 267.
Wagner Adf. 400 3. 405.
Wagner J. J. 570
Wagner Rich. 343. 401. 402 403. 450 f. 641.
Wallenstein 827.
Walther Geo. (Hofbuchhändler 311 f. (Brief von Winckelmann).
Wannowski 397.
Waser J. H. 220.
Wassermann Jak. 63 f. (72 ‚D. Mann von 40 Jahren').
Weierstraß Matth. 123 (Schupps Epicedion für W.).
Weigel Valentin 678
Weimar: Bernhard, Hzg. v. 827. — Karl August, Hzg. v. 595. 828.
Weise Chn. 130[2].
Weiße Chn. Fel. 150. 152.
Welcker F. W. 829
Weltanschauung, R. Hamerlings 675/77.
Werner Phil. Chn. 107 f. (Schupps Einladg. zu einer Rede W.s).
Werner Zachar. 396. 622.
Wetzel F. G. 401. 405 f.
White 451.
Whitman Walt 675.
Wichmann Herm. 286 f.
Wieland Chph. Mart. 70. 136/39 (Noch ein Ged. aus W.s Jünglingsalter). 220. 332. 383 (384 f. ‚Agathon'). 434. 569. 588. 741. 748. 749. 754.
Wiener Faust-Komödie, Fragment einer, vom J. 1731 (Faust als Ballet, italien.) 129/36.
Wiese Sigism. 236 f.
Wildenbruch Ernst v. 611. 641.
Wilfesheim Joh. 683.
Willemer J. J. v. 431.
Winckelmann Joh. Joach. 196. 288 f. 308. 310 f. (Aus W.s Briefen hg. von Meßlényi). 312 (Brief an Walther). 422 geg. E. 818.

v. Winthem (Klopstocks Neffe) 144.
Wissenschaftslehre der Literaturgeschichte 1/63: Die schriftl. Denkmäler als Inhalt meines Bewußtseins (5/15), als Gegenstand u. Quelle (15 32); Der Urheber als Bewirkendes 32/9), als Bewirktes (40,53); Logische Übersicht der Arbeitsweisen 54/63.
Witzleben Joh W. K. E. v. 417
Wochenblatt, Politisches 784.
Wolf Frdr. Aug. 288. 289. 429. 441.
Wolf Joh. 460.
Wolfenbüttel 73 85 (Engl. Komödianten). 672 ff. (Bibliothek).
Wolff Casp. Frdr. 176.
Wolff Chn. v 138.
Woltmann Karl Ldw. 752. 753. 761.
Wolzogen Adf. v. 823.
Wolzogen Karol. v. 442 f. 819. 823.
Wonung Ertwin zur 106 f. (Schupps Epicedion für E. z. W.).
‚Wünschelruthe, Die' (Zschr.) 390.
Württemberg: Karl Eugen Hzg. 828. 829.
Wunderhorn, Des Knaben 521. 721/36 (Procops Gedichte darin in ihrer ursprüngl. Faffg.).
Wyzewa T. de 808.

Xenophon 332.

Young Edw. 305. 306.
Ysenmenger Sam., von Bretten 679.

v. Zanthier (Offizier) 140 f.
Zasius Ulr. 479.
Zeitung, Allgemeine (Augsburg) 599, 610 (7 73/89 passim als Quelle v. Platen Polenliedern).
Zeitung, Erfurter 745.
Zeitung, Erlanger 767. 770 oben.
Zeitung, Posener 607 f.
Zelter K. F. 826.
Zensur 611 f.
Zenne Aug. 215.
Zitat, Das (in Procops Predigt) 714 f.
Zoellner Joh. Fr. 594. 740.
Zola E. 642/5.

PN
4
E8
Bd.2I

Euphorion; Zeitschrift fur
Literaturgeschichte